



Inhalts-Verzeichnis

des Jahrgangs 1888 der Neuen Musik-Zeitung.

Leitartikel, abhand- elnde Aufsätze, Fach- liches und Sachliches.

Bach, Joh. Seb., von F. Schweifert 245.
Berliner Saison von Alex. Moszkowski 12. 32. 59. 99. 111. 248. 271.
Brandl, Marianne, Erinnerungen an 29.
Brief, Offenbach, an Herrn Rommerzienrat Carl Grüniger von Elise Polto 5.
Clementi-Gramer, Czerny von Dr. Otto Reigel 2.

Denkmal für Franz Abt, Dos 49.
Die großen Solen. Bayreuth 236.
Fremdwörterbuch, Musikal. Nr. 2.
Gruß, Jm., von Aug. Reiser 5.
Hochs, Dr., Konservatorium in Frankfurt a. M. 121.
Kaiser Friedrich III. u. die Musik von Franz Schwarz 164. 170.
Kindergefang, Der, und seine Pflege, von Dr. Aug. Reismann 178. 189. 208.

Liszt, Franz, auf seinem ersten Weltzuge 17. 30.
Mozarts Sohn, Wolff. Amob., von Otto Schmid 143.
Mozart, Wolff. Amob., Wie hat er eigentlich ausgesehen, von Prof. Dr. v. Schaffhütel 241.
Münchner Musikbrief 299.
Musiker-Lexikon Nr. 2. 11. 16. 20.
Musikfest, Das, in Stuttgart 165.
Musik-Geschichte, Jünfer, Nr. 9. 14. 18. 21. 23.

Niederheinisches Musikfest zu Aachen, Das 65. 135.
Oper in Köln 260.
Pflege des mehrstimmigen Gesanges in Schule, Haus und Gesangsverein, Die, von Dr. Aug. Reismann 278.
Räder, Fried., Ein Gedichtblatt von L. Erbach 130.
Schubert, Franz, und sein Lieb 7.
Stimmengung-Stimmveredlung von Prof. G. Scharfe 227.
Thüringer Volkslied, Das, zwei Briefe v. Fr. Kaden, mitgeteilt von Wilh. Tappert 42.
Verdis „Otello“ in Frankfurt a. M. von Max v. Plotow 256.
Von der Zauberpöte zum Parafal 205.

Wort, Ein, über die Musik der Ungarn von Adam Vöfler 46.
Biographien.
Brounfort, Jugeborg v., biogr. Skizzenbl. v. Elise Polto 142.
Clementi, M., Gramer, J. P. Czerny, Carl 2.
Jahst, Ammannel, von Ernst Montanus 153.
Hummel, Joh. Nep., ein musikal. Charakterb. v. Moriz Band 117.
Kieberg, Götliche 66.
Mollen, Therese, von Dr. Adolph Kohn 293.
Mutter, Sophie, biogr. Skizze von L. Fiq 53.
Spies, Hermine 214.
Zoffi, Teresa 253.
Wilm, Nikolai v., eine biogr. Skizze von M. Nigali 225.
Zajic, Florian, biogr. Skizze von E. Fr. 201.
Zöllner, Heinrich 77.

**Erzählungen,
Humoresken u. andere
Feuilletons.**
Allerfeinsten, Am, von Eng. Simon 259.
An das Lieb, Gedicht von Edw. Bornmann 297.
An Mozart zum 5. Dezember, Gedicht 277.
Aus Bayreuth 194.
Aus den Memoiren eines Impresario 260.
Bach, Carl Philipp Emanuel, ein Gedichtbl. von L. Erbach 280.
Balt, J., Die Tageder Rosen 156.
— Ein Ringelstein in Aachen anno domini 788. 133.
— Zur Weihnachtszeit 301.
Baud, Moriz, Nur ein Musikant, eine Liebesgeschichte aus dem Leben Joh. Strauß 96.
Barberina, La, von L. Erbach 220. 229.
Beethoven's gute Fee, von Leop. von Sacher-Masoch 282.
Benefiz-Spähne, Die, heit. Plati von Rich. Schmidt-Gabanis 3.
Blondel, von Emil Mario Vacano 257.
Blumen der Musik, Skizzenblatt von Elise Polto 217.
Boß, Alfred, Lessings Beziehungen zur Musik und den Musikern seiner Zeit 56.
— Schiller's Beziehungen zur Musik u. den Musikern seiner Zeit 66.
Bornmann, Ed., Musikalische Liebesflage 305.
Briefe des Adam Vöfler an Carl Czerny 17. 30. 41.
Clerubini und Théroigne von Sacher-Masoch 146.

Deutsche Harmonie von Willy Widmann 182.
Dichter und Tonkünstler, Skizze von Joh. Peter 243.
Dichtereien, Ein früherverweltes (zu Schütz 140. Geburtst.) 297.

Don Juan, Skizze aus Mozarts Leben 205.
Dur und Moll 13. 25. 48. 100. 112. 125. 137. 185. 196. 209. 237. 249. 281.
Episode aus dem Leben Molieres von Adam Vöfler 181.
Erbach, L., Bach, Carl Philipp Emanuel 280.
— Fürst und Künstler 43.
— La Barberina, der Roman einer Künstlerin 220.
Erinnerungen an Karl Tauffa von Karl Graf v. Arodow 266. 279.
Frühlingsplauderei 65.

Geige, Die, mit dem Engelskopf von Elise Polto 5.
Glad, Christoph v., an einem kleinen deutschen Fürstentum, Geschichte von L. Molitor 167.
Glad's Musik von E. Gerhard 158.
Götterdämmerung, Die, von Carl Schiller 67.
Grümmiger, Ad., Die Musik 13.

Gaak, G., Die Nachtigall von Hohenasperg 298.
Gentichel, Franz, Ein aller Musikant 161.
— Ein Jahr des Glückes 232.
Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen von Emil Jonas 78. 93.
Jenny Lind's Goldschmidts Traum von Emil Mario Vacano 63.
Jonas, Emil, Ein Hand-Auto-graph 179.
— Jenny Lind-Goldschmidts Leben 78. 93.
— Zwei ungedruckte Briefe Beethoven's 55.

Kaisers Tod, Des, Gedicht 161.
Kaiser Wilhelm u. Fried. Chopin, Gedichtblatt von Fr. Berg 83.
Kaiser Wilhelm und Pauline Lucca 82.
Kaiser Wilhelm und Richard Wagner von Theob. Brann 168.
Klang, Der idyllische, Gedicht von Schmitz vom Brühl 296.
Knauff, Marie, Das dritte Stadium 85.
— Der Sängerrinnen Fink oder die beiden Nivalinen 207.
— Probatum est 172.
Koch, Ad., Dr. C. Primadonnen und ihre Männer 94.
Kongerbetrachungen eines Unmusikalisch v. Jul. Fremb 280.

Körner, Karl Theob., Ein Erinnerungsblatt zum Todestage von C. Gerhard 215.
Künstlergerichten, Künstler-entschiedene, von Elise Polto 23. 24.
Künstlerleben, Ein 107.
Künstler-Epikuristen, musikal. Erinnerungen von Max King 228. 244.
Renau und die Musik, nach seinen Gedichten und Briefen von Dr. Wilh. Kahl 254.

Liebesflage, Musikalische, Gedicht von Edwin Bornmann 305.
Lieblingsdichter Giovanni Raimis, Der, von Johs. Stauwell 268. 283.
Lied der Gräfin Adémar von C. Montanus 71. 95. 104. 122.
Lind, Jenny, in Bonn, von J. Balg 170.
Liszt, Franz, auf seinem ersten Weltzuge 17. 30. 41.
Mauen Kaiser Friedrichs, Den, Gedicht von Fr. Eising 154.
Moderne Opern. Der Faustbühn von Bernh. Friebe 285.
Montanus, Ernst, Das Lied der Gräfin Adémar 71. 95. 109. 122.
Moszkowski, A., Berliner Saison 12. 32. 59. 99. 111. 248. 271.
Mozart, Am, zum 5. Dezember, Gedicht 277.
Musik, Die, in der Münchner Kunstausstellung von Alfred Reichen 201.
Musikalische aus dem Rom der Cäsaren 10.
Musikfische und Modemusik, ein Intermezzo von Prof. G. Ehrlich 106.
Mitt der Entiaquina, Der, Episode aus der Bühnengeschichte von Friz Jeller 245.

Nachtigall, Die, von Hohenasperg. Weihnachtsges. v. G. Gaak 298.
Naturgeschichte, Zur, vieler Teno-risten. Ein warnendes Wort 216.
Nigali, A., Mariale Erbold 129. 144.
— Zwei denkwürdige Theater-abende 265.
Nikolai, A., Vor zweihundert Jahren, heitere Geschichte 184.

Obello-Invokation, Die 134.
Pasqué, Ernst, Die Wagnerbüste, Geschichte aus dem Leben 44. 58.
— Vohengrün, Eine Handerei 190.
— Zwei Spaziergänge nach Reilly anno 1842. 246. 270.
Patti, Adelina, Einst u. Jetzt 120.
Poem, Ein, Richard Wagners 13.
Polto, Elise, Blumen d. Musik 217.
— Die Geige mit dem Engelskopf 5.
— Drei Melodien, Skizzenbl. 81.
— Jüngst entdeckte Kunst-lergeschichten 22. 34.
Primadonna in der Klemme, Eine 46.
Probatum est v. Marie Knauff 172.

Radie ist fäh, eine lustige Be-gleichung von Friz Jeller 193.
Rästelösung 20. 32. 48. 60. 72. 80. 100. 112. 120. 137. 149. 160. 173. 185. 196. 209. 221. 232. 248. 262. 272.
Rästel 20. 32. 48. 60. 80. 100. 120. 149. 160. 173. 221. 232. 248. 262.
— mit Zahlen 112. 185. 106. 209. 284.
— musikalische 13.
— in Buchstaben 137.
Ränder, Die, v. Feinr. Entiger 83.

Reichner, A., Einlustiger Vogel 56.
Reiser, Aug., Ruhmeshalle deut-scher Tonkünstler 85—86.
Reminiszenzen 131. 146.
— aus dem Notizbuche eines alten Opernfremdes 80.
Rösselprung 72. 272.
— Auflösung 13. 80. 284.
Rossini und sein Hof von Emil Mario Vacano 33.
Ruhmeshalle deutscher Tonkünstler von Aug. Reiser 85—86.

Sacher-Masoch, v. Beethoven's gute Fee 282.
— Cherubini und Théroigne 146.
— Es wohnt Lieb bei Liebe 218.
— Straßensängerin 123.
Sänger und Klavierpieler, histor. Erzähl. v. Bernh. Javenow 48.
Santa Lucia von M. N. 35.
Schlegel, W., Die Macht der Pom-padour, histor. Episode 98.
Schmidt-Gabanis, Mein Feto, eine zoologisch-nerböse Skizze 233.
Schönbrunner-Walzer von Dr. Ed. Sabell 148.
Schwarzdrossel von Wandwig, Die, von L. Weisfisch 18.
Schuld, Analie, die Geschichte zweier Tonkünstler von A. Nigali 129. 144.
Stadium, Das dritte, oder wie der Direktor um seine Prima-donna kam, von Marie Knauff 85.
Straßensängerin, Die, v. Sacher-Masoch 123.

Tage der Rosen, Die, Erinnerungsblatt von J. Balg 156.
Tannhäuser-Aufführung in Dres-den, Die erste, von Aug. Le-simpe 120.
Tannhäuser, Der, Erzählung von Wilh. Appelt 191.
Tannhäuser, Ein, von Neumann-Erdel 110.
Tutti, Das, ein Supplement zur Musikgeschichte 267.

Ueberliefert, von R. v. Sch. 20.
Murnig, Th., Dr., Zu laufend Angichten 182. 192.

Van Dyck als Schwanenritter von G. M. Vacano 267.
Violetta 23.
Volkslied, Das, Jung Wende-lins Traum von Joh. Stauwell 158. 170. 180.

Wagner-Büste, Die. Eine heitere und lehrreiche Geschichte von Ernst Pasqué 44. 58.
Wagner, Rich., Poem 13.
Walther von der Vogelweide. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Franz Eising 105. 119.
Weihnachtszeit, Zur, Skizze von Joh. Balg 301.

Widerlegung von musikhistorisch. Unwahrheiten v. M. R. 107.
Wie weilt der Kunstler von Sachlen seinen Sängern erzog, von G. Gaak 231.

Wagner-Büste, Die. Eine heitere und lehrreiche Geschichte von Ernst Pasqué 44. 58.
Wagner, Rich., Poem 13.
Walther von der Vogelweide. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Franz Eising 105. 119.
Weihnachtszeit, Zur, Skizze von Joh. Balg 301.

Widerlegung von musikhistorisch. Unwahrheiten v. M. R. 107.
Wie weilt der Kunstler von Sachlen seinen Sängern erzog, von G. Gaak 231.

Wagner-Büste, Die. Eine heitere und lehrreiche Geschichte von Ernst Pasqué 44. 58.
Wagner, Rich., Poem 13.
Walther von der Vogelweide. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Franz Eising 105. 119.
Weihnachtszeit, Zur, Skizze von Joh. Balg 301.

Widerlegung von musikhistorisch. Unwahrheiten v. M. R. 107.
Wie weilt der Kunstler von Sachlen seinen Sängern erzog, von G. Gaak 231.

Wagner-Büste, Die. Eine heitere und lehrreiche Geschichte von Ernst Pasqué 44. 58.
Wagner, Rich., Poem 13.
Walther von der Vogelweide. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Franz Eising 105. 119.
Weihnachtszeit, Zur, Skizze von Joh. Balg 301.

Wagner, Rich., in *Nouen* 72.
— und *Kaiser Wilhelm* 11. 261.
Wagner, Cosima 302.
Wahlmann, Leonore 249.
Weber, C. M. v. 47.
— *Monument* 47.
Wehrle, Musikdirektor 236.
Weimar, Oper „Die“ 99.
Weinberger, Karl 124.
Weterlin, Fr. 11.
Wien, Wilhelm 47.
Widmann 112.
Wien, an der Wien 88, 124, 286.
— *Foyer* 271.
— *Karlsbader* 25, 60, 272.
— *Männerchor* 47.
**Wien, Männerchor 236.
Witt, Ad. 137.
Winkelmann, Herm. 271.
Wirth 136.
Wittmann 286.
Wirth, Franziska 47.
Wittner, Franz 85.**

Vermishtes.

Abt, Franz, Deutscher 25.
Adenolle, Alphonse 305.
Americas Müller, ihre finanzielle
Stellung 12.
Amsterdam, Internationaler Ge-
sellschaftsbericht 305.
André, Pompier, Gefängnis 12.
Armeeamt, deren Reform 184.
Artois, Theodor, Preis 124.
Angsburg: Subvention für das
Theater 48.

Baden-Baden: Haupterin der
Frau Kellner 48.
Badischer Sängerbund 249.
Bayern: Weikener 160.
— *Wühnenfeste* 112.
— *Morgenmusik am Grabe*
Wagners 196.
Beethoven's Hebräer 88, 160.
Bellini, Norma 12.
Berlin: Galaaufführungen 36.
— *Harmonia* 289.
— *Konzertorgel der Philhar-*
monie 36.
Bernauer, Artz. 173.
Boston: Abt, Deutscher 60.
— *Mozart, Deutscher* 137.
Bote und Post, in Berlin 48.
Branka, Max v. 36.
Brannschweig: Hoftheater 124.
Brouart, Hans v. 261.
Brud als Hans Sachs 25.
Brüffel: Konservatorium 289.
Bruckner: Wiener Sänger 149.
Brüllow, Hans v., Gedicht 137.
— *Leitung der Abonnements-*
konzerter 249.
B. v. S., Ein hübscher Scherz 184.

Carmen, Silva 160.
Cavallo, Gefängnis 12.
Chicago: Opernhaus 237.
Chorgesang, Preisauschreiben 12.
Choudens Testament 305.
Cotta, Karl 47.

Damrosch, Leop., Dr., Deutsche
Oper in New York 88.
Deutscher für Nöht und Georg
Rigel 184.
Der erste Scherz 261.
Deutsches Lied, 50jähriger Ge-
burtsfest 160.
Deutsches Theater in Prag 25.
Donizetti's Schädel 149.
Dregert, Alfr. 272.

Dresden, Brandische Goimn-
fallenhandlung 173.
— *Liedertafel* 305.
Dur und Moll 13, 25, 48, 100.
112, 125, 137, 185, 196, 200,
217, 243, 281.
Düsseldorf: Städtische Tonhalle
72, 261.

Giesendorf, A. v., Feyer 88.
Gieseler: Niederlaet 272.
— *Städtische* 237.
Gieser, Musikfests 88.
Gieser, Musikfests 88.
Gieser, Musikfests 88.
Gieser, Musikfests 88.

Frankfurt a. M.: Hochfest von
Jerusalem 249.
— *Liedertafel* 218.
— *Musikfests* 249.
— *Musikfests* 249.
— *Musikfests* 249.

Genossenschaft deutscher Bühnen-
angehöriger 25.
Gieseler: Niederlaet 272.
— *Städtische* 237.
Gieser, Musikfests 88.
Gieser, Musikfests 88.
Gieser, Musikfests 88.

Hamburg: Abonnementskonzerte
249.

Hannover: Konzert der Nieder-
tafel 12.
Harte mit Taktatur 100.
Häuser, Feyer, Deutscher 72.
Hilberstein: Sängerkreis der ver-
einigten norddeutschen Nieder-
tafel 112.
Hochberg, Graf, Wöchentliche
Galaaufführungen 36.
Höfinghoff, Emil, in Varmen 289.
Hummel, Joh. Nep. 305.

Jahn, Adolf 173.
Janner, Direktor, Gefängnis 12.
Jaffi: Nummisches National
theater 88.
Jahresbericht des Neuen
Musikfests 25.

Kahl, Verlagsrecht der „Tri-
phos“ 12.
Kaiser Wilhelm II. und Vohen-
griß 272.
Karlshöhe: Konservatorium 289.
Kellner-Brouart, Vermächtnis
48.
Koblenz: Rheinland 289.
Koburg: Musikverein 137.
Köln: Städtisches Theater 112.
— *Konzertorgel* 249.
— *Männer-Gesang* 261, 289.
— *Meynabend: Nordisches Musik-*
fest 60.
Kündert, L., Dr., Prof. 88.

Lamoureux' Landgut 112.
Lassen, Dr., Hofkapellm. 261.
Lehrerverein in Frankfurt a. M. 36.
Leipzig: Neues deutsches Buch-
händlerhaus 124.
Lind, Jenny, Medaille 137.
Lind, Jenny, Wohlthätigkeit
88.
Lizis Schülergesellschaft 237.
— *Vergamung* 272.
Lobach, Ludwig, Preis 124.
London: Vierteljahres-Nachschau
221.
Lübke, W., Geschichte der deut-
schen Kunst 48.
Lucca, Josef 12.
Lucca, Pauline 12, 72.

Mahler, Niederlaet Oper: „Die
drei Pintos“ 12.
Mailand: Ricordi und Zonzogno
196.
Mann: Liedertafel und Damen-
gesangsverein 173, 261.
Marbacher Deutscher in Bittau
88, 124, 261.

Meiner, Karl, bei Hachländer
237.
Meinert: Stiftung, (Hachländer)
237.
Meinert, Dr., Dr. Hofrat 88.
Mohr, Dr. 237 305.
Mohr, Dr. 237 305.
Mohr, Dr. 237 305.
Mohr, Dr. 237 305.
Mohr, Dr. 237 305.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.
Manmann, Emil, Prof. 473.

Thomas, Theodor 272.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.
Thoma, Theodor, Internation.

Hochs, Dr., Konservatorium 121.
Hummel, Joh. Nep., Portr. 117.

Alte, Der schönste 296.
Alteberg, Glotthe, Porträt 65.

Kohengrün und Gisa Nr. 16.

Mendelssohn, Felix Nr. 6.
Menter, Sophie, Porträt 53.
Mozart, Wolfgang Amadeo, Bildnis
241. 242.
Musikinstrumente Nr. 9. Beilage
4. 7. 8.

Arbeitszweig, Das stougl., und
der Schlossplatz 168.
Mühmeschalle deutscher Tonbilder
80. 86.

Spies, Hermine, Porträt 225.

Toschi, Teresa, Porträt 253.
Trompeter von Sättlingen, Der,
9. 21.

Wie jung Werner beim Freiherr
Trompeter ward 21.
Wilm, Nikolai von, Porträt 225.

Jajic, Florian, Porträt 201.
Jöbner, Heinrich, Porträt 77.

Musikbeilagen.

Zur Klavier zu 2 Händen.

Abesser, Ebn., Polonaise Nr. 22.

Behr, Franz, Frühlingsgruß,
Salon-Mazurka Nr. 10.

Dreyschodt, M., Launisch, Klavier-
stück Nr. 6.

Jabian, J., op. 7, Wälder aus
schöner Zeit, Salon-Mazurka
Nr. 3.

Immortellen Nr. 13.

Kügel, Mich., Zweigeipräch, Al-
bumblatt Nr. 5.

Meggenborfer, V., Gnomon-Polka
Nr. 8.

Mendelssohn, Felix, von Th.
Märchner, Th., Nr. 6.

Reigel, Cito, Andante aus Gzer-
uns vierhänd. Klavierstücke
Nr. 1.

Richard, R., Frühlingsfeier Nr. 15.
Rieg, Leop., Weihnachtsvorlesung
Nr. 24.

Schulke, Adolf, op. 16, Album-
blatt Nr. 6.

Trauermarsch, dem Andenken
kaiser Wilhelm I. Nr. 7.

Bagdylygi, Zela, Tändelei Nr. 8.

Wilm, Nikolai v., Glotter Einn,
Nr. 19.

Lieder für eine Singstimme.

Abt, Frz., Könnt ich's verstehen
Nr. 17.

Böhm, J. M., Im Mitternacht
Nr. 3.

Böie, J., Wäldchen so gerne ziehn
Nr. 17.

Bronart, Zungeberg v., Blumen-
grün Nr. 12.

Grethner, Contr., Vertrauen
Nr. 15.

Lachner, Vinc., Liebesknehen,
„Da bräuben, da broben“ Nr. 1.

Lachner, Vinc., An Kaiser Wil-
helm, Gedicht von Felix Dahn
Nr. 8.

Mozart, W. A., Bieneleier Nr. 7.
Mozart, Sohn, W. A., Ge-
müthung Nr. 12.

Reiter, Aug., Vorlesung: „Schwilt's
du immer sagen“ Nr. 5.

Thierfelder, M., Agnes' Klage
Nr. 22.

Wehrle, Hugo, Liebesden der Lm-
lei Nr. 19.

Weinzel, Paul, Mein Heimat-
wald Nr. 10.

Jöllner, Heinrich, „Moumen und
Schiden“ Nr. 7.

Lied für 2 Singstimmen.

Wölter, Gust., Wenn der Herr
ein Kreuz schickt Nr. 24.

Violine und Klavier.

Wach-Wehrle, Maria Nr. 5.

Wegle Nr. 13.

Wohde, Gd., jr., Andante reli-
gioso Nr. 1.

Wranitzky, Jos., op. 34, Andante
Nr. 12.

Jajic, H., Albumblatt Nr. 17.

Briefkasten.

Aden 8. 37. 61. 74. 139. 198.
Abbad 139.

Alfandria 62.

Altenbach 288.

Altenburg 24. 76. 163.

Altenkirchen 89.

Altona 8. 125. 186. 250. 304.

Altwied 303.

Amicus artis 51.

Anklam 63.

Apolda 74.

Arad 304.

Arbeson 162.

Arnstein 102.

Arnshausen 303.

Arten 37.

Arnsberg 52. 63. 89.

Auster 211.

Badenhausen 102.

Baderach 150.

Baden 24.

Bamberg 174.

Baranja-Rajja 75.

Barren 8. 74. 102. 150. 163.

Baronst 304.

Basel 288. 303.

Bausen 90.

Beck 37.

Bergdorf 163.

Berlin 8. 24. 37. 49. 51. 52. 61.

62. 63. 74. 75. 76. 90. 91. 113.

150. 151. 162. 163. 174. 186.

187. 198. 210. 211. 290. 291.

Bern 138. 163.

Bernburg 8. 150. 223. 252.

Biberach 75.

Biel 162.

Bielefeld 150. 290.

Bilbao 262.

Bistritz 62.

Blasewitz 75.

Boburg 138.

Böckum 262.

Böhmisch-Teipa 262.

Bonn 8. 101. 125.

Bopfingen 37. 211.

Boston 62.

Brandenburg 50. 198. 223.

Brannenberg 101. 304.

Brannschweig 24. 63. 74. 139.

187.

Braunweiler 24.

Bredenkeld 37.

Breslau 24. 51. 74. 75. 90. 102.

114. 138. 140. 150. 151. 288.

290. 304.

Bromberg 49. 125. 162. 174. 262.

Brück 125.

Brück 125. 174.

Brum 288.

Brück 287.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Bruckow 37.

Frankfurt 8. 24. 90. 125. 186.

250. 290. 303.

Freiberg 37. 131.

Freiburg 8. 24. 37. 51. 162.

Freilassing 303.

Freibland 21.

Fulda 8. 101.

Fürth 24.

Gambach 37.

Galschütz 75.

Genova 303.

Gera 113.

Gieraltowitz 75.

Glabach 37. 50.

Glarus 101.

Glag 75.

Glanhan 51. 163.

Gleiwitz 113. 138.

Gmund 130.

Guersdorf 174.

Goltsow 74.

Görlich 211.

Görha 24. 37. 211.

Görschell 50.

Göttingen 8.

Grafenhausen 151.

Grafenstein 223.

Grand-Island 89.

Gratz 102. 186.

Greifswald 24. 51. 186.

Gröbzig 37.

Grolsch 8.

Groningen 150.

Grosz-Säke 89.

Gröbzig 186.

Gruntschewitsen 24.

Griman 290.

Grünberg 37.

Grünberg 51. 61.

Grünhainichen 50.

Grünstadt 24.

Grundschott 90.

Hadamar 51. 250.

Hagen 74.

Hagenau 51.

Halle 8. 24. 37. 90. 304.

Hamburg 8. 49. 90. 138. 140.

174. 187. 262. 273.

Hann 290.

Hannau 74. 89. 304.

Hannover 8. 37. 62. 75. 187. 198.

Harpen 186.

Hattingen 262.

Heidelberg 186.

Heilbronn 8. 162.

Heiligenstadt 8.

Heiden 89.

Hermshof 89.

Herrnhut 139.

Hersfeld 140.

Hersfeld 113. 222.

Hirschberg 52.

Höcht 8. 114.

Hofenheim 176.

Hohnorf 287.

Holzberg 162.

Homburg 138.

Hommelsbüttel 174.

Hüttenheim 8.

Jaffa 152. 262.

Jansbrud 113. 187.

Jäbar 75.

Kaiserslautern 74.

Kalbach 139.

Karlshad 102. 139. 187.

Karlshof 8. 24. 61. 63. 138.

150. 163. 287.

Kempten 24. 89. 210.

Kiebitz 52.

Kiel 24. 37. 114.

Klafeld 288.

Kleinburga 114.

Klosterneburg 50.

Koblenz 62.

Köln 8. 24. 37. 51. 76. 91. 114.

139. 150. 174. 186. 187. 223.

303.

Komorn 238.

Komolan 8. 102.

Komsgberg 62. 150. 151.

Königsbrunn 102.

Königstein 52.

Königsfeld 76.

Königsberg 8. 24. 89. 198.

Königsfeld 150. 288.

Köslin 114.

Krallingsfeld 62.

Kranichfeld 24.

Kreuzendorf 89.

Kreuzenfeld 89.

Krotzschin 211. 222.

Kupferhammer 303.

Lahr 252.

Landau 75.

Landdorf 37.

Landshut 8. 52. 162. 287.

Langenbieten 52.

Langenfeld 290.

Landau 24.

Leipzig 24. 37. 50. 52. 74. 90.

102. 114. 140. 150. 162. 163.

211. 222. 223. 238. 290.

Leitmeritz 24. 102. 113.

Lesen 210.

Liban 140.

Lichtenwalde 24.

Liegnitz 63. 102. 250.

Limbach 139.

Lindenberg 151.

Lippstadt 304.

London 37. 211.

Lonsheim 211.

Lora 252.

- Nieder-Söhring 62.
 Niederrambach 288.
 Niefern 51.
 Nienwedep 211.
 Nilsburg 288.
 Nordhausen 74, 101, 222.
 Noris 61.
 Nürnberg 37, 61, 90, 139, 162, 187.
 Oelfand 90.
 Oberanheim 90.
 Ober-Glogau 75.
 Obergrund 24, 113.
 Oberhausen 102.
 Oberhausen 37, 51.
 Odeheim 262.
 Offenbach 24, 139, 238.
 Offenbrunn 138.
 Otmützig 61.
 Opladen 303.
 Oranienburg 163.
 Oßersleben 51.
 Ostrow 238.
 Pauschwitz 37.
 Paris 24.
 Pajkau 174, 250.
 Peilau 52.
 Penzlin 101.
 Perleberg 91, 139.
 Pest 61, 62.
 Petersburg 90.
 Petershof 198.
 Pfüllingen 50.
 Plauen 75, 101.
 Plön 8.
 Pommeru 37, 174.
 Pommerdorf 37.
 Ponschau 220.
 Poien 139, 211.
 Potsdam 8, 50, 52, 61, 102.
 Prag 37, 52, 74, 151, 163, 210, 238, 290, 304.
 Preistracham 74.
 Preiburg 61.
 Preischona 24.
 Proßlau 101.
 Prunn 62.
 Prüg 139.
 Ruedlinburg 75, 210.
 Ratibor 163, 186.
 Rastburg 24, 102, 222.
 Ravensburg 24.
 Ravelshausen 24.
 Rawitsch 90, 187, 198.
 Regen 250.
 Regensburg 8, 37, 102, 140.
 Reihorst 250.
 Reibersdorf 303.
 Reichenbach 102, 138, 174, 198.
 Reichenberg 61, 102.
 Reichenhall 63.
 Reinsch 288.
 Reuß 150.
 Reichenmarkt 62.
 Rentlingen 113, 114.
 Reval 140.
 Rheine 74.
 Riga 102, 151, 198, 273.
 Roermond 250.
 Roma 89.
 Rorischach 89.
 Rostock 138.
 Rottenburg 102.
 Rotterdam 61, 150.
 Rudolstadt 24, 51, 90.
 Ruit 63.
 Rutla 303.
 Rübül 114.
 Sachsenhausen 24.
 Saccon-Tur 102.
 Salzburg 304.
 Schäßburg 24.
 Schawitz 24, 139.
 Schillingheim 37, 125, 139.
 Schlachten 8.
 Schmalfelden 198.
 Schönbach 125, 138.
 Schönborg 75.
 Schubin 222.
 Schüttentein 288.
 Schwanau 238.
 Schweidnitz 37.
 Schwelm 90.
 Schwenig 76, 138.
 Schwiebs 222.
 Seibenerdorf 62.
 Seunfeld 63.
 Sigmaringen 50.
 Silistria 198.
 Simbelingen 76.
 Sondershausen 8, 24.
 Sorau 8.
 Spandau 37, 211.
 Spencer 102.
 Sprellau 101.
 Stimbirsk 162.
 Steele 250.
 Stellenbofsch 138.
 Stettin 101, 303.
 St. Gallen 8.
 St. Johann 262.
 St. Louis 37.
 Stolp 49.
 Stolpen 304.
 St. Lirin 90.
 Stralund 24, 150.
 Stralsburg 63, 102, 139, 150, 223.
 Stuhlweissenburg 162.
 Stuttgart 8, 24, 52, 63, 162, 211.
 Stryum 24.
 Swinemünde 250.
 Symien 24.
 Szegedin 24.
 Tanton 291.
 Tagerreien 211.
 Teitinnen 74.
 Teltow 62.
 Tetrow 24.
 Thale 290.
 Thiengen 89.
 Thomanen 162.
 Thucuan 51.
 Thürnenburg 138.
 Tiffit 151, 210, 273.
 Trebow 222.
 Treprow 75.
 Trier 101, 102.
 Triesdorf 89.
 Trief 113.
 Troppau 37, 198.
 Tübingen 140.
 Tworfan 76.
 Ueberlingen 163.
 Uedermünde 273.
 Uft 37.
 Unterrohr 63.
 Unterjochsenberg 186.
 Utsch 102.
 Ufingen 63.
 Vangerow 125.
 Var-Paketa 50.
 Veringentadt 251.
 Vevay 90.
 Vöbel 49.
 Vöhl 8.
 Wahrenbrück 52.
 Waldenburg 50.
 Waldmohr 187.
 Walderode 62, 139.
 Waltershausen 52.
 Weimar 37, 288, 304.
 Weert 290.
 Wermelsweil 138.
 Wernersberg 139.
 Wernigerode 198.
 Werra 89.
 Wertheim 8, 252, 273.
 Wetzlar 223.
 Wien 8, 24, 37, 61, 62, 91, 102, 125, 187, 262, 288, 303, 304.
 Wiesbaden 210, 287.
 Wiesenberg 62.
 Wizing 223.
 Wittenbrunn 138.
 Wittenberg 52, 62.
 Wittenhof 90.
 Wolfersdorf 287.
 Wöllstein 63.
 Worms 37, 90.
 Würzburg 89, 287, 303.
 Zara 101.
 Zambdzic 113.
 Zeig 101.
 Zeulenroda 113.
 Zudau 163.
 Zülz 8.
 Zürich 24, 89, 101, 114, 288.
 Zischoppau 174.

Die Jahrgänge 1880—1888

der

Neuen Musik-Zeitung

erschienen wiederholt in neuen Auflagen und sind in elegant broschirten Quartalbänden à 80 Pfg. durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen, ebenso

Elegante Einbanddecken

à Mk. 1.— und Prachtdeden à Mk. 1.50 (rot, grün oder braun), letztere mit Schwarz- und Golddruck-Pressung, zu jedem Jahrgange der „Neuen Musik-Zeitung“.

... Musfpädagogische
Wert ersten Ranges, da bei
Jede von jeder Prämie.
Bundner
Kauze Nachrichten.

... Ich möchte allen
Karten das reichhaltige Blatt
für ihre musikalischen Kinder
empfehlen.
Kauze Nachrichten

Musikalische Jugendpost.

Anregend, belehrend.

Unterhaltend, erheiternd.

Illustrierte Zeitschrift für die Jugend.

Vierteljährlich 6 Nummern nebst zahlreichen Musik- und anderen wertvollen Beilagen 1 Mark.

Illustrations- und Textprobe aus der „Musikalischen Jugendpost.“

„Eine solche Jugend-
schrift wird sich ihren Weg
leicht bahnen.“ So äußerte
sich vor drei Jahren Prof.
Louis Köhler über die
„Musikalische Jugendpost“,
und der treffliche Musik-
pädagoge sollte Recht be-
halten. Überall wird die
„Musikalische Jugendpost“
freudig begrüßt, sie ge-
wann sich im Auge der
Herren der glücklichen Ju-
gend und ist nun für diese
wie für alle musiktreibenden
oder musikhelenden Eltern,
Lehrer, Expeditoren ein stets
willkommener Gast, ihr
Lieblingsblatt.

Die „Musikalische Ju-
gendpost“ vermittelt dem
kleinen Leserkreis die reichen
Schätze der Tonkunst und
pflegt durch Anregung,
Kritik und Belehrung das
aufkeimende Verständnis
und die wachsende Liebe
für die Kunst bei Anfän-
gern wie bei bereits vorge-
schrittenen Musikschülern.

Inhalt

der
Musikalischen Jugendpost:
Illustrierte biographische
Erzählungen und Charak-
terbilder, belehrende Ar-
tikel, Märchen, Humores-
ken, Gedichte, Anekdoten,
Unterhaltungsspiele, Rä-
tsel und Rebusse, Brief-
kasten, ferner: Melodien
und instruktive Klavier-
stücke (zwei- u. vierhändig),
Lieder für eine Singstimme
und Duette mit Klavier-
begleitung, Kompositio-
nen für Violine und
Klavier.



Täglich Grosses Frei-Concert

von früh bis spät.

Programm:

1. Im Wald und auf der Heide. . . Schafmelnsolo,
vorgelesen von Hans, dem Hirtenknaben.
2. Wer hat dich, du schöner Wald. . . Quartett
gesungen von Quak, dem Frosch, Zipp, der Grille,
Summ, der Biene u. Ziep, der Grasmücke, die Be-
gleitung hat Herr Kukuk übernommen.
3. Idylle, vorgelesen von Herrn u. Frau Turteltaube.
4. Lied an den Mond, ges. von Frau Nachtgall.

Die „Musikalische Ju-
gendpost“ erfreut sich der
häufigen Mitarbeiterschaft
der besten und beliebtesten
Jugendchriftsteller, Kom-
ponisten und Zeichner und
bringt unterhaltende und
belehrende Beiträge von
Professor Felix Dahn,
Ernst Pasqué, Professor
Carl Reinecke, Dr. H.
Gudewitsch, Aug. Tesch-
ner, Dr. A. Rohut, Elise
Potho, Eufemia Gräfin
Kallenberg (Frau von Ad-
lersfeld), Anna Nicolai,
H. von Winterfeld, C.
Haack, Frida Scham,
L. Heilborn, J. Stieler,
Wilh. Appelt und an-
deren.

Musikalische

Kompositionen

von Fr. Behr, E. Brestau,
A. Biehl, F. Burgmüller,
Otto Fichter, Ernst Heim,
Wilh. Heiser, Ad. Henneke,
Herm. Hipper, R. Hügeler,
F. Lieke, Fr. Lillerscheid,
Robert Mähler, H. Mün-
berg, Georg Niemann, A.
Schäfer, Aug. Wiltberger
etc. etc.

Illustrationen

von Paul Chumann, C. Bil-
terding, Oskar Pleßch,
Schulle vom Brühl, F.
Klinger, Woldemar Fried-
rich, H. von Schmidt und
anderen ersten Künstlern.

Wenn in dem winterlichen Wald
Die Hölzer kalt erfröhen,
Wenn man sich drinnen in der Stadt
An lustigen Musikern,
Es kommen Künstler jeder Art,
Es wird gequält, geklungen,
Und Schanzel gibt's — und auf dem Ball
Wird viel umhergepfungen.
Doch wenn der Wald in Prangen steht,
Und wenn die Blümeln blühen,
Dann kommt auch für das Waldgessner
Ein Fest nach Wintermühen.

Dann gibt's ein großes Festkonzert,
Für Eichhorn, Reh und Hasen,
Und langen können sie dann,
Auf schwellend grünem Rasen.

Der Hans, der blonde Hirtenknab'
Läßt die Schalmei erklingen,
Sein Händchen stimmt mit Heulen ein,
Die kleinen Vögelchen singen.

Der Kukuk gibt den Takt dann,
Den Ball die emigen Bienen,
Die Schälmei machen: „Bläh und bläh!“
Mit selbstzufried'nen Mienen.

Der Frosch im Sumpf stimmt auch mit ein,
Und hoch in Buchenästen
Gibt's leis' und herzlich: „Ruckuck!“
Von lauten Turteltauben.

Poch auch der Wald will schweigen nicht,
Teil fällt er ein mit Rauschen,
Das Eichhorn und die Hölzer
Die äh'n All und lauschen.

So geht's von früh bis in die Nacht
Tagtäglich um die Wälder,
Die Waldmusik klingt schöner fast
Wie die Musik der Städte.

... nicht genug zu
lobende Zeitschrift.
Kölnische Nachrichten.

Die in Prachtdruck gebundenen Jahrgänge der
„Musikalischen Jugendpost“ (Jahrgang 1886, 1887,
1888, à Band 5 Mark) eignen sich für kleine Musi-
kanten vorzüglich als geschmackvolle und gediegene
Festgeschenke.

Probe-Nummern der „Musikalischen Jugendpost“
durch jede Buch- und Musikalien-Handlung, sowie
direkt vom Verlag Carl Grüniger in Stuttgart
gratis und franko.

... außerordentlich zweck-
mäßig bearbeitet und ein sehr
empfehlenswertes Bildungs-
mittel für unsere Kinder.
Herrn v. S.

IX. Jahrgang Nr. 1.

Stuttgart, 1888.



Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 49 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kunstschöner, Opern-Lexikon u. s. w.

Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart
(vormals J. A. Zenger in Köln).
Interate die viergehaltene Kupferst. Seite 75 Pfennig.
Zeiten für je 1000 Expt. Mark 5.
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.



Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

schrieb. Waren sie fertig, so begab er sich zum nächsten Pult, um ebenfalls zwei Seiten zu „fadrizieren“, und so der Reihe nach. Natürlich waren die Notenköpfe, sobald er wieder ans erste Pult kam, wohlgeordnet. Da er meist Etüdenwerke schrieb und die zweite Seite wohl in der Regel mit einer Etüde abschloß, so ist diese Methode so unglaublich nicht. Jedenfalls war seine Vervielfacherei dadurch trefflich gekennzeichnet. Unter seinen zahlreichen Schülern befanden sich auch solche, die später zu Ansehen und Ruhm gelangt sind, vor allem Franz Liszt (1818–21), der zuerst zu Himmel nach Weimar hatte gehen wollen, aber die hohen Bedingungen desselben, einen Konzertsort für die Stunde, nicht ganz im Einklang mit seinen bescheidenen Mitteln gefunden hatte. Auch Liszt großer Nebenbuhler Thalberg, ferner Alfred Jaell und Leopold von Meyer zählten zu seinen Schülern. Auch er hat eine große Zahl von Stammermusikern, Symphonien, Messen, Requiem, Opernarien und Grabmälern, sowie ein Vermögen von 100 000 Gulden hinterlassen, das er fast ausschließlich, da er unverheiratet starb, einigen wohltätigen Anstalten in Wien vermacht.

Alle drei haben das heutige Klavierpiel entwickelt und begründet helfen; die epochenmachende Bedeutung muß jedenfalls Clementi zuerkannt werden. Am vorzüglichsten ist Cramer, während Czerny allerdings die mechanische Fertigkeit berücksichtigt. Man konnte Clementi den Eleganten, Cramer den Gefühlsvollen, Czerny den Trocken nennen. Die reichste und bedeutendste Ausregung hatte Czerny, der sie aber am wenigsten verwertet hat. Anders Cramer, der von dem höchsten Einbrun, welchen Saydn auf ihn hervorbrachte, zitterndes schreie und der bei aller weltmännlich seinen Bildung doch ein hinlänglich empfindliches Gemüt besaß, um alle künstlerischen Einwirkungen in sich zu verarbeiten. Bei Clementi muß unbedingt in Anrechnung gebracht werden, daß er in einer Zeit lebte, in welcher er von den Musikern, mit Ausnahme Saydns, noch nicht in nachhaltiger Weise beachtet werden konnte. Um so höher ist die spielende Leichtigkeit seiner musikalischen Formgebung und die Feinheit seiner Melodik anzufassen.

In Bezug auf ihre Bedeutung für den Unterricht muß Czerny obengenannt werden, erlesen wegen des großen Reichthums seiner Werke, von denen viele einen ganz speziellen Zweig der Technik gebildet sind, dann weil in ihnen die Zweckmäßigkeit für die Ausbildung der Hand stets den leitenden Gesichtspunkt bildet. Namentlich ist diese Absonderung des rein technischen Materials von den Feinheiten des ausdrucksvollen Vortrags bei dem Anfänger zu empfehlen, damit er zuerst Haltung und Unabhängigkeit der Finger lerne, bevor er mit Empfindung zu spielen beginnt. Daher ist heute ohne Czerny kein Anfangsunterricht denkbar. Wir zählen hier seine Hauptwerke nach ihrem Schwierigkeitsgrade auf: Große Klavierschule, 100 Übungsstücke op. 139, 40 leichte Tonstücke in fortschreitender Ordnung op. 803, der kleine Klavierlehrer op. 823, 30 nouvelles Etudes de mécanique op. 849, 32 nouveaux exercices journaliers op. 848 (für kleine Hände), Schule der Gefühlsfähigkeit op. 299, 125 Vortragsübungen op. 261, Vorträge der Fingerfertigkeit op. 636, 100 neue Studien zur Erlangung der höheren Ausbildung op. 807 (Prästudien, Radexen und kleine Phantasien op. 61), die Virtuosität der linken Hand op. 399 und 735, die Kunst der Fingerfertigkeit op. 740, die höhere Stufe der Virtuosität op. 834, 40 tägliche Studien op. 347, große Übung der Terzengänge op. 380, endlich die schon obengenannten Studienwerke. Selbstverständlich braucht fast keines dieser Werke vollständig durchgearbeitet zu werden. Jeder einsichtsvolle Lehrer wird für jeden Schüler zweckmäßige Auswahl zu treffen wissen.

Etwas nach der Ueberwindung der Schule der Fingerfertigkeit, nicht früher, darf mit Cramers Etüden (Wäulische Auswahl) begonnen werden. Neben ihnen werden seine 100 täglichen Studien op. 100 treffliche Dienste leisten. Bei Cramer spielt schon ein vorzüglicher Vortrag eine große Rolle; die Technik ist hier sehr häufig nur als Mittel angeordnet, um eine reizvolle Bewegung, eine hübsche Wirkung zu erzeugen. Die Etüden sind weit auch Vortragsstücke. Adolf Jensen hat den ersten und wohl gelungenen Versuch gemacht, 50 Etüden mit einem zweiten Klavier zu versehen; ihr poetischer Gehalt tritt in dieser Bearbeitung besonders deutlich zu Tage.

Sogleich nach Cramer, besser schon während seines Studiums muß Clementis Gradus in Angriff genommen werden, welcher etwa der Schwierigkeitsstufe der meisten Sonaten Beethovens mit Ausnahme der allerschwierigsten (op. 57, 101, 106, 111) entspricht.

Diese Etüden dürfen wohl als das Muster von Etüden gelten, da keine unter ihnen ist, die nicht einen ganzen bestimmten technischen Zweck im Auge hätte, aber auch keine, welche für den Spieler nicht genug musikalischen Reiz enthielte, um ihn zu fesseln und das Studium zu einer abwechslungsreichen Arbeit zu machen.

Wenn wir zum Schluß fragen, welche von den in Vergleichheit gerathenen Werken der drei Klaviermeister einer Wiederaufnahme in das moderne Spielrepertoire würdig wären, so ist es bei Cramer zu bedenken, daß seine Kompositionen fast ganz aus dem Musikalienhandel verschwunden sind. Jede größere Verlagshandlung würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie durch einen gewissen Musiker Umschau nach den wertvollsten unter seinen Werken hielte. Ist auch nicht alles Gold an ihnen, so steckt doch in vielen Sachen eine solche Gelegenheit, daß die beste Unterhaltungsmittel unserer Tage gegen sie verblasst. Von Czerny seien noch 6 leichte Sonatinen op. 163, 3 Sonaten op. 158, seine Toccala op. 92, 8 Scherzi op. 555 empfohlen. Das Andante, welches wir in der heutigen Musikbeilage mitteilen, stammt aus einem frühen Werk, welches Beethovenische Einflüsse nicht verleugnet und jedenfalls noch einen idealen Anflug nimmt. Von Clementis leichteren Etüden seien noch die für das Zonleiterpiel wichtigen Prästudien und Exercitien in allen Tonarten genannt. Nach den 6 leichten Sonatinen op. 81 verdienen seine Sonaten die aufmerksamste Beachtung. Wir sehen nicht an, ihr Studium vom besetzten Standpunkt des Klavierpielers aus für wichtiger zu halten, als dasjenige der Sonaten Saydns und Mozarts, welche unübertrefflich reicher sein mögen. Eine solche Mannigfaltigkeit der Spielarten und des Rhythmus, wie sie bei Clementi zu finden ist, trifft man bei den Meistern nicht. Die Motive sind fern davon, leicht und unbedeutend zu sein. Alles aber verrät den vollendeten Klavierspieler, der immer für sein Instrument dachte und nichts schrieb, was nicht bequem ausführbar und am besten auf dem Klavier wiedergegeben ist.

Mögen besonders diejenigen Lehrer, welche mit dem Klavierpiel vertraut sind — und das ist wohl die Mehrzahl — die drei C's in Ehren halten und wenigstens ihre Hauptwerke gründlich durchstudieren — es wird sicher nicht zu ihrem Schaden sein!



Die Benefiz-Hyäne.

Ein heiteres Blatt aus meinem Bühnen-Tagebuch.

Von
Richard Schmidt-Cabanis.

Ich glaube, er hieß eigentlich Schnabel.

Es möglich auch, daß sein wirklicher Name „Leineweber“ war.

Jedenfalls führte er an der Bühne beide Namen in ständiger Zwillingsverkopplung mit dem kalten Recht der Gewohnheit.

Bei seinen Kollegen aber war er einzig und allein unter dem düsteren Titel „der Benefiz-Mendler“ bekannt.

Ein engeres Vaterland war Sachse, für welches er, selbst in Angesehen höchster Kunstbegüterung — er spielte an der einzigen und deshalb ersten Bühne einer Provinzialstadt zweiten Ranges des Reich der „drillen und Geklagten“ — einen bedeutenden prächtigen Parthisalismus an den Tag legte.

Wie er — trotz der beregten Subalternbeamtentum im Hofstaat Zuhilfen — zu der sonst nur den „ersten Jähren“ und höchsten Würdenträgern, und eigentlichen Kontraktanten gelangt war, welche ihm an jedem Orte, den die Direktion „zu beinahe“ und mit künstlerischen Gewissen zu verjagen „für gut bestand“, ein Benefiz sicherte: das war eines jener großen unerklärten und unerklärbaren Geheimnisse des irdischen Daseins, von denen meine unsterbliche Freundin, „die lyrische Zmie“ in ihren noch unüberdachten Liebern sagt und singt:

„Steht ihr nicht jetzt noch vor des Lebens Rätseln,
Wie einst als Kind vor großen Weihnachtsbräuten?“

Wir selbst hatte Schnabel-Leineweber nur ein einziges Mal, in einer durch den Freigehm von stark schwächendem Punkt künstlich erzielten Stimmung, dunkle Andeutungen nach seiner Richtung hin gemacht, welche im allgemeinen darauf hinausliefen, daß er (Schnabel) das Benefiz „für die Seele des stanzte hielt“, und daß es ihm (Leineweber) im Interesse seiner Finanzen bedeutend vorteilhafter erschien, auf jede Waage, als auf das mehrberegte Extraordinarium zu verzichten.

Zualler erst sollte die schreckliche Wahrheit über die Benefiz-Grundlage dieses Namens ganz ans Tages, oder richtiger aus Vampeldicht kommen! —

Zuletzt war's übrigens in der That — ja, fast unheimlich, daß die Benefiz-Mendel Schnabel-Leinewebers — machten sie selbst in die Episode des abholtemer Kinderräumens, in die Grundstage fallen, oder auf Oter- und Pfingsttagabend verlegt werden, an denen zum mindesten die schäneren Käpfe des Theaterpublikums ihren Mauthenbühnen in dem jenseitigen Glement der Schreihungsbereichen zu erfrachten pflegt — daß, sage ich, diese dramatischen Ehrenabende des „Benefiz-Mendlers“ für ihn unter allen Umständen Gold, oder doch die Gold-Zurrogate: Silber, Nickel und Zinnschrauben in die Hände führten.

Ein Leineweber-Schnabelsches Benefiz hatte eo ipso die Bedeutung, wenn nicht gerade immer eines wohlgefüllten Kasses, aber stets die einer wohlgefüllten Kasse; denn auch für die unbedeutendsten Pläne war in der Regel das Eintragsfeld bar und richtig besetzt.

Und dabei bot der Mensch-Benefiziant nicht etwa unangelegentliches Mannegekleid. Weder der magischen Straßenseite seines herkömmlichen Tergarbes — bediente er, noch der Stimmstadt neuer Uten, Scham- oder Trauerfelle, um die gewünschte magische Wirkung auf einen hohen Adel und ein geehrtes Publikum hervorzubringen, — jede dramatische, jede Perpetration, gleichviel ob hoch- oder niederwertig, wurde aus Leineweber-Schnabels Händen vom Publikum dankend entgegengenommen — d. h. mit fingen-der Mühe honoriert.

Selbstverständlich konnte zunächst im Herzen der vom Schicksal minder begünstigten Kollegen Leineweber-Schnabels die Gisthaube des Reiches kräftig emporen. Aber das hamulöse Gemüt des höchstsonnlichen Ziel- und Geklagten war nicht dazu angethan, seinem schlichten Strauß Nahrung zu zuführen, es zum Wüthen und Zerschlagen gelangen zu lassen. Selbst die unglücklichsten Kunstgenossen, durcheinand materielle gekannte Jüngern und Jünger Italiens und Polhummus, verhielten sich nach und nach mit dem Gedanken: in dem unbedingten Ringen um die Palme eines „ausverkauften Hauses“, dem gemüthlichen, allseitig gefälligen und betriebs der Hellenkontrenz ganz ungefährlichen Schnabel-Leineweber zu weichen.

Das Verhältnis zwischen dem „Benefiz-Mendler“ und der übrigen Künstlergesellschaft des Direktors W... hielten, „für dessen Unternehmen Schnabel-Leineweber wiederum auf ein Jahr gewonnen“ worden, war also, wie gesagt, ein durchaus sonntiges; und die leichten Wolken, welche sich von Zeit zu Zeit aus der höchsten aber unerklärlichen Kartennacht entwickelten, mit der der sächlich singende Vater jeden kollegialen Versuch des Geheimnisses seiner sieben fetten Benefizstücke zu ergründen, zurückzuweisen, konnten stets nur eine ganz vorübergehende Trübung des lichten Kunstgenossenschafts hervorrufen. —

Aber wie sagt Lauszel (Gobbo zu „dem rüchlichen Vorne“, der — obwohl ein alter Mann — doch ein armer Mann und oben ein Vater“ ist: „Wahrheit muß aus Licht kommen —“

Und wenn gar eine ganze lustige Künstlergesellschaft mit allem Aufwand von Licht und Schmelz, von Poschheit und ... Muthungsvermögen an einem Geheimnis herumforstet, welche Tiefe ließe da unergündel.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit wurde — auf Grund eingehendster Informationen des Rezensens, des Theaterdieners, des Rezensenten, des Kampfangen, des Zettelträgers und einiger anderer zur Außenwelt in unserer Beziehung stehenden Bühnenbesessenen — folgendes über das „patentirte Schnabel-Leineweberische System zur Füllung von Benefiz-Vorstellungen“ ansündig gemacht, und in einer im Ratskeller anberaumten öffentlichen Sitzung zur Kenntnis weiterer Interessenten gebracht.

Etwas drei Wochen bis vierzehn Tage vor dem Termin des Benefizes begann Schnabel-Leineweber — mit Beistand seiner drei minderjährigen Sprößlinge männlichen Geschlechtes seine geheimnisvolle, unermüdete Thätigkeit.

(NB. Frau Keimweber-Schnabel, irre ich nicht eine Geborene aus dem berühmten Künstlergeschlecht der „Kündert“, wirkte als zweite tonische Alte am subventionierten händischen Theater zu... unter Mitwirkung der ebenfalls noch in der Theaterlinderndem stehenden beiden Töchter: Schnabel, durchaus im Sinn und Geist und nach der Methode ihres Vaters.)

Die Gräbergräber zur Erhaltung des Steinherzen eines F.T.-Publikums wurden also zeitig eröffnet, die Minen wurden gegraben, um, wenn die Zeit erfüllt war, nur die Kante anlegen und die Böden und Goldbeute einer hochverehrten stimmungserreichend mittellos in die Luft sprengen zu können. Wie andere tüchtige Strategen pflegte auch Schnabel: Keimweber diese Zappenthaten meist in der Stunde der Abenddämmerung zu unternehmen und zu fördern.

Verliebte-lieben begünstigter Mätrouen begannen nun diese Zeit an räthelhafte Weise zu verbringen; nachdem eine vorläufige Trennung die Gemüther der Pächterinnen durch und durch weich gemacht, erschien ein junger Schnabel mit dem vermählten Schloßgast im Arm, das — wohlgepflegt und sauber gekleidet — seiner Herrin munter entgegenkam. Nach dem erlaubten ersten Kuß des Wiedersehens kommt die Belohnung des armen Kindes an die Reihe, der das Thierchen vorgelesen einem Haufen verlorener Gassenjungen abgelegt, es in Hause nach dem berühmten Winter des Festens „mit der eigenen Frühstücksmilch“ genährt und erst heut die Märchen der Gassenkinder in Erfahrung gebracht hat. Jeder Tag in Gassenkind in klügender Münze wird handhaft zurückgewiesen; der Papa hat's verboten!

Wer denn der Papa ist?

„Nun der Säger und Schanipler Schnabel vom hiesigen Stadttheater — der in acht oder zehn oder vierzehn Tagen sein Benefiz hat.“

So? Ei da werde ich seinerzeit lieber auch ein paar Karten nehmen!

Das gute Kind hat sie gleich bei sich — redete die Mame, links die Willets.

„Kunst Stille?“ fragte das liebe Herzchen in einem Ton, an welchen nur ein Wunderlich nicht mit „Zehn“ zu antworten vermochte.

„Mit dem Gelde hat's natürlich Zeit; das wird der Papa schon später einzuführen lassen!“

Und verschwanden in Fräulein oder Fräulein oder Gottliebchen Schnabel-Keimweber, und die glückliche Magedensternin sieht da mit ihren sechs Eintrittskarten in der Hand, und im Herzen mit der Freude über ihren unentgeltlich aber doch etwas teuer zurückgewonnenen Vließling.

„Möge aller Junggeheilen „finden sich“ — wie der Lokal-Anzeiger meldet — Wassergrasse Nr. 17 im dritten Stock — geradezu —“ mit unerwarteter Vorliebe, und können gegen Erstattung der Interaktionsgebühr daselbst in Empfang genommen werden! — und gegen Entnahme von mindestens einem Viertelbühnen Vogenbilletts zu dem Schnabel-Keimweberischen Benefiz, sollte eigentlich gleich dabei stehen; denn ohne die dürfte weder der Mops noch sein Herr die Schwelle des Künstlerheims lebendig wieder zurückkehren.

Minder, die im Stadtpart an den Gestaden des Teiches Blumen pflücken (sein Gewässer, in welchem, beiläufig bemerkt, kaum eine Maus das genügende Material zum Ertrinken finden würde!), solche Kinder werden plötzlich durch kräftige Hände vom Uferand zurückgerissen und ihren Eltern als „geretter“ ins Haus gebracht — der Mutter ist Schnabel, und was kam ein dankbares Mutterherz in diesem Falle anders thun, als dem stützenden Gatten die Anlage abdrücken, den unwilligen Künstler durch Entnahme von acht oder zehn Benefizbilletts zu belohnen — eine Form der Wiedervergeltung, auf welche Schnabel-Keimweber mit ebenso fähiger als geschickter Wendung durch die Thaten des Zes eben hingelenkt ist.

Nach das inaginare „durchgehende Pferd“ kommt Keimern, auf dem Fahrbaum spielenden Kindern gegenüber mit Blick zur Verwundung, wenn jenseit seine Gullastungszeugen in der Nähe sind.

Unverzüglich ist Schnabels Thätigkeit in und vor besuchten Vortölen.

Dort, jener dem Gaubrinus mit etwas mehr als jählicher Unterthanenreue anhangende Schloßmeister ist wohl noch recht im stilleren, wie er dazu gekommen, mit seiner ganzen lebendigen Familie an einem tropisch heißen Sommertage die alte Post, „der verwundene Prinz“ zu besuchen — er, der sich aus der Komödie im ganzen wie im einzelnen blut; wenig macht!

Und doch ging die Sache so einfach zu.

Schnabel-Keimweber trifft den biedernden Handwerker am Sonntag am „blauen Hecht“, als jener, der Schloffer, bereits über die ersten sechs — oder die Not, und über die folgenden vier — oder die Labeideit hinweg zu den höheren und höchsten Graden der ethischen Veredlung fortgeschritten war. Nachdem man noch beiderseits einen Schimmertraum gethan, der denn auch aus des Schloffers erdichteten Haupt die letzten irdischen Gedanken verschluckte und ihn mit seinem Verstand und Empfinden in den rotglühenden Gaubrinus hüllte, hob, schon unter Menschenfreund Schnabel seinen starken Arm durch den des überlieferten Schlüsselverfertigers, bagierte letzteren im ganzen glücklich, wennschon nicht ohne einige leichte Havarien, vor das „Schlofferische“ Haus — in sogar, nachdem er dem Mähdling den Schlüssel aus der Taube gezogen und die Pforte aufgeschert hatte, in dasselbe hinein.

Dies ereignete sich, wie bemerkt, Sonntag, am nächstfolgenden Mittwoch erschien Keimweber-Schnabel beider und unbefangen bei der Frau Meisterin, die ihn kaum obenhin kannte, erkundigte sich nach den sieben Meinen und ganz nebenher auch, ob denn die „hiesigen Verzeihen“ auch morgen alle mit in den „Verwundenen Prinzen“ mitgenommen würden? Denn der Papa habe ja vor ein paar Tagen die Willets von ihm dazu einvernommen.

Stannen seitens der Frau Meisterin — und nicht einmal unwillig, denn sie ist eine große Theaterfreundin —; Bedanken Schnabel-Keimwebers, daß er wohl gar eine beachtliche Ueberzahlung vereilt habe. Der Meister kommt endlich dazu und weiß natürlich von nichts. Ebenso natürlich aber blüht und flüht der Künstler der Hausfrau lächelnd zu, sie wäge nur in des Gatten Sonntagserod Nachforschung halten; da hinein habe der Meister die entnommenen Willets gesteckt. Und — am natürlichsten — werden die Karten denn auch schließlich in einer Seitenfalte vorgefunden!

Zoll der verblüffte Schloffer erklären, daß die Eintrittskarte ohne sein Wissen ihm in den Schnabel gekommen sein müssen? — In welchem Zustand müßte er sich befinden haben, wenn das der Fall war (und es ist an jenem Sonntag noch glückselig ohne Gardinenpreisig abgegangen). Ueberdies, abzuwären könnt' er als gewöhnlicher Mann den künftigen Erwerb nicht einmal; denn die Vorgänge jenes Abends sind für ihn in der That in einen unüberwindlichen Nebel gehüllt.

Was bleibt also übrig, als zum bösen Spiel... keine gute zwar, aber doch eine schlaue Mene zu machen, und den stich des Dankes von der leeren Penelope einzuheulen, während er Schnabel-Keimwebern mit grünlichem Lächeln bittet, den Kostenpunkt gleich erledigen zu dürfen, und ihm stillen ein heiliges Gelübde ablegt, „sich von diesem Hauswurm“ nie wieder, auch in dem führungsbefähigten Zustand nicht, nach Hause begießen zu lassen!

Soweit waren bei der erwähnten Sitzung im Rathsteller die Protokolle über des flügenden Valers geheime Benefiz-Mittheile aufgenommen und festgelegt worden; und man gedachte schon beim West der Worte die Affen zu schlafen. Da stürmt durch die halig aufgerissene Kellertüre der Charakterspieler herein — Griesen ländel sein bleiches Gesicht, sein Haar ist gestäubt, seine Augen glühen.

„Minder“, ruft er mit Grabestimme; „es ist um Tage! Wir haben ihn veranlagt, den Genden — im guten Sinne des Wortes veranlagt: wir haben ihm mit dem „Meuchler“-Namen geschmeichelt! Dem Opfer des Mörders muß doch noch warmes Blut in den Adern rinnen. muß doch noch ein Herz lebendig in der Brust pochen: er aber, der Ruchlose, schon selbst die Verstorbenen nicht! Nehmt meine Ansage zu Protokoll; aber zuerst gebt mir 'u „Was Selt“, um das Ges des Entlebens hinwegzumachen, das mir einzuweisen die Mühle noch schärft!“

So geschah's, und dann begann der Erege: „Drüben in der Herreustraße lebt, wie Ihr wißt — oder vielleicht auch nicht wißt, der pensionierte Meutmeister Hagemann mit seiner alten Wirklichkeitsmännlein. Gestern früh nun, als der Benefiz-Meuchler zur Probe schleicht, bemerkt er ängstliches Regen und Bewegungen in Hagemanns Hause. Eine Diebstahlstürmt atemlos über die Straße und auf das Haus des Medizinalrat Darius zu. Qui! schließt's da in Schnabels schwarzem Gehirne auf: dem alten Hagemann ist sicher was Schlimmes passiert! — Er also flugs ins Haus hinein und die Treppe hinauf. Steht da die Wirklichkeitsfrau und damit: den Herrn Meutmeister habe der Schlag getroffen. Schnabel blickt

seine Hilfe an — die, wie in solchem Augenblick höchster Not wohl erklärlich — mit Tauf acceptiert wird.“

Wie er ins Zimmer des Alten tritt, hat dieser leider schon ausgenommen — sitzt mit gebrochenen Augen starr in dem großen leeren Lehnstuhl. Die Wirklichkeitsfrau, ein sentimentales Geschöpf, das seinen Tod nicht leben kann, prallt in der Thür erschrocken zurück, kehrt um und eilt dem Doktor entgegen, der lebend die Tüfen heraufgepollert kommt. So bleibt Schnabel, dieser Unglückliche, etwa drei — vier Stunden lang mit dem Toten allein — und nun, stüder, paßt auf — nun kommt das Satanische bei der Gedächtnis! Der Medizinalrat tritt ein, überzeugt sich von der schlimmen Lage der Dinge, und daß hier wohl jede menschliche Hilfe zu spät kommt. Da fällt sein Blick auf ein kleines, weißes Päckchen, das der alte Hagemann in den kalten, gefalteten Händen hält. Erkantet löst es der Doktor aus den frampfstarren Fingern, schaltet das Limbdiagnosepapier auseinander, und was meint ihr, daß ihm entgegenschlägt? — In dem Theaterzettel eingewickelt, ein Duzend Eintrittskarten zum nächsten Schnabel-Keimweberischen Benefiz, und daneben steht der „Meuchler“ am Himmel gerichteten Blickes und höflich mit seinem kranken Gesundheit: „Es war Sie der letzte Wille des Verewigten!“ —

„Na, werch Annehm! das lebt denn doch über'n Dacht!“ löst da in Wirklichkeit Schnabels melodiöse Stimme (die übrigens der Charakteristiker schon über ähnlich wiederzugeben verstand) durch die geöffnete Pforte herein, vor der er jedenfalls dem letzten Teil des Verleides gelangst ist. „Was sollen denn die Menschen von mir denken, Mort Strambach, wenn Gensum solche Zusammenkünfte nachgelagt wär'n? In, hoffentlich hat wenigstens von sich gegen den Verleider eine Silbe gehandelt!“ Bezahl nicht? Gift recht! Wir alle! — schallte es voll und überzeugungsthaft durcheinander.

Was du willst dich aufs Reigen legen, Benefiz-Meuchler? sprach dumpf mit furchtbarem Blick der Charakteristiker.

Schnabel-Keimwebera traten die Thränen in die Augen. „Verrathes!“ rief er in höchst möglicher Tonlage: „... war je nicht wie der Dammid bei'm ollen Hagemann — er läßt ja doch noch, um is heute frisch und gesund!“

„Und was beweist das?“ fuhr unerbittlich der Ankläger fort. „Schöndens, daß der alte Herr eine gute Natur und an dem Medizinalrat Darius einen vortheilhaften Hausarzt besitzt! Wißt du etwa bestreiten, daß der biederne Meutmeister gestern früh einen Krankheitsanfall gehabt hat? Wißt du ferner bestreiten, daß du auf das Fetermordio der alten Frau Seidel in Haus und Wohnung geklettert bist, unter dem Vorwande, hilfsreiche Hand leisten zu wollen? Wißt du endlich leugnen, Schenkel, daß du diesen schmerzlichen Anfall deutenst, deine golteskäterlichen Benefizarten — wie die Schmeicheleie ihre Vier...“

Vernichtet war der dritte tonische und Gelangswater in den nächsten besten Sessel gesunken, und in dem ungeheuren Tohuwabohu von Lachen und Weinen und Weisheit, darin die Vergrüßung einer neuen verbesserten und vermehrte Auflage der Schwurgerichts-donnte gipfelte, verlor sich selbst das mächtige Organ des Charakteristikers einem ersterbenden Aufschau gleich. Nur dem Antrag, den bisherigen Benamen Schnabels „Benefiz-Meuchler“ umzuwandeln in den bezeichnenderen und durch die neuesten Thatfachen voll berechtigten „Benefiz-Häune“ konnte noch Gehör und einmüthig Annahme verschafft werden.

Eine Woche später fand

„Zum Benefiz für Herrn August Schnabel-Keimweber“

eine Aufführung von Schillers „Räubern“ (oder „Vaterlind und Hungerarm“) statt.

Das Theater war ausverkauft, und in einer Seitenloge des ersten Rangses saß zum Erstaunen der ganzen Stadt — der pensionierte Meutmeister Hagemann saß seinem Freunde und Hausarzt, dem Medizinalrat Dr. Darius (nicht zehn Pferde hätten die beiden alten Herren sonst in ein Trauerpiel gebracht), schienen sich wie die Olympischen zu amüsieren. Hatsten der tonischen Gerichtsperion (Schnabel-Keimweber) domnenden Beifall, und warfen ihm einen aus Buchsbaum- und Ephenblättern gewundenen „zohnen Vorberkranz“ zu von solcher Wichtigkeit, daß ein bescheidener Niederfuhrer mindestens drei Tage daran zu zehren gehabt hätte.



Offener Brief

an

Herrn Kommerzienrat Carl Grüninger
in Stuttgart.

Sehr geehrter Herr!

In einem Novembertage war es, als vor mehreren Jahren der damalige Verleger der kleinen Musikzeitung in Köln, Herr P. Z. Conger, in mein Heim in Dettmold eintrat, um mir seinen Redakteur, Herrn Musikdirektor A. Reiser mitzuführen und mich als Mitarbeiterin des ausbleibenden Blattes zu gewinnen. — Gar manches Märchen, manche Erinnerung, manche biographische Erinnerung klangte im Laufe dieser Zeit vom Schreibtisch der sogenannten „Märchenprinzessin“ in das Reiser'sche Redaktionszimmer, und legte fort und fort Zeugnis ab, von den freundlichen Beziehungen zwischen den beiden verschiedenartigen, geheimnisvollen Wesenheiten dieses und jenseits des Rheins.

An einem Novembertage war es wiederum, als ein erneuter Ruf in Angelegenheiten desselben Blattes an mich erging, aber diesmal klopfte man brieflich, von Stuttgart aus, an das mittlerweile verödete Heim einer selbstem schwer geprüften, verwitweten Frau und heranbrennenden Mutter, in Hannover. — Ein neuer Verleger der wohlbekannten Musikzeitung erschien mit lebenswürdigem Gruß — Herr Verlagsbuchhändler Grüninger — und umarmte ihn, zu meiner freudigen Überraschung, aber auch unter alter bewährter Herr Redakteur, Musikdirektor Reiser, von dem ich vor Jahr und Tag traurig Abschied genommen, als er sich, körperlich schwer leidend, von seiner anstrengenden Thätigkeit zurückzog und in der Bergluft seiner Heimat Genesung suchte. — Ich sah und freilich aus der Krankenklammer, hoffentlich für alle Zeiten entlassen, verprieht er seine Kraft wiederum voll und ganz jenem, ihm so lieb gewordenen Blatte, das ja eine feste und rasche Verbreitung erreichte, zu wohnen, und mich in Dettmold, geheimer Herr, als dem neuen Verleger.

Und „Märchen“ braucht man für das Blatt wie vormals, verschieden Verleger, neue Redakteur, „Erinnerungen“ und herzenswarme musikalische Erinnerungen aller Art, die „hölle Kunst“ soll gefeiert werden in jeder Weise, und ich werde, als Mitarbeiterin, gern das Beste geben was ich habe.

Ich denke, wir alle, die wir zu der kleinen Musikzeitung in irgendwelche Beziehung treten, dürfen überzeugt sein, daß der Baum, der bisher so fröhlich grünte und blühte, auch in jenem neuen Garten, in den Ihre Hand, geheimer Herr Kommerzienrat, ihn verpflanzt, unter sorgsamster Pflege weiter gedeihen und reiche Früchte trage.

Was nun die Mitarbeiter nach und fern betrifft so werden sie alle, ohne Zweifel, dafür sorgen, daß jeder musikalische Leser — alt und jung — mit Vergnügen allzeit einhebe, der eben diesem

„Wirte wundermild“,

und in seinem Schatzen heitere, herzerquickende Kraft halte, alle Sorgen des Alltagslebens vergessend.

Mögen immer neue Wanderer ihn aufsuchen, und im Herze dankbar sprechen:

„Gefegnet seist du allezeit
Vom Fuße bis zum Gipfel.“

Das ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, für Sie, geheimer Herr, für den Herrn Redakteur, für die Mitarbeiter und — die Leser.

Was dazu beizutragen vermag, es zu erreichen, verspricht dem neuen Gärtner mit Freunden versuchen zu wollen,

eine getreue Mitarbeiterin

Elise Polka.

Hannover, im Dezember 1887.

Sum Gruf!

Das birgt unsere Erde doch für glückliche Menschen! Am meisten habe ich jene bevorzugten Naturen beneidet, welche das Gras wachsen hören, welche versteinerten Waldhainuln hinhören und was das mit direkter Würde auf einem Baumstamm hockende Eichhörnchen über die Warmblütigkeit der Mäuse, den unerschwinglichen Preis der Wohnungsmiete und die Frechheit der Dienstboten räsoniert, jene Menschen, die begnadet sind, eine in Mondlicht getauchte Eisenquadrate mit ansehen, oder das schadenfrohe Gekicher lustiger Spukgeister vernehmen zu können, wenn jemand im Walde über eine vorwitzige Baumwurzel stolpert. — Ich habe in diesen beneidenswerten Menschen, hätte ich sicherlich die Gelegenheit beim Schopfe erfaßt und diese alleswissenden Geister in einer guten Stunde mit der Frage überzogen: „Soll ich, soll ich nicht?“ So aber mußte ich mich einem nicht eben ungewöhnlichen Orakel unterwerfen, habe die Knöpfe meines Arbeitskammfells abgelegt, deren letzter für die Antwort: „Ja, soll!“ entfiel. Aber auch mein Herz hat mir im stillen dieselbe Entscheidung zugestimmt. Auf solche Weise habe ich mich wieder dem Dienste der „Neuen Musikzeitung“ verschrieben. Warum aber — werden meine alten Freunde fragen — diese Unentschiedenheit? Das will ich Ihnen sagen: Als ich im Laufe des vorigen Jahres die Feder niederlegte und mich der Thätigkeit für die „Neue Musikzeitung“ verabschiedete, war es meine schwer angelegene Gesundheit, die mich zu diesem Entschluß gezwungen und kaum glaube ich, die körperliche und geistige Elastizität je wieder zu gewinnen, die eine erneute Thätigkeit bedingt. Dank der längeren Ruhe und der ständigen Luft meiner heimatlichen Berge bin ich indes wieder zu festen Kräften gekommen. Die Beförderung, durch angestrengte Thätigkeit wieder dem alten mühsamen Schicksale zu verfallen, das nun war die Triebfeder zur Unentschiedenheit, welcher das Knopfmal — das ja, wie bekannt, unschlagbar ist, — ein Ziel gesetzt. Zudem ist mir auch der letzte Verleger mit tüchtigen Hilfskräften beigegeben, die mich nach Möglichkeit entlasten sollen und da außerdem die Persönlichkeit des nunmehrigen Besitzers nicht wenig mitgewirkt hat, ich selbst aber auch noch mit alter Liebe an dem Blatte, das ich mit groß Gelingen, sowie an dem mir immer so genügt gewesenen Leserkreis hänge, so ließ ich mich gerne herbei finden, die Redaktion in früherer Weise wieder aufzunehmen.

Möchte mir der verehrte Leserkreis der „Neuen Musikzeitung“ das früher entgegen gebrachte Vertrauen auch jetzt wieder schenken, dann gehe ich mit neuem Mute ans Werk, mit der Devise Schillers:

Arbeit, die uns Vergnügen macht, heißt ihre Mühe! So hat sich denn nun der Schlafknochen des mir im Vorjahre von unserer, mir so wohl geneigten Mitarbeiterin Frau Elise Polka gemieteten Scheidegrusses in das damals gewünschte Dur aufgelöst und so bewillkommene ich denn unsern lesenden und schaffenden Freundeskreis aus vollem Herzensdrange aufs neue mit einem fröhlichen

Grüß Gott!

Aug. Reiser.

Stuttgart, im Dezember 1887.



Die Geige mit dem Engelskopf.

Schuppenblatt

von

Elise Polka.

In meinem Zimmer hängt ein bekannter schöner Stuhl — der alte Straduari, der berühmte Geigenbauer in Cremona 1614 geboren, liegt inmitten seiner Schöpfungen vor seinem Arbeitsstisch, in der Lederhülle und dem niederhängenden Haar, ganz verfallen in den Anblick einer Geige, die nicht sein Werk ist, denn sie erstrahlt von ganz anderer Form und Art. Es liegt wie ein Leuchtend über die hohe Stirn, es bricht wie Licht aus den ersten Augen. Durch einen unterliegenden Händler war ihm nämlich eine alte Geige in die Hand geraten — offenbar eine Schöpfung Gasparo di Salos, des ersten Geigenbauers am Garbace.

Wie kam es aber, daß hundert und mehr Jahre später die Augen des Stuhlmeisters nicht zu trennen vermochten von dem braunen Dinge da, in seiner Hand? — Warum zittert eben diese Hand, die den Hals des Instrumentes umspannt hielt? — Es war die wunderwolle Schmecke, die seinen Blick hauchte — ein geistvoller Engelskopf von einer wahrhaft leuchtenden Schönheit: es konnte kein Zweifel sein, Antonio Straduari war durch einen gelegentlichen Zufall in den Besitz jener Geige des Gasparo gelangt, dessen Schmecke nicht sein Geringerer als Veronico Cellini gekannt.

Eine Tage war schon in der Stubezeit des Antonio Straduari von Mund zu Mund gegangen, daß nämlich der berühmte Goldschmied Italiens einst für den Gasparo di Salo eigenhändig eine Geige geschneidet gearbeitet, aber niemand mußte mehr zu sagen, wohin eben dies Kunstwerk geraten war. Und nun hingens eines Tages, nach so vielen, vielen Jahren, — wo der Geigenbauer am Garbace wie der Bildhauer Cellini in Florenz lag in Staub zerfallen, die Werke des großen Fremden aus der wunderbaren Schöpfung und seine Finger irren leicht und fast schon über die Saiten, denen ein Trüder, aber mächtiger Wohlklang entquoll.

Ja, es war in der That einmal nach dem Garbace begippt, auf dem Rückwege von Frankreich, seiner Heimat aus Florenz, Veronico Cellini genannt. Vielleicht daß ihm irgend ein Kunstgenosse den Zander der wechselvoll sich färbenden Wellen so lebendig geschildert, vielleicht daß er sich nach der arbeitsvollen Zeit in Paris nach einem Ausruhen sehnte — genug, er gedachte wirklich eine Weile unerkannt und ungestört an den Ufern des Garbaces zu leben. Wie ein Riesentropfen vom tiefsten Lila an er eines Herbsttages vor den Blicken des einsamen Wanderers, der durch das Sarcathal und die düstere Felsenlandschaft Vico di Villa zu ihm niederfiel. Wild und trotzig häuften sich im Norden, nach Trol hin, seine Ufer an, das Beden erschien schmal, die Farbe grau, je weiter nach dem Süden aber, je mächtiger wurde die Aul, je leuchtender die Farbe. Es war als ob der eingeengte Berges plötzlich in unbegrenzbarer Länge seinen Gürtel zerreiße, um nun dahin zu wallen in losem Gewande, dessen Falten nun hier und da eine Atrasse zusammenhält, nämlich eine blühende Insel. — Immer bewegter wurde das Karbenpiel auf der Wasserfläche, es war ein Schillern und Klammern in allen Schattierungen. Und dazu die trümmrigen Hügel weit und breit! — Wägen mit weißen Schwingen flogen vor den Augen Veronicos langsam und langsam mit weichem Fingelschlag, bald sich hebend, bald wieder tief sich senkend über die Wellen — im Schiffe zwischerte und rauschte es leise aus nichtbaren Netzen, Silberbarben mit hellen Segeln gleiten dahin und in der silbernen tiefen Furche, die sie ziehen, schnellen glänzende Fische hoch in die Höhe. Von den Ufern her grüßten ihn melancholische Olivenwälder, oder instige Weinranken, mit üppigen Blättern, reichen sich die Hände, eine endlose Gärlande, wie zum Willkommen des Wanderers aufgestreckt. Stolz Schiffer sieht sich hin und hersehender Blick aufstehen, und malerisch gruppierte Dörfer. Der Florentiner meint jetzt den Duft der Rosen einzuatmen von jener Stelle, wo einst Catull, der römische Lyriker seine beglückten Weiben antastete zum Lichte seines Vaterlandes. — Von dem Zander des Garbaces erzählte Virgil schon und steigt leuchtend empor in der Divina Commedia des Dante. — Wurden doch um den schimmernden Edelstein des Garbaces schwere Kämpfe ausgefochten und wildes Kriegsgeschrei hallte wieder an seinen blühenden Ufern.

Und dennoch blühte so manche kleine Stadt dort unberührt empor von jedem Schrecken, die der Krieg ins Land bringt, und verkauft allmählich im Laufe der Zeiten, ohne daß sie jemand vermuthet — den wilden Waldstürmen gleich, die sich erheben und vergehen, ohne daß man nach ihnen gefragt —

Wie das Räuschen der Wellen des Sees, so rauscht das Leben mit seinem Sturm und Lärm an den Wohnorten der Menschen der Ferne vorbei, und so geistlich es dem aus jenem Städtchen Salò, wo das kleine rebenumrankte Haus des Weigenbauers Gasparo stand, mit dem tiefsten Aufschau, der seine Arme schmerzhaft über das niedere Dach bückte.

Weshalb es der Weltbühne aus Florenz ohne Zaudern betrachtete, wußte er selber nicht zu sagen, aber es zog ihn gewaltig über die Schwelle, als sollte er da drinnen die alte Welt finden, nach der er verlangte. Und als er die Thüre des Stübchens öffnete, da atmete er tief auf — ein Heimatsgefühl überkam ihn, es war ja eine Werkstatt, in die er geraten war, und das Feuer nach dem kleinen Ofen stand weit offen und Wellen vom Tüpfel der Spätrofen schlugen herein und hinter den wilden Ozeanwänden und Capriolen schimmerte der blaue See. — Ein junger Meister arbeitete da auf seinem Tische mit einer fast verblenden Weiße auf den Stein, über die er sich bückte und lieblich meinte, wie eine Mutter über ihr schlafendes Kind. Aber! Holzplatten lagen überall umher und wie tierische Schlangen ringelten sich lange und kurze, bide und dünne Zetten vom Tische herab. Unter dem offenen Fenster aber, so daß die würrige Luft über die Mästen strich, stand eine Wiege und darin lag ein Kind still und bleich wie ein Wachshild, aber mit großen fragenden Augen emporhob man sich schauend.

Erst bei dem Grusse des Fremden schaute der Weigenbauer auf. Ein melancholisches Antlitz wandte sich dem Benvenuto Gellini zu, nur dem Mund stand ein Zug, der sagte deutlich: „Ich habe gelitten!“ und die dunklen Augen sagten: „Ich leide noch!“

Dann stand Gasparo auf, legte langsam und vorsichtig die Wiege aus der Hand und fragte: „Womit kann ich Euch dienen, Signore?“

„Mein Signore,“ lautete die Antwort, „nur ein Meister aus einer Werkstatt in Florenz. Ich komme aus Paris, wo ich viel gearbeitet habe und will heim, möchte aber zuvor gern eine kleine Nacht halten an Euren schönen See. Möcht Ihr mir eine Herberge zuweisen?“

„Wenn Ihr vordlich nehmen wollt bei dem Weigenbauer Gasparo, dem die Hausfrau fehlt, so soll Euch meine alte Magd eine Lagerstätte herrichten oben in der Stammer und wenn Ihr Euch nicht vor einem trübseligen Nimmerabend fürchtet, könnt Ihr zu allen Zeiten mein einfaches Mahl mit mir teilen. Ihr seid nämlich in ein dunkles Haus gekommen, vor fast einem Jahre traub mein junges Weib — dort die kleine Angela hat sie mir zurückgelassen und wir beide suchen nach ihr vom Morgen bis zum Abend, das Kind und ich. Hätte ich die Arbeit nicht?“ — hier stockte er — die Stimme brach.

„Wenn ich Euch nicht lästig fälle, bleibe ich ein paar Tage bei Euch! Willst du zerkennen Euch meine Geschichten — ich kann Euch viel von dem schönen Frankreich erzählen, wo jeder, der etwas Tüchtiges lernen Arbeit in Masse findet.“

„Noch lieber wäre mir's von Eurer Heimatsstadt Florenz zu hören, nach ihr habe ich mich so gesehnt, so lange ich denken kann, denn mein Vater, der ein geschickter Lantemacher war, hat es gekannt und redete davon unzähligemale und noch in seiner Sterbestunde.“

„Aber warum seid Ihr nicht längst hingewandert? Arbeit und Herzergänzung, beides hättet Ihr sicher dort gefunden.“

„Warum?“ wiederholte Gasparo langsam. Und er wandte den Kopf und warf einen rührend hilflosen Blick auf die Wiege. Wohllich elte er auf sein Kind zu und brühte seine thränenwunden Augen leidenschaftlich auf die kleinen Hände, die so still auf der Decke lagen.“

„Angela mia!“ flüsterte er und richtete sich langsam auf und blickte in das ernste Kindergesicht, „wie würde ich vor meinem Engel im Himmel bestehen, wenn ich von dir ginge?“ —

„Aber Ihr habt doch sicher eine treue Wärterin für Euer Kind, denn Männerhände sind zu rauh für solch einen kleinen Schmerzerlöser — oder irgend eine Waise — eine Verwandte?“

„Meine Magd, Brigitta, hat schon meine Marietta aufgezogen — sie sorgt wie eine Mutter für das Kind — sonst habe ich niemanden. Ich weiß, sie wacht über Angela Tag und Nacht, aber ich darf

dennoch mein Kind nicht verlassen und zu meiner Freude in die Fremde ziehen! Wemheim kann ich sie noch nicht — und so muß ich geduldig warten. Ja wenn meine Marietta noch lebte, wäre ich jetzt in diesen Herbstestagen nach Florenz gezogen und den Winter über dort geblieben. Wir hätten es so gerammt. Sie wollte mit dem Kinde hier zurückbleiben.“

„Gasparo,“ sagte sie, „du wußt einer der besten werden, ich will es so. Du wußt nach der wunderlichen Stadt am Arno, die die Marmorhauer auf den Straßen sehen, und du wußt die heilige Stadt am Tiber sehen! Nicht du dann zurück, wirst du Wunderwerke schaffen!“ Seht, das war ihr Traum. Sie dachte, ihr armer Gasparo solle eines Tages die Welt erlösen mit seinem Ruhm. Und wäre sie bei mir geblieben, so wäre auch gewiß noch etwas Rechtes aus mir geworden — denn ich liebe meine Arbeit wie nichts in der Welt! — Aber jetzt?“ —

„Wenn Ihr so von Eurer Arbeit redet, Gasparo, als von Eurer Trost und Eurer Freude, dann wird auch noch der Knäuel Eures Weibes in Erfüllung gehen, man wird einst von Euch reden als der besten einer: Ihr werdet mir doch Eure Weigen zeigen und mir erlauben Euch zuzusehen bei der Arbeit? — Ich zeige Euch dann auch Proben meiner Kunst, denn auf meine Mästen und Zeichnungen kleiner Köpfe und Figuren bin ich ein wenig stolz, solche ich Euch offen!“

An den dunklen Augen des Weigenbauers leuchtete es hell auf. Das Herz schmolz ihm vor Freude. Da war ein Sonnenhauch so ihm gekommen, — in welcher Arbeit er Meister war, das war ihm gleichgültig. Seit dem Tode seines Weibes hatte er sich nicht so leicht und frei gefühlt.

„Endlich darf ich einmal wieder von meiner Arbeit reden,“ sagte er tief aufatmend. „Hier ist ja weit und breit niemand, der sich um mich und mein Schaffen kümmert. Und wenn Ihr ein tüchtiger Zeichner seid, so wär's ja ein Segen, daß Ihr über meine Schwelche geschritten, denn ich, die künigerechte Verzierung des Grusses meiner Instrumente hat noch nicht den süßen Schmuck, von dem ich träume. Sie haben alle wohl eine gesunde Prall und eine helle Stimme, aber die Verzierung, die eigentliche Schönheit fehlt, meine ich! Zeit meine Augen sich nicht mehr an der jungen Schönheit meines Weibes laben dürfen, ich mit, als seien mir die künstlerischen abgenommen, ich muß am Boden kriechen.“ —

In diesen Augenblick trat die alte Magd herein und maß mit erkannten Augen die hohe Gestalt des Fremden.

„Brigitta, reicht Ihr für einen kräftigen Ausblick und richtet die Stammer her — wir haben einen lieben Gast!“

„Den Segnungen sei Dank!“ antwortete sie, und über ihr dunkles, faltiges Gesicht glitt der Schein eines Lächelns. „Es soll mir keine Arbeit zu viel sein für ihn! Aber zuerst muß ich unser Kind versorgen!“

Sie neigte sich über die Wiege. „Es schläft! — O Herr, Ihr könnt nun den ganzen See wandern und noch weit ins Land hinein und in jedes Haus treten, Ihr findet solch ein Kind nicht mehr! Es macht keinem Menschen Zahl!“

Mit starken Armen umfaßte sie die Wiege und trug sie hinaus. Im Vorübergehen streifte der Blick des Gastes das schlafende Kind. Er erschrak fast über das wie aus Wachs geschnittene Kindergesicht, das ihm so unendlich zart erschien und so leuchtend traumhaft. — Ach, es war ja in der That eine arme verwehte Waise — ein mütterloses Mädelchen.

Lange saßen an jenem Tage die beiden Männer nach der Abendmahlzeit im Mondschein noch an dem Fenster der Werkstatt, in tiefen Gesprächen über die Kunst und die Herrlichkeit des Landes Italien, und es war beiden als hätten sie sich seit Jahren gekannt. Und stauend und bebend vor Regung betrachtete Gasparo die gefassten Steine, die Zeichnungen und Mästen, die der Gast in einem Kästchen bei sich führte und vor ihm ausbreitete. Nichts Schöneres war zu denken als jene Gerate und Gehälten, mit denen die Steine umgeben waren und nichts Vollenderes als die Mästen, die seine Künstlerhand gefertigt. Eine schlichte Mappe barg einen wahren Schatz verschiedenartiger Verzierung, Arabesken und Figuren aller Art, und die lebensvollsten Köpfe in verschiedenen Stellungen.

Ihr wußt schon längst ein berühmter Mann sein,“ sagte einmal Gasparo, seinem Gaste voll ins Gesicht schauend, und doch mit einer gewissen Scheu, „und ich fragte noch nicht einmal nach Euren Namen!“ „Dauit hat's auch noch Zeit bis zum Abschied,“ lachte der Benvenuto, „ich möchte vor allen Dingen

in diesen Tagen vor Euren Augen etwas arbeiten, sonst glaubt Ihr am Ende, ich schmücke mich mit fremden Federn — oder ich habe alles was ich Euch da zeige, irgend einem gestohlen!“

„Ja — ich bin's zufrieden. Verhütet's doch auch einmal mit einer Weigenhede! Wenn Ihr die so zuwege bringt, wie ich sie gern haben möchte, nun dann seid Ihr der größten Künstler einer und der Benvenuto Gellini, von dem sie so viel Gekochte machen, wie wir einmal jemand erzählt hat, könnte Euch um Eure Kunst beneiden!“

Als spät in der Nacht die alte Brigitta den Gast in seine Stammer geleitete, das Lichtchen vor ihm auf den Tisch setzte, und ihm: felicissima notti gewünscht hatte — zögerte sie noch einen Moment zu gehen, trat dann plötzlich an ihn heran, legte die braune lederne Hand auf seinen Arm und flüsterte: „Nehmt ihn mit nach Florenz und Rom, den Gasparo — die Tote will es. Sie hätte ihn ja auch weggeliebt! Ach, sie starb so schwer, die Arme, weil er noch nicht auf dem Wege war und weil sie wußte, daß er nicht von dem Kinde gehen würde, das sie ihm geboren!“

„Wie gern nähme ich ihn mit — wir haben schon darüber geredet — aber das Kind — die Tote hatte Recht: er verläßt die kleine Angela noch nicht. Er wird warten bis sie größer geworden und er Euch beide mitnehmen kann!“

„Als ob ich jemals wo anders leben und sterben würde als hier am Gardasee!“ — fuhr sie zornig auf. „Und das Kind? Seht Ihr denn nicht, wie Angela nur nach ihrer Mutter ausseht? Und sie wird auch kommen! Die Tote weiß alles. Sie holt ihr Kind zu sich, damit der Gasparo nach Rom pilgern kann und ein großer Künstler werde. — Es kann nicht mehr lange währen, dann liegt die kleine Angela zu ihrer Mutter in den Himmel. Meint Ihr nicht, daß es besser für ihn sei, er fälle das nicht?“

„Gehet alles gehen, wie die Engel es wollen und sorgt! Euch nicht!“ antwortete Benvenuto tief ergriffen. „Aber wie es auch kommen mag — der Vater scheidet nicht freiwillig von dem lebenden Kinde, nur wenn das Kind von ihm scheidet, würde er dies Haus verlassen!“ Sie nickte ernst. „Ihr habt recht — die Engel und sie dort oben, die ihn so liebte — die werden alles machen, wie es für ihn am besten!“

Die Tage vergingen nun sanft und einträglich, die beiden Männer gewannen sich lieb und arbeiteten unermüdet. Benvenuto skizzierte oft zusammen bei den Mästen, die Gasparo der Kunst seiner Weigen zu entlocken wußte, es war ihm zuweilen, als ob eine überirdische Macht die kleine Werkstatt erfüllte und als ob seine eigene Arbeit kalt und arm sei davor thronenden Kunst gegenüber. Und die Augen des kleinen Kindes in der Wiege leuchteten dann auf und wie ein matter Sonnenstrahl glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Über hinfälliger wurde Tag für Tag der kleine Körper, durchsichtiger die Mäste, fremder der Blick des Kindes, wie über die Erde hinwegschauend in unabhärbare Fernen sich verlor.

Die Waise Brigittas, der treuen Wärterin, und des Gastes trafen sich oft in banger Frage. Ein Blick war's, daß den Gasparo die Zeichnungen und Modellierungen seines Gastes so gefangen nahmen und daß sie beide sich immer wieder vor neuem vertieften in das schwierige Kunstwerk der frei und schön geschwungenen Weigenhede — Nur zuweilen, wenn der Weigenbauer sein Kind liebend aus der Wiege zu nehmen veruchte, warf er wohl einen angstvollen Blick auf seinen Gast und flüsterte: „Mir ist als würde meine Angela so leicht, als könnte ein Windstoß sie mir aus den Armen nehmen!“ Dann fragte er häufig die treue Alte aus nach der Gesundheit seiner kleinen und ein Zittern überfiel seine Gestalt, wenn sie immer und immer wieder in ihrer feierlichen Weiße antwortete: „Es fehlt der kleinen Angela nichts — als die Mutter. Die Augen Eures Kindes haben sie geliebt seit der Sterbestunde Eures Weibes.“ So sagte es Euch gleich! O Herr bittet, daß Euer Kind die Mutter finde und glücklich werde. Ein Mädelchen ohne seine Mutter ist allezeit ein armützig Ding, wäre es selbst ein Königskind!“

„Aber wir lieben es doch auch — und ich würde mein Leben hingeben für mein Kind!“ rief er verzweiflungsvoll.

„Selbst die Liebe der Engel könnte die Mutter nicht erlegen!“ antwortete da die alte Frau.

Und ein Tag zog heran — in der Werkstatt lang und lang es eben wunderbar — eine neue Weige war entstanden — da schielte das Kind in all die Töne hinein wie noch nie — und das Lächeln schwand nicht, als die Augen aufstelen,

es blieb stehen auf dem süßen Antlitz. — Es jagte ganz deutlich allen denen die es sahen: „Ich bin geborgen — ich bin bei den Engeln und bei meinem Mütterlein!“ —

Und doch war der Vater fassungslos vor Weh — und wollte die kleine Leiche nicht aus den Armen lassen und kein Menschenwort halt — sein jählicher Anspruch des greisen Priesters, sein Trosterfuch des Gastes. — Und als man endlich von Blumen bedeckt, der Erde zurückgegeben hatte, was von der Erde war, da lag der Geigenbauer neben der leeren Wiege und legte den Kopf auf das kleine Kissen und wollte von der ganzen Welt nichts mehr wissen. Er berührte keines seiner Werkzeuge — es war, als ob er nichts mehr begehrte, als sich hinzulegen und zu sterben wie Weib und Kind. — Sein Gast ließ ihn gewähren — aber er selber arbeitete still in einem Winkel der verlassenen Werkstatt mit einem Ernst und Eifer ohnegleichen. Und die alte Brigitta zwitschelte zwischen herein und sah ihm mit gestalteten Händen still zu. Zwischen berührte sie leise seinen Arm und flüster: „Nicht wahr, Ihr nehmt ihn mit, wenn Ihr in Eure Heimat zurückgeht — Ihr seht ja — sie will es so!“

Der Geigenbauer aber fragte nicht: „Wann reist Ihr?“ Er ließ in seinem Schmerz den Gast schalten und walteten und während der Mahlzeit richtete er kaum das Wort an ihn. — Nach und nach nahm er freilich wohl einmal, seinen Platz an der Wiege verlassend, ein Stillsitzen Holz auf, oder ließ eine Saite durch seine Finger gleiten — die gewohnte und geliebte Arbeit lockte und rief, aber ihm schloß die Straß zu folgen. —

Da trat eines Morgens Benvenuto zu dem Geigenbauer, etwas Verhilts in der Hand tragend, und saust die Schulter des Trauernden neben der leeren Wiege berührte jagte er: „Gasparo — morgen muß ich reisen, man braucht mich in Florenz. Ich bring Euch — geht mit mir! Ihr wißt, Eure Engel wollten es so. Kauft Euch auf und erfüllt den Willen Eures Weibes, das Ihr so sehr liebt. Tört ihr nicht in ihrer Seligkeit dort oben? Sagt Ihr: „Nein!“ dann will ich Euch wenigstens ein Andenken hier lassen zum Danke für die Gastfreundschaft, die ich bei einem wackeren Kunstgenossen erfahren. Ich hoffe, daß Euch meine Arbeit gefällt!“ —

Und er nahm das Tuch ab und überreichte dem Gasparo den Hals einer Geige mit einer wundervoll geschwungenen Sännde, die in einem Engelsköpfchen auflief, das die Flügel der kleinen Angela trug, aber mit dem Lächeln der Seligen. —

Da starrte der Geigenbauer lange auf die herrliche Arbeit — schrie dann laut auf und stürzte an die Brust seines Gastes. —

„Wer seid Ihr, daß Ihr solches zu vollbringen vermocht“, rief er endlich schlingend und aufstammende stammte das Hals der Geige, den Engelskopf mit lebenshaftigen Klaffen bedeckend. „Nur der Benvenuto Gellini kann solches schaffen! Nennt mir Euren Namen, daß ich ihn ewig im Herzen trage!“

„Ich bin der Benvenuto Gellini selber“, lautete die einfache Antwort, und der beste Dank von Euch wäre eine gemeinsame Reise nach Florenz.“ —

„Ja, ich befehle Euch, aber das Kind“, hier drückte er die Brust des Fremden heftig an seine Brust, „muß mit.“ — Ich will ein tüchtiger Künstler werden — wie Marietta es gewollt. Meine Engel drohen und mein Schutzherr hier unten, der Benvenuto Gellini, werden mir helfen. — Morgen brechen wir auf!“ —

Und so es geschah in der That. Gasparo di Salo hat Italien gesehen — Florenz und Rom — und ist das geworden, was sein Weib für ihn ersehnt: ein berühmter Künstler, der Vorläufer der Geigenbauer Amati, Stradivari und Guarnieri. —

Und die Geige des Gasparo mit dem Engelskopf war es, die dem Stradivari so viel Kopfschmerzen verursachte. Er hat, seitdem er sie in den Händen gehalten, gar manderlei noch verbessert und vervollkommenet an seinen eigenen Geigen und war besonders bemüht, von verschiedenen Holzarten die feinsten Verzierungen an den Seiten seiner Instrumente einzulegen, zum Schluß, wie die Geigen Gasparos nur in schmerzlichen Anfängen nach den Zeichnungen seines berühmten Freundes zeigten.

Und die Geige mit dem Engelsköpfchen des Benvenuto Gellini lebt noch, und atmet leise und mühsam hinter den Glaswänden eines Kastens in einem großen Museum. Vor Jahren hat sie einmal in den Künstlerhänden die Puls fingen und klingen dürfen und davon träumt sie noch bis zur Stunde. Aber auch die Hörer damals träumten jektam süße nehmliche Träume, die den gezeigten Geiger spielen

hörten — und der Klang der Geige mit dem lächelnden Antlitz der kleinen toten Angela, die ihre Mutter wiedergefunden, entlockte gar manchen Augen heiße Thränen. —



Franz Schubert und sein Lied.

Den Inhalt des vollendeten Liedes, den wir heute behandeln wollen, bilden jene, in den echten Ernst und Ausdruck; deutscher Kunst angedachten Schöpfungen Franz Schuberts, welche in ihrer Art bis jetzt unübertroffen dastehen.

Es ist oft darauf hingewiesen, daß die jüngere Zeit den Mangel ideeller Universalität durch die geistigste Bewahrung und Aneignung der ihr überlieferten Schätze auszugleichen sucht. Zeit den letzten Zeugnissen hat die musikalische Wirkung der Menge an Breite wie an Tiefe unerwünscht gewonnen. Wir erleben es nicht und mehr, daß das Höchste und Edelste, zu dessen Reiz und Genuss früher nur eine kleine aristokratische Minderheit den Zugang fand, zum Gemeingut der ganzen Nation wird. Und in diesem Betracht zählen wir es zu den erfreulichsten Erscheinungen, daß die Gebilde des begnadeten aller Vorkämpfer mehr und mehr der Liebe und dem Verständnis der Musik sich erschließen und daß gegenüber dieser klingenden und tönenden Poesie die physischen Vorkämpfer, wie das late „Ich“ und „Du“ einer nüchternen oder gemächlichen Empfindung, an denen die vorige Diktanten-Generation sich zu erbauen pflegte, in unserer Hausmusik, unsern Salons und Konzerten immer mehr verschwinden. In der Kunst Schuberts stellt sich nicht etwa eine einzelne musikalische Ausdrucksweise dar, neben der andere Richtungen unabhängig und gleichberechtigt sich denken lassen. Die ganze Welt des Liedes ward ihm vielmehr zum unbeschränkten Erb und Eigen gegeben — wie Bach und Händel die geistliche Kantate und das Oratorium, Mozart die Oper, Beethoven die mannigfaltigsten Zweige der Instrumentalmusik. Dort hat Schubert als souveräner Herr und König gewaltet, dem gegenüber die andern nur als Vasallen erscheinen. Sämtliche Reime, welche die vorausgehenden Meister ausgekostet, entfalteten sich in dem Schubertschen Lied zur ippigsten Blütenfülle und von allem, was nach ihm gehen, hat er bereits die Grundtöne angeschlagen. Aus ihm brach in idealen Formen hervor, was auch nur die menschliche Kunst an Zeit und Weisheit, an Hoffnung, Liebe und Sehnsucht birgt. Voll und rein stand ihm die ganze Gefühlswelt zu Gebot von flüchtigster Lächelnder Nüchternheit bis zu leidenschaftlicher Entzückung und dem wilden Pathos der Verzweiflung. Wie unter dem Sauch des Frühlings in jedem Boden eine Menge schlummernder Kräfte sich plötzlich regen, so begann, von Schuberts Hand geführt, jedes Gedicht zu singen und zu klingen. Die Weise, in die er die Worte kleidete, war nichts äußerlich Herzugebrachtes, sondern ihr eigenes Sein und Leben. Nicht bloß alle Einzelheiten des Textes gibt seine Tonprache aufs überzeugendste wieder, sie beweist noch eine Wahrscheinlichkeit höherer Art, zeigt in ihrer klaren Flut das getreue Spiegelbild von der geistigen Persönlichkeit des bestimmten Dichters. Liebevoller und verständnisvoller hat sich nie Musik der Poesie angeschmiegt, als in diesen Gesängen. Etets haben wir die Empfindung, daß nur sie es vermocht, uns die höchsten Geheimnisse der Goetheischen, Heineischen, Wilhelm Müllerischen Kunst zu erschließen. Auf dem Gebiete der Kunst ist aber die Objektivität das Kennzeichen, durch welches sich der echte Genies vom Talent unterscheidet. Die Lieder Schumanns und Mendelssohns bieten uns eine Menge der zartesten und lieblichsten, wie der geistreichsten und ausdrucksvollsten Gebilde. Immer erhebt aber in ihnen die Individualität des Dichters von der, des Musikers bis zu einem gewissen Grad gefärbt und überleuchtet. Es ist nicht das allgemeine menschliche Weien, das sich hier in seiner vollen Friede und unverfälschten Ursprünglichkeit ausdrückt, sondern eine mehr oder weniger subjektive Empfindungsweise, die jedem Gegenstand ihr eigenes Wesen leiht. Bei Schubert decken sich Wort und Ton völlig — das eine Element ist nur der sonore Widerhall und die laute Bekräftigung

des andern, nirgends macht sich ein Mehr oder Weniger bemerklich.

In den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Schubertschen Kunst gehört ferner das harmonische Gleichgewicht, in dem hier alle einzelnen Faktoren und Momente stehen. Wie blüht die Zeichnung leicht und nach durch das klarer hervor und ebenmäßig vertheilt die Harmonik der Flügel unter veränderlicher Pracht der Farben. Inhalt und Form, Stimmung und Ausdruck, sinnlicher Wohlklang und prägnante Bedeutungslosigkeit schließen sich zum edelsten Einklang zusammen. In den stichenden Beliebigkeiten der Schönheit gewinnt die poetische Idee äußeres Dasein und Erscheinung. Dies harmonische Ebenmaß, die vollendete Ausgleichung, lebendige Wechselwirkung und Gegenständlichkeit finden wir auch in dem Verlaufe der Singstimme und Begleitung wieder. Bei den älteren Meistern des Liedes, denen auch noch manche der neuen folgen, bekräftigt sich das slavisch darauf, der Melodie das Geleit zu geben, ihre die unentbehrliche affektvolle Unterlage hinzuzufügen. Wie notwendig auch die Begleitung sein mag, so überwiegt sie hier doch selten das abstrakt musikalische Geleit, tritt in keine innigeren Beziehungen in dem Sinne der Worte. Im Hinblick auf das Vorbild Mendelssohns und Jellers bemerkt sich auch z. B. das Mendelssohn'sche Lied zu dieser Richtung. Den entgegengekehrten Weg schlugen diejenigen der neueren Zeit ein, die allen Reichtum und alle Reinheit der Charakteristik dem klavieren zuwießen, und der Singstimme kaum etwas mehr übrig lassen, als die ansehnliche Deklamation des Textes. Zu den hervorragenden Meistern dieser spezifisch modernen Gattung gehören auch manche Schumann'sche Gesänge. Bei Schubert erscheint jedes Wort der Dichtung aufgelöst und umgeben in äußerliche Melodie und diese findet zugleich in dem weichen Detail der Begleitung tausendfachen Widerhall, individuelle Färbung und Ergänzung. Nachdem die Beethoven'sche Sonnte dem Klavier eine empfindliche Seele geliehen, wurde es unter Schuberts Hand der bereite und verständnisvolle Genosse des Sängers. Nicht man auf seine Lieber, so gleich in ihnen die Begleitung einem in sich geschlossenen, aus ein und demselben entwickelten, feinsten durchgeführten, von Geist und Leben erfüllten Aushauser. Aus mannigfaltigster Breite für den in der Melodie anmuthigsten Gehaltsinhalts vor und aus, bekräftigt ihn durch tausendfache Reflexionen und gibt ihm durch tonmalende Einzelheiten volle Wirklichkeit und sinnliche Wahrheit. Das treibende Grundmotiv ist in ihr am häufigsten durch irgend eine äußere Erscheinung angeregt, welche die Worte des Gedichtes illustriert; so malt sie das Klammeln des Bades, das Brausen des Waldes, den Flug und Gehalt der Vögel, das Treiben des Spinnrades, das Rollen des Wagens, den Aufschlag der Pferde und was dergleichen mehr ist, läutert und vergeistigt aber diese Vorgänge zu innern Schwingungen der Seele, edlen Akkorden des Geistes. Mit dem poetischen Bild des begnadeten Meisters gewahrt der Sänger in der Welt um ihn her das Spiegelbild der eigenen Seele; alle Gegenstände tragen die Farbe der Freude oder der Trauer, in die seine Empfindung sich kleidet.

Unter den Schöpfungen Schuberts — über 400 Lieder besitzen wir von ihm — ragen zwei durch ihren innern Wert, wie durch ihren Umfang gleichmäßig hervor; wir meinen die beiden Lieder-Ensembles „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“; jene enthält zwanzig, diese vierundzwanzig Gesänge und in dem einen wie in dem andern ist Wilhelm Müller der Dichter. Auf diese Hauptwerke näher einzugehen, behalten wir uns auf ein nächstes Mal vor.



Briefkasten der Redaktion.

Anfragen ist die Abonnements-Cultung beizufügen. Anonyme Zuschriften werden nicht beantwortet.

München. E. L. Sie schreiben ja ein wunderbares Deutsch: „Die Stimme des Sängers ist besonders in der Höhe geradezu brillant.“ Das läßt sich bilden, — von solchen Berichtigungen müssen wir absehen.

Lübeck. C. P. Sie verwechseln Messa di voce mit mezza voce. Letzteres heißt: mit halber Stimme, eipres aber bedeutet das Aufschwellen des Tones von leisesten p bis zum fortissimo und umgekehrt.

Wertheim. A. K. Sehr lieblich — die Zensur dürfte aber für uns gefahrlos sein.



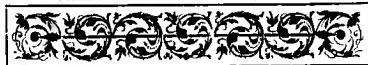
Der Trompeter von Säckingen.

Abschied.

(„Behüt dich Gott, es war in schönem Gewesen.“)

Nach einer (dem Originale von C. Schwemmer nachgebildeten) Photographie der Herren Hanslangl Nachfolger in Berlin.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Bg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



Musikalisches aus dem Rom der Caesaren.

Von
Ernst Eckstein.

Ich, der Gatte Mariam, Sohn des Quid, schreibe dies an den Iden des Februar, im 814. Jahre seit der Gründung der Stadt.

Ich zeichne es auf als achtes Kapitel meines römischen Tagebuchs, und hoffe, daß Quidan, der Mitweltende, mir vergonen wird, dies mit das andere, was ich bereits den Kammerstellen vertraut habe, zur nachsten Winterkommende mit dir, Gela, mein Liebchen, am nördlichen Seidende gemeinsam zu lesen. Ich will dir dann mündlich erläutern, was ich so mit der Hörbrüder um im dursigen Muth darstellten konnte; denn, beim Anse der Arena: was hier in Rom dem Sterblichen, sei er ein Bürger oder ein Fremdling, am meisten mangelt, ist leider die Zeit!

Nach mich heute von der Musik reden.

Zu weilt, blonderhaarte Gela, wie sehr mein Herz der Kunst der Töne entgegenschlägt. Was gab's für mich Zügeres als beim Erwachen des Tages mit dir hinaus zu wandern ins Vierungsgelände, wo sich der innige Seidende bis an den Fuß erstreckt, und, während du Mimen zum Stanzes flogst, die alte Mäur zu singen vom Küssen des Lichts, der die prägende Erde freit! Dann stieß ich mit deiner lieblichen Stimme ein, und es war, als kämste der ganze blühende Monomond in Wohlklang dahin und in sanfter Melodie. Auch den Seitenpiele und dem süßeren Gesange der Kriegsbanner lauschten wir oft in harter Gefährlichkeit, und wenn aus dem nahen Moanum eine römisch-hellenische Mäurvielerin über die Grenze kam, so rührte uns die perlende, tief-melodische Art ihres Vortrags beinahe zu Thränen.

Hier aber, in Rom, hat sich in mir eine seltsame Wandlung vollzogen.

Dahin, in Deutschland, war ich der Meinung, daß man des Schönen und Herrlichen niemals genug bekomme. Ein dreimonatlicher Aufenthalt zwischen der Via Appia und der mildlichen Brücke hat mich belehrt, daß auch das Beste und Schöne zur Qual wird, wenn der Unverstand im Genuß überreift.

In ahnt nicht, wie das Rom der Caesaren unter dem Rann dieses Unverstandes leidet. Die Musik ist hier alle süßigen Künste, insbesondere die Dichtkunst; aber noch mehr: sie löst die freie Entfaltung des Menschen, die Kräfte des Denkens, das echte und wahre Wesen an Dasein.

Und weilt du, woher das kommt?

Ich will's dir sagen!

Die Römer sind, streng genommen, ein völlig unmusikalisches Volk! Sie haben die Tontunft mißachtet, so lange sie ihrem eigenen Wesen getreu blieben, das sich bekanntlich nur in zwei Angeln dreht: in der Kriegswissenschaft und in der Jurisprudenz. „Lehrer“ der Tontunft wurden sie erst, als die Kultur der Hellenen zu ihnen herüber kam. — Wie sie die griechische Philosophie und die griechischen Weine annahmen, so begannen sie auch, nach dem Vorbilde Griechenlands, für Musik zu schwärmen — nur weil es Mode war. Wo aber die Mode, und nicht ein inneres Bedürfnis, das große Wort führt, da sind Ausdehnungen, Ueberreibungen, Väterlich-leiden die unausbleibliche Folge.

Die Griechen — ja, mein Liebling, das sind wirklich, ungeschickte Freunde der Tontunft, wie denn das Wort musien, so lateinisch es klingt, von hellenischer Abstammung ist. In grauer Vorzeit bereits galt es in Hellas für idiosynkratisch, des Gelanges und der Instrumentalmusik unfähig zu sein, während sich Rom Jahrhunderte lang nur „auffspielen“ ließ, und zwar ausschließlich bei Festen, besonders bei religiösen.

Das ist jetzt anders geworden. Rom gedärmt sich griechischer als die Griechen. Dennoch — ich kann mir nicht helfen: von wenigen Ausnahmen abgesehen, macht mir die Sache den Eindruck des Unwahren, Stranthschaften — und das oben gezeigte „Anspiel“ trägt keineswegs dazu bei, diesen Eindruck zu mindern.

Die letzte Woche war mir in solcher Einsicht besonders lehrreich. —

Im sechsten Kapitel dieser römischen Aufzeichnungen erwähnte ich schon des Gaius Cornelius, dessen Bekanntheit ich im Hause des Julius Marius gemacht. — Gaius Cornelius, sonst ein trefflicher Mann, weiß den höheren Ton von dem tieferen kaum zu unterscheiden; er ist nicht im Stande, die ursprüngliche Melodie, und wenn er sie dreimal gehört hätte, wieder zu erkennen. Trotzdem gilt er für den ausgeprobensten Musikfreund in der gesamten Region; er beistimmt dem Künstler, er verteilt Geld und Stänze, wie ein orientalischer Fürst; ja, er hält sich zum eigenen Bedauern zwei hartbelegte Erkerter und drei wohlgeschulte Chöre von Sängern.

Am vorigen Dienstag besand ich mich in der Schaar der Morgenbesucher, die ihm — der römischen Sitte gemäß — kurz nach Tagesanbruch die übliche Aufmerksamkeit machten. Er empfing uns in strahlender Tages, umarmte uns mit überbühnender Freundschaft, sprach vom letzten Senatsbescheid und vom künftigen Jahresrennen und wies die jüngste Recitation des bewunderten Sianus: all' diese wechselvollen Momente jedoch waren begleitet von dem etwas süßlichen Klänge der Kammerpfeife, die eine hübsche Tanzweise portrug.

Das mochte noch angehen.

Man aber behielt mich Cornelius, dem ich nicht nur durch Julius Marius, sondern sogar durch einen der stänflich bedingten empfohlen bin, zum schlichten Frühstück da, und dieselbe Kammerpfeife, die in dem weiten Räume des offenen Empfangshofes noch zu ertragen war, schmetterte nun voll Stänzen lang unmittelbar in der Nähe des Speisetisches. Was ich vortrug, münkte striegensgleich oder beglichen sein, denn die hellhörigen Zinsen berührten in nervenlähmender Weise vor. Gaius Cornelius war die Lebenswichtigkeit selbst. Er ging den Gängen im Gemme der Speisen und der süßlichen Weine mit gutem Beispiel voran; er plauderte mit unermüdlicher Frische; er lachte, daß es fast das Hinstiegensmesser noch überdünnte: mir aber trat bei diesem wenig harmonischen Lärm der Angewohnheit an die Stirn, und ich dachte den Göttern, als wir uns endlich verabschieden durften.

„Du nimmst das Bad mit mir!“ rief der Hausherr, da ich mich eben vom postherbeigebenen Speisetisch erhoben hatte. „In anderthalb Stunden, nicht wahr, clarissime Gaius?“

Ich war gerührt über die erneute Behandlung, die römischer Gastfreundschaft. Die Thermen des Gaius Cornelius sind weit berühmter; selbst der gewaltige Cäsar badet nicht öfter. Schon die Neugier hätte mich also veranlaßt, Ja zu sagen.

Ich begnüge die anderthalb Stunden zu einem Ausritt ins Marsfeld; denn das Wetter war frühlingshaft. Mündlich zur vereinbarten Zeit überführt ich die marmorne Schwelle des Warmbades. Was höre ich? Abermals das Hinstiegensmesser der großen Kammerpfeife, nur noch gewaltiger, schmerzhaftlicher! Gaius Cornelius ließ hier unter den Hölzungen des kleinen, geschmückten Gaiusarums mit vereinigen Kräften arbeiten: seine beiden Erkerter tobten den wilden Rhythmus des hier überall geübten, gesungenen, geduldeten und geträumten tyrannischen Kampfs: „Mönn herab, du gewaltiger Ares!“

Zwei Tage später, am Geburtstagsfest meines geliebten Schwagers, hatte ich dann Gelegenheit, die drei vereinigen Sängerschöre, zum Teil in Verbindung mit den Erkertern, kennen zu lernen. Ich will nicht leugnen, daß hier manches Bessere vor Vortrag gelangte: im allgemeinen aber nahm ich auch hier den Eindruck hinweg, als sei die Vorliebe des römischen Publikums für das Kärmen, Geräuschvolle, Tumultuarische, von der uns schon damals Julius Marius berichtet hat, bedenklich im Wachen begriffen. Alles wird übertrieben; die rohe Wirkung des Heuschrecken sieht den stänflichen höher, als das Innere, Geistige, Schöne.

Und daß es nicht etwa den Mädchen gewinne, als ob ich hier — durch die Schlichtheit unserer germanischen Weisen zur Strenge verleitet, ungerecht urtheile, bringe ich eine Verurteilung des berühmten Schriftstellers Lucius Annianus Seneca bei, der, wie du weißt, unter dem Kaiser Nero das Amt eines ersten Ministers bekleidete. Seine Worte beziehen sich allerdings zunächst auf das Theater; aber es liegt auf der Hand, auch die Musikverbältnisse außerhalb der Bühne beherzigen muß.

Seneca schreibt:

Sieht du nicht, aus wie zahlreichen Stimmen der Chor sich zusammensetzt? Und doch erzielen sie alle nur einen Ton! Einige Stimmen sind hoch, andere tief, andere haben die mittlere Lage. In den männlichen Stimmen kommen auch weibliche; Mäurklänge ertönen hell zwischendurch; die einzelnen Stimmen

gehen in dem Chaos aller zu Grunde. Bei unsren Vorstellungen gibt es mehr Sänger, als es früher in den Theatern Zuhörer gab. Wenn sie so in ganzen Molonnen dahineilen, wenn der Hauptplatz rings von Mäurmusik umfrieselt, und die Bühne selbst mit alten erdenschlichen Instrumenten belegt ist, die zugleich losgehen, dann wird das sogenannte ein Disharmonie- und Spektakel-Konzert, kein Kunstwerk.

Das sind die Worte eines hochgebildeten Mannes, der es mit allen Dingen ernst nahm, und dem stern des griechischen Lebens näher stand, als die Mehrzahl seiner unmusikatischen Landsleute.

Ich fürchte dich zu ermüden, herrliche Gela, wenn ich so fortjähre mit der Aufzählung all der Gelegenheiten, bei denen die römischen Götzen sich und die Gangesenossen mit Musik, und zwar nicht mit der besten und geistvollsten überfüllten.

Bezeichnend für den Geduchst Rom's dünkt mich die Thatsache, daß eines der beliebtesten Instrumente die Wasserorgel — Hydrantus — ist.

Bei dem Genuß und der Abste, bei der neuartigen Schlarba, la selbst bei der sonst etwas harten Zuba ist ein gewisser Ausdruck des Vortragenden möglich: die Wasserorgel jedoch läßt sich jeden Einfluß auf die Klangfarbe und die sonstigen Eigentümlichkeiten des Tones aus; sie wirkt durch die Gewalt der Flüssigkeit, je nachdem die Klappen der einzelnen Pfeifen geöffnet oder geschlossen werden. —

Ein Mechaniker namens stieflos hat den Hydrantus erfinden. Sieben Tondrüben gab er dem letztgenannten Instrument, teils metallene, teils hölzerne. In dieser Form war die Wasserorgel überall im Gebrauch, bis man etwa vor dreißig Jahren eine wesentlich neue Art er fand, die denn heutzutage die stiefliche Konstruktion völlig verdrängt hat.

Das jetzige Instrument wird durch Niederdrücken und Wiederlosten länglicher Tasten in Bewegung gesetzt und gibt einfindrige, ungeliebte Töne von sich, die nicht langsam verhallen und gleichsam dahinschweben, wie die Klänge der Sünir oder der Doppelstie, sondern sich abbrechen.

Ich sah im Haus des Gaius Cornelius einen Hydrantus vom Umfang ionatörischer Meisteleiden; Julius Marius schätzte den Wert auf 70 000 Selterzien, wobei denn freilich die geradezu stiefliche Ausstattung in Betracht kommt.

Gewissenmaßen, wie für die Wasserorgel, kann ich mich für die Sumbuca begeistern, die dreieckige Harfe, die neuerdings sehr in Aufnahme kommt. Ihre Töne sind scharf und einfindend. Sie gemahnen mich immer an die alles zerlegende Klarheit der römischen Intelligenz. Leider fehlt ihnen das, was die Musik zur Kunst macht: der Schmerz, der Lust, das Verheißende, Blühende, Mäurzubelebende. Ich könnte mir denken, daß die Sumbuca sich eignen würde, die Mäurverhandlungen in der Vahlsta über die Stellungen des Senats zu begleiten; für den Ausdruck menschlich-tiefer Gefühle paßt sie so wenig, wie die geräuschvolle Wasserorgel.

Was mir im musikatischen Rom noch am meisten aufstößt, das ist der Frauengefang. Die Kunst, die der weiblichen Stimme, zumal der jugendlichen, von Ares gekieft ist, löst sich durch keine Mäurverurteilung zu Grunde richten. Auch muß ich bekennen, daß in bezug auf die Feder eine gewisse Schlichtheit vorherrscht. — bei den Mädchen aus guter Familie wenigstens, die mit ihrer Musik nicht geradezu Spekulation treiben, wie die leichtsinnigen Libertinen und ihre Gesinnungsgegnossinnen d'esseits und jenseits des Mäurvermögens. Für solche Weibchen hat der römische Dichter Ovid in der idyllisch-höflichen „Liebeskunst“ die Notiz angebracht, ein flatter Gelang wie oft ebenso fördernd bei der Eroberung der Männerherzen, wie eine hübsche Gestalt: ein liebebedürftiges Fräulein müsse also hübschlich gekieft sein, die neuesten Melodien frisch von der Bühne weg heimzutragen und ausdrucksvoll nachzusagen; und werde ein Lieb von möglichst fremdartigem Gepräge, z. B. eins aus Aegypten, ganz absonderlich süßen.

Doch dies bellästig. Was ich vermerken wollte, ist die Thatsache, daß die hübschen Töchter der Senatoren und Ritter zum Teil sehr liebliche Stimmen haben und recht artige Feder singen, meist hellenisch in jeuer verklärten Tonart, die sonst dem römischen Wesen fremd ist.

So hörte ich zu Anfang des Monats von Tullia, der Tochter des Großkaufmanns Quintus Tullius Verillatus, den Vengagang des rheginischen Dichters Abucius in tadelvoller Vollenbung. Es war, als fühle man das Säukeln des sanften Ährwindes in den umherbeirahnten Ährwäldern; als leuchte das stiefliche Meer durch die Büten. —

Tullia, eine mittelgroße, wohlgebackene, siebenjährige Jungfrau, niedersinken Auges, beim ruhigen Nachdenken überaus ernst, beinahe düster drückend, jedoch, je mehr man gewinnender Munn und Lebhaftigkeit, leidet nicht nur schadenwertes im Vortrag — den sie mit der Schlagschärfe begleitet —: sie schwärmt auch, und zwar schreibt sie ihre Monopositionen in heftigster Notendruck, was allgemeine Verwunderung erregt.

Ich verhehe mich nicht auf die Sache: Julius Marius, welcher hat mich verlobt, die Erlernung dieser Tonzeichen erfordert unendlichen Fleiß; der griechische Philosoph Platon schätzte die Zeit, die zu ihrer vollen Bewältigung nötig ist, etwa auf drei Jahre. Ich schreibe hieraus, daß die ganze Gründung nicht sonderlich tauglich; denn die Zahl der verchiedenen Töne, wenn ich auch ihre Dauer, ihre Stärke und die Art und Weise des Vortrags mit in Betracht ziehe, ist doch nicht so über Gebühr groß.

Sei dem nun, wie ihm wolle: das Terpentinerische Notenblech, wie es jetzt vorliegt, in ein formliches Zahnrad, und daß Tullia so fleißig in all diesen Verrichtungen sich aushalten, das beweist, wie fleißig sie ist, und wie klug.

Im übrigen komponieren die meisten der musikalisch veranlagten jungen Mädchen eben so frisch daran, wie die Töchter des Pythagoras; nur leider — wie selbstverständlich — mit ungleich geringerem Talent. Die mehr oder minder geschickte Vermischung fremder Bruchstücke zu einem vernünftigen Ganzen — das ist alles, was sie uns leisten. Aber was läßt sich dagegen einwenden? Die Mode verlangt's — die städtische Elite, die „Arbeitswelt“, und die Göttheit ist in Rom noch allmächtiger, als der Jupiter Capitolinus und der urale Pantheon, auf den das stolze, gemessene Volk seinen Stolz gründet.

Nach allem, was ich hier angedeutet, wird es nicht Wunder nehmen, wenn ich hinzufüge, daß es in Rom kein besser bezahltes Gewerbe gibt, als das eines Sittenspietlers, eines Sittenbilders oder Musiklehrers. Es lebt hier ein gefürchteter vielgelesener Poet, Martialis mit Namen. Den muß man hören, wie er über die „Dudler und Klumpen“ loszieht, nicht nur in seinen gelehrten Sport- und Sittensgedichten, sondern fast härter noch und energischer beim Fokener, wenn ihm der Klang des Fockers die spärlichen Haare schüttelt. Das Uebermaß und der Mißbrauch der Sache hat ihn fast zum Heiner ihres vernünftigen Gebrauchs gemacht; wenigstens gilt er bei den tiefsten Virtuosen für einen ausgesprochenen Musikfeind. Ich bemerke, daß er überhaupt etwas griechenmäßig ist; er scheint unzufrieden mit seinem Schicksal, das ihn zur Stellung eines klugen Verurteilter, während er mehr Fleiß und Verstand besitzt, als die Großen und Vornehmen, denen er um der lieben Sportula willen antworten muß.

Es sei mir gestattet, eines der von ihm verfaßten Epigramme hier mitzuteilen.

Dasselbe lautet:

Welchem Lehrer den Sohn du anvertraust,
Forderte lange du schon besorgten Versens.
Nun: Grammatiker und Metreer beide!
Wirklich, Pupus! Er habe nichts zu schaffen
Mit des Cicero und des Maro Schriften!
Ueberlass Tullius seinem Ruhme!
Macht er Verse: dem Dichter gib den Abschied!
Wag' er Künste, die Geld ihm bringen, lerne!
Laß ihn Sittengesang und Fikie treiben!

Tullius, den der Epigrammatiker hier erwähnt, ist ein scharfsinniger Philosoph; aber, die Philosophie bringt nichts ein, sagt Martialis; das flüchtige Gehirn ist nicht halb so viel wert, als ein kräftiges Stimmband! Ich erwiderte ihm: Die Zahl der Menschen, die sich am Klang einer schönen Stimme erfreuen kann, ist auch hundertmal größer, als die Zahl der Philosophieverkönnigten. — Aber mein Trost verfliehet nicht. „Das ist's ja gerade!“ rief er die Brauen schräg. Und nun hob er die Muthochale und trank, als wolle er all seinen Stabwerber auf einmal den der satirischen Junge hinabwischen. Er hat einen guten Zug, dieser Marcus Valerius Martialis; er würde bei unsern heimischen Bier- und Weibhörnern ebenbürtig standhalten, wie Julius Marius, der von Mogunkia aus so manches Mal an den christlichen Zedgelingen freundschaftlich teil genommen.

Als die größte musikalische Zerknirschung Roms ist mir die Vorliebe sonst nicht übel geübter Männer für die dumpfste Signaturtrompete des Heeres, die sogenannte Tuba, erschienen. Es ist wahr, diese eigenartige Schwärmerei ist nicht eben verbreitet; der fremdlicher Weise jedoch sind es gerade Persönlich-

keiten von hervorragender gesellschaftlicher und antiker Stellung, die ihr obliegen. So konnte ich einen gewissen Prätor, der seine Musikstunden dazu benutzte, einer eigens für ihn gefertigten Mienetuba die ungläublichen Klänge und Schreckensnote mühelos zu entlocken. Ein Senator, namens Gaius, bläst die Tuba mit vollendeter Virtuosität. Er könnte gleich in die Totenkapelle eintreten; denn die Vorzeichen hierzu werden mit Tubaclängen zuweilen ertönen. Auch der mehrfach erwähnte Cornelius nahm Veltionen auf diesem schwer- und heftigen Blasinstrument; die Aerzte jedoch verbot es ihm, weil Cornelius zur Lungenverengung neigt.

Ich erkläre mir diese Sympathie für die Tuba aus der ursprünglich feierlichen und kriegerischen Veranlassung der Nation. Ich glaube, daß die Tubaclänge erhabener sind, und ausdrücklicher ihrem Gesandte folgen, als die Vertreter der von Griechenland überkommenen Mithras und aller sonstigen unheimlichen Kultgegenstände. Und was mich am meisten in dieser Ansicht bestärkt, das ist die Thatfache, daß man die übrige Musik öffentlich und gleichsam zur Schau des Volks, das Wachen der Tuba aber heimlich betreibt, und sich dieser echt römischen Staatsinstrumente eigentlich schämt.

So, meine geliebte Geta! Das war es, was ich über meine Erfahrungen auf dem Gebiet der Musik zu Papier bringen wollte. Es ist wenig, aber der Wahrheit entsprechend. Sobald ich genauer mich unterrichtet habe, füge ich vielleicht noch einiges bei, was der Aufmerksamkeit wert ist. — Für heute lege ich die Feder bei Seite und sende dir in Gedanken die ästhetischen Grübele, immertot eingehend der glühend erlebten Heimkehr, wie Odysseus, der Athenerkür, den ich in Lathum Miros nenne.

Greta beschliese dich!



Sunk und Künstler.

— Johann Strauß hat mit seiner neuen Operne „Simplicius“, welche im Theater an der Wien erstmals gegeben wurde, wiederum einen musikalischen Sieg zu verzeichnen. Wie kann anders erwartet, nimmt auch dieses Bühnenwerk seine Annehmlichkeit gegen die früheren des Wiener Meisters ein: Bei Strauß tanzt man, trinkt man, lacht man im Walzer, der eherner Schritt der Soldaten verwandelt sich unmerklich in den Treidritt, so selbst der fromme Einsiedler findet seine Gebete in einem unendlich süßen Walzer zum Himmel. Ähnlich auch im „Simplicius“. Der Gang der Handlung erfordert eine scharfe Tonart, da es von Anfang bis zum Schluß sehr kriegerisch hergeht, allein wo der musikalische Geist des Komponisten der „Abermanns“ waltet, da findet auch der laute Kriegslärm seine milde Abmildung durch die zartensten Weiten feiner Dreierelweihen und die schwärmerischen Melodien der Liebeslieder. Aus der reichen Anzahl der Arien und Arien manche wiederholt werden, überhaupt herrliche trotz der Paule, die im zweiten Akt ein fälschlicher Fenerlarm verurteilt, eine gehobene Stimmung. Der Erfolg der Revue ist gelichtet.

— Eine neue Oper — „Marillo“ — von Ferd. Langer hat in Mannheim recht warme Aufnahme gefunden. Mag nun auch etwas Lokalpatriotismus mitwirken — bekanntlich ist Langer Kapellmeister am Mannheimer Theater — so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, das vollen Reiz in Anspruch nimmt. Die Musik ist eigenartig und stimmungsvoll und in harmonischer Beziehung farbenreich und charakteristisch. Hervorzuheben ist besonders auch die bellamatorische Arie, welche dem Werke ihre Wucht gibt. Wie es bei neuen Bühnendruckungen indes so häufig der Fall, so ist auch „Marillo“ oft etwas allzu redselig — eine unabwiesliche Folge des nicht voll auf der Höhe stehenden Librettos; eine knappere Form würde das Werk weit bühnenfähiger gestalten und einer weiteren Verbreitung förderlich sein.

— Miska Kanfer, der bekannte Wandergeiger, ist in Wien 65 Jahre alt verstorben. Dem Sopranvortrag Kanferwein wurde der Titel eines k. Kammerjägers, ferner der k. Kammerjägersin Fr. Weckerlin, dem Ehrenmitglied der k. Hofbühne Frau Maria Zieglar, der Titular-

Sofisthauptrichterin Art. Schöndau, dem Hofkapellmeister Mohde, sowie dem Kammermusiker Glöner, sämtlich in Wien, die Ludwigs-Medaille, Abtheilung für Wissenschaft und Kunst, verliehen.

— Brendenbergs Oper „Cleopatra“ erzielte in Augsburg eine glänzende Aufnahme. Nicht minder gut wurde A. Mohrs Oper „Der deutsche Michel“ in Magdeburg aufgenommen.

Der Master von Österreich hat dem Violin-Virtuosen Franz Dürbeck den Titel eines k. k. Kammermusikers verliehen.

— Greta Gerber ist neulich zum erstenmal nach längerer Unterbrechung ihrer thätigen Thätigkeit im Metropolitan Opera House in New York in einem Konzert aufgetreten und soll durch den vollen Reiz ihrer einst prächtigen Stimme das zahlreiche Publikum schmerzlich überfallen haben. Der „Herald“, der, wie die andern amerikanischen Zeitungen, der Künstlerin eine längere Ruhe empfiehlt, berichtet über die Vorstellung nur, daß aus Talsgeln und Taubstochern für mehrere Tausende Zuhörer insgesamt applaudierten, aber der peinliche Gindrad, den der einst gezeigte Gefangene trotz immer noch angenehmer Gedächtnisse hervorgerufen habe, sei nicht zu vermeiden gewesen.

Uebereinstimmenden Berichten zufolge hat die in Braunschweig bereits wiederholt aufgeführte Oper „Der wilde Jäger“ von A. Schütz sehr gefallen. Die Musik ist geschmackvoll, die dramatischen und lyrischen Momente sind treffend musikalisch illustriert, wie überhaupt das Werk, wie es aus den Händen des Komponisten hervorgegangen, als ein solches sich zeigt, das wohl verdient, den Weg über unsere deutschen Bühnen anzutreten und zurückzulegen. Auf eine eingehendere Behandlung des Bühnenwerkes werden wir event. zurückkommen.

Auch in Pest wurde nun Verdis „Cithello“ aufgeführt; insbesondere waren der zweite und der vierte Akt von durchschlagender Wirkung. Die erste Aufführung des Cithello in deutscher Sprache wird im Hoftheater in München stattfinden und zwar schon im Laufe des Januars.

— Die Weininger gehen nun doch nach Amerika, aber erst im Dezember. Nach einer fünfmonatlichen Tournee erhalten sie 750.000 Franken. Der Vertrag zwischen den Weininger und den Unternehmern Graun in Paris, Abben in New York soll in allen Punkten vereinbart sein.

Während in New York die italienische Campanini-Opern-Kompanie bedeutenden musikalischen Durst stillt, erfreut sich die deutsche Oper eines Erfolges, der kaum noch einer Zeigerung fähig ist. Wie vor zwei Jahren die „Weininger“ und im vorigen Jahre „Tristan“, so ist diesmal „Siegfried“ das große Ereignis, und es ist wunderbar zu sagen — kein anderes Werk hat man mit einer Begeisterung wie dieses angenommen. Komme doch die Zeitung „World“ schreiben: „Das Auditorium wurde im dritten Akt wild von Enthusiasmus. In der Pause des Ruhmes haben sich Anon Schell und Max Marx zu teilen, welcher letzterer in zehn Tagen die aufregende Siegfriedsrolle viermal sang, ohne zu ermüden. Es muß doch mit dem stimmungsvollen Charakter der Wagnerischen Musik nicht so arg sein. Herr Marx ist bekanntlich der Sohn des Düsselborger Professors Achenbach und hat in Berlin seine musikalische Bildung erhalten. Aber richtig ist er an der New Yorker Oper geworden, nämlich wie dramatisch, so daß ihm die dortigen Mütter eifrigst Küssen flüchten und ihn gleichmäßig als „idealen Mann“ wie als „wunderbaren Siegfried“ verehren.“

Nächsten Juni wird in Nizza ein letztes Musikfest (das dritte dieser Art) stattfinden. Das von der Regierung bestellte Festprogramm besteht aus einem geistlichen und einem weltlichen Konzert und aus Wettgefangen.

Musikdirektor Heinrich v. Heile, früher in Stuttgart, dann Direktor des Domchores in Konstanz, ist in Stuttgart infolge einer Lungenlähmung unerwartet gestorben.

— In New York hat Goldmarks „Königin von Saba“ unumkehrbar den höchsten Erfolg errungen. Die Oper wird in 32 amerikanischen Städten Heptien erleben.

— Die Oper „Giarno“ von Jacobson v. Prochard ist an der hannoverschen Hofbühne zur Aufführung angenommen. Dieselbe war bereits auch für Weimar erworben, doch hat Frau v. Wolfart, in Rücksicht auf die letzte Stellung ihres Gatten als General-Lieutenant des dortigen Hoftheaters, auf die Aufführung daselbst verzichtet.

— Möln. Heinrich Böllers Musikdrama „Janit“, dessen Text bekanntlich eine getreue Entleerung des Goethe'schen Faust bildet, wurde hier vor einem ansehnlichen und nicht wenig auf den Erfolg gespannten, sehr zahlreichen Zuhörerkreise am 15. Dezember zum erstenmal aufgeführt. Der vortheilhafte Eindruck, welchen das bedeutende Werk nützlich schon in Münden davontrug, hat auch bei uns nicht auf sich warten lassen, wenn auch der Erfolg insolge der zu großen Länge der Vorlesung und der gerade bei dem wirksamen Schluß eingezeichneten Abspannung der Zuhörer vorläufig noch kein durchschlagender war. Auswärtigen werden verschiedene Mängelungen im ersten und zweiten Akt das weniger Wirksamkeit beistellen und damit wird auch die Oper wohl an Zugkraft gewinnen. Am Prolog im Himmel wurde es von verschiedenen Seiten beanstandet, daß der Herr singend, wenn auch unsichtbar, eingeführt wird und daß Repetitorisches seine fälschlichen Bemerkungen in allzu unheimlicher Stellung, mit welcher er die Heiligkeit des Orts andeuten sollte, vorbrachte. Der erste Monolog ist von großer musikalischer Schönheit, geradezu hervorstechend über die letzten beiden Akte, mit welchen Gretchen am dem Schlußplais erstickt. Besonders in der Salomine und der sterblichen Schlacht der Monopoli Züge an, die man bei Wagner kaum mehr vermessen hat. In der Charakteristik ist im einzelnen wohl nicht viel zu sagen, die teilsweise Mängelheiten sind uns oh ja gar zu geläufig in den Schreien. Der Faust sang Herr Wagner in seiner vortheilhaften, musikalisch wie schauerselig durchdrungenen Weise; die Monologe gelangen besonders schön. Art. Möllgen als Gretchen bewies solche Fortschritte namentlich im Spiel, daß ihr der durchwegs feine Erfolg des Abends zu teil wurde. Den Melphilo sang Herr von Schmid lobenswerth, wenn auch etwas zu gutmüthig. Nebenfalls hat Böller das Zeug zu einem der besten dramatischen Monopoliisten an sich.

Der verdiente Solo-Geselle, Mitglied des Professoren-Quartets und Lehrer für sein Instrument am Conservatorium in Möln, Ludwig Gert, wird am 1. April seine Stellung niederlegen und seinen Wohnsitz vorerst noch unbekannt wohin — verlegen. — Simon Peters von Münster wurde kürzlich von dem hiesigen Quartettverein in Barmen unter Leitung des Monopoliisten mit außerordentlichem Erfolge zur Aufführung gebracht. Dieses wirksame biblische Dramaturg, dessen literarische Charakter mit vieler Monopoliens feig gehalten ist, und in welchem der Monopoliist das ganze Mitzug des Dramatisches übertrifft, verdient überhaupt in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Dem Streichquartett Hermann aus Möln und dem Kapellmeister B. Bach aus Göttingen wurde die Ehre zu teil, am Geburtstags der Kronprinzessin von Deutschland vor der Königin von England in ihrem königlichen Schloss Windsor zu konzertieren. Es wurden mit Ausnahme von Bachern nur deutsche Tonstücke wie Schumann, Mendelssohn, Bruch und Tietzendorf vorgeführt. Nach dem konzertierten dankte die Königin den Herren Hermann und Bach in vorzüglichem Deutsch für deren künstlerische Vorträge, die ihr besondere Freude bereitet hatten.



Hermisches.

Am 11. v. Mts. ist Josef Lucca, der Vater der gezeigten Künstlerin Paulina Lucca, an Altersschwäche im 87. Lebensjahre verstorben.

Ueber eine „Bauer-Melanie“ schreibt man uns: Es handelt sich um eine „Theateransage“, auf einem Quartall-Vollpoper, ländlicher gedrukt, als dies zu jenen Zeiten im Buchdruckerhandwerk eigentlich üblich war; in ihr ladet Richard Wagner, damals Kapellmeister am hiesigen Stadttheater, zu seinem Pöbel mit gebührender Höflichkeit gegen das Publikum und — gegen das Stück ein. Da dem Meister im Laufe der Jahre eine andere Ausdrucksweise und Aufassung zu eigen geworden, mag man das Schriftstück heute nicht ohne Interesse lesen. Es lautet: Theateransage. Sonnabend, den 11. Dezember 1837, wird zum Vortheile des Unterzeichneten zum erstenmal aufgeführt: Norma, große romantische Oper in 2 Akten, von Bellini. Der Unterzeichnete glaubt seine Berechnung für das kunstliebende Publikum dieser Stadt nicht besser betheiligen zu können,

als eben durch die Wahl dieser Oper zu seinem Benefiz, welches ihm zunächst für seine Bemühungen um die Förderung und künftige Ausbildung jugendlich musikalischer Talente der hiesigen Bühne bewilligt worden ist. „Norma“ ist ein allen Schöpfungen Bellini's diejenige, welche neben der reichsten Melodienfülle die innerste Mut mit tiefer Wahrheit vereint und selbst die entschiedensten Gegner neutralisirenden Musik haben dieser Komposition die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, zum Herzen sprechend, ein inneres Streben zeige und der modernen Modest nicht huldige. Da nun für das Gelingen ein inneres Streben dieses Werkes alles geistigen, so darf ich es wohl wagen, das theaterliebende Publikum gehoramt einzuladen und ich thue dies in der freudigen Hoffnung, daß mein bisheriges eifriges Schreiben, auf meinem Plakat möglichst meiner Pflicht zu genügen, teilnehmende und nachsichtige Aufmerksamkeit gefunden habe. Mögn, den 8. Dezember 1837.

Adolf Wagner, Kapellmeister.
Das St. Monstratorium für Musik zu Dresden ist nach telegraphischer Anordnung seines Gründers und leitherigen Direktors Herr Dr. P. in den Besitz von dessen Sohn, Herrn Heinrich P. übergegangen.

In dem Prolog wegen der Feuersbrunst, durch welche die „Opera comique“ in Aachen zerstört wurde, erfolgte nun in Paris die Urtheilverfällung. Wie seiner Zeit Direktor Wagner in Wien nach der Ringtheater-Katastrophe zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, so wurde auch Direktor Cavallo zu drei Monaten Gefängnis und zwei hundert Gulden, der Komiker Andri zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Alle anderen Angeklagten wurden freigesprochen.

Herr V. Franz soll an der Zusammenstellung der Schriftstücke, welche die letzten Opernhauszeiten in Berlin sehr bedeutend sollen, arbeiten und wird dieselben in möglichst kurzer Zeit erscheinen lassen. Man darf an dies Gelingen wohl gespannt sein.

Ein kürzlich von den vereinigten Liedertafeln Hannovers zum Besten des in Brandstich gelegenen Alt-Deutsches gegebenes großes Konzert hatte den schönen Erfolg, daß ein Ueberbisch von 1400 Rth. dem Alt-Deutsches-Komitee in Brandstich überhandt werden konnte.

Die Künstler Amicitia zu werden, so schreibt man dem „A. v. A.“ von ihren deutschen Kollegen ob ihrer finanziellen Stellung sehr häufig berichtet und in dieser Beziehung nicht ohne Grund. Tischehmalglieder mit hundert Dollar Wochen-Einnahme sind „drüben“ keine Seltenheit. Im was sie aber weniger zu beneiden sind, ist die Anordnung, welche an ihre Leistungsfähigkeit gestellt wird. Abgesehen davon, daß nur ganz tüchtige Musiker überhaupt Aufnahme in einem derartigen Orchester finden, ist das verlangte „Arbeits-Vertrauen“ nach unseren Begriffen geradezu solofal und danach angethan, den fruchtigsten Mann in wenigen Jahren auszubilden. Nach einem Schreiben des Herrn Kapellmeisters Anton Seidl ist z. B. der vergangene 16. November ihr das Orchester der „großen deutschen Oper in New York“ mit folgendem Dienst beauftragt gewesen: Von 9½ bis 12 Uhr vor-mittags Probe zum philharmonischen Konzert. 12½ Uhr bis 3¼ Uhr Operprobe vom „Trompeter von Säckingen“. Von 4–6½ Uhr Konzertprobe im „Atrium“ und von 8–12 Uhr Vorstellung des „Propheten“. Solche Tage wiederholen sich wöchentlich zwei bis dreimal, schreibt Herr Seidl, während andere Tage wieder nur durch eine allerdings sehr lange Operprobe und Abendvorstellung ausgefüllt werden.

Zum künftigen Direktor des hiesigen Stadttheaters ist Herr Albert Schirmer, welcher bisher die Bühnen in Düsseldorf, Pöbel und Berlin leitete, ernannt worden.

Die Redaction des „Chicagoer“ setzt einen Preis von 100 Mark aus für die beste Männerchor-Komposition des „Deutschen Bannertages“ von Th. Schönan. Gewicht und Bedingungen sind vom Verleger Hans Velt in Leipzig erhältlich.

Auf das Verlagsrecht des Musikverlegers und des Textbuchs der nachgelassenen und von Kapellmeister Mahler vollendeten Weber'schen Oper „Die drei Vintos“ hat die Musik-Verlagsbuchhandlung von Max H. Nachfolger in Leipzig die Summe von zwanzigtausend Mark bezahlt. Das Aufführungsrecht verbleibt selbstverständlich dem eigentumsberechtigten Weber'schen Erben und dem Fertigsteller des Werkes, von denen auch die Partitur zu beziehen ist. Als Merkmale der Fälschungen, welche auf das Weber'sche Werk gesetzt werden, ist die Thatsache interessant.

Berliner Saison.

IV
Berlin im Dezember 1837.

Der irrendliche Leser möge mich mit seinen Gedanken in das Atelier eines Berliner Malers begleiten. Wie kommt Saul unter die Propheten? höre ich fragen; was will ein Künstler der Palette unter den Kompositionen und Bismosen, die sich in diesem Halle Stelldichein geben? Nur gemacht! dieser Maler hat jedoch eine Gründung gemacht, deren Künftigkeit weit in das musikalische Gebiet, speziell in das der Oper hinübergreifen wird; sie soll zwar nicht die Peripherie der Kunst erweitern, aber dem Hörer eine Lebensversicherung gegen die Gefahren der darstellenden Kunst liefern.

Es handelt sich um eine Methode zur Erzeugung absolut feuerfester Theaterdekorationen, deren die Oper in noch höherem Grade bedarf, als das Drama. Wir heissen zwar keine Regieartisten, allein jeder Zeit vermag sich auszurechnen, daß auf der Opernhöhe mit Klammern und Klammern weit mehr herrscht, als in Schauspieltheater. In einer Berliner Aufführung der „Wallfische“ kommt dem Feuerzunder eine größere Menge von Feuer zur Gedächtnis, als in allen übrigen Theatern der Residenz während der ganzen Saison. Man beobachtet nur das Publikum während jenes Schauspiel! Die wenigsten Hörer bleiben kaltblütig genug, um während des todernden Pömpes die Zunderarbeit des Feuerthemas und des Siegfriedmotos zu verfolgen, wohl aber richtet sich die Aufmerksamkeit der großen Mehrzahl mit ängstlicher Spannung auf die gefährdeten Leinwanddekorationen, und als das einzige Motiv, welches wirklich konstant im Mann regiert, muß das der Furcht vor einem drohenden Unglück bezeichnend werden.

Die Lösung der brennendsten Frage im Bereiche der darstellenden Kunst ist nunmehr dem Maler Ernst Tappert in Berlin gelöst. Die bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Dekorationswesens haben seine Gründung begrüßt, und der Gründer hat alle Ursache, mit dem Ausfall des Gramens zufrieden zu sein. Es bedarf am Ende keiner sachmännlichen Weisheit, um den Wert der Neuerung zu begreifen. Wir leben in den Ateliers eine Reihe von Dekorationen, die sich auf zwei Schritt Distanz in nichts von gewöhnlichen Leinwandmalereien unterscheiden. Sie sind vollkommen blegam, rollen sich mit größter Leichtigkeit über dünne Gardinenhähne und bestehen doch in ihrem Haupttheile aus Metall. Statt der Leinwand benutzt Herr Tappert ein Traggewebe, deren Fugen er mit einer unverwundlichen und elastischen Baste verklebt. Diese Baste, in deren chemischer Zusammenlegung das eigentliche Geheimnis der Gründung liegt, verwandelt das Malerzeug in eine Fläche, welche die Farbe ebenso willig annimmt, wie die Leinwandmalerei.

Wir nehmen eine Probe des präparierten Tragsgewebes und halten sie über eine Flamme. Es entwidert sich ein Dunt, der keineswegs in den edelsten Parfüms gerätht werden kann, allein im übrigen bleibt alles beim status quo ante.

Es kann seinem Zweifel unterliegen, daß mit dem Prinzip der Imprägnierung nunmehr gründlich gebrochen wird. Jetzt da wir im Trakt die Universalversicherung gegen Feuerhaden auf der Bühne besitzen, darf es ja ruhig ausgesprochen werden, daß sich die Leinwandimprägnierung als Schutzmittel fürchterlich blamiert hat. Neure in Charlottenburg angelieferte Leinwand haben die Gewissheit erbracht, daß imprägnierte Pflanzenstoffe vom zündenden Feuer als eine wahre Zeitfalle verschlungen werden. Diese Gewissheit, welche noch vor Wochen zu demüthigen Vermuthungen hätte, kann heute nur noch auf theoretisches Interesse Anspruch machen. Denn es dürfte kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß für die Dekorationskunst jetzt das eiserne Zeitalter anbricht. Wenn wir uns in daselbe ein wenig eingelebt haben werden, wird wohl selbst in Brüssel, wo man den Feuerzunder ohne Klammern gibt, Gott Voge in seine Rechte eingelegt werden; allenthalben aber wird man den singenden und spielenden Darstellern statt des veralteten Malers „Saul“ nicht mit dem „Feuer“ die entgegengesetzte Versicherung geben können: „Ihr sollt mit Feuer spielen!“

R. Muszkowski.



Nachdruck nur mit Angabe der Quelle erlaubt

Ein „Poem“ Richard Wagners.

Als Sturionum teilen wir u. fern Lesern nachstehendes, an seine errie Frau (eine geborne Plauer) gerichtetes, aus nachweislich ganz verlässiger Quelle stammendes Gedichtchen Richard Wagners mit, welches in n. Meißner allerdings in tiefem Regitze aber auch in einer fast beneidenswerten Harmonikhaftigkeit zeigt.

Stradulus ich ich, bin entrückt,
Gott, was habe ich erblickt:
Zwei Schöne, grün und wunderbar
Hast du gebracht zum Eier dar!!!
Ach, ich bin anker, außer mir
Und weiß gar nichts zu sagen dir,
Nun bin ich aller Sorgen ledig,
Denn nur die Schöne waren nötig;
Für deine allzu große Güte
Verdienst du wahrlich eine Dote.
Ja, wenn Gerechtigkeit auf Erden,
Soll einst dir diese Dote werden,
Ich bin entrückt, ich bin entrückt,
Ich lo beglückt, werd ich verrückt.
Nun hab ich grüne Schuhe an,
Nest böses Schicksal komm heran,
Ich werde dir die Wege weisen,
Denn diese Schuhe niemals reizen.
In seinem Loch sollst du herein, —
Von nun an hab ich nichts als Schwein.
Gepriesen, dreimal hochgepriesen
Sei Minna — ach! müßt ich nicht weichen
— Wenn ich Gewissen zur Sonne seh —
Du führst vor Freund ich in die Hölle:
Ein acht und zwanzigjähriger Mann
Mußt Vivat hoch! so laut er kann.

Dur und Noß.

— „Nun, Fräulein Gise, wie hat Ihnen mein neues Schauspiel gefallen?“ — „D reizend! Ich habe wunderbar genossen.“

— Als Rosini in Paris wohnte, fand er sich eines Tages einem armen Teufel gegenüber, welcher eine seiner Overturen auf einer Drehorgel spielte. Er blieb einen Augenblick stehen, rief aber plötzlich dem Drehkünstler zu: „Aber geschwinde, geschwinde!“

— „Wie so, mein Herr?“ — „Treiben Sie geschwinde, es ist Allegro.“ „Aber, mein Herr, ich weiß nicht.“ — „So machen Sie es, so — so.“ Und Rosini, vom Niemanden gekannt, tritt selbst an die Orgel und dreht im gewöhnlichen Takt. „Ich danke Ihnen, mein Herr, und werde mir die Lektion merken!“ Am nächsten Tage ist der Feierabendmann wieder da, spielt dasselbe Stück und zwar, wie es am Abend vorher angegeben worden war. „Bravo!“ ruft eine Stimme aus dem gegenüberliegenden Hause. „Bravo!“

bravo! bravo!“ und ein Koniador fällt in den Rücken des wandernden Künstlers. Es war wieder Rosini. Der arme Orgelspieler wäre vor Freude fast „aus dem Häuschen“ gekommen.

— Ludwig Dörner fragte einst einen jungen Mann, der sich eben erst der Bühne gewidmet hatte, um dessen für einen Schauspieler so sehr nötige Geistesgegenwart auf die Probe zu stellen: „Was für Neugierigkeit ist zwischen mir und der Schalepope?“

— „Reide,“ war die witzige Antwort, „sind sehr häufig benebelt.“

v. 8. Ein sehr reizbarer, in seinem mündlichen Ausdruck nicht immer glücklicher Theaterdirektor, wies die Empfehlung eines Kapellmeisters durch einen Theateragenten, der gern das Engagement des erheben vermittelt hätte, mit folgenden kläffischen Worten zurück: „Was, der D. ein tüchtiger Musiker, ein Mensch, der ein Audente vom Plausissimo nicht unterscheiden kann?“

v. 8. „Denk euch Kinder!“ — brüllte sich eine reklamierliche Sängerin, die von einer Gastspielreise zurückkam. — „In Welt habe ich solchen Euthusiasmus erlebt, daß sie mir nach der Vorstellung die Herde ausgehauert haben.“ — „Na, wie sind Sie denn da nach Hause gekommen?“ verlegte eine maliziöse Kollegin mit der unblühenden Miene von der Welt.

— Eine gleichberühmte wie berühmte Sängerin rief einst in einem Gespräch mit einem Kollegen, den sie mit ihren boshaften Zücheln oft beleidigt und verlegt hatte, aus: „D wohl! ich habe mich in die Junge gebliesen!“

— „Das ist nicht möglich!“ antwortete der Kollege ruhig, „Sie würden sonst auf der Stelle an Luftvergiftung gestorben sein.“

— In der Theatergarderobe ging es laut her — man stritt sich über Schauspielertrend — und Zeit, und was überwiege. Metron, der berühmte Wiener Komiker, war während des Streites eingetreten und fing an sich mit seiner Garderobe zu beschäftigen ohne sich in das Gespräch zu mischen.

— „Nach,“ ruft Benzel Scholz, „was meinst du, du bist lange genug beim Theater, um auch deine Meinung zu haben. Was überwiegt? Schauspielertrend oder Schauspielertend?“

— „Benzel,“ erwidert Metron mit dem ernstesten Angesicht, „der Schauspielert ist an Fremden arm, er besitzt nur eine: die Schabentende!“

Musikalische Jugendpost.

Anlage 3000. Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 24.

An die lieben Leser der musikalischen Jugendpost!
— Der reiselustige Bärenführer, Weihnachtsmärchen von Anna Nicolai. — Ein kleiner Organist, von Claire Gerhardt. — Sei getreu bis in den Tod! eine Weihnachtsgeschichte von Johanna Balz. — Ein Konzertabend, aus dem Leben einer Geigenkünstlerin, von Frau Volte. — Vater Hand, eine Weihnachts-geschichte. — Erster Schnee. — Eine komische Verwechslung. — Garmotes musikalisches Prouderchen. — Rästel. — Briefkasten.

Musikbeilage:

Winterfreuden, Walzer für Klavier, von Burmann. Winter's Anion, Klavierstück, von A. Witzmann. Kindes Morgenroth und Wechselkette, für Horn- und Klavier, von D. Richter. Wenn ich mein Gähnen löse, für eine Singstimme und Klavier, von Fr. Mohr.

Auflösung des Rätselsprungs in letzter Nummer:

Die Musik.

Damit die Seele sich verhöde
In unbeschädigtem Glüd
Und an Unendlichkeit gewöhne,
Gad ihr der Himmel die Musik.

Sie läßt der irdischen Gebreden
Verlassen uns in ihrem Glüd
Und lehrt das Herz in Tönen sprechen
Da wo das Wort verstummen müß.

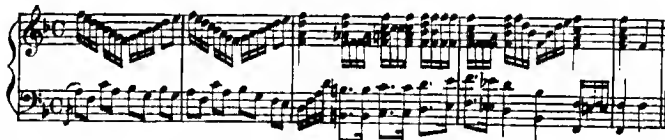
Sie trauet ins forgende Wege
Des Trostes Rastion wohnig lind
Und mahnt im Stummer unsre Seele,
Daß Glück ihr gegeben find.

So, thronend über allem Niedern,
Der reinsten Schönheit Dolmetsch wir,
Brich die Musik mit ihren Liedern
Das tiefe Schweben der Natur.

Rudolf Grimmtiger.

Notenrassel.

Als nachstehenden Noten-Figuren der rechten Hand ist der Name eines der ersten Regenten Europas zu bilden:



Berliner Konservatorium und Klavier-Lehrer-Seminar, Berlin, Luisenstr. 35.

Unterrichtsgegenstände: Klavier, Violine, Violoncell, Gesang, Orgel, Harmonium, (von den ersten Anfängen bis zur Konzert-reich) Theorie, Komposition, Musikgeschichte und vollständige Ausbildung für das musikalische Lehrfach.

Prospekte frei. Prof. Emil Breslaur. Sprechstunde 5—6.

Führer durch die Musik-Unterrichts-Literatur.

Ein Wegweiser und Ratgeber bei der Wahl geeigneter Musikalien.

Herausgegeben von Hermann Weigle.

300 Seiten Oktav-Format.

Preis dauerhaft gebund. Mk. 1.40.

Systematisch geordnet mit Angabe der Bezugsquelle und des Preises eines jeden Musikstückes. Von Dr. Prof. Ehrlich und Breslaur i. Berlin. Kom. N. Lachner in Karlsruhe u. v. a. aufs wärmste empfohlen. Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikalien-handlungen od. geg. Einsend. des Betrages direkt von der Verlagsbuchhandlung

Emil Behnd in Gotha.

Vakant ist das Amt eines Organisten an der Stadtkirche zu Meißner. Das Gehalt beträgt 200 Mk. Bewerbungssuche u. Zeugn. wird, bis zum 18. Dez. er, erheben. Meißner, den 23. November 1887.

Petersen, Probst.

Edition Gründel

Sammlung vorzügl. Originalkompositionen für verschiedene Instrumente etc. Prospekte gratis durch alle Buch- und Musikhandl. Verlag von Emil Gründel, Leipzig.

Neueste humoristische Kompositionen

VON Herm. Kipper

und Ernst Simon.

Ein lustiger Vormittag

oder

Der verhängnisvolle Frühschoppen.

ein lustiges Singstücken für 2 Männer und eine Sopran (event. Fagel-Tenor).

Stimmen von Herm. Kipper, op. 86. Kl.

Auszug, Mk. 4.—. Solost. Mk. 2.50.

Das Posaunenkonzert.

Duett für 2 männl. Singstimmen von Ernst Simon, op. 122. Kl. Auszug, Preis 2 Mk. Die beiden Stimmen so flg. Verlag von

Prager & Meier, Bremen.

Siebenmal prämiert mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonst. Streich-Instrumente, antwortet in Ton u. Güte, von 6—300 Mk. Stumme Violone zum Studieren (Patent). Zithern in allen Formen, 16—300 Mk. Gitarren 6—50 Mk. Rugen u. Etrus. Alle Holz- u. Blech-Instrumente. Reparaturatelier v. Ruf. Empföhl. v. Wilhelm, Sarasate, Sauter, Singer, Léonard etc. Absolute Garantie. Wiederverkäufer Rabatt. Ausfahr. Preiskurante franko.

Gebrüder Wolff,

Musikinstrument-Fabrik, Kreuznach.

Edition Schubert.

Empfehlenswerte Klavierauszüge:

- Nr. 3271 Goldmark. Werthe mit Text M. 10.
- 3272 „ zu 2 Händen (F. Busoni) „ 6.
- 3281 Mohr, Der deutsche Meist M. 6.
- 3281 Nessler, Trampeter mit Text „ 6.
- 3282 „ zu 2 Händen (Dr. Stadel) „ 6.
- 3292 „ Rattenfänger mit Text „ 6.
- 3296 „ zu 2 Händ. (Dr. Stadel) „ 6.
- 3294 „ zu 4 Händ. („) „ 10.
- 3296 „ Der wilde Jäger u. Text „ 6.
- 3301 „ Otto der Schütz u. Text „ 6.

Kataloge gratis nach franko.

Leipzig, i. a. 1888. J. Schunke & Co.

Für gesellige Kreise.

Theatralia.

Katalog ca. 600 Lustspiele, Solo-szenen, komische Lieder, Duette, Terzette einleitend. Gegen franko Einsendung von Mk. — 50 franko Zusendung Alt & Uhrig. Kgl. Hofmusikalienhandlung. Köln a. Rhein.

ROM

Beste Bezugsquelle für echt römische Saiteninstrumente.

Musikalien (Klavierauszüge, Klaviernoten, Partituren etc.) werden stets gekauft von

Emil Gründel, Spezialgeschäft f. antiquar. Musik, Leipzig, Rosslplatz No. 6.

Preisurante franko.

E. Tollert, Rom. Ripetta 57.

Musik-Antiquariat.

Musikalien (Klavierauszüge, Klaviernoten, Partituren etc.) werden stets gekauft von

Emil Gründel, Spezialgeschäft f. antiquar. Musik, Leipzig, Rosslplatz No. 6.

Männer.

Gesangsvereine, welche für wenig Geld das beliebteste Lied des Schwed. Sängers Quart. anschaffen wollen, verlangen gefl. von Meixner, Crana, Breslau, „Pinno“ von B. Seyfried. Bei grösserem Stimmenbedarf Preisermässigung.

Rud. Ibach Sohn

Barmen

Neuerweg 40.

Hof-Pianoforte-Fabrik.

Gegründet 1794.

Köln

Unter Goldschmied 38.

Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers.

Filialen
und
Haupt-Niederlagen:

Berlin,
Alexandrinenstrasse 26
Dresden,
Pragerstrasse 16.
Bremen,
Huttilerstrasse 7.
London,
13 Hansell Str.
Falcon Square, E. C.



Filialen
und
Haupt-Niederlagen:

Leipzig,
An der Pleisse 7.
München,
Rosenstrasse 10.
Paris,
Bdg. Poissonnière 12.

Fabriken: Barmen - Schwelm - Köln.

Alle Flügel und Pianinos

RUD. IBACH SOHN

tragen die obenstehende Schutzmarke und die volle Firma. Das Publikum wird im eigenen Interesse höflich ersucht, bei Korrespondenz und Ankauf gefl. genau auf beides achten zu wollen.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

Neue humorik. Gesangsmusik für Männerstimmen.

Maler, Anton, Op. 30, Der Orden oder Theorie und Praxis. Humoristisches Tezett	Mk. 4.50
Pachr, Joh., Fröhliche Gesellen. Humorist. Gesangsquadrille	4.-
Penzel, Mor., Op. 10, Eine reisende Kanarienvogel oder Verkannte Genies. Humorist. Szene für Männerstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Klavierauszug und Stimmen Textbuch netto 25 Pf.	5.50
Schreiner, Ad., Vom Grünsberger Wein	2.30
Die Entstehung des ersten Kusses	2.40
Des Sängers Fluch. Humoristisches Quodlibet	2.50
Lustige Brüder. Humoristisches Gesangsquadrille	3.60
Ansichts-Sendungen stehen zu Diensten.	3.60

Pür Kinder genügt
1-2-3 für Er-
wachsene 1-2-3
Tam-Confiture.
In Schachtel 20 Pf.,
auch einzeln
nur in Apotheken.
Apotheker
C. Kanoldt,
Nacht,
Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerol. wach empfohlen, ungeschädlich, rein
pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
CONFITURE laxative
von ananaskin erfrisch. Geschmack,
ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Athen 1890.
Appetitlich. - Wirklich.

Seit Jahren in
Kliniken u. grösster,
Holl-Anstalten
gegen
Verstopfung,
Brustkrankh.,
Vollblütigkeit,
Hämorrhoiden,
Migräne etc.
fortlaufend in An-
wendung g.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

BEETHOVENS Werke. SUPPLEMENT.

46 bisher ungedruckte Werke.

Folio. Plattendruck. 378 Seiten. Brosch. 28 Mk., geb. 30 Mk.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für
jedes Zimmer.

Solidität, Schönheit,
Wohlklang.

Franko.

Belohnung erhalten.

Köln.
Untere Gold-
schmied Nr. 3.
Barmen.
40 Neuerweg 40

Rudolf Ibach,

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Harmoniums

(Cottage-Orgeln)

mit und ohne Pedal
für Haus von 90 Mark an, für
Kirchen, Kapellen, Schulen und Ver-
eine mit Pedal von 200 Mark an
u. s. w. empfiehlt die
Harmoniumfabrik zu Neisse, Schlesien.
Vierweg-Mühle.
Illustrirte Preisliste gratis.

J. A. Hietel, Leipzig.

Kgl. Hofhof.

Fahnen-

Manufactur

Nur
Handstickerel.

Otto Emmerling

Musikalien-Versand-Geschäft

Leipzig, Kreuzstr. 28.

Prospekte und Kataloge gratis.

Brieflicher, gründlicher Unterricht
in Harmonie, Komposition, Kontra-
punkt. Nützlicher beginnt ein neuer,
vollständiger Kursus. Lehrgang steht
jederzeit gratis zur Verfügung.

Prof. Otto Höser,

Boulevard des Philosophes 16,
Genéve, Schweiz.



**Viollinen
Zithern**

u. alle anderen Arten u.
Zerlegungsinstrumente, be-
sondere alle solche
aus Italien der
Meistergeigen.
Cello etc.
für Zithern u. dgl.
für Instrumente von
Inland. Gesangs-
auch gegen monatliche
Raten

ohne Vorkauf.
Garantie. — Ausstel-
lungen. Umsonst ge-
hört. Preisversteigerung
Hamma & Co.

Saiten-Instrumenten-Fabrik
Stuttgart, Engenstr. 4.

Neuer Verlag von

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Wagner und Liszt.

2 Bde. gr. 8°, geh. 12 Mk.

Fein geb. 14 Mk. 50 Pfg.

Gratis und franko

Kataloge

über

Musik für Klavier

Musik für Violine

Musik für Orgel...

Musik für Gesang

Männerchor.....

Gemischter Chor.

Weihnachtsmusik

Gebrüder Hug in Leipzig

Musikalien- und Instrumentenhandlung.

Harmoniums

für Kirche, Schule und Haus.

Leopold Kahn, Fabrik., Stuttgart.

Violon-Cello

Nicolas Hieronymus Amatus
Cremone, seit anno 1678.
Original. Grosses Format, ist aus freier
Hand zu verkaufen. — Anfragen unter
Chiffre D. W. 750 an
Rudolf Mosse in Prag.

„Liederquell“

247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-
und Kommerzienlieder, berühmte klass.
moderne u. geistl. Gesänge f. 1 Singstimme
m. leicht. Pianobegl. eingedr. v. Wüh. Lechrich.
Preis 3 Mk. Fein gebunden Mk. 4.50 Lyra:
„Die Sammlung hat nicht ihresgleichen.“
Neingraber Verlag, Hannover.

1 Cello-Kasten, neu, französisch (Lindenholz),
ist billig zu verkaufen bei
Franz Bechert, Adorf i. Vogtl.

IX. Jahrgang Nr. 2.

Stuttgart, 1888.



+ Auflage 40 000. +

Vierstündlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Seitenbeilage, bestehend in verschiedenen, für Baumeister geeigneten Gesangs- u. Instrumentalmusikkompositionen, musikalischen Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Handbuch-Musiker-Sperren-Exkurs u. s. w.

Verlag von Carl Gruninger in Stuttgart
(vormals V. J. Zenger in Altdorf).
Inserate die vierteljährliche Monatszeitung 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Max 5.—
Abnahme der Inserate und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 90 Pf.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Fig. das Quartal, Einbanddecken 1 Mk. 1.—, Prachdecken 4 Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Franz Liszt auf seinem ersten Weggang.

Briefe seines Vaters, Adam Liszt, an
Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von F. W. A. S.

Ein glücklicher Zufall führte mir jüngst sechs autographirte Briefe Adam Liszts an Carl Czerny, aus den Jahren 1823—25 in die Hände, in denen er über den ersten Weggang seines Sohnes Franz nach Ablauf der Wiener Lehrjahre berichtet. Fürst derselben, deren Inhalt von allgemeinem Interesse ist, seien hiermit aus Licht gebracht. Ihre Veröffentlichung dürfte uns so wertvoller sein, als aus dieser Lebensperiode des großen Meisters bisher nur einige wenige Zeitungsbefürwortungen als directe Zeugnisse bekannt geworden sind und irdige biographische Angaben hiermit richtig gestellt werden.

In Wien, wohin sich Franz Liszt, noch nicht zehn Jahre alt, beinahe seiner musikalischen Studien mit seinen Eltern gewandt, hatte er während der Jahre 1821 und 1822 seine künstlerische Auszubildung empfangen. In der Komposition hatte ihn der alte, seinerzeit hochberühmte Salieri, im Klavierstudium Czerny, einer der angesehensten der damaligen Virtuosen und Lehrer, unterrichtet, und zwar letzterer mit einer Uneigennützigkeit, an der sich Liszt lebenslang ein Andenken, von ihm selbst allerdings nie übertrommenes Beispiel nahm.

Zwei in Wien am 1. Dezember 1822 und am 23. April 1823 veranstaltete Konzerte setzten Franz Liszt sofort durch ihren reichen Ertrag in den Stand, seine Studien in Paris zu vollenden. Auf dem Wege dahin führt ihn der erste der nachstehenden Briefe an seinen ehemaligen Lehrer vor.

Augsburg am 2. November 1823.

Euer Wohlgeborener!

Wir sind am 26. September Abends glücklich in München eingetroffen, und den 28. October von da abgereist. Die Ursache unseres so langen Hierseins war erstens daß Herr Moscheles schon früher als wir hier

ankam, zweitens das eingetretene sehr glänzend gefeierte Octoberfest, und drittens weil Moscheles sein Concert verzögerte. Mit welchem Beyfall letzterer aufgenommen wurde, mag Ihnen die Beilage lehren. Wir gaben unser erstes Concert am 17. October und da wir nicht bekannt waren, so wurde es nicht sehr zahlreich besucht. Doch hatten wir die Gnade, daß der glückliche König und Prinzessinen hinein gingen. Der Beyfall war ungemein und ich wurde sogleich angefordert ein zweites zu geben, welches auch am 24. statt fand. Hier muß ich nun kurz sagen, daß es zu wünschen gewesen wäre, wenn das diesmal so viel Menschen gewesen wären, als diesmal wegen Mangel an Mann sorgfältig wurden, und daß man am Ende genöthigt war, die Plätze zu sperren. Ein paar Beylagen zeigen den Beyfall, welchen der Hrn. Directors zeigen wir uns anfangs waren, so sehr waren wir nach dem ersten Concert beschäftigt und von alten Seiten mit den schmeichlichsten Einladungen beehrt. Zum drittenmal ließ ich auf dringendes Bitten der Herren Directoren vom Königl. Theater den Kränz in dem Concerte der beiden Violoncellisten Ebner antreten, wo er unter andern die von Ihnen beigesteuerten Variationen aus Es-dur mit Orchester auf allgemein Verlangen wiederholen mußte; jedoch hatten wir keinen Antheil an der Einnahme. Dafür waiden wir uns einen unterbliebenen Lohn, und selbst der gute König sagte: das ist sehr schön von Ihnen, daß Sie diese beiden unterstützen haben.

Wir hatten zweimal die hohe Gnade bei dem glücklichen König Andien zu haben, und wurden mit ausgezeichnetem Lob und Gnade empfangen. Das erste mal sagte der König: und du Kleiner hast dich getraut nach Moscheles aufzutreten? Als wir uns bentschten, sagte der gute König: geh her Kleiner, ich muß dich küssen, und that es auch. Ich hatte nichts als Thränen im Auge. Auch wurden auf Befehl des Königs sogleich Empfehlungsschreiben nach Straßburg und Paris abgefertigt und einige auch uns übergeben, und wir blieben uns einer guten Aufnahme ertheilen. In dem Concertzettel ließ ich einrücken: Schüler von Carl Czerny, und alles freute sich und hegte das Verlangen, diesen braven Meister kennen zu lernen, und man fragte mich mehrfach, ob Herr v. Czerny mehr solche Schüler haben. Ich gab

ihnen aber die Antwort, daß wenn Schüler Talent und Fleiß haben, sie eben diesen Grad von Virtuosität von der gründlichen und weissen Leitung Hrn. Wohlgeborenen erlangen können. In Augsburg sind wir den 24. October Abends angekommen und am 30. gaben wir schon ein kleines Concert, welches von München aus schon verankaltet war. Den 1. November spielte er in der Harmonie. Allgemein ist der Beyfall überall wo wir hinkommen, und wir sind in Augsburg schon so wie zu Hans. Heute wird der Hrn. im Concerte für Abgeordnete musikalisch spielen und Morgen reisen wir nach Stuttgart ab. Obgleich das Führer- und Kost, besonders Wein sehr theuer, so bleibe ich mir dennoch nach Abschlag aller Kosten bis heute ein reiner Profit von 221 fl. Conv.-Münze. Fast noch einmal so viel würden wir haben, wenn ich nicht auch darauf sehen müßte, nach Hrn. zu streben und Andern Gutes zu thun. Vereint mit meinem Weibe und Kind täuschen wir Ihnen die Hände mit größter Dankbarkeit für dieses gute Wort, welches Sie an unsern Kind vollendet haben. Wie werden Sie unsern ewig dankbaren Herzen entgegen, weil wir nur Ihnen dieses zu verdanken haben. Grüßen und lieben Sie unzähligmal für uns Ihre guten und lieben Eltern; täglich und fast stündlich ist unser Discours von Ihnen und zero lieben Eltern. Nächstens werden dieselben ein Schreiben von Hrn. erhalten; er ist fleißig und macht eine Reisebeschreibung für Sie, die er gleich am ersten Tage der Abreise von Wien anfang und fleißig fortsetzt. Besonders dürfte Ihnen mein Tagebuch interessant sein, welches er mit vielem Fleiß verfaßt und Ihnen mit seiner Zurückkunft übergeben wird. Man hat hier so wie in Wien die Erfahrung, daß nur ausgezeichnete Künstler ihr Glück machen. Concerte giebt es überall genug, und die Musik wird mit Leidenschaft getrieben und geliebt, besonders aber das Clavier; doch haben wir außer der Wahl in München noch keinen ausgezeichneten Spieler geübt. Wahrlich werden Sie einige Schüler von heiliger Gegend annehmen müssen, die bald nach Wien zu reisen gedent und von Ihnen Section nehmen wollen. Ihre Compositionen werden hier sehr geschätzt, und in allen Gesellschaften muß der Französischen Compositionen von Ihnen spielen. Sie würden sehr gut fahren und ein wahres Vergnügen finden, einst diese Städte München und Augsburg zu besuchen, nicht nur in musikalischer Hinsicht, sondern auch andrer zu sehender merkwür-

* Aesnamer für Franz.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Fig. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postämtern und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

diger Gegenstände smitten), die es hier zahlreich giebt. Alles ist hier sehr geübt und weiß Besondere zu schätzen. Die Mäner haben wir öfters beachtet; ihr Spiel scheint mir aber mehr als als zugehört zu haben, obgleich ich sie innerlichst bewundere, componirt und phantasirt. Es wäre besser, wenn Franzosen weniger letzteres liebten. Eintheilung soll sie ihren phantastischen und das Publikum zum Lachen gebracht haben.

Das Lichter in München ist ausgezeichnet gut und ich habe nie ein besseres gehört; überdies sind die Herren auch sehr gefällig. Das 11-malige Concert von Hummel wurde einzeln gemacht und ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Nur schade daß das Theater zu klein ist. Wascheles hat seinen Ruhm in München überlebt, und man spricht nicht mit gehöriger Achtung von ihm. Ich meines Theils muß sagen, daß er kein Concert mehr trefflich spielt; die Phantasie war aber sehr und ich kann es gar keine Phantasie nennen. Besonders hat er auch die Achtung verloren, weil er doppeltes Entrée machte. — Verzeihen Sie mir daß mein Brief etwas lang ausfällt und daß ich noch einige Mitten hinzufüge, und zwar aus nichts in Tero gültigen Andenken zu erhalten und das verlorene von Ihnen componierte Concert nach Paris zu übersehen nicht vergesse zu wollen. Ich werde Ihnen sodar von Straßburg aus mit einem Schreiben beiliegen, doch erst von Paris meinen Aufenthalt und Streife anzeigen. Gott gebe daß es nicht wahr ist, was ich von Salieri höre, und dennoch wünsche ich nicht immer in Ungewißheit zu sein; ich bitte Sie daher mir nach Paris Aufschluß hervor zu geben. Ich empfehle mich und die Meinigen nochmal Ihrem gütigen Andenken und bin mit aller Hochachtung

Eurer Wohlgeborenen
ewig dankbar ergebener Diener
Liszt.

[Tamerer steht von Franz Liszt's Hand.]

Bester Herr von Gernu!

Ich bin gesund und bis jetzt geht es mir recht wohl, ich lasse Ihnen und der Frau Mutter vielmal die Hände und ich verbleibe wie immer Tero dankbarer Hst

Franz Liszt.

„Ein neuer Mozart ist uns erschienen“, schreibt die Angsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 17. October 1823 nach dem Münchener Auftreten des zwölfjährigen Franz Liszt. Wir haben Hummel und Moscheles gehört und können uns nicht zu versichern, daß dieses Kind in der Ausführung ihnen durchaus nicht nachsteht.“ Und der „Schwäbische Merkur“ vom 5. November beifügt von Stuttgart aus: „daß dieser Junge jetzt schon den ersten Klavierpietern Europas zur Seite steht, vielleicht ist schon überflüssig.“

Nicht minder enthusiastisch sah ich „le petit Litz“, wie die Franzosen ihn nannten, als Lisztos wie als Improvisator in Paris gefeiert. Wieb ich als Ausländer auch zu seinem Mummer die gehobte Aufnahme in das von Gernu geleitete berühmte „Conservatoire du Musique“ verlangt, so ward dafür die Leidenschaft die hohe Schule, die sein junges Genie zur Reife brachte. Bald war er das enfant gâté der Aristokratie, der Künstler und Gelehrten, des ganzen gebildeten Paris.

Aus Märchenhafte streifen die Verichte über sein erstes öffentliches Konzert daleibt. Eine Forderung originellster und schmeichhaftester Art brachte ihm das Orchester der italienischen Oper, in der das Konzert stattfand — eines der besten Orchester der Welt — dabei dar. Er hatte ein Solo zu spielen. Kammerer tauschten indessen die Musiker seinem unartigen Spiel mit solcher Hingabe, daß sie vergaßen, beim Mitternacht einzufallen. „Orpheus“, so schrieb man, „rührte die Thiere des Waldes und bewegte die Steine; aber der kleine Liszt rührt das Orchester, daß es verknimmt.“

Zumitten dieser ersten Pariser Erfolge zeigt ihn der zweite Brief.

Paris 17 März 1824.

Euer Wohlgeborenen!

Nicht wahr eine so lange Pause giebt es nicht in der Musik als ich seit meinem letzten Schreiben machte, allein es war fast nicht möglich bis zu einem langen Brief zu schreiben, und wenn man so weit entfernt ist und so viele Gegenstände vor sich hat, die nur für Sie zu bedenken und von Werth sind, so kann man nicht kurz sein. Ich will daher gedrungen anfangen: — Wir befinden uns seit dem 11. December in Paris, und da uns die Reize und viele Privatbriefe im Voraus ankündeten, so waren wir da

nach einigen Tagen der Ruhe auch gleich beschäftigt und mit höchstem Entzücken angenommen. Seit meinem Vortritt haben wir bereits 36 Soirées in den ersten Sälen angenommen, wo für ein Soirée nirgends weniger als 100 Francs, öfter auch 150 Francs bezahlt werden. Um die Ruhe für meinen Ruben und mein Studium nicht zu vernachlässigen, muß ich mehrere Vorstellungen abkühlen.

Unmal spielte er bei Madame la Duchesse de Berry, wo die ganze königliche Familie anwesend war, und wo er viermal über angegebene Thema improvisierte. Dreimal beim Duc d'Orleans. Der Beifall war so groß, daß er noch auf mehreren in beide höchsten Sälen geladen wurde. Den 7. März gaben wir unser erstes öffentliches Concert im königlichen italienischen Opernhaus, welches uns zum eigenen Benefiz samt Orchester und Besetzung frey überlassen wurde. Wir hatten daher nur eine Auslage von 343 Francs zu bestreiten. Es blieb uns dennoch eine reine Einnahme von 4711 Francs. Schade daß das Theater so klein ist, und ich die Preise nicht aufsteigen erhöhen wollte, ansonsten würde eine doppelte Einnahme bestimmt Platz genommen haben. Die Logen waren schon 8 Tage früher von den Herren Abbonenten selbst begehrt, mithin konnte Niemand anderer eine Loge erhalten. Welchen Beifall mein Rub erzielte, ist unbeschreiblich, und ich glaube Ihnen genug gesagt zu haben, wenn ich sage daß der allgemeine Wunsch im Theater und in öffentlichen Wätern, noch ein zweites Concert zu geben, wiederholt ausgebrüllt wurde. Sie werden sich denken und sagen, diesen Wunsch kann Liszt leicht erfüllen, und Sie haben auch dessen recht; allein Sie müssen auch wissen, daß dies eine besondere Begünstigung war, die wir nur der höchsten Protection der Duchesse de Berry und dem künig. Minister Lauriston zu verdanken haben. So was wird wenigen Künstlern, an wenigsten auf die Art als wir das Theater hatten, zu Theil. Ich glaube nicht daß man in Wien ein Beispiel auffinden wird, daß man einem fremden Künstler das Theater frey zum Benefiz überlassen, und überdies noch einen Theil von einer Opera zur Unterstützung veranlaßt hat. Dieses einzige Beispiel dürfte Ihnen hinlänglich Beweis liefern, um wieviel die Franzosen in Achtung der Künste und Großmuth andern überlegen sind. Ich könnte Ihnen noch Vieles schreiben, allein mein Tagebuch soll Ihnen einstens alles daartelligen; vernehmen daher indessen nur kurz: Wer was kann, muß nach Paris gehen, hier ist der Kunstsin verein, hier wird der Künstler gelehrt, geübt und belohnt. Herr Bixis* hat mit seinem Instrument von Graf** nicht viel Glück gemacht, diese Unternehmung hat eher Schaden als Vortheil für beide. Auch hier giebt es gute Instrumente, wovon ich die neue Erfindung des sehr geschickten Mechanikers Erard vorzüglich ansehe. Ich glaube daß dieser Name den weitestlichen Dienst für das Piano dormal geleistet hat. Eine Beschreibung hiervon zu machen würde ich nicht im Stande sein, ich will Ihnen nur eine kleine Eigenschaft sagen: Die Spielart ist leicht und dennoch kann man dem Ton (der sehr gut ist) alle Richtung geben. Mit einem Anschlag kann man ohne die Hand zu heben den Accord schwach oder stark so oft man will hören machen, es ist wirklich zu erkennen. Es sind erst 3 von dieser Art fertig, das vierde ist in der Arbeit für meinen Ruben, welches wir mit der Zeit nach Wien übersenden werden; ich bin überzeugt daß es Ihren Beifall erhalten wird. Nun zu etwas andern.

— Lieber Herr v. Gernu! Wir verwundern uns recht sehr, daß man Ihre Compositionen hier noch so wenig kennt, allein um bin ich im Klaren, und die Sache ist zum Theil schon abgethan und wird noch ganz unterrichtet werden. Im Concert spielte mein Rub Ihre Variationen, die mit größtem Beifall angenommen wurden; am andern Tag kamen mehrere Personen, unter andern auch ein Verleger zu uns und wollte diese Variationen von uns kaufen; ich sagte ihnen, daß sie im Stich heraus sind, und sie waren sehr entzückt solche haben zu können. Mein Rub spielt meistens Werke von Ihnen in Gesellschaft und man hört sie sehr gerne, ich behaupte nur daß wir nicht alle haben. In vielen Gesellschaften hat man den lebhaften Wunsch geäußert, den Meister dieses Wunderkundes (so nennt man meinen Ruben allgemein) kennen zu lernen. Wird er nicht nach Paris kommen? fragt man. Nun komme ich bei dieser Gelegenheit auf Ihre uns theuerste und schätzbarste Person, und frage: Werden sie nie Wien verlassen? Wenn ich hierauf antworten soll, so sage ich, Sie

sollten es thun und mit einem Vorrathe von Ihren Compositionen nach Paris gehen; wir werden hier alles in Ihrem Entwurf vorbereiten, und Sie werden eine nie gehobte Aufnahme finden und eine Belohnung erlangen, die Sie in Wien nie zu hoffen haben. Wir gehen wahrscheinlich erst künftiges Jahr nach London, weil unsere Musikalien hier noch immer stehender werden. Haben Sie demnach Lust nach Paris zu gehen, welches mit kommendem Herbst anfangen werden, so bitte ich mich zu schreiben; Sie haben bei uns Quartier, ein schönes Zimmer und Schlafcabinet auf die Gasse, mitten in der Stadt im zweiten Stock ganz unten; es bleibt für uns noch ein Zimmer und 2 Cabinelle, und wenn Sie mit der Zeit bei uns vorlieb nehmen wollen (wir menagieren zu Hause), so wird es uns doppelte Freude machen. Wenn Sie Leistungen geben wollen, so wird es nicht fehlen solche genug zu haben; man zahlt für eine Lecture 10 bis 12 Francs genöthigt, und ich bin überzeugt, daß Sie nie Lirade haben werden, den Preis pro 10 Francs gebrauchten zu müssen. Wir werden Sie in Sälen aufführen, wo Sie gewiß Freude und Genuß finden werden. Schlichte mich wenn Ihre Conzerte zu haben, um davon öffentlich Gebrauch zu machen. Wenn Steiner oder ein Anderer eine Empfehlung nach Paris haben, könnte es wohl sehr leicht geheißen solche nicht nach andern neueren Werken zu erhalten. Oder wenn Sie etwas auflegen wollen sollten, attrahieren Sie sich an mich, ich bin gewiß, daß ich Ihnen den höchsten Preis dafür verschaffe. Gute Sachen zahlt man hier sehr hoch.

— Noch etwas muß ich Ihnen von Herrn Bixis sagen: Dieser Herr scheint unser Freund zu sein. Die Lirade weiß ich selbst nicht warm. Wir haben ihn nur einmal gesprochen, als wir uns zufällig im Palais royal begegneten; seit jener Zeit haben wir ihn schon öfter in einem Musikverlag getroffen, wo sich aber Herr B. nie würdige uns anzusehen. Gut daß dieser Rivall zu schwach ist um uns schaden können, und daß er sich vielleicht durch dieses nur den Tadel ausbreiten zueht. Lieber bester Herr von Gernu, wir fassen und grüßen Sie und Ihre liebsten Eltern unzähligenmal mit größter Achtung und Ehrfurcht und freuen uns recht sehr, daß ich Schreiben von Ihnen zu erhalten. Wahrscheinlich werden wir auch etwas von der musikalischen Welt aus Wien erfahren. Noch hätte ich Ihnen so Vieles zu schreiben, und mein Papier geht schon zu Ende. Grüßen Sie uns, die Herren Steiner, Haslinger, Abbé Stadler, Leidesdorf, Diabelli, Streicher,* und wollen Sie die Gasse haben einen Sprung zur Gräfin Wincenz Bathiany in der Kärntnerstraße zu machen und unsere Hochachtung zu erneuern, so werden Sie unendlich verbunden Ihren ergebenden Diener

Liszt.
Adresse: Adam Liszt, Rue du mail. Hôtel d'Angleterre No. 10.

(Fortsetzung folgt.)



Die Schwarzdrossel von Randschwitz.

von

L. Beckisch.

Es ist eine gar wunderbare Historie, so sich zutrug im Jahre des Heils 1710, da ich zum Informator ernannt worden bin bei denen beiden kleinen Kindern auf Schloß Randschwitz, so im Kreisfünftenthum Sachsen auf einer artlichen Anhöhe gelegen ist. — hat mir immer als testimonium und unumstößlicher Beweis gegolten von der außerordentlichen übernatürlichen Macht und Begabung, so manche von denen Musikanten und fahrenden Leut an sich haben, — weiß nicht, ob von unserem Herrgott, oder von Einem, so man nicht gern nennt, vermeine aber, es sei in selbigen Fall wohl unseres Herrgotts Macht gewesen. — War eine rabenschwarze Nacht dazumal und gewitterte stark, ward aber im Saale nicht sonderlich vermerkt, jenseitlich man allda großer Dinge war, indem unter allernächster Herrgott, der Anführer und König von Polen, der starke Anführer, neuer wieder, wie es denn auf seinen Reisen von und zur Leipziger Meisen seiner kaiserlichen Gnaden Gefolgsherrn

* Steiner, Haslinger, Leidesdorf, Diabelli sämtlich Wiener Musikverleger, Stadler Compou, Streicher Klavierfabrikant von Ru.

* Johann Peter Bixis, 1788–1874, geschätzter Pianist.

** Ehemals berühmter Wiener Klavierbauer.

Widete, auf Schloß Randowig Nachtmantel gewer-
men hatten, um folgenden Tags dem edlen Waidweib
abzuliegen. Stellen große Stühle an meinen Patres
den Randowiger, und schier noch mehr auf seinen
gleichen Junfer, der ein ansehnlich, geradegedach-
tens Mannsbild war, von beinahe solcher Lebenskraft wie
Seine Fürstliche Gnaden selber; hätten ihn aber
wegen gern mit nach Dresden genommen als Jäger
mehr oder als Deputirer der Anstaltlichen Verordnungen,
so Sein hochedliger Herr Vater nicht gestillt, und
welche einen schon sehr ansehnlichen Hof, hohe Reiter-
pauken, hohe Federbüschel, und gar viel Geld- und
Silberkammern trugen. Der Junfer Woll aber wollte
von seinem braven Federbüschel nicht lassen, schlug sich
auch am liebsten mit seinen Namensvettern, den Wöl-
fen herum, hatte den Hirsch, oder ging zur Reiter-
jagd. War ein absonderlicher Mann und mit viel mit
ihm anzusehen, stellte Tag für Tag in den Wäld-
ern und mochte die Weiden mit seinen, war auch
unermüdet, obwohl es mit ihm stark auf die dreißig
ging.

Wurde in besagter Nacht gar eindrucklich an der
Schloßpforte gepöbel, und da man aufstah, fanden
zwei Weibspersonen draußen, wüthend vom Mager
und müd auf den Füßen vom langen Umherziehen.
Sie hatten gar begierlich im Ginfach, und war die
Junge ein solches Dürchlein mit schwarzen Augen
und gelbem Mantelhaar, sagte, sie singe fürs Bro-
und viel verlor, und die Alte wäre ihre Mutter.
Selbige hätte aber gar wohl können ihre Vorsinnlich-
keit von wegen der vielen Kammern in ihren Kleidern,
und des vielen Großmuths von wegen ihrer schüm-
men Prallheit, — trug ein Hüßlein mit vielen bun-
ten Wunden und hatt' ein erschrecklich Mannebild.
Aus christlicher Misericordia ließ man die Zwei ein-
schleichen, schüttete ihnen eine Schicht Stroh auf in einem
leeren Stall neben der Ginfach, also sie ge-
borgen waren vor dem Umweizen; dündete aber solch
Bewirtung der Alten nicht sein genug. Sie sammelte
kostlich und klagte, daß nur ihrer Kinde Ob-
servation solches Alles verstandlich habe, denn sie seien
wohlgehabt gewesen am Hof eines durchlauchtigen
Fürsten (welchen sie aber nicht mit Namen nennen
wollte), also die Stube, so die Junge war — an
etwelchen Abenden der Woche zur Verhütung von
einem Herrschaffen schon weiß und rot ausgeputzt mit
denen schönsten Gewandeln, davon sie zwei große
Trüben voll besäße, heidnische Götter, Xen und
andere Götter der Plantasia darzustellen, auch ihre
hohen Wäner mit Ginfach zu diversieren gehabt habe,
wovon der Hofmairhall gehalten gewesen, ihr ein-
Jahreszahl zu zahlen, so groß, wie es sein gelichet
Dofter, ja nicht einmal ein Herr Statthalter oder
Minister von seinem Souverän beziehe, vermerke freilich,
solches sei wohl gelogen gewesen, wie denn auch das
Gefühl seinen Spah mit den Frauenpersonen
gehabt und mit hat glauben wollen, daß das Dürch-
lein, das mit solchem Wohlbehagen sein ein-
mal nach Mecklen am Mänsener getrodnet hat, Mänsen
voll bräunlicher Gewänder mit sich herumtrüge, wie
eine erkrankte Prinzessin — hat letzteres aber doch
seine Mänsenheit gehabt, indem folgenden Tages die
zwei Trüben auf dem Müßigkeits der verborgenen
Mänsenheit gefunden worden, darauf das Jüngfer-
lein bei Nacht und Nebel seinem Durchlauchtigen, aller-
gnädigsten Herrn Patron davon erfahren ist, die-
weilen er gar zu gnädige Ginfachung gegen daselbstige
habe gesehen. Also hat sich die Alte erprimert
und hinzugefügt: Solches habe ihr Döchterlein
nicht dünden wollen, denn die hab' ein gar hehr-
lich Gemüth und dünke sich von wegen des Wohl-
standes ihrer Stube so wohl von Gottes Gnaden, wie
irgend ein Prinzlein, — hat auch noch mehr der-
gleichen unziemliche locutiones gebraucht, wie der
Zürnis sie ihr einging. War die Mänsenheit aber ein-
mal gebrechlich Ding gewest, hat also auf der Randow-
iger Kaufstrasse, so auch nicht auf ein einzig heimlich
fahren zur Nachtzeit eingerichtet ist, — gebührender-
maßen umgewandelt, solchergestalt denn die beiden
Weibsbilder in meines Herrn Patron's Hans Zu-
sicht suchen mußten.

War am dem Tag groß Abundantia in Mänsen
und Keller, Fürstliche Gnaden zu Ehren; das
Gefühl die Kost auch mit an den beiden Fremden
geschaut. Den Vorzeichen dünkte das Dürchlauchtigen bild-
jauer und da begab sich's, daß ein Jägerbursch, so
etwas tief ins Trübsinn genudet, von der Fremden
einen Kuß hat annehmlich. Sie hat's ihm gewehrt,
emst, aber gar nicht entriß, mit einer so guten
Manner, daß Mäns, so es gesehen, und ganz dazumieret
gewesen; hat sich auch erboten, den Kuß durch ein
Lied, so sie singen wollte, auszuföhnen, und die ande-
ren Burschen, dieweilen sie dem Jäger den Kuß nim-

mer gezeigter, haben mit einer Stimme gerufen, es
ist's ja sein. Da hat sie sich denn nach dem Herd
einer aufgestellt und ihr Vordien begonnen und hat
die Töne lang gezogen wie die Schwarzbröcklein,
welche aus den Wunden um das Zerkoh nisten. Da
ist's ganz still gewesen in der Stube, in der Weiden-
stube, in den langen Gängen, wo der Kosthof hie-
riert war: und auch meine Junferlein, so schon
der Ruhe geftogen, immer geworden und haben
geschaut; ich aber, ohne Kenntnis der Provenienz
solcher Töne und in der Meinung, daß der heidnische
Besucher aus einem Kalkind lege, diweil ich solches
Gefühl niemals zuvor aus einer Menschenbrust ver-
nommen, habe nach sträßen veründet meine auf-
geregelte Scholastik durch Verlesung eines geistlichen
Liedes zu befähigen, haben mir aber solche Mäns-
lichkeiten Töne gewinkt. Wie die Töne durch die still
gewordenen Gänge bis in den Herrensaal drangen,
hat der Randowiger den Mänsen gewinkt zu schwei-
gen und haben Mänsenheit und sind herübergekom-
men in die Ginfachstube. Einer nach dem Andern, die
Barone, die Grafen, der Randowiger, Seine Fürst-
liche Gnaden und auch der Junfer Woll, haben ge-
standen ohne einen Kuß und gekniet, und hat das
Jüngferlein noch mehr Lieber singen müssen, hat's
auch gethan, ganz ohne Schen vor so vielen erlauch-
ten Herrn; muß im Muth von denen Fahrennden lie-
zen! Hat Mänsenheit aus Ginfach geziehen, auch
nämlich allergnädigster Landesheerrn und nur wie ihr
Mänsenheit in das des Junfers Woll gestossen ist, das sie
mit einem ganz besondern Ausdruck angeblüht, —
hat sie einen Mänsenheit lang wie erkrankt zu Boden
gefallen, — muß ihr aber nicht gar ernst mit dem
Zerkoh gewesen sein, denn sie hat noch oft des
Liedes geschaut und noch viel schöner gesungen, als
zuvor und es war als ob all die Ginfachungen und
protestationen einer phantastischen und unvernünftigen
Liedespation, — also wovon ihre Vordien gehandelt,
gerad an den Junfer hingekommen würden. Der hat
dagestanden wie Vots Weib. Und wie sie fertig ge-
wesen, haben Seine Fürstliche Gnaden sie heran-
gewinkt und ihr offeriert, mit ihm in seine Hauptstube
Dresden zu ziehen und alda an seinem neuen teatro
in der opera zu wirken, als welcher Vorschlag auch
mit schuldigen empressement von der Demoselle
acceptiert worden. Fürstliche Gnaden haben so-
dann noch Mänsenheit mit ihr geredet, leise und gar
verbündlich, darauf sie auch mit gutem Mänsenheit re-
pliziert, und hat nicht die mindeste Schüchternheit bliden
lassen, vielmehr schüchtern und gradus gesprochen wie
zuvor mit denen vom Ginfach, darob ist ein groß
Stimmen unter den Leuten gemacht; der Junfer Woll
aber hat sein Waidweib, so er in der Hand getragen,
sächtlich mit solcher Mänsenheit bis ans Bett in den eide-
nen Tisch der Kutsche geföhnen, daß die Mänsen-
gerbrach, als er es wieder heranziehen gewollt, und
war Zimmerhab' darum, denn es ist ein seiner
Stuhl gewesen.

Fürstliche Gnaden lachten darob und geleitet
die Föhrende in den Herrensall, also sie zu
seinem Divertissement noch viel Lieber gesungen,
sonst aber wie ein Kuß gehalten worden, indem in-
sonderheit der Junfer Woll, welcher sonst seinem
Weib viel Höflichkeit erwies, der schwarzgängigen De-
moselle wie einem Ginfachlein antwortete. Wurde
auch gleich ein Mänsenheit Ginfach für die Alte und die
Junge hergerichtet, diweil Seine Fürstliche Gna-
den selbst als seine Gäste wollten traktiert sehen.

Hi nun war die Alte in der Stube verblieben,
haben ihr aber ein Sorgenbüschel herinschicken
müssen und zwei weiche Hüßlein und das Weib und
Schönheit von der Fürstlichen Tafel anfragen, hat
dennoch an allen denen Speisen zu mänsenheit ge-
schaut, da doch unser allergnädigster Landesheerr seine halb-
vollte Salzfahnen derwegen ansprechen geruht,
— hat solches das Mänsenheit freilich auf seine Weib
behindert wader zuzugreifen, also daß die Mänsenheit
so am Nachmittage das Korn gedroschen hatten, sich
dab' darob verwundert, und vermuthen, sie könnten
es der Alten mit gleich thun.

Und ist am nächsten Tag gewesen wie an diesem.
Seine Fürstliche Gnaden haben der Föhrenden
immer mehr und mehr Mänsenheit gezeigt. Hatte
selbige sich aber auch, da man ihr die beiden ver-
lorenen Trüben richtig verabsolgt, am dem Abend in
Zinnmet und Erde, heranschliffert, wie ein Ginfach-
lein; war ein schön Frauenbild und schien ein Ginfach
auszugehen von ihrem gelben Haar über den ganzen
Saal, datinnen die Hausfrau schon lange schmerz-
lich vermisst worden. Meine Junferlein lachten sie wie
gelendet an, aber doch noch mit so, wie ihr großer
Bruder Woll. Derselbe richtete niemals das Wort
an sie und wann sie ihn ansprach, gab er dumme

und verkehrte Antworten, sing auch an, sie zu weiden,
doch wohl mit aus Mänsenheit, wie ich vermerke, denn
eine Mänsenheit, so ihrem Haar entfallen, hob er heimlich
an und zerkoh sie schier mit schüchtern, was nicht,
da ich solches durch Zufall gewahrte, in seine kleine
Verhüllung und umharras von wegen meines wild-
igen Patron's, des alten Randowigers, verzeihe. Und
einmal legte er sich ein Herz, tral hart an das
Jüngferlein heran und flüster: „Teure Demoselle,
wollst Fürstliche Gnaden mit allzuviel vertrauen,
und gar galant, beiräthst aber, mänsenheit es mit wohl
mit der Demoselle meinen.“ — Daran ist das
Jüngferlein stiller und gar nachdenklich geworden und
ihre Lieber sangen mit mehr so froh. Die Alte
müschte auch viel auf sie ein, dazu sie zornmüthig den
stopp geschüttelt und einmal hat sie richtig geweint,
ging auch Fürstliche Gnaden hürder mit großer
Mänsenheit aus dem Weg, also daß dieselben solches
vermerkt die Demoselle darob zur Rede stellten,
vermeint, sie hätten von wegen des Mänsenheits und
der beschämten opera noch mänsenheit zu werden
und mänsenheit das Jüngferlein ganz unter vier Augen
darob entzünden, woran Selbstiges sich lächelnd
bemerkte und gemeint: „Es will! Seiner Fürst-
lichen Gnaden sein Zerkohenswürdigkeit zu vernehmen,
so will die ganze Welt hören dir!“; föhnt auch mit
denken, daß es Seiner Fürstlichen Gnaden mit ihm
außers ginge, — kam aber das Mänsenheit mit recht vom
Föhren und waren die Lippen dabei schier weiß.
Mänsenheit gütlicher Herr lachte und ging fürbald, mag
aber wohl an den Ernst der Demoselle mit recht ge-
schaut haben, denn sein stammerbüschel machte sich an
die Alte und die ihm folgenden Tags in die Stube
mit einer goldenen Stube um den Hals. Das Mänsen-
heit fast ihr übermüthig lachend auf den ausgeputzten
Korallenstein und ihre schwarzen Schlingengarnen
bliden und bliden, — war auch um einen Tannem
höher angehängen denn vordem und hat kommandiert
und geschrien, als wäre sie der schmeichelt Gast auf
Randowig, hat auch gemeint, daß bald ganz Dresden
ih' werd' gehorchen müssen.

Am Abend aber, da es eine schwüle Nacht war,
hat sie über schlafend gelagert, ihre Contonche
umgehau und ist am Mänsenheit immer hin und
wider hypotisiert, hat dabei hart in den Mänsenheit
der selbigen Tags einen trüben Schrein gehabt hat
und soll solches sonst nicht zu ihren passions ge-
hört haben. Die Junge hat ohne Mänsenheit sie ziehen
lassen und fortgefahren mit ihren Liebeln, denn sie
lang nie schäner als Abends auf ihrer Kammer und
war es dann grad, als ob man eine Schwarzbröcklein
hört. Die Kent' sind in den Gängen heim-
lichweis sitzen geblieben und haben geschaut und
müschte einem Weib, wo es am dunkelsten gewesen
ist, hat der Junfer Woll niemals geföhnt. — Selbigen
Abend aber ist das Liebeln mitten im reichlichen
Mänsenheit sich abgedreht; man hat die Stimmen
von Mänsenheit und gesprochen Wort interdicieren
und einige Mänsenheit, in eilend herangelaufen, haben
die stammerbüschel offen gefunden und am dem Mänsen-
heit der Fürstlichen föhnen, ihm gegenüber aber den Junfer
Woll, der war freidewig und seine föhnen bliden
Augen haben schier schwarz gelüht, hat aber doch
ganz ruhig und mit tiefer Mänsenheit gesprochen:
„Durchlauchtigster Herr, hatten zu Gnaden, dies ist
meines Paters Haus und meines Paters Ehr“ ver-
bürgt dem Mänsenheit seiner Ginfach hier Sicherheit vor
Jedermann.“

Haben Fürstliche Gnaden darauf ärgerlich auf-
geschaut und gemeint: „Tarin hat Er freilich Recht,
Junfer! — Aber Er hat auch Recht in den Mänsenheit,
daß Er an Mänsenheit Hof mit Mänsenheit getraut haben.“

Die Föhrende aber soll stumm und wie eine
Tote an der Wand geföhnt haben und wie der Mänsen-
heit gegangen ist, hab' sie die Hand des Junfers
ergriffen und einen inbrünstigen Kuß darauf gedrückt.
Sind Fürstliche Gnaden sammt der Ginfach
in aller Mänsenheit abföhndet, waren mit so rösi-
ger Lage wie die Tag' zuvor, und gar mit gnädig,
haben das Jüngferlein und die Alte belassen, wo
sie waren, und hat auch nichts von einer baldigen
Wiederkehr verlanet. Meinen gnädigen Patron, ob
er schon seines Junfers Schen mit hat dürfen schelten,
hat der gnädig Mänsenheit des durchlauchtigen Herrn
doch in der Seele gewirrt, hat darum die zwei
Frauenpersonen, so im Grund an dem ganzen Ze-
mähren Schuld gewesen, in aller Courtoisie gefragt,
wohin sie begähren sich zu wenden, wolle ihnen Wa-
gen und Pferd' bis zur nächsten Poststation in Gna-
den gewähren. Da hat die Alte ein groß Mänsen-
heit erproben; die Junge aber hat stromant ge-
lächelt und gemeint: „Gut, die ihre Trübsinn' hören
möchten, gäb's überall. Wollt' der Randowiger Herr

daher so gar gut sein, und sich zu ihrer Reif' beflüßigen zeigen, mög' er sie nur in die nächstbeste Stadt entführen lassen, wird' sich von dort schon weiter finden, war' ihr gar nicht bang. — Mit dem auch nach ihrem Wunsch geschah. — Während sie sich zur Abfahrt bereit, ist der Junfer immer um sie herumgegangen, hat ein Wort auf den Lippen gehabt und hat's nur sein Leben mit können ansprechen. Selbst als sie mit gar beweglichen Worten seinem Herrn Vater und ihm für gereichte Gütlichkeit gedankt und beteuert hat, daß sie nachweis nimmer werd' können vergessen, vernoch' er mit gebührend Antwort zu geben und ist nur ein heiter Stöhnen aus seiner Brust kommen. Wie die Stütze aber den Schloßberg hinuntergefahren, ist er ins Schloß zurückgekehrt, hat der Brigitte, zu ein Band, welches die Fährnde veranlaßt, hat an sich nehmen wollen, soles mit harten Worten entzissen, sich darauf in das Gemach verschlossen, welches das Angestrichene inne gehabt und ist zwei Tage nicht zu den Colationen erschienen.

Es traf sich aber, daß in dem Städtlein, darin die Franzosenpersonen eingesogen, just ein Schwarm fahrend Wolf sich hat eingenistet gehabt, arme Peul', Jougloers, wie sie's nennen. Stellte der Eine sich an, als könnt' er brennend Feuer stecken, wolt' der Andere ein nades Schwert verhängen, noch Einer wickelte sich eine Schlange um den Arm, behauptend solche sei ein gültig Tier, sahe aber ganz aus wie eine gemeine Mangelnatter. Einige sangen erbarlich zu einer Vante; gaben representationen in einer Schenke bei zwei Talgkerzen. In diesen Zeiten gelebte sich um das Jüngferchen mit seinen Liebern und gab's bald ein groß Getöse in den Städtlein, indem man nicht mehr bloß der Weis auftritte, sondern alle Honoratioren wollten die Lieben hören und das schön Jüngferlein sehn, nannten sie die Schwarzbrosel, kamen von nah und fern. Der Junfer Wolf hat auch seinen Abend unter den Spectatoribus geschiet, ritt schon um Mittag fort, kam spät in der Nacht heim. Waldmeister und Büchs hingen vollig am Nagel und die Wölfe und Hirsch hatten gute Tag!

War an einem Abend Octobris, grab' das erste Schnee fiel. Der Rauchwiger lag auf einem Totterbett am Kamin und stöhnte ob argen Wiederreissen, denn er wurde dem Hipperlein, und der schwarzen Melancholia obenein, schwer meloziert, wie immer nun die Zeit der Tage und Nachtgleichen. Ich sah mit den Hinterlein an der großen Tafel bei einer moralischen historie erkennend, gähnete aber viel unterweilen und sahn auf häßlichen Müßig, nahen es gar so öde im Schloß war. Da slog die Thür auf und im Rahmen stand der Junfer Wolf, rot im Gesicht und hüßlich wie nie, und hielt ein Weib im Arm. Dem leuchteten die schwarzen Augen gar glücklich unter dem bedehneten Wels hervor, darin der Junfer ihr schloß Hühnerchen gewieft.

„Schmit, Vater,“ rief er frohgemut, „hab' Euch da mitten im Winter einen Singvogel eingebracht! Sollt den Droßelstrolch, welchem Ihr so gerne lauscht, füttert das ganze Jahr nicht entbehren dürfen!“

Ich vermeinete, es muß nun ein großer tumultus anheben, kam aber anders. Der Rauchwiger blinzelte nur trocken nach dem Wundkopf der Fährnden hinüber und meinte mit ironia, „mein Zünferlein sei doch ein gar guter, fürsorglicher Sohn.“ Ich aber bin eilig mit meinen beiden scholastischen durch die offen gebliebene Thür entwichen, haben mit die Kniee gebeugt und kommt' die ganze Nacht kein Auge zuthun vor arger Sorge, fand aber am andern Morgen eitel Freud' und Herrlichkeit und den Herrn Patron fast gesund. „Sch' er,“ adressierte mich der Rauchwiger gemächlich, „da hat mein Aelterlein doch noch meinen Herzenswunsch erfüllt und mir vor meinem Lebensend' ein brav Döchterlein zugeführt. Was sagt denn Er dazu, Magister?“

Wie stand der Schweig auf der Stirne und der Schreck verwirrte mich totaliter, also daß ich als ein rechter Hausnarr meine Meinung hervorbrachte: „Die selbige Frau Gräfin müßt' sich im Grab umdrehen, wenn selbige erführen, daß solche — daß dieje —“

Aber da fuhr mir der Rauchwiger heftig drein: „Magister, er hat ein schlecht Gottvertrauen! Thut mir armen Saal unier Herr die Gnad' und schickt mir ein Davidlein und ich sollt's vor die Thür stoßen ans jüdisch Hochmuth? — Da wär' ich übel beraten! — Gott selbst hat der Hilde den Goldklang in die Knele gelegt und meinem Zünfer die Lieb' zu ihr ins Herz, das süß' ich! und darum mag Sein Wille geschehen.“

Hat mich solche Rede daß Wunder genommen, war aber noch mehr überrascht, weil das Jüngferlein so gar nicht benüthigt und gekünstelt ob seiner

plötzlichen élévation gewesen ist, hat vielmehr gethan, als war's eine natürlich Sach; — und die Alte kam gar herbeigelaufen und launerte, ihre Döchter steige herab und sie solch Ehehindnis eine Verhindung an ihrer heiligen Kinn — sind ihre eigenen natürlichen Worte. Da hat aber das Jüngferlein froh gelacht: „Nimm sei Kinn, ob sie sie denen Kinn zu Gefallen läse, oder die Menschen, so sie liebe, damit beglücke! Und sie werd' schon widerum mit dem Mund, welches ihr der Himmel verleihe.“ — Hat auch nachmalen Wort gehalten, sang dem Rauchwiger freudlich vor, daß er seiner Schwestern schier vergaß, gab auch in der Kirche den Ton an, und ward bemerkt, daß die Zahl der Andächtigen in dem Gotteshaus seitdem um ein Erstlickes wuchs. Und wenn sie abends in der Halle ihrer Kunstfertigkeit oblag, sammelten sich die Rauchwiger im Burghof und wurden Aller Herzen erheitert.

Die Alte mußte im Steden bleiben, also wo man sie wohl verlor, nahen es sich herausgestellt, daß sie gar nicht die recht Winter von des Junfers Braut gewesen. Habe derwegen einen Augenblick vermisst, letztere müsse doch wohl von vornehmer Abkunft entprossen sein, ihres sicheren Gebarens halber, war aber eine illusion, habe sämtliche Töchter und Schriften über ihre Geburt in Händen gehabt, ist nur ein schlecht Soldatentind gewesen, hat aber doch einer geborenen Gräfin so ähnlich gesehen, daß man sie hält müssen verwechseln, hat auch sein Ehen oder Unbeschlusheit gezeigt, wann die vom hohen Adel auf dem Schloß sich zusammengekommen. War mir eine gute Patrouille, müßt' lägen, wolt' ich's anders sagen, und aus dem schuen Junfer Wolf hat sie einen anderen Menschen gekriegt, habe mich aber darob bei Weitem nicht so erschau, wie über ihr stolz und edel Wesen und wie sicher sie das ganze Haus in guter Acht gouveneriert, daß Jeder ihr gern gehorchen müßten. Ist mir Soldates immer ein enigma geblieben; muß wohl im Blut von denen Fährnden liegen.

Neberstiel.

In einem Berliner Theater war vor einiger Zeit ein Schauspieler engagiert, der unerschöpflich in Mitteln war, seine Kollegen glücklich anzupumpen. Einmal war es die Taufe seines Jüngstgebornen, dann war es ein Trauerfall in der Familie, kurz, immer wählte der arme Teufel einen neuen Vorwand für seine Unterhaltungsbedürftigkeit zu erfinden, denn er konnte mit seinem kleinen Gehalt nicht auskommen; sein auf guten Wein gerichteter Durst verschlang alle seine Einnahmen. Da er seine Schworrerei aber zuletzt doch gar zu ungeniert betrieb, konnten sich's die Kollegen zeitweise nicht versagen, ihm eine Lektion zu erteilen. Eines Tages närrte er sich mit sehr trübseliger Miene dem Heldebarsteller der betreffenden Bühne, dem er eröffnete, daß seine Frau gestorben sei — ein schon vor Jahren von ihm gebrachter Vorwand — und daß er, um beim Begräbnis erscheinen zu können, dringend eines schwarzen Gehrockes bedürfte, er wüßte denselben noch am selben Tage zurückstellen. Der große Witze wußte, wo der Döchter hinauswollte, und sagte: „Gern, mein lieber A., leide ich Ihnen einen Rock, aber ich fürchte, er ist Ihnen zu weit!“ — Der andere protestierte, denn er wollte den Rock ja doch nur — verklopfen. „Sie werden sehen, er ist Ihnen zu weit.“ wiederholte

der Gelbespieler, ohne jenen indes abzuschrecken; er schloß sich dem großzügigen Kollegen nach der Probe an, um den fraglichen Rock zu holen. Sie schritten die Potsdamerstraße entlang, ganz hinaus bis zur Reichsbildergasse, dann lenkte der heimtückische Held die Schritte gegen Wilmersdorf — der andere trabte an seiner Seite und verwundete heimlich den Weg bei der Eige. — endlich war Wilmersdorf erreicht, aber man war noch immer nicht am Ziel. Der Schauspieler schlang nun gar die Richtung gegen Schwanenwerder ein, und das in einem Gehwundschritt, der seinen unwilligen Begleiter außer Atem brachte. Endlich konnte er nicht mehr weiter: „Verzeihen Sie!“ — sagte er, sich den Schweig abwendend, „aber ich muß mich ändern, ich bin ganz weg.“

„Zehen Sie!“ — lachte der Gelbespieler — „ich anziehe es, der Rock wird Ihnen zu weit sein!“

(Es versteht sich von selber, daß der überlistete Schauspieler für den ausgesprochenen Spaziergang dies einmal noch entsprechend entschädigt wurde.)

P. v. Sch.

Inhalt Nr. 1 der Musikalischen Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mk.

Postillons Gruß zum Neujahr 1888.

Die Nacht der Muth, von C. Braun.

Musikalische Vogel-Erinnerungen, von H. Stöckel.

Unterthänige Neujahrswünsche und Bitten der Kaiserlichen A. H.

vielerleuten A. H.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und beschreibenden Unterhaltungen, von Ernst Raschke.

XXI. Gar und Zimmermann. Eine komische Oper in drei Akten. Musik von H. Vorling. Mit Illustration.

Prost Neujahr, Illustration.

Die heiligen drei Könige von J. B.

Der große und der kleine Licht, von C. Haack.

Arbeits der Große und seine Hilde.

Das Wirtelspiel, Unterhaltungsstück von H. A.

Musikalisches Klavierstück.

Briefkasten. — Räthel. — Rebus. — Anzeigen.

Musikbeilage:

A. Biele, Neujahr-Grüßanten, Klavierstück.

H. Vorling, Garenten. (Sont spielt ich mit

Septer) aus der Oper Gar und Zimmermann,

für Klavier zu 2 Händen.

H. Struth, Der Postillon, Lied für eine Singstimme

und Klavier.

Räthel-Sonett.

Wieidwie im stillen Wald auf Zephirs Schwingen
Ein leises Raunen löst der taubend Saiten,
So zieht des Ganges Klang durch Saalewellen,
Hörst du das Spiel, den Ersten gleich, erklingen.

Wie Aufschallhöre brausend sich entringen
Welchweiliger Bruch als Zungen, daß im Streiten
Zieh innen in der Brust erlag das Leiden
Dem frohen Mund — die Avelten so erklingen.

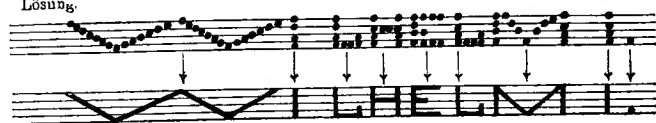
Wem wäre nicht mein Ganzes schon erklingen
Im stillen Haus und auch in hohen Hallen,
Daß stiller Zander süß sein Herz durchdringen?

Und immer lauscht meinen Tönen gerne,
Wem um Musik, die Göttin, mag gefallen,
Die zu uns kam einst aus dem Reich der Sterne. E. K.

Auflösung des Notenräthels aus voriger Nummer.



Lösung.





Der Trompeter von Säckingen.
Wie jung Werner beim Freiherrn Trompeter ward.
— Doch schwankend stand jung Werner,
Doch ein Blick auf Margaretha
Und des Vaters ein Blick schwanen.
„Edler Herr! ich bleibe,“ sprach er,
„Sei am Rhein denn meine Heimat!“



Nach einer (dem Originale von C. Schwemmer nachgebildeten) Photographie des Herrn Hauffängls Nachfolger in Berlin.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Bg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

Violetta.

Nicht allzuweit von Wien liegt ein kleines Dorf, so reizend, wie es kaum ein zweites auf der weiten Erde gibt. Oben, auf der Höhe steht ein Kapelle, deren graue Wände mit Eichen bewachsen sind und aus deren Fenstern man auf Rosenbüsch blickt; nette weiße Häuschen schauen durch das Gebüsch, und die ganze friedliche Stille ist eingeschlossen von prächtigen Zypressen- und Kastanienbäumen.

Das Häuschen des Dorfalters war das reizendste von allen, ganz verflocht von Blumen, die der alte Kantor leidenschaftlich liebte; und hier mitter unter Moien, Lilien, Tulpen und Seidenen, entschlief sich die lieblichste Blüte von allen — sein Töchterchen Violetta. Er hatte seine treue Lebensgefährtin begraben müssen, als das Kind sechs Jahre alt war, und das war der große Stummer seines Lebens, das sonst so still und ruhig dahingeflossen war, wie ein Bach. Aber ein mächtiger Tröster hatte ihm helfen zu Seite gestanden, der mit kaiserlicher Hand jede Sorge und jeden Stummer verstand, und der ihn auch nicht verließ, als sein treues Weib die Augen schloß, um nicht wieder zu erwachen. Dieser Tröster war die Musik, welche allein die leidenschaftlichen Regungen seines Herzens beherrschte.

Ein sorgsam geschützter Schatz, ein altes Spinnett, stand in der Ecke seiner kleinen Wohnstube, und hier war es, wo der Kantor mit den goldenen Fäden des Häubels verflocht und sich wohlwollend in die Regionen versenkte, welche diese und die italienischen Mächte ihm durch ihre Töchterdingungen erschloffen.

Violetta fand diesen Verkehr nicht gerade entzückend: das Spinnett lürrte und brumnte manchmal in bedenklichem Maße, und die Finger des Kantors bewegten sich nicht immer ganz gefällig von einer Taste zur andern. Aber sie war sehr gutmütig, und sagte nichts, sondern saß dabei ruhig und vergaß an ihrer Arbeit. Wenn dann ihr Vater in höchsten Begeisterung aufstand und sich mit stämmen aber entzückten Blicken zu ihr wandte, meinte sie ihm lächelnd zu, oder küßte ihn zärtlich auf die Stirne, und ließ sich dann alles mögliche von den alten Meistern erzählen; doch wollte sie nicht glauben, daß der große Sebastian Bach eine häßliche alte Perücke getragen habe, oder daß Meister Händel ein leidenschaftlicher Schnupfen gewesen sei. Sie hatte sich unter ihnen etwas ganz anderes gedacht und manches Bild, das sie sich von ihnen ausgemalt hatte, wurde durch die Erzählungen des Vaters gramam zerstört. Aber — o glückliche Violetta! — einmal hatte sie doch einen Meister der Töne gesehen, ein unvergesslicher Augenblick. Die Kente nannten ihn „Vater“ Haydn, aber ihr Vater nannte ihn „seinen Väter“, und tief in dem Inneren seines Herzens glühte für ihn eine Begeisterung und Liebe, die zu heiß war, als daß sie sein Kind hätte begreifen können.

Als sie noch ein kleines Kind war, nahm ihr Vater sie einmal in die große Meise, und dort hörte sie, in einer kleinen Kirche, ein prächtiges Musikstück, die Jahreszeiten genannt. Das Kindes Geiste war fast überwältigt von der gewaltigen Tonmasse, die zum erstenmal auf es einströmte, und doch war Violetta wohlbehalten und wunderbar entzückt. Sie verlegte sich im Träume in den Frühling, dann fühlte sie die Hitze des Sommers, die um sie her sich ausbreitete; dann erlösten die kühlen Taghörnchen, die an den Herbst erinnern, und als der Winter heranzog, schmeigte sie sich fest und fester an ihren Vater. Dieser sah neben seinem Kind, fast vergessend, daß es existiere, und lauschte atemlos; sein Antlitz mit den großen dunklen Augen strahlte vor Seligkeit, während er abwechselnd lachte und weinte. Als alles zu Ende war, ergiff er sie bei der Hand, und eilte schweigend aus der Kirche. Draußen standen viele Menschen, alt und jung, Männer und Frauen, und inmitten im schauerlichen stillen Mann, mit einem Antlitz voll Frieden und mit Augen, in denen der Himmel zu liegen schien. „Vater Haydn!“ erschallte es von allen Seiten. Violetta blickte auf mit erschrockener Schen; aber Haydn hatte ein freundliches Wort oder einen gültigen Blick für alle, während ein mildes Lächeln um seine Lippen spielte und sein strahlendes Antlitz erhellte. Da drängte sich Violettas Vater in seinem einfachen schwarzen Anzuge durch die Menge; und indem er Haydns Hand ergriß, ehe dieser ihn bemerkte, rief er mit halberstimmter Stimme: „Danke! Vater Haydn!“ Und der Meister drückte seine Rechte und wies ihm lächelnd zu.

Obwohl Violetta alles dies mit erlebt hatte, mußte sie fast täglich wieder die Beschreibung des

großen Ereignisses mit anhören; denn war es nicht der Sonnenblick in ihres Vaters Leben? „Wen ich meinen König noch einmal sehe“, sagte er mandant, „werde ich vor Freude sterben, mein Herzenskind; denn als ich damals seine häßliche, gekrümmte Hand in meiner Hand hielt, schien es mir, als ob mein Herz sprängen wollte!“

Eines Tags, als das Dörfchen im schönsten Flor von Rosen und Lindenblüten prangte, ließ Violetta in der Laube in Gedanken verfallen — ihr Vater war im Ganten und las — als sich plötzlich eine fröhliche Stimme hören ließ, die eine Melodie trallerte, und hinter der tiefen Rede, neben welcher sie sah, erschien das vergnügte Gesicht eines jungen Mannes. Er schien weit gegangen zu sein und trug eine Kappe, und einen dicken Stiefel in der Hand. Ein kleiner schwarzer Hut bedeckte den von wilden schwarzbraunen Locken umgebenen Kopf, und ein zimmerer Väter hoch auf seiner Schulter. „Kleine See, laß mich herein!“ bat der Fremde, und seine Augen sprachen mehr, als Worte könnten, als er ohne eine Antwort Violettas abzuwarten über die Heide sprang.

Der alte Kantor kam schnell herbei, während Violetta lachte, bis die Thränen ihr über die Wangen liefen; denn bei seinem Salomortale war der junge Mann die Kappe entfallen, aus welcher eine Menge Mannfrispe und Weichheit herausliefen, während der Star: O weh! o weh! idrie und unerschrocken in die Hand plapperte. Der kleine Frühlingsling reichte dem Kantor die Hand und sagte: „Vater Haydn, erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen Musikanten zu vorstellen, welcher den ganzen Tag da mit zugebracht hat, im Wald unterzuziehen, um den gescheiterten Sängern Melodien abzustand. Ab in mein Meisegehele hier.“ Dabei zeigte er auf den mit Augen Augen anerkennenden Star, hat mich schändlich angefaßt, indem er meinen ganzen Mund vorrat aufzulecken und die entzückenden Sängern durch sein unverkennbares Melodien veränderte hat. Deshalb bitte ich Sie freundlich, die Welt-Stimmung meines Vaters durch ein Frühlings in ein fröhliches „Dor“ zu verwandeln.“

Die lustige Ansprache gefiel dem alten Kantor. Er lud seinen lachenden Gast ein, in die Laube zu kommen und Violetta ging um frisches Brot, Butter, Milch und köstliche Gerbraten und Kuchen zu bringen. Der junge Mann laßte sich an allem, und der Statthalter beschleunigte. In der That weiterföhrten beide miteinander sowohl was den Appetit als das Wandern anbelangte; denn wenn der Herr einen Scherz machte, wiederholte ihn der Gast nachsichtlich.

In einer Stunde wurden die Bewohner des weigen Häuschens mit ihrem Gast so bekannt, als ob sie jahrelang miteinander gelebt hätten, und der alte Kantor begann sogar von Meister Bach zu erzählen, wobei er in dem jungen Musikanten einen ungemein aufmerksamen Zuhörer fand.

Endlich öffnete der alte Mann die inneren Schleusen seines Herzens, und, warm geworden unter dem Einflusse seines fröhlichen südländischen Gastes, erzählte er ihm geheimnisvoll seine Lieblingsgeschichte von der Händel und Vater Haydns.

Der junge Mann hörte mit unheimen Lächeln zu, und als der Alte geendet hatte, erzählte er als Gegenstück, mit jenseitigen Augen und bewegter Stimme, wie Haydn ihm einst einen Stuf gegeben habe.

Man trennte sich erst bei Mond- und Sternensicht, und erst dann fiel es dem gastfreundlichen Herrn ein, den Fremden nach seinem Namen zu fragen. „Ich heiße Amadeus“, antwortete er, „und will oft wiederkommen.“

„Das vergessen Sie nicht!“ erwiderte der Kantor, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte, „und dann sollen Sie meine Musikalienkammer sehen, eine wahre Goldgrube, verführe ich Sie!“

Violetta überreichte Amadeus ein Notenbündel, und er gab ihr dafür einen Stuf — leichthin, wie ein Schmetterling eine Blüte küßt. Der Star rief: „Ach wohl, auf Wiedersehen!“ und so gingen sie fort, während die Zurückgebliebenen noch lange das fröhliche Zwieselsprach zwischen Jüngling und Vogel hören konnten.

Kaum vier Tage waren vergangen, als der leichtherzige Musikant wieder über die Heide sprang, jetzt aber nicht mehr müde und hungrig, sondern frohend von Gesundheit und Kraft. Violetta empfing ihn voll Freude, und er läste in harmlos um der Hals und gab ihr einen Stuf auf den herzigen Mund. Der alte Kantor war ganz erstarrt, ihn wieder zu sehen, und zog ihn alsobald in das kleine Zimmer, wo er geheimnisvoll einen alten Schrank öffnete. Da breitete er vor Amadeus' erlauteten Augen eine Sammlung der wertvollsten Werke von Sebastian Bach,

Händel, Palestrina, Pergolese und vielen andern aus, nicht zu vergessen die Werke Vater Haydns. Jedes Werk war hübsch gebunden, und mit dem Namen und Geburtsort des Komponisten beschriftet. Amadeus durchblätterte sie mit strahlendem Auge, während das Feuer des Geistes seine Gesichtszüge erhellte. Dabei zeigte er zu viel Kenntnisse und sprach so berechtigt, daß der alte Mann seine Nähe abnahm, seine beiden Hände auf die Schenkel des Jünglings legte und ihm ernsthaft anblickend sagte: „Du hast einen edlen Geist, und wirst, so weit willst, sicherlich selbst einmal ein großer Meister werden.“ Dann ließ er ihn in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

Später spielte Amadeus, und das alte Spinnett stützte unter der Stöße seiner Hände, während reizende sanfte Melodien Violettas und ihres Vaters Seelen in ein entzückendes Traumland führten. Als es Abend wurde, gingen sie in den Garten, wo die beiden jungen Leute um die Blüte ließen und sich mit Moien bewachten, wie ein paar Kinder, und Amadeus erzählte, wie er zu seinem Vogel gekommen war. Es war ein Geschenk einer verstorbenen Mutter, welche ihn aufgezogen hatte, und jetzt war er sein unverzeihlicher Gefährte bei Tag. Wenn die Nacht kam, hockte er auf seines Herrn Hüften, steckte den Kopf unter den Mantel und schlief so bis zum Morgen.

Der Sommer verging, aber nicht eine Woche, ohne daß Amadeus kam, mit Violetta sang und mit dem alten Kantor über Bach und Haydn plauderte. Einmal fragte der Kantor den jungen Mann: „Was halten Sie von dem Mozart, der jetzt so viel Musikanten etwel mit seinen Kompositionen? Ich möchte etwas über ihn hören.“

„Nun,“ war die Antwort, „ich kenne ihn so genau, wie ich mich selbst und laun daher die beste Ansicht geben. Mozart ist ein sehr lieber leichtsinniger Mensch, nicht eigentlich so aus wie ich, nur etwas ernster, wenn er den Festlichkeit oder der Feder in der Hand halt. Er ist so glücklich wie ein Kind und verliert, sein Vaters zu thun. Seine Seele schwimmt in einem Meer der schönsten Melodien. Die Welt lächelt ihm zu, und sein Herz ist das leichteste und leichteste in der Welt. Er trinkt per gute Weine, und nicht hübsche Mädchen, Blumen und Schmetterlinge. Ich kann Ihnen sagen. Sie würden ihn auch lieben müssen, denn er hat seinen Geist auf der ganzen Welt. Aber er hat eine Frau, die er herzlich liebt, und sie verdient es, denn ihr einziger Fehler ist die Gierigkeit, und damit plagt sie den wilden Mozart ein wenig.“ Der Kantor lachte und schüttelte den Kopf; Amadeus nahm häufig Abschied, obwohl er kaum eine Stunde dagewesen war und die Sonne noch hoch am Himmel stand.

„Sie führen heute eine Oper Mozarts zum erstenmale auf,“ sagte er, „Don Juan heißt sie, und ich möchte gern sehen, wie sie gefällt. Ich bin ein unruhiger Mensch, und namentlich heute: Mozart selbst könnte nicht angeregter sein. Morgen will ich Ihnen davon erzählen.“ Der Star hatte launig Zeit, seine Abschiedsworte zu rufen, denn sein Herr vergaß sogar, Violetta zu küssen und ließ ihn Vorstufen liegen. Das arme Mädchen ging den ganzen Tag niedergeschlagen umher; ob wegen des vergehenden Festes oder wegen der verweilenden Blumen, wer weiß es?

Der nächste Tag meinte sich dem Ende zu, und Amadeus war nicht erschienen; die Sonne lach tiefer und tiefer und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Der alte Kantor sah in seinem Verhulst, verfallen in seine Erinnerungen, während Violetta ganz leise eine Melodie vor sich hin sang. Sie war nicht ganz wie sonst an dem Abend. Plötzlich flopte es an das Fenster und eine klare wohlklingende Stimme bat um Einlaß. Violetta sprang auf und öffnete, gewohnt an seine ausgelassenen Manieren, das Fenster, durch welches Amadeus in das Zimmer kam.

„Vater Kantor,“ rief er aus, „während sein Antlitz wie ein Frühlingsmorgen strahlte, mit Mozart ist es nicht besonders gut gegangen. Don Juan ist zwar zweifellos ganz passabel, Vater Haydn hat sich sogar seine Vertreibung anlegen lassen lassen, aber die Wiener waren schmerzhaft schlechter Laune. Hebrigens läßt der Mozart Sie grüßen und hat Ihnen etwas geschickt, was ich gleich hereinbringen werde. Aber zuerst nehmen Sie dies kleine Andenken von mir.“ Dabei legte er ein sauber geschriebenes Manuscript in die Hand seines alten Freundes. Es war ein Ave verum. Auch Violetta erhielt ein Musikstück mit der Aufschrift: „An mein Weiden.“ Es war ein Liebeslied, das begann: „Ein Weiden auf der Weide stand.“ Das Mädchen dankte voller Freude, aber der alte Kantor blickte forschend über die Notenblätter, dann stand er auf, ging fühlend an seinen Notenstumpf und legte das Manuscript vorsichtig



Kunst und Künstler.

Als musischste Institutionen zur Mitbewerfung der Musikwelt sind die Konservatorien zu betrachten, die zwar mehr und mehr eine so unheimliche Ausdehnung gewinnen, daß eine Heberdörferung dieser, unserer Welt nur eine Frage der Zeit sein dürfte. Unter den vielen derartigen Instituten ragen aber eine immerhin größere Zahl als Meister- und Winteranstalten besonders hervor und unter diesen steht das Dr. Schöchle Konservatorium in Frankfurt a. M., das neuestens seinen IX. Jahresbericht herausgegeben hat, mit erster Linie. Ein Lehrer-Merkmal, das die Namen Direktor Dr. Bernh. Scholz, Frau Clara Schumann, Göhmann, Herrmann, Koning, Knauf und noch mancher anderen tüchtigen Lehrer- und Spieldirigenten in sich schließt, bürgt schon im Voraus für den Erfolg. So betrug also auch die Zahl der Jünglinge im abgelaufenen Studienjahr 251, fürwahr ein stattliches Kontingent; der programmatische Teil aber weist 30 Lieblings-Aufführungen nach, welche sämtlich mit vorzüglichem Vortrag-Material gefüllt wurden. Lehrer und Schüler arbeiteten nach den uns vorliegenden Berichten sichtlich mit beharrlichem Fleiß, welcher deutlich den Erfolg des Vorleses ist.

Ein jüngerer, aber nichtsbefehiger tüchtiger Kind dieser Art ist aus dem Proletariat der Großherzogin von Baden stehende Konservatorium in Karlsruhe, das nunmehr seinen dritten Jahresbericht verfaßt hat. Direktor Dr. Benken hat sein Institut in erfreulicher, so erfreulicher Weise gehoben und die allgemeine Teilnahme für dasselbe in einer Weise wahrgenommen, daß demselben bereits namhafte Stipendien, Zuschüsse u. s. w. zufließen. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 228, eine Zahl, wie sie ein anderes so junges Institut wohl kaum aufzuweisen und auf diese Weise sein glänzendes Zeugnis unterwirft selbst geschrieben hat.

Der geniale Musik-Eugen d'Albert ist vom Großherzog von Meiningen mit dem Ritterkreuz erster Klasse dekoriert worden.

In Koburg hat sich eine musikalische That ereignet, welche besser klingt, als die weitaus Koburger Schöpfung: Das ist nämlich eine neue Oper vom dortigen Hofkapellmeister A. Langert, „Die Camisarden“, welche, seit vorigen Monat wiederholt aufgeführt, die Koburger mit Begeisterung erfüllt; die Schönheiten, die das Werk enthält, soll diese denn auch in vielen Theatern berechtigt provozieren und wir uns unser Berichterstatter mittelst, wäre das Bühnenwerk sehr wohl wert, in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Der ganz bedeutende russische Musiker Tschakowsky unternimmt gegenwärtig eine Tournee durch Deutschland, um seinen bekannten Künstlernamen und seine begabten Werke in der Fremde nun auch mit seiner Persönlichkeit zu illustrieren.

Eine Herzensfreude mag es für einen Künstler sein, der durch seine Künstlerthat zu Ehren, zu Freude und Nutzen zu führen vermag und diese Macht über die jüngst der vortreffliche Wiener Bariton Theodor Reichmann aus. Nachdem dieser nämlich aus Veranlassung des jüngsten Vorgesangs-Gedenktages in der Hofoper den Tag genossen, erhielt er von der ebenfalls in Wien als Klavierlehrerin lebenden Tochter Vorgesangs folgenden Schreiben: „Entzückt von der ausgezeichneten Leistung Ihres Vaters, erlände ich die Tochter des Komponisten, ihrer großen Bewunderung und ihrem Dank hiermit Worte zu verleihen. Noch niemals hörte ich diese Partie so wundervoll klingen, und hätte mich seliger Vater den Genuß haben können, sein Lied so lehrhaft vorzutragen zu hören, es hätte ihm gewiß so wie mir Thränen entlockt.“

Am deutschen Opernhimmel ist ein neuer Tenorist aufgetaucht und dieser ist — was die Sache einer größeren Beachtung wert macht — ein Franzose, der den Koblenzinger singt, — derselbe Sänger, der trotz aller Gegenüberstellungen es doch möglich machte, daß der Schwanenritter seinen einmaligen Einzug in Paris halten konnte: Ernest van Dyck, das ist sein Name und Art. Dieser trat nehmens mit dem Notterdamer deutschen Opern-Ensemble in Amsterdam auf, wo er seine schöne, in allen Lagen ausgeglichene Stimme, gewahrt mit stattlicher Erscheinung, das Publikum mit

Recht enthusiastisierte — er wurde mit Orchester und Hütchenbecken oft gefeiert. Erst von Ende soll, Notterdamer Wätern zufolge, ansetzen sein, im Sommer in Venedig und der Wätern Stolz und Partital zu fingen.

Amerika will uns in diesem Jahre alle Bühnenberühmtheiten entführen. Eine Reihe von Operngroßen, Albert Nimmann voran, weiß drüben. Bolet, August, Jannemann und sogar schon Lorbeer- und doppelbeladen nach Europa zurückgekehrt, die Nimmann, Maabe, Köstler spielen bereits in der neuen Welt, Barnan, die Gervard und viele andere folgen, und augenblicklich sollen sehr lebhafter Bemühungen im Gange sein, nun auch Friedrich Maabe wieder ins Lollarland zu locken. Direktor Amberg ist's, der in dieser Richtung große Anstrengungen macht.

In Nürnberg ist Alphonse Maurice Comédie Oper „Der Schatz“ mit vielem Beifall gegeben worden. Der „Korr.“ sagt: „Dieser Erfolg verdankt das Stück freilich bei weitem seinem musikalischen Teil. Die Handlung sollte vernünftiger schädel sein, aber sie ist halt dieses dumm. Sehr angenehm berührt dagegen die Musik. Der Komponist hat ein frisches, natürliches Talent, das sich ohne Gelehrtheit und Affektiertheit auszusprechen weiß, eine glückliche melodische Erfindung. Den frischen, liebenswürdigen und dabei unerschöpflichen Talente, wie es sich im „Schatz“ offenbart, sieht sichtlich noch eine Weiterentwicklung offen.“

Die „Lieben Schwaben“ eroberten sich die Hofbühnen. Die Willkür der Operette hat freilich für Stuttgart, den Ort ihrer Handlung, ein hohes lokales Interesse und die Köstliche von Stuttgart ist es denn auch, die das Werk eben vorbereitet. Ein norddeutscher Künstler, Herr Cesar Vergen, ein Bruder des Meisters und Altkämpfers Fritz Vergen, ist bemüht, die schwäbische Rolle des Spägle in der schwäbischen Hauptstadt darzustellen. Der berühmte Sänger Southeim, seit so vielen Jahrzehnten in Stuttgart heimisch, hat die seltene Rolle des Lehrers übernommen und dirigiert Herrn Vergen im Schwäbischen ein.

Die Tragödin Fanny Janaschek hat ihrem Hotelier in New York einen Prozeß anhängig gemacht. Die Künstlerin fiel nämlich an der Treppe ihres Hotels und beehrte nun eine Entschädigung. Der Hotelier wehrte dagegen ein, daß die Künstlerin damals nicht auf ihren Füßen gestanden sei (by no means certain on her feet) und droht mit Entschädigung.

Einer der populärsten Altmeister des deutschen Männergesangs, der sich ebenso um die kunstgemäße Pflege, wie um die volkstümliche Verbreitung desselben in Österreich die größten Verdienste erworben hat, A. M. Storch, ist am 31. Dez. in Wien gestorben. Jüngst erst hatte er sein 74. Lebensjahr vollendet. Er schrieb zahlreiche Chöre, Quartette und Lieder, die von allen deutschen Männergesangsvereinen gemungen werden, war Kreismitglied des niederösterreichischen Sängerbundes, des Wiener Männergesangsvereins und vieler österreichischer sowie deutscher Gesangsvereine.

In Frankfurt a. M. starb am 28. Dez. der als Mensch wie als Musiker gleich geachtete Klavier-Spieler und Komponist Prof. Julius Sachs. Er war 1830 in Walldorf in Meiningen geboren.

Das Programm für das Pfingsten 1888 in Aachen stattfindende wiederkehren. Musikfest bringt am ersten Tage Händels Messias und die „Dumertüre zur Weihe des Hauses“; am zweiten Tage folgen eine Kantate von Bach, Max Bruchs „Schön Ellen“, Mendelssohns VIII. Psalm, Beethovens Neunte und drei Dumertüren: Schumanns Manfred, Weber-Grünanthe und Berlioz-Verweento Gellini. Der dritte Tag bringt Szenen aus Tristan, das neue Konzert von Brahms für Violine, Cello und Orchester und endlich außer den Solovorträgen der Vokal- und Instrumentalkünstler, zum Schluß des Musikfestes A. Wagners „Küstermarich“.

Im Carlstheater in Wien wurde eine neue Operette „Der Widerspitz“ von A. Gaiduka (Text nach dem Französischen von Genée, Mannstädt und Jappert) mit bestem Erfolg gegeben; die amnichte, klar verständliche und ansehnlich humorvoll gehaltene Handlung ist von einer stets edel gehaltenen, gräßlichen und natürlich frischen Musik gehalten und illustriert — mehrere Nummern wurden nämlich zur Wiederholung verlangt.

Vermischtes.

Das Inhaltsverzeichnis der Neuen Musik-Zeitung vom vorigen Jahrgang wird den beiden nächsten Nummern beigegeben werden.

Der Vorstand der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger in Berlin wußte unter dem Protektorat der Frau Prinzessin Wilhelmine einen großartig angelegten Bazar, dem ein Patronat von Damen der ersten Gesellschaftsreihe der Reichshauptstadt vorgesetzt soll. Das Unternehmen bezweckt, dem erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der Bühnen in wirksamer Weise Hilfe zu leisten, als es zur Zeit noch die Mittel der Invalidenfonds der Pensionanstalt der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger ermöglichen.

Der noch lebende Sohn Baganinis, Baron Baganini, wird demnach die noch nicht herausgegebenen Werke seines berühmten Vaters veröffentlichen.

Einen händig wiederkehrenden Renjahrs-gruß vor 100 Jahren bildete eine Bekanntmachung des Berliner Kammergerichts, laut welcher „denen bei der Oper und Operette stehenden Personen wieder an Stelle noch an Waren nicht der Invalidenfonds der Bühnen zu leisten ist“. Diejenigen, welche wider diese Verordnung handelten, hätten zu gewärtigen, „daß sie ihres Rechts gänzlich verlustig gehen, indem diejenigen klagen, worin dergleichen Schuldforderungen angelegt werden, bei keinem Indictio angenommen, sondern die Kläuber mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich jedermann zu achten und für Schaden und Nachteil zu hüten hat.“

Die Aufstellung des Denkmals für Frau Abt in Braunschweig ist für den Monat Juli 1889 in Aussicht genommen.

Am 5. ds. Mts. wurde das neue „Deutsche Theater in Prag“ mit Wagners „Meistersingern“ eröffnet. Die Frier verlief äußerst glänzend und stimmungsvoll, wozu der imposante Fudruck, welchen das wunderbare schöne Haus machte, nicht wenig beitrug. Der streng im Notofolli gehaltene, gleichsam unheimlich inagenein sympathisch; seine rot-gold-weißen Farben, der prächtige Plafond und die geschmackvolle und kurzweilige, doch von jeder Heberdörferung freie Dekoration — alles dies prädestiniert sich als ein Wert von feinsten Harmonie, als Verlebung eines vornehmen Kunstgebäudes. Die deutsche Aristokratie war zahlreich vertreten. Als der Statthalter Baron Kraus in seiner Rede erwiderte, insondernde das Orchester die deutsche Volkshymne, welche vom Publikum stehend angeheert wurde. Nach Beendigung derselben ging ein Applaussturm durch das Haus. Die Aufführung der Fesloper unter Kapellmeister Rudolph entsprach dem feierlichen Charakter des Abends, der Fesloper zu Ehren der deutschen Kunst wurde mit besonderer Ehre und hoher Begeisterung gefeiert. Von den Mitwirkenden müssen die Herren Wallnöfer (Walter Stolz), Bruck (Hans Sachs), Tomášek (Bedmeier) und Frau Pirt (Gehen) besonders erwähnt werden.

Dur und Noll.

Ein bekannter Sänger besah einen Hund, der seinen Herrn jeden Abend erwartete, wenn er aus der Oper heimkehrte. Kam der Herr lustig und eine Arie vor sich trallerte nach Hause, dann verlor sich der Hund in seine Ecke und verhielt sich daselbst ganz ruhig; trat er dagegen still, und wie es schien, mühsam in sein Zimmer, dann sprang der Hund blendend an ihn heran; er wußte warum, denn der Künstler sprach dann das Tier mit folgenden Worten an: „Dein Herr hat heute gesungen wie ein Hund; dafür sollst du nun spielen wie ein Mensch!“ Und in der That lebte der Sänger beim Hunde seine ganze Wahlzeit vor, während er selbst an einem solchen Abend nichts zu sich nahm, als ein Glas Wasser.

Von einem vielbeschäftigten Lehrer des eben Klavierfaches wird erzählt, daß er die Kunst versteht, den Tag nötigenfalls in mindestens hundert Stunden zu zerlegen. Diese Behauptung wird erklärt durch die ihm sehr geläufige Redensart, die er an seine, morgens und nachmittags beim Schoppen vereinigten Freunde richtet: Ich treffe Euch doch noch in fünf Minuten, ich habe nur noch eine Stunde zu geben.



HOCOLADE *VON*
M. 1.25 an aufwärts $\frac{1}{2}$ Kilo gut für 16 Tassen

GEBRÜDER STOLLWERCK

Dampf-Betrieb: 550 Pferdekr.
32 Gold. silb. u. r. Medaillen
26 Kais. Königl. etc.
HOFBESONNEN

CAAO
 $\frac{1}{2}$ K. Dose 3 M.
 $\frac{1}{2}$ K. gut für
100 Tassen.

Alleinige Fabrikanten von Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

IX. Jahrgang Nr. 3.

Stuttgart, 1888.



Neue Musik-Zeitung.

+ Auflage 49 000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattlage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musikher-Leikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kaufbuch-Bücherei-Spezial-Anhang u. s. w.

Verlag von Carl Gröninger in Stuttgart
(vormals P. A. Zenger in Wien)
Inserate die vierteljährliche Monatszelle 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—
Alleinige Ausnahme von Inseraten und Beilagen bei
Kudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. besten Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland,
Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen
Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von
Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins
1 Mk. 60 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Erinnerungen

an Fräulein

Marianne Brandt.

Von

Louis Köhler.*

Marianne Brandt ist eine „Größe“ unter den Opernsängerinnen, wie sie nur mit einem echten Künstlercharakter zu denken ist, der nicht anders kann, als mit Daranerkennung der ganzen Persönlichkeit sich der gestellten Aufgabe hinzugeben, um in jeder Darstellung ein Stück eigenen Lebens mit reinstem Enthusiasmus zu opfern. Da ist nirgend etwas Leeres, bloß Formelles, oder hohl Theatralisches, vielmehr ist überall Gehalt von so wahrhafter Natur, daß er jeden zufälligen ängstlichen Mangel aufhebt. Wer die Künstlercharakter des Fräulein Brandt recht kennt und über deren Stellung unter ihren bedeutendsten Kolleginnen nachdenkt, wird finden, daß sie zu den sehr wenigen gehört, welche durch persönliche Würde hervortragen, mit der ihre Leistungen ein besonders gediegenes Wesen erhalten und selbst Gebilden von zweifelhaftem Charakter einen Wert verleihen, der sonst völlig verflüchtigen müßte. Das beweist z. B. die Darstellung der Fides im Meyerbeer-



schen „Propheten“ durch Fräulein Brandt. Diese Figur enthält in ihrer dramatischen Durchführung und gefühlvollen Ausdrucksweise neben einzelnen Hervorwollen so viel des Unwahren, daß der geistwillige Zuschauer nur durch die Unterdrückung der sich unwillkürlich anschleichen den Reflexion und zugleich durch eine Art dramatisch-musikalischer Partise über den argen Trügesseffekt hinwegkommt. Fräulein Brandt aber erfüllt die höchsten Schemen ganz mit ihrer eigenen situationsgemäß wahr fühlenden Seele und vollbringt es so, die Parodie scheinbar auf ein ehrlich geschautes Urbild zurückzuführen, an das man, um jener Seele willen, momentan zu glauben vermag. In den wenigen wahrhaftesten Musikstücken in der Partie der Fides gehört zunächst das Arieoso „Mein Sohn“ im zweiten Akt; Fräulein Brandt befindet sich darin auf einem festen Boden des Ausdrucks und legt in den Tönen und eben Gesang des Stückes eine Fülle von Empfindung, die uns rühren muß. Die große Dom-Comédie im vierten Akt führt Fräulein Brandt mit fast unbegreiflicher Kraft der Infusion aus: für sie scheint der theatralische Schwindel die laetere göttliche Fügung zu sein; der Gesang wie auch die dramatische Aktion ist da von einer originalen Wahrheit, daß man tief ergriffen wird, indem man

* Nachgelassenes Manuscript.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

nur eine sich im Unglück windende Mutter in der höchst genial ausgeführten Szene sieht und darüber alles Trüm- und Dranghörige vergißt. Die Sterbepose im fünften Akt enthält Stellen für den Gesang, die teilweise ungebührlich schwer gelegt sind, und deren Naturlosigkeit sich hier und da selbst in der technisch staspatist einer Marianne Brandt ankündet; besonders die von Mennerber ebenfalls plötzlich als unmotiviert angedeutete brillant-fonortante Meloraturmaße, wie auch die widerwärtig geäußerten hohen Töne bis aus hohe Des, paßen hier nicht nur schlecht für einen Bassosoprano, sondern sind auch speziell für die sonst so angelegte Fides ganz ungeschickt. Steht darin trotz alledem Fräulein Brandt in der technischen Ausführung als eine starke Virtuosa da, so versteht sie doch auch, der Parforseur eine Vermeidung von Leidenschaft zu verleihen, durch welche wenigstens ein völliges dramatisches Versinken der Partie verhindert wird.

In Mennerbers „Africain“ gibt Fräulein Marianne Brandt die Selica ganz nach der Idee der Autoren: was sie in sich zurückhält, das ihr Gemut durchwühlt, spricht sich höchst markant in Mimi und Gebärden aus; was sie aber davon in Wort und Ton äußert, hat in sehr eindringlicher Weise den Charakter des lange gewaltfam Zurückgehaltene, nur kaum Angebrachte; die leidenschaftliche Art des halb-wilden Naturfisches und das reinenstliche Empfinden desselben spricht sich schon und verständlich aus. Die Schlußnummer im zweiten Akt am Welt des Vasco findet zwar in ihren Mitspielern in der Sängerin nicht die zugehörige leidende Natur; aber die eigentliche in Grunde liegende heimlich zärtliche Gefühlsweise gelangt schon und dieselbe zum Ausdruck. Der Höhepunkt der Partie liegt im 4. Akt, und hier offenbart sich sowohl die dramatische Sängerin, als auch die Schauspielerin in Fräulein Brandt in ihrer vollen Staspatist: das eigentümliche Durchanderrinnen der verschiedenen Empfindungen, die das ferne Herz der Gemarterten teils zu vertiefen gebietet, teils nur in einzelnen Andeutungen zu äußern gestattet, die heimlichen Hoffnungen und Beschränkungen, die heißen Wünsche und die tief drinnen lodende Leidenschaft, dazu die Angst vor einer möglichen Zurückweisung seitens des Vasco — all dieses Gemüt von inneren Vorgängen, zu welchem auch die Musik eine annehmbar Interpretation enthält, spricht sich in der Darstellung des Fräulein Brandt ungemein interessant aus.

Anno fünfzig war „Marianne Brandt“, eigentlich Marie Wiskof in Wien (wo sie den 12. Sept. 1842 geboren ist), eben erst acht Jahre alt, und also noch lange nicht stimmfähig, auch noch nicht — wie später — Schülerin der Frau Marschner und noch weniger Schülerin der Frau Wabot-Garcia in Paris; sie wuchs und wurde groß an und mit den Mennerber-Bagnerischen Opern. Was für eine Kraft sie für dieselben geworden, weiß die Welt und sieht man auch 3. V. in ihrer Ortdn, als einer besonders mächtig wirkenden That der Künstlerin. Im ersten Akt weicht die sonst immer stumme Zauberin von der hergebrachten Art der behändigen starren Haltung, und zwar in wohlthuernder Weise, ab; nachdem die brist provokierende Stellung mit das freche Selbstgefühl der Ortdn genugsam fühlbar gemacht hat, läßt sie nach und nach erkennen, daß und wie die sich vor ihr entwickelnden Verhältnisse auf sie wirken; dies wird durch Fräulein Brandt mit einer so markierenden mimischen Ausdruckweise angedeutet, daß sich darin, bei aller Unterdrückung des äußerlich wahrnehmbaren Meeres, doch die ganze furchtbare Erregung ihres Innern ausspricht, die sich dann von der Erscheinung Lebensgrins ab immer zunehmend rüchtholter gibt, während des Gottes-Stampfes mit großer Gewalt sich geltend macht, um endlich nach der Niederlage Telramunds ohne weiteren Zwang in eine widerwärtige, verzweiflungsvolle Mimik und Gebärde auszubrechen. Die Situation in dieser Szene ist aber auch von einziger Art: Ortdn sagt, durch ihren Gemahl Telramund, die Tochter des verstorbenen Fürsten, Elsa, an, den jungen Bruder umgebracht zu haben, während Ortdn selbst ihn durch Zauberkraft in einen Schwan verwandelt hat, der sich dann dem Gral dienbar machte. Elsas Wunsch soll ein Gottesgericht erweisen. Auf ihr Gebet zu Gott kommt Vohengrin, vom Schwan gezogen, den Fluß entlang. Ortdn, dies sehend, muß also Fürstbären abtun. Das Gottesgericht ist für Elsa; Telramund fällt. Der fünfter beginnende zweite Akt mit dem Zweigefange Ortdns und Telramunds und dem Duett der ersten mit der Elsa, begleitet von dem schlangehaft sich windenden Leitmotivgewirk im Orchester, ist von Fräulein Brandt eine Meisterthat in Ausdruck und feiner Deklamation, mit welcher nachher die geistliche Lu-

stimmung zur Freundlichkeit, gegenüber der Elsa, in sehr wirksamen Kontrast tritt. Das bedeutendste der Leistung ergibt sich in dem Streit vor dem Eingange zum Münster. Die Ortdn des Fräulein Brandt ist hier wie von den bösen Mächten besessen, über die sie selbst gebieten konnte; mit fürchterlicher Dämonie äußert sich ihre unbezähmbare Natur voll Macht und Herrschaft, während sich die Darstellung, auch im höchsten Affekt, doch stets im Bereiche des künstlerischen Maßes hält.

Bei der Ausführung des Fidelio durch Fräulein Brandt werden wir in so eigentümlicher Weise in die Tiefe des bewegten Gefühlsgrundes der Rolle gezogen, daß wir wähnen möchten, die der Opernhandlung vorausgegangenen schmerzreichen Ereignisse ebenfalls miterlebt zu haben. Diese ruhende Gestalt, so leidvoll gedrückt, aber doch so elastisch gefüllt ihren Rettungsversuche gegenüber, tritt in der Oper nicht zum erstenmal vor uns hin; wir kennen sie aus ihrer glücklichen Zeit mit ihrem Storch und haben die Herzensqual ihrer Trennung, durch die Intrigen mordähnlicher Feinde, mitempfunden: so tritt uns denn jeder Ton, jede Miene der Darstellerin um so überzeugender, selbst im gesprochenen Worte, das hier deutlich fühlbar dieselbe Quelle entspringt, aus welcher der warm berührende Gesang geschöpft wird. — Es wäre im Grunde genug über Fräulein Brandt als Fidelio-Leonore mit dem Ansprache gesagt, sie habe alles das in hochkünstlerischer Weise realisiert, was Beethoven aus der Gestalt des Fidelio heraus empfinden und in seiner Mimik wiedergegeben hat. Ich will nicht, daß wir jemals eine tiefergehende und über alles Theatralische erhabene Wiedergabe der herrlichen in ihrer Art nur einmal existierenden Partie erlebt hätten; die reine Menschlichkeit der Gattin, ohne jede spezifisch bühnen-sängerinnenhafte Miene tritt uns in Fräulein Brandt entgegen, deren Gesang uns annimmt, als habe ihn gerade Beethoven innerlich vernommen — und deren dramatische Darstellung auf uns wirkt, als habe er, der aus seiner Theatrophantase herauswacht, sie so geahnt, so schlicht und doch so sympathisch, als ob sie ein Stück Menschlichkeit von uns wäre, aber doch auch wieder so hoch erhaben über uns, als vermöchten wir sie nie zu erreichen. — Nachdem Fräulein Brandt im 1. Akt, besonders mit ihrer Edeur-Arie, großen Eindruck hervorgerufen hat, ist es vollends die tief schmerzvolle wie auch hochbeglückende Kerkerzene, in welcher sie, gleichviel, ob singend oder redend, oder auch in stummer Teilnahme, unbeschreiblich rührt; der Ton in Sprache und Mimik, der thränen-schwere Ausdruck in dem wartervollen Mißgefühl mit dem Gefangenen, das alles ist so rein, so einfach und bei aller künstlerischer Schönheit so unangenehm intensiv, wie es die Natur selber in Wirklichkeit nicht wahrer ausdrücken könnte. Der Höhepunkt der unvergleichbar dramatisch-mächtigen Szene, wo sich Leonore zwischen dem Gatten und den Mörder stellt mit dem marktschreierischen Aufschrei: „Tödt erst sein Weib,“ ist von wunderbar wirkender Beherrschung; man hätte den Eindruck fast nicht ertragen können, wäre die Darstellung nicht von einer plastischen Schönheit gewesen, die uns mit göttlicher Gewalt packte und in die Höhe idealer Begeisterung erhob. Was soll man da weiteres sagen, wo die Sprache doch immer unzulänglich bleibt!

Die Zigeunerin Azucena in Verdis Oper „Der Troubadour“ ist ein merkwürdiges Gemisch von extremen Leidenschaften: zärtliche Liebe zu dem einen, glühender Haß gegen den andern der beiden Brüder zerreißt ihre Seele und können, bei der wilden Natur ihrer Rasse, unmöglich verhehlen, im Zuhörer eine ungewöhnlich lebhafteste Teilnahme anzufachen. Die Musik, welche Verdi dieser im Texte etwas unscharf legitimierten Zigeunerin eingegeben hat, ist teilweise von origineller Art, insofern darin der Charakter des Zigeunerstammes angedeutet ist, ohne im geringsten auf das bekannte ungarische untsilische Idiom zu erinnern; zum andern Teil aber würde man der Musik an sich, den Noten nach und ohne die Fäulung zu kennen, durchaus nichts von den fassen Empfindungen anerkennen, welche dem Texte entsprechen. Hier ist's der Vortrag, der wesentlich zu wirken hat. Verdi hat, nach echter Italienerweise, darauf gerechnet und sich darin auf die Sängerrinnen der Azucena ebenso fast verlassen können, wie bei Gelegenheiten so mancher früher komponierten Partie: Verdi jedoch seine schon Melodien, „fürs Ohr,“ mochten sie dann, je nach der Situation, holdselig oder mit zäheutender Wut gehungen werden. Sollte Verdi Fräulein Marianne Brandt als Azucena erleben, er würde sie seine Mitschöpferin genannt haben, denn dieselbe hat den Noten

des Maestro bis ins Sechzehntel hinein einen glaubhaften Gefühlsinhalt verliehen, bis zum Ueberfließen. Was sonst im gewöhnlichen rein musikalischen Vortrag ins Klingen würde, gibt Fräulein Brandt der Situation nach gabelbitter, so, wie es eigentlich gemeint ist. Ihre Leidenschaft erscheint da aber keineswegs nur als theatralische Annaher, sondern ist wirkliches Originalfeuer, das bis zur Beängstigung auflodert, wo man unsere Seelen anzufangen. Doch bei aller Furchtbarkeit des Ausdrucks, in welchem Gesang und Spiel einander durchdringen, zeigt sich Fräulein Brandt als Künstlerin in ihrer noblen Mahlung: sie scheint das Äußerste zu geben, aber die behändige Schönheit der Wirkung beweist uns, daß sie noch genug an Material zurück behält, um uns immer in der ästhetischen Sphäre zu erhalten. — Fräulein Brandt ist in der That mit einer seltenen Begabung begabt, die ich indessen nicht allein in ihrer bedeutenden und schönen Stimme und in der ihr schon dem Meiste nach eingebornen dramatischen Kraft erkenne; denn das ist doch zunächst eine Art von Rohstoff, ähnlich dem verborgenen liegenden Marmor und Gestein; mit alledem würde Fräulein Brandt nichts Sonderliches sein, hätte ihr die Natur nicht das starke künstlerische Willen, den unbegrenzten edlen Trieb gegeben, bei ihrem hohen Enthusiasmus für die Kunst deren apodiktische Forderungen an Selbstanopferung in schwierigen, raitos zu treibenden Studien zu erfüllen und sich in der Freude darin über die argen äußeren Hindernisse hinwegzuheben, die das profane Leben vor ihr aufstürmt. Wir bewundern Fräulein Brandt auf der Bühne als fertige Künstlerin und denken wohl, es müsse doch herrlich sein, so mächtig, wie sie, auf die Geister zu wirken; aber nun sollte man auch einmal nachsehen, was bei der Künstlerin voransging, bevor sie die ihr mögliche Höhe erreichte, wie und was sie zu leiden hatte, und wie lange sie be- und wehmüht kämpfte mit streben mußte, um nur erst das widerwärtige Geröll des Lebens wegzuräumen und freie Bahn für ihren beklügelten Genius zu haben. Das alles ist in einer angenehmen Letztüre zu erfahren: im 5. Bande der „Musikalischen Studienkämpfe“ von A. Mara, enthaltend „Die Frauen im Landleben der Gegenwart.“ (Breitkopf & Härtel.) Was darin Fräulein Brandt selbst über sich und das Vorsehen ihrer Künstlerthat mittelt, ist rührend zu lesen und recht geeignet, uns zu bestimmen, derselben auch nach menschlicher Seite hin unsere größte Verehrung zu widmen und ihr die Vorbeeren doppelt gern zu gönnen, welche ihr das begeisterte Publikum streut. Das erwähnte Buch enthält in seinen verschiedenen Biographien noch etwas anderes, das freilich nicht in Worten bezieht: eine Moral für unsere zahlreichen künstlerisch strebenden jungen Leute. Nicht frühzeitige Scheitererfolge in leichter kurzweiliger Kunstübung, die in jedem Momente nur amüsieren soll — sondern allein ernste Arbeit in gründlicher Erlernung der Vorbereitungen der Kunst verhilft zur Erreichung eines idealen Ziels. Dazu ist unter den andern großen Künstlerinnen auch Fräulein Marianne Brandt ein leuchtendes Beispiel.



Franz Liszt auf seinem ersten Westflug.

Briefe seines Vaters, Adam Liszt, an Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von A. Mara.

(Fortsetzung.)



Im Mai 1824 unternahm Franz Liszt, zufolge einer Aufforderung des ihm sehr wohlwollenden Edothian Grady, des berühmten Pariser Pianofortefabrikanten, mit diesem und seinem Vater seine erste Reise nach England. Von ihr erzählt der dritte Brief Adam Liszts, wie folgt:

London am 29. Jany 1824.

Euer Wohlgeborn!

Dein schätzbares Schreiben vom 3. Jany erhielt ich hier; unsere Freude hierüber war grüßenlos, und wir wünschten nichts sehnlicher als auch die gütig überkommenen Musikanten hier zu haben, allein dies war bisher nicht möglich. Die Ursache meines langen

Stillschweigens ist keine andere, als daß ich Ihnen recht viel und alles ausführlich schreiben wollte, welches sich früher nicht thun ließ. Als wir in London ankamen, hatten wir viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden als in Paris; die eine Ursache war daß wir zu spät kamen und die Saison schon zu weit vorgerückt und die Soirées arrangirt waren; die zweite daß die hiesigen Herrn Künstler — wovon jedoch Herr Nies* eine ehrenvolle Ausnahme macht — gar nichts thaten, wobei sich Kaffbrenner besonders auszeichnete. Doch wie Sie wissen, die gute Sache bleibt nicht lange unterdrückt und der Sieg ist um so rühmlicher. Wir gaben am 21. Juny unser erstes Concert (zu einem zocienten konnten wir nicht gelangen, weil zu viele Concerte schon arrangirt waren), wozu ich die Herren Clementi, Gramer, Nies, Kaffbrenner einlud, welche auch richtig erschienen, außer diesen die ersten Künstler Londons, und wir machten, ohngeachtet mein Pub noch wenig bekannt, und am nämlichen Abend noch ein anderes Concert und eine Beuße. Eine Abende im Theater für eine der ersten italienischen Sängern, endlich die ungeheuren Anzeigen, waren dennoch eine reiche Einnahme von 90 Pfund, welches ungefähr 720 fl. in Silberwanzigern macht. Die Folgen von diesem Concert waren nicht nur bedeutend für den Ruhm des Franz, sondern auch in pecuniärer Hinsicht; denn wir bekamen über Dals und Koyz zu thun und wir gewannen für diese Soirées (5 Guinees für ein Soirée, manchmal mehr, und nur beim französischen Gesandten 20 Pfund) zusammen 172 Pfund, ungefähr 1376 fl. in Silberwanzigern. Vorgesert hatten wir die höchste Gnade Sr. Majestät den König** vorgestellt zu werden, welches in seiner Sommerwohnung zu Windsor geschah; es war ein Soirée nur von wenigen Damen und Cavalieren veranstaltet, der Franz spielte nur allein und zwar über zwei Stunden. Inerit spielte er die Variationen von Ihnen aus Es, welche ungemein gefielen. Gleich bei der Introduction geruhten Sie. Majestät zu sagen: so was habe ich in meinem Leben nicht gehört; nach Beendigung wurde der allerhöchste Befehl von allen Seiten sehr lebhaft ausgedrückt, dann geruhten Sie. Maj. den Minuet aus Don Juan als Thema zur Phantasie anzufragen, welche Durchführung den höchsten Grad des Entzuckens von allen Seiten erregte, und Sie. Maj. geruhten englisch, deutsch und französisch zu sagen: sehr wohl! so was habe ich in meinem Leben nicht gehört; dieser Knabe übertrifft Mozarts, Gramer, Kaffbrenner und alle übrigen großen Clavierpieler, nicht nur im Vortrag und Execution, sondern in dem Reichthum der Ideen und Durchführung (Sie müssen wissen, daß Sie. Maj. Selbst musikalisch sind; ein großer Verehrer der Tonkunst sind). Bei dieser Gelegenheit war auch Fürst Paul Esterházy gegenwärtig, welcher den Franz zum erstenmal hörte; Sie können sich alles übrige denken. Wir blieben über Nacht in Windsor, am andern Tag früh geruhten Sie. Majestät die vollkommene höchste Zufriedenheit nochmal durch einen Kammerherren sagen und einen Wechsel von 50 Pfund einreichen zu lassen. Wie deshalb nun alle Aufmerksamkeit Windsors, die alle Erwartung in jeder Hinsicht übertrafen, und ich es gar nicht wage eine Beschreibung davon zu machen; es würde nur vergebene Mühe sein, so was muß man sehen. Doch kann ich mich noch nicht von Windsor entfernen, ohne Ihnen nur im kurzen zu sagen, daß wir an Sr. Majestät den größten, gütigsten und menschenfreundlichsten Monarchen und wirlichen Musikkenner gefunden haben; es ist unmöglich zu beschreiben mit welcher Herzengüte höchstselbst mit uns zu sprechen geruhten, und ich kann Ihnen aufrichtig versichern, daß mir der ganze Gewinn in England nur eine Kleinigkeit gegen diese höchste Gnade und Auszeichnung ist, und daß ich mit mein Sohn uns nun ganz beglückt finden. Ich war der Meinung, Morgen nach Paris zurück zu gehen; allein ich konnte einer schon lange angetragenen Einladung nach Manchester nicht answeichen. Wir reisen demnach Morgen dahin, wo der Franz den 2. und 4. August im Theater spielen wird, und wofür man uns 100 Pfund gab. Wenn wir von da zurück kommen dann geht es so gleich nach Paris, wo wir auch bis künftiges Jahr und zwar bis halben März bleiben werden; dann gehen wir wiederum nach London, wo wir uns eine prächtige Zukunft vorbereitet haben.

Etwas wenig muß ich Ihnen von die Londoner Künstler schreiben. Meine Erwartungen wurden keineswegs erfüllt, die ich mir machte, vorher ehe sie persönlich kannte, und ich fand sie zum Theil eben so wie gute Redner, die andern Moral predigen, aber —

Ich will kurz sein und sagen Eiferfucht, Neid! Wir freuen uns wiederum nach Paris zurück, so wie wir uns wiederum freuen künftiges Jahr wieder zu kommen; für jetzt ist nichts in London zu machen, weil alles auf dem Land sich befindet, und nun, lieber Herr v. Czerny, komme ich wiederum auf den Punkt Sie zu fragen: haben Sie wohl schon daran gedacht die Reise nach Paris zu unternehmen. Es versteht sich gerade ich von selbst, daß Sie dann auch die Reise nach London mitnehmen. In London könnten Sie schöne Geschäfte machen; Franz hat in allen Gesellschaften Ihre Werke und besonders bei die königl. Prinzessinnen mit dem größten Beifall gespielt; man hat sogar den Polonaise hier nachgehoben, weil er so schön zuerst bei die königl. Prinzessinnen spielte, und auf das Titelblatt nebst übrigen — gespielt von die königl. Prinzessinnen und jungen Lizzt gesetzt; dieses Werk fand guten Absatz. Wenn Sie Lecturen nehmen wollen, so fehlt es uns nicht an Bekanntheitschaften, und ich muß Ihnen sagen daß man mich unermüdlich will, meinen Soirée Vaction geben zu lassen; man wollte mir mehr als allen übrigen zahlen, allein ich lehnte es standhaft ab und sagte stets, mein Sohn behart selbst des Unterrichts. Mr. Nies hat auf meinen London verlassen und sich ohnweit Bonn zu seinem Vater ans Land begeben. Man zählt hier eine Guinée für die Vaction, und ohngeachtet die größten Meister sich hier aufhielten, so findet man dennoch nur selten sehr gebildete Schüler, was man in Paris mehr findet, und ich kann Sie versichern, daß das Clavierpiel fast noch in der Wiege liegt, wiewohl die Nation besonders Frauenzimmer, Music enthusiastisch lieben, und in jedem Hause Instrumente und Musicalien im Ueberflusse zu treffen sind. Uebrigens trifft man in London das, was nützlich zu sehen ist, Reichthum, Ordnung, Reinlichkeit, Aussehens von Bildern, Bildern zc. in jedem Hause. Eine Wasserreise auf der Themse übersteigt alles. Da kann man sehen, welchen Reichthum England am Wasser besitzt. Ob man ein Dorf, eine große oder kleine Stadt sieht, überall trifft man Reichthum, Reinlichkeit und Ordnung. Wer England nicht gesehen, hat den größten Schatz der Welt nicht gesehen. Die Menschen sind sehr gefällig, und das Land gleicht einem wahren Paradies. Wohlfeil ist es hier nicht zu leben, dafür giebt es aber Geld genug. Ich muß Ihnen noch sagen, was die Anzeigen gewöhnlich für ein Concert machen: Der Soli kostet 30 Guinees, die Orchester 35 G., Bandbruder 9 G., Geigenen 25 G., Violenten 9 G., zusammen 109 1/2 Guinees, welches nach Silberwanzigern macht ohngefähr 926 Gulden; aus diesem können Sie den ganzen Betrag unseres Concertes und zugleich sehen, daß die Kosten größer sind als uns geliebt ist, und dennoch giebt es täglich Concerte im Ueberflusse. Der junge Aspull,* von welchem ich schon in Pariser Blättern anherberendliche Sachen las, gab sein zweites Concert für diese Saison; er spielte das Concert von Ihnen für das Piano bearbeitet, wovon Summel zc. Ich fand in keinem Spiel nichts von dem, was ich las; selbst der Beifall war sehr mäßig. Später machte uns Aspull eine Visite und spielte uns kleine Variationen, woraus ich schloß, daß der Knabe viel Talent besitzt, aber eine falsche Meinung habe, und daß er bei dieser nie zu was großem gelangen dürfte; ich bedaure ihn sehr, denn es ist ein lieber Knabe und sehr artig obwohl etwas furchtsam. Der Franz spielt und schmiert fleißig darauf los. Sein dormaliges Spiel dürfte Ihren Beifall erhalten, er spielt rein und mit Ausdruck und seine Mechanik ist auf einem hohen Grad; ich lasse ihn noch immer Scala und Gulden beim Metronome spielen und gehe nicht ab von Ihren Principien, indem mir der Erfolg zeigt, daß es die besten sind. Im Phantasien hat er es bisher auf einen hohen und für sein Alter auf einen bewundernswürdigen Grad gebracht. An Compositionen hat er bereits fertig 2 Rondo di bravura, die man hier laufen will, die aber noch nicht hergebe. 1 Rondo, 1 Fantasia, Variationen über mehrere Thema, 1 Aria eunt oder besser Duodlibet über verschiedene Thema von Rossini und Spontini, welches er mit großem Beifall bei Sr. Majestät spielte.** Seine Hauptarbeit ist aber eine französische Oper von Sancho o le chateau d'Amour; dieses Einzel wurde eigens für ihn bearbeitet; außer den Recitationen hat er alles übrige sehr bearbeitet, und da er in mehreren Gesellschaften einiges davon sang,

wurde es auch Sr. Majestät bekannt, und aufgefordert etwas davon zu probiren und erhielt den größten Beifall. Ich bin sehr neugierig, wenn die Arbeit ganz ausgefertigt ist, was erfolgen wird; so viel ist gewiß, daß die Oper in Paris im großen Opernhaus gegeben werden soll, wozu ich Ihnen aber vorher noch alles mündlich schreiben werde. Ich wünsche Ihnen noch so vieles zu schreiben, und leider ist kein Platz mehr. Wir grüßen und küssen Sie und Ihre lieben Eltern recht herzlich und schäßen uns glückselig daß wir uns nennen dürfen.

Ihre dankbarsten Diener
1831.

Für die überlieferten Musicalien den künftigen Dank: von Paris aus werde ich nicht darüber schreiben. Ich bitte Sie sobald möglich etwas von Ihnen hören zu lassen und die Attreje nach Paris zu machen, und zwar Adam Lizzt, Rue du mail No. 13 & 21 chez Mrs. Erard, facteurs de Pianos et de Harpes.

Mit der im dritten Brief erwähnten Oper des jungen Franz Lizzt beschäftigen sich auch die zwei letzten noch vorliegenden Briefe, die ein Zwischenraum von nahezu einem Jahre trennt.

Paris am 3. Sept. 1824.

Ihr Wohlgeborner!

Der letzte Schreiben erhielt ich in London, konnte aber in Betreff der Rondo di bravura nicht darauf antworten, weil der Preis von 50 Stück Ducaten Herrn Wooley in London zu viel war; ich machte daher ein Arrangement in Paris mit Madame Vonne-maison, welche die Rondo mit Vergnügen, und um so mehr, da sie Ihre würdigen Verdienste kennt, und den verlangten Preis pro 50 Ducaten abnehmen will; jedoch wünschte Sie die Güte haben, sich eines weiteren Verlaufs um immer ganz zu enthalten. Wollen Sie dieses genehmigen, so belieben Sie die Rondo ehezu an mich mittelst Gefandtschafts-Wege oder wie Sie wollen, zu überreichen.* Die Attreje belieben Sie zu stellen N. N. Rue du mail, No. 13 & 21, chez Mrs. Erard, facteurs de Pianos et de Harpes.

Wir sind seit 4 Wochen wiederum in Paris und gedenten bis künftiges Jahr, wie ich Ihnen von London aus geschrieben habe, im März hier zu bleiben, und vielleicht auch, außer daß wir im Frühjahr nach London gehen, daß wir Paris nicht so bald verlassen dürfen; es ist nur ein Paris für Musik in der ganzen Welt. Man hat öfters denen Franzosen Leicht-sinn und Unbeständigkeit zur Last gelegt, ich muß aber das Gegentheil behaupten und sagen, daß ich nie einen so großen und dauerhaften Enthusiasmus als in Paris für gute Sachen gefunden habe. 3. u. 4. Gluck's Opern werden hier sehr viel gegeben, das Theater ist stets gedrängt voll und der Enthusiasmus erreicht den höchsten Grad. Viel welcher Achtung spricht man hier die gewöhnlichen Namen Mozart, Haydn, Gluck zc. aus — ich will Ihnen nur kurz sagen, die Franzosen sind große und gründliche Kenner, Selbstverständer der Musik und großmüthige Verehrer der Kunst. Dieses kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen; wer anders spricht, kennt sie entweder nicht, oder er hat faule Waare zu Markt getragen, die man freilich hier nicht faulst.

Der kleine Rug** (der aber fast so groß ist wie Sie) ist sehr fleißig, und ich kann Sie versichern, daß Sie vollkommen mit ihm zufrieden sein würden, wie artig und nett er eine Sonate von Duffet, Reichel oder Beethoven vorträgt. Wir haben öfters Wissen vom höchsten Rang, die sich eine Sonate von Beethoven vortragen lassen. Wir könnten dergleichen alle Tage haben, wenn mir seine Bildung nicht mehr am Herzen läge. Seine Phantasie ist unerhöplich und mir unbegreiflich. Von seinem getrennen Gedächtniß will ich Ihnen ein Beispiel sagen: Als wir in London waren, so spielte er fast täglich eine Stunde Partitionen und meistens Gluck'sche Opern; vor einigen Tagen waren wir beim Minister*** in einer Soirée geladen, wo von Gluck'schen Opern die Rede war; mein Rug sagte daß er sie alle auswendig kenne, alles war in Erfahrung. Die Gesellschaft war zahlreich, mithin gab es der Neugierigen recht viele; es drängten sich gleich mehrere zu ihm, der eine zitierte den Chor, dieser einen, ein anderer dieses Duo, jener das, eine Dame diese Aria zc., und stießen Sie sich vor, er sang alle punctlich, was das Erstaunen aber am höchsten Grad brachte, war, daß er auch jede Vertheilung der Instrumente anfüßte und nannte. An seiner Opera, woran er fleißig arbeitet, werden Sie gewiß Freude haben,

* Ein Wunderkind aus Manchester, das in England groß, aber unerfüllt gebliebene Hoffnungen erregte.

** Den genannten Compositionen sind nur das „Impromptu sur des Thèmes de Rossini et Spontini“ und ein „Allegro di bravura“ (als op. 3 und 4 in deutscher Ausgabe) im Druck erschienen.

* Adam Lizzt brachte den Verkauf in der That zu Stande.

** Rug.

*** Der Name ist im Autograph ausgelassen.

* Ferdinand Nies, Beethoven's Schüler, der lange in England lebte.

** Georg IV.

und ich hoffe, daß sie die Krone unserer Reise sein wird. Eine Geschichte muß ich Ihnen in Bezug auf diese erzählen. Als das Programm zur Censur kam, so wurde gefragt, wer die Märie darüber schreibe; der Poet sagte halb lachend der junge Liszt. Was! erwiderte Cherubini, glauben Sie eine Oper schreiben ist so leicht als ein Stück am Piano zu executiren! Das wird nicht paßiren. Noch einige waren gleicher Meinung, nur Baer gab seine Meinung, man solle einen Versuch machen lassen. Dieses geschah während wir in London waren, und als wir zurück kamen wußten wir noch kein Wort davon. Wir gingen zum Opera-Director, um ihm zu sagen, daß die Oper fertig ist und daß er nun anfangen sie in Partitur zu setzen. Nun setzten Sie sich den Donnerstags vor, als wir Vorgekommenen hörten; mein Vub, der schon im Geiste seine Oper dirigirte, lag unterm Parterre, ich aber machte den Philologen und blieb ganz gleichgültig. Noch am selben Tage suchte ich Gelegenheit das mein Vub einige Stücke vor dem Minister des Königs. Dankes konnte hören lassen; ich erreichte meinen Zweck, und wir sind indeß zufrieden, weil wir die Versicherung der hohen Protection haben; es wird wohl noch einige Sprünge geben, allein diese dürften nur zum höhern Ruhm beitragen. Cherubini und noch einige wollten seine jüngern um und neben sich sehen, das macht aber nichts. Rossini schreibt hier zwei Opern, eine für das französische und eine für das italienische Theater. Baer schreibt auch eine Oper. Einzelne hat seine Oper hier einigermassen gegeben, worüber die Meinungen getheilt sind; ich habe es nicht gehört.

Ich wünschte Ihnen gerne noch recht vieles von der Kunst zu schreiben, allein es ist jetzt alles still. Ich schreibe mich recht sehr von Ihnen recht bald ein Schreiben, besonders über den Inhalt meines Londoner Briefes zu erhalten.

Die Vervollständigung der Erard'schen Piano hat einen Grad erreicht, der um ein Geringes voraussetzt, und es ist nicht möglich davon eine Beschreibung zu machen, man muß es selbst sehen und hören, auch selbst spielen.

Wir küssen Sie und Ihre lieben Eltern recht herzlich und empfehlen uns Ihrer uns schätzbarsten Freundschaft.

Mit aller Achtung Euer Wohlgeborner ergebener

(Schluß folgt.)



Berliner Saison.

V.

Berlin, im Januar 1848.

Die Damen geben sich um ihren Putz zum Besen, das sprich ohne Frage mit."

So soll es nun auch im Berliner Opernhaus sein. Dem Goethe'schen Theaterdirector freilich ist der Putz der Damen eine allgewohnte Erscheinung, von welcher er, als von einer bekannten Thatsache redet; in Berlin mußte die gewöhnliche Mode erst durch einen Befehl der Generalintendantur decretirt werden, und da sich eine so schwerwiegende Maßregel nur mit Beobachtung einer gewissen Schonung durchführen läßt, so wurde vorläufig erst einem Tage der Woche der Gala-Charakter aufgetragen. In sechs Tagen darf das Publikum in den Opertempel strömen, als ob es sich um einen ganz gewöhnlichen Kunstgenuss handelte; kein eifriger Theatervorliebender prüft die Toilette des Besuchers, kein Ceremonienmeister vertritt ihm den Weg, der durch die einfache Vorzüglichkeit des Willers erschlossen wird. Allein an jedem Montage verändert das Haus seine Physiognomie; der Opernzwang tritt in den Hintergrund, Parfett und erster Rang begeben sich in das Zeichen des Fracks und der weißen Binde. Der Intendant gibt nicht nur eine Vorstellung, sondern auch einen Gesellschaftsabend, selbstverständlich ad majorem gloriam Apollinis. Er verschafft den Tonsüchtigen Gelegenheit, die dienstbaren Frauenknechte zu bespülen, denn seine neue Maßregel ist nicht um eine einschneidende, sondern auch eine aussehende, in des Wortes bedeutendster Bedeutung.

Gegen die Thatsache an sich, daß über die Opernmontage der Gala-Zustand verhängt worden ist, möchte ich keineswegs polemisieren. Es kommt ja im

Grunde wenig darauf an, wie die Zuschauer in der Oper angezogen sind, wenn sie nur von der Oper angezogen werden. Allein ich meine doch, daß es besser gewesen wäre, das Kleiderreglement noch ein wenig zu verschärfen, damit es nicht den Aufsehen gewinne, als ob die so nötige Reform unseres Opernwesens bei der Hysterie zu beginnen habe. Die Bühne gehört doch auch gewissermaßen zum Opernhaus, und nach manchen Richtungen erscheint sie sogar der objektiven Beurteilung weit reglementirterbedürftiger als das Parfett. Wir hatten gehofft, daß der gegenwärtige Intendant gerade in die Verhältnisse des Spielraumes einen neuen, frischen Zug hineinbringen würde, wir hatten es namentlich im Hinblick auf die komplette Stagnation des Repertoires gehofft. Novitäten waren erwartet worden, und zwei Kleiderordnungen sind erschienen, eine für die Hörer und eine für die Darstellenden. Die Trefflichkeit solcher Maße vorausgesetzt, hätten sich dieselben weit schöner als Krönung des Reformgebäudes, denn als Fundament desselben ausgenommen.

Man soll den Einfluß der Menschlichkeiten auf die Stimmung nicht verkennen, allein die Wirkung der prächtigen Verbröde vermag der Empfindung den Dienst, wenn die Stimmung durch Gründe innerlicher Art deprimirt wird. Und solche Gründe sind bei uns nur zu reichlich vorhanden. Wer der Hofoper nicht nur als Gelegenheitsbesucher seine Aufmerksamkeit schenkt, sondern an dem Wohl und Wehe dieses unseres vornehmsten Kunstgenusses ernsthaften Anteil nimmt, der gewahrt allerdings auch auf der Bühne und auf dem Dirigentenstisch gewisse Reformen, allein vorwiegend solche, welche man mit Schopenhauer „Verständlichkeitsbeschränkungen“ nennen möchte. Dem unbefangenen Blick drängen sich die Entlassungen und Abänderungen weit stärker auf, als die Neuerwerbungen im Gebiete des Personals; der Geldstamm der Oper verringert sich zusehends, und in die Lücken schiebt sich ein wenig verpörrisches Novigentum, begleitet von einem noch hoffnungsloseren Betranntwerden.

In jüngster Zeit hat noch dazu der grimmige Kontraktirer Tod zwei unserer besten Kräfte in die Gräber der Seligen abverleihen. Unsere jugendliche Altistin Johanna von Wilmann und unsere Heroine Wilma von Voggenhuber sind beinahe gleichzeitig dem Leben und der Kunst entrissen worden.

Auf die erstere hatten sich die Hoffnungen aller derer konzentriert, die der Meinung waren, daß unsere große Oper eine Altistin besitzen müsse. Sie sollte ihr uns das werden, was Marianne Brandt und Frau Zuger gewesen waren, eine des Instituts würdige Agneta, Ortrud, Fibes. In der kurzen Zeit ihrer Bühnenwirksamkeit hat sich Fel. v. Wilmann reichlich bemüht, mit ihrem schönen Talent die gewaltigen Anforderungen zu decken, die an sie herantraten, richtig gelagt, auf sie einzustimmen. So untergründete sie die physischen Kräfte ihrer Befähigung durch einen allzulebte angespannten Fleiß, und über ihrem Grabhügel erhebt sich aus neuer seine selbige Altistinnenfrage, deren Lösung nach der Entschlafenen angetraut hatte. Die Opernästhetiker geht freilich ihren alten Gang weiter, und es wird nach wie vor wacker Alt gesungen, nur darf man die Leistungen der Gegenwart nicht mit dem Maßstab der Vergangenheit messen.

Auch für die Beurteilung des hochdramatischen Sopran-Gesanges wird sich die Kritik eine längere Eile zurechtlegen müssen. Das Frau Wilma von Voggenhuber der Berliner Bühne gewesen ist, weiß jedermann, der von unserer Oper überhaupt Notiz genommen hat. Der Ruhm dieser Sängerin hat die musikalische Welt erfüllt, und es bedarf zur Verneuerung desselben kaum noch der ukeletologischen Kränze. Die Geschichte der modernen Oper vergeht nicht glänzendere Stimmen, als die der dahingegangenen Primadonna, allein sie weiß von keiner Künstlerin zu erzählen, welche an Temperament des Ausdrucks Frau Voggenhuber übertrifft hätte; sie macht ferner keine Sängerin namhaft, welche mit gleicher Universalität das klassische und moderne Repertoire beherrscht hätte. Ihr Gedächtnis glück einem musterhaft geordneten Archiv, in welchem sie ungezählte Partien aufbewahren konnte, ohne daß der erworben Besig jemals ins Wanken geriet. Glück und Wagner bezeichneten die Pole ihres Könnens, Arminie, Agneta, Brumilde und Fibes bildeten die Stützpunkte ihrer Leistungen. Beinahe zwei Jahrzehnte hat sie unserer Oper angehört, und in dieser Zeit stand sie als Karyatide des Kunstgebäudes neben Albert Niemann; nun ist dieser uns halb und halb verloren geworden, jene hat uns auf immer wieder verlassen, und an verwaister Stelle schaltet ein Geschlecht der Erigonen! --

Minder elegische Betrachtungen sind es, die sich uns bei der Betrachtung des haushälterischen Konzertlebens aufdrängen. Hier herrscht durchweg ein lebhafter Eifer, wenn auch die Ausbeute an musikalischen Neuheiten in diesem Winter ziemlich mager ausgefallen ist. Die sensationelle Nüchtheit, die wir zu hören bekommen haben, „Verlos“, „Requiem“ hat fünfzig Jahre lang durch die Welt wandern müssen, bevor es sich den Eingang in einen Berliner Konzertsaal erzog, und aller Voraussicht nach wird die Aufführung dieser Saison ein singulärer Punkt in den Berliner Musikannalen bleiben. Unser sonst so theilnahmvolles Publikum hielt es für angeeignet, dem Verlorenen Monumentalwerk eine erschreckende Kälte entgegenzusetzen, und das Beispiel des Prof. Xaver Scharwenka, welcher das Requiem leitete und an seine Aufführung ein Vermögen wagte, dürfte darum kaum eine Nachfolgerin finden. Ich selbst muß in diesem Falle mein Urteil von dem der Majorität trennen; die schwere Wunde durch die unerhörte Tonkraft des jüdischen Orchesters im „dies irae“ und im „Laetymosa“ einfach verblüfft und weit mehr geängstigt als erbaud. Die Wintheit, der ich beifolgt, erblickt in jenen Schall-Druck die Spuren eines Rauges, welches einen transzendenten Gegenstand ungewöhnlich präzis zu schildern verstand, allerdings mit ungewöhnlichen Mitteln. Die Majorität der Hörerschaft kam, wie gesagt, nicht über die Realität des äußeren Aufwandes hinweg, und wenn es noch eines Beweises für die Anstaltslosigkeit der Verlos-Sache in Berlin bedurfte hätte, so wäre er durch das Resultat jener Requiem-Aufführung erbracht worden.

H. Roszkowski.

Homonym.

Dem Sänger wußt es einst im Lied nicht recht gelingen, Da mußte es sein noch als saltige Seife bringen.

Auflösung des Rätselsonetts in letzter Nummer: Pianoforte.

Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 2.

Eine Wette und deren Folgen. Eine Episode aus Beethoven's Jugend von L. Erbach.
Noch einmal der „böse Fingerhag“ von Clara Heberlein-Köhler.

Nach Zug und Recht.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen, von Ernst Fasquie. XII. Gzar und Zimmermann. Eine komische Oper in drei Akten. Musik von A. Vorberg. Mit Illustration. (Schluß.)
Das Gramen. Schwan in einem Akt von A. Nicolai.
Das Schattenpiel mit Illustration.
Briefkasten. — Rätsel. — Augen.

Musikbeilage:

A. Kögler, Balladist im Herzen, Klavierstück.
Hans Huber, Präludium, (Der Geiger stimmt) für Violine und Klavier.
G. Heim, De Müller (Bürcher Dialekt) für 1 Singstimme und Klavier.

Einbanddecken zu allen Jahrgängen der „Neuen Musik-Beilage“ und „Musikalischen Jugendpost“ à Mk. 1.—;
Elegante Prachdecken zu allen Jahrgängen der „Neuen Musik-Beilage“ à Mk. 1.50 sind durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen.

Rossini und sein Hof.

Emit Mario Pacano.



Wir sind in Venedig, im Jahre 1813. An allen Ecken des wintereichen Ozean-gewirres verflüchtigen seine graue Anschlagzettel auf grobem Papier die erste Vorstellung der opera seria: „Tancredi“, des jungen maestro Gioacchino Rossini.

Tancredi dapute seinen Weltkruhm an und ist doch heute fast vergessen, denn die Musikanten mit Molotur-fuß selten geworden, — die Albani war vielleicht eine der letzten — damals aber, in jener illustren Premiere, sang die Malanotti den Tancredi: der Erstgeb der Oper war schon entschieden, als sie in der glänzenden Auktion des Heiden aus dem Stahle ans Land tritt mit den Anbelworten:

„O Vaterland!
Geliebtes, teures Vaterland,
Seh ich dich endlich wieder!“ ... ein Gesangsstück, welches heutzutage kaum eine Sängerin mehr so wiederzugeben weiß, wie Rossini es gedacht. Ich selber wenigstens hörte es nur einmal im echten Geiste des Melodienmeisters vortragen, und das war in einem — Salon — von Frau Pauline S., einer Schülerin des einst renommirten Venturino. Diese Arie in D dur wird in der musikalischen Welt meist aria del risio (die Melisarie) genannt; und zwar, weil —

Aber das ist eine ganz Gelächerte:
Die Malanotti war nämlich schön, bezaubernd schön — groß, schlank, und dabei hatte sie eine Stimme wie leuchtendes Gold. Der damals noch ganz junge feine Kapellmeister Rossini war verliebt wie ein Kage. Er liebte an der einen die Augen, an der zweiten die Stirne, an der dritten das Herz, an der vierten den Geist und an der fünften — was immer. An der Malanotti nun liebte er — die Treue.

Nicht ihre Treue für ihn (benn ach! er konnte sich auch nicht der allerfeinsten Fremdbildheit von ihr rühmen!), sondern ihre Treue für ihren Bräutigam, einen jungen, aber armen und ausstehenden Advokatenfänger. Rossini begriff erstens nicht, wie man überhaupt trennen könne, zweitens noch weniger, wie man einem Schreiber treu sein könne, und drittens, wie man ihn, den Stiebling aller Damen, vermissen könne.

Wachte aber nun Rossini begreifen oder nicht, die Thatsache war da, und reizte, ärgerte ihn gewaltig. „Wahrscheinlich, ich glaube gar, ich bin wirklich — verliebt!“ — dachte er ganz erschrocken.

Dabei hatte er die Partitur des Tancredi vollendet und die Proben waren im besten Gange. Ganz Venedig war nengierig auf die Oper, von der der Sänger selber ganz entzückt klangen — wie von einer Offenbarung, die alle Raijello's, Zingarelli's u. d. über den Haufen werfen sollte.

„Oh, Signora!“ — stöhnte Rossini mit einem tiefen Seufzer, indem er sich durch viele dunklen Gedanken fuhr — „Wie können Sie so andeutbar sein? Ich habe Ihnen da eine Partie komponiert, in der Sie alle Primadonnen der Vergangenheit und der Zukunft verdrängt werden, und — Sie wollen mir nicht einmal ein Köstchen geben!“

Die Malanotti lachte: „Ich möchte wissen, was Ihnen an einem Kusse liegen kann!“

„Oh!“ — flüsterte der junge Kapellmeister selbstgefallig — „Ein Kuß! Ein Kuß ist eine Kunst — eine Blüte — ein Sonnenstrahl. Ein Kuß ist ein Kunstwerk, um nicht mehr loszulassen! Ein Kuß ist das erste Kindeslächeln einer Liebe: er ist — er ist — kurz er ist alles.“

Die Malanotti schien von einem plötzlichen Gedanken erfüllt. „Nun gut! Es soll mir nicht darauf ankommen, wenn Sie mir für den Tancredi eine brillante Auftrittsarie komponieren.“

„Aber die ganze Partie ist ja eine brillante Bravourarie.“

„Zugegeben! Ich will aber gleich beim Auftreten den Sieg des Abends davontragen. Einen Text habe ich schon — da ist er.“

„Aber.“

„Ich muß die Arie noch heute Abend haben, denn morgen ist die Generalprobe. Es ist jetzt 4 Uhr

nachmittags, in der Nacht können die Erchesterstimmen angeschrieben werden, und morgen probiere ich.“

„Wo soll ich denn jetzt eine Arie hernehmen, und noch dazu eine Bravourarie!“

„Sie bekommen einen Kuß, wenn dieselbe in einer halben Stunde fertig ist.“

„Aber.“

„Sie haben ja selber behauptet, ein Kuß könne alles.“

„Hier ist Notenpapier, Tinte, das Klavier, eine Melodie Cipro.“

„Aber ich habe Hunger wie ein Wolf! Ich stoß auf den Tischen der Küche zu Ihnen her, und da konnte ich mich in keiner Wartstube aufhalten. Die Köche hätten mich mit meinen Liebeskugeln am Ende für eine Gans gehalten und gekocht.“

„Hier in der Küche nebenan ist Reis, Olivenöl und himmlischer Parmesan.“

„Mann ich ein Nisotto machen und komponieren zugleich?“ jammerte der junge Maestro, dem das Wasser im Munde zusammenlief.

„Thun Sie, was Sie wollen. Wenn die Arie nicht in einer halben Stunde fertig ist, ist auch der Kuß verwirkt!“ — Dabei blühte die schaltlose Künstlerin so verführerisch die Lippen, daß das Herz Rossini's fast einen Sprung machte.

Die Malanotti fuhr lächelnd fort: „Ich könnte Ihnen freilich selber ein Nisotto machen, aber Sie beschaulen freis, das verliche niemand wie Sie!“

„Das ist wahr.“

„Nun also! Komponieren Sie getrost mit hungrigen Magen. Da der Hunger der beste Koch ist, so ist er vielleicht auch der beste Komponist!“

Ich lasse Sie allein, ich gehe aus. In einer halben Stunde bin ich wieder da, und dann die Arie und ein Kuß, oder — keines von beiden.“

Damit verließ die hübsche Sängerin das Zimmer, Rossini saß seufzend und schmunzelnd da. Er schob sich die Notenblätter zurecht. Endlich hatte er Aussicht auf einen Kuß von ihr! ... Schon wollte er summen und die Feder ergreifen, da türnte sein Magen ganz empfindlich, und der Parmesan buffelte so süß! Der Göttergott trug den Sieg davon über das Herz.

„Ach was! Schnell ein Nisotto — dabei werde ich nachdenken!“

Und er sprang auf, ließ in die Küche, machte Feuer, mischte und braute, rief und schaffte, und rannte anfangs stets vom Küchische zum Schreibtische und umgekehrt; aber bald begann das Nisotto zu pfeifen und sich zu bräunen und zu dinsten, und er dachte nicht mehr an die Noten, sondern nur an das Göttergericht, und schnüffelte und rührte und schuppelte selig. ... Endlich war der Reis fertig, und Rossini fing an zu kochen und dann zu schlingen —

Schon war er am Ende, als von der Gasse herauf die Stimme der Malanotti erschallte: „Nun, Maestro?“

Er erschauerte, und da er gefällig war, war er wieder ganz Schmachten. Er stürzte an das Klavier, und klimperte und triebelte in rasender Eile. Endlich, endlich war er fertig. Schweißbedeckt fand er in den Enden zurück und erblühte jetzt erst die Malanotti, welche längst undemert in sein Zimmer getreten war und ruhig auf dem Sofa saß.

„Hier ist die Arie!“ — rief Rossini.

„Schönen Dank!“ — sagte sie herablassend.

„Und mein Kuß?“ — flüsterte er.

„Bedauere. Sie haben eine Stunde gebrandt für diese Arie!“

„Nicht möglich!“

„Eine halbe Stunde brandt Sie ja für das Nisotto. Als ich vom Feuer her rief, war diese halbe Stunde vergangen, und Sie aßen noch wacker drauf los!“

„Diamine!“

Bei der Vorstellung hatten die Arie und die Sängerin glanzvollen Erfolg. Nachdem Maestro und Primadonna ihre Ovationen empfangen hatten, kistete ihn die Malanotti auf offener Bühne.

Das Publikum jubelte, die Malanotti flüsterte ihm aber ins Ohr: „Dieser Kuß, Gioachino, ist aber Anfang und Ende zugleich. Denn während Sie Ihre Leidenschaft über dem Reis vergaßen, haben ich mein Bräutigam beim Nisotto den Kontrast unterzeichnet — fürs Leben.“ — Rossini machte ein sehr dummes Gesicht. Das ist die Geschichte von der Melisarie.

* * *

Daranz komponierte Rossini die „Italiana in Algeri“, ebenfalls für Venedig, für die Marcolini als Isabella und Paccini als Tabbio; eine Partitur, in welcher sich zwei Wesen finden: das „ceruda sorte, amor tiranno!“ und das „Languir per una bella“.

Dann den „Aureliano in Palmira“ (1814), den „Turco in Italia“ für die Scala, in welcher der Bassist Galli aus Barcellona, Paccini, der Tenor Davide und die Arie glänzten. Dann die „Elisabetta, regina d'Inghilterra“ für Davide (Vicesire), Maria (Rossini), die Chantrel (alias Cornelli) als Ratilda, und Schöra Colbran, eine junge, reizende Spanierin, als Elisabetta.

Die Colbran (oder Goldbrun, wie sie eigentlich hieß) machte durch ihre Stimme, durch ihre Schönheit und ihr bewegtes Spiel in dem Duetto mit Rossini („con qual sublime improvviso“) so sehr viel Aufsehen, daß Barbaja, der feine reiche Eigentümer des Theaters in Neapel, angeblich zu ihren Füßen stand und ihr sein Herz und Millionen anbot. In seinem Ernteaum lag er auf der anderen Seite bereits einen zweiten amoroso finden: seinen Kapellmeister Rossini. Die Colbran lachte. Dann wurde sie ernst und schaute nachdenklich von einem zum andern. Mehrs ein alllicher Millionär, hieß ein hübscher Junge mit Genie und Ruhm. Der Kampf dauerte nicht sehr lange. Mit einem halben Seufzer neigte sie sich gegen Barbaja.

Rossini suchte die Arielein und dachte: „Ich kann warten.“

Das erste, was er in seinem Grolle that, war, daß er seine Oper Elisabetta nahm und die schönsten Stellen der Partitur, die Bravour-Arien und die Encores einem andern Terzibio anpaßte, das Ganze als „Barbier von Sevilla“ nach Rom trug und dort aufzuführen ließ. Die Givrgi, eine junge Sängerin, machte als Rossina Fortort.

Die Colbran lebte vor Wut. „Ich bin um meine „Elisabetta“ bethöhnt!“ — rief sie. „Der Vöfswid! hat alle ihre Arien dieser Rossini angehängt!“

Und Barbaja jammerte: „Meine „Elisabetta“ ist unmöglich gemacht! Jeder wird jetzt diese Oper als „Barbier“ hören mögen! Der Vöfswid! Mädchen wir uns, Colbran!“

Die Colbran wüfte. „Wut!“ — sagte sie. „Mädchen wir uns!“ — Aber sie lagte dem Direktor nicht, wie.

Im folgenden Jahre gab Rossini dem Direktor zur Ausföhrung die Oper Otello, welche im teatro del fondo aufgeführt wurde.

Die Desdemona, diese beste Figur Rossini's, deren Thränenstümmende Romanze „Assis a pie d'un salice!“ der edle Schwauengelang eines liebenden Dichters ist, wurde von der Colbran gesungen, welche aus dieser Partie ein Meisterstück schuf, das später nur von der Schöpfung der Pasta, dieser gewaltigen Tragödin, und von der Malibran, dieser fischschlagenden Nadtigall, übertroffen werden konnte.

Den Cello sang ein Anfänger, den Rossini eines Tages „entdeckt“ hatte: Mozziari, der schöne schwarzhaarige, braunäugige, prächtige Torquato Mozziari. Er war seinem Eande nach — gar nichts gewesen; das heißt, er that nichts und hatte nichts. Er war ein Lazzaroni, ein Tagelöhner, ein privilegierter Faulpelz in einem arbeitslosen Hemde, einer zerlumpten Hose, mit bloßer brauner Brunn und bloßer Armen. Natürlich war er auch barfuss. So lag er eines Tages in der Sonne und sang eine Barcarole. Seine Kameraden nannten ihn Elheboro (Nieswurz), weil er stets ein Duzendmal nieste, wenn er aufwachte. Rossini blieb vor ihm stehen, horchte zu, nahm ihn dann bei den Ohren in die Höhe, führte ihn nach Hause, zwang ihn Stiefel anzuziehen und einen Kuss anzusetzen, und schlepte ihn zum Direktor mit den Worten: „Der Stiefel da ist eine Nadtigall!“

Dann zwang er den Lazzaroni zu singen. Aber Mozziari konnte mit seinem Tone heraus. „Der Elhebor hat ja keine Stimme!“ — schrie Barbaja, der sich für gepöpst hielt.

„Er hat aber auf dem Molo eine gehabt!“ — rief Rossini, dem Lazzaroni einen Fuhrtritt gebend.

„Ich glaube — die Stiefel sind dran!“ — wimmerte Mozziari.

„So zieh sie an!“ — brüllte Rossini. Mozziari that so, seufzte wonniglich auf, öffnete den Mund und — sang. Sang wie ein Engel, oder wie — Mozziari, was aus eins herauskam.

Der Mensch nun sang den Cello, das Bassstimm jubelte, und er war über Nacht berühmt.

Bei dieser Vorstellung geschah folgendes:

Der dritte Akt. Desdemona-Colbran liegt auf ihrem Lager. Otello-Mozziari schlief sich auf daselbst zu, während draußen der Sturm tobt. Das Licht der Lampe fiel hell auf ihr schönes Gesicht. Schon bei den Proben hatte sich das Herz des feurigen jungen Debitanten für die Sängerin entzündet. Wie er sie nun so vor sich sah, verlagte ihm die Stimme.

„Warum lingen Sie denn nicht?“ — zischelte die Colbran, während das Publikum umgebildig zu

scharren begann. „Haben Sie wieder enge Stiefel an?“

— „Ach, das nicht... aber ich glaube, ich liebe Sie...“ hüllte Orello.

Das war die originellste Liebeserklärung, die der Colbran je gemacht worden war. Sie lachte, und da das Publikum immer lauter wurde, schloß sie entsetzt: „Ich liebe Sie auch. Aber jetzt fangen Sie augenblicklich.“

Nozzari hatte sogleich seine Stimme wieder und sang die Partie zu Ende, wie ein „junger Gott“.

Wald darauf hieß es im Publikum, die Colbran habe sich mit dem schönen Nozzari verlobt.

Barbaja war wütend. Die Colbran lachte und meinte: — „Ich habe mich an Rossini für die „Città beth“ gerächt.“ —

Nun kommen wir zu dere Gizza ladra (die diebische Gitter), die Rossini für Mailand komponierte. Die Hauptrolle der Ninetta schrieb er für die Vellos.

Das war eine ganz junge Sängerin, voll Empfindung und Anmut. Die Stimme zum Herzen dringend und süß. Ihrer mädchenhaften Erscheinung entsprach auch ihr Leben, denn selbst der Reiz der Kolleginnen nichts Weses nachzugeben konnte. Ihre Darstellung der Ninetta hatte eine Schar von Bewunderern zu ihren Füßen getrieben, die eine Ehre darin setzten, für den bevorzugten Nubeter zu gelten. Aber all ihre Bewilligungen blieben vergebens, die Vellos blieb unnahbar. Das war unglücklich! Man spionierte also, denn sie mußte doch eine Liebe haben!

Endlich brachte man das Geheimnis heraus. Die österreichische Herrschaft war damals in Italien trotz ihrer Güte verhaßt. Und dennoch hieß es, bei der Vellos habe nur ein Mann Zutritt, und das sei ein hoher österreichischer Würdenträger. Von diesem Augenblick an war die arme Sängerin verkehrt. Sie war eine Verräterin des Vaterlandes! Die Italiäninnen wüteten. Und als sie eines Abends wieder als Ninetta auftrat, begann ein entsetzlicher Lärm, eine förmliche Stagnation, so daß sie ohnmächtig wurde.

Die Oper mußte ausgesetzt werden, bis eine andere Sängerin die Rolle einstellte hatte.

Da geschah es, daß ein großer Patriot, welcher seit langem in den Kerker Mailands verschwunden gewesen, plötzlich die Freiheit erhielt und das Land verlassen durfte. Bald wurde es auch offenbar, daß die Vellos es gewesen sei, welche jene Freiheit erwirkt habe, indem sie für ihn, der ihr Vater war, ihren Ruf, ihr Herz geopfert hatte. Um den Freund ihrer Eltern zu retten, war sie die Brant seines verhassten Würdenträgers geworden.

Sie trat nie mehr auf. Man sah sie nur dann und wann an der Seite ihres Bräutigams durch die Straßen fahren, bleich wie eine Tote. Man drängte sich an den Wagen heran, man ließ sie hochleben, aber sie dankte nie, sie lächelte nie.

* * *

In Rossinis Oper Adelaide di Borgogna (der Text war nach dem florentinischen Schauspiel „Der Schutzgeist“ gearbeitet) sang die Colbran abermals die Hauptpartie. Das Publikum bewunderte ihr Spiel mehr als jede frühere. Nach der ersten Vorstellung ward ihr ein Fackelzug gebracht. Sie und Rossini waren die Helden des Abends.

Die Colbran lud ihn auf dem Nachhausewege zum Souper ein, indem sie sagte: „Nachdem wir den Ruhm geteilt haben, wollen wir auch ein Huhn miteinander teilen. Wir beide haben heute ein ruhiges Plauderflüstern wohl verdient.“ —

Sie nahmen also ein fröhliches kleines Souper unter vier Augen ein und gingen dann in den mondlichtigen kleinen Garten am Hause der Sängerin hinaus. Sie saßen zwischen Myrtengebüschen und plauderten. Die Nacht war ruhig und hell, es war, als seien sie beide ganz allein auf der Welt. Die Blüten der Südröhre bedeckten die Büsche wie Schnee. Der Tau glitzerte in der Luft, ehe er auf Salme sank. — „Wie herrlich sind Sie heute, Adelfra!“ — sagte Rossini. „Wie bewundernd in Ihrer großen Art. Denken Sie dabei an den schönen Nozzari?“ —

— „Ich dachte nicht an Nozzari!“ — sagte sie langsam.

— „Oder an Barbaja?“ —

— „Wohlgewogen.“ —

— „An wen sonst?“ —

— „Giachino, du bist ein großer Meister...“

— „Oh!“ —

— „Ein Genie!“ —

— „Ah!“ —

— „Ein Stern!“ —

— „Ja!“ —

— „Über ein Gel.“ —

— „Oh!“ —

— „Ein Gel, weil du nicht liebst, daß ich dich geliebt habe — immer, immer. Schon als du noch arm und unbekannt warst! Ich sah aber, daß dein Herz von Blume zu Blume flatterte, wie ein sommertrauer Schmetterling. Und ich war zu stolz, um dir nichts Anderes zu sein, als eine — Erinnerung, eine erfüllte Liane. Ich ließ dich von mir, obwohl ich nach dir verschnachtete, obwohl ich dich anbetete! Ich ließ dich leben und lieben. Aber dein Genius schreie immer wieder zu mir zurück, alle deine Schöpfungen trugen meine Züge, dienten meiner Stimme! Dir gehörte mein Herz. Hätte ich heute deine Adelaide so singen können, wenn ich dich nicht liebte?...“ So still war die Nacht, so still wie das Glück.

* * *

Die folgende Oper Rossinis war „Riccardo e Zoraida“. Alle Welt lag der Colbran zu Füßen und die Besten boten ihr ihren Reichtum, ihre Hand. Sie sagte aber: „Ich heirate nur zum Theater!“ — Barbaja strahlte, Rossini triumphierte. „Wann werden Sie sich entscheiden?“ — fragte man sie.

— „Heute Abend!“ — sagte sie. „Derjenige wird mein Gatte, dem ich heute Abend vor allen Leuten sage: „Ich liebe dich!“ — Das Finale kam. Rossini übertraf sich selbst. Barbaja applaudierte in seiner Loge aus Leibesträften. Die Colbran sang wunderbar. Das Publikum rief begeistert: „Rossini! Rossini!“ —

Da neigte sich die Colbran über die Rampe und rief die Arme ausbreitend dem Maestro laut zu: „Ich liebe dich!“ — Es war das so naturgemäß, eine Huldigung der Künstlerin für den Komponisten. Man sah darin einfach eine Ovation. Nur zwei Herzen zuckten schmerzhaft zusammen. Das eines Greises, welcher sein Leben entblättert sah, und das eines Jünglings, welchem kein Frühling mehr lag.

Rossini heiratete sie bald darauf in Cassenato.

* * *

Von dieser Zeit an wurde die Colbran faul, uninteressant, schallos. Und Rossinis Genius versiegte und verflüchtete. Die Ehe war keine glückliche.

— „Wir haben zu lange gewartet!“ — sagte Rossini, und setzte nur noch für seinen Magen.

Erst als er „Wilhelm Tell“ war, komponierte er wieder eine Oper, „Wilhelm Tell“. Bald darauf heiratete er eine reiche Französin.

— „Sie heirateten noch einmal?“ — fragte man ihn.

— „Ja. Damit ich nicht mehr komponiere!“ — lachte der wohlgenährte Schwam von Belaro.

Er wurde auch leider nie mehr resigib.



Jüngst entschwundene Künstlergestalten.

Ein Erinnerungsblatt

von

Elise Poltow.

(Schluß)

Aus Ausland auch wanderte einmal ein junger Geiger — ein Wunderknaube hinaus in die schöne Fremde, wie weiland Volker der Fiedler. Er hieß Jerôme Gintom, Schüler seines Vaters, eines ausgezeichneten Musikdirektors.

Reiche Lehr- und Wanderjahre, ein selten bewegtes Künstlerleben war ihm beschieden — gar viel machte er einst von sich reden durch die tolle Grazie seines Vogens. — Musische Volkslieder von ihm zu hören, dem zarten blauen Strahlen, soll herzerzitternd gewesen sein. Alle Lande durchpilgerte er und auf dem Podium der berühmtesten Konzerthäuser hat er gestanden, in Begleitung seines flügelnden und gewandten Mentors, und Weisall überhäufte gezeigt, bis er denn endlich hängen blieb in der kleinen amnigen Residenzstadt Würzburg und die Stelle eines Hofkapellmeisters dazu benutzte, die Musik nach allen Richtungen hin zu pflegen und zu fördern. — Es mag ihm oft selbst am Mute gewesen sein, wenn er in der Stille seiner jungen glücklichen Künstlerzeit sich in die vergangenen Zeiten zurückträumte, und die

verschiedenen hochinteressanten Gestalten aller Sphären Revue passieren ließ, die ihm in den Weg getreten. Die Bilder des Fernwunders des Schlosses Monza auf der Südküste von Lantien flogen dann vor ihm auf, wohin sein Gönner, der Fürst Woronzow, ihn mitgenommen — oder die Schattengestalten der weißen Mäse Brenkens der Mälerin Alexandra — der ernste Blick des Meisters Nicola, der gar oft auf dem jungen Geiger ruhte, und das Adeln derer Sonntage, der Gräfin Rossi, das ihn beehrte für irgendwelchen Vortrag — oder die lebenswichtige Freundschaft des Thronfolgers Alexander, die ihn ernannte. — Würzburg einst das stille baon retro des berühmten Arthmarschalls Wilhelm zur Vizza, des Schülers der Musik, des Freundes des jüngsten Sohnes des Leipziger großen Kantors Bach, Christoph Bach, des Organisten der Hofkirche, das Heim der holdsten Frauenblume, der Gräfin Maria, der Freundin eines Herber, der in Würzburg Hofprebiger war, — wach ein wehmütig süßes Jdylt spielte sich dort im Jagdschloß Baum bei Würzburg auf, tief im Walde. Da, inmitten der porcellenen Wälder, zwischen den Achen und Birken und den singenden Waldvögeln, hielt damals der hochgelehrte Freund des Grafen Wilhelm, Abt, seine philosophischen Gespräche — sein Sarg stand auch in dem kleinen Jagdschloß, denn eben dort starb er plötzlich. In den verschlungenen Wegen des Parks wandelte der junge Hofprebiger Herber neben seiner schönen fürstlichen Freundin auf und nieder. Ein reiches Kind ließ gar oft lauschend vor ihnen her, das einige Tücherchen des grünen Baars — den Tieren des Waldes Futter streuend mit den kleinen Händen. Und wie bald war alles dort so nutzlos traurig verwandelt!

Der gelehrte Freund tot — das Kind tot — die schöne Maria hinterbend vor heißer Schnupst nach dem Liebling ihres Herzens. —

Ein Weihnachtsabend zog heran, da zündete sich der Graf Wilhelm im Jagdschloß Baum seinen Christbaum in Tobeseufsamkeit an. Er dachte das hinterlassene Spielzeug des Kindes unter seinen Zweigen auf und die blauen Schellen aus dem Haar der geliebtesten Frau die nun im Himmel war — und das weiße Gewand das sie zuletzt auf Erden getragen.

Und an jenem ersten einsamen Weihnachtsabend da hatte es der Würzburger Hofkapellmeister gewagt und war in das verödete Musikzimmer des Jagdschlosses Baum getreten in Begleitung seiner Frau, der ausgezeichneten Sängerin, um vor seinem totesamen Herrn das feierliche Requiem Handels intonieren zu lassen:

„Es waren Hirten auf dem Felde Die weideten ihre Herden bei der Nacht.“ —

Die helle Stimme der Frau Hofkapellmeisters, ihr frommer Ausdruck und die tröstliche Weise brachten dem Verlassenen die ersten erlösenden Tränen. — Jetzt ist von all dem reichen Leben nur eine stille Ginst übrig geblieben, tief im Walde, unfern des Jagdschlosses Baum, alle Drei, Vater, Mutter und Kind, schlafen dort.

Eine Tafel über dem Eingang zeigt zwei verschlungene Hände und redet von dem heiligen Treue eines Wiedersehens.

Wie oft hat Jerôme Gintom seine schöne Garter-Gelge mit hinaus genommen in diese Waldeinsamkeit — wie oft hat sie hier stillsam bezugnehmend gesungen, und die Ache und Birke haben verwundert die Häupter erhoben um zu lauschen. — In der kleinen Residenzstadt aber hat der Hofkapellmeister nach bestem Wissen und Gewissen der hohen Kunst eine Freiheit errichtet und gar mancher hochberühmte Künstler, manche vielgeleitete Künstlerin, von dem künftigen Künstlerpaar dorthin berufen, legte unter dem Taktstab Gintoms hier glanzvolle Proben der Künstlerkraft ab. — Vor wenigen Wochen erst entfalt das Jopet des Trügnisses für immer seiner Hand und der es so hoch gehalten, trat ein in den Zug des Todes. Möge sein Wirken und Mühen nicht so bald vergessen werden.

Wie ein erster Glockenlang zog aus der „stilligen“ Stadt am Rhein die Kunde von dem Seligmang eines vornehmer Menschen und Künstlers hinaus in die Welt: der langjährige Domorganist Roden ein schied von hinnen. Sein ganzes Leben, sein unerwähltes Wirken und Schaffen in der stillen seiner ersten Arbeitszelle war — ein schöner feierlicher Orgelton.

Im ersten Frühling dieses Jahres zeigte man mir in der Blumenstadt Brüssel, auf einer Fahrt nach Lachen, wo ich das Grabdenkmal der hohen Nachtigall Malibran besuchte, ein unheimbares Haus, in der Vorstadt, zurückgehoben in einen kleinen zierlichen Garten — die stille Wohnung einer hohen Be-

rühmtheit: das Heim Gallatts. — Es war zugebet von frischen Ranken, das erste Grün alter Bäume taufchte darüber hin. In eben diesem Verstande verträumte der Meister, still und unbewusst zurückgezogen im kleinen Kreis der Seinen, den Abend seines Lebens, zurückschauend mit der heitern Ruhe eines Weisen auf die Tage rastlosen Schaffens und wachenden Ruhmes, die hinter ihm lagen. — Ein kleines frisches Zweiglein schaute neugierig durch das Gitterthor — ich brach es vorlieblich und legte es damals mitten hinein in Meister Scheunens Briefe. Wußte ich doch, wie rückhaltlos der deutsche Vater den Fremden bewundert hatte! Der Besucher der Museen aller Lande steht tief erarrissen wieder und wieder still vor den überall hin verstreuten Meisterwerken des belgischen Meisters — die schaffende Hand berührt nun seinen Pinsel mehr. — Im Jahre 1832 errang der damals kaum zwanzigjährige arme Sohn Tonrangs, der Schüler Heunemanns, den ersten Preis der Akademie seiner Vaterstadt für sein Bild: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und im folgenden Jahre schon erwarb ihm eine neue Schöpfung: „Christus die Blinden segnend“ die Mittel zu seiner ersten frohlichen Studienreise. — Es war ihm damals wohl, als seine er jetzt erst sehen, vor den farbenprächtigen Bildern der flandrischen, französischen und venezianischen Schule. Nach Gallatts gewaltigem Bilde: „Die Abkantung Karls“ stieg die Sonne seines Ruhmes in vollem Glanze empor. Sein Gemout — zum Tode sich bereitend — brachte ihn uns so nahe — durch die Erinnerung an unsern Goethe-Druckbild, aber ein Kauschen der Bewunderung ging durch Deutschland und Oesterreich als sein erschütterndes Bild: „Die Schöngelbe von den Leiden Gemouts und Horns“ — eine Weile antrat durch alle großen Städte. Da hat denn auch einst in Düsseldorf Caspar Scheuners bewundernd vor dieser ersten Schöpfung seines Kollegen gestanden, voll neibloser Anerkennung des großen fremden Meisters, der mit ihm einen gemeinlichen Zug hatte: die Liebe zum Vaterlande, den echten Herzenspatriotismus. — Aber jener legte einen Kranz von Lorbeer und dunkeln, berauschenden duftenden Purpurblüten zu den Frühen seiner Gelben nieder, Caspar Scheuners, der Sohn deutscher Erde, feierte sie durch eine ungeschätzte Menge loser Sträuhe von Frühlingsschäumen und wilden Rosen, zwischen denen der Waldmeister blüht. — Welche Meister lebten in tiefer Zurückgezogenheit, nur den Jüngern, der eine in dem grünrauchenden Heim in Weiblich, der andere in der Malerstadt an den Ufern des Rheins. — Jetzt wandern beide Hand in Hand in dem Zuge der Toten des Jahres 1887, und gehören — wie ein belgisches Blatt so schon von ihrem edlen Feingebirgen sagt, zu denen: „qui ne meurent pas.“

Da löst mir plötzlich eine reizend wehmütige Weise ins Ohr — ein kleines deutsches Lied:

„Und a wunderliebes Dandl
Hab' i heut weinen schen —
Und da hab i halt gefragt
Was dem Dandl is gesehn?“

Dies Lied aber hat ein origineller deutscher Musiker gesungen, dem lebt eine ganze große Stadt nachtrauert: er heißt Otto Heinrich Lange, in Hannover 1821 geboren. — Ob die Welt da draußen viel von ihm erfährt — ich weiß es nicht, die musikalische Welt in der er eben lebte, lebte und verehrt ihn seit Jahren — er war eine so geniale wie populäre Persönlichkeit, ein hochbegabter Künstler und Komponist, ein echter und rechter Musiker mit Leib und Seele, dabei ein warmherziger Mensch — „edel, hilfsreich und gut“. — Als eine anerkannte Autorität in Bezug auf die Kenntnis der Kirchenmusik und des kirchengehörigen aller Zeiten, betraf damals der König Georg von Hannover den jungen Musiker zum zweiten Dirigenten des Kirchenchors der Schlosskirche, welcher damals ausgezeichnetes leistete.

Selten hat ein Musiker in verhältnismäßig kurzer Zeit eine regere Thätigkeit entfaltet denn seine Leistungen hin, als Otto Heinrich Lange, und ebensowohl mehr zur Hebung des öffentlichen und privaten Musiklebens beigetragen als eben er. — Mit dem herrlich gesungenen Domchor, der immer schöner erblühte, zog er gar bald in alle Nachbarkreise groß und klein — weit und immer weiter und erntete überall die höchsten Ehren. Dabei leistete er, als bedeutende organisatorische Kraft, die verschiedensten Vereine, gab Musikschulen, nahm kleine wie große Schüler unter seine Obhut und wurde von ihnen allen, Groß und Klein, sehr geliebt. — Wie er noch Zeit und Frische übrig behielt in Privatgesellschaften den zündendsten Humor zu entfalten und eine nimmer müde Lebenswürdigkeit, begriff nur der,

weder die unverwundliche Gesundheit und elastische Natur des geistvollen Musikers kannte. Wie mancher seiner berühmten und ewig tragenden Kollegen beneideten ihn allein schon deshalb brennend! Aus der heitersten Gesellschalt der Morgenröthe heimkehrend, trieb es ihn gar oft noch an den ersten Arbeitsstich: geistliche Musik — und eine herrliche Sammlung verschiedenster Volkslieder, die vor kurzen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen, beschäftigten ihn bis in die schweren letzten Lebensjahre hinein. Auf Stößen von Manuscripten fällt der Staub — wer läßt sie ersehen? Prachtvolle Männerchöre sind darunter. — Jetzt ist seine Harle verstimmt, die Saiten sind zerissen, ein tüchtiger Musiker, ein Mensch ohne Falch ist weniger auf der Erde — den jeder lieben und ehren mußte, der ihn kannte. Unzählige gaben ihm tiefbetegt das Geleit bis zu jener dunklen Pforte, die wir das Grab nennen.

Nach einer trat soeben in den Zug des Todes ein, der mit den Erinnerungen an die blauen Tage meiner glücklichen ersten Jugendzeit zusammenhängt, wo für mich die Welt „in Veidlich“ stand, Henry Panoffa, der Belgienmeister.

Es war in meiner Pariser Studienzeit bei dem berühmten unvergesslichen Bruder der Malibran und Pauline Viardots, Manuel Garcia, wo der schon etwas grauhaarige Vordenker des vielgeschickten Geigen- und Gefangenen, des einst gezeichneten Violinvirtuosen Henry Panoffa vor mir aufstand. In dem lieben, gastreichen, echten Künstlerhause Jacques Rosenhain gingen wir damals aus und ein, der jugendliche Singsänger, wie man sie nannte, und der gereifte Künstler. Der geniale Klavierpieler Rosenhain und der glänzende Geiger waren ebenbürtige Partner und in dem Salon Rosenhain wurde zuerst jene poetische, reizvolle Petite Panoffa zuerst kannte, die noch heute, seltsam geliebt wie sie gedacht ist, alle Hörer wie damals entzünden würde. Ein heiterer Lebemann, so erschien damals Henry Panoffa wohl allen denen die ihn nicht näher kannten, den nichts mehr zu übermüthigen Scherzen herausforderte, als — die Jugend. Wir waren entzückt von ihm, alle die jungen Musikschülerinnen aus dem Salon Rosenhain. „Ach, nur noch einmal wieder gedankenlos jung sein.“ hörte ich ihn wiederholt senken. Damals war er mit der Herabgabe seiner später so viel gepriesenen und beachteten Gefangenen beschäftigt, und jede junge Klangvolle Stimme interessierte ihn auf das lebhafteste. Das feinen begabte Schwefelkreuzblatt Grävel-Viegiere gehörte zu den Lieblingschülerinnen Panoffas. Er war einer der gewissenhaftesten Gefangenenlehrer die je gelebt, erfüllt von dem Ernst und der hohen Bedeutung seines Berufs und bis an seiner letzten Stunde, trotz aller Leiden, sich mit ihm beschäftigend. Ein Weltmann und geistvoller Beobachter, von den siebenstündigen Formen und zugleich ein enthusiastischer Schwärmer für Freundschaft im Sinne Jean Pauls, aber auch ein großmüthiger Helfer und Förderer aller Künstler: — das war der Henry Panoffa, den seine Freunde und Schüler so tief betrauern. — Er starb in dem Hause und in der treuen Pflege seines Schülers Edward Engel in Karlsruhe.

Auch ein anderer vortrefflicher Sangesmeister ging zur Ruhe: Professor Schimon in Leipzig — Gatte der hochsympathischen Sängerin Schimon-Megan.

Und die Geige eines ruhelosen Wanderers ist längst verstimmt, die bald wie ein frühlicher Vogel zwitscherte, bald wie eine übermüthige Brindonna „auf der Töne Leiter“, auf- und absteigende: Miska Häuser, der einst in allen Lauden Hochberühmte, jetzt nahezu Vergessene, legte sein Zaubereinstrument für immer aus der Hand.

Ja — das Jahr 1887 hat uns um vieles ärmer gemacht — — möge das neue Jahr mit sanfter Hand jene Wunden heilen die das alte schlug, und uns das erhalten, was wir heute noch unser nennen dürfen voll Liebe und Stolz. — Möge niemand von ihnen allen, an denen unser Herz hängt, eintreten in jenen feierlichen Zug des Todes, der ohne Ende an uns vorüberzieht — bis auch wir still eintreten in seine geschlossenen Reihen. —



Santa Lucia

von M. May.

In Wien war's — im Jahre 1867.

Die großen Restaurationshallen nahe des Theaters sind noch leer. Eine geistreiche Stille herrscht in den Meieräumen. Die warmen, tiefe prangen in kalter Pracht. Kein trauriger Viertropfen befeuchtet ihren Glanz. In peiniglicher, ja düsterer Ordnung stehen die Stühle ringsum. Der Fußboden ist von einer unheimlichen Reinheit. Nicht ein Rauchwölken trübt die klare Luft, deren Zonreichtum geradezu herbeistimmend wirkt.

In der mittleren Halle steht ein Dutzend von Stühlen, ernst und schweigend, wie Soldaten vor der Schlacht. Ihr Haar ist schön geschleift, stampfberührt hält ihre Hand die Serviette. Denn nur noch wenige Minuten und die Oper ist zu Ende. Dann wird der Name des Schwelgers gebrochen sein. Dann wird Leben und frohes Treiben die weiten Räume erfüllen.

Und jetzt hört man die Thüre des Vestibüls gehen. Lachen und Plaudern erklingen. Und da ergreift sich wie ein Strom von Menschen in die Hallen.

Die Kellnerin steht anscheinend. Am Fuß der Tische befestigt die Stühle werden gerückt. Die Heberleier werden abgelegt. Elegante Hosen schimmern. Biergläser klirren. Brustbrust steigt empor. Hier und da das Aufkommen eines Streichholzes. Bald weicht das Lächeln dem Dunst der Zigarren.

Nun erst sind die Hallen „gemüthlich“.

Und jetzt auch tanzen die Gäste auf und ein Murren erhebt sich wie das Rollen der Brandung. Darüber weg fliegen einige verständliche Sätze aus dem Mund, gleich dem Schall, den die Wellen an Ufer zurückstoßen. Natürlich bildet der Hauptgegenstand des Gesprächs die Oper.

Ein wichtiger Kritikus schwört, daß die Stimme des Tenors, „belegter“ gewesen sei, als das Butterbrot, das der Kellner herbeibringt. Ein Zuvorkommender schwärmt noch nachträglich für die „verlenden“ Läufe der Koloraturfängerin. Ein Bankier ist begeistert von der „Silberstimme“ der Brindonna. Ein Philosoph wehrt sich noch immer an der „Tiefe“ der Altistin und ein Seitenabstrakt kann sich nicht anerkennen genug über das „marke“ Organ des Bassisten aussprechen.

Wichtig aber verstimmt die Unterhaltung. Wie ein Schreck durchfährt es die ganze stürmende Masse. Einzelne Damen stoßen leise Schreie aus. Alle Wölfe wenden sich nach der Mitte der Hallen.

Dort stehen zwei kleine Mädchen in phantastischer Tracht. Ganz plötzlich waren sie da, wie aus der Erde hervorgewachsen. Keiner hat sie eintreten sehen. Sie mohnen zehn und zwölf Jahre zählen. Das Haar ist schwarz wie Ebenholz. Die Augen leuchten wie bunte Sterne. Der Teint ist gelblich. Auf dem Haupte tragen sie harte Tücher. Schwarzes Samtmieder, roter Rock, römische Sandalen bilden die Kleidung. Die Hände sind von Sandalen befreit. Die braunen Hände halten eine Mandoline. Wer mögen sie sein?

Zigunerinnen? — Nicht doch! Dafür haben die Gesichter zu klassischer Formen.

Ballentenen? Nahten aus der Oper? — Beiläufig! Dafür sind die Gesichter zu schmerzhaft, die Kleider zu zerlumpt.

Aber unter den Lampen birgt sich eine Grazie, als ob einige Strahlen von Italiens Sonne darinnen haften geblieben wären.

Kann haben die Kellner die Kinder entdeckt, so führen sie wusthaubeud herbei.

„Fort! Hinaus! Gefinde!“

Die Mädchen richten stehend die Augen auf die Wüthenden.

„O no! O no! Prego, Signori, prego!“

Doch die Mitter von der Serviette sind merkwürdig. Schon jähren sie die Kinder bei der Schulter.

Da wirft sich ein rettender Engel auf. Eine junge Dame, stolz wie eine Göttin, eilt herbei und redet den Kellnern zu. Ihr Beispiel wirkt ansteckend. Ringsum erklingen Beifallsklänge.

„Ganz recht! Laßt doch die armen Kinder singen!“

„Ja, wenn die Herrschaften es durchaus wünschen“, sagt der Oberkellner achselzuckend, „so dürfen wir uns fügen. Aber es ist gegen die Hausordnung.“

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

R. K. Hof- Piano- und Fabrik
UD. BACH SOHN
Stylvolle Flügel und Pianinos.

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Unter dem hohen Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit
der Frau Prinzessin Wilhelm von Preussen
wird Ende April d. J. in Berlin ein

BAZAR
zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft
Deutscher Bühnen-Angehöriger

veranstaltet werden.
Dem erwerbslosen und erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der deutschen Bühnen im Inlande wie im Auslande Hilfe und Unterstützung in ausgiebigster Masse zu gewähren, als dies zur Zeit die geringen Mittel der Pensions-Anstalt ermöglichen, ist der Zweck dieses Unternehmens, für welches wir den werthvollen Beistand wohlwollender Gönner und Freunde der deutschen Kunst, hochgesinnter deutscher Frauen und Jungfrauen, wie aller dieser, welche dem Stuhle der deutschen Bühnenkünstler ihre fördernde Thätigkeit schenken, hierdurch ganz ergeben erbitten.

Berlin, den 1. Januar 1888.

Das Zentral-Komitee.

Vorsitzender: Franz Reitz, Königl. Kammerkänger.

Freundliche Beiträge und Gaben für den Bazar befinde man zu richten an das Bazar-Komitee. Berlin S.W., Charlottenstrasse 85.

Für Kinder genügt
1/4-1/2, für Er-
wachsene 1/2-1
Tun.-Couffire.
10 Bohnen, 20 Pf.,
auch einzeln
nur in Apotheken.
Apotheker
C. Kanoldt,
Nachf.
Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien

Aerztl. warm empf. (unschädlich, rein
pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkend)
Cathartica laxative
von angenehm erfrischendem Geschmack,
ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allen Kchl.
Appetitlich. - Wirksam.

Seit Jahren in
Kliniken u. grösser.
Holl.-Anstalten
gegen
Verstopfung,
Blutandrang,
Vollblütigkeit,
Hämorrhoiden,
Migräne etc.
fortlaufend in An-
wendung.



Das Harmonium,

welches heute einen ehren-
vollen Platz in vielen musikalischen Familien behauptet, ist in seiner Schönheit und Vielseitigkeit leider noch nicht genug gewürdigt. Die Art seiner Verwendung, besonders im Zusammengehe mit Duo oder Trio mit Klavier oder Violine oder mit Violoncello u. s. w. gehört zu den schönsten im stichlichen Gesangs. Ein Artikel aus „**Ueber Kunst und Meer**“ Jahrg. 1887 No. 17, der die Vorzüge des Harmoniums allgemein vertritt, ist jedem Freunde dieses schönen Hausinstrumentes zu empfehlen. Nun verleihe den Abdruck obigen Artikels gratis von der unterzeichneten Firma, die auch die illustrierten Harmonium- und Pianoforte-Verzeichnisse der berühmten deutschen Fabrik von Schiedmayer in Stuttgart vorzüglichst preislos gratis Verzeichnisse des Musikalien-Verlags (Harmonium, Violin, Klavier, Gesangs- und anderer Kompositionen), aus welchen Auswahlendungen und Wunsch gerne gemacht werden.

Karl Simon, Musikverlag, Harmonium- und Pianof.-Magazin,
Berlin S.W., Markgrafen-Strasse 21.



Chrestensen's Cotillon-Orden in
feinster Ausführung u.
grossartigster Auswahl
per Dtz. 4 2.25, 0.30, 0.50, 0.75, 1.-, 1.25,
1.50, 2.-, 2.50 bis 12.-

Chrestensen's Cotillon-Touren, be-
währte ältere, sowie
die neuesten und inter-
essantesten Erscheinungen, auf das Ele-
ganteste ausgestattet, per Tour 4 0.60, 0.75,
1.-, 1.25, 1.50, 2.-, 2.50, 3.- etc.

Chrestensen's Cotillon-Bouquets,
geschmackvoll arrangiert
von frischen, getrockneten u. künstlichen Blumen, per Dtz.
4 1.-, 2.-, 3.-, 4.50, 6, 8, 12 bis 30.

Chrestensen's Schneebälle mit tan-
denden der kleinsten
weisen Papierschnitzel
gefüllt per Dtz. M. - 60, 1/2 Gr. M. 8.50, 1/4 Gr. M. 6.-
Illustrirte Prachtcataloge gratis und franco.

Chrestensen, Königl. Preuss.
Hoflieferant, Erfurt.



Kotillon

und Karneval Gegenstände, komische Masken, Orden,
Kotillonen, Attrappen, Kasinobous, Masken, Pe-
rücken, Stoff- und Papier-Kostime, Papierlaternen,
Bigophones, Spiele, Christbaumschmuck etc. sowie
künstliche Pflanzen empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preislicher Saison 88 gratis u. frko.

PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)

patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten verwend-
bar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten sowie zum
Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen

J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.

Nr. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franco.

PASTA MACK

(in eleganten Kartons mit
8 Tabletten) ist ein neues

vortreffliches Präparat zur

Herstellung eines höchst

angenehmen, gesunden und

erfrischenden

Toilette- und

Bade - Wassers

von herrlichem Wohlgeruch.

Gratis-Proben

bei allen Verkaufsstellen

erhältlich.

Ein vorzügliches

Toilettewasser

und

Bad

mit

PASTA

MACK

Schutz-

Marke.

Vorliegend in den meisten Parfümeriehandlungen und Apotheken des In- und Auslandes.

Alleiniger Fabrikant und Erfinder HCH. MACK in ULM a. D.

General-Depot für Deutschland:

F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).

MUSIK-

Instrumente und Artikel aller Art 10-15 pCt billiger geworden.
— Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.
— Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.
— Nur garantirt gute Waren — Beste Bezugsquelle. — Ferner
prezioses Musikalienlager, billigste Preise. — Preisl. gratis-franko
instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphe Nachfolger) in GILSESEN.



Die Kohlenanzünder

von J. P. Ruffer,
Charlottenburg.

ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser,
wirksamer, 30% schwerer als andere, mehrfach patentirt und
daher die vorteilhaftesten.

Es 1 500 St., 1000 St., 2000 St., 1 inkl. Verpack. frei Bahn-
kosten 1 6 M., 9.50 M., 18 M. 1 hol Berlin geg. Nachn.
Wiederverkäufer erhalten folgende Vorzugspreise.



Witb. Ed. Voigt jr.
Markenkirch u. S.
Gegründet 1868
Musik-Instrumenten-
und Saiten-Fabrik.
Einzel-Versand
aus erster Hand
Anerkannt vorzügl.
u. billige Bezugs-
quelle. Illustrierte
Preis-Verzeichnisse
gratis und franco.

2. Auflage.
K. Goepfert,
Op. 25 No. 1.
„Skizzen und Studien“
für Flöte und Klavier.
(Als vortreffliches Werk von An-
toritäten empfohlen.)
Preis 2 50 Mk.

Prima Solo-Kolophonium

von J. Mohren in Wiesbaden.

Ein neues Präparat von unübertroffener
Güte sicherte sich dasselbe bereits in den
bedeutendsten Städten Deutschlands und
des Auslandes die beste Aufnahme. Von
Kunstlern und Musikern hochgeschätzt,
wurde das Produkt allem andern Kolophon
vorgezogen. Elegante Ausstellung
Probensendung 6 St. M. 3 36 fr gegen Nach-
nahme, bei Entnahme von 30 St. a 36 Pf.,
bei 60 St. franko, Ladenpreis 60 Pf. Zu bez.
luch Richard Ehrlich, kgl. Kammer-
musiker, Wiesbaden, Stiftstr. 21.

Ph. W.

Hochfeine Harzer
Kanarienvögel
versendet p. Post unter Ga-
rantie zu soliden Preisen
A. ZIEGLER, Vogelzüchter
in St. Andreasberg im Harz.
Lobende Anerkennungen
besitzen in Menge.



+ Auflage 49 000. +

Vierteiljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. Musikkritiken, Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musiktheoretischen Fremdsprachbuch, Musiklexikon, Illustrierte Musikgeschichte, Kaufbuch-Musikern, Opern-Cyklen u. s. w.

Verlag von Carl Gröninger in Stuttgart
(vormals H. J. Zanger in Köln)
Interate die vierteljährliche Nummer 75 Pfennig.
Bilagen für je 1000 Exempl. 20 Pfennig.
Mittelsame Aufnahme von Interaten und Bilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 60 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken u. s. w. 1. —. Prachdecken u. s. w. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Franz Sisl auf seinem ersten Ausflug.*

Briefe seines Vaters, Adam Sisl, an
Carl Czerny.

Nach den Handschriften mitgeteilt von F. A. M. v. a.
(Schluß).

Paris den 14. Aug. 1825.

Wohlgeborener, schätzbarster Freund!

Sie haben die blühende Ursache auf mich böse zu sein, denn mein Stillstehen war lang und würde mit Recht einer Unabbarkeit unterliegen, hätte ich nicht geglaubt, Gegenwärtig aufzuwachen, und zwar daß ein Brief an Sie im Monat April kreuzlos unterlag und das Postgeld dem Boten in die Hand fiel; ähnlich geschah es mit 2 Briefen nach Bresburg, alle diese expedirte ich unter einem und leider nicht einer gelangte an seine Bestimmung. Wahr ist es, daß ich Ihnen seit jener Zeit nicht schrieb, aus Ursache weil wir bald darauf nach England abreisten, und erst um die Hälfte Juli wiederum zurückkehrten; dann war auch mein benannter Brief so lang und mit so vielen Neuigkeiten angefüllt, daß ich mich sehr langsam entschloß alles noch einmal zu wiederholen. Endlich wollte ich auch den Zeitpunkt abwarten, bis das Les über die Oper von Franz ausgeprochen wäre, doch gar ich mich einer Unabbarkeit fähig machte, oder gar Ihre uns so schätzbare Freundschaft riskieren sollte, so will ich lieber schreiben und alles wiederholen, sollten mir auch die Nägel von Fingern abfallen. Aber wo anfangen — oh bien.

Hummel war in Paris, beim Instrumentmacher Erard einquartiert, Kost und allem Nützlichen versehen; versteht sich alles umsonst. S. mag seine Rechnung höher abdrücken haben als er sie gefunden hat; er spannte Anfangs die eigenwillige Saite zu hoch, weil er weder sich noch die Franzosen kannte. Er begehrte für ein Soiré 30 Louisd'or, aber leider

wollte Niemand aufsteigen. Er würde am Ende mit 10, auch mit 5 vorlieb genommen haben, allein es kam Niemand. Meines Wissens hat er nur einmal in einer Abend-Gesellschaft für 10 Louisd'or gespielt, und dieses hatte er dem Herrn Baer zu verdanken. Er gab 4 Soirées im Erard'schen Hause, auch diese entsprachen nicht seiner Gewinnerwartung. Endlich ein Konzert im Conservatoire-Saale, welchem ich nicht beiwohnte, indem wir schon in London waren; ich habe zwar mit mehreren darüber gesprochen, doch muß ich Ihnen das Resultat aus Ursache, weil ich Hummel zu sehr schätze, verschweigen; und ich glaube Ihnen genüge zu leisten, wenn ich Ihnen sage, daß S. nie seine Rechnung finden konnte mit einer Baare, die er schon so oft und um enorme Preise an die Verleger verkauft hatte. Personen, welche seine Soirées besuchten, fanden seine Improvisation trocken; zwar der Hauptkriterium sagten mir, Hummel ist ein Mittelstück zwischen einem eleganten Clavierpieler und einem Organisten, er hat von beiden etwas, jedoch von keinem das Ganze, wir hatten mehr er wartet.

Moscheles erschien während der Zeit und manche Zeitungen gaben sich viel Mühe ihn den Thron über alle Talente einzuräumen, allein weit gefehlt. Herr Moscheles mußte so wie Herr Hummel sein Heil suchen, indem sie die vorzüglichsten Virtuosen zu Hilfe nahmen, und jezu Concert in einem der nicht bedeutenden Säle geben und sich mit einer unbedeutenden Summe begnügen. Diese Herren glaubten einer über den andern ungeheure Vorzüge und noch größere Geldsummen weg zu tragen, allein sie rührten beide nicht, und Niemand denkt mehr an sie.

Mademoiselle Willems** war auch diesen Winter hier und machte wie alle übrigen sehr schlechte Geschäfte, wie sie es auch verdiente; denn ich kann Sie versichern, daß sie nicht Clavier spielt, sondern Clavier hundert und ihre Bravura in unverständlichen Klängen und Sprüngen faßt. Wir gaben unser Concert im Theater, welches uns immer zu Diensten steht, und ein zweites im Erard'schen Hause, während als Hummel seine Soirées da gab, welchem aber S. nicht beiwohnte; wahrscheinlich um nicht Augenzeug zu sein, daß ein anderer ein größeres Ansehen

haben kann als er. Doch machte ich mir nichts daraus, und gleich im folgenden Jahre welches Hummel gab, stellte ich meinen Fuß an seine Seite um ihm [die Noten] nachzusehen.

Wir gingen also zum zweitenmal nach England und waren, obwohl bedeutende Familien wegen der Krönung in Rheims abwesend waren, eben so zufrieden als voriges Jahr, ohngeachtet uns der größte Theil der Herren Künstler entgegen arbeitete. Wenn ich einmal endlich nach Wien komme, brauchen wir mehrere Tage um darüber zu reden; doch muß ich Ihnen nur ein einziges Soirée von London erzählen, welches sich in einem sehr ansehnlichen Hause ergab, und wo die ersten Künstler verammelt waren; unter mehreren war auch Herr Nicholson* (Nichtist) (der englische Doyen), welcher eine Phantasie und Variationen von seiner Composition mit Solo-Abwechselungen des Piano hatte. Als die Reihe an ihn kam, so war unglücklicher Weise das Pianoforte um einen halben Ton tiefer gestimmt, als die Flöte, aus Ursache weil Bellotti** in dieser Gesellschaft lang und dieser wegen seiner Stimme überall das Instrument um einen halben Ton herabstimmen läßt. Monsieur Potter, welcher am Clavier saß (einer der vier Directoren von der Philharmonischen Gesellschaft) und den Sängern accompagnirte, sagte zu Nicholson: Ihre Flöte ist zu hoch. Gut, sagte der andere, Sie müssen das Clavier transponiren, denn ich kann meine Flöte nicht erniedern. Was — das Stück ist aus C und ich soll es aus Cis spielen? Das kann ich nicht wagen, das kann nicht sein. Diese Herren disputirten sich lange und machten endlich alles aufmerksamer, weil das Intermezzo schon zu lange dauerte und immer darauf hinansah, ich kann es nicht riskiren. Mein Vns stand an der Seite und hörte diese Schwachheiten; Herr Potter sagte endlich zu Franz: Können Sie auch ein wenig transponiren? Ja wohl, ein wenig, versetzte Franz, und ich glaube daß dieses zu transponiren kein zu großer Hazard sein dürfte. Gut, versuchten Sie es, denn ich will es vor einer so ansehnlichen Gesellschaft nicht riskiren, versetzte Herr Potter. Franz setzte sich in Cile ans Clavier und transponirte das Stück besser als wenn er es selbst componirt hätte. Erlaßten Sie

* Nachträglich sei bemerkt, daß die Originale der vorstehenden Briefe im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien zu befinden. Im Nr. 2, Seite 17, Seite 2 der Einleitung zu vorstehenden Briefen ist autographisch statt autographisch und in Nr. 2, Seite 21, Spalte 2, Seite 22 von unten, Selbst ist statt Selbst zu lesen.

* Emilie Willems, Pianoforte-Virtuosin und Komponistin, 1808 in Bünden geboren, Schülerin Czerny's, später mit dem Violonisten Dury verheiratet.

* 1794—1835, in England außerordentlich geschätzt.
** Berühmter italienischer Altist.

mir Ihnen zu schreiben, welchen Enthusiasmus, welches Entzücken die Keimzeit für den Franz so wohl unter den anwesenden Künstlern als der anwesenden Gesellschaft erzeugt hat.

Schicksal mit seinen zwei Söhnen aus Wien war eben in London; allein seine Philharmonica hat sehr wenig Eindruck gemacht, und wie ich nicht überzeuge, so dürfte er sich unbedeutende Schicksale von der Vergangenheit. Er gab es Anfangs sehr hoch, ohne zu wissen wie man in England verfahren mußte, um hoch spielen zu können; endlich aber mußte er früher eine feinere Sprache zu führen gelernt haben.

Wir verließen England und gingen nach Boulogne am Meer, wo wir täglich im Meer badeten und unsere englischen Strapazen abzuwaschen; wir unterhielten uns sehr gut, wir machten früh und spät unsere Spaziergänge am Ufer des Meeres, sammelten Muscheln, bewunderten die aufkommenden und abgehenden Schiffe, die Hülser der Märsche in einem herrlichen am Ufer des Meeres gebauten Caffeehause, wo immer eine zahlreiche Gesellschaft von ausgezeichneten Personen, welche das Meerbad gebrauchten, zu treffen war, und wo wir da auch im Salon, worin ein Pianoforte stand, uns immer sehr gut unterhielten. Auf vieles Witten der Gesellschaft gaben wir ein Concert, welches uns für alle Nachen während unseres Aufenthalts deckte und noch einen Gewinn von 600 frs. gab. N. S. Sie müssen wissen, daß es in Boulogne viel theurer als in Paris zu leben ist, und daß wir da für ein kleines Zimmer im Hotel täglich 5 fr. und für Frühstück und Mittagessen 16 francs bezahlten. Doch da wir von England kamen, wo alles im höchsten Grad theurer ist, so war uns dieses nicht so sehr auffallend.*

Wir kamen nach Paris an und wollten 14 Tage incognito bleiben, um uns zu arrangiren und nach und nach unsere guten Freunde zu besuchen; allein unser Plan wurde schon am 5. Tage gestört, indem wir einen Brief vom Ministerio des arts erhielten, daß wir binnen acht Tagen die Oper (Don Sancho ou le chateau d'amour) von Franz vor der Jury sollen hören lassen. Wir stellten Sie sich vor, in welcher Verlegenheit wir waren. Nichts war copirt, kein einziger Sänger war vorbereitet; ich verlangte einen Verzicht von vierzehn Tagen, welcher aber nicht angenommen wurde; doch gewährte man einige Tage. Die Jury oder Richteramt (bestehend aus Cherubini, Berlioz, Boieldieu, Leclair, Gail) hielt ihre Sitzung, und die Opera wurde angehört und mit größten Beifallsbezeugungen angenommen. Lieber Freund, jetzt behaupte ich, daß Sie nicht Vater sind; hier wäre ein Feld, etwas über die seltsamen Geheiß der Eltern zu sprechen, und wo man alle Leiden vergißt. Die Oper ist also angenommen und wird, berechnet auf den Effect, den sich die Theateradministration glebt, längstens die ersten Tage des Octobers gegeben werden. Die Neugierde ist im höchsten Grade gespannt, und der Abend ist in größter Erwartung; bis her konnte er nicht reifen, und ich hoffe daß er später sich gar die Fügel zu verbrennen dürfte.

Franz hat zwei artige Concerte geschrieben, die er in Wien will hören lassen; wir wissen Sie, daß wir bis künftigen März zählen nach Wien zu kommen? Wir rechnen im November nach Holland, Niederland, Berlin, Leipzig und von da nach Wien zu gehen, und noch im Herbst unser geliebtes Paris wiederzusehen. Ich wiederhole Ihnen, daß es nur ein Paris für die Kunst gibt, und wir würden schwerlich Wien besuchen, wenn nicht dringende Verhältnisse dahin riefen.

Franz ist so sehr gewachsen, daß er fast so groß ist wie ich, welches alles in Entzücken setzt. Er kennt keine andere Leidenschaft als die Composition, nur diese gewährt ihm Freude und Vergnügen. Eine Sonate aus vier Hände, ein Trio und ein Quintetto dürfte Ihnen viel Vergnügen machen. Seine Concerte sind zu streng, und die Schwierigkeiten für den Spieler sind unangenehm; ich hielt immer die Hummel'schen Concerte für schwierig, allein diese sind im Vergleich sehr leicht. Ueber seine fünfte Hand werden Sie Freude haben. Er spielt noch täglich zwei Stunden zur Uebung und eine Stunde Lesen, alle übrige Zeit, wenn wir zu Hause sind, wird der Composition geweiht. Wir gehen fleißig ins Theater, oder vielmehr wir lassen fast keinen Tag aus, dahin zu gehen, weil wir freien Eintritt in mehrere Theater und zwar in die ersten haben.

Spontini ist in Paris bei seinem Schwiegervater Herrn Grub; wir speisen öfters zusammen, und wenn wir Zeit hätten, könnte dieses täglich geschehen.

* Zwei Jahre später, am 28. August 1827, fand Nant Platz in Boulogne für mer, 47 Jahre alt, seinen Tod.
** Sie blieben unverheiratet.

Ob Spontini ein neues Werk hier geben wird, weiß ich nicht, doch man mußmahe. Spontini hat sich angetragen, dem Franz in jeder Art nützlich zu sein, und war ungemein überaus als er ihn phantastisch hörte, ohne ihn zu kennen; in diesem Grad hat es Franz sehr leicht gebracht, und ich freue mich ungemein, Ihr Urtheil darüber zu hören, wenn wir nach Wien kommen.

Von neuen Künstlern, deren ankommende Zahl immer sehr bedeutend ist, kann ich Ihnen nichts schreiben, denn keiner, obwohl die Franzosen sehr nachsichtig sind, hat einen Grad von Bedeutung erreichen können.

Neue Compositionen nichts von Bedeutung; die Opera von Karaffa gefällt nicht und zwar mit —

Die Strömungs-Opera (Pharamond) ist von drei Autoren, sehr pompeux, allein, Sie wissen, viele Stärke —

Dürfte ich Sie noch bitten, Herrn Lesgen ein kleines Zettel zu schreiben, oder vielleicht sich selbst die Mühe zu nehmen, zu ihm zu gehen und zu sagen, daß er sobald möglich einen Recept besorge.

Ich bin in der schmerzhaftesten Erwartung daß Sie mir ehestens etwas schreiben werden.

Küssen Sie für uns recht oft Ihre lieben Eltern, so wie wir alle Sie herzlich umarmen und küssen, und Sie stets mit aller Hochachtung und Ehrfurcht als unsern zärtlichsten Freund betrachten.

Die Herren Steiner und Göttinger grüßen wir vielmal. Wenn Sie etwas Neues haben, belieben Sie es mir in Ihrem nächsten Schreiben anzugeben. Adieu, theuerster und schätzbarster Freund, es ist 2 Uhr in der Nacht.

Liszt.

Adresse: Rue neuve St. Eustache No. 22
Hotel de Strassbourg, près la Rue Montmartre.

Die Oper „Don Sancho“, deren Textbuch Théaulon, einen äußerst feinsinnigen und seiner Zeit beliebten Dichter, zum Verfasser hatte, kam am 17. October 1825 in der Pariser Großen Oper zur ersten Aufführung. Adolphe Kreutzer dirigirte, Adolphe Mourcil, der berühmte Tenorist, sang die Hauptpartie. Als das versammelte, äußerst glänzende Publikum am Schluß Mourcil und den vierzehnjährigen Komponisten stürmisch hervorrief, nahm erlicher den für sein Alter ziemlich kleinen Franz, ungeachtet seines Widerstrebens, auf die Arme und trug ihn der jubelnden Zuschauerschaft entgegen.

Das Bühnenleben des „Don Sancho“ war gleichwohl ein kurzes. Nach zwei weiteren, nicht minder beifällig aufgenommenen Vorstellungen verschwand er vom Repertoire. Ein in der Bibliothek der Großen Oper ausbrechender Brand vernichtete nachmals die Partitur. Keine Spur kam von dem Jugendwerk Franz Liszt's auf unsere Tage; es blieb zugleich die einzige Oper, die er geschaffen. Sein Genius wies ihn andere Wege.



Das „Thüringer Volkslied“.

Zwei Briefe von Friedrich Kitzingen.

Mitgeteilt von

Wilhelm Tappert.

Anfang der 70er Jahre las ich im Berliner „Echo“, die New-Yorker Musikzeitung habe gemeldet, Ludwig Wagner sei nicht der Komponist des sogenannten „Thüringer Volksliedes“, die populäre Melodie rühre von Künden her. In dieser Notiz war der Sänger Maulius mit dem Liede in Verbindung gebracht. Mich interessirte die Angelegenheit. Ich frug den ehemaligen Musikrevisor v. B. Olsen, der das angebliche „Volkslied“ in seinen Kongerten so oft vorgetragen hatte, nach dem eigentlichen Komponisten. Die Antwort lautete: wenn's keine Schöpfung des Volkes ist, dann rührt es wohl von Böhner her. Die letztere Version pflegte Hofmann v. Fallersleben als „gartenlangbige Schminke“ zu bezeichnen. Sie fand aber zahlreiche, unermüdliche und unerbittliche Anhänger — keine Seele glaubte an Künden, jeder hielt es mit Böhner. Ich wollte sicher gehen und schrieb an Künden nach Schwerin — der Brief blieb jedoch ohne Antwort. Mittlerweile starb Mantius; ich griff — des Harrens mißbe — zur Feder und gebrauchte in einem Artikel für das „Musikallische Wochenblatt“ (1874, Nr. 40)

über: „Ach, wie ist's möglich bann“ u. a. die harmlos gemeinte Bemerkung: „Den Toten (Mantius) hat niemand gefragt, dem Lebenden (Künden) will keiner glauben. Was ist da zu machen?“ Diese Zeilen reizten den etwas empfindlichen Künden. Im November 1874 wurde ich durch ein lautes Schreiben von seiner Hand überrascht, dessen Wortlaut mit theilenswerth erscheint, da bis auf den heutigen Tag die alten Böhner-Fabeln noch gar munter in Köpfen, Büchern und Zeitungen herumschwimmen: Verehrter Herr Tappert!

Es ist mir vor einigen Tagen von einem Verehrer in Leipzig Ihr Aufsatz über das Lied „Ach, wie ist's möglich bann“ zugesandt worden und es thut mir leid, daß Sie mit der Veröffentlichung sich so beeilt haben, da ich Ihnen genaues Aufschluß hätte geben können. Sie hätten also nicht nötig gehabt, längst Bekanntes zu berichten, ohne in geringsten die Sache aufzuklären, ja, Sie haben vielmehr durch die mich betreffende Berührung dieselbe noch mehr verwirrt. — Leider ward ich b. J. durch die lebensgefährliche, Monate lange Krankheit meiner Frau (am Typhus) verhindert, Ihre freundlichen Zeilen zu beantworten und ich selbst bin erst kürzlich von einem gefährlichen Fieber leidlich genesen.

Das Lied „Ach, wie ist's möglich bann“, später mit einigen vorläufigen Abweichungen unter dem Namen „Thüringer Volkslied“ allgemein bekannt, ist von mir im Jahre 1827 komponirt und, wie alle meine aus der Zeit von 1825 bis 31 stammenden vielfachen Compositionen — mit Ausnahme eines Duetts für 2 Soprane „Der Jäger“ — ungedruckt geblieben. Das Gedicht glaubte ich in der Subjektivs Zeitschrift „Der Gesellschafts“ gefunden zu haben; möglich ist aber auch, daß ich dasselbe einer schon gedruckten Composition entnommen, denn mein Schwager und Lehrer, der Musikdirektor Hübner, hatte ein musikalisches Lehrinstitut und ich komponierte mir zugehörige Texte, wo ich sie fand, ob komponiert oder nicht komponiert, und meine Freunde waren die Verbreiter meiner Sachen; denn ich dachte in Schwerin nicht daran, jemals meine Compositionen zu veröffentlichen zu sehen. Aus dieser Zeit stammt auch ein Lied „Imminst's Hsland“, welches ich 15 Jahre später in Paris in Streifen von Polen, als bekanntes polnisches Volkslied, viel singen hörte. Auch bei diesem Liede war mein Name abhanden gekommen. Anfang der dreißiger Jahre machte das Lied in Schwerin Aufsehen. Meine Freunde sandten dasselbe in meinem Namen an den damals schon nach Paris geschickten General, und Imminst's richtete ein sehr anerkennendes Dankschreiben an mich. Auch dieses Lied soll — wenn ich den Text zeitig genug wieder habhaft werden kann, mit dem „Ach, wie ist's möglich bann“ — und zwar wie ich es 1827 für Mantius komponierte, — in dem nächsten Teil erscheinen Album, welches die Musikalienhandlung Fr. Kistner von meinen daselbst verlegten Liedern heranzugeben gedenkt, Aufnahme finden.

Rechen wir indes zu dem in Frage stehenden Liede zurück. Etwa in Mitte der fünfziger Jahre hörte ich das Lied zuerst in Ulm wieder und zwar von einem Offizier: Hr. v. Haber den Franz. Es trug die Aufschrift „Thüringer Volkslied“. Allerdings war die Klavierbegleitung, die Harmonie, und mehrfach die Melodie verändert. Gelegentlich einer Darstellung „lebender Bilder“ in Stuttgart ließ ich meine Originalkomposition (für gemischten Chor arrangiert) und unter meinem Namen ausführen. Man tadelte, daß ich die hübsche, schon volkstümlich gewordene Melodie — wahrscheinlich um den Sopran wirksamer hervortreten zu lassen — geändert habe und ich entnahm hieraus, daß mein Lied wohl erst durch die kleinen Veränderungen in der Melodie, volkstümlich geworden sei. Hätte ich nun meine Originalkomposition damals drucken lassen, so würde ich nur Verwirrung angerichtet haben; und wenn auch die vom Volke, oder Sängern gemachten Veränderungen unbedeutend, so gehörten sie doch nicht mir, und mit fremden Federn habe ich nicht nötig gehabt, mich zu schmücken.

Selber erzählte mir später folgendes: „Anfang der vierziger, oder gar Ende der dreißiger Jahre sei ihm das Lied schon bekannt geworden. Sind unten hätten es von Jena nach Zübingen gebracht und er habe es damals nach mündlicher Uebertragung aufgeschrieben. Möglich sei es auch, daß er einige unverständliche Geklungssphären nach seinem Ermessen geändert, denn die Herren Studenten wußten in der Regel den Text genau, aber mit der Melodie haperte es in der Regel. 1863, gelegentlich des großen Gesangfestes in Straßburg, welchem auch Hofkapellmeister Abt und ich als Preisrichter beizumohnen,

sangen am ersten Tage etwa 3 bis 400 Schulkinder, Knaben und Mädchen, unter andern auch einen 2- und 3stimmigen Chor, betitelt: „Schweizerisches Volkslied“, arrangiert von C. oder M. — der Name des Straßburger Lehrers ist mir entfallen. Wir hörten nun unter Benennung „Schweizerisches Volkslied“ eine in zwei Absätzen von mir bei Schillingen in Berlin eidierte Komposition, und zwar den Schillingchor aus meiner Operette „Die Nacht nach der Schweiz“, später als selbständiger Chor, in Opus 41: „Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass“, aufgenommen. — Bei dieser Gelegenheit — also 1863 — vertrat mich Freund Abt, der mit mehreren musikalischen Zeitungen in Verbindung stand, so, wie ich glaube, damals Mitredakteur einer „Musikzeitung für Männergesang“ war, meine Autorschaft bezüglich des Liedes „Ach, wie ist's möglich dann“ bekannt werden zu lassen. Ob dies geschah, weiß ich nicht; denn schon während meines Aufenthaltes in Paris habe ich gar keine deutsche Musikzeitung gelesen, und nur von 1864 bis 1873 hatte mein verehrter Freund und Verleger, Herr Bartholomäus, die Güte, mir sein vortrefflich redigiertes Blatt „Signale“ gratis zuzusenden zu lassen. In den Signalen habe ich allerdings keine Berücksichtigung von Abt gefunden. Ich habe schon angemerkt, daß das in Frage stehende Lied zu einer Zeit komponiert ward, wo ich noch nicht daran dachte, jemals etwas von mir gedruckt zu sehen. Dasselbe fand auch noch den vorzüglichen Vortrag des Herrn Mantius seinen besonderen Anklang. Später ward ich von meinem Lehrer darauf aufmerksam gemacht, daß die ersten Takte des Liedes mit dem Melodie-satz im letzten Teile des Gesanglichen F-moll-Quartetts (des älteren Fresca) große Ähnlichkeit habe und deshalb auf Originalität keinen Anspruch machen könne. Dies ist der Grund, weshalb ich das Lied, als in den Jahren von 34 meine Wieder gedruckt und bestellbar wird, ich dasselbe nicht drucken ließ. — Ein Volkslied wird selten komponiert, es wird fast immer vom Volke gemacht. Warten Sie nur das Erscheinen meiner Original-Komposition ab, und Sie werden sich ein endgültiges Urteil bilden können. Sie scheinen noch ein sehr junger Mann zu sein, der rücksichtslos seine Ansichten in die Welt schickt, und ich möchte Sie fragen: woher Sie die Mäße haben, daß ich meine Autorschaft 1870 in der Neu-Yorker Musikzeitung geltend gemacht? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von der Existenz dieses Blattes zum ersten Male 1876, 1877 erfuhr, mich Herr Hermann Böhrer, ihm für sein Album „Deutscher Komponisten“ eine Komposition und Notizen zur Veröffentlichung meiner Biographie zu geben. Hier erwähnte ich zum ersten und einzigen Male öffentlich die Entstehung des Liedes „Ach, wie ist's möglich dann“. Nach dem Erscheinen dieses Albums hat H. Mantius noch 3 Jahre gelebt: ist es meine Schuld, daß Sie ihn nicht befragt? Ich werde nicht verstehen, Ihnen bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin einen Besuch zu machen.

Hochachtungsvoll

F. Rüden.

Schwerin, den 4. November 1874.

Nicht lange nachher (im März 1875) erschien das Rüden-Album bei Fr. Kistner. Man findet darin das vielgeliebte Lied und eine Fußnote des Komponisten, durch welche er sein Recht wahr und die mutmaßliche Verbreitung der Melodie durch Studierende mit kurzen Worten darlegt. Für mich war die Frage nach der Urheberchaft ein für alle Mal erledigt. Unsere Novellisten und Fabulisten mochten jedoch auf den unerhörtestlich dandaren Stoff nicht verzichten und es gab auch fernerhin in jedem jungen Jahre die wunderlichsten Genilletons, die rührseligsten Geschichten, inuter Variationen über das Thema: „Louis Böhrer und das Thüringer Volkslied.“ Eine ganz besonders thranenreiche Geschichte forderte 1882 meine energischen Widerstand nochmals heraus. Ich glaubte thörichterweise, es müsse doch endlich gelingen, an die Stelle des Irrtums die Wahrheit zu setzen. Daß es außerordentlich schwer hält, eine festgenutzte, liebgewonnene Ansicht aus den Köpfen der Leute zu entfernen, habe ich in der langen Zeit um das Thüringer Volkslied hinlänglich erfahren. Alle Mühe und Arbeit ist eigentlich umsonst gewesen! Ich schrieb an Rüden, teilte ihm meinen Entschluß mit und erbat mir authentisches Material zur journalistischen Verwendung. Als bald erhielt ich einen zweiten Brief, der natürlich einige Wiederholungen aufweist, jedoch ebenfalls interessant genug ist, um die unverfälschte Wiedererzählung zu rechtfertigen. Mein verehrtester Herr Tappert!

Da ich in nächster Zeit mit einer neuen Duetten nach Berlin komme, und alsdann nicht verfehlen

werde, mich persönlich bei Ihnen zu melden, glaube ich die gewünschte und sicherlich genügende Auskunft bis dahin stiften zu können, nur Ihnen gleichzeitig mündlich meinen herzlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Teilnahme auszusprechen.

Ich nehme auf mein früher an Sie gerichtetes Schreiben Beziehung und berichte aufs neue Nachstehendes. Das Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ ist von mir im Jahre 1827 komponiert. Die Veranlassung gab ein Wunsch des damals in seiner Blüte stehenden, ausgezeichneten Sängers Enoch Mantius bei seinen Verwandten in Schwerin. Ich begeisterte, auf besonderen Wunsch, dessen Gesangsvorträge in allen Gesellschaften am Klavier. Da ich d. J. — es war in meinem 17. Jahre — schon manches — namentlich für Militär-Musik — komponiert hatte, wollte ich doch auch gerne von dem berühmten Sänger geübt werden. Den Text „Ach, wie ist's möglich dann“ fand ich — wenn ich mich nicht sehr irre — in dem damals sehr verbreiteten „Gesellschaftler“ vom Professor Gubis. Mantius sang an dem Abend: „Ach, Sophia süßes Leben“ aus Sargis, „Wilde Lust Solbat zu sein!“ „Gebet des Hymn aus Deron“, und die damals so berühmte Romanze „Vertraute Abschied“. Auf diese rührende Weise folgte mein Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ und ganz ohne Erfolg. Besonders betriebe mich der Anspruch meines Lehrers und Schwagers Fr. Vöhrer, welcher sich mit den Worten zu mir wandte: „Du hast dich beim Komponieren des Liedes zu sehr von der Gesellschaft des letzten Satzes des F-moll-Quartetts von Fresca (dem Älteren) beeinflussen lassen. Durch diese Aenderung ward mir das Lied vollkommen verleidet, und als im Jahre 1833 der Musikalien-Verleger Julius Schuberth, dem ich eine Sonate für Piano und Violine einschickte, sich erbot, alle meine Kompositionen zu drucken, konnte ich mich nicht entschließen, das so bemähte „Ach, wie ist's möglich dann“ meinem Lieblinge Opus I einzuverleihen. Meine Freunde hatten sich von Anfang an für das Lied interessiert, sich nicht um die Feschelecken Meinungen gekümmert, und waren nach und nach auf verschiedene Universitäten gewandert; mein Lied mit ihnen. Im Jahre 1832, kurz vor meiner Heberhebung nach Berlin, erzählte mir ein Dr. der Medizin D., selbst guter Klavierspieler — daß er eines Abends auf seiner Reise in Göttingen einigen seiner Freunde vorgefiele, als unangewendet ein Fremder mit den Worten eingetreten sei: „Ich bin Louis Böhrer.“ Eine besondere Anforderung habe er sich aus Piano gesetzt und meisterhaft gespielt. D. habe nun Mein aufspielen lassen, und Vöhrer, die Fische neben sich, sei bis über Mitternacht hinaus nicht wieder vom Klavierhocke aufgestanden. Besonders habe er wunderbar schön phantasiert. Er habe sich wieder singen lassen, und Freund K. zufällig mein altes Westfälisches Lied: „Ach, wie ist's möglich dann“ angestimmt. Dieses Lied und die Kavatine „Und ob die Wolke sie verheißt“ — von welcher er sagte, daß sie Weber aus seinem Klavierkonzerte gestohlen habe — seien von Vöhrer so geistreich und interessant verwahrt worden, wie D. nie etwas gehört. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß Vöhrer viel zur Verbreitung meines Liedes beigetragen hat, denn er besuchte bekanntlich gern die Universitätsstädte, um, wie er es nannte, mit den lieben Jüngens zu knüpfen. — Vöhrer hat sich sicherlich niemals für den Komponisten des „Ach, wie ist's möglich dann“ ausgesprochen, dazu war er unabhängig; aber er mußte es denn in Herrentreue — schlimmer noch: im Reich gelien haben. Vöhrer hat es nie an einem Verleger gesagt, wohl aber sehr oft an Geld; wie wollen denn die Leute, welche Vöhrer immer noch für den Komponisten des in Frage stehenden Liedes halten, es erklären, daß Vöhrer nicht dasselbe als sein Eigentum zu verwerten suchte, es mit seinem Namen versehen, als Komponist desselben, irgend einen Musikalien-Verleger verkauft?

Nun, mein Verehrtester, glaube ich Ihren Wünschen entgegen zu haben. Wenden Sie, was zu ändern Ihnen nötig erscheint und empfangen Sie nochmals besten Dank von

Ihrem

ergebensten
F. Rüden.

Schwerin, den 31. Jan. 1882.

In diesem Briefe ist ein kleiner Irrtum zu berichtigen. Vöhrer hat niemals die Kavatine: „Und ob die Wolke sie verheißt“, als Plagiat bezeichnet, wohl aber gehören ihm drei Takte von Agathens großer Arie:



Sie stammen aus dem ersten Zuge des D-dur-Konzertes für Klavier und Orchester, op. 8 (Cecilia, Bruchhays & Härtel). Das Werk in A. G. Müller angeordnet, der 1817 als Hofkapellmeister in Weimar starb.

In einem kurzen Briefe, datiert 13. März 1882, meldete mir Rüden seine baldige Ankunft in Berlin. Er kam, weil Wille eine Duettreise von ihm: „Erinnerung an Einigkeit“, zur Aufführung im Konserthaus angenommen hatte. Ich wohnte der Probe am 17. März bei, hörte mit Begeisterung die jugendliche Komposition und verlebte eine Reihe heiterer Stunden mit dem feinen, liebenswürdigen Weltmann, dem seiner die 71 Jahre anfiel. Wenige Wochen später, am 3. April 1882, starb Rüden in Schwerin während einer Fahrt im Pferdeabwaggen.

Von seiner einzigen Verbindung auf dem Gebiete des gemittelten Liedes hat unsere Generation kaum noch eine Ahnung. Vergessen ist so ziemlich alles, auch „Das Mädchen von Juba“, von welchem der Verleger schon 1858 nicht weniger als 25,000 Exemplare abgesetzt hatte, wie Rüden in einem Briefe an Musikdirektor Hermann Mohr, den Herausgeber des Albums deutscher Komponisten (1872) erzählt. Mit wenig Ausnahmen blieb nur eine Melodie übrig: „Ach, wie ist's möglich dann!“ Eine einzige Tonblatte erhielt sich, die andern verfielen und starben jämmerlich ab. Man soll diese eine dem toten Manne nicht rauben, man soll ihn nicht das Letzte entfremden, was seinen Namen in der Erinnerung festhalten genügt!

Ich hoffe, an dieser Stelle, in der verbreiteten meiner Musikleistungen, besseren Erfolg zu erzielen, als früher. Die schlichten Mitteilungen Rüdens tragen den Stempel der Wahrhaftigkeit und wer irrt noch an „Böhrer“ denkt, wenn er das „Thüringer Volkslied“ hört, dem — ist nicht zu helfen!



Fürst und Künstler

von
I. Erbach.

In den merkwürdigen, durch Geist und Charakter ausgezeichneten Hürnen seiner Zeit gehört der Herzog Emil Leopold August von Sachsen-Gotha, mit dessen großen und glänzenden Eigenschaften Schwanken und Selbstzweifeln verbunden waren, die oft Stürmen und Wetterleuchten hervorriefen, mit denen die Welt und Nachwelt sich mehr beschäftigt hat, als mit den ehernen.

Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, hat er sich namentlich in den napoleonischen Kriegsjahren als Erhalter und Beschützer seines Völkchens so segensbringend hervorgetan, daß selbst ein Napoleon seiner Geschicklichkeit und seinem Geiste Achtung zollte.

Man wird ihm daher seine auffälligen Sonderbarkeiten, welche aus seiner genial-verwundlichen Künstlernatur hervorgingen, leicht verzeihen und sich vielmehr daran ergötzen.

So kam es vor, daß er bei Hoffesten in einer römischen Toga, ein anderes Mal gar in einem Franzosenkleide, mit einem Kranz im Haar, erschien. Das letztere ließ er fast täglich anders färben, so daß er oft von seiner nächsten Umgebung im ersten Augenblick nicht erkannt wurde.

Durch barocke Einfälle seine Hofgesellschaft zu blühen und perfizieren, war ihm überhaupt ein ganz besonderer Genuß.

Eines Tages bei einer großen Tour sagte er jedem der Anwesenden mit geheimnisvoll-fremdlicher Miene ein paar Worte ins Ohr, welche verborgene Geister hervorriefen. Nachdem der Herzog sich zurückgezogen, traten die Gäste zusammen, und fragten einander, was der hohe Herr ihnen gesagt habe. Anfanglich wollte keiner mit der Sprache heraus, endlich aber sagte der erste: „es ist unbegreiflich, aber mir hat seine Hoheit höchst anständig: eins, zwei, drei! zugeflüstert.“ Mir rannnte er mit wichtiger Miene: „vier, fünf, sechs! ins Ohr.“ rief der zweite, „und mir: sieben, acht, neun!“ lachte der dritte, und so zeigte es sich, daß der Herzog, immer weiter zählend, die leeren Kourgespräche auf diese Weise hatte perfizieren wollen.

Des Herzogs reiche geistige und künstlerische Anlagen waren durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet worden, und der Drang nach Beschäftigung dieser Gaben machte sich auf verschiedene Weise geltend. So schrieb er unter dem Namen „Athenion“ oder ein „Jahr in Arkadien“ eine Sammlung von Gedichten und Zählreihen, welche großes Talent, aber Mangel an Konzentration zeigen, dann wieder einen Kunstmann: „Pantomime“, der unvollendet geblieben ist, und ergoß Geist, Gemüt und Phantasie in Briefen, namentlich an den ihm kongenialen Jean Paul.

Am glühendsten aber liebte er die Tonkunst, für welche er eine besondere Begabung besaß, und um welche er sich nicht geringe Verdienste erwarb. Er war ein vortrefflicher Liedertoniomer, der durch die Mollheit, mit welcher er die Empfindungen des Dichters in Tönen wiedergab, sowie durch reizvoll harmonisch durchwachte Melodien sich vortrefflich auszeichnete. Ja er hatte sogar eine Oper geschrieben, aus welcher, wie Kerner versichert, das feinste Kunstgefühl und die edelste Originalität hervorstechen, die aber, seinen Grundgedanken und seiner beschriebenen Gesinnung gemäß, der Öffentlichkeit vorenthalten blieb.

Die natürliche Folge dieser Neigung und Vorliebe des Herzogs zur Musik war die achtungsvolle und liebenswürdige Behandlung, welcher sich die Künstler seinerseits zu erfreuen hatten, verbunden mit den aufmerksamsten Beachtungen und der verständnisvollsten Teilnahme an ihren Werken.

Wie dem Herzog nicht leicht eine auf dem Kunstgebiet neu auftauchende bemerkenswerte Erscheinung entging, so war er auch auf den jungen wiederjünglichen Karl Maria von Weber durch dessen Kompositionen und Schriften aufmerksam geworden, und lud ihn, welcher sich gerade in Leipzig befand, mittels eines äußerst liebenswürdigen, geistreichen Briefes, zu längerem Besuche in Göttingen ein.

Nicht minder der Ruf des Herzogs, wie die fast unübersehbare Fülle der Einladung, veranlaßte Weber, derselben nachzukommen, und so traf er Ende Januar 1812 in Göttingen ein, wo er, im Namen des angeblich abwesenden Herzogs, von dessen liebenswürdigem, ebenfalls sehr musikalischem Bruder, dem Prinzen Friedrich, empfangen wurde.

Die kleine freundliche Residenz beherbergte damals nicht wenig berühmte, für Künstler anziehende Persönlichkeiten.

An der Spitze der ausgezeichneten, viele Virtuosen enthaltenden herzoglichen Kapelle stand der große Ludwig Spohr, dessen Gattin, ein Gothaer Kind, die vortreffliche Harfenwirtin Dorette Scheller war. Spohr, der als Mensch seines altzeitlichen Bewusstseins, dessen Wissens und Aufstrebens wegen, weder am Hofe noch in der Stadt beliebt, wenn auch als Künstler hochgeschätzt war, empfing Weber, den er eigentlich nur als höheren Dienstboten gelten lassen wollte, und von dem er fürchtete, daß er ihm beim Herzog Abbruch thun könnte, mit stülpischer Gerabstung. Wie abfällig Spohr später selbst über den „Freischütz“ urteilte, ist bekannt.

Desto freundlicher wurde Weber von dem Cellisten Schick, dem Lehrer des Herzogs, und von dessen Gattin, der berühmten Violin-Virtuosin Strina-Sacchi aufgenommen.

Im Hause des Ministers von Thüringen machte Weber die Bekanntschaft von dessen Bruder, dem großen, aber noch höchst liebenswürdigen Dichter Moriz von Thürheim, dem Autor der „Wilhelmine“ und der „Neie in das mittägliche Frankreich“, und bei dem Superintendenten Köstler traf er zufällig den Pfarrer aus Eutin, welcher ihn einst dort gestraft hatte.

So schloß es denn nicht an reißenden Beziehungen aller Art.

Wes aber wurde übertroffen durch den Empfang, der Weber seitens des Herzogs nach dessen Rückkehr zu teil wurde. Er fühlte sich völlig bezaubert durch die ihm höchst sympathische geistreiche Liebenswürdigkeit des hohen Herrn, und seine erste Eindrücke erstreckte sich eine Abwöhnung, sondern erneute und verstärkte sich, trotz mancher Schrecken und Eigenheiten, bei jedem späteren Beisammensein.

Während seines achtstägigen Besuchs ließ der Herzog Weber fast nicht von seiner Seite. Er speiste mit ihm, veranlaßte ihn, während er seine Gedichte recitierte, dazu die Begleitung auf dem Klavier zu improvisieren, oder ließ ihn mit Spohr zusammen spielen, wobei er wie in Versuchung zuhörte und nachher nicht genug Worte des Lobes und der Bewunderung finden konnte. Bis tief in die Nacht hinein mußte Weber dem Herzog Bruchstücke aus seinem Roman: „Künstlers Erbenwollen“, an welchem er damals schrieb, vorlesen, während der Herzog Weber

wiederum einen Stoß seiner Dichtungen übergab, um daraus die zur Komposition geeigneten anzuleihen.

War nun zwar der Umgang mit dem Herzog auch höchst anregend, so wurde Weber dadurch doch so erregt, daß er den nächsten Schlaf dabei einbüßte. Spohr, in seiner ruhigen, gefassten Weise, lachte ihn aus und sagte: „Wenn ich's mit dem Herzog so geistreich treiben wollte wie Sie, so könnte ich schon längst meinen Fiebelbogen mehr halten.“

Obgleich Weber sich vornahm, dies für die Zukunft zu beherzigen, so übte doch bei seinem nächsten Besuch, welcher auf dringende Einladung des Herzogs bereits im September desselben Jahres erfolgte, die faszinierende Natur des Fürsten die alte Wirkung auf den nervösen Künstler aus.

Weder seinen Empfang schreibt Weber an Nothling in Leipzig: „Den 6. kam ich hier an, wurde vom Herzog mit ausgeschiedener Liebe empfangen, bezog ein sehr liebliches Stübchen mit Ansicht ins Grüne im Palais des Prinzen Friedrich und ging den 8. mit dem Herzog nach Reinhardtsbrunn, wo meine Lungenflügel und Hände — durch Singen und Spielen — sich schon in Bewegung setzen mußten. Nun ist er ein paar Tage verreist, und ich benutze die Ruhe zu ruhigen Arbeiten. Er scheint ein großes Lusthaben zu haben, mich zu behalten. Ich glaube vielleicht alles frei und 1000 Thaler — das glaube wohl an, nebst gehörigem Urlaub!“

Es ist als ein Glück für Weber zu betrachten, daß es mit der dauernden Anstellung bei dem eben genannten wie ergänzlichen Fürsten, der trotz aller geistlich anregenden Liebenswürdigkeit eine Künstlernatur, wie die Webers, auf die Dauer völlig absorbieren mußte, nichts wurde.

In seiner Musiklosigkeit vermochte der Herzog nirgends lange an einem Orte anzuharren, und so mußte dem Weber ihn von Göttingen nach Reinhardtsbrunn, von dort nach Friedrichsroda u. s. w. begleiten und allen seinen Einfällen nachkommen. So kam er oft auf die barocke Idee, ein geistvolles Lied in einen Marsch umzuwandeln zu lassen, zu welchem er dann den Fiedlertrupp sprach und über den Kontrast herzlich lachte. Ja Weber ließ sich, dem Herzog zuziehend, sogar dabei, einige seiner eigenen Lieder auf die Weise zu — „heranzunehmen“, wie er es zu nennen pflegte, obgleich er sonst in solchen Sachen sehr streng war. Erh liebte es der Herzog, wenn Weber, während er selbst las, leise auf dem Klavier phantasiierte, wodurch er oft in eine bis zu Thränen gereizte Stimmung gebracht wurde.

Nicht bloß durch Worte, sondern auch durch häufige, teils solidare, teils wunderliche Geschenke aus seiner Marialienammlung suchte der Herzog seine Dankbarkeit zu bezeugen.

Im Geburtsort des Herzogs, in einem Hofkonzert war es, wo der besonders gut aufgelegte Weber die ganze Weltfährlichkeit durch sein wunderbares Improvisations-talent auf dem Klavier in Staunen und Entzücken versetzte. Die Herzogin hatte ihm das Menuett aus Don Juan zu Thema angegeben, und der Herzog sagte, um ihn durch die Schwierigkeit „zahn zu machen“, das Motiv des „Scherenscheiters“, eines damals sehr gebräuchlichen Volksliedes, hinzu.

Jedoch Weber hatte daran noch nicht genug; er nahm noch die Melodie eines vom Herzog komponierten Liedes auf, und verband und verschmolz die drei Motive auf die gewaltigste Weise, um sie endlich in einen brillanten Schlußsatz zu vereinigen.

Bei der Heimkehr von diesem Konzert hörten Weber und Spohr, als sie bei der Wache vorbeigingen, spanische Soldaten, welche die napoleonischen Kriegszüge hieher geführt hatten, Nationallieder singen, von deren Eigenart sie so gefesselt wurden, daß sie, trotz der kalten Winternacht, lange Zeit stehen blieben und zuhörten. Später hat Weber einige der hier vernommenen Melodien in seiner Preciosa verwendet.

Weder drei Monate war Weber der Gast des Herzogs gewesen, und mit ihm, wie mit seinesgleichen verkehrte, und nicht leicht wurde es ihm, zu scheiden. Allen er fühlte, daß dies geschehen müßte, da er in Göttinge Rufe zu ruhiger Arbeit nicht gefunden haben würde.

Der Abschied war von beiden Seiten sehr bewegt. Mit einem jener Billets, wie nur er sie abzufassen verstand, forderte der Herzog Weber fünfzig Friedrichsdor als „Honorar für Unterricht im Geist der Musik“, während Prinz Friedrich, ein geschmackvoller Sänger, für welchen Weber eine Gesangsstimm mit Chor komponiert hatte, ihm im Hing einen „funkelnden Diamanten für seine funkelnde Melodie“ verehrte.

• „C. M. v. Weber“ von M. H. v. Weber.

Erst zwei Jahre später, im September 1814, sollte der dritte und letzte Besuch Webers bei dem Herzog stattfinden, und zwar auf dem tiefsten Walde, an der rauschenden Tonna gelegenen alten Schloß Gräfenhain.

Weder seinen Empfang und Aufenthalt da selbst schreibt Weber an seine Braut Karoline Brandt in Prag: „

„Das uralte Schloß, in dessen schauerlichen Gemächern, beim Klappern alter Fenster und Thüren, ich hantle, umfaßt mich recht wohlthätig in seiner Stille und gibt mir im geistvollen Umgang mit dem Herzog eine gewisse gemüthliche Ruhe, in der ich recht viel zu arbeiten fähig wäre, wenn nicht gewisse anderweitige Gefühle mich hinwegzögen und sich gar lieblich zu dringlich in alles Denken einmischen.“

„Ich kuschelte herans mit einer gewissen ängstlichen Empfindung, die mich immer befaßt, wenn ich jemand lange nicht gesehen habe. Diese Furcht war aber ungegründet, denn der Herzog empfing mich so herzlich wie möglich. Von meiner dahigen Abreise wollt er nichts hören. Seine Güte und Liebe ist wirklich außerordentlich, und so anziehend und brillant sein Geist ist, so oft habe ich auch Gelegenheit, sein Herz zu betheuern, daß nur zu oft verkannt wird, da er allerdings zuweilen etwas scharf mit seinem Witz die Thorheiten anderer geißelt. Wenigen Menschen würde diese Einsamkeit behagen, in der sich der Herzog so wohl fühlt, und in der er nur die Menschen, die er gern mag, um sich hat. Ueberhaupt ist er mit seiner unendlich regen Phantasie überall zufrieden und zu Hause. Am liebsten sitzt er neben mir am Klavier und distilliert mir so gleichsam die Gefühle und Bilder, die ich in Tönen ausdrücken soll, so daß er ganze Gedichten erfindet und erzählt, während ich sie zugleich in Musik lege. So vergeht Tag auf Tag und ich kann darauf rechnen, jeden Abend durch eine neue Idee oder Ansicht bereichert, in meine Stube zu kommen.“

Nach dieser anmutenden Schilderung wird man annehmen dürfen, daß der Herzog viel von seiner früheren Harnbe und Musiklosigkeit abgelegt hatte, so daß dies letzte Beisammensein besonders wohlthunende Einbrüche zurückgelassen haben wird.

Manches in der Persönlichkeit des Herzogs erinnert an den jetzt regierenden, namentlich auch für musikalische und literarische Produktion so hervorragenden gebiegen Herzog von Sachsen-Rothburg-Gotha, dessen solchen erhellene Deutlichkeitsseiten das allgemeine Interesse erregen, während andererseits das menschlich schöne Verhältnis zwischen dem Herzog Leopold August und Karl Maria von Weber an die Beziehungen Ludwig II. von Bayern zu Richard Wagner gemahnt und verbietet, in das Gedächtnis der Lebenden zurückgerufen zu werden. Der Herzog starb 1822, vier Jahre vor Weber, dessen angelegentlichste schöpferische und Berufstätigkeit es zu einem Besuch bei seinem fürstlichen Freunde nicht mehr kommen ließ.



Die Wagner-Büste.

Eine heitere und lehrreiche Geschichte aus dem Leben.

Von Ernst Pasquell.

„Was ich ich, verehrte, schöne Frau! Sie gehen an dem Stadtheater vorbei, heute, wo Wagners Meisterfeier mit Emil als Walther von Stolzing so vielverheißend auf dem Zettel prangen? Ich bin starr vor Ueberraschung!“

„Es geschieht aus ganz natürlicher Ursache, Herr von Weidling,“ entgegnete lächelnd die also angeredete Dame, eine junge hübsche Frau in eleganter, doch nicht übertrieben moderner Toilette. „Ich bin auf dem Wege nach meiner Wohnung und muß an unserm Opern-Tempel vorbei. Uebrigens freue ich mich, Sie wieder in der Vaterstadt begrüßen zu können, denn Ihre stammenden Worte von vorhin sagen mir deutlich, daß Sie seit meiner Vermählung, also ein volles halbes Jahr, abwesend waren, also nicht wissen, was mit mir und meinem Gatten, den Wagner-Guthnachten vorgegangen ist. Um den alten Freund meines elterlichen Hauses sofort aufzuklären, teile ich

• „C. M. v. Weber“ von M. H. v. Weber.

Ihnen noch mit, daß wir heute unseren — Saydn-Abend haben und uns recht sehr freuen würden, Sie dabei als Gast in unserer Mitte zu wissen."

"Mein Staunen erreicht den höchsten Grad! Was ich höre, ist mir unfassbar!" entgegnete Herr von Weidling, ein schmaler Offizier. "Die herrliche Offenbarung des größten musikalischen Genies unseres Jahrhunderts, die wahrhaft wunderbare Darbringung seines herrlichen Interpreten unseres göttlichen Emil, die Fräulein Hanna von Bergla bezaubert über alles stelte, was je für die Opernbühne geschrieben, je auf derselben einem andächtigen Publikum geboten wurde, wird heute von Frau Johanna Sandardt einem Saydn — ein längst überwundener jopziger Standpunkt — nachgelegt!" Das begreife, wer kann — ich vermag es nicht!"

"Kommen Sie heute Abend zu uns und Sie werden die Ursache erfahren, mich versehen und uns Ihre Billigung gewiß nicht vorenthalten."

"Im diesen Preis würde ich Richard mitamt dem Emil für heute darangeben — wenn ich nicht zugesagt hätte, die Familie L. in ihrer Loge zu begrüßen. Vermag ich mich nach dem ersten Akt ohne Aufsehen zu entfernen, bin ich zur Stelle, denn meine Neugierde auf dieses unbegreiflichen Mädel's Lösung ist noch weit größer als meine Begeisterung für das Werk des Meisters von Bayreuth und unseres Heldentons urkräftig schöne Töne."

"Somit dürfen wir wohl auf Ihr Kommen rechnen, was mich und meinen Mann ungemein erfreuen wird. Im acht Uhr beginnt unser Abend, um neun laßt sich foyert, und nun — auf Wiedersehen, Herr von Weidling! Ich muß eilen, habe noch Mangel zu besorgen, um den lieben alten Vater-Mandir würdig bei uns feiern zu können."

Damit reichte Frau Sandardt dem jungen Offizier zum Abschied die seine behandschulte Hand und mit einem freundlichen Grüßen der schönen dunklen Augen entfernte sie sich.

Herr von Weidling blickte ihr noch eine ganze Weile nach, als ob er sich von seinem Staunen nicht erholen könne, dann schüttelte er bedeutend den Kopf und trat auf den von Menschen, Equipagen und Droschkas fröhlich verperrten Eingang des Stadttheaters zu.

Frau Johanna Sandardt war die Tochter, das einzige Kind des alten pensionierten Oberst von Bergla; sie hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und auf dem Piano eine Fertigkeit erlangt, die sie in die Reihe der hervorragenden Virtuosen gestellt haben würde, hätte sie ihre Kunstfertigkeit für die Öffentlichkeit verwerten wollen. Dabei hatte sie sich gründlichere Kenntnisse der musikalischen Kunst angeeignet, als der größte Teil der klavier spielenden Damen ihrer näheren und weiteren Umgebung. Dies und ihre stets mächtig auffassende Begeisterung, die alles mit sich fortriss, verbunden mit seltenen körperlichen Vorzügen, denen die Männerwelt sich hübsig denigte, hatten Fräulein Hanna von Bergla an die Spitze von allem und jedem Musiktreiben in den ersten Familien der Stadt gestellt. Ihr Urteil war immer und überall maßgebend und ihr Verständnis der Wagnerischen Tonkunst gab der allgemeinen Begeisterung für den Meister von Bayreuth einen festen Halt. Diese Begeisterung übertrug sich naturgemäß auch auf den Sänger, der mit einer wahrhaft herrlichen Stimme begabt, deren war, die schönsten Schöpfungen Wagners, den Lohengrin und den Walther den Stolzing dem Publikum zu verkörpern. Hierdurch wurde der Wagner-Kultus mit der Zeit zu einem fast göttlichen, bei dem man nur nach zweifelhaft sein konnte, ob er auch allgemein in erster Linie dem Meister oder seinem glänzenden Sänger-Interpreten galt.

Eine Folge hiervon war, daß man im Stadttheater am liebsten Wagner und seinen gottbegnadeten Sänger hörte, in den Salons nur auf beiden sprach, nur für sie schwärmte und — was bei solcher hochgradiger Begeisterung nicht ausbleiben konnte — über den Meister von Bayreuth der anderen großen Tonmeister ja ziemlich vergaß. Und das talentvolle, geniale und schöne Fräulein Hanna von Bergla galt als die Verkörperung dieser Schwärmer, welche die vornehmere musiktreibende weibliche Bevölkerung der Stadt ergriffen hatte.

Im März, am Tage des Frühlings-Anfangs, hatte die Hochzeit der begeisterten Wagner-Berehrerin stattgefunden. Der Glücklich, welcher die vorläufige Perle ihres Geschlechtes heimführen durfte, war der junge Dr. juris Adolf Sandardt, natürlich auch ein ebenso wahrer und leidenschaftlicher Musiker. Er spielte die Geige gleich meisterhaft wie das Klavier,

hatte dabei eine sehr hübsche Baritonstimme, sprach über Musik wie ein Professor dieser schönen Kunst und deßhalb zugleich eine erstaunliche Kenntnis der Musikliteratur aller Zeiten und musiktreibenden Völker.

Viele gleiche Leidenschaft hatte die beiden Wagnere des Musiklebens und Treibens der Stadt zusammengeführt und zugleich in ihnen eine andere noch weit schönere und höhere Leidenschaft geweckt, genährt und zur aerienartigen Flutlinie angestacht, die Wagners Fadel entzündet mußte, und dem auch am Tage des Frühlings-Anfangs vor dem Altar ihre ewige Betriedigung, oder süßerechter gesprochen, ihr „Finale appassionata primo“ finden sollte.

Das war eine Anfreugung in den musiktreibenden Familientreibern der Stadt, als der Tag der Hochzeit der beiden Spitzen ihres hochentwickelten Musikstums, der Priester ihres Wagner-Kultus bekannt wurde. Wie berieten sich die jungen Damen und Herren zusammenzufinden, in Gruppen, oder heimlich, paarweise, um zu beraten, wie man die Vermählung festlich-würdig feiern und besonders, was man den beiden als geistuelle Hochzeitsgabe widmen könne. Es konnte nur etwas Musikalisches, natürlich nur Wagnerisches sein und nicht wenig gedankenreich fallten sich die glänzenden Stimmen der jungen Schönen unter den zierlichen Köpfen — die ein Professor, sogar einer der Reichen! so unästhetisch „Trobdelhaar“ benannt hatte! — wie blickten ihre strahlenden Augen stehend in die Ferne um das Mögliche, allein für solche hohen und hohen Festtag, für solche bevorzugte Verlobung der edlen Frau Musik und des göttlichen Wagners Würdige zu finden! Und sie fanden es! Der Liebe zu dem jungen und wirklich lebenswürdigen Paar, der Schwärmerie für Wagner und dessen herrlichen Werken konnte die Lösung solcher Aufgabe auch nicht schwer werden. Dann ging man frisch und mit der nötigen Begeisterung aus Wert.

Doch seltsam! hatte man sich meistens im Verein, in musikalischen und anderen ständigen berufen und geraten, keine der Schönen sagte der anderen, was sie denn eigentlich geben wollte. Eine jede von ihnen glaubte die allerhöchste, die allerherrlichste Lösung erreicht zu haben, ein Gedanke, den nur die Güte der Tonkunst selber eingeben haben konnte und der erst dann der kühnen Freundschaft, wie dem glücklichen Paar in seinem ganzen Glanze sich einklinken sollte, wenn Wagners Fadel ihn ins rechte Licht stellen würde.

Und der Tag der Vermählung kam heran und mit ihm die ja eifrig geplanten, verwirklichten herrlichen Hochzeitsgaben — nebst ganz neuen Lieber-tschungen.

Es war am Tage vor der Hochzeit, am Morgen, der die Oberst von Bergla, die Tochter Hanna und Kousine Trudchen, ein munteres hübsches Mädchen, die nach Hannas Verheiratung dem Hausstand des Doktors vorziehen sollte, hatten geträumelt und der Brautvater zündete die braungerauchte Meer-schammpfeife an, um bei den aufsteigenden Dampf-wäldchen so recht gemütlich seine Zeitung zu lesen.

Fräulein Hanna erwartete die Modistin und die Kleiderflickerin, um die letzten Anordnungen für die Toilette des hochwichtigen Tages zu treffen. Der Oberst hatte seiner talentvollen und ruhigen Tochter volle Freiheit gelassen, ihren künstlerischen Neigungen zu leben, wenn er sie auch oftmals mit recht berben Scherzen über ihren Wagner-Kultus neckte, den er mit Vorliebe als „hyperbaltisch“ bezeichnete. So vermochte er auch jetzt, da Hanna recht ungeduldig über das Ausbleiben der beiden sehr wichtigen Persönlichkeiten wurde, die neckische Frage nicht zurückzuhalten, was die „Tonart“ des Brautleibes — um das er sich bis jetzt nicht im mindesten gekümmert hatte — endlich festgelegt sei; ob es im Gesdchstil der Meisterfinger, oder nach Brabanter Maliven (Elsa tamponiert werde?

„Erraten, du bayer — du lieber Papn!“ hante Hanna, heiter auf den Scherz eingehend, geantwortet, zugleich fiel sie dem alten Soldaten um den Hals und küßte ihn, trotz Warl und Tabakdampf, herzlich. „Guten, das glückliche Bräutchen des finger-nudigen Siegers Walther hat die Native dazu geliefert — Elsa, als unglückliche Braut, erschein mir nicht geeignet dafür, wenn auch die Brabanter-Spigen-Native nicht fehlen werden. Und damit du weiter noch erfährst, woran du erst beim Eingang der Rechnung eine Abnung hast,“ fuhr sie mit geheimnisvollem, doch höchst bräutigam Tan und Mienenspiel fort, „ja vertraue ich dir noch, daß ich mir meine Brauttsche eigens von einem Schuhstüßler habe annehmen und anfertigen lassen, der da — Sachs heißt! Lieber seinen Varnamen: Din ich hinweggegan-

gen aus Furcht — er könnte nicht der richtige sein. — Ah!“ rief sie plötzlich freudig lachend auf, denn dranhin klingelte es. „Endlich kommen sie!“

Und sie kamen! doch nicht die erwartete Modistin, oder die Konfektionsdame, dafür ein Diener in Vorre, der einen ziemlich großen Gegenstand, leicht in Seidenpapier gehüllt und ein zierliches Briefchen lag. Das verhielte etwas stellte er auf den Tisch, das Briefchen reichte er dem Fräulein, mit einer schönen Empfehlung von der Familie L., dann suchte er, unter recht ungeschickten Windungen rückwärts schreitend, wieder die Thüre zu erreichen, jult als ob er irgend eine Antwort oder auch irgend ein gewisses anderes etwas erwarte. Da bräute der Oberst dem Jägernden im Gesicht in die Hand — und hinaus war er! im selben Augenblick, als Hanna, welche mittlerweile die Hülle von dem Gegenstande gelöst hatte, mit einem Reudenton ausrief:

„Ah! — eine Wagnerbüste!“ — Wie sinnig! und wie lieb von den Lichen, mir gerade die Büste meines Verlobungskomponenten als Hochzeitgabe und Aussteuer zu verehren! Schan nur her, Papa, wie schön und wie ähnlich!“

Es war in der That eine lebensgroße Büste Wagners in Eisenmaße, nach dem Modell des Professors Humbusch. Während Hanna bereits laut und fröhlich den Platz in ihrer neuen Wohnung für das schöne Hochzeitselement ansuchte — über dem Piano? — oder an dem Schrempf über dem Sofa? — betrachtete der Oberst mit einem eigentümlichen Lächeln das gipferne, mit Zierat getränkte Kunstwerk, wobei seine verstaubten Wände oft zu Hanna hinübergeschweiften. Da rief diese plötzlich und recht vorwurfsvoll:

„Aber, Papa! komme doch mit deiner gastigen Pfeife dem herrlichen Stoffe nicht so nahe!“

„Ich bringe deiner Vollheit zu mir die erste Veränderung dar,“ antwortete der Alte mit einem recht ironischen Brummen sich entschuldigend.

Da klingelte es schon wieder. Doch diesmal brachte das Stubennädchen ein großes vierediges etwas, das verpackt, in das Zimmer, das draußen mit einer Karte abgegeben worden war.

„Herr Daniel von D.“, las der Oberst und Hanna, die mit größter Behendigkeit die Hülle gelöst, rief, die Karte vor Freude zusammenklappend: „Sein Bild!“ — O, diese wundervolle Photographie — und der sojäre Rahmen, wie er sich übrigens auch für den großen Meister ziemt.“

„Nichtig, sein Bild!“ — und noch dazu mit der altdeutschen Samtmähne,“ ergänzte der Oberst die Worte seiner Tochter. „Nun sind die zwei Schrempf-plätze über dem Piano und über dem Sofa besetzt — wenn nicht noch besseres nachkommt.“

Die wirklich schöne Photographie des Meisters, ein Brustbild in halber Lebensgröße, in reichem geschmackvollem Barockrahmen, prangte bereits — doch vor der Hand nur auf dem Sofa, wohin Hanna sie gestellt, die nun wenige Schritte davon entfernt, mit unglücklicher Kennerniene den richtigen Standpunkt suchte, um sie nach Gebühr bewundern zu können.

Doch mittlerweile hatte das Mädchen noch ein zweites verhieltliches etwas, dem früheren durchaus ähnlich, heringebracht, das gleichzeitig mit dem ersten und einer anderen Karte abgegeben worden war.

Von den beiden Fräulein von D. — und ganz bestimmt das Gegenstück,“ sprach der Oberst, der die Karte in Empfang genommen und geleitet hatte. Diesmal war von Hanna die Hülle mit einer sicher-haften Hant gelöst worden und jetzt stieß sie einen wahrhaft begeisterten Indruf aus. Eine zweite gleich große Photographie in gleich reicher Umrahmung war nun vor ihr gekommen, doch diesmal war es kein Porträt, sondern ein vollständiger, sogar sehr stattlicher Lohengrin in silberglänzender Mähnung.

„Die gute Anna — die liebe Unse!“ rief gerührt die glückliche Hanna. „Ich ahnte, daß sie mir das Parität unseres Emil in der silbernen Mähnung bescheren würden, als Erinnerung an die schönen Tage, wo wir uns ja frohmutig und begeistert um diese Ausstattung unseres Heiden bemühten. Wie herrlich, wie wunderbar!“

„Wenn das so fortgeht,“ brumnte der Oberst mit seinem verdächtigen Lächeln — und es scheint so, denn es klingelt schon wieder! — ja wirst du bald ein ganzes Wagner-Museum bekommen und nachher Ehren- nach andere Plätze — nicht einmal Wände genug haben, um dessen Kunstwerke aufstellen oder hängen zu können.“

Doch es war keine neue Hochzeitgabe, die jetzt in dem Zimmer erschien, sondern Trudchen, die freudig erregt rief: „Die beiden Damen sind da! ich führe sie in dein Zimmer. — Lasse uns nicht zu

lange warten!" Und ohne den drei herrlichen Kunstwerken eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, eilte sie auch schon wieder durch eine Seitenthüre davon. In seiner Todtstube, der Skulptur folgen wollte, sagte der Oberst noch beruhigend:

"Geh, mein Kind, geh! Was da noch für dich kommen wird — und es kommt! — werde ich nicht gebührendem Respekt und Reue in Empfang nehmen und es einwilligen so inmitten als möglich anstehen zu lassen. Wache dich selber auf Liebererwartungen gefaßt."

Hanna war ihrer Kousine gefolgt und fand in ihrem Zimmer die Modistin und die elegante Vorsteherin eines Konfektionsgeschäfts. Die vier Damen hatten nun vollstündig und hochwichtiges zu thun, zu probieren, zu besprechen und dauerte diese Konfektion: wohl eine gute Stunde. Und die arme — glückliche Braut mußte bleiben, alles mit sich geziehen lassen, während draußen die Klingel in einem fort erkante: es war, als ob einer dem andern sie in die Hand gebe! "Papa hat recht geahnt," sagte sich Hanna, "wenn jedes Klingeln ein Hochzeitsglocken angelündigt, so wird es an Liebererwartungen nicht fehlen."

Und die Liebererwartungen waren da. weit größere, als Fräulein Hanna erwartete, die sie indessen mit einiger Ueberlegung wohl hätte voraussehen können. Was mußte die glückliche Erblichen, als sie wieder zum Papa, der sie mit lauten Worten empfing, in das Wohnzimmer trat?

Da standen auf dem Tische in einer Reihe sechs — sage: ein halbes Duzend Wagnerbüchsen in der bekannten Größe und Form in ihrer weiß-gelblichen täuschenden Eisenbeimittlung, und vor den großen Köpfen des großen Meisters prangte mindestens ein volles Duzend Statuetten Wagners, Vohengrins, weiß und bunt bemalt, in derselben Eisenbeimittlung, in Porzellan, Bismut und Terrakotta, sogar in Papiermaché mit Boubons gefüllt! und dazuwischen wieder eine ganze Kollektion kleiner, wunderhübscher Büstchen des Meisters, mit und ohne Postament, allerhöchste Wipps, die sich prächtig auf den Tischen, Kommoden der begeisterten Wagner-Verehrer ausnehmen mußten. Doch es kam immer noch besser! Das ganze Sofa war bedeckt mit Photographien des Meisters, mit und ohne Wagners, in allen Größen und Stellungen und in den reichsten Gold- oder bunten Phantasierrahmen. Dann war Mahisried, das Arbeitszimmer und Allerhöchste des Meisters zu schauen, daß der göttliche Wagnererfinder Emil als Vohengrin, als Wagners von Stolz, wie im Kleide eines gewöhnlichen Sterblichen in mehreren Exemplaren nicht selbst, war leibhaftig! Die Freunde, Verehrer der jungen Wagnerenthusiasten mußten die sämtlichen kunstgewerblichen Magazine, alle photographischen Niederlagen ausgetastet, sie von ihren Wagners und Emil, Vohengrins und Meisterfingern Kunstwerken betritt — rein ausgeraubt haben!

Und es war immer noch nicht Alles! Vor dem Sofa lag ein kunstvoll gefalteter Teppich mit Vohengrin und Elsa in der Brautnacht und dem Liebesseufzer des Schwannenvitters:

"Als eine Blume, duftend auf der Wiese,
Will ich entzückt mich beugen deinem Tritt!"

Und auf einem der Stühle prangte ein Sofa-Kissen mit den herrlichen in Gold und Farben hineingewaschenen Verle:

"Atmet du nicht mit mir die süßen Düfte?
Fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin!"

"Da hast du dein Wagnermuseum," sagte der Oberst, auf die sinnigen Hochzeitsgaben deutend, mit tragi-komischer Miene zu seiner Tochter, die zwischen all diesen Wagnerherrlichkeiten stand, nicht wissend, ob sie weinen oder lachen sollte. Ihre fröhliche Natur entschied sich indessen bald für letzteres und in ein helles Lachen ausbrechend, in das sich nur eine ganz kleine Verlegenheitsnuance mischte, enteilte sie dem, in der That schon jetzt zu einem Wagnermuseum gewordenen Wohnzimmer, dem Vater noch unter der Thüre zurufen:

"Ich klicke mich zu Adolf, was noch kommt, magst du über dich ergehen lassen." Damit war sie verschwunden, den Oberst in einer Laune zurücklassend, die sich bald in einer unbändigen Seiterkeit, bald in grimmigem Weger und derben Flischen Luft machte. "Das kommt davon!" brumpte er endlich. "Ich hätte es ihr voraussetzen können — sie hat's gewollt und auch verdient. Na, wer weiß, was es gut ist."

Da schellte es schon wieder — sogar zweimal hintereinander mit verschiedenartigem Handgriff.

(Schluß folgt.)

Sine Primadonna in der Klemme.

Ein sehr elegant gekleidetes Ehepaar passierte eine der engern Straßen der französischen Hauptstadt.

Der Herr galt als reiches Bankier und seine Frau, vormals ein Stern der großen Oper in Paris, trug den Reichtum ihres Gatten gebührend zur Schau, hatte aber auch die brüsten Manieren ihres Gatten — eines Barbenus — teilweise zu den ihrigen gemacht. Da kommt ein junger Dragonerleutnant eilig aus seiner Wohnung und schlägt die Richtung nach der Kaserne ein.

Aus dem Fenster des Hauses gegenüber grüßt ein hübscher Mädchentopf; der Offizier salutiert, entzündet nach oben blickend — und im selben Augenblicke, rasch: zerreißt einer seiner Sporen das Kleid der Bankiersfrau.

"Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Gnädige!" rief bestürzt der junge Mann. "Ich bin untröstlich über den angerichteten Schaden; hoffentlich läßt er sich wieder gut machen."

"Nicht doch, mein Herr!" gibt ihm die gewesene Diva haech zurück. "Die Schleppe ist vernichtet, das Kleid ist ruiniert."

"Sie müssen den Schaden ersetzen," setzte der Gemahl hinzu.

"Das werde ich," versicherte der Leutnant, "hier meine Adresse," und er zog sein Kartentischchen; indessen das präparierte Mäddchen ward von dem Bankier zurückgeführt, welcher sagte:

"Erst bezahlen Sie, oder wie lassen Sie nicht fort."

"Aber ich bitte Sie, der Dienst ruft mich. Wenn ich zu spät komme, trifft mich strenge Strafe. Wieviel beträgt denn der Schaden?"

"Das Kleid ist neu," sprach die Dame ernst, "ich trage es zum erstenmal und muß daher seinen vollen Preis, fünfhundert Franks, verlangen."

"Fünfhundert Franks!" rief entsetzt der Kriegsmann. "Mein Jahresgehalt beträgt kaum soviel."

Schon hatte sich ein Kreis von Vorübergehenden gebildet, welche dem Geschehnde zuhörten.

"So muß ich verlangen, daß Sie sich mit uns zum Polizeirichter begeben," meinte die Dame.

"Aber Sie bringen mich in die peinlichste Verlegenheit," flüchte der unglückliche Dragoner.

Man parlamentierte noch ein wenig, aber das Ehepaar blieb unerbittlich und drohte mit Anklage. Der Leutnant mußte endlich den Weg zum Polizeirichter antreten.

Dieser war unbefähigt, schon nach wenigen Minuten hatte man ihn den Fall vorgetragen. Er entschied kurz und bündig:

"Der Herr Leutnant muß zahlen, da bleibt nichts übrig."

"Sofort zu zahlen ist mir unmöglich," versicherte der Herr Leutnant, "und ist der Preis nicht zudem ein sehr hoher?"

"Jeder kann nach Belieben seinen Preis für sein Eigentum stellen," sprach der Richter; "übrigens würde ich selbst den Kläger raten, menschlich zu handeln und den Offizier nicht in Verlegenheit zu bringen."

Ein Beifallsgemurmel ertönte von den Bänken des verammelten Publikums.

Der Bankier flüsterte einige Zeit mit seiner Frau; er schien zur Milde geneigt zu sein, aber sein Fureden ward mit energischem Kopfschütteln zurückgewiesen.

"Das Recht möge seinen Lauf nehmen," rief endlich ärgerlich die Frau. "Herr Richter, ich bitte, das weitere zu veranlassen."

Einem Augenblick. "Nag eine tiefe Bahtimme dazwischen, und ein alter Herr, mit vielen Ordensbändern gekrönt, trat vor den Richter."

"Ich bin der pensionierte General Carpentier, Herr Leutnant, wollen Sie die fünfhundert Franks als Verlehen von mir annehmen?"

"Wie dürfte ich das, General," fragte der junge Mann, "ich bin vielmehr in meinem ganzen Leben nicht im Stande, das Geld zu beschaffen."

"Sie werden es mir bald wiedererstatteten können," meinte der General und sagte dem Dragoner einige Worte ins Ohr.

Das Gesicht des Angeklagten hellte sich schnell auf. "Ich nehme das Darlehen an," sprach er, die ihm von dem alten Herrn dargereichten Kassenscheine an die Dame übergebend.

Dieselbe wollte, ihrem Gemahl den Arm gebend, den Gerichtssaal verlassen.

"Nur eine Kleinigkeit noch," rief der Offizier. "Ich bitte den Herrn Richter, mir zu meinem Eigentum zu verbleiben."

"Wie so?" fragte der Polizeirichter.

"Das Kleid gehört jetzt mir, ich habe es bezahlt."

"Es soll heute noch an Ihre Adresse abgefaßt werden," bemerkte wegwerfend die Frau.

"Nicht doch, meine Gnädige, auch ich bin wie Sie zu dem Verlangen berechtigt, daß die Sache sofort abgemacht werde. Wollen Sie mir gefälligst mein Eigentum übergeben? Ich habe Gile."

Mit Mühe ward das im Zuhörerraum entsetzte Publikum unterdrückt.

"Aber ich kann doch hier im Gerichtssaal mein Kleid nicht ausziehen!" rief purpurrot die vormalige Vahnenkäuferin.

"O, es ist jetzt mein Kleid," entgegnete kaltblütig der Offizier.

Der Mann versicherte nochmals verlegen, daß das Kleid sofort zugestanden werden solle, denn es könne doch nur ein kleiner Ederz sein, daß seine Frau zur Entkleidung hier im Gerichtssaal aufgefodert werde.

"Ich scherze nicht im geringsten," versicherte der Offizier, "und bitte den Herrn Richter jetzt mehrerlei, nimmst das weitere zu veranlassen."

Der Richter winkte dem Gerichtsdienner, einem bärbeißigen alten Edmannsbart, der mit militärischem Paradeschritt auf die Dame losmarschierte. Die Geister teilte im Zuhörerraum wuch.

"Das Verlangen ist berechtigt," sprach der Richter trocken, "der Offizier kann die sofortige Entgegennahme seines Eigentums beanspruchen. Weigern Sie sich dessen?"

"Natürlich," knirschte die Frau, "nie und nimmermehr werde ich hier mein Kleid ablegen."

"Halt," rief der Kaufmann. "Ich kaufe das Kleid zurück. Hier sind die fünfhundert Franks wieder."

"Das genügt nicht," antwortete der Dragoner, die ihm dargebotenen Scheine zurückweisend. "Jeder kann nach seinem Belieben einen Preis für sein Eigentum machen. Das Kleid kostet mich wahrscheinlich fünfzig wegen Dienstverhältnisses, sobald die Gerichtsfrist des hohen verlorenen Prozesses. Ich verlange zweitausend Franks."

Die Zuhörer lachten laut, der Richter gebot energisch Ruhe, und erklärte:

"Die Forderung ist unverhältnismäßig hoch, in dessen die bestagte Partei braucht sie nicht anzunehmen. Die Dame kann ja auf den Zurückkauf des Kleides verzichten und dasselbe hier lassen."

"Zweitausend Franks — das ist unerschämlich!" schrie die ehemalige Diva wütend.

"Keineswegs," erwiderte höflich der Leutnant, "auch gedente ich nicht etwa einen Profit bei dem Geschäft zu machen. Der ganze Ueberdich, welcher mir bleibt, soll dem Militärwaisenhaus zu gute kommen. Mit Rücksicht hierauf erhöhe ich unumkehrbar den Preis für mein Kleid auf viertausend Franks!"

Der Bankier zog die Priestsche, sein an sich gutes Gemüt gewann die Oberhand: "Sie werden das thun, was ich zu thun beabsichtige, Herr Leutnant; hier sind viertausend Franks. Die Aktion ist teuer, aber sie wird auch ihr Gutes haben."

Und würdevoll sprach der Richter: "Die Verhandlung ist, nachdem sich die Parteien gütig geeinigt, geschlossen."



Ein Wort über die Musik der Ungarn.

Von
Adam Töfler.

Der elegische Schmerz, der in der Musik der Ungarn vorwaltet, bleibt für den Fremden eine auf-fallende Erscheinung. Man weiß sich's nicht zu erklären, wie das weiche Weh und die zarte Klage zu dem tiefen Schwerte kommen. Man erwartet lyrischen Trost und findet den anmutigen Schmerz düstender Bechmut.

Man kann sich sogar des Gedankens einer Monotonie nicht erwehren, denn überall schimmert die Klage und der verhaltene Seelenmühs hervor. Die Geschichte Ungarns und der Charakter der Ungarn können den Grund dieser Erscheinung allein aufklären.

Ungarns Geschichte ist mit Blut bedingt. Die Wahlstatt ward, wenn auch der Sieg seine Fahnen

aufspante, mit Thränen betaut. Um seinen rüstigen und siegreichen Arm wand sich der Tränenflor. Der Trost, den der trostlose Mut darbot, reichte nicht aus. So wurde der Schmerz, in dem Herzen der Magyaren zu einem stehenden Thränenhalter, auf dem der süßliche Mut schwammartig seinen Umgang hält. — Die Erinnerung ließ den Thränenhalter wie austrocknen. Wenn das Schwert sich in dem klaren Wasserpiegel erblickte, so trat ganz unwillkürlich die Begegnung mit der stolzen Waise, und hielt ihr ernstlich ein Momento mori vor.

Der Charakter des Ungarn ist feierlich und ernst, man kann ihn sogar mitunter monolog nennen. Diese Monologie hat jedoch etwas Großartiges.

Die Einschnitte, die seine Geschichte in der früheren Zeit erlitt, als noch der Halbmond gegen das heilige Kreuz kämpfte, blühten lange nach und liegen in dem Gesichte des ungarischen Nationalcharakters eine Welle zurück, die unverwundbar den Stempel erster Melancholie an sich trug. Die Ereignisse haben den klaren Horizont Ungarns mehr als einmal eingeblüht und diesem schönen Reiche den Aufbruch einer schottischen Landschaft gegeben. Ossian's Helben sind süß und erhaben, dessen ungeachtet aber weicht selten der Schmerz von ihrer Seite. Auch Ossian's Lieder sind in süße Wehmuth getaucht, das manologische bricht überall hervor, allein diese Monologie greift in das großartige dramatische Kriegesleben wie störend ein. Die Musik des Hochlandes hat gewisse stehende Töne, gewisse stereotype Motive, die sich alle dem zarten, aber tiefen Seelen Schmerze zuwenden, die man aber gern hört, bei denen man mitweint, unter dem Weinen aber doch nach dem müßigen Entschlusse sich umsieht, der als ein St. Johannis am Jordan stehend, Gedanken und Gefühlen die Weisheit erteilt.

Die Parallele zwischen der hochländischen und ungarischen Musik ließe sich noch weiter ausführen. Man würde jedoch den Unterschied zwischen Melodie und Harmonie genau zerlegen, man würde sich auch dabei über die Musik der Alten, die mehr melodisch als harmonisch war, ergeben, und sich tief in das Gebiet der Konfession verirren müssen, was außer den Grenzen dieser aphoristischen Betrachtung liegt. Es genügt uns, hier in den Ossianischen Klängen, in der hochländischen Musik ein Simile aufgestellt zu haben, das auch durch die Geschichte des Hochlandes seine Erklärung erhält. Die Sitten der Schottlands waren anfangs eine Waisenszeit, die später zu einem großen Friede wurde. Auf Friedrichs Hof wohnte der stille Schmerz. Der Geschichtsforscher wird uns verstehen, der nur schlagendste Leser kann Walter Scott's vielgelesene Romane nachschlagen. Die Dichtung wandert hier Hand in Hand mit der Geschichte.

Der dunkle Hintergrund, den der Verfasser des „Waverley“ seinen Romanen gegeben hat, ist kein Phantasiefeld. Wenn sich der schwerwiegende Ernst in dem Charakter eines Volkes historisch festgesetzt hat, so weicht er nie wieder daraus. Die Musik wird seine Dolmetscherin. Der Nachhall schmerzlicher, wenn auch großartiger Erinnerungen, gibt den Tönen einen düstern Klang, er drückt, wenn gleich still und Freude neben ihm wohnen und die Gegenwart unter Regen und Luth im Alter dauert, elegischer als Zeiten und Zeiten hervor. Dies ist der Fall bei den Magyaren, die unter den glücklichen Verhältnissen, unter der gegenwärtigen Regierung die Trauer von Mähars und was dem ähnlich, noch nicht vergessen können und nie vergessen werden.

Der Ausländer wird nicht müde, ihre weichen, zarten Töne zu bewundern und das in so vieler Hinsicht ganz originelle Volk ist auch in Hinsicht seiner Musik rein eigenständig.

Mag es immer diese schöne Eigenständigkeit bewahren. Wenn der Gros, der echte Repräsentant der ungarischen Poesie, als Sieger verwundet heimkehrt, ja zient es der Elegie, der barmherzigen Schwester des Geliebten, des tapferen Bruders Leid zu stillen. Fällt der Krieger im Kampfe für König und Vaterland, so weint sie still an seinem Grabe. Betrachtet man die ungarische Konfession aus diesem Standpunkte, so wird man sie begreifen.

zugesagt, unter diesen Brohm's, Joachim, d'Albert, Jul. Klengel und Hermine Spich. An größeren Chorwerken sind vorerst „Johanna“ und „Paradies und Peri“ in Aussicht genommen. Der große Erfolg, den das erste dieser Feste vor drei Jahren in Ansbach genommen, wird dies Jahr durch erweiterte Dispositionen zweifellos überholt werden, um so dem musikalischen Leben in unserer schwäbischen Residenz, in unserer Lande, wachsende Bedeutung zu verschaffen.

— Professor Ernst Rudorff in Berlin wurde mit dem Ritterkreuz des künftl. portugiesischen Christen-Ordens dekoriert.

— Musikdirektor und Domorganist Reintaler in Bremen hat seine öffentliche künstlerische Thätigkeit aufgegeben und sich ins Privatleben zurückgezogen.

— Dr. Hermann Petzsche, der auch in weiteren Kreisen wohlbekannte Komponist vieler Männergesangs-Ghären u. a., verstarb am 28. Januar in Leipzig im Alter von 82 Jahren.

— Meinesdies Oper „Auf hohen Befehl“ hat im Dresdener Hoftheater bereits eine zweimalige Aufführung erlebt und sich unbedingten Beifalls erfreut.

— Ein bisher noch gänzlich unbekannt gebliebenes Bühnenwerk von Albert Döring, die komische Oper in 3 Akten „Galanova“, wird in der ersten Hälfte des Februar durch den Berliner Opern-Berein (Dirigent: Georg Wied) im Konzerthause unter Mitwirkung hervorragender Solisten zur Aufführung kommen.

— Dem russischen Komponisten Peter Tschaikowsky in Moskau wurde vom Kaiser von Rußland eine jährliche Pension von 3000 Rubeln auf Lebenszeit bewilligt.

— Der Wiener Männergesangsverein hat beschlossen, einer ihm zugegangenen Einladung folgend, in London im nächsten Juni drei Konzerte zu Wohlthätigkeitszwecken zu veranstalten.

— Am Konservatorium des Prof. A. Schwanke in Berlin ist eine Klasse für Klavierunterricht auf der v. Jankó-Lavallat eingerichtet und der in gemischte Gesänge als Leiter derselben genommen worden.

— Gounod's neue Oper, welche er für den neuen Direktor der „Opéra Comique“ für 1889 schreibt, soll, wie verlautet, „Charlotte Corday“ heißen und nach Bouffar's gleichnamigen Drama gearbeitet sein. Die Librettisten Schwebre und d'Emery schreiben den Text.

— Bianca Bianchi feiert gegenwärtig in Moskau große Triumphe.

— Der heutigens Gesangsverein in Rosen hat die so selten gehörten „Cantata von Goethe's Faust“ von Schumann zu gelungener Aufführung gebracht. Den Hauptparten ausgenommen, die übrigen Solopartien Fr. Oberbeck und die Herren Rolle und Kirchner aus Berlin — sämtlich mit Erfolg. Der Chor besonders war vorzüglich. Eine solche musikalische That verdient Erwähnung.

— Die Schachspieler Jannaschek hat den in unserer Nr. 2 erwähnten Prozeß gegen den Hotelier in Newport gewonnen. — Es wurden ihr nicht weniger als 12000 Dollar Schadenersatz anerkannt.

— Köln. Das stehende Hitzkonzert erhielt ein besonderes Interesse durch die erste Aufführung eines größeren Werkes für Chor, Soli und Orchester von Bruno Kessel: „Schweffertreue“, ein Schwanenmärchen von B. Blüthen. Die der romantischen Richtung entropfene Tondichtung, welche einen durchschlagenden Erfolg erzielte, ist ebenso poetisch, als bei allen harmonischen und instrumentalen Effekten und Reizen leicht verständlich und spricht den blühenden Melodienreichtum aus, der in all den reizenden lyrischen Liedern Kessels untersteht. Es ist — mit wenig Worten gesagt — eine durchaus fein organisierte Schöpfung von großer Mannigfaltigkeit und poetischem Reichtum, eine Schöpfung, deren Bekanntheit sich für alle Konzerteinstände, welche besonders über einen tüchtigen Chor verfügen, reichlich lohnt.

Im Stadttheater in Köln sind nun auch die „Sieben Schwaben“ erschienen. Da sie aber von ihrem bekannten Privilegium allzudeckenden Gebrauch machten und der Musik die Originalität und liebenswürdigen Reize früherer Schöpfungen Willkürs leinewegs innewohnen, gelang es der sog. Volksober nicht, einen nennenswerten Erfolg zu erzielen.

— Die drei Pintos. Am 12. die Oper in drei Aufzügen von Karl Maria von Weber. Hinterlassenes Werk, endlich neu bearbeitet von dem Enkel des Meisters, A. G. Karl Maria von Weber, musikalisch von G. Schaller, Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters.) Wer in Weber'schen Melodien schwelgen wollte, der mußte am 20. Ja-

nuar nach Leipzig pilgern, wo im dortigen Stadttheater die obengenannte Oper zur erstmaligen Aufführung gelangte. Es war eine wirksame Herzensfreude, sich dieser Stromflut entzünden schöner Melodien, bald schmücklich, bald übermäßig frühlich, dann wieder feinn, stellenweise ergreifend, überall so sonnen. Dazu eine, wenn auch einfache, doch hübsche, unterhaltende Handlung, die ganz vorzüglich, muster-gültig die Hiebergabe des Werkes durch Sänger, Chor und Orchester, gehoben durch die allgemeine, sich freudig kundgebende Begeisterung, durch die Huldigung, den Mäcen des Meisters dargebracht, dessen Wille am Schluß erklunden und mit Vorberfrängen umringt wurde — dies alles wird dem Zuschauer, der jenen Abend amwohnen durfte, unvergänglich sein, einer schönsten Bühnenerinnerungen bleiben. — Nur 7 Nummern wurden von dem Meister entworfen, dann nahmen Freischütz und seine übrigen Bühnenwerke ihn so vollständig in Anspruch, daß die „Drei Pintos“ liegen bleiben mußten. Nach Webers Tod übernahm Menckeb der Vollendung des Werkes seines Augenbrenners. Er hielt die Entwurfe ein volles Vierteljahrhundert in Händen (1826—1851), ohne seinem Versprechen nachzukommen. Dann ruhete sie wieder etwa 35 Jahre, bis endlich der obengenannte Enkel des Meisters es mit Beistand eines talentvollen Meisters unternahm, den von seinem berühmten Großvater hinterlassenen unvollständigen Schatz zu heben und ihn dem deutschen Volk zu eigen zu geben. Wie vorzüglich dies ebenso kluge wie schwierige Unterfangen gelungen, davon hat der Abend der ersten Aufführung der „Drei Pintos“ ein so lautes Zeugnis abgelegt, daß es weit über die deutschen Gauen erklingen und die Opernbühnen sich heilen werden, das Werk in ihr Repertoire aufzunehmen. Der erste Akt war allüberall gleiches Beifall fluden, wie in Leipzig, der zweite, welcher einen erhellenden Ton anschlägt, jedoch erst nach einigen Wiederholungen voll gewürdigt werden, während der dritte wieder dieselbe herzerfreuende Felleitheit verbreiten muß, wie der erste.

Am 11. Oktober 1860 in Dresden das Monumment unseres vollstimmigsten Komponisten Karl Maria von Weber enthüllt wurde, hielt ein acht-jähriger Knabe, der einzige Enkel des großen Toten, die Schür, welche die Hülle zum Fallen brachte. Er ward berufen, die Hülle des unterirdischen Tonmeisters dessen Fremden und Verehrern zu enthüllen. Heute, zum Maunee gerollt, wurde ihm die schöne Aufgabe, das letzte Werk des Großvaters ins Licht, stehende Leben zu rufen, eine Aufgabe, die zu lösen niemand würdiger war wie er. Der verklärte Geist seines großen Ahnherren wird ihm heftigsten zugedacht haben und mit ihm zufrieden gewesen sein. —

— Der Maunee Kriemhilde hat bekanntlich in der Musikwelt einen guten Klang. Wie der berühmte Friedrich Griegmacher Konzermeister der k. Kapelle zu Dresden ist, so wurde ihm sein Bräuer Leopold zum Konzermeister in Weimar ernannt.

— Die erste Gesamtauführung der Wagner'schen Trilogie in Karlsruhe am 21., 22., 23., 29. Januar hat mit einer meisterhaften Wiegabergabe der Hölterdämmerung ihr Ende erreicht. Dekorativ mangelhaft hinter Wagner's Anforderungen zurückbleibend, darf sie in musikalischer Hinsicht als muntergültig bezeichnet werden. Vor allem zeigte sich das Orchester seiner Mienenangabe vollkommen gewachsen, und der gemalte Leiter des Ganzen, Hofkapellmeister Mottl, hat namentlich in diskreter, jeder Mißnote gerecht werdender Begleitung geradezu Erstaunliches geleistet. Unter den Sängern, die alle mit gleicher Hingabe bei der Sache waren, standen besonders Fr. Mathias und Herr Plant auf der Stufe der Meisterlichkeit. Aber auch Fr. Friedrich's langvolle Altstimme und Oberländer's Tenor wirkten Wunder. Der Hof wohnte allen vier Vorstellungen von Anfang bis Ende bei. Ebenso war Wagner's Witwe und viele Freunde Gäste anwesend.

— Im Hamburger Stadttheater ist nun Verdis „Otello“ erstmals in Deutschland mit bedeutenden Erfolge in Szene gegangen. Im „Otello“ folgt Verdi den Bahnen, die er in „Aida“ eingeschlagen, ohne diese jedoch ganz und voll zu erreichen; überall zeigt die Musik das Streben nach Wahrheit, charakteristischem Ausdruck und erhebt sich an einzelnen Stellen, so am Schluß des ersten und zweiten Aktes, zu hinreichender Wirkung. Der Text von Boito folgt dem Schafferschen Drama, alle Motive des selben kraftvoll und wirksam zusammenfassend. Das Publikum spendete nach dem zweiten Aufzuge begeisterten Beifall. Der dritte Akt brachte trotz seines hohen dramatischen Lebens, trotz des großen und schönen Ensemble's nicht eine gleich große Wirkung hervor und erst der Schlußakt bildete den ergreifenden Höhe-

Kunst und Künstler.

— Im Monat Juni wird in Stuttgart das für dieses Jahr geplante Musikfest — das zweite seit Aufnahme desselben im Jahre 1885 — stattfinden. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange und schon haben ganz hervorragende Kräfte ihre Mitwirkung

punkt des Werkes und erschütterte die Hörer. Die Demonstration der Frau Rosa Sacher war hinreichend, Stritt groß und ergreifend, Vismann von charakteristischer Schärfe. Kapellmeister Sacher leitete die Aufführung.

Dem akademischen Musikdirektor Hermann Stange in Kiel ist die Titel „Professor“ und dem Konzertmeister Fabian Nefzels in Berlin der königliche preussische Kronenorden IV. Klasse verliehen worden.

Pur und Moll.

Beilgemäße Briefmuster.

An die Opernsängerin Fräulein Rättschman.
Fräulein!

Schiller sagt: Das Leben ist der Güter höchstes nicht; —

Der Uebel größtes aber ist die Schuld von 410 M. 60 Pf., wegen der ich Ihnen bereits wiederholt, heute aber zum letztmalig geduldet habe. Eine weitere Mahnung erfolgt durch den Gerichtsvollzieher.

Herrn Schreihals, Tenorist bei der hiesigen Oper.

Fr. Wohlgeborn!

Reich besahle deine Schulden, Lang ist ja die Lebensbahn, Und du mußt noch wandeln borgen, Wie du es so oft gethan!

Bei dieser reizenden Stelle, welcher ich eben in meines wüßtesten Auflage des „Reichs der Lieder“ Seite 204 beuge, fällt mir so recht lebendig jener Abend ein, an dem ich Ihnen 100 Thaler beim Spiel verleiht. Wenn ich dieselbe nicht sofort erhalte, lege ich Weisung auf Ihre Gage, soviel dieselbe noch erreichbar ist.

An die Schauspielerin Frau von Schlimm, Wohlgeborn!

Du hast Diamanten und Perlen, Hast alles, was Menschen Begehrt aus meinem Geizhüte entnommen, ohne auch nur durch eine kleine Abzahlung Ihren guten Willen zu zeigen. Ich bitte, dies nun nachzuholen, widrigenfalls ich die Rechnung dem Herrn Gemahl zu unterbreiten, oder dem Herrn Kommerzienrat S. Privatmitteilungen zu machen gewillt wäre.

An die Schriftstellerin Frau Dr. Garpagnus, Wohlgeborn!

Sie kennen doch wohl die schönen Worte in Tomaso Tasso:

„Willst du erfahren, was sich ziemt, So frage nur bei edlen Frauen an.“ und deshalb werde ich mich heute mit der Frage an Sie, ob es sich ziemt, daß Sie mir nun schon über ein Jahr 60 M. 17 Pf. schulden und meinen Hausknecht die Treppe hinunter werfen lassen. Ich bitte die Antwort wohl zu überlegen — meine und meines Hausknechts Geduld hat nun ein Ende.

An die Hofschauspielerin Frau von Dunscho!

Ich habe Sie über einen bedeutenden Irrtum aufzuklären. Die Worte, welche Sie gestern Abend in der 17. Szene des letzten Aktes von Maria Stuart so ausgezeichnet zu Herzen sprechend deklamirten:

„Ich habe alles Heilige verächtlich, Und hoffe, meines Menschen Schuldnerin, Aus dieser Welt zu scheiden.“

fallen in sich zusammen, wenn Sie einmal Ihre Rechnungen durchschauen wollen. Ich bitte Sie vielmehr, mir durch den Ueberbringer die 18 Thaler für den von mir bezogenen Sommerhut gefälligst zukommen zu lassen.

v. S. Mit Dingsfiedels unästhetischem Verständnis war es nicht leicht, aber aus persönlichen Gründen lag es mir dem Dirigenten der Burgtheater-Musik, dem bekannten Kapellmeister Sulzer in Fehde, die sich dadurch zuspitzte, daß der letztere den Intendanten, wo es sich um musikalische Angelegenheiten handelte, nicht auskommen ließ. Dingsfiedel war auch von Sulzers Kompositionen, die gelegentlich aufgeführt wurden, nicht entzückt und wenn Sulzer zu einem Drama eine Musik lieferte, rümpfte Dingsfiedel im voraus die Nase, wie jener Opernkritiker, der nach dem Stimmen der Instrumente seine

lebenswichtige Abneigung durch ein „Schon faul“ unabsichtlich zu erkennen gab. Einmal redete Dingsfiedel den Kapellmeister an: „Sagen Sie mir, was haben Sie denn gestern wieder für eine Ouvertüre gespielt, war gewiß wieder von Jhnen.“ Sulzer mußte belachen und zog raschfüßig ab. An einem der nächsten Vormittage kam der Intendant gerade ins Theater, als Sulzer mit seinen Orchestermitgliedern eine Ouvertüre probierte. Am Schluß wendete sich Dingsfiedel wieder an Sulzer und sagte in seiner molanten Weise: „Nach von Jhnen?“

Und während der Kapellmeister das Notenheft aufklappte, erwiderte er, ohne sich umzusehen in seinem klassischen Wienerisch: „Nein, von ein' Anderm!“ — „So, von wem denn?“ rief Dingsfiedel durch diese bagatelumäßige Behandlung gereizt.

„Von Mozart!“ entgegnete Sulzer der Wahrheit gemäß. Dingsfiedel wühlte sich den Anschein zu geben, als habe er nichts gehört.

S. B. Einst gedachte der Dichter und Komiker Maimund auf Wärsen seiner Freunde die Kur in einem berühmten Bade. Auf seinen Spaziergängen fand er durch Unterhaltung mit den naiven Landvolken viel erwünschte Anregungen für seine dramatischen Ideen und vergaß darüber seine Melancholie zeitweise. Ihn fand der Wabergast eines Tags in sichtlich guter Laune. „Na, wie gefäll's Ihnen bei uns?“ — fragte der Arzt — „aber haben Sie etwas zu fragen?“ — „Nichts zu fragen, ich vermiss' gar nichts!“ — antwortete Maimund — „als ich von Wien hierher kam, hatte ich Kropfsteif, die hab ich noch, ferner Magenbräuen, auch das hab ich noch, endlich halte ich Ohrenschmerzen, das ist noch da; wie gesagt, ich vermiss' nichts, gar nichts!“

S. B. In der Probe zu „Faust“ (II. Teil). Faust (stöhnend): „Das ist — der Weisheit — lechter — Schluß.“ — Mefistophe (ironisch einfallend): „Dass man die Moll'se lernen muß!“

S. B. Zeitgemäße Gedanken. Peter Ivanow (im 3. Akt von „Ezar und Zimmermann“): „Hier, Michaelow, nehmen Sie diese Papiere!“ Ezar: „Ei zum Heuter, wie kommt du zu diesen wichtigen Dokumenten?“ Doch halt, am Ende sind sie auch gefälscht, das muß untersucht werden.“

S. Als Goldmark, der Komponist der „Königin von Saba“ und des „Merlin“, durch eine „Suite“ zuerst sich bekannt machte, reiste er nach allen Städten, wo sie aufgeführt wurde, um seinen jungen Namen in vollen Tönen einzumalen. Der Geißt Boyper fehrte einst nach ihm in demselben Hotel ein und fügte im Fremdenbuche dem „Karl Goldmark aus Wien“ ironisch die Worte bei: „nebst Suite.“

Bermischtes.

— Die unlängst in Rehl verstorbene Frau Dr. Kaffner-Bourhault, Witwe des Straßburger Komponisten und Musikhistorikers Georg Kaffner, welche über ein bedeutendes Vermögen verfügte, hat die Stadtgemeinde Baden-Baden als Haupterin eingelegt.

— Der französische Minister des Unterrichts mit der schönen Skizze wurde von dem Ministerrat ermächtigt, eine Kreditforderung von 3 1/2 Millionen Franken für den Wiederaufbau der Komischen Oper in Paris im Abgeordnetenhaus einzubringen. Nach dem vom Minister genehmigten Plane soll das neue Gebäude sich an der Stelle des abgebrannten Theaters mit der Fassade nach dem Place Voieblieu erheben.

— Die städtischen Kollegien in Augsburg haben für die Saison 1888/89 die Subvention für das Stadttheater mit 7000 Mark für das Orchester und 1700 Mark für Beleuchtung, Heizung u. s. w. ohne Debatte genehmigt. Auch ist die Stellung des Kunstintendanten dem Direktor Ubrich für die Saison 1888/89 wieder übertragen worden.

— Die Verlagshandlung Ebner & Seubert (Paul Reff) in Stuttgart ist im Begriffe, eine „Geschichte der deutschen Kunst“ aus der Feder des vorzüglichen Kunsthistorikers W. Lübke herauszugeben. Unter den lebenden Kunsthistorikern dürften Lübke wenige an universeller Fülle der Aulapsie und künstlerischer Auffassung gleichkommen; da nherdem seine Darstellungsweise besonders eine beachtende ist, so darf dem Werke mit Interesse entgegengelesen werden.

— Aus New York meldet die Daily News, die deutsche Oper im Metropolitan-Gaue habe mit einem Fiocfa und einem fa rüßigen Defizit zu kämpfen, daß die Altianäre daran denken, das Haus

zu schließen. Der Korrespondent findet den Grund in der Wagner-Manie, welcher das Haus verfallen sei. Die Spielzeit sei diesmal auf Wagners Ideen-King gestützt gewesen, das amerikanische Publikum habe sich aber den Anforderungen von „Walüre“, „Siegfried“, „Götterdämmerung“ an Zeit und Kosten für die Dauer nicht gewachsen gezeigt. Der Wagner-Enthusiasmus, der sehr im Wachsen gewesen, sei bereits wieder stark in Abnahme begriffen; der Kufus sei übertrieben worden und jetzt vollziehe sich die natürliche Reaktion. — Wie stimmt das mit den Berichten aus anderen Quellen?

— Der Lieberfranz in Frankfurt a. M. feiert im Februar sein 60. Stiftungsfest und zugleich das 50jährige Jubiläum der von ihm gegründeten Mazartstiftung. Dafür sind folgende Festlichkeiten in Aussicht genommen: Sonntag den 19. Februar abends 6 Uhr im großen Konzerthalle des Saalhauses eine Fagen-akademische Feier und am nächsten Tag den 20. Februar ein großes Festkonzert, in welchem hauptsächlich Werke von bedeutenden Epidenialen der Mazartstiftung zur Aufführung gelangen; so z. B. Beileba von Vol. Brambach, Solamis von Max Bruch u. a. m. Als Solisten wirken in diesem Konzert mit Frau Schröder-Gansstätt und Herr Konzertmeister Hugo Hermann.

— Mr. Samson For, ein reicher Industrieller in Leeds, hat dem f. Musikonservatorium (Royal College of Music) in Südenfington (London) eine Schenkung von 30 000 Pf. St. gemacht. Die Summe soll zum Bau eines ständigen Heims für die Schüler der Anstalt verwendet werden.

— Am 29. v. Mts. feierte das bekannte Musikverlagsgesellschaft Vöte & Vöte in Berlin das Fest seines 50jährigen Bestehens.

— Der Fonds zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter der „Nacht am Rhein“, Max Schneckenburger, hat nunmehr die Höhe von 25 000 M. erreicht. Infolge Beschlusses des Ausschusses soll nun der Entwurf und die Herstellung des Monumentes dem freien Wettbewerbe deutscher Künstler überlassen werden. Die Stadt Züllingen hat zur Gewinnung eines günstigen Plazes für das Denkmal eine Donatiregulierung mit einem Kostenaufwand von etwa 30 000 M. beschlossen.

Rätsel.

Nimmt mich ein richtiger Musikanst
In seine künftigeit'ste Hand,
So mach ich das in andern Sinn,
Als was ich wirklich selber bin.

Auflösung des Homonymis in letzter Nummer:
Roulade.

Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 3.

Auch ein Mozart-Berehrer, von J. B. — Noch einmal der „böse Fingersch“, von Clara Scherlein-Köhler. (Fortsetzung.) — Die Wiederholung, von Ella Weiler. — Fahrens Wolf, Gedicht und Illustration von Schulte von Brühl. — Wie der Walzer entstand, kleines Stizzenblatt von G. Haag. — Der Orgelbauer, Unterhaltungsstück von M. H. — Die drei Tulpen, von Eugen Einsen. — Musikalisches Plauderedchen, von Briestaffen. — Rätsel. — Anzeigen.

Gratisbeilage:

Elleier, Deutsche Tanmeister, S. 33-40.

Zusendungen an Verlag und Redaktion wollen nicht mehr nach Köln, sondern nach Stuttgart gerichtet werden.

Dieser Nummer liegt das gesamte Register für den Jahrgang 1887 bei. Aus diesem Anlass empfehlen wir Einbanddecken zu demselben à M. 1.—, Prachdecken zu M. 1.50, sowie auch alle früheren Jahrgänge der „Neuen Musik-Zeitung“ — letztere ganz besonders den neu eingetretenen Abonnenten. Sämtliches zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung.

Verlag der Neuen Musik-Zeitung, Stuttgart. Carl Grüniger.

Das Denkmal für Franz Abt.

Auf, ihr Brüder, — ehrt die Nieder, —
Sie sind gleich den guten Thoren.

Der Bedeutung dieser Worte Goethes verdankt auch das Franz-Abt-Denkmal, von welchem wir hiermit ein Abbild geben, seine Errichtung. In keines Menschen Erinnerung wird eine Künstlergestalt auftauchen, die durch ihre Geisteserzeugnisse eine solche Popularität erringen, wie Franz Abt. Nicht allein im Inlande sind die tönende seiner Nieder durch alle Salons und bis in die tiefsten Schichten des Volkes gedrungen, sondern weit hinaus über die Grenzen des Vaterlandes, bis über den Ocean sind sie geklart und haben in den vorzüglichsten Interpreten ihre Träger gefunden. Allerdings glänzen die Nieder Abts nicht durch leuchtende Gesichtsbarkeit, sondern vielmehr durch leichte Annuit, gefällige Melodik und Häufigkeit, sie sind frei von aller Geiztheit, dem leider so charakteristischen Zeichen unserer kletternden Zeit, — aus ihnen weht eine solche Unmittelbarkeit der Eingebung und insbesondere ein solch natürlicher Gedankenfluß bei vorherrschender Frömmigkeit für die Auffassung, daß ihre Wirkung bei den gefühlvollen Sängern und Zuhörern sehr wohl erklärlich ist. Nicht jeder Sänger vermag Brühns, Mendelssohn und Schumann und viele unserer hervorragenden modernen Komponisten zu ersetzen, ganz abgesehen von der oft schwierigen Begleitung; das mögen die getreuen Kenner, welche von den Abtschen Liedern als von einer Schmuckverbreitung sprechen, bedenken; der musikalische Reiz verlangt nach einer Kost, welche er zu genießen und zu verdamnen vermag, nach einer Herzenkost, welche Gemüt und Sinn erfreut. Wir selbst möchten uns reichlich auch nicht der Aufgabe unterziehen, an die Abtschen Lieder die strenge musikalische Zonde zu legen — wir mühten mit unlen vorstehenden Ausführungen teilweise in Widerspruch kommen — allein wir sind selbstlos genug, den großen Publikum das zu gönnen, was es liebt und nach seiner Façon erhebt und stimmt. Trotz den vielfachen kritischen Anfeindungen hat Abt infolge seiner unbestrittenen Konzeption als so große Erfolge in der öffentlichen Meinung, in der Popularität, errungen, — er ist ein Sänger des Volkes geworden, und dieses dankt ihm nun durch Errichtung eines Denkmals in Hannover, der jahrelangen Städte seines Wirkens. Mit Herstellung desselben ist Professor C. Schürmeier in Hannover betraut, welcher bei der Konkurrenz mit großer



Majorität als Sieger hervorgeht. Schürmeier, ein begabter Künstler im besten Mannesalter (geboren 1845), hat bereits verschiedene monumentale Werke geschaffen, welche seinen Namen

in die Welt getragen, so besonders die acht Karnarben und Länderkationen für die neu errichtete Gemäldegalerie seiner Vaterstadt Gassel, eine Bachantin und einen Satyr für das neue Hoftheater in Dresden, die Statue des Kurfürsten Friedrich des Streibaren im Innern des Schlosses zu Weissen, die kolossalen Sandsteingruppen der von der Jugend umgebenen Strunt und Wissenschaft für das Volkstheater in Braunschweig u. a. m. Die Ausführung des Standbildes ist also in guten Händen. Dieses selbst hat als Mittelpunkt die doppelte lebensgroße Büste Abts, welche sich auf einem Volutenament mit Stufenmännchen aus poliertem rothbraunem Obenwalder Granit erhebt. Auf dem Volutenament befindet sich eine sehr hübsche Gruppe von vier singenden, bärthigen, lebensgroßen Statuen (in Bronze) — das Sinnbild des Männerquartetts und zugleich des Volksliedes; die über denselben schwebenden Schwalben sollen an das Lied „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“, durch welches der Name Abt zuerst ins Volk gedrungen, erinnern. Außerdem zur weiteren Ausschmückung des Denkmals angebrachten Figurenfiguren, dem Zeichen des Taufaltars, ist die Rückseite durch eine von Vorwerk umwundene Lyra geschmückt, über welcher die Widmung prangt:

„Die deutschen Sängern ihrem Meister
errichtet 1890.“

Das Monument wird von der Unterseite der Stufe bis zum Scheitel der Büste eine Höhe von vier und einem halben Meter erreichen und am Fußboden nahe an drei Meter breit werden. Dasselbe soll vor dem Theater — der Stätte, wo Abt jahrelang gewirkt — Aufstellung finden.

Wie unser Bild zeigt, hat Schürmeier die Idee durchaus realistisch aufgefaßt, aber auf seine Weise idealisiert. Das ganze Monument stellt sich als durchaus künstlerisch, aber auch in architektonischer Beziehung neu, ohne jede Anlehnung an Vorbilder dar. Die Kosten der Herstellung betragen 26 000 Mk., — der Denkmalsfonds hat sich bis jetzt auf etwa 23 000 Mk. angelammet, der Restfall ist also erheblich.

So möge denn das Denkmal einer glücklichen Vollendung entgegengehen, zu Ehren eines deutschen Liedersängers, dessen Name auf Himmeln des Gesanges weit über Heimat und Grenze raucht.

Briefkasten

der Redaktion.

Berlin. H. G. Einen guten Operngeist? — das ist rare Ware. Wenn Sie sich mal an Prof. Johanna Wals in Arnberg, welche auch den Text zu Ehm. Artzt's „Sohn der Nacht“, geschrieben haben, nicht irren, ist ihr für Professor Wals bestimmtes Libretto „Das verfluchte Schloß“ durch dessen Tod wieder frei geworden.

Mölp. C. J. Da gehört Mut dazu, seinen guten Vater davon freigekoren zu lassen. Wir haben von ihm aber bestenfalls Text, und ein solches freigeschriebenes, was wollen Sie mehr? Ihre Art und Weise heißt „erschlimmern“. Abgesehen davon, selbst die vierhundert Seiten übergangen allen Selbstkritik.

Bromberg. J. J. Geigenmacher und Bekant, es ist aber ziemlich sicher eine Jagd-Rogerger, d. h. eine folge, die auch im Kloster gemacht wurde.

Vilbel. F. S. Werben's im Auge zu halten, doch ich gegenüber wenig Aussicht.

Danzig. H. K. Sie wissen ja, daß auch noch nicht „wohin mit der Frau“, wenigstens entspricht Ihre Wust diesem Texte nur sehr wenig.

Berlin. J. A. Der Mohrenische Solosolophophonium ist von Kammermeister A. Grotz, Stiftschorist zu In Wiesbaden, in den Handel gebracht. Die neue Waffe soll in der That vorzüglich sein und hat bereits im verschiedenen Dresdener Musikanten-Eingang gefunden. Auch das rein Neueste — Läßt sich feststellen — ist vorzüglich.

Danzig. J. K. Wie wohlthun, unter den vielen, oft ganz haarsträubenden Einsendungen auch einmal wieder etwas Geringfügiges zu erhalten! Dürfen wir bald wieder etwas Reizendes erwarten?

Hamburg. R. P. Es würde zu weit führen, wollten wir für die Zukunft fragen, wie in jeder Harmonielehre beantwortet werden, an dieser obigen Part in Anspruch genommen Stelle beantworten. ad 2. Mit einem Versuch werden Sie sicherlich zugewandte Aufmerksamkeit. Gegen nicht erhebliches Honorar

In zweiter Auflage erschienen in meinem Verlage:

Robert Schumanns

Klavier-Kompositionen

revidiert, mit Vortragsbezeichnung und Fingersatz versehen von Dr. Otto Neitzel.

- | | |
|----------------------------------|-----------------------------------|
| Band 1. Jugend-Album. | Band 6. Pappeln, Faschingsschwank |
| „ 2. Kinderzeilen. Albumblätter. | „ 7. Humoreske. Tarente. |
| „ 3. Rante Blätter. | „ 8. (Unvollständiger) |
| „ 4. Nachtsstücke. Wahlzeilen. | „ 9. (Unvollständiger) |
| „ 5. Phantasiestücke. Arabeske. | „ 10. Kreisleriana. |
| Blumenstück. | |

Preis pro Band Mk. 1.—

Die wunderbaren Kompositionen Robert Schumanns, welche sich mit kleiner Ausnahme bis jetzt nur ein beschränkter Kreis der Musik-Aristokratie zu eigen gemacht hat, sind so vollständig unrankt von den Goldfäden der Romantik, dass sie wie aus einer andern Welt stammend erscheinen. In einem solch durchgeisteten Geliebte sich ohne sichere Leitung zurecht zu finden, ist für den musikalischen Laien schwer, ja fast unmöglich und da bietet sich denn nun meine Schumann-Ausgabe als Führer und Ratgeber an, wie er zuverlässiger wohl kaum existiert. Die Vortrags-Erläuterungen sind von einer verblüffenden Schlagfertigkeit, Phrasierung und Fingersatz von unübertroffener Zweckmäßigkeit, so dass meine Ausgabe, die zudem prachtvolle Ausstattung mit überaus billigen Preise verbunden, herufen sein dürfte, Bahnstättend für die zeitgemäße Popularisierung Schumanns zu wirken.

Köln a. Rh.

P. J. Tonger.

Kemmerich's
Pepton
cond. Bouillon
Fleisch-Extract
Von Autoritäten empfohlen.

16 Ehrendiplome und Goldene Medallien 18
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“
Zu haben in den Delikatessen-, Droguen- und Colonialwaren-
Handlungen, sowie in den Apotheken.

Unter Goldschmied 38 KOELN 38 Unter Goldschmied.

R. I. BACH & SOHN
Piano- und Organfabrik
Stylvolle Flügel und Pianinos.
Neuerweg 40 BARMEN 40 Neuerweg.

Novität für Männerchöre!

Seben erschienen:

Frühlingseinzug

Fr. Plengorth

op. 10. Preis Partitur 90 Pf.; jede Stimme 20 Pf. Das herrliche Gedicht Der Frühling ist angekommen.

Ist von dem beliebtesten Komponisten in unübertroffener Weise in Musik gesetzt worden. Alle Sänger und Freunde des Männergesanges werden an diesem prachtvollen Lied ihre Freude haben.

Früher erschienen bei mir folgende Männerchöre:

Plengorth: Op. 5 O Jugend wie bist du so schön.
„ 6 Nach jeder Nacht kommt noch ein Morgen wieder.
„ 9 Die Tage der Rosen.
Alle diese Lieder (Preise wie bei op. 10) haben sich als die wirksamsten Vortragstücke namentlich bei Preis-Gesangfesten bewährt.

Ferner erschienen ebenfalls:

Schmidt, D. Die Nachtigall für vierstimmigen Chor (Sopran, Alt, Tenor, Bass) Partitur 30 Pf. — 20 Expl.: M. 3. — 30 Expl.: N. 5. — Ein prächtiges, frisch bewegtes Lied, recht van der Art „im Freien zu singen“, klug- und sangvoll.

Elberfeld.

B. Hartmann.

ROM Beste Neuausgabe für die römische Salten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisunter franko. — E. Tollert, Rom, Ripetta 57. Jüngeren begabten Komponisten wird Gelegenheit geboten, ihre eigenen Kompositionen mit Erfolg und event. unter günstigen Bedingungen zu veröffentlichen. Geh. Offerten an H. 7549 an Rudolf Mosse in Leipzig abgeben.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Heinrich Hofmann.

Soeben erschien bereits in zweiter Auflage:
Das IV. Quartal (1887)
 der
Neuen Musik-Zeitung
Illustriertes Familienblatt.
 Der elegant broschirte Band enthält unter anderem:
Porträts und Biographien von W. A. Mozart, Carl Goldmark, Ni-
 kita, G. B. Lamperti, Paulini Lucca.
Erziehungen, Novellen, Musikrevuen und belehrende Ar-
tikel von K. Hasegger, La Mara, Ernst Fasqué, Viktor Justini,
 Elisse Polko, Paula von Schonthal, L. Erbach, A. Mozchowski, Dr. Gustav
 Karpeles, Johanna Bultz, Franz Siskig, Oskar Gochard, Dr. Ad. Kuhn,
 H. Knauff, Dr. C. Gutschalk, Str. Moritz Mackenzie, Otto Frommel etc.
Klavierstücke, Lieder, Kompositionen für Violon und Klar-
net von H. Häusser, Carl Goldmark, Louis H. Meyer, Ad. Korsten, H.
 A. Scheffer, Robert Schumann; ausserdem als **Grat-Beilagen:**
Musikische Fremdwörter nach Dr. C. Plammitz und
Musiker-Lexikon von H. Minsal.
Alles zusammen in 1 Bd. eleg. broch. 80 Pfg.

[illegible]

Ver Nachschb. wird gewahrt.

Sodten erschienen Antiquarische
Lager-Kataloge:
No. 1. Theorie und Geschichte der
Musik. Praktische Musik.
No. 2. Philosophie.
Gratis und franko.
Zugleich ließ sich der Unterzeichnete
zum Ankauf ganzer Büchersammlungen,
sowie einzelner wertvoller Werke, Manu-
skripte etc. empfohlen und ersucht um
diesbezügliche Angebote.

Richard Bertling in Dresden-A.



Neue Musik-Zeitung.

→ Auflage 49 000. →

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, Musiktheorie, Musikgeschichte, Kammer-Musik, Opern-Critik u. s. w.

Verlag von Carl Gruninger in Stuttgart
(vormals P. A. Zenger in Göttingen).
Inserate die vierteljährliche Monatszelle 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Gent. Mark 3.
Alleinige Annahme von Anzeigen und Beilagen bei
Karlshof-Kasse Stuttgart, Köpfig. Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in ausländischen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänderden à Mk. 1. —, Prachtbänden à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Sophie Menter.

Biographische Skizze
von T. Hitz.

Der große Meister Franz Liszt der Schöpfer und Begründer des modernen Klavierspiels, weilt nicht mehr unter uns. Seine tiefstimmigen, vielfachartigen Tondichtungen, welche die Welt erst jetzt zu verstehen und zu würdigen beginnt, hat er uns als heiliges Vermächtnis hinterlassen und kommende Geschlechter werden sich vielleicht verständnisvoller in diese Werke versetzen, als es das lebende Geschlecht im großen und ganzen thut, wenn man von einer Schar auserwählter, begabter Jünger, die ganz in sein eigenartiges Wesen eingegeben sind, absieht. — Sein wunderbares Klavierspiel, das Jahrzehnte lang die Welt in Spannung hielt, war in den letzten Lebensjahren des Meisters, der sich selten mehr und da nur im kleinen Kreise Eingeweihter hören ließ, schon beinahe zur Noth geworden. Dieser Teil seines Wirkens ist auf immer dahin; aber seine Schule wirkt in fast allen bedeutenden Klavierspielern der Jetztzeit fort.

In keiner musikalischen Persönlichkeit hat jedoch der Geist von Liszts Klavierspiel in solchem Maße Gestalt gewonnen, wie in der gefeierten Pianistin, von der wir unseren Lesern erzählen wollen, in Frau Sophie Menter. Der Meister selbst that von ihr (in einem Briefe an den Grafen Apponyi) den charak-



teristischen Ausdruck: „Viele nennen sich in der Musik meine Kinder; Sophie Menter ist mein einziges legitimes Kind.“ Und Richard Pohl nennt die Künstlerin (in einer der zahllosen begeisterten Rezensionen, die ihr die häufigste Konzertreise durch Deutschland eingetragen), „die Einzige von all den bedeutenden Schülern Liszts, die ihren Meister wirklich erreicht“, und fügt hinzu: „Wer Liszt nie hat spielen hören, der höre Sophie Menter. So, genau so hat er gespielt.“

Sophie Menter, geboren zu München im Jahre 1852, ist die zweitjüngste Tochter des rühmlich bekannten Geistes Meisters, eines stolzen von Servais und Vialti. Der Vater, ein ebenso rastlos thätiger, wie edelgehaltener Mann, hard früh und hinterließ eine zahlreiche Familie, für die das auf die Minder übergegangene musikalische Talent das beste väterliche Erbe war. Zwei Schwestern Sophies bildeten sich zu tüchtigen Klavierspielerinnen heran; sie selbst, die mit drei Jahren schon die Fingerringe auf's Klavier setzte, erhielt im Alter von sechs Jahren, unmittelbar nach des Vaters Tod, den ersten geordneten Klavierunterricht von einer älteren Schwester. Sie besuchte dann das Münchner Konservatorium, wo sie von den Professoren Schönbach und Leonhard und später von Reich unterrichtet ward und wo sich ihr außerordentliches Talent sehr bald bemerklich machte. Schon im kurzen Kleide des kleinen Mädchens trat Sophie Menter in Konzerten auf. Den ersten großen Erfolg errang die fünfzehnjährige junge

Künstlerin in Frankfurt, wo sie 1867 in einem Concerte auftrat, in welchem die berühmte Schachpielerin Hoffmann recitierend mitwirkte. Bei dieser Gelegenheit zeigte das junge Mädchen schon die stammenswerte Energie, die ein Charakterzug der Künstlerin geblieben ist. Sophie Mutter hüthte sich bereits vor dem Concertabend sehr unwohl; sie beharrte aber darauf, in diesem Concerte aufzutreten, wie sehr man ihr auch davon abriet. Im Concerte nun, vor dem Publikum, kamen bei der jungen Künstlerin die Mähe zum Ausbruch, — der Körper hatte also noch mit den Kinderkrankheiten zu kämpfen, während der Geist bereits mannigfaltig zu den Höhen der Kunst hinansteigt! — Im gleichen Jahre spielte die junge Virtuosa zum erstenmal in Leipzig, darunter einige Male im Gewandhaus. Auch hier erntete sie begeisterten Beifall; was ihr aber den tiefsten Eindruck machte, war die warme Anerkennung eines Kleinede und David, die der jungen Künstlerin als berechnunglos entgegenkamen und ihr die Wege ebneten.

Einen bemerkbaren Gewinn sollte der jungen Künstlerin der Aufenthalt in dieser Stadt bringen: Täglich kam nach Leipzig. Der bereits auf der Sonnenhöhe seiner Kunst stehende Meister erkannte sofort die Genialität der jungen Pianistin und erbot sich für sie ein Concert in Berlin zu arrangieren. Gelagt, gethan! Die Mutter entließ sich Sophie nach Berlin zu begleiten, wo die junge Künstlerin nicht nur mit außerordentlichem Erfolg auftrat, sondern, als Tausig's Schülerin, sich mehr und mehr zu höheren Kunstvollkommenheit anworarbeitete. Im jener Zeit — im ganzen zwei Jahre lang — hat Sophie Mutter täglich zehn Stunden geübt.

War ihre Art und Weise früher eine beinahe überaus einfache, stürmische gewesen — so hielt sie jetzt die strenge Disziplin Tausig's gewissermaßen im Wahn und ihr Spiel wurde auf kurze Zeit ein fast zu geordnetes, zu gewöhnliches. Das ursprüngliche Temperament ließ sich indes nicht in Fesseln halten und so entwickelte sich aus der Vereinigung beider Eigenschaften bald die volle durchgebildete, originale Künstlerkraft der Klavierpietistin. Es war hier das erfüllt, was Goethe in dem bekannten Distichon als größte Seltenheit bezeichnet, wenn er sagt:

Wie doch kommt's, daß Geschmack und Genie
sich so selten vereinigen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den
Zaum.

Bei diesem ersten Aufenthalt in Berlin ward der Künstlerin die Ehre zu teil, in einem Hofconcert aufzutreten. Da spielte sich eine kleine Komödie der Irrungen ab, die das naive Mägdchen der höchsten Herrschaften nur um so werter machte; gefiel sich ja zu dem seltenen Kunstgenuss eine kleine Ergötzlichkeit, die bei Hofe immer willkommen ist. Der aufmerksamste Gesellschaft der jungen Künstlerin an jenem denkwürdigen Abend war Prinz Albert, den Sophie Mutter indes für irgend einen höheren Offizier, ganz gewiss nicht für einen Prinzen hielt. Da geschah es, daß der Kronprinz auf Sophie Mutter austrat und ihr einige hübsche Worte sagte. Die junge Mägdchen kannte ihn nicht und antwortete höchst unbedarft und ohne die üblichen Titulaturen auf alle Fragen des Kronprinzen. Als der hohe Herr sich entfernt hatte, fragte sie ihren ständigen Begleiter, den Prinzen Albert: „Sie, wer war denn der?“ Auf die Antwort, das sei ja der Kronprinz gewesen, schied sie den Prinzen Albert (den sie, wie erwähnt, auch nicht als solchen kannte) ohne weiteres fort mit den Worten: Bitte, gehen Sie schnell zu ihm, und entschuldigen Sie mich!“ — Später, als Prinz Friedrich Karl sich ihr näherte, redete die Künstlerin, um ja seinen weiteren Verstoß zu machen, diesen mit „Eure Majestät“ an, ebenso die Prinzessin Friedrich Karl. Dann erst wurde ihr die ehrfurchtgebietende Gestalt ihres Kaisers gezeigt, und als sich dieser selbst ihr näherte, war sie endlich in der Lage, ihre Ehrfurchtsbezeugung an den rechten Mann zu bringen.

Dieser erste Berliner Aufenthalt brachte der jungen Künstlerin noch anderes, was entscheidend in ihr Leben eingriff. Die ersten Regungen einer wahren und tiefen Liebe zogen in das junge Herz ein; das Ideal der edlen Mägdchenwelt war kein anderer, als der Meister ihrer Kunst, Tausig. Allein aus unübersteiglichen Gründen hielt es Sophie Mutter für geratener, sich der Macht ihres Gefühls nach Kräften zu widersehen. Die Mutter nahm sie mit sich nach München zurück, und bei einem Aufenthalt in Tegernsee übernahm es die junge Künstlerin die Kinder der Gräfin Alveida in der Musik zu unterrichten, während sie zugleich rastlos weiter studierte. Als Sophie Mutter später nach Berlin zurückkehrte, fand Tausig die Fort-

schritte, die sie in jenem Sommer gemacht, geradezu ungläublich. Noch im gleichen Jahre (1868) wurde Sophie Mutter zur Hofpietistin des Fürsten von Hohenhausen in Löwenberg in Schäften ernannt, der ein treffliches, von Seirig geleitetes Orchester hielt. Hier lernte die Künstlerin, die es noch immer für ihre Pflicht hielt, Tausig möglichst zu vergessen, den Geliebten Popper, einen sehr tüchtigen Künstler kennen. Da sie ihm nicht abgeneigt war, gab sie seiner Werbung Gehör. Als Pieterin eine neue Phase in dieser verwickelten Angelegenheit eintrat, als Tausig, nunmehr völlig frei, sich um die Hand der Künstlerin bewarb, wollte sie, die mit Popper schon so viel wie verlobt war, am liebsten unverändert bleiben. Tausig erkrankte inzwischen, reiste nach Italien und schrieb von dort die letzten Briefe an die junge Künstlerin, die ihn nie wieder sehen sollte. Im Sommer des Jahres 1871 ward Tausig durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Erst jetzt konnte sich die Künstlerin entschließen, Popper die Hand zu reichen. Die Hochzeit ward im Jahre 1872 zu Wien gefeiert. Jeder Stein in Wien trägt der Künstlerin noch heute von jenem entscheidungs- und folgenreichen Schritt — und lange konnte sie sich nicht mehr entschließen, die Kaiserstadt zu verlassen, so sehr sie dort auch immer gefeiert wurde. Der Vater hat bereits erraten, daß die Ehe keine glückliche war; nach wenigen Jahren wurde sie auch schon gelöst.

Wenn für geistig hochstehende, geniale Frauen sehr oft die Liebe gleichbedeutend ist mit Leiden, wenn allzuoft der Gang zum Altar für sie verhängnisvoll wird, so finden sie dagegen meist in der Freundschaft mit einem verwandten Geiste ein hohes Glück, einen idealen Lebensgehalt. Dieses Glück sollte auch unserer Künstlerin zu teil werden. Wir greifen nun einige Jahre zurück, auf ihre erste Begegnung mit Liszt.

Im Jahre 1869 finden wir die Künstlerin in Wien. Sie sollte dort aufsitzen und beschlag das Es dur-Konzert von Liszt vorzutragen. Ein bedeutender Musiker, mit dem sie auf der Reise zusammentrat, riet ihr hiervon ab, mit dem Bemerkten, ein Fiasco würde die unumschlebbliche Folge sein. Die Künstlerin beharrte indes bei ihrem Entschlusse und spielte das Konzert mit so vollkommener technischer und geistiger Herrschaft, daß der Erfolg ein großartiger war. Liszt, der gerade zu dieser Zeit nach Wien kam, um seine „heilige Grise“ aufzuführen, das von Sophie Mutter's Erfolg in den Tagesblätter und besuchte die Künstlerin sofort um ihr zu danken. Es zeigte sich sogleich, daß zwei verwandte Geister sich gefunden hatten. Dieser Augenblick war entscheidend und führte den herzlichsten Verhältnisse und den anregendsten künstlerischen Verkehr herbei. Es herrschte zwischen die irrtümliche Meinung, Sophie Mutter sei die Schülerin Liszt's gewesen. Im gewöhnlichen Sinne war sie das nicht, so fördernd für sie, die im 40 Jahre jüngere Künstlerin, dieser Verkehr gewesen ist. Sie war etwas mehr, als nur die Schülerin des großen Meisters — in der sie seine Freundin und wir können sie die von ihm freigegebenen Trägerin seines Geistes nennen und werden damit das Richtige getroffen haben.

Doch kehren wir zu jenem Tage zurück, den Sophie Mutter den glücklichsten ihres Lebens nennt. Bei seinem Besuche fragte Liszt die junge Künstlerin, ob sie sein Concert pathétique für zwei Klaviere kenne — das wurde er abends im kleinen Kreise anderer, tüchtiger Kunstfreunde mit ihr spielen. Sophie Mutter wagte nicht zu sagen, daß sie dieses Concert zu häufig noch nicht kannte; kaum hatte der Meister sie verlassen, so ließ sie das Konzert aus der Musikalienhandlung kommen und studierte es mit allem Eifer. Abends spielte sie es mit Liszt in so vollkommener Weise und mit so genialer Auffassung, daß der Meister, hingerissen, in seiner impulsiven Weise, alle zehn Finger der geschickten Hände legte, die ihn so hoch erregt hatten. In jenen wundervollen Tagen geschah es auch, daß Sophie Mutter die BACH-Fuge von Liszt spielte, der Meister ihren Vortrag als „die höchste Potenz des Ausdrucks“ bezeichnete.

Ähnliche Urteile Liszt's über seine ihm geistesverwandte junge Freundin liegen zahlreich in Briefen vor. Wir begnügen uns hier nur zwei derselben anzuführen. „A Heintz schrieb Liszt: „Hast Du noch Freude an großartigem, vornehm Klavierpiel, so höre die Sophie Mutter an.“ Und in einem Briefe an L. Nohl spricht er sich folgendermaßen aus: „Seit vielen Jahren schätze ich Sophie Mutter als die glänzendste und vollendetste der jetzigen Pianistinnen.“

Liszt machte dann seiner jungen Freundin den Vorstoß, einige Zeit mit ihm in einem Pfarrhause zu Weiz zu verbringen, too ihn ein Freund erwartete. Sophie Mutter hatte eine Konzertreise nach Holland

vor, die sich indes in acht Tagen abmachen ließ. Dann folgte sie der Einladung nach Pest und verlebte da im Umgang mit dem hochverehrten Meister und im täglichen Mitwirken mit ihm einige Wochen, die sie die schönsten ihres Lebens nennt. — Von da an wollte Liszt mit keinem anderen Pianisten im Concert auftreten; mit Sophie Mutter allein trat er wiederholt auf. In Breslau hatte man vor Beginn des Konzertes für Liszt einen blumengeschmückten Sessel hingestellt, den er, aufmerksam wie immer, seiner jungen Freundin abtrat. Nach diesem Concerte tourten beide Künstler zu Ehrenmitgliedern des Kirchen-Musikvereins ernannt.

Sophie Mutter erernte indes ihren großen Freund nicht allein durch ihre musikalischen Leistungen; sie erheiterte ihn auch oft durch ihre witzigen Einfälle und ergötzte ihn durch ihr unheimliches Talent. Besonders Spaß machte es ihm, wenn sie das Gebaren verschiedener Pianisten am Klavier täuschend nachahmte.

Die Verehrung des Meisters für seine junge Freundin war allgemein bekannt; in Wien sah Liszt einmal im Concerte neben dem Grafen und der Gräfin Metternich, rückte aber sofort, um Sophie Mutter neben sich Platz zu machen, als diese sich im Konzertsaal zeigte. Das gab einem Wiener Blatt Stoff zu einem humoristischen Gedicht, das mit den Worten schloß:

„Und der fromme Abbé
Nahte doch nicht ebdier,
Bis nicht neben ihm saß
Die reizende Sophie Mutter.“

Während sich die Beziehungen des Meisters zu manchen seiner früheren Schüler lockerten, blieb Liszt bis an sein Lebensende der treue Freund von Sophie Mutter, die er wiederholt auf ihrem Schlosse Jter in Tirol besuchte hat.

Durch den Verkehr mit dem großen Meister noch bedeutend gefördert und auf der Höhe ihrer Kunst angelangt, begann nun Sophie Mutter jene großen Konzertreisen, welche sie an alle bedeutenden Höfe Europas führten und ihr die höchsten und mannigfaltigsten Geschenke, Ehren und Auszeichnungen eintrugen. — Unbemerkt vernahm sie von fürstlichen Persönlichkeiten auch manches geistreich gefasste Rad, das den Wert dieser Geschenke erhöhte. So sagte ihr der König von Schweden, indem er der Künstlerin vor dem Publikum einen Orden überreichte: „Ich bin stolz dein Freund des Klavierpiels; aber Sie spielen nicht Klavier, Sie singen!“ — Die Königin von Spanien gab besonders hervor, daß die von Liszt für Klavier übertragene Lieder, so vollkommen vorgetragen, einen vollkommenen Eindruck hervorbrachten, als der Gesang dieser Lieder, wobei oft die Begleitung nicht auf derselben Höhe stehe. — Bei dem Auftreten der Künstlerin in Kopenhagen gingen die Wogen der Begeisterung sehr hoch; bei der Heimfahrt vom Concerte spannten die Studenten die Pferde an und führten die hochgeehrte im Triumph nach ihrem Gasthof zurück. Dann brachten sie ihr einen Fackelzug; unter rauschendem Hochruf erschien die Künstlerin auf dem Balkon, wohin nun auch — zu ihrem besonderen Vergnügen — ihr Lieblingskater Meks mit heraufgenommen wurde. — In London wurde sie mit „Diamonden und Perlen“ überhäuft; die englische Presse (außerordentlich gemacht durch den berühmten Beethoven-Kenner Henry in St. Petersburg, der in seiner Besprechung ihres Vortrags des Es dur-Konzerts sie die geniale Interpretin Beethovens genannt hatte) feierte sie als Beethoven-Königin (queen of Beethoven) und die Philharmonische Gesellschaft in London ernannte sie zu ihrem Ehrenmitglied. In Paris wurde die Künstlerin ebenfalls hoch gefeiert; ihr Spiel wurde vom Figaro geistreich als „Incarnation de Liszt“ bezeichnet. — Die Universität Utrecht ernannte sie zum Ehrenhohen, das Konservatorium zu Prag zur Ehrenprofessorin.

Wir haben die Künstlerin noch durch die weiteren Ereignisse ihres Lebens zu begleiten. Im Jahre 1874 ward sie zur kaiserlich österreichischen Kammervirtuosin ernannt. Bald darauf erkrankte sie und mußte im Jahre 1876 die Kur in Gärbersdorf gebrauchen, too sie vollständig geheilt wurde. Im Jahre 1878 ging Sophie Mutter zum erstenmal nach St. Petersburg, wohin sie später wiederholt zurückkehrte, und wo ihr im Jahre 1883 die Stelle einer Professorin am Konservatorium angetragen wurde. Diese Stelle hat sie unter der Direction des von ihr hochgeschätzten, genialen Davidoff drei Jahre lang bekleidet. Als Davidoff vom Direktorat zurücktrat, als der Präsident Fürst Denisoff, der die Anstalt aus seinen eigenen Mitteln unterstützt hatte, seine Stelle niederlegte, und sämtliche Mitglieder der Musikgesellschaft

Votre Majesté est un objet d'amour, d'admiration et d'intérêt à tous ceux qui savent estimer les rois; les sentiments de vénération, que j'ai pour Votre Majesté, ne peuvent guère être augmentés. Que Votre Majesté daigne accepter l'hommage sincère du plus respectueux de ses serviteurs.

à Vienne de 1er Mars 1823.

Lonis van Beethoven.*

Uebersetzung vorstehenden Briefes:

„Sire!

Da die königliche Musik-Akademie mir die Ehre erwelkt, mir einen Platz in der Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder anzubieten, nehme ich mir die Freiheit, mich Ew. Majestät wieder zu nähern. Die Aufmerksamkeit Ew. Majestät in Wien und das Interesse, welches Sie mit einigen Herren Ihres Gefolges an meinen bescheidenen Fähigkeiten nahmen, hat sich tief in mein Herz eingegraben. Die Thäten, welche mit so viel Eifer und Fleiß Ew. Majestät auf den Thron von Schweden erhoben, erregten die allgemeine Bewunderung, ganz besonders derjenigen, welche das Glück hatten, Ew. Majestät persönlich zu kennen. Dies war der Fall bei mir selbst. Die Zeit der Thronbesteigung Ew. Majestät wird stets als eine Epoche von großer Bedeutung angesehen werden; und da ich nicht weniger Mensch, als Künstler bin, und da ich doch allem auf die möglichste gewissenhafte Erfüllung meiner Pflichten bedacht bin, so habe ich oft mit dem lebhaftesten Interesse den thätigen Anteil bewundert, welchen Ew. Majestät den Künsten angedeihen lassen;* dies ist es, was mich bestimmte, diesem Briefe eine ganz besondere Einladung hinzuzufügen, daß Ew. Majestät die Gnade haben mögen, auf das Werk zu subscribieren, welches hierbei angehängt ist. Aus einem ganz besonderen Grunde veranlaßt, wünsche ich, daß nur die Herrscher Europas sich an diesem Werke beteiligen.

Ebenso habe ich vernommen, daß der hohe Sohn Ew. Majestät, der Kronprinz, viel Talent für die Musik hat.** Willst du ich seinen Geschnack daran erhöhen und namentlich seine Fähigkeiten erweitern. Um diesen Wunsch verwirklichen zu können, würden mir einige nähere Details über seine musikalische Bildung viel Vergnügen machen, auch wollte ich mit dem größten Eifer ein Werk komponieren, und es dem Kronprinzen widmen; indessen müßte ich zuvor wissen, durch welches Genre der Musik ich im Stande wäre, den Wünschen Ew. Majestät und denen des Kronprinzen zu entsprechen.

Ew. Majestät sind ein Gegenstand der Liebe, der Bewunderung und des Interesses für alle diejenigen, welche die Könige zu schätzen wissen; die Gefühle der Verehrung, welche ich für Ew. Majestät hege, können durch nichts mehr erhöht werden.

Möge Ew. Majestät geruhen, die aufrichtige Hochachtung des ehrfurchtsvollsten Ihrer Diener entgegenzunehmen.

Wien, den 1. März 1823.

Ludwig van Beethoven.*

Lessings Beziehungen zur Musik und den Musikern seiner Zeit.

Von
Alfred Koch.

Es auf den heutigen Tag ist vielfach der Glaube verbreitet, Lessing sei durchaus unmusikalisch gewesen und habe dem Musikleben seiner Zeit gänzlich fern gestanden. Diese Ansicht ist eine irrige, sie hat vielleicht nur darum Wurzel fassen können, weil

* König Carl Johan umfing in der That die schönen Künste wie die Musik mit wahrhaft königlicher Ausgiebigkeit, wovon er oftmals Beweise an den Tag legte.

** Zum Verständnis vieler Worte ist zu bemerken, daß Prinz Eder, auch als König Eder I., viele seiner Ausgiebigkeiten der Musik widmete, mit großem Talent Piano spielte und sich als Komponist einen geachteten Namen erworben. Als in Europa zum erstenmal sein Name erklang — er komponierte als achtzehnjähriger Kronprinz den Trauermarsch zur Beisetzung des Königs Carl XIII. — erregte es ein gewisses Aufsehen während der unruhigen Zeit, daß der Thronfolger, der Sohn eines der hervorragendsten Staatsmänner und Krieger, seine Vorbeurtheile nicht auf dem politischen Schauplatz oder mit dem Schwerte in der Hand, sondern in den belagerten Tempeln der Musik erregte. Deßhalb ist die Ansicht als komponist in Wien umfing, als man glaubte, weil viele seiner Kompositionen nur als Manuscripte vorhanden sind.

man dem kritischen Meingut, der die Grenzen der Poesie und Poesie so scharfsinnig gezogen und seinen Genie auf dessen unerschöpflichen Gebieten noch weite Vergrößerung anvertraut hatte, in der That nicht zutraute, dem laienhaften Laus der Däne gefolgt zu sein. Und doch hat Lessing nicht allein mit den her vorragendsten Musikern im freundschaftlichen Verkehr gestanden, sondern er hat auch das Wesen und die Bedeutung der Musik so richtig erkannt, daß wir seinem allumfassenden Geiste auch hier, wo er sich in einer eigenen eigenartigen Verstehe freunden Kunstphäre bewegt, unsere Bewunderung nicht verlagern können!

Lessings Vater, der Pastor primarius Lessing zu Rameau in Sachsen, lebte in äußerst kümmerlichen Verhältnissen und besaß nichts weniger als die Mittel, seinen zehn Söhnen, deren ältester der Dichter war, Musikunterricht geben zu lassen. Auch später, nach dem Goethold die Fürstenschule zu Weissen absobiert und die Universitäten Leipzig und Wittenberg besogen hatte, scheint er sich wenig oder gar nicht mit der Musik beschäftigt zu haben. Erst sein zweiter Aufenthalt in Berlin führte ihn mit den angesehenen Musikern der aufblühenden preussischen Hauptstadt, Strinberger und Quanz, zusammen.

Johann Philipp Kirnberger, ein Schüler Sebastian Bachs, war nach einem bewegten Künstlerleben in Polen, Oesterreich und Sachsen, als Hofmusikus nach Berlin berufen worden, wo sein meisterhaftes Violinspiel großes Aufsehen erregte. Dabei war er ein ganz bedeutender Kontrapunktist und schrieb umfangreiche Werke über die Harmonielehre, die Grundbände des Generalbasses, welche die weiteste Verbreitung fanden. Seine Kompositionen, meist Fugen für Orgel und Klavier, zeigten selten auf einem Konzertprogramm, endlich erlangte er ein, später von Mozart verbessertes, musikalisches Würfelspiel, das unter dem Namen „der allseitig fertige Polonaisen- und Memorienskompositant“ erschien und jedem, auch nicht musikalisch Gebildeten, Gelegenheit gab, kleine Tonstücke zu komponieren.

Lessings zweiter musikalischer Freund war der berühmte Meister der Fide und Lehrer Friedrichs des Großen, Johann Joachim Quanz, der damals auf der Höhe seines Wirkens stand und im Dienste seines königlichen Herrn Hunderte von Kompositionen für die Fide veröffentlichte.

Wahrscheinlich am Freitag Abend kamen Lessing und seine engsten Freunde in Baumanns Weinstube, der sogenannten Baumannshölle, zusammen; zu der ständigen Teilnehmerzahl zählten der Kupferstecher Meil, der Schauspieler Bräuer, die Violoncellist Krieger und Solzer, Nicolai und Mendelssohn, endlich Kirnberger und Quanz, welche letzteren Lessings Trübsal in Musik setzten und dadurch nicht am wenigsten die festliche Stimmung der Symposien erhöhten. Lessing dachte in späteren Jahren wehmützig an jene Berliner Tage, als an die glücklichsten seines Lebens, zurück.

Während seiner bedeutungsvollen Wirksamkeit als Dramaturg für das Hamburger Theater, bot sich Lessing Gelegenheit, seine Kritik an den Leistungen des Theaterorchesters zu üben. Der kunstinnige Unternehmer des Hamburger Nationaltheaters, Johann Friedrich Vowren, hatte ein zahlreiches Orchester gewonnen, welches vor Beginn der Schauspiele und in den Zwischenacten spielen sollte. Nun schien damals die Regie absolut keine Rücksicht darauf nehmen zu wollen, daß die vorgeführten Orchesterstücke zu dem gleichzeitig dargestellten Schauspiel in einem gewissen Verhältnis standen; Trauerstücke wurden mit heiteren, Lustspiele mit ersten Tonstücken begleitet, wodurch denn bei der Zuhörerschaft eine seltsame Mischung von Affekten, ja die funderbarste Wirkung hervorgerufen werden mußte. Die Aufführung der Semiramis von Voltaire, wozu Agricola eine nach Lessings Urtext vortreffliche Musik komponiert hatte, gab dem Dramaturgen willkommenen Anlaß, Agricolas Arbeit kritisch zu erläutern, sich über die Bedeutung der Musik und ihre Beziehungen zur Poesie zu verbreiten und insbesondere die Forderungen darzutun, welche sich die Hamburger Orchesterleitung seiner hatte zu schulden kommen lassen.

„In der Botanischnik“, sagt er, „hilft der Text dem Ausdruck allzusehr nach; der schwächste und schwankendste wird durch die Worte bestimmt und verstärkt; in der Instrumentalmusik hingegen fällt diese Hilfe weg und die sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtchaffen sagt. Der Künstler wird also hier seine äußerste Stärke anwenden müssen; er wird unter den verschiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die sie am deutlichsten ausdrücken; wir werden diese öfter hören, wir werden sie miteinander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung

dessen, was sie beständig gemein haben, hinter das Geheimnis des Ausdrucks kommen.“

Lessing verfolgt nun kritisch durch das ganze Trauerspiel Semiramis die eingeschobene Musik Agricolas und findet, daß Herr von Voltaire sich angesichts einiger schwachen Szenen bei dem störenden Gedanken bedanken könne, der ihm mit seiner härteren Empfindung darüber hinweg geholfen habe. Dann kommt er auf die Symphonie (Ouvertüre) zurück, die der Semiramis vorausgegangen war und meint: „Ein Tonkünstler, der sich in seinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Sage den Affekt abbricht, um mit dem folgenden einen neuen, ganz verschiedenen Affekt anzubringen, und auch diesen fahren läßt, um sich in einen dritten, ebenso verschiedenen zu werfen, kann viel Kunst ohne Nutzen verschwendet haben, kann überraschen, kann betören, kann fesseln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unserem Herzen sprechen und sympathetische Regungen in ihm erwecken will, muß ebensoviele Zusammenhang beobachten, als wer unseren Verstand zu unterhalten und zu belehren gedenkt. Ohne Zusammenhang, ohne die innigste Verbindung aller und jeder Teile ist die beste Musik ein stilles Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig ist; nur der Zusammenhang macht sie zu einem festen Marmor, an dem sich die Hand des Künstlers verewigen kann.“

Die Absichten eines Tonkünstlers merken“, sagt er schließlich am Ende seiner Betrachtung, „heißt ihn angucken, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll sein Mittel sein, dessen Bedeutung ebenso mühsam als schwankend ist. Was ein geübtes Ohr am geschwundensten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er sagen wollen, sein Lob wächst mit seiner Verständlichkeit; je leichter, je allgemeiner diese, desto verdienter jenes!“

Diese Ansprüche des berühmten Kritikers und Dramaturgers entsprechen zwar nicht mehr durchaus den Anschauungen, die in der heutigen musikalischen Welt vertreten sind, sie beweisen uns aber zur Genüge, wie feinsinnig Lessing in musikalischen Dingen zu urteilen und auf der besten Stelle als Dramaturg des Hamburger Nationaltheaters zu wirken verstanden hat.



Ein lustiger Vogel.

Schicksale eines unverwundlichen Augenhals

von
K. Reidtner.

„O du lieber Augustin!
’s Geth is hin, all’s is hin, —
O du lieber Augustin, all’s is hin!“ —

Wer kennt es nicht, dieses tragi-komische Volkslied, das noch jetzt in aller Munde lebt? Nicht jeder aber dürfte wissen, woher es eigentlich stammt, und daß dieser „liebe Augustin“ wirklich einmal gelebt hat, und zwar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten des vorigen, als der erste Volksjäger der schönen Kaiserzeit an der schönen blauen Donau: Wien, und nebenbei als ein wahrer Till Eulenspiegel der Zweite.

Augustin Adagler war ein echtes Wiener Kind, dem es wahrlich nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst bis an sein Lebensende den schmirrigen Beruf eines unverwundlichen Wundtrockners treiben werde. Wer hätte es geglaubt, als der Guckl in einer ehrbaren, braven Bürgerfamilie All-Wiens zur Welt kam, daß der Apfel einst so weit vom Stamm fallen würde?

Anfangs schien auch alles gut zu gehen. Der junge Augustin Adagler wurde Schreiner, und zwar ein so tüchtiger, daß der talentvolle Geißel durch seine zielreichen Schützereien bald Glück machte, und als er einst ein paar gar herrlich geschnitzte Krüge (dem Krüge und Becher aufzufertigen war — unglückliches Vorzeichen — schon damals seine Spezialität!) dem Herrn Hof-Kapellmeister, der wohl auch einem guten Trunk nicht abhold sein mochte, zum Präsent machte, da revanchierte sich dieser durch den Gegenbesuch, daß er ihm zu dem guten und einträglichen Posten eines Hof- resp. Palast-Schreiners verhalf.

Aber in dem lustigen Augustin steckte nun einmal nicht das Zeug zu einem guten und soliden Bürger und Familienvater!

unmühsam draußen in der Fremde ein hübsches, reiches Mädchen in Lagunen kennen lernte: die Christin Eimen, die ihm ihre Hand versprach und die Zusage gab, mit ihrer Mutter nach Wien zu kommen, wo man froh und fröhlich Hochzeit halten wollte; denn der liebe Augustin konnte nun einmal von seinem lieben Wien nicht lassen, sondern vertraute seinem Glückseligen, der ihn schließlich ja noch niemals dort im Zick gefaßt, und so trübten eines schönen Tages Augustin Wagner plötzlich wiederum in der Vaterstadt, ohne daß man ihm ein Verbot that, — im Gegenteil wurde er und sein Duldelsack und seine lammigen Compacts im Handumdrehen wieder die Lieblinge der Vorstadt-Wirtshäuser und mit Beifall überhäuft, wo sie sich blühen ließen; — zog doch abermals die fürchterliche Zeit zu jener Zeit in Wien ein, und zwar — wie es sich — aus Ungarn eingeschleppt durch eine fremde Frau, die auf der Straße zusammengebrochen war, und sich in Krämpfen wand, ohne daß ein Finger sich zu ihrer Hilfe rührte, weil — blind vor Angst und Grauen — alles bei diesem Schreckensanblick auf und davonlief, und die Armut und unarmherzig ihren Schicksal überließ. Nur der liebe Augustin trübte sich nicht, nachdem er ja bereits früher die Pestprobe so glücklich bestanden hatte. Er wollte die Fremde eben auf seine Arme laden, um sie ins Krankenhaus zu tragen, als er — seine Schwägermutter in spe in ihr erkannte. Sie starb im Spital wirklich an der Seuche, er aber blieb am Leben und heiratete die Christin, mit deren Geld er ein blühendes Brautwein-Brennerei-Geschäft in Wien etablierte, denn das argemüthliche Al-Wien ließ nun einmal — jetzt wie immer — seinen Liebling ungeschoren! — Merkwürdig, aber wahr! — Zum drittenmale jedoch spielte das Feuer ihm einen verhängnisvollen Streich, indem es ihm diesmal seine Frau raubte; sie verbrannte bei lebendigem Leibe in der Brennerei, um ihre Kleider durch einen Unfall des Feuers sahen. — Augustin Wagner wollte nun nichts mehr von dem Geschäft wissen, sondern gab es auf und lebte fortan als Privatier und Deutler; im übrigen jedoch widmete er sich nach wie vor der „Kunst“, das heißt seinem Duldelsack und seinen selbstzufriedenen Weibern, als Stadtpfeifer und Vollsänger ohne Entree, denn er gab als wohlhabender Mann in Zukunft seine Konzerte nur noch gratis, als „Güter von Eidechse“, wie er in übermüthigem Stimm sich selbst zuweilen nannte, weil „Wagarel“ auf gut Österreichisch soviel als „Eidechse“ bedeutet.

Von Adel ist er aber deshalb nicht gewesen noch geworden, sondern ein echter, rechter Tugendstolz von unverfälschter Lieberlichkeit geblieben, der, wie gesagt, Wein, Weib und Gesang bis an sein spätes Lebensende liebte; er starb erst am 1. April 1790, im hohen Alter von 91 Jahren, als eine der vornehmlichsten, originellsten und wichtigsten Persönlichkeiten Al-Wiens, — bis zuletzt sich selbst getrennt als: unverfälschter Tugendstolz und „lustiger Vogel“.



Die Wagner-Küste.

Eine heitere und lehrreiche Geschichte aus dem Leben.

Von Ernst Pasqué.

(Schluß.)

Aldolf Sandardt wohnte im elterlichen Hause bei seiner Mutter. Diese, eine ältere, bequeme, doch dabei recht lebenslustige Frau, hatte das Erbgeld ihres Mannes, so sich auch die Mühen ihres Solones, ein trotz seiner jungen Jahre gelungener Reichthums, besaßen. Die ganze große und schöne obere Etage war den jungen Leuten von der Mutter als Wohnung angewiesen und auch bereits mit einer bequemen, dabei recht wohlthätigen Einrichtung ausgestattet worden. Hanna wurde von der Mutter mit einem vielgeliebten Lächeln begrüßt, dann bedient, einsteigen nur hinaufzugehen, wo sie Adolf und verschiedene kostbare Ueberraschungen finden werde. In der Wagner-Entzückung dämmerte bereits eine Ahnung von dem Vergnügen auf, das sie dort oben erwartete und all ihren jugendlichen Frohnmut mußte sie aufbieten, um ein unbedingtes Gefühl, das sich bereits bemerkbar machte, in die Flucht zu schlagen. In einer fast gleichen Stimmung, zwischen Lachen und Aerger em-

pfing Dr. Sandardt seine Braut schon auf dem Korridor und nach den zeitgemäßen Begrüßungen, die ziemlich lange dauerten, führte er sie in den Salon mit den Worten: „Aber nun nimm dich zusammen, liebste Hanna, und falle mir nicht in Ohnmacht!“ Dabei hielt er ihre rechte Taille kräftig umfaßt für den Fall, daß ein derartiges Unglück dennoch, trotz rechtzeitiger Warnung, eintreten könnte.

Und es war nahe daran! Unter der Thür mußte Fräulein Anna innehalten über das, was ihre Augen sahen; ihr ganzer Körper zuckte zusammen, ihr hübsches Gesichtchen rothete die Farbe und die Lippen blieben sprachlos geöffnet. Da ermannte sich ihr glücklicher Bräutigam, sein Humor kehrte ihm wieder und in einer bekannten Melodie, die indessen nicht von Wagner war, sang er ihr zu: „Na, was sagst du denn dazu? — Na, was sagst du denn dazu?“ —

Da löste sich auch die tiefe Ergriffenheit der jungen Braut, und ihrem theuren Adolf um den Hals fallend, rief sie unter Weinen und Lachen: „Da steht es bei mir noch ganz anders aus! Du hältst mich nur vier, aber bei mir steht sechs in Reich und Glück, und alle aus einer Form!“ — „Warte nun! was ich sonst noch habe, hast du nun und nimmermehr,“ entgegnete Dr. Sandardt mit Pathos und stützte dabei ein Tuch, das einen wahrhaft riesigen Gegenstand barg, der sich hinter den vier eisenmüthigen Wagnerbüsten angelehnt fand. Und was kam nun zum Vorschein? Ein Kipsabguss der stolzfahrlässigen des Meisters, welche Professor zur Strafe für das Leipzig'sche Stadttheater in Marmor ausgeführt hatte. „Mein Gesangsverein hat sie eigens anfertigen lassen und mir verehrt.“ — Ein Meisterwerk! Wie herrlich wird sie sich ansehn, wenn wir sie in unserem Musikzimmer über dem Piano anbringen — und deine sechs Büsten mit den vier von mir im Halbpreise um den Mienkopf aufstellen! — Schade, daß es nur zehn — oder elf Stück sind! Noch eine Büste muß auf alle Fälle herbei, um das Duzend voll zu machen — und sollte ich selber sie kaufen müssen!“

„Um Gotteswillen, halt ein!“ rief Hanna mit tonischer Entsetzen. — „Doch ich kann ruhig sein, in der ganzen Stadt, in keinem Geschäft wirst du heute noch eine solche Büste finden: sie sind ausverkauft.“

„Dann folge mir in unser Zukunftszimmer — doch warum dich jetzt erst recht mit Standhaftigkeit!“ sagte Sandardt mit tragischem Ton und entsprechenden Gebärden, dann führte er sein Bräutchen in das Nebenzimmer. Vorstühler ließ er Hanna auf das Sofa niederfallen — von wegen dem Umfallen, wie er meinte — und nun begann er seine Hochzeitsgeschenke der Reiche nach und mit der erlesenen Miene von der Welt unter den Decken, wo sie verborgen lagen, hervorzuholen, seiner Braut vorzuführen und pfeifend, teilweise sogar im Wagner'schen Meistertakt, anzuordnen.

„Hier ein Samtbaret, Form Wagner in Bayreuth, als Haarschnitten, und damit die Fülle nicht zu kurz kommen, das Haupt nicht zu beneiden brauchen: hier ein Paar herrliche Pantoffeln, die in Goldsticker die Initialen — natürlich die des Meisters, links ein R., rechts ein W. zeigen. Wie sinnig! — D., es kommt noch besser und schöner! — Hier eine wundervolle Schlammrolle, die in Bindungen à la Colonna papale den sinnigen Wahl- oder richtiger Warnungspruch — natürlich frei — sogar sehr frei nach Wagner, trägt:

„Nie sollst du mich besorgen,
Will ich der Ruhe pflegen!“

Nun hielt sich Hanna nicht mehr, in ein unbändiges Gelächter brach sie aus, und der Aerger, welcher sich darin mischen wollte, machte sich in den Worten: „Gefühllich! wahrhaft ungeschmacklich! Lust!“ Sandardt aber saß in seiner ersten und doch so drollig wirkenden Weise also fort:

„Hier hast du einen Tempel von süßem Marzipan mit einer Wagnerstatue — damit wir den Meister vor Liebe sogar — aufstellen sollen! — Hier folgt das größte Meisterwerk, welches unser großer Meister inspierte: eine Schwarzwälder Uhr in Form — der Villa Wagnfried in Bayreuth! An Stelle des Sgraffitobildes hat der Uhrmacher das Zifferblatt aus Eisen gebracht. Doch noch nur! (Dabei rückte er an dem Zeiger), jede halbe Stunde spielt uns die Uhr Lohengrin und Elsas Bräutliche:

„Trennlich gelübt, ziehet dahin,
Wo Euch der Segen der Liebe bewahrt!“

Und das singt uns die Wagnfriedsühr aus dem Schwarzwalde sogar alle halbe Stunden vor! während sie bei der ganzen — den Nachtwächter der

Meisterfinger losläßt, der uns sagt, was die Glock' geschlagen hat und zugleich den schönen guten Rat gibt:

„Bewahrt Euch vor Gespenstern und Spuk,
Daß kein böser Geist Eur' Seel' beruht!“

Ich übergebe die Wagnermedaillen in Silber, Bronze und Britanniametall — lauter Kunstwerke! — die Photographien aller Art in Albumen, Mappen und Rahmen, denn du wirst genug haben, wie ich hoffe.“

Und die arme Braut hatte mehr wie genug, sie meinte jetzt wirklich müd vor sich hin.

Da legte Sandardt sich zu ihr, umfaßte ihre Schulter und zog sie sanft an seine Brust. Dann sagte er mit seiner natürlichen Stimme und diesmal tiefen:

„Haben wir dies alles nicht selbst verschuldet, mein liebes Kind? Unsere Verehrung für den wirklich großen und genialen Meister von Bayreuth war eine — übertriebene, in erster Linie dadurch, daß wir über ihn alle anderen großen Tonmeister unseres Vaterlandes so gut wie vergaßen. Das war Unrecht, eine Sünde, und jetzt haben wir unsere Strafe dafür erhalten, unter der mir bisheriger Lieblingskomponisten indirekt und noch mehr leiden muß, wie wir. Das haben wir zu süßen an unsern deutschen Tonherren, an Wagner und an uns selbst. Fortan wollen wir Wagner hochhalten, wie er es verdient, doch nicht allein ihm nur dienen, sondern auch in gleich begabter Weise unsern Mozart, Beethoven und Weber, Schöber, Bach, Gluck und Haydn, und wie alle die glänzenden Sterne am Himmel unserer herrlichen musikalischen Kunst heißen. Willst du damit einverstanden, mein liebes Kind, bald mein herzliches teures Weibchen?“

Da fiel Hanna ihrem Bräutigam um den Hals, und während ihre letzten Thränen den schönen Augen entrieselten, hauchte sie ihm unter Küssen zu: „O, wie recht hast du, liebster, bester Adolf! So wollen wir es fortan halten und unter deiner Führung vereint ein neues Musikleben beginnen.“

„So ist's recht, Kinder!“ sprach da unerwartet die Stimme der Mutter, und „Bravo! Bravo!“ klang her das Oberst drein, die beide schon vor einer Weile in den Salon getreten und unbemerkt mit redem Vergnügen dieser kleinen Selbstkenntnisprobe gefolgt waren. „Ueberlebt euch den schönen Wibel- spruch ins Musikalische.“ fuhr die Mutter fort, „der da lautet: (Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!) und ihr, was alle werden wohl dabei fahren.“

„Über ins Lateinische,“ rief der Oberst, „und schreibt einfach über die Thüre eures Musikstübchens: „Saum cuque!“

Beide waren lebend in dem Wohnzimmer erschienen. Die Mutter hielt ein gar zierlich in feines Linnen und Spitzen eingeschicktes Stuhls, das nichts anderes sein konnte als ein neues Hochzeitsgeschenk.

Es wurde daheim abgegeben von einer humoristischen Freundin und Gesinnungsgenossin, „also beantwortete der Oberst, mit dem ganzen Gesichte lachend, die fragenden Mienen seiner Tochter, „und ich bestellte mich, die wunderbare schon gearbeiteten — Nippfaden der Mama Sandardt zu übergeben, die sie aufgeben mag, bis deren Zeit gekommen sein wird.“

„Nur die Ueberschrift, oder das Motto dürft ihr erfahren,“ fuhr die Mutter gleich heiter fort, „welches dieser allerliebste weibliche Spaßvogel und glühende Wagnerverehrerin ihrer sinnigen Gabe gegeben hat. Schaut her, es lautet treffend: — „Junkst's Musik!“

Hanna erröthete vorlegen, doch Dr. Sandardt lachte hell auf, und seine liebliche Braut trug unarmend, meinte er, daß er sich dieses Wagnerherzes noch weit mehr freue, als der Gesamtheit ihrer sonstigen Wagnergaben.

Da schlug die Schwarzwälder Wagnfrieds-Uhr die halbe Stunde und ihre Klutats-Klötchen spielten das Bräutliche aus Lohengrin in einer so drolligen Weise, daß alle vier in ein überaus lustiges Lachen ausbrechen mußten. Sandardt umfaßte Hanna, der Oberst packte die aufreißende Mutter und im tänzelnden Marschschritt verließen sie das Appartement, welches von morgen Abend an das ihrige werden sollte, für das ganze Leben.

Glückliches — und glückliches Paar!

* * *

So geschah und so war es vor sechs Monaten — und heute? —

Als Herr von Weidling das Stadttheater nach dem ersten Akt der Meisterfinger verließ, schritt er raschen Ganges und nicht wenig neugierig auf das,

wo es nun vernehmen würde, der in einem anderen Stadtheile gelegenen Wohnung der jungen Geleut entgegen. Daß er ihnen damals als einzige richtige Hochzeitsgäbe eine Wagnerbüste geweiht hatte, daran dachte er schon längst nicht mehr; daß zehn — zwanzig andere einen ähnlichen glücklichen Gedanken gehabt und in gleicher Form zur Ausführung gebracht hätten, davon konnte keine Ahnung in ihm aufkommen, da er am Tage vor der Hochzeit plötzlich, auf Verlehen seines Eises, eine Reise nach Berlin hatte antreten müssen, von der er erst gestern wieder zurückgekehrt war. Es mochte halb neun Uhr vorüber sein, als er im Sandarbischen Hause, dessen obere Etage er hell erleuchtet fand, anlangte und von dem Diener nach oben gewiesen wurde. Schon auf der Treppe vernahm er ein eigentümliches Spiel von Saiteninstrumenten und auf dem Korridor mußte er stummend innehalten und horchen.

Was war das? Eine so zarte, einfache und liebliche Musik glaubte er noch nie gehört zu haben, und welche ein Gegenstück! Soeben noch das gewaltige Tönegevierte des genialen modernen Meisters und hier eine sanfte Lydie, die Einfachheit selber und dennoch so ergreifend, daß es ihm ordentlich weich um das Herz wurde. Es war ihm, als fände er sich plötzlich in einer Jugend zurückversetzt, — so hatte die Mutter zu ihm als Kind geredet, solche Weisen den Knaben auf dem Piano hören lassen! Jetzt war es wieder, als spielte er mit den Schwesterchen und deren Freundinnen auf den grünen Rasenflächen des Gartens! Die Augen des Mannes wurden feucht und er wagte nicht die Hand auf die Thürklinke zu legen, um einzutreten. Der Sander dieser kindlich reinen, herzigen und so harmlos schließlichen Musik des Vaters Dank — den er, ohne ihn näher zu kennen, als abgethanen Kopf bezeichnet hatte! — übte eine Wirkung auf sein Gemüt, sein ganzes Sein aus, dem er sich willenlos und freudig hingab.

Erst als die letzten Töne verhallt waren, trat er ein, von der ganzen sehr zahlreichen Gesellschaft als wiedergekehrter Freund in herzlichster Weise begrüßt. „Schade! daß Sie die letzte Piere unseres Dankbuchs nicht gehört haben,“ meinte die junge Hausfrau mit aufrichtigem Bedauern. — „Ich hörte das ganze Trio bis zur letzten Note mit Ohr und — mit meinem Herzen,“ entgegnete Herr von Weidling, sich seinen Zwang ablegend, zu verbergen, was in ihm vorgegangen war, — und schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß die einfache Musik einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich ausgeübt hat: in meine sonstige Kindheit, an die Seite meiner treuen Mutter, meiner kleinen Geschwister zauberte sie mich zurück.“

„So geht es uns allen!“ rief Frau Sandardt, „und ich freue mich für Sie, daß Ihnen eine solche Empfanglichkeit noch innewohnt.“

Nun wurde dem alten Freunde des Hauses mitgeteilt, daß jede Woche an gleichem festbestimmtem Tage und abwechselnd in einer anderen Familie ein Musikabend abgehalten werde, stets einem der großen Meister aller Zeiten, oder den Meistern eines Instrumentis geweiht, so den Klavierherren von Scarlatti, bis Beethoven und Schubert, den Geigerkünstlern, von Tartini bis auf die modernen Tauscher für diese Königin der Instrumente. Wie heute Sandardt, hätten Handel und Bach, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber ihre Abende, und ganze Akte von Gluckischen Opern läßen zu Gehör, sogar Kullny und Rameau fehlten nicht, ebenso wenig wie Spontini und Gounod. Alle bedeutenden und bedeutamen Meister, die für die Bühne, für Konzert und Kammer, wie für den Chorgesang geschrieben, würden in ihren Werken vorgeführt. Daß unter ihnen Richard Wagner nicht fehle, sondern als der genialste Tonmeister der Gegenwart einen Ehrenplatz inne habe, sei selbstverständlich.

— Und schauen Sie um sich,“ also schloß Frau Sandardt die von ihr und ihrem Gatten Herrn von Weidling gegebene Aufklärung, „der Kreis unserer Freunde, welche sich zu gleicher Ansicht bescherten, ist bereits recht groß und wird von Woche zu Woche größer, so daß unsere Privatwohnungen bald nicht mehr für unseren Zweck ansehnlich werden und wir gezwungen sind, uns gemeinsam nach einem größeren Lokal umzusehen.“

„So sagen Sie mir doch um — Wagners Willen! Wer denn eigentlich diese Wunder an Ihnen und so vielen andern vollbracht hat, und wodurch die Beschreibung, wie Sie es bezeichnen, herbeigeführt worden ist?“

„Sie haben den Wunderthäter bereits genannt: durch Wagner selbst — doch nur indirekt,“ entgegnete die junge Frau lächelnd. „Und wodurch es herbeigeführt wurde, sollen Sie sogleich erfahren. Folgen Sie mir!“

Mit diesen Worten führte sie ihren Gast nach einem Nebenzimmer, Dr. Sandardt und ein Teil der Gesellschaft folgten, während ein Diener mit zwei Lampen ihnen voranritt. Auf der Schwelle angelangt, wählte der Diener vor Stannen innehalten, denn was er sah, war für ihn wahrhaft überwältigend. Da standen, hingen und lagen in friedlichem Verein die sämtlichen Hochzeitsgaben! Die Wagnerbüsten, groß und klein, ihrer mehrere Duzend fanden sich so harmonisch als möglich auf Möbeln, Postamenten, Säulen und Wandbänken aufgestellt, und die sonst noch freien Wandflächen waren vollständig bedeckt mit den Photographien des Meisters und seines Sängers. Teppich, Kissen und Schlummerrolle zierten das Sofa und die Schwarzwalder Bahnrückuhr hatte eine bevorzugte Stelle über der mit Statuetten, Medaillen und ähnlichen kleinen Kunstwerken bedeckten Kommode erhalten — doch blieb sie stumm: ein zweifelndes Mal sie nicht aufgesprochen worden. Es war ein wirkliches Wagnermuseum, doch unbedingt viel — viel zu reichhaltig für — eine Familie.

„Nun begreife ich alles!“ rief Herr von Weidling, nachdem ein Lachen unterdrückt, das hier die Mienen des großen Taten hätte beleidigen müssen, und den seine Schuld an dieser Ungehörlichkeit traf! Nur diejenigen, welche ihm einseitig, in übertriebener Weise geschmeichelt, hatten sie zu verantworten — und in diesem Augenblick auch schon gestanden.

„Und jetzt — zu Tisch!“ rief Herr Sandardt. „Dort wohnt in reichlichem Nebenraum unsern guten alten Vater Dank, dem ja der heutige Abend gilt, nachleben lassen, doch auch mit gleich lebendigem Herzen, mit voller Begeisterung den größten Meister der Jetztzeit: Richard Wagner. Ihn aber feiern wir am würdigsten, wenn wir unsere Huldigungen allen großen Tonmeistern darbringen, die ihm vorangegangen sind, ohne die er die Höhe nicht erreicht haben würde, auf die ihn seine Werke und das ihn bewundernde deutsche Volk gestellt.“

Diese kräftigen Worte drückten das Denken und Empfinden aller Mitglieder der kleinen musikalischen Gesellschaft aus, die hier versammelt waren. Wohl ihnen! — und allen, die gleichen Glaubens sind und danach handeln, sie liebigen an sichselbst und würdigsten dem großen Meister von Bayreuth!

Berliner Saison.

VI.

Berlin, im Februar.

Es war keine leichte Aufgabe, in der jüngsten Zeit alle wichtigen musikalischen Ereignisse mitzunehmen. Als Referent konnte man in diesen Tagen die wörtliche Bedeutung des Ausdrucks „sich an dem Laufen an halten“ recht gründlich kennen lernen; man kam thätiglich aus dem Laufen gar nicht heraus. Wollte ich in meinen Berichten einermachen die Vollständigkeit accentuieren, so müßte schon der bloße Katalog aller Konzerte und Premieren, die ich in dem letzten Zeitabschnitt auf meiner kombinierten Rundreise durch die Berliner Kunstmuseen absolviert habe, den für mich verfügbaren Raum vollständig füllen.

Da gilt es denn, die Erinnerung auf das Haupttätigste zu konzentrieren und aus dem Wichtigsten das Allerwichtigste heraus zu schälen. Beginnen wir mit dem berühmtesten Gaste, den die Hauptstadt in ihren Mauern beherbergt, mit Peter Tschaikowsky, dem erklärten Oberhaupt der neu-russischen Komponistenschule. Lange Jahre hindurch durften wir ihn nur par distance in seinen symphonischen Werken beinahe; jetzt endlich hat er es für angezeigt gehalten, die stark in die Breite gegangene deutsch-russische Freundschaft durch sein persönliches Erscheinen, wenigstens auf dem neutralen Boden der Kunst, wieder zu beleben. Daß ihm dies bis zu einem gewissen Grade geglikt ist, steht außer Frage. Sellen habe ich einen so lobenden Enthusiasmus vernommen, wie denjenigen, der sich in unserer Philharmonie auf das deichende Mäandern mit dem germanischen Gesichtstypus und dem russischen Herzen vereinigte. Die Volksliedchen, die er uns durch Orchester und Solisten mitzuteilen hatte, waren uns zum Teil nicht neu. Seit einem Jahrzehnt hatten unsere Säle von dem Sturm und Drang der woskowskischen Heißsporne wider, und Tschaikowsky speziell behauptet

einen festen Platz im Berliner Repertoire. Allein, es wies doch alles anders, mächtiger und sozialgenussend, als der Verkünder des neu-russischen Musikengeliums selbst das Taktgepöhl führte.

Peter Tschaikowsky gehört neben Anton Rubinstein zu der geringen Zahl russischer Musiker, welche die Musik als ausschließliches Fach betreiben. Die meisten anderen der ihnen stammverwandten Meister, die Rimski-Korsakoff, Gni, Tschadoff, Balakireff, Borodin, entsprechen nicht vollständig unserem akademischen Tonkritikbegriff. Wir finden unter ihnen Gelehrte, Poeten, Kritiker, welche ihr tonkünstlerisches Wirken nur als Ornament ihrer sonstigen Stellung betrachten. Dilettanten ihrer Zeiteinteilung nach, Fachmänner nach ihren Leistungen gemessen, bezeugen sie sich fast ausnahmslos in dem Bestreben, der großen musikalischen Herrschaft anzuschließen und auf gefährlichen Nebenwegen in die Geheimnisse des stimmungsvollen einzudringen. Daß sie dabei mit zahmen Mitteln nicht auskommen, darfst allgemein bekannt sein; es ist die unheilvolle Methode des Niegens oder Prechens, welche von ihnen angewendet wird und durchaus geeignet ist, dem Empfindungsstil der Schreien einzujagen. Es fällt mir nicht ein, die Offenbarungen all dieser Feuertöpfe auf „off“, „eff“ und „sty“ als die allein seligmachende Lehre zu preisen; ich achte sie lediglich als Verkörperungen eminent kraftvoller Seelen, die sich eine neue Musikwelt bauen möchten, und überdies nicht gerade mit Deutschen, die wir mit den Vornehmheiten der Neu-Romaniker aufgewachsen sind, am ehesten in der Lage, den noch fernersten Erwerbsmenschen der Musik ein anteilvolles Verständnis zu geben.

Peter Tschaikowsky kann als der Abgeklärteste dieser Brüdergemeinschaft von russischen Junimänteln bezeichnet werden. Sein Beherrschung des Formellen verleiht seinen Kompositionen ein Schwergewicht nach innen und schließt sie in der Regel vor der Gefahr der Exzentrikität. In der Regel, aber nicht immer; auch in ihm sucht das Naturell der inangriffsichen Geistespotenzen, und der Stürmer unterjocht bisweilen den Deuter. Aber gerade hierin liegt der Reiz seiner Persönlichkeit und seiner Schöpfungen; er tritt mit den originalen Merkmalen seiner Rasse auf, und bietet demnach eine Fülle allgemein nützlicher und von keiner Aesthetik angestrichelter Spenden. Mit der deutschen Symphonik steht er keineswegs auf Kriegsfuß; in dem emotionalen Standpunkt hätten wir beispielsweise bei seiner großen Suite mit der Fuge nur das eine zu bedauern, daß sie nicht von einem Deutschen komponiert worden ist.

Einem solchen Mann gegenüber verstand sich das höchste Maß der Gastfreundschaft ganz von selbst. Nicht so ausgemacht war das von vornherein bei seiner Truppe, welche aus Frankreich kommend auf unserer Operettenbühne Balhalla Quartier genommen hat. Ein französisches Theater in Berlin, und noch dazu kurze Zeit, nachdem unter Lobengrün von der Pariser Straßentheaterkanäle erbrochen worden ist! Das hätte die schönste Gelegenheit zu Depressanten gegeben, um so mehr, als die französischen Operettenkünstler in der Mehrheit des bel canto, also im Tremolieren, Jippen, Medern und Falschlingen, recht Beträchtliches leisteten. Allein auch hier behält sich die Gümmigkeit der Berliner als die überlegene Empfehlung. Die Gäste fanden vermöge ihrer dortigen und pikanten Vortrageweise eine glänzende Aufnahme, so daß sie in ihren nach der Heimat gerichteten Bülletins von einem großen Siege der Franzosen über die Deutschen berichten konnten. Werden die Vorbeeren der französischen Gesangsformier die Gesellschaft Boulanger, Terentide und Genossen schlafen lassen?

H. Moschowski.

Kunst und Künstler.

— Martin Röber in Berlin hat von der Royal Irish Academy in Dublin den Ruf als Professor der Gesangs-Ausbildungsklassen erhalten, und wird demnächst in nächster Zeit Folge leisten. Mit diesem Ruf ist zugleich der des Dirigenten der Choral-Union verbunden.

— In einem der letzten philharmonischen Konzerte zu Berlin wurde unter Hans v. Bülow's Leitung das neue Brahms'sche Doppelkonzert für Violine und Cello unter solistischer Mitwirkung der Herren Joachim und Hansmann aufgeführt. Mit vielen andern sprach auch Fräulein Joachim nach dem Konzert dem genialen Leiter ihr Entzücken über dies

herrliche Werk aus, woran Witow zu allgemeiner Heiterkeit trocken bemerkte: „Ja, meine Gnädige, wenn Ihr Vater spielt und ich dirigiere, dann gibt's ein Stück!“

— In Würzburg verchied am 8. ds. Ms. der auch in weiteren Kreisen bekannte Komponist Musikdirektor Joh. G. Bratisch im 75. Lebensjahre.

— Der Dichter und Komponist William West ist, 93 Jahre alt, in London gestorben. Als Direktor des Drury Lane-Theaters brachte der Verstorbenen vor 30 Jahren sein erstesmal des Verstorbenen „Freischütz“ in London zur Aufführung.

— Auch in München ist Verdis „Otello“ nun aufgeführt worden, und hat eine sehr warme Aufnahme gefunden, die indes zum großen Teil auch der vorzüglichen Aufführung zu gute kommt. Frau Schöller-Desdemona und die Herren Logg-Ello und Gura-Jago wurden wiederholt gerühmt. Die Ausstattung war neu und reich — namentlich war im zweiten Akt der hübsche Gartenhof beleuchtet — und im ersten Aufzuge von hübscher Pracht der Hofentwurf von Gypsen mit der Aussicht auf das hübsche Meer. Verdi selbst war von Baron Vertall eingeladen worden, der Premiere beizuwohnen, hatte dies aber mit Rücksicht auf sein hohes Alter und die rauhe Jahreszeit, welche ihm eine so weite Reise nicht gestatteten, in freundlicher Weise dankend abgelehnt.

— Die deutsche Oper in New York hat also nun doch aufgehört zu bestehen. Die Kapitalisten, welche das Unternehmen unterstützten, haben, wie aus New York gemeldet wird, dasselbe infolge der empfindlichen Verluste, die sie Saison um Saison erlitten, namentlich angeblich und das Metropolitan Opera House ist geschlossen worden, zum großen Bedauern der deutsch-amerikanischen Bevölkerung New Yorks.

— Die Partitur einer Operette Offenbachs, welche als in Verlust geraten betrachtet wurde, ist von seiner jüngsten Tochter, Frau Mousset-Offenbach, wiedergefunden worden. Die Operette betitelt sich „Coscioletto“ und wurde im Jahre 1863 in Guss von einer französischen Truppe mit entschiedenem Erfolge zur Darstellung gebracht.

— In München wird gegen Mitte Mai die erste Aufführung von Richard Wagners Oper „Die Feen“ im Hoftheater stattfinden. — Carl Maria v. Weber's „Die drei Hühner“ wird dort ebenfalls einstudiert.

— Professor Emil Fresenius, Direktor des Berliner Konservatoriums und Klavierlehrer-Examinator, erhielt vom Herzog von Meiningen das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft.

— Von einem jungen, aber als Künstler stattlich emporgewachsenen Musiker, Ernst Heuser in Köln, welcher als Pianist und Komponist in letzter Zeit besonders in Bonn, Grenzach, Reg und Oberfeld hohe Auszeichnungen erfahren, kam jüngst durch den Hülfsverein des Gesangsvereins u. a. eine neue Komposition, „Liebeslied“, für Chor, Soli und Klavier zur Aufführung, welche einen vollen Erfolg erlangte. Alle sechs Nummern des Cylinders zündeten in gleicher Weise und büßen auch von der Kritik als gleichwertig bezeichnet werden. Wir vergleichen mit Freude diesen neuen Erfolg des jungen Künstlers, dessen Entwicklung wir seit Jahren verfolgen und machen Konzert-Gesellschaften auf dieses hervorragend begabte und ausgebildete Doppel-Talent hiermit aufmerksam. In Reg wurde ihm eine „entzückende“ Übergabe des Reichthums des G-dur-Konzertes nachgerichtet und ein eigener Chor von „einzigartiger Schönheit“, Herbstabend (mit Orchester), brachte ihm die lebhaftesten Dationen.

— An Stelle des jüngst verstorbenen Sir G. A. Macfarren ist der Komponist A. G. Macfarren zum Direktor der königlichen Musikakademie in London ernannt worden.

— Prof. Joachim in Berlin ist zum Ehren-Doktor ernannt. Wie man der „Post“ in London meldet, hat ihm der Senat der Universität Oxford honoris causa den Grad eines Doktors der Musik verliehen.

— Am Carlstheater in Wien hatte eine neue Operette „Der Sänger von Palermo“ von Alf. Janara (Text von B. Buchbinder) großen Erfolg.

— Dem Berliner Gesangslehrer und Musikreferenten Herrn Dr. G. Engel wurde der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen.

— Eine außerordentlich erfolgreiche Künstlerkarriere scheint dem Tenoristen Alfred Rittershaus, dem Sohne des bekannten Wupperthaler Dichters, beschieden zu sein. Nachdem derselbe erst vor ein paar Jahren der Sängerkunstbahn sich gewidmet hat, ist er nunmehr bereits mit einer Gage von 14 000

Mark an die kgl. Hofoper nach Berlin engagiert worden.

— Emil Göbe, der Kölner Tenorist, soll sich, nach übereinstimmenden Zeitungsberichten, mit der Sängerin am Kölner Stadttheater Fräulein Donita verlobt haben.

Termisches.

— Der Männerchor Zürich beabsichtigt im Monat April im Stattheater in Mailand zwei Wohltätigkeitskonzerte zu geben. Musikdirektor Altemhofer und der Präsident des Vereins Hürl haben bereits persönlich die vorbereitenden Arbeiten in Mailand mit Erfolg befristet.

— Der Strahburger Männergesangsverein erläßt ein Preisanschreiben für die beste Dichtung frühlichen Inhalts zu einer bestimmten Musikkomposition. Die Preise betragen zusammen 100 Mt. Die preisgekrönten Dichtungen werden Eigentum der für das Strahburger Sängerbund angeführten Unternehmungen. Die näheren Bedingungen sind durch Herrn F. Streng, Deutsche Straße Nr. 3, Strahburg, zu erfahren.

— In Kopenhagen wird im Mai ein großes nordisches Musikfest veranstaltet werden, bei welchem ausschließlich nur schwedische und dänische Komponisten mit ihren Werken vertreten sein sollen.

— Der deutsche Sängerbund, der zur Zeit aus 63 512 Sängern besteht, wird das nächste (vierte) deutsche Sängerbundestag im Jahre 1888 in Wien abhalten. Der Gastankausch des Bundes ist nunmehr für die nächsten Jahre gebildet. Derselbe besteht a) aus dem geschäftsführenden Ausschuss mit dem Sitz in Würzburg mit folgenden Mitgliedern: Reichsanwalt Dr. Hermann Bock (Vorsitzender), Rechtsrat Jäger (Stellvertreter und Schriftführer), Kaufmann Hermann Knapp (Kassierer), Bankbeamter Hertel, Vorstand der Stadt. Musikische Steuer; b) aus folgenden weiteren Mitgliedern: Kraus, Kaufmann in Dresden, Bobies, Präses des niederrhein. Sängerbundes, Wien; Brambach, Musikdirektor, Bonn; Lahn, Kaufmann, Hamburg; Dr. Otto Eben und Prof. A. Kalk, Stuttgart; Dr. Adolf Koch, Albstadt; Gewerbetammlersekretär Herzog, Leipzig; Kammererrat Deuter, Bielefeld; Jung, f. Musikdirektor, Reg; Kühn, Kaufmann, Meisel; Himmel, Gasdirektor, Altona; Langer, Orgelrevident, Dresden; Mair, Chorregent des Sängerbundes, Wien; Otto, Notar, und Aug. Oberreg.-Nat. München; Sauerbeck, Kaufmann, Mannheim; Scherling, Prof., Albstadt; Edwin Schulz, f. Musikdirektor, Berlin; Strohschneider, Prof., Prag.

— Von der Giacomo Meyerbeer-Stiftung wird jedoch ein Preis zu einer Studienreise in Höhe von 4500 Mark ausgeschrieben. Die Aufgaben zu den Arbeiten, die bis zum 1. Februar 1889 bei der Akademie der Künste in Berlin einzureichen sind, bestehen 1) in einer achtsätzigen Vokal-Doppelfuge, deren Hauptthema mit dem Texte von den Preisrichtern gegeben wird, 2) in einer Ouvertüre für großes Orchester, 3) in einer dreistimmigen, durch ein entsprechendes Instrumental-Vorpiel einzuleitenden dramatischen Kantate mit Orchesterbegleitung. Die Verkundigung des Siegers erfolgt im Juni 1889. Die Bewerber müssen ihre Studien entweder auf einer zur Akademie gehörigen Lehranstalt gemacht haben, oder auch auf dem Sternchen, dem Kalligraphen oder dem Konservatorium zu Köln; sie dürfen außerdem das achtundzwanzigste Jahr nicht überschritten haben. Anmeldungen haben bis zum 1. Mai d. J. bei der Akademie der Künste in Berlin zu geschehen.

— In Boston soll sich eine Gesellschaft die Aufgabe gestellt haben, die, zu dem in Braunschweig (nicht in Hannover, wie jüngst irrtümlich geschrieben wurde) zu errichtenden Abi-Zentrum noch fehlenden Mittel aufzubringen.

Literatur.

Ans alten Zeiten bezieht sich eine im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienene Sammlung kleiner Stücke alter Meister, welche Hugo Wehle für Violine und Klavier bearbeitet und in einem klaffischen Strauße zusammengefasst hat, wie er in dieser Art kaum existiert. Das lebende Wort zur Herausgabe dieser Stücke war jedenfalls der Drang, nicht nur sich durchweg Unbekanntes zu Tage zu fördern, sondern

auch durch ihre leichte Ausführbarkeit zu popularisieren. Und das ist ein hoch verdienstliches Werk, denn es wäre in der That bedauerlich, wenn diese Stücke, deren Grunzung einfach, edle Melodie ist, und die namentlich auch als Fortgangsstufen das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, der Gegenwart verloren gehen würden.

Am das Bekanntwerden dieser wirklich reizenden Stücke zu fördern, bringen wir mit Genehmigung der Verleger in unserer heutigen Musikbeilage eine Probe, welche den Schlüssel der ersten Nummer der Sammlung bildet. Es sind in zwölf, zum Teil mehrseitigen Nummern ebensoviele Komponisten vertreten — die Preise betragen sich zwischen 1. und 2. 40 Pf. — **Grabmal-Hoffmann**, der herrliche Komponist der 100 000 Zettel, der gerne gelungenen Rhythmus und anderer Rhythmus, hat im Verlage von Hugo Schöhl in Potsdam sein neuestes Werk für eine Singstimme mit Klavierbegleitung erscheinen lassen, welches ein Gedicht Otto G. Schönders zur Unterlage hat: „San Remo-Verleihen“ ist es bittend und das musikalische Band, welches aus diese Blauweiden geflochten, ist ein des hohen Inhaltes und des Komponisten durchaus würdiges. In melodischer Wärme und leichter Gangbarkeit führt das Werk unsern „lebenden ruhenden Geistes“, den Rhythmus, und erstet in Schlussverse dessen Regelung von „klaffender Klarheit“. Wir möchten auf dieses geistvolle, leicht vorzutragende geistreiche Werk gerne aufmerksam.

Von den verdienstlichsten Werken des abendlichen Meisters und Förderers des Volkslieds **Ludwig Erk**: von der „Deutschen Liederkunst“ (1884) Gedichte für vierstimmigen Männerchor, und von den „Reiseleiden“ (1885) besonders für Sängerkapellen geeignet, wird von Kurzen neue Ausgaben erscheinen, beide in Partitur und Stimmen. Die letztere Gesangsnummer wird von vielen Musikvereinen, welche nach Erk's Forderung, nach der Partitur zu singen, nicht singen wollten, mit Beifall begrüßt werden. — In demselben Verlag (Kudolf Winter in Leipzig) sind auch sieben **Urs. „Grabgesänge“** in zweiter, vermehrter Auflage erschienen, ebenfalls in Partitur und Stimmen. — Alle drei Werke liegen fertig gebunden vor in sauberer, geschmackvoller Ausstattung und handlichem Format, und haben neben diesen Beifällen auch noch den sehr ins Gewicht fallenden, eines außerordentlich mäßigen Preises.

Wallbach, L., Gesammelte Lieder. (30 einhundert und 2 Dichte) mit Klavierbegleitung. (Zürich, G. C. Eber, S. 4.)

Es ist ein lebenswürdiges Talent, das aus diesen Dichten spricht — sie sind mit einem Verständnis und poetischen Gefühl, mit besonderer Betonung der melodischen Seite, komponiert, und so auch die Realisation klaviersmäßig und mit einer großen Fertigkeit komponiert, so rufen diese Werke zu einem das folgende Publikum erobert.

Rätsel.

B. S. Man sagt, es singe unser Chor
Wie keiner so vollkommen,
Und dennoch hat kein herrlicher Ohr
Ihnen Sang vernommen.
Indes, begehrst ihr euch gern
An feierlichen Chören,
So könnt ihr die zum Lob des Herrn
Von einem Meister hören,
Der in der Töne holdem Reich
Wird unvergessen bleiben.
Sein Nam' ist fast dem unsern gleich;
Welche's, ihn deutlich zu schreiben,
So wird der ganze Lutherdienst
In einem Rhythmus stehn.
Wer also jenen Namen rief,
Wird leicht auch uns entdecken.

Anlösung des Rätsels in letzter Nummer:

Fiedel — fidel.

Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

Inhalt Nr. 4.

Der musikalische Tintenfisch. Eine Episode aus meiner Kindheit. Von M. V. — Ein Künstler und Kinderfreund. Zur Erinnerung an Oscar Reich von L. Heilborn. Mit Illustration. — In der Bilder-galerie von E. Weiler. — Musikalisches Kinder-echen. — Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Musikbeilage:

Andante aus der Symphonie mit dem Pauken-schlag von Haydn, für Violine und Klavier. — Die letzte Note. Frisches Volkslied (Einlage in der Oper „Martha“) für Klavier zu 2 Händen. — S. Rode, Ein Weidenkränzen, Trolcheum für Klavier. — A. Knebel, Puppens Schlußmelodie, für 1 Sing-stimme und Klavier.

Gratisbeilage:

Stieler, Deutsche Tonmeister, S. 41—48.

Verlag von P. J. Tonger in Köln am Rhein.

Bei Auswahl einer Klavierschule

Blind
Kinderklavierschule

Reiser
Universalklavierschule

71 M. in Betracht zu ziehen.
Blind ist in jüngere und weicher
talentierter Kinder sehr zu em-
pfehlen.
Die billige und reichhaltige
150 Seiten gross Notenformat um-
fassende
Reisende Schule wird von
Fachmännern d. Musik-Zeitungen
als
„die beste Schule überhaupt
bezeichnet“.

Klavier-Alben

2 Bd. 1 Mk.

Sehr leichte Salonalbums.

- D. Krug, Goldenes Musikbuch,
64 Lehrgänge und Unterhaltungsstücke.
- E. Tschö, Volkslieder-Alben,
40 Volkslieder in leichtester Spielart.
- E. Breslau, 32 Klavier- und Singstücke,
beide Hände im Umfang von 5 und 6
Tönen, 2 Hände.
- H. Necke, Schmetterlinge,
18 Tänze über beliebige Kinder-Volks-
lieder und Opern-melodien.
- Jac. Elic, Taschenbibliothek Bd. I,
12 Volks- und Gesellschaftslieder.
- Fr. Spindler, Blumenkörbchen,
40 melodische Lehrgangsstücke.
- E. Rosella, Märchen, 6 Tänze.
Jugend-Alben, 18 leichte Salonstücke.

Leichte Salonalbums.

- H. Hofmann, Skizzen, 6 Klavierstücke.
- J. F. Kayser, Studentenpouren, enthal-
tend 27 Studentenlieder.
- Soldatenpouren, enthaltend 26 Sol-
daten- und Kriegerlieder.
- Volkspouren, enthaltend 26 Volkslieder.
- C. Scher, Aus der Jugendzeit,
6 Lieder in Tönen.
- Jac. Elic, Taschenbibliothek Bd. II,
84 Volks- und Gesellschaftslieder.
- Leichte Salon-Alben,
12 leichte Salonstücke.
- Transkriptionen-Alben, Bd. I,
12 Phantasien über beliebige Volkslieder.
Bd. II, 12 der bekanntesten Lieder.
- Fr. Behr, Alpenklänge, 8 Phantasien über
beliebte Alpen-Melodien.
- M. Costen, Rosenblätter,
6 charakteristische Tongemälde.

Mittlere Schwierigkeit.

- Familienfeste, 12 charakteristische Ge-
legenheits-Kompositionen.
- Frühlingsgrüsse,
12 ansehnliche Vortragsstücke.
- Rhein-Alben, 14 ansehnliche Salonstücke.
- Walzer-Alben, 10 neue Walzer.
- Monatsrosen, Bd. I,
12 beliebte charakterist. Salonstücke.
- Monatsrosen, Bd. II,
12 neue charakteristische Salonstücke.
- Lebensbilder, 12 charakter. Sa's istische.
Gebirgsklänge, 12 neue Salonstücke.
- H. Kipper, Kaiser-Parade,
grosse Tongemälde in 5 Abteilungen.
- Kaiser-Serenade,
grosse Tongemälde in 5 Abteilungen.
- Kaiser-Alben,
6 patriotische Kompositionen.

Liederstrauss

49 ansehnliche
Lieder für
Stimme mit erleichterter Klavier-
begleitung, 4 Hefte à 1 M.
Zusammen in 1 Bande 3 M.
Heft 1 und 2 je 12 Volkslieder.
„ 3 Beliebte Lieder von Schubert, Weber,
Beethoven und Curschmann.
„ 4 Beliebte Lieder von Mendelssohn.

Loreley Männerchöre.

152 der beliebtesten
Partitur-Ausgabe, bequemes
Taschenformat.

Eleg. broch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.
„Hier erhebt sich Pele an Pele“
„Ein Huldeler für Männergesang-
vereine“
„Beliebiger Inhalt in würdiger
Ausstattung“
„Vom Guten nur das Beste“
„Aus Tönen deutscher Sagen“
„Eine unübertroffene Auswahl“

Troubadour gem. Chöre.

159 ausgewählte
Partitur-Ausgabe, bequemes
Taschenformat.

Eleg. broch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.
Ein Pendant zu dem Männerchor-
werke Loreley, bietet diese Sammlung
das gediegene Alte im Wechsel mit
neuen originalen Kompositionen.



Band I—III je 14 Tänze enthaltend, erschienen wiederholt in neuen Auflagen und
sind gleich Band IV. 6 Mk. I.— zu beziehen.

Sängers Lieblinge.

Sammlung beliebter Lieder mit Klavierbegleitung.

6 Bände je 12 Lieder enthaltend, à Mark 1.50.

Band I—4 für Sopran oder Tenor enthalten Lieder von Abt, Berens,
Beyer, Diebels, Dietrich, Fuchs, Genée, Graben-Hoffmann, Gröschel, Gumbert, Häser, Heiser,
Hiller, Hirschfeld, Hompesch, Keller, Knappe, Köken, Liebe, Liszt, Marschner, Methfessel,
Necke, Ständke, Stark und Weiss.
Band 5, 12 Lieder für Bariton. 1. Franz Abt, Dort hinter jenem Fenster-
lein. 2. A. Dreger, Rheinlied. Dich grüss ich da breiter gründerlicher Strom. 3. F. Dumbert,
Die Thäne. Macht man ins Leben kann. 4. C. Häser, Frühlingsstöße. Ich trinke
dich. 5. K. Kreutzer, Warnung. Zieh nicht an den Rhein. 6. L. Liebe, Mein Heimatlied.
Hoch vom Himmel droben. 7. L. Liebe, Herr Meister und Frau Meisterin. 8. H. Marschner,
Trennung. O du lieber Schatz. 9. H. Marschner, Kein Tröpflein mehr im Becher.
10. E. Methfessel, Walzerlied. Wenn Floten umklingen. 11. Paul Schumacher, Rheinlied.
O du mein Verlangen. 12. H. Weidt, Wie schon bist du. Wie gerne dir zu Füssen.
Band 6, 12 Lieder für Bass. 1. Jean Becker, Bier her! Mein Vater gar
ein wacker Mann. 2. A. Dreger, Op. 33, Nr. 1. Winstehleierlein. Frau Wirtin. 3. A. Dreger,
Op. 33, Nr. 2. Die Wissenschaft beim Rebeass. Wie ich verlor den ganzen Tag.
4. A. Förster, Wunsch. Lass dein Riesenwunder. 5. Carl Häser, Op. 6, Nr. 2. Ins
Herz hinein. Siehst du die Sternlein. 6. W. Heiser, Op. 145, Nr. 3. Unwandelbarkeit
der Liebe. Siehe, der Frühling währet nicht lang. 7. Ludwig Liebe, Op. 52, Nr. 1. Auf
Wiedersehen. Sonnenlicht. Sonnenschein. 8. L. Liebe, Op. 45, Nr. 4. In dem Winkel
hinterm Ofen. 9. Franz Liszt, Du bist wie eine Blume. 10. Fr. Voss, Das Lied vom Hund.
Ein schönes Ding. 11. H. Weidt, Op. 32. Wie schon bist du. Wie gerne dir zu Füssen.
12. F. W. Wolf, Op. 36. Ständchen. Steh auf.

„Als Meisterwerk der Pädagogik“

empfiehlt das „Litteraturblatt für
Unterrichts-Statistik“ die

Preis-Violinschule

von H. Schröder (3 M.).

Im Familienkreise

12 kleine und leichte Unterhaltungsstücke
für Violine und Klavier

Von H. Hassner, Op. 27, 2 Bde. à 1 M.
Band I. Romanze C dur — Scherzo C dur —
Scherzo D dur — Ronde G dur — Ro-
manze D dur — Scherzo D dur.
Band II. Elegie E moll — Barcarolle F dur —
Romanze F dur — Allegretto F dur —
Melancolie A moll — Gondellied A dur.
Reisende Schulen als diese
leichtspielbaren Hassnerchen
dürften kaum existieren.

Tanz-Freuden.

16 leicht forttschreitend geordnete Tänze für
1 und 2 Violinen

mit und ohne Klavierbegleitung.
Von H. Necke, Op. 30.
Für 1 Violine M. 1. Für 1 Viol. u. Klav. M. 2.
1. Scherzstück. 2. Nancu-
tag-Schottisch. 3. Schneestrichen-Rhein-
länder. 4. Eifst-Galopp. 5. Frühlings-
lieder. Polka-Mazurka. 6. Oschner Rhein-
Walzer. 7. Jockey Polka. 8. Ferra-
Händler. 9. Liebesanber. Polka-
Mazurka. 10. Immer toll. Galopp. 11.
Hüke dich. Schottisch. 12. Traume
der Liebe. Walzer. 13. Künstlergrüsse.
Quadrille (Contre). 14. Huldigungs-Polo-
nais. 15. Frisch vorwärts. 16. March.
18. Volkstanz. Quadrille à la cour (Lancers).
„Abgesehen davon, dass es wenige Tan-
zungen für Violine gibt, zeichnet sich
dieses Werk durch frische Melodien, glück-
liche Klangwirkung und leichte Spielbar-
keit aus.“

Rob. Schumann Klavierkompositionen

mit Fingersatz, Vortragsbezeichnungen und
instruktiven Erläuterungen versehen von
Gr. G. Neitzel.

- Band I. Jugendalbum, 43 Klavierstücke.
- II. Kinderszenen, 13 leichte Stücke.
- III. Albumblätter, 20 Klavierstücke.
- IV. Gute Blätter, 13 Klavierstücke.
- V. Nachtstücke, 4 Klavierstücke.
- Walzen, 9 Klavierstücke.
- V. 8 Phantasiestücke.
- Arabeske, Blumenstück.
- VI. Papillons, 5 Klavierstücke.
- Faschingsschwank, Phantasiestück.
- VII. Humoreske, Toccata.
- VIII. Davidsbündler, 18 Charakterstücke.
- Op. 10, 12.
- IX. Karneval, 21 Szenen mignonnes.
- X. Kreisleriana, 8 Phantasien.

Am splendidesten von allen ist diese,
Pianisten und Lehrern zu empfehlende
Ausgabe. Dr. Spiro, Allg. Musikzeitung.

Einführung in die Klassiker.

Klavierstücke älterer Meister.
Ausgewählt, mit Vortragszeichen und
Fingersatz versehen von

N. J. Hompesch.

Eingeführt am Kölner Konservatorium.

- à Band Mark I.—
- Bd. I. L. Berger, 6 leichte Klavierstücke
aus Op. 39 und 40.
- Bd. II. Ferd. Ries, 12 leichte instruktive
Klavierstücke aus Op. 121.
- Bd. III. F. Kuhlau, 5 Rondos aus Op. 41.
- Bd. IV. W. Fr. Bach, 10 leichte 2 stimmige
Klavierstücke.
- Bd. V. W. Fr. Bach, schwerere Klavierstücke
1. Folge.
- Bd. VI. — do. do. 2. Folge.

IX. Jahrgang Nr. 6.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumental-Kompositionen, Musikalischem Lesebuch, Musiklexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kaulbach-Stiele, Opern-Cyklus u. s. w.

Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart
(vormals H. J. Zenger in Köln).
Inserate die vierteljährliche Nummer 75 Pfennig.
Beilagen je 1000 Expl. Markt 5.—
Mittelsame Aufnahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. groß. Bänden zu 80 Pfg. bei Quartal, Einbanddecken A. 1. —, Brochdecken A. 1. 50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Frühlings-Flauerei.

Es ist also wieder ein neuer Frühling im Werden und bald malt er uns Bilder, eines schöner als das andere: malgrün bekunden dann die Saaten ihr Dasein; goldig schimmern die Kaulspitzen der Birken und heben sich hellleuchtend ab von dem dunklen Nadelwald; in knospenden Blüthen zwitschern die Vögel leise und lieblich, — alles lockt, grüßt und lacht, vorausgesetzt, daß die Natur, die große, schöne, freundliche, auf deren liebevolles Entgegenkommen der Mensch sonst mit voller Sicherheit rechnen durfte, sich nicht von der brutalen heimtückischen Seite zeigt und ihr Erblühen spröde verjögert. Doch sehen wir dies nicht voraus, — die mütterlich sorgende wird ihren guten Namen wohl nicht aufs Spiel setzen wollen.

Aber wenn auch all die erwartete Keneslust und Kenesfreude sich rechtzeitig einstellt, werden gewisse hässliche Signale den „Herren der Schöpfung“ vom vollen Genuß des jungen Kenes abziehen und auf mehr profaische, kaum ausdeutliche Vorwommnisse hinführen: Vor manchen ahnungslosen Ehemann wird eines morgens die liebende Gattin treten, um ihn mit ihren bewegendsten Schmeicheleworten zu überzeugen, daß sie für das allherannahende Frühjahr absolut „nichts anzuziehen habe“, daß aber auch der Gut, den sie in einem gewissen Schaulust gesehen und bewundert habe, ihr so vorzuziehlich zu Ge-



Clotilde Kierberg.

sicht stehen würde, daß sie ganz glücklich wäre, ihn zu desßen. Ein aufmerksamer Gatte wird nun, — wenn auch mit lauersthem Gesicht, in die Tasche greifen müssen, um die Differenz der Wünsche seiner Gattin und seiner Stimmung durch den melodischen Klang verschiebentlicher Goldstücke auszulösen.

So bringt der Saisonwechsel eine geldkosteende Veranlassung nach der anderen, — und trotz dieser und allen möglichen anderen Ausgaben spenden die Menschen auch noch Glaceehandschuhe, Ambrabänder, Bettelarmbänder und verschiedene sonstige Toiletten- und andere Artikel für die afrikanische Jugend, welche sich die Menschenfresserei noch nicht einmal ganz abgewöhnt hat, — tragen ferner bei zu allen anderen möglichen und unmöglichen Zwecken und Anlässen, — ein Belegen, daß immer noch ein Plus übrig bleibt, das zur Erneuerung des Abonnements des II. Quartals der „Neuen Musikzeitung“ ausreichen wird.

Mit dem herannahenden Frühling ist aber auch bei uns ein Familien-Ereignis eingetreten, und wer wird es uns verargen, wenn wir die Freude über dasselbe nicht in unser Inneres vergraben, sondern alle Mitglieder der großen Familie, die sich Abonnenten unserer Zeitung nennen, zu Mitwirkern dieses Ereignisses machen? Vernehmen Sie denn geschätzte Freundinnen und Freunde, der

50000. Abonnent

ist nun in das landesamtliche Register der Vereinigung der Abonnenten unserer Zeitung

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postämtern und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

eingetragen. In das Gefühl der Befriedigung über diesen Erfolg des Strebens mischt sich das, des lebhaften Dankes für die Mitwirkung und Anhänglichkeit unserer Abonnenten, die nach wie vor unermüdet zu uns gehalten und sich für uns in Freundeskreisen verwandt haben.

Herrn würden wir das frohe Ereignis durch den sonst üblichen Festkommers feiern und alle Abonnenten geziemend dazu einladen. Da dies jedoch nicht im Bereiche menschlicher Möglichkeit liegt, so blieben wir mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen. Um diesen unsern Lesern jedoch einigermaßen auszuweichen, bieten wir ihnen in unserer Nummer 7 einen mit größtmöglicher künstlerischer Vollendung ausgeführten Holzschnitt: Ruhmeshalle deutscher Connersteier zur Erinnerung an diese Festesfeier, deren Veranstaltung ein erneuter Beweis dafür ist, daß die Musik in der That die populärste aller Künste ist, und mit vollem Herzen stimmen wir dem Rufe Richard Wagners bei: Gesegnet sei der Gott, der den Frühling und die Musik erschuf.

Musik ist in der That zum Freundesruhm der ganzen civilisierten Welt geworden. — Ihr Lobpreis erklingt in Nord und Süd. Die Motive, die uns zu Euterpes Tempel führen und in diesem Hause drängen, sind die mannigfaltigen: jenseit ist es ästhetischer Drang; es ist aber auch das Bedürfnis, eine Unterhaltung zu suchen, die nach den ersten Berufsbeschäftigungen auf angenehme, geisteswürgende Art zerstreut und durch den narthotischen Blütenhauch der Töne zu neuem Elyon ermuntert und stärkt. Der Mensch hat aber auch das weitere Bedürfnis, sich von den mannigfaltigen Empfindungen beherrschen zu lassen. Nichts aber weicht diese in so verschiedener Art, als eben wieder die Musik. — Sie schafft einen regen Wechsel in unserm geselligen Leben und das lieben wir laienhaften Menschen nun einmal.

Dieser Drang nach wechselnden Eindrücken ist also mit die Haupttriebfeder, daß diese jüngste aller Künste die Erde nach allen Richtungen durchdrungen und das Verlangen gemeint hat, mit allem, was in dieser weiten und reichen Ansammlung vorgeht, vertraut zu sein und diesen, auch durch die neuerliche Menschengeminnung begünstigten Umstände verdankt auch die „Neue Anzeigung“ ihre Existenz und Blüte.

Möge sie auch fernerhin bei unseren verehrten Lesern die dankbare Rolle der Gesellschafterin in anspruchsvoller, wie erstemal Stille mit nachstehendem Erfolg übernehmen und ihrer Aufgabe immer mehr gerecht werden, die Musik und ihr Wesen uns Vollen zu tragen. Denn, wie sagt doch gleich Shakespeare?

„Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht der Einklang süßer Töne zehrt,
Gangt zu Verrat, zu Raub und Mord.“

Und diesen gefährvollen, entwicklungsbegünstigenden Verdacht wollen wir doch wohl von uns ablenken! — Aber — wie gesagt — die Erneuerung des Abonnements für das II. Quartal nicht verzögern! Die Nachlieferung der infolge verspäteter Bestellung bereits erschienenen Nummern ist für die Abonnenten oft mit mancherlei Umständen verknüpft. Bejählich unserer demnächstigen Gratis-Extrahefte, einer „Illustrierten Musikgeschichte“, verweisen wir unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.



Clotilde Kleeberg.

Geniale Pianistinnen erregen heutzutage keine solche Sensation mehr wie vor mehreren Jahrzehnten, als das Klavierpiel noch nicht so allgemein verbreitet war und noch nicht alle Welt so an Klumperte wie jetzt. Deshalb konnten Klaviervirtuosinnen wie z. B. Clara Schumann eine förmliche Revolution in der Gesellschaft durch ihr herrliches Spiel hervorbringen. Man kannte diese Damen als wahrhaft glänzende Phänomene am Himmel der Kunst an. Wenn daher gegenwärtig eine Pianistin in den weitesten Kreisen Beachtung und Bewunderung findet, so muß derselben eine ganz außerordentliche Begabung zuerkannt werden. Eine solche junge Künstlerin ist Fräulein Clotilde Kleeberg, welche sich erst seit einiger Zeit in Deutschland hören läßt, die aber noch überall, wo

sie aufgetreten ist, Jubel über ihr entzückendes und selbenvolles Spiel hervorgerufen und sich im Fluge die Herzen ihrer Zuhörer erobert hat.

Man kann behaupten, daß das junge, 21jährige Mädchen eine echte begnadete Künstlerin auf dem Piano ist. Ihr Vortrag ist ausgezeichneter, vornehm, geistvoll und empfindungsreich, dabei immer gesund und ohne jegliche Anstrengung; ihre Mäßigkeit und Beherrschung ist glänzend. In der großen Virtuosität und der gründlichen musikalischen Bildung gefallt sich ein hohes Gestaltungsvermögen und eine poetische Stimmung, die einen undefinierbaren Reiz ausübt und unwillkürlich dem Hörer sich mitteilt. Obgleich in Paris geboren, ist doch ihr Vater ein Deutscher — aus Mainz — auch ihr Spiel trägt durchaus den Charakter der deutschen Sinnigkeit, des keuschen Denkens und Empfindens an sich.

Clotilde Kleeberg, deren Bild unsere heutige Nummer zeigt, wurde in Paris am 27. Juni 1866 geboren. Schon in früherer Jugend zeigte sie sehr viele musikalische Begabung. Die Anfangsgründe der Musik lernte sie unter der Leitung der Madame Macon in Paris. Bereits nach zwei Jahren fand diese gewisshafte Lehrerin, daß sie dem Kinde nichts mehr zu lehren hätte; sie empfahl es der ausgezeichneten Professorin Madame Emilie Reth, welche, nachdem sie das junge Talent geprüft, dem Vater gegenüber bemerkte: „Sie würden ein Verbrechen begehen, wenn Sie sie nicht ausbilden ließen!“ Nachdem Clotilde Kleeberg mehrere Jahre hindurch bei dieser Meisterin in der Klavierklasse des Pariser Conservatoriums studiert hatte, errang das damals 11jährige junge Mädchen ein kühn in die erste Reihe und wurde hierauf in die höhere Ausbildungsklasse der berühmten — im August 1887 — verstorbenen Professorin und intimen Freundin Anton Rubinstein, Madame Massart, versetzt. Nach einem weiteren einjährigen Studium bei der Genannten errang Clotilde Kleeberg in dem Alter von 12 Jahren den ersten Preis, und zwar wiederum einstimmig, dabei sei bemerkt, daß sie unter 35 Mitbewerberinnen siegte. Dieses Ereignis machte im Jahre 1878 in Paris begrifflich großes Aufsehen, denn seit 30 Jahren war es nicht der Fall gewesen, daß ein so junges Mädchen solch hohe Ehren eingestrichen hätte. Noch im selben Jahre trat die kleine Pianistin in den weltbekannten, von dem verstorbenen Paderewski dirigierten „concerts populaires“ im Cirque d'hiver auf und spielte vor 4000 Zuhörern das C-moll-Konzert von Beethoven. Die Ovationen, welche dem jungen Talent zu teil wurden, werden allen denjenigen, welche diesen Konzerten beiwohnten, noch lange im Gedächtnis bleiben.

Nachdem Clotilde Kleeberg noch fünfmal bei Paderewski und wiederholt in den berühmten Konzerten von Lamoureux und den noch namhaftesten „concerts da conservatoire“ mitgewirkt, machte sie im Sommer 1883 ihre erste Konzertreise nach England, woselbst sie rasch der Ziehung des Publikums wurde. Sie mußte sowohl zur Herbst- wie zur Sommerhalbjahr immer wieder nach England zurück, was ihr Lieblingsland, vor dem denksamen Publikum zu erscheinen, immer in weitere Ferne rückte. In allen größeren öffentlichen Konzerten Londons wirkte sie mit; ich nenne hier nur die Sonabend-Konzerte im Krystal-Palast, die Montags- und Sonnabend-Popular-Konzerte und die weltberühmten Konzerte der „Phitharmonic Society“. In der Hauptstadt Englands war es auch, wo sie Hans Richter zufällig in einem Salon kennen lernte, und wurde derselbe von ihrem Talent derart begeistert, daß er sie „seance tenante“ für die „Phitharmonica“ in Wien engagierte. Es war dies im März 1884, die einzige Reise, die Clotilde Kleeberg, außer England, damals unternommen konnte.

Endlich konnte sie ihren Herzenswunsch verwirklichen. Sie schlug die verdienstvollen Vorträge aus, um in Deutschland zu konzertieren. Ihr Auftreten in Mainz, Frankfurt am Main, Kassel, Weim und Dresden wurde für die junge Künstlerin ein wahrer Triumph. Noch wie haben wir solch einstimmig anerkennende Kritiken der gesamten Presse über die unsterblichen Leistungen der jungen Dame zu Gesicht bekommen. Alle priesen die hochbegabte, geniale Künstlerin. So schrieb z. B. Professor Gurland in Engel, der bekannte Dozent am Konservatorium in Berlin, u. a. über sie: „In Schumanns Quartettstücken (opus 11) erschien Fräulein Kleeberg als eine Spielerin ersten Ranges, wie sie seit einer längeren Reihe von Jahren in Berlin nicht aufgetreten ist; mit ebenso lebhafter Empfindung wie klarem Verstand begab, ebenso hervorragend im Technischen als im Geistigen, ebenso sicher in der Grundauffassung als in der fei-

neren Durchführung im einzelnen. Es ist möglich, daß sie ihre ungemein hervorragende Gestaltungsfähigkeit der Pariser Schule, in der sie groß geworden, verdankt. Der Kern ihres Wesens aber ist deutsch.“

Und Otto Reckmann schließt sein Urteil mit folgenden Worten: „Am Schluß des Konzertes durfte man sich geteilen, daß die jugendliche Künstlerin als musikalische Persönlichkeit genommen unter den klavier spielenden Damen unserer Zeit etwa die Stellung einnimmt, welche Eugen d'Albert unter den jüngeren Pianisten sich in unwiderstehlichem Siegeslaufe errungen hat. „Ich kenne die Bessere nicht.“



Schillers Beziehungen zur Musik und den Musikern seiner Zeit.

Von
Alfred Bock.

Der Edle Nacht, die aus den Saiten quillt,
Du kennst sie wohl, du bist sie mächtig aus.
Was ahnungsvoll den tiefen Wunden füllt.
Es spricht sie nur in meinen Tönen aus:
Ein heiliger Hauch sucht um deine Saiten,
Erlebe ich meinen Strom von Harmonien,
In süßer Wehmut soll das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fließen,
Und sei ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trege dich hinauf zum höchsten Söhnen.

(Üebersetzung der Künste: Die Musik.)

Der gewaltige Dichtergenius, dessen Meisterwerke die dankbare Nachwelt mit staunender Bewunderung erfüllen, der, was er sang, aus der Tiefe seiner großen Seele schöpfte, hat die Musik mit einer Leidenschaft geliebt, die ihn im Schmerze aufzurichten, in der Freude für das Höchste zu begeistern vermocht hat. In jungen Tagen war die Feuerkraft seiner ersten Werke der Musik gewidmet, in der Vollkraft seines Schaffens hat er die Macht der Töne gefeiert, und zahlreiche, bedeutungsvolle Ausprüche in seinen Schriften geben ein bereichertes Zeugnis, wie tief der Ehrgeiz des Dichters in das Wesen der Tonkunst eingedrungen ist.

Die Militär-Akademie des kaiserlichen Herzogs Karl von Württemberg, auf welcher Friedrich Schiller seine Ausbildung empfing, hatte unter ihren zahlreichen Fakultäten auch der Musik eine Section gewidmet. Aus den Reihen der Zöglinge wurde ein vollkommenes Orchester organisiert, und der Herzog gab der jugendlichen Kapelle häufig Gelegenheit, vor einem fürstlichen Besuche oder einer glänzenden Festveranstaltung sich auszuzeichnen. In der Regel folgte auf den Vortrag eines Orchesterstückes eine dramatische Aufführung, bei welcher Schiller die Hauptrolle zugewiesen war.

Im Jahre 1780 verließ Schiller die Akademie, nachdem er seine Studien beendet, nach bezog eine bescheidene Wohnung im Hause der verwitweten Frau Hauptmann Fischer zu Stuttgart. Diese geistvolle Frau besaß nach dem Urtheile der Zeitgenossen ein nicht ungewöhnliches musikalisches Talent; der jugendliche Dichter, welcher in bestiger Liebe zu ihr entbrannte, hat ihrem Klavierpiel in seinem Gedicht „Laura am Klavier“ ein schönes Denkmal gesetzt.

Um diese Zeit weilte in Stuttgart ein junger Musiker, Andreas Streicher (geboren 1761 daselbst), dessen Bekanntschaft Schiller bereits aus der Akademie gemacht hatte, die jungen Leute schlossen Freundschaft miteinander, und als der Regimentsmedikus Schiller 1782 entlassen war, nach Mannheim zu entziehen, war Streicher der edelmütige, aufopfernde Freund, welcher dem Frischling während der traurigsten Epoche seines Lebens mit Gut und Blut helfen zur Seite stand. Der junge Musiker war nichts weniger als bemittelt, um des Freundes willen sah er sich gezwungen, seinen Lieblingsplan, nach Hamburg zu gehen, aufzugeben, wo er unter Ph. Em. Bachs Leitung seine musikalischen Studien zu vollenden gedachte.

In seinem Buche „Schillers Flucht aus Stuttgart“ hat Andreas Streicher ein lebenswahreres Bild jener bewundernswürdigen Zeit entworfen. So schwer damals die Sorge auf dem Gemüthe der Jünglinge lastete, die Freude an der Musik, die Begeisterung für alles Hohe und Edle befeuerte ihren Mut und half über manche schwere Stunde tröstlich hinweg.

In Eggersheim bei Worms, wo Schiller mit dem Freunde für einige Zeit seinen Aufenthalt gewählte hatte, war es Streicher gelungen, ein gutes Klavier zu erlangen. „Die langen Herbstabende“

berichtet er, wußte Schiller für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stillgärt ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst verlegt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm anzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zutreten von Gedanken erleichtern könne. Er richtete daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Intransigence die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unverständliche, begeisterte Laute ausbrach.

Die Freunde sollten sich bald für immer trennen, Schiller ging zunächst nach Baurbach auf das Gut der Frau von Wolzogen, die ihm ein freundliches Asyl bot, während Streicher über Mannheim und München nach Wien wanderte; dort wurde er als tüchtiger Klavierlehrer, als Gründer einer großen Pianofortefabrik und Förderer der Musik bis in das höchste Alter (er starb am 25. Mai 1833) von seinen Mitbürgern verehrt und geschätzt.

Jahre vergingen, der Name Friedrich Schiller war bereits in allen deutschen Gauen gekannt und gefeiert, die Verhältnisse des Dichters hatten sich freundlicher gestaltet. Auf einer Reise durch das schöne Thüringerland führte ihn sein Freund Wilhelm von Wolzogen in das Haus der Frau von Lengsfeld zu Rudolstadt, mit deren liebenswürdigen Töchtern Karoline und Charlotte sich bald ein lebhafter Verkehr entspann. So schreibt Schiller nach seinem ersten Besuch im Lengsfeldschen Hause an Körner: „Alles, was Reiz und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zugehen kann, findet sich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Teil der Erholung ausmachen wird, den ich mir dort verspreche.“

Auch in der Geschichte seines Herzens war die Musik ihm Vermittlerin seiner heiligsten Gefühle. — Kurze Zeit darauf führte der Hofrat und Professor Schiller in Jena Charlotte von Lengsfeld als sein Weib heim.

Im Anfang des Jahres 1802 kam Jelter, Goethes Freund (geboren 1788 zu Berlin), eigens nach Weimar, um Schiller, dessen „Lauter“ er komponiert hatte, kennen zu lernen. Lieber diesen Besuch der Schiller schrieb Jelter an Goethe: „Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Naumann hatte „Die Ideale“ in Musik gesetzt und sie dem Dichter durch seine Schillerin, eine Mademoiselle Schäfer, vorlesen lassen. Das erste, wovon Schiller zu mir sprach, war diese Komposition, über welche er ganz entrückt war; wie ein so geleiteter, berühmter Mann ein Gedicht so gearbeitet hätte, daß über sein Getümper die Seele des Gedichtes zu freien werde, und so ging's über alle Kompositionen her. Den Effekt solcher tröstlichen Oratorien brauch' ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schillers und seine Gedichte (komponiert) im Saal mitgebracht und mit einem Schlage die Lust verloren, sie anzuhören. Es war vor Tische: Schiller und ich sollten bei dir essen. Die Frau kam und jagte: Schiller, du mußt dich anziehen, es ist Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich ans Klavier, schlage einige Töne an und linge ganz sachlich für mich den „Lauter“. Gegen das Ende der Strapaze geht die Thüre auf und Schiller tritt leise heran — nur halb erst ausgezogen: „So ist's recht, ja muß es sein!“ —

Der Komponist Johann Gottlieb Naumann (geboren 1741 zu Wittenberg), dessen Musik Schillers Mißfallen in so hohem Grade erregt hatte, stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhmes, seine Opern, Oratorien, Kantaten und Lieder waren in der musikalischen Welt sehr bekannt und beliebt. Indessen scheint ihm, nach Schillers feinsinnigem Urteil zu schließen, die Komposition der „Ideale“ nicht recht geglückt zu sein.

In seinen prosaischen Schriften hat uns Schiller vornehmlich zwei bedeutende Ansprüche über die Musik hinterlassen. In seiner kritischen Abhandlung über die Mathematischen Gebichte vergleicht er Landschaftsmalerie, Landschaftsbildung und Musik miteinander. „Zwar sind Empfindungen“, sagt er, „ihrem Inhalte nach, seiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemeine

bedeutende und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik. — Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische Äußerung zu begleiten und zu veranlassen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht die Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußeren Bewegungen, wodurch sie ausgebrochen werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermuthet jenes symbolischen Aktes der gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Bringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Geleise ein, welche über die inneren Bewegungen des menschlichen Verstandes wachen und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbebewegungen und gewissen äußeren Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußeren Menschen, doch dem Dichter, der den inneren zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.“

Im 21. Brief „über die ästhetische Erziehung des Menschen“ spricht Schiller über die Wirkungen der Musik, der bildenden Kunst und der Poesie. „Die Musik“, heißt es gegen Ende dieses Briefes, „in ihrer höchsten Bedeutung muß Gefühl werden und mit der ruhigen Macht der Anliefe auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Veredelung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber wie die Plastik mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeder Kunst, daß er die spezifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre spezifischen Vorzüge zu Anfangen, und durch eine weise Verbindung ihrer Eigentümlichkeiten für einen mehr allgemeinen Charakter ertitelt.“

Noch einmal in der letzten Periode seines Schaffens, da Schiller fast unausgesetzt von analoven Leiden gequält wurde, fand seine Aufmerksamkeit für die Musik in dem schönen Liede „die Nacht des Geliebten“ volltönend aus, und nur die wahre Empfindung für die edle Kunst konnte ihn beglücken, als er sang:

„So raist von jeder eiteln Würde,
Wenn des Geliebten Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisteswürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Wörtern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen
Und kein Verhängnis fällt ihn an:
Es schweben jeden Kammers Italien,
So lang des Liebes Fieber wallen.“



Die Götterdämmerung.

Von Carl Stieler.

Es schwebt ein Adler mit breiten Flügeln durch den Äther des Weltraums. Sein Auge schaut noch einmal nach dem Lichtquell der Sonne, mit unangenehmer Sehnsucht, aber immer tiefer finkt er sich herab auf den gewaltigen Schwingen, durch Gewölle, durch finstere Wälder — bis in die tiefe dämmernde graue Felsenkluft. Dort läßt er sich nieder auf taubenhängigen verwitterten Gestein. Es ist so dunkel und kalt; einsam sieht er die weltumarmenden Flügel zusammen, nachdem er geherricht, nachdem er die Erde umkreist, nachdem sein Alter an Menschenaltern vorüberzog! — Er stirbt.

So flingt uns auch ein mächtigem Flügeltranchen das große Wort entgegen, mit dem der höchste Genius unserer Zeit die kühnste seiner Schöpfungen gekrönt hat. Es ist nicht das Schicksal eines Menschen und nicht die Tragödie eines einzelnen, die wir schauen, sondern das Schicksal der Götter selbst und die Tragödie eines Weltalters, die in der dämmernden Tiefe sinkt. Alles Abdrückungen in die dämmernde Tiefe sinkt. Alles verschlingt die Zeit und ihre Zeit ist zu Ende.

Aber noch einmal zeigt sie uns ihr ganzes strahlendes Licht, es für ewig dunkelt in Walfhall. Alles Schöne, was der schöpferische Geist der Germanen je erdacht in seinem großen Merkenraum, alles Herrliche, was Helldemut gekannt und Frauenthümlichkeit erlitten, tritt uns hier vor die Seele. Noch einmal „sicht das Auge den Himmel offen“, es' seine Wörtern sich für ewig schließen, es' seine Säulen zusammenstürzen!

„Die Götterdämmerung“ — das ist ein altes Wort, das schon aus dem grauen Nebel des Nordens emporsteht, damals als jene Götter noch herrschten im Herzen des Volkes, als die Menschen es nur zagend ahnten, daß auch ihnen einst ein Ende beschieden sei. Das gewaltigste der Geleise, die Vergänglichkeit alles Seienden gewinnt hier künstlerische Gestalt und breitet seine unerbittliche Macht über Himmel, Erde und Abgrund. In der Tiefe bricht den Vornen das Schicksalsheil, in Walfhall geht ein Todeskrieger durch die Weihen der Götter und auf Erden ist die Stunde gekommen, wo Helldemut und Liebestraft erbarungslos dem Verhängnis erliegen. So naht der Nibelungen Not.

Wir sind am Rheine, in dem Rauberland uralten deutschen Gemüths, wo unter Wald und Heiden gleichsam die Wurzeln unseres Vaterlandes liegen. Dort steht die Halle der Gibichungen, in der König Gunther herrscht, dort hält der finstere Hagen Wacht, dort treibt ein schäumendes Schiff im Strome — und das Wunder des Schiffes führt Siegfried.

Eine Welt von Schönheit und Kraft, von tiefstem deutschen Volksgemüth blüht in diesem Namen, und wenn unser Volk sich je auf seine Jugend besinnt, dann ist der Name seiner Jugend — Siegfried!

Mit seiner Rindernatur, mit jenem Unbewußtsein seines Admuns, wie es in allen Helden der Mythe lebt, ist er zuerst hinausgesogen in den Wald — so hat er Frühjahrs gefunden und ward am Weibe zum Mann!

Nun den gewaltigen Trachtentöter, schrecken die Flammen nicht; als unbefleglicher Held hat er die schlafende Walküre besiegt, und nun ist sie sein in schrankenloser Seligkeit. Ein Vollgefühl des Glückes, an dem sich Tausende von schönen Menschenkindern sättigen könnten, hebt durch dies Begegnen, Leib und Seele haben den Mut der ganzen Liebe, wie Sonnenlicht glänzt es aus seinen Augen, wie Feuerstein flammt es von ihren Wangen, der Oben glühender Kiste blüht durch jedes Wort. Siegfried und Brünnhilde — das ist das deutsche Heldenlied der Liebe!

Ihre Waisezeit ist genossen, Siegfried, der Held, muß hinaus ins Leben zu neuen Thaten. Hand in Hand treten die beiden aus dem Steinhause — denn der Abschied ist schwer! Wer noch Will in den Aeren hat, den durchkreuzt es leise, wenn ihre Arme sich fest um den Nacken schlingen, der sich noch niemals begeben, wenn ihre Brust in Stolz und Demut wogt, wenn sie mit transender Färslichkeit dem Noth die Wähe streift, das den Geliebten hinaussträgt ins Weltgewühl!

Er aber lächelt; er weiß, daß ihre Liebe ihm folgt, und daß ihn selber die Treue geleitet — in diesem Frohgefühl zieht er von hinnen, das Noth am Flügel führend und das Hühorn an der Seite. Schmerzerfüllt schaut ein lehnendes Weib ihm nach. Siegfried lächelt, denn das weiß er nicht, daß er dem Verhängnis entgegenzieht, welches ihn auf ewig von Brünnhilde scheidet. In König Gunthers Halle trinkt er den Liebestrank, der seine Sinne mit Vergessen unnachtet, für König Gunther wirbt er das Weib, das einst sein Weib gewesen, Gunthers künftiger Lehnsmann zückt den Ewer, der ihn mendlings ermordet.

Das sind grandiose Szenen, die das kleine erzählende Wort kaum antasten darf: der Augenblick, wo die beiden Männer Brünnhildes trinten, die Begegnung Siegfrieds mit Gunther, die Begegnung Brünnhildens, ihr Wiedersehen am Hoge und dann jenes furchtbare Meiden um Eid und Meide — Siegfried weiß immer was war, und nicht was sein wird.

So zieht er hinaus zur Jagd, zu seinem letzten Gange. Ahnungslos, kraftlos und münnefreudig. Noch einmal taucht ein Bild vor uns empor, das uns mit allem Panber heiliger Waldmalur und uralter Sage das Herz erschütter: immer tiefer dringt er ins Dickicht, er kommt an die steilen Ufer des Rheins, da fliegen ihm aus der Flut die Nibelentäucher warm entgegen. Nacheinander grüßen sie die Sonne, lachend stehen sie den Helden an, daß er den unheilvollen Ring der Tiefe wiederberge — er weigert es, da flünden sie ihm mit geheimnisvollem Wort das nahe Ende. Noch heute soll er sterben!

Als schon das Mondlicht durch die Baldeßweige funkt, tragen sie Siegfried auf grüner Bahre heim, Hagens Gefolge trau ihm — im Rücken. Durch die Gassen der Königsburg löst gellende Wechsellage, auf ihrem Balkenreiß sprengt Brühilde in den Scheiterhaufen, der Siegfrieds Leiche umlodert, der Rhein schwallt, und am Himmel brennt gelpenstige Glut.

Nun ist Walhalla, zu dem die Hünen unseres Balts emporgelacht, längst zerbrochen; die Götter alle sind untergegangen im großen Weitenbrand, aber eine neue Welt ist angeschliffen aus den Trümmern ihrer Vergangenheit.

Und wir sind ihre Erben — Erben, die das Heiligtum der Väter ehren. Walhalla ist zerbrochen, Wotan ist tot, und dennoch lebt er; denn in den großen Schöpfungen der Kunst, auf den Höhen der Menschheit, blüht sein Gedenken weiter, und selbst in den Tiefen des Volkes, wo man mit schlichtem Sinn ins Leben horcht, ist der Vergangene noch nicht vergangen.

Wenn der Wind zieht über den Wäldern, wenn es braust in der nächtlichen Wetterluft, dann rücken die Kinder noch heute enger zusammen und der Bauer schaut träumend in die Glut seines Herdes.

Er kennt den stürmenden Klang, ob er am Meere wohnt oder an den Alpen — das ist die wilde Jagd, das ist Waban, der Wanderer!



Sänger und Holsenspieler.

Historische Erzählung

von

Bernhard Stabenow.

„Und nun, Mutter, sei's genug für heut!“ rief der biederer Schuhmachereifer Schlawig aus, indem er den nunmehr vollendeten Stiefel unter das Dreibein hob. „Es ist Sonnabend Abend, wo jeder vernünftige Handwerker sein Glas Bier trinken geht, und das will ich nun auch thun, du wirst hoffentlich nichts dagegen haben!“

„Was? was du willst!“ brummte die Frau, „ich darf ja doch kein Wort sagen. Die paar Groschen könnten indes besser angewendet werden; aber geh' nur, geh'!“ legte sie schnell hinzu, als sie die Jorntafel auf Meister Schlawigs Stuhl emporstiegen sah, „ich will dich ja nicht zurückhalten!“

„Ich mache meine Arbeit und mache sie so, daß jeder Mensch mit mir zufrieden ist.“ polterte der Meister, indem er den guten Gluck auszog und eine Weise anzudeute, „also kommt mir ein Glas Bier zu.“

Und damit verließ er das Zimmer und begab sich nach der an der nächsten Ecke gelegenen Delikatessen, wo er mit Begaben seine Weise mit einem Glase Schmalz verzehrte, dazu eine Partie Schachschach spielte und schließlich mit einigen Bekannten bernach in Streit geriet, daß er sich im beständigen Wortwechsel heiser schrie und mit einem zuckenden starken Affen zu Hause eintraf.

Frau Schlawig, an dergleichen Extravaganzen längst gewöhnt, half ihm mit gewohnter Sanftmut ins Bett, und der arg mitgenommenene Schuhmacher verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem er früh am Morgen mit einem gelinden Bruststich erwachte.

„Du wirst doch heute nicht in die Kirche gehen?“ fragte seine Frau, welche ihm den Kaffee vor das Bett brachte.

„Gerade werde ich das!“ rief Meister Schlawig. „Den Quanz, den verdrehten Fiedelbäuer, will ich ärgern, weil er mir das bishigen Kunstgeschick entzogen hat und nun nach darauf ausgeht, mir zu schaden, indem er allen seinen Bekannten erzählt, ich mache schlechte Stiefel. Gerade gehe ich nach der Pettrikirche und werde dem böshafsten Manne mit meinem Gefange den Tag verderben, wie er gewöhnlich sagt.“

Und damit sprang Meister Schlawig aus dem Bette, fuhr in die Kleider, zog die blanken Stiefel an und trat, ohne sich weiter an die Einwendungen seiner Ehehälfte zu kehren, den Gang nach der Straße an.

Ein Rundblick auf die bereits zahlreich versammelten Zuhörer ließ ihn auch den ihm verhassten Kammermusikanten Quanz wahrnehmen, der einige Bänke vor ihm in geringer Entfernung von der Kanzel saß. Der berühmte Fiedelspieler stand zu jener Zeit auf dem Gipfel der Gunst, welche Friedrich der Große

ihm, als seinem Lieblingsmusiker, zu teil werden ließ. Er bezog ein Jahresgehalt von 3000 Thalern, und das war noch gegen die ansehnlichen Summen, die er mit seinen Kompositionen erwarb. Zu seinen Gewohnheiten gehörte es, die Vormittagspredigten in der Pettrikirche zu hören, und hier hatte er sich bereits sehr häufig über den biederer Schlawig geärgert, welcher sein feines Kunstgefühl nicht grüßlich dadurch beleidigte, daß er beim Singen des Chorals die letzte Note über Gebühr anhielt und mit seiner rauhen, höchst unmusikalischen Stimme nicht bloß die Orgel, sondern auch die ganze Gemeinde überdünnte.

Heute aber war es dem berühmten Fiedelspieler, als aufliege er sich die Ohren zuhalten. Schlawig bot die ganze Kraft seiner Lungen auf, um Lärm hervorzubringen, die am alles andere, nur nicht an eine menschliche Stimme erinnerten. Die Nachbarn zur Rechten und Linken schüttelten die Köpfe. Der Organist stundte unruhige Blicke in den Zuhörerraum. Quanz aber, ans höchste gequält, schaute den mit der größten Seelenruhe weiter singenden Schlawig weitaus an, und als die Predigt zu Ende war, sahste er an der Thüre Posto, um den Plagegeist abzufassen und zur Rede zu stellen.

Es dauerte auch nicht lange, so schritt der ehrsamer Meister, das Gesangsbuch unter dem Arm, an dem Fiedelspieler vorüber. Dieser hatte ihn kaum bemerkt, als er ihm in seiner gewohnten hastigen Weise nachschickte, ihn heftig beim Arm faßte und ihm die Worte ins Ohr donnerte:

„Hören Sie, mein Lieber! auf ein Wort, wenn ich bitten darf!“

Unbüg drehte sich der Meister um, nach den erregten Musiker vom Kopf bis zu den Füßen und fragte:

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Verehrtester, daß eine Kirche keine Schusterwerkstätte ist, und daß Sie einen Unterschied zu machen hätten zwischen einem Choral und dem Tone, mit welchem Sie Ihre Stiefel ausschreien!“

„Sie haben mir gar nichts zu befehlen!“ sagte Meister Schlawig und wußte seinen Weg fortsetzen.

„Was?“ rief der andere im bestigen Zorne, „ich hätte Ihnen nichts zu befehlen? Wissen Sie nicht, daß ich erster Kammermusikant Seiner Majestät des Königs von Preußen bin?“

„Und wenn Sie Seine Majestät selber wären.“ rief der erbitterte Schuster, „so würde ich es mir ausserkristliche Verbitten, wollte Seine Majestät mich in meiner Andacht stören.“

„Mein guter Freund!“ versetzte Quanz trocken, „Sie sind ja gerade derjenige, welcher durch seinen Singfang die Andacht der ganzen Gemeinde stört.“

„So?“ versetzte Schlawig gedehnt, „nun, das muß eine sonderbare Gemeinde sein, die sich von meiner Andacht in ihrer Andacht hören läßt.“

Damit setzte er seinen Weg fort, und Quanz, welcher, im hohen Grade eigenwillig und rechthaberisch, den Schuster gern zu seiner Ansicht bekehrt hätte, ging schweigend neben ihm her und dachte immerfort darüber nach, wie er seinem hartnäckigen Gegner entgegen sollte. Endlich entschloß er sich, es mit Güte zu versuchen:

„Hören Sie, lieber Meister!“ fing er demzufolge an, „Sie mögen es mit Ihrem Singen recht gut meinen, aber ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß Sie mein Kunstgefühl aufs gründlichste verletzen. Unterlassen Sie es doch, Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie ganz und gar nicht mehr in die Pettrikirche kommen, verstehen Sie, lieber Meister? Einen großen Gefallen erzeigen Sie mir!“

„Derr! Sie sind wohl nicht glücklich!“ schmeichelte der Schuhmacher den erregten Künstler an, „wie? ich sollte nicht mehr in die Kirche gehen, nur darum, um Ihnen einen Gefallen zu thun, weil Sie meine Stimme nicht hören können? Geben Sie sich keine Mühe, — daraus wird nichts.“

„Ich weiß, daß Sie ein guter Arbeiter sind.“ fuhr Quanz fort, und versprache Ihnen, daß in Zukunft niemand anders meine Schuhe machen soll, als Sie allein!“

„Das ist sehr schön gesagt.“ erwiderte Schlawig, „wenn Sie aber glauben, daß ich meine Andacht gegen Ihre Kunstschick verlaufen werde, so irren Sie sehr. Lassen Sie Ihr Schuhwerk machen, von wem Sie wollen, ich setze keinen Streifen Papier als Miß dazu an.“

Warte, ich werde dir doch einen Strich durch die Rechnung machen, du Aufmaßner!“ murmelte Quanz, als er sich von Schlawig ängstlich entfernte und nun mit hastigen Schritten den Weg nach dem

Schlosse einschlug. „Du sollst den ersten Kammermusikant Seiner Majestät des Königs von Preußen kennen lernen, du Beschöpf! Will doch einmal sehen, was Seine Majestät zu einer solchen Verhöhnung des öffentlichen Gottesdienstes sagen wird.“

Er zog eine für die damalige Zeit sehr kunstvoll gearbeitete Uhr aus der Tasche und warf einen Blick darauf. „Es ist gerade Zeit.“ flüsterete er vor sich hin, „der König erwartet mich zwar heute nicht, aber wenn er seine Musikstunde hat, bin ich immer willkommen, sogar dann, wenn wir etwas gespaunt sind.“

Mit diesen Worten begab er sich nach dem Schlosse, und bald stand er in dem Parzimmer zu dem königlichen Kabinette und hörte Friedrich den Großen, auf der Flöte phantasierend, in seinem Zimmer auf- und abgehen, wie er gewöhnlich vormittags eine oder zwei Stunden zu thun pflegte.

„Wollen Sie die Güte haben, mich Seiner Majestät zu melden?“ wandte er sich an den diensthabenden Beamten.

Der Angeredete ging sogleich, um den erhaltenen Auftrag auszurichten, und während dieser Zeit lauschte Quanz mit Widen, aus denen eine gewisse Zufriedenheit leuchtete, auf die Phantasien des großen Königs. Dann nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und murmelte:

„Das Negro hatte brillant geendet. Offenbar ist der alte Herr heute besonders wohl gelaunt. Und einige gute Gedanken aufließen ihm auch während seines Spielens gekommen sein. Das höre ich aus der Art und Weise seines Vortrages.“

„Können eintreten!“ sagte der Kavalier, indem er mit hochmütig wegwerfendem Blick an dem Glänke des Königs vorbeischnitt, denn Quanz war wegen der Ausnahmestellung, welche der König ihm gestattete, unter den Beamten des Hofes nur in geringem Grade beliebt.

Friedrich der Große war bereits in voller Unform, wie er gekleidet zu sein pflegte, wenn er den Vortrag seiner Mäte entgegen nahm. Der dreieckige Hut lag auf dem kleinen Marmorische, welcher neben dem Bulte stand, vor welchem der König zu musizieren pflegte. Mit einer gewissen Verächtlichkeit nahm der Kammermusikant wahr, daß eines der von ihm für den Monarchen komponierten Konzerte auf dem Bulte lag.

„Konnt' er herein, Quanz!“ redete Friedrich den an der Thür stehenden Beamten an, „er weiß ich, daß er mir immer willkommen ist! Braucht auch nicht zu glauben, daß ich ihm noch zürne wegen der letzten Affaire bei meinem Konzert, wo ich ihm den Schlüsseltriller zu lange ausließ und er mir das süßliche Bravo verweigerte, das ich, wie er ja wohl weiß, aus seinem Munde so gerne höre.“

„Majestät!“ nahm Quanz das Wort, der nach Art der meisten Glänklinge bei geeigneten Veranlassungen ein wenig schmolze, in der irigen Meinung, sich dadurch größere Chancen zu sichern, dabei aber sehr wohl wußte, wie weit er gehen konnte, „Majestät sind sehr gütig, werden mir aber die Bemerkung gestatten, daß ich in musikalischen Dingen —“

„Ich weiß, was er sagen will, lieber Quanz!“ unterbrach Friedrich den Sprecher, mit der Hand winkend, „will auch weiter nichts hören! Aber ich muß ihm sagen, daß er in musikalischen Dingen ein Diktator ist, der keine anderen Gesetze neben sich aufkommen lassen und seine Einsprüche anderer Meister gelten lassen will. Und ich kann in meinen Privat-Ausfällungen den König auch nicht immer dazwischen lassen. Sieht er? Darans entzünden unsere Konflikte. Nun aber male er nicht länger. Hat er wieder ein Konzert fertig?“

„Nicht, Majestät!“

„Hm! was hat er denn auf dem Herzen, Quanz? er kommt mir heute so absonderlich vor.“

„Ich bin von einem Unterthan Erurer Majestät in größlicher Weise insultiert worden.“ sagte der eigenjinnige Künstler. „Von einem untergeordneten, gewöhnlichen Menschen ohne alle Bedeutung bin ich in meinem Kunstgefühl, also in dem, was mir das Heiligste auf der Welt ist, gekränkt worden.“

„So? hm? wo und wie das?“ fragte Friedrich II. „Wer ist derjenige, welcher es gewagt hat, ihn zu insultieren?“

„Ein Schuster, Majestät! ein gewöhnlicher Schuster, der keine Idee von einer Note hat und sich dabei doch herausnimmt, in einem öffentlichen Gottesdienste den Ton anzugeben, die ganze Gemeinde zu überschreien, überhaupt zu singen, wie es ihm beliebt, ohne die Orgel und die Stimmen der Chorsänger zu respektieren!“

„Hm,“ bemerkte der König trocken, „ich begreife, daß ihm das die Krone abgestoßen hat, Quanz! aber

dann ist er doch nur in seiner Andacht verlehrt worden, keineswegs aber in seinem Kunstgefühl."

"Andacht und Kunstgefühl sind bei mir eins!" rief der hartnäckige Stützenbauer, "und muß ich Eure Majestät bitten, mich gegen Störungen der erwähnten Art in Schutz zu nehmen. Ich gehe vorzugsweise der schönen Orgel und des wohlgeleiteten Sängerkors wegen in die Petrifirche und darf sowohl in meinem eigenen, als im Interesse der ganzen Gemeinde verlangen, daß dem Störenfried der Besuch des Gotteshauses allen Erimtes unterlagt werde."

"Nun, erlese er sich nicht, Quanz! wir wollen die Sache untersuchen lassen, und wenn es sich verhält, wie er sagt, so soll ihm sein Recht werden. Wie heißt denn der Wüterich?"

"Schlawig, Schuhmachermeister, Euer Majestät! wohnt, wenn ich nicht irre, Friedrichstraße Nr. 121 im Keller!"

"Gut, gut! nun aber genug von der Geschichte! Komme! er morgen um diese Zeit wieder hierher, dann soll er hören!"

Mit einem halb ungeduligen, halb gutmütigen Kopfschütteln verabschiedete Friedrich seinen Konzertmeister, um sich nunmehr den Geschäften der Regierung hinzugeben, während Quanz mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen seiner Wohnung entgegenkroch.

Meister Schlawig lag im hohen Grade verdrüsslich vor dem kleinen Petrifische am Fenster und arbeitete eine unschöne Stiefelsohle mit Hammer und Schlägel, die für den in ihm arbeitenden Groß entsprechend Zeugnis ablegten. Seit einer Stunde schon plagte die wackere Genossin seines Daseins ihn mit Vorwürfen über die mit jedem Tage mehr sich herausstellenden Differenzen im Haushalt, und wie es ja nur an ihm liege, daß das Geschäft in Verfall gerate. Endlich mußten die Bemerkungen der unzufriedenen Gattin doch wohl eine solche Steigerung erreicht haben, die sich mit der Auffassung als Hausherr in seiner Weise vertrat. Er sagte plötzlich den noch keineswegs vollendeten Stiefel am Schaf und warf ihn mit den heftigen Worten der Frau vor die Füße: "Wenn du so gut verstehst, das Geschäft zu beurteilen, dann nimm es auch in die Hand und mach' es besser. Manieren und Klaffen kann jedes alte Weib, dazu braucht man keine Bürgerin und Meistersfrau zu sein. Ich thue meine Schlichtigkeit, und wenn der Segen steht und die Kunden ausbleiben, so liegt's an dir, die vor Dummheit nicht aus den Augen sehen kann und die nicht einmal weiß, einen Kunden, der sich ein Paar Schuhe machen lassen will, auf eine anständige Weise zu empfangen und zu begrüßen! So ist's, und nun bitte ich mir Ruhe aus!"

"Das läßt du!" rief die erbitterte Frau. "Ich habe tausendmal mehr Bildung als du, bin die Tochter des Stenereinnimmers Platte aus Sietin, und du bist aus der Familie eines Stallknechts! Bist in deiner Jugend hinter dem Rindvieh und den Schafen hergelaufen und verbannt nur dem Sprichwort: 'dem Dummchen blüht das Glück,' daß du Bürger und Schuhmachermeister geworden bist!"

Das war dem geplagten Hausherrn denn doch zu arg. Einen Wulst aus der zusammenschredende Frau schleudernd, sprang er auf, ergriß den Knieriem, und war weiß, was geschehen wäre, wenn nicht plötzlich nach einem heftigen Klappen die Thür sich geöffnet und ein großer, stattlicher Mann in der Uniform der königlichen Hausdiener sichtbar geworden wäre.

Mit offenem Munde starrten Mann und Weib die unerwartete Erscheinung an, und der Born des ersten Verstandes sofort und machte einer gewissen Knechtlichkeit Platz, als der Uniformierte mit einem vom Gefühl seiner Amtswürde diktierten Tone ausrief: "Gibt Sie der Schuhmachermeister Schlawig?"

"In Befehl! der bin ich. Was wünschen Sie?" "Sollen sofort aus Schloß kommen. Majestät haben befohlen!"

"Wo ich soll aus Schloß kommen?" rief Schlawig mit einem pfiffigen Lächeln des Verständnisses. "Kann mir schon denken, warum! Der Quanz hat mir da einen Stein vor's Brett geschoben von wegen meines Singens in der Petrifirche. Nun, da kann mir etwas Gutes daraus erwachsen. Habe mich längst nach einer Gelegenheit gesehen, mit dem alten Fritz zusammenzutreffen. Kenne ihn ganz gut, werde mit ihm schon fertig werden. Wie mal den Sonntagsof heraus, Lene! und den Hut dazu und die dem Herrn einen Stuhl!"

"Über sage mir nur, Mann!" rief die jetzt vollständig verblühte Frau, "was sollst du denn eigentlich auf dem Schloß?"

"Was ich auf dem Schloß soll, Alte? Mit dem berühmten Kammermusik Quanz ein Duett singen. Weiter nichts! Nun, ich werde die Sache schon in würdiger Weise durchführen. Kommen Sie, Herr Haushofmeister! lassen wir Seine Majestät nicht warten!"

Und ohne ein Wort zu verlieren, verließen die beiden das Haus. Draußen hielt ein königlicher Wagen, in welchem der ehrsame Schuhmachermeister zur Verwunderung der Nachbarn mit der größten Ungewöhnlichkeit Platz nahm. Pfeilschnell rollte das Gefährt durch die Straßen und hielt nach wenigen Minuten vor demjenigen Portal, durch welches man in die von dem Könige bewohnten Gemächer gelangte.

Der große König lag in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtische, eifrig beschäftigt, die wichtigsten der eingegangenen Briefe und Eingaben mit Randbemerkungen zu versehen, als man ihm die Ankunft des Schusters meldete. Er fuhr hoch eine kleine Weite fort zu arbeiten, gab dann die übrigen unerledigten Sachen dem anwesenden vorragenden Räte von L. und befohl dann seinem Kammerdiener, Quanz herbeizurufen, der bereits im Vorzimmer wartete.

"Er ist der Schuhmachermeister Schlawig?" fragte der König, indem er die geschnittene Figur des Meisters mit dem bekannten scharfen Aderbild betrachtete.

"Ja, Majestät! der bin ich!" versetzte der Ge-fragte treuherrig.

"Es ist eine Beschwerde über ihn laut geworden," fuhr der König im strengen Tone fort, "daß er mit seinem miserablen Gebrölle die Andacht einer ganzen Gemeinde störe, in der Petrifirche — er weiß wohl schon — nun? wie verhält sich die Sache?"

"Majestät!" antwortete der Meister, der sich schnell gefaßt hatte, "ich gebe nach der Petrifirche, um mich zu erbauen, und das geschieht einfach dadurch, daß ich mitsinge, wenn die Orgel ertönt und die ganze Gemeinde singt. Daß ich eine schlechte Stimme habe, wie der Herr Kapellmeister Quanz meint, ist nicht meine Schuld. Was er mir Unterricht im Gesange geben, wenn ihm mein Singen nicht paßt. Aber den Mund halten und meine Andacht aufgeben brauche ich darum nicht und werde es auch nicht, wohl zu merken, Majestät! Ein jeder singt, wie's ihm aus's Herz ist — das thut sogar der Vogel in der Luft!"

"Da hat er so Unrecht nicht," meinte der König, eine ziemlich bedeutende Quantität seiner beliebten Schnupftabaksorte in die Nase führend, "was meint er dazu, Quanz?"

"Ich muß bei meinen Behauptungen stehen bleiben, Majestät! daß es unvernünftig ist, mit einer Stimme, wie dieser Mensch da sie hören läßt, die Andacht einer aus mehr als tausend Seelen belehrenden Gemeinde zu führen. Glauben Sie, Majestät, denn, daß der liebe Gott ein Wohlgefallen an derartigen Geschrei hat? Was er sich seiner andächtigen Gefühle entäußern, wo er will, nur nicht in einem öffentlichen Gottesdienste!"

"Nun, nun, Quanz! übertreibe er die Sache nicht. Ich habe gesagt, in meinem Lande könne ein jeder nach seiner Façon feig werden, und das will ich auch für diesen Fall gesagt haben. Im übrigen werden wir hören, wie es mit der Stimme des Meisters da ausseht. Er kennt den Choral: 'Ein' feste Burg ist unser Gott?' wie?"

"Ja, Majestät! hab ihn oft gesungen!" erwiderte Schlawig.

"Gut, so singe er ihn jetzt!" befahl Friedrich. Der Schuster stellte sich in Postur, öffnete die Schließen seiner Augen und sang mit seiner fröhlichen Stimme die bekannte Choralmelodie so kräftig heraus, daß die Fensterhebeln zitterten. Quanz hielt sich die Ohren zu und raunte verzweiflungsvoll im Zimmer auf und ab; aber der König lächelte wohlgefällig und nickte ein paarmal mit dem Kopfe, durch welchen Beweiss der biederer Sänger fortgesetzt zu einer wachsenden Kraftanstrengung begeistert wurde.

"Na nun lag er's gut sein!" sagte der König dann. "Eine Stimme ist aller Wege gut genug, um den heiligen Petrus an der Himmelstür zu erschrecken und sich in den Himmel hinaufzuschießen, aber im Konzerte hätte er wenig Glück damit." Hier machte der König eine Pause, nahm eine entsprechende Priße und fuhr dann zu Quanz gewandt fort: "Ich kann ihm keinen andern Rat geben, lieber Quanz, als den, er beehre die Petrifirche nicht mehr mit seinen Wüsten. Wir haben Gotteshäuser genug, in denen er seiner Andacht obliegen kann, und eine Kirche ist kein Konzertsaal, wo man Melodien zu hören kriegt, die den Sinnen zum Amüsement gereichen. Versteht er? und nun — zu unseren Konzerten!"

Er winkte mit der Rechten. Der Schuhmacher machte eine Wendung halb links, blieb aber stehen, als habe er noch etwas zu sagen.

"Was will er noch?" fragte Friedrich II.

"Majestät!" rief Schlawig, "ein armer Schuster, der von der Hand in den Mund lebt, hat nicht Zeit, den ganzen Vormittag einer musikalischen Grille zu opfern. Ein halber Tag gefiekt, macht mir einen erheblichen Anfall in meinen Ginnahmen, und ein Zimmer in einem königlichen Schloß ist keine Schusterwerkstätte, in der man Geschäfte abschließen kann. Das ist's. Und wenn der Kammermusik Quanz sich seine Stiefel bei mir machen lassen will, dann brauche ich ihn auch nichts vorzusagen."

"Aha!" rief der König in guter Laune, "ich merke, er will mir eine Lehre geben. Nun, nun — er soll nicht zu kurz kommen. Mach' er seine Rechnung bei Heller und Pfennig, und wenn er mit den Händen so gut arbeitet, wie mit dem Munde, so soll er für uns tiefer, und Quanz wird dafür sorgen, daß sämtliche Mitglieder meiner Kapelle sich die Schuhe bei ihm machen lassen. Nicht wahr, Quanz?"

"Wie Euer Majestät befehlen!"

"Majestät machen mich außerst glücklich," nahm Schlawig das Wort, "ich darf also die beiden Deutschen aus Bronze und den Eisenlaufkränzen, das königliche Wappen zwischen ihnen, über meine Kellertür nageln lassen?"

"Hör' er, Meister! so große Ehre hat's jaust nicht!" rief Friedrich bedächtig. "Erhalte er erst mit ein Paar Reißstiefel zur Probe an, und dann wollen wir weiter sehen."

Er nickte verabschiedend mit dem Kopfe, und mit dem Gedanken, daß sein Glück für immer gemacht sei, begab sich Meister Schlawig nach Hause, wo er sogleich aus Wert ging und die Probstiefel so vortrefflich herstellte, daß ihm der Titel: "Königlich-er Hofschuhmacher" in aller Form erteilt wurde. Auch erhielt er auf sein Ansuchen aus der königlichen Schatzkammer 600 Thaler zur Erweiterung seines Geschäftes ausgegahlt, und die brave Lene hatte hinfort nie mehr Notlage, über Stöckung im Geschäftsverkehr und allerlei Entbehrungen zu klagen.

Quanz hielt es für gut, die Petrifirche nicht mehr mit seinem Besuche zu beehren; aber er wurde auch in seinem Verkehr mit dem großen Könige vorsichtiger und zurückhaltender, wohl wissend, daß Friedrich II. ihn nur seiner musikalischen Fähigkeiten und Talente wegen schätzte, wie er gleichzeitig ein Feind aller Scherereien und Quäntungen war.

Denny Sinds Kolzhackertraum.

Von
Emil Maria Dacan.

Man hat schon viel über Künstlerleben geschrieben und gesprochen, und fast immer war das Fazit ein tragisches oder wenigstens kein erquickliches. Nun, eine Künstlerreise, an der man so recht von Herzen seine Freude haben konnte, war die des berühmten französischen Tenaristen Roger (des Roger, für den Meyerbeer seinen Propheten schrieb — wie es in der Theaterprache heißt — des Roger, der später mit einem künstlerischen Arme mimen mußte, des Roger, mit dem alle Erfolge der neueren französischen Oper aufs engste verbunden sind!) mit seiner Frau Fanny. Fanny war aber auch ein reizendes Geschöpf — keine Schönheit, aber so anmutig, lebenswichtig, geistreich und angenehm, wie es nur eine Französin sein mag. Ihre Ehe war also auch mehr als ein Turteltaubenleben — sie war ein gegenseitiges vollkommenes, hilfreiches, liebevolles und heiteres Verständnis. Sie war ein "guter Kamerad", machte seine Häuslichkeit angenehm, gewann ihm viele Freunde, redete ihm Kränkungen aus, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Gastspielen, und war ihm im besten Sinne des Wortes sein alter ego. Sie lebten ihr Leben miteinander und nicht nebeneinander, und ein schönes, glanzvolles, erfolgreiches Leben war es für den gelehrten Sänger und für sein scharmantestes Fräulein. Und je mehr die ganze Damentwelt für le beau Roger schwärmte, ihn vergötterte und ihn nachstellte, desto stolzer war Fanny auf ihn, und nichts beunruhigte sie so sehr, als die Liebesbriefe zu lesen, welche dungenweise an den "Stern der Oper" einlangten und aus welchen sie sich Papiloten machte.

Im Jahre 1848, dem Jahre, wo von Paris aus der ganze Kontinent revolutioniert wurde, fand es Roger wie so viele andere in Paris unbeschäftigt und ließ sich für eine Tour mit Jenny Lind engagieren. Er nahm also seine Noten, seine Fanny, und wanderte nach London, wo mit dem Imperatorio alles in Mitleidenschaft gebracht wurde. Die Tour sollte einen Monat dauern und durch England, Schottland und Irland gehen. Walter, der berühmte Walter, war Kapellmeister, der Sohn des „großen“ Lablache, sang die Vokalien; der Violon war Belletti. Roger war ganz entzückt über die Aussicht, eine solche Kunstreise machen zu können an der Seite der ersten damals lebenden Sängerin, während es auf dem Festlande überall politische Kämpfe, Krieg und blutige Köpfe gab.

— „Welch ein Glück!“ — sagte der Künstler ganz freudetrübend. „Ich werde Gelegenheit haben dieses seltsame Wesen zu studieren, welches Paris nie beisehen hat, aber deren Welttrübnis — entstanden in Deutschland unter den Missjungen Meyerbeers, in England solche Dimensionen angenommen hat, daß man bei ihrer Ankunft in der einen Stadt mit allen Glöckern läutet und in der andern ihr ein Erzbischof entgegengeht und ihr eine Wohnung in seinem Palais einräumt! Und deren Herz so edel, deren Freigebigkeit wahrhaft königlich sein soll — sie gründet ganze Spitalhäuser und Monasterien!“

— „Ja, es muß sehr interessant für dich sein!“ — lächelte seine Frau, „und sehr vorteilhaft für dein Renommee!“

Die Proben wurden abgehalten, Roger und die Lind nahmen alle ihre Eigenschaften in der „Sommambula“, der „Lucia“, den „Burianen“ und der „Reinholdstochter“ vor, aus denen das Repertoire der Tournee bestehen sollte.

— „Nun!“ — fragte Madame Roger nach diesen Proben ihren Gatten, während sie sein Tonioskostüm mit neuen Bändern verließ. — „Ein merkwürdiges Weib!“ — rief Roger, der sonst alles recht französisch, d. h. lustig, leichtsinnig, sogar etwas satirisch zu nehmen pflegte, mit festem Ernst und mit einem Tone des Gefühls, das ihm sonst fremd war. — „Wie gewissenhaft ist sie in allen Details, wie genau und akkurat. Aber das gefällt mir eben. In ihren blauen Augen lodert die blaue Flamme des Genies; selbst ohne ihr Talent wäre sie ein Licht in ihrer Art, ein Mädchen, welches eines Ehemannes wert wäre!“ — Da sie sich wahr und echt fühlte, ist sie voll Zuversicht und selbst Großes, da sie sich nicht um das Urteil der übrigen kümmert. Eine Mischung von Zurückhaltung und Umgebung, von Traurigkeit und Lustigkeit, erinnert sie mich an manche ihrer Landsleute, die ich gekannt habe; sie hat in der Art, wie sie ihren Blick mit den langen blonden Wimpern verschleiert, etwas Mystisches und Gefammertes, das so echt nordisch ist. Wenn man sie sieht, versteht man Schweben, dies Land der Legenden und der religiösen Schwärmer, mit seinen weiten, dunklen Forsten und seinen blauen Seen.“

— „Du wirst ja ganz poetisch!“ — lachte Fanny mit ihrem echt französischen, heiteren Lachen. — „Das kommt daher, daß die Nähe dieses wunderbaren Mädchens selber wie Poesie berührt. Die größte Kraft der Lind liegt darin, daß sie an sich selber glaubt; sie besitzt hohe Selbstachtung und lebt wie eine Heilige: es ist, als ob sie sich für eine Abgesandte des Himmels hielte, welche das Glück der Völker durch die Religion der Kunst stiften soll. So bleibt sie denn kalt und ehrbar im Privatleben und erlöst ihren Herzen nicht, sich an den Flammen der Leidenschaft zu entzünden, mit denen sie uns auf der Bühne erschütteret.“

Fanny sah ihren hübschen Gatten einen Augenblick fast ernst an. Dann aber lächelte sie und plauderte in ihrer echten Pariser Manier: „Und das ist ein Glück! Denn was sollte das enden bei eurer Begeisterung für sie?“

Die Reise wurde angetreten am 5. September. Man ging zuerst nach Birmingham an einem prächtigen, reinblauen Herbstabende. Es war nur ein Konzert da im Stadthaus. Roger sang die Romane Dom Sebastians, mit Lablache das erste Duett aus Tell und ein Adagio und machte Furore. Aber einen Orkan von Beifall entfesselte die Lind am Schluß mit ihren schwedischen Liedern. Roger glaubte dergleichen nie gehört zu haben. — „Wie breit und vergänglich ist ihre Stimmkraft in der Höhe!“ — murmelte er; „ohne zu lächeln, bringt sie ein fast gleichzeitiges Echo vom Fort bis zum pianissimo zu stände!“

Dann ging man nach Liverpool, logierte im Adel-

phyl-Hotel, machte ein kleines Landsknecht, und Lablache ersagte die lustige Geschichte von der Dame, welche so mächtig war, daß sie nur bei zwei Gelegenheiten Brandstiftung; an dem Tage, wo sie Schweinsbraten aß ... und an den Tagen, wo sie keinen aß!

Jenny Lind logierte nicht in demselben Hotel wie die andern — sie that dies niemals auf der Reise. Es sah das ein bißchen höflich aus, aber Roger fand es eigentlich lustvoll. Die Gesellschaft war dadurch ungenierter. Sie lebte sozusagen in sich verschlossen. Dann kam man nach Manchester und wohnte im Albion-Hotel, neben dem Gasthofe, wo die Wallbran vertrieben war. Abends war Lucia. Roger hatte brillanten Erfolg neben der Lind.

Nach der Vorstellung ging er zufällig mit Lablache allein nach Hause, da sie in der Garderobe aufgehalten worden waren.

— „Was hast du?“ — fragte Lablache, plöblich stehen bleibend unter einer Laterne und Roger, mit dem er eingehängt ging, loslassend. „Du bist ja ganz außer dir — du zitterst!“ — „Lind ja, in den Augen Thränen!“ — „Was hast du?“

Roger sagte mit bebender Stimme und wogender Brust: „Was ich habe, Measch! Ich habe, daß ich in der Lind endlich die Partnerin gefunden habe, welche mich auf der Bühne versteht: sie bezieht sich, ihre Hände brücken die Meinungen mit aller Kraft, das Leben der künstlerischen Leidenschaft beherrscht sie; sie identifiziert sich mit ihrer Rolle auf ergreifende Weise und dennoch läßt sie sich nie so weit hinführen, daß nicht Meisterin ihrer Mittel zu bleiben! Sie ist das Weib, das in einem Künstler alles, alles weckt, was in ihm schlummert. Wie hoch erhebt Ginen ein solches Weib über das eigene Können! Was sind wir gegen sie? Wir haben getrunken, wir studieren, wir berechnen und sie ist das alles ...!“

— „Roger! Wir scheint gar ...“

— „Was?“

— „Du verliest dich!“

— „Sage noch einmal ein so dummes Wort, so schlage ich dich nieder! Verliebst!“ — Ebenso gut könnte man die sagen, daß man in einen Engel verliebt ist, daß man in seine Muse verliebt ist! Ich liebe sie ...“

— „Roger!“ — sagte plötzlich eine Frauenstimme neben ihm, leise, bebend.

Es rief ihn herum, „Fanny!“ — rief er betäubt.

— „Ich wurde von der Garderobiere zurückgehalten, die ich über ihr fränses Hind vernünftigen mußte. Gut, daß ich dich einhalte. Ich hätte allein nach Hause gehen müssen.“ — Man sprach wenig im Weitergehen. Dabei sagte Fanny zu ihrem Manne, indem sie ihren Hut abnahm und auf den Tisch legte: „Roger — was habe ich hören müssen? Ich will nicht heucheln, als wäre mir's gleichgültig und ich will dir keine Szene machen ... Aber sage mir, ist das wahr, was du Lablache sagtest?“

Er stand da, die Hand an seine Stirne gepreßt und seine Stimme war gedämpft. „Fanny, sei kein Kind.“

— „Du siehst, daß ich kein Kind bin, denn ich weine nicht und ich zante nicht. Du hast gesagt, daß du die Lind liebst!“

— „Fanny, mein geliebtes Weib! Du weißt, daß es eine Herzensliebe gibt und eine — Erlebensliebe.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Ist das nicht dasselbe?“

— „Bei den gewöhnlichen Menschen wohl. Aber bei uns Künstlern, beim Sänger nicht. In ihm sind zwei Wesen. Und mein Bühnenwesen, das Wesen, das ich als Edgardo, als Tasio, als Raoul bin, hat in Lind die — Ergänzung gefunden. Ist das eine Liebe, auf welche eine Gattin eifersüchtig sein kann? Wenn ich mit ihr auf der Bühne bin, umweht mich der Hauch ihres Genies und weckt alles Große, Herrliche in mir, dessen ich fähig bin! — Von dem Augenblick an aber, wo ich die Bühne verlassen habe, wo ich in mein menschliches Leben zurücktrete, gibt es für mich unter allen Weibern der Welt, unter all denen, die mich mit ihrer Bewunderung umgeben, nur Eines: Das bist du. Du bist die Heimat, du bist mein Glück.“

— Er schmiegt.

— „Wie bist du noch eifersüchtig?“ — fragte er.

Sie legte ihre Hand in die seinige und schaute ihm klar ins Auge. „Nein,“ sagte sie einfach.

Die Reise ging weiter. Ueber New Castle nach Edinburgh, nach Dundee, überallhin. Dann nach Dublin. Und überall brachte Lind das größte und das fröhlichste Publikum in einen Rausch der Begeisterung. Die Rückreise nach England machte man auf dem

Schiffe „Bradsh“. Es war herrliches Wetter. Tausende von Personen waren am Ufer versammelt, um Jenny Lind zum letztenmale zu begrüßen und tiefen ihr begeisterte Zurrufe nach. Rumbly ließ auf offener See seine Kapelle spielen. Roger ergriff bei einem Walzer Jenny Lind um die Taille, andere bemächtigten sich anderer Damen und im hellsten Sonnenlichte wirbelte bald ein lustiger Ball übers Berd, während das Schiff pfeilschnell dahinschlief. Während einer Pause besand sich Roger mit der Lind fast isoliert am Tribord, wohin sie planbernd gegangen waren.

— „Wir werden nun bald scheiden,“ sagte er. „Und mir ist, als ob ich damit von dem besten Teile meiner Kunst scheide.“

Jenny Lind lächelte mit ihrem Lächeln, das wie frischer Moosduft anmutete. „Sie werden mit anderen Sängern singen, Monsieur Roger ... Das wird der ganze Unterschied sein.“

— „Glauben Sie?“ — „Ich werde dann wieder allein sein mit mir auf der Bühne. Ich werde mein Bestes geben, aber das wird so wenig sein. Wenn ich mit Ihnen singe, erhalte ich von Ihnen die Inspiration, das Wahre. Das macht, weil Sie nicht singen, sondern jauchzen und schlingen mit Ihrer Stimme. Was muß in Ihrem Herzen leben, daß es so ausfließen kann im Gesänge und mit seinem Takte alles deraufst — den Mitwirkenden ebenso wie das Publikum.“

— „Vielleicht die Kunst.“

— „Nur die Kunst?“ — sagte er und schaute in ihre himmelblauen Augen und schüttelte das Haupt.

— „Vielleicht noch etwas,“ sagte sie flüsternd und blickte in die Unendlichkeit des Himmels hinein. „Ob Sie wohl erraten mögen, was das ist?“

— „Die Religion?“ — sagte er langsam.

Sie antwortete nicht. Sie ließ sich auf einem Stoffsessel nieder. Dann sagte sie: „Kommen Sie her, Roger und hören Sie mich an. Als halbes Kind, wenn meine anderen Freundinnen von ihren Liebsten sprachen, die alle große, vornehme Herren sein mußten, trännte ich oft, wie wohl mein Geliebter ansehe müßte — denn ich hatte nie einen gehabt. Und da dachte ich, ich könnte nur einen recht armen, gewöhnlichen Holzhauser lieben, wie sie im Walde gehen, mit nackten Füßen, deren, arbeitsharten Händen, die Holzbiindel auf dem breiten Rücken schleppen, und den Wald, den Tannenbüsch liebend, das Vogelgezwitscher liebend, wie ich. Das war der Holzhausertraum meiner Jugend. Und als ich Sängerin wurde und alle Welt mich feierte und viele stolze, hochgeborene Männer um mich warben, da verstand ich erst jene Kinderträume ... Ich wußte, daß es nur ein Mann sein würde, der ein echter Künstler sei und der aus dem Herzen schrie, wie ich. Das ist der Holzhausertraum meines Lebens.“

— „Und haben Sie denselben gefunden?“

— „Niemand. Und so ist es gekommen, daß ich all meine Liebe zuletzt dem Himmel gewidmet habe.“

In London gab die Gesellschaft ihre letzte Vorstellung, um sich dann wieder in alle Welt zu zerstreuen. Man gab die Sommambula. Im letzten Akt, während des Ritornells zum Schlußgrondo, sagte Amira-Lind leise zu Edwin-Roger, wie sie an seiner Seite stand: — „Hören Sie meine Worte gut an, Roger, es sind die letzten Notizen, welche Sie von mir auf dem Theater hören werden.“

Roger war erstarrt. Sollte das wahr sein? Ihre Karriere sollte beendet sein! Im Zenith ihres Ruhmes entlagte sie dem Theater! ... Er hatte nicht Zeit, eine Erklärung zu fordern ... Sie sang ... Das entzückte Publikum applaudierte, ohne zu ahnen, daß es sie verliert. Und wie die Weite an ihn kommt, muß er mit glücklicher Miene singen, da er sie heiratet, und sein Herz that ihm so weh!

Warum wollte sie der Bühne entgehen? Ist sie es müde, Wohlthaten zu üben? Solange sie als Künstlerin wirkte, hatte sie ein Leben wie eine Heilige geföhrt. Man sprach von einem Märtyrerdienste, welcher ihr Strudel über die Ausübung ihres Berufes in den Kopf geiegt habe. Wer weiß!

Lange danach erfuhr Roger, Jenny Lind habe sich mit dem Pianisten Otto Goldsmidt verheiratet. — „Sie hat also doch einen echten Künstler gefunden!“ — dachte er. „Einen, dessen Leistungen nach Waldmoos duften und in dessen Seele der Himmel sich spiegelt. Und ihr alter Holzhausertraum ist in Erfüllung gegangen.“

Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

I. Ein Reiter in der Not.

Der helle Auf der Schwarzdrossel weckte einen Reiter, vor dem sie hastigen Fluges quer über den Waldweg flog, aus tiefem Sinnen und ließ ihn schier zusammenfahren.

„G. Reinhard,“ sagte er zu sich selber, während ein Scheltenbrand den höflichen Vramen zu flatterndem Weiterfahren mahnte, „du thust ja so erschrocken wie Laas Jüngsten, der wackere Pauler, wenn er — wie gewöhnlich — seinen Einfluß verlohren hat, und ein Rippstich des Nachbars im Orchester ihn wieder ins Bewußtsein zurückruft. Dieser alte Weg, der gar kein Ende nimmt, könnte einen freilich in Schlummer versetzen, — ich wäre doch wohl besser auf der großen Landstraße geblieben, anstatt mich auf einen Richtweg einzulassen, der am Ende ein „Hotsweg“ in optima forma ist!“

Der Reiter trug einen dunklen Rock, darunter eine Vernetweste, dann enge Knien und hohe Stiefel. Auf der braunen Reiterdecke sah ein an drei Seiten aufgeschlagener Federhut, an der Seite trug der Herr einen Degen, und in einem Lederhaken vorn am Sattel hingen zwei Pistolen. Ein hinten aufgeschlagener Mantelfackel enthielt wenigstens ein Glas. Die Fänge des aufsteigenden etwa fünfundsiebzigjährigen Mannes waren unregelmäßig, das Kinn entbehrte der energiegelassenen Zeichnung, und um das etwas stämmigen Mund lag ein müder Zug. Aber die großen dunklen Augen gaben dem Gesicht etwas überaus Anziehendes, und auf der hohen schönen Stirn thronte der Genius. Er hieß Reinhard Reiter, und die Opern, welche diesen Namen trugen, waren weit und breit berühmt.

Im Jahre 1694 war Reiter nach Hamburg gekommen, das seit 1678 in seinem Theater am Gänsemarkt die erste stehende deutsche Oper beizog, und dort schrieb er dann eine Oper nach der anderen, die eine solche Fülle herrlicher musikalischer Gedanken, eine so unverwundliche Frische und zugleich eine so charakteristische Abzeichnung des Gemütslebens boten, daß man ihren Schöpfer nicht mit Unrecht den Mozart jener Epoche genannt hat. Er war eine echte Künstlernatur, leichtglühend, der Schönheit huldigend, dem Lebensgenusse sich in seinen Musikstunden mit Vögen hingebend, dabei arglos und leicht sich dem Einbrüche des Augenblicks überlassend. Nur zu oft wurde seine Gutmütigkeit von Unwürdigem und Schmaröcherern mißbraucht, und das schnell erworbene Gold floß nach rascher wieder aus seinen freigebigen Händen. Reiter hatte nichts von einem Geschäftsmann an sich, und so war es denn eine große Thorheit, daß er sich verleitete, mit einem womöglich noch unpraktischeren Gelehrten namens Drütsche die Nacht und Direction der Hamburger Oper zu übernehmen. 1707, im vierten Jahre ihrer Verwaltung, machten sie Bankrott! Drütsche verschwand schweigend, und auch Reiter, gegen den die Geschäftigkeit zahlreicher Feinde und Nebennummern bequem operieren konnte, mußte, nachdem von mehreren Gläubigern Verhaftungsbefehle gegen ihn erwirkt worden waren, bei Nacht und Nebel aus Hamburg entweichen. Er hatte sich seitdem etwa zwölf Jahre lang in Weiskens aufgehalten, und es mußte wohl ein wichtiger Grund sein, der ihn jetzt zu einer Reise veranlaßt hatte, welche ihn aufsteigend wieder jener Stadt zuführte, in der ihm doch Verhaftung und Schande bräute, wenn man ihn innerhalb des Reichsbildes desselben betraf.

Schwere Gedanken auch waren es gewesen, die ihn dahin in ja tiefen Nachdenken hatten versinken lassen, daß er darüber nicht mehr des Weges nachgedacht hatte, den er eingeschlagen, um eine bedeutende Krümmung der von Lüneburg nach der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg führenden Heerstraße abzuschneiden.

Wiel begangen wurde dieser Waldweg, den zu beiden Seiten dichtes Unterholz einhüllte, erstlich nicht, denn üppiger Graswuchs überwucherte ihn. Er diente wohl nur zu gewissen Zeiten für den Transport des in diesen südlich der Elbe sich ausbreitenden Forsten geschlagenen Holzes und wurde sonst wenig passiert. Trotzdem aber entdeckte das scharfe Auge Reinhard's feine Geleisspuren in dem Graie, und von Zeit zu Zeit meinte er auch in einiger Entfernung das knarrende Geräusch eines Fuhrwerkes zu vernehmen, — sehen konnte er freilich noch nichts von demselben, da die Straße, welche fast eine Stunde

lang beinahe schnurgerade durch die Waldesinsamkeit geführt hatte, etwas weiter vorwärts eine scharfe Biegung machte. Möglichst erscholl aus eben jener Richtung, in welcher das Wägengeräusch vernommen gewesen, der Küllert einer Frauenstimme, und dieser Laut dämmte sofort von dem Reiter die schärfste Haltung, welche er vorher gezeigt hatte. Ohne sich zu besinnen, hieb er dem Pferde die Sporen ein, daß es in weiten Galoppstößen davonjagte. Als der Banne dann einige Augenblicke später an die Ecke des Weges bog, gewahrte Reiter eine Scene, wie sie dazumal in solchen abgetragenen Dürftigen nur zu oft vorkam.

Man schrieb das Jahr 1709; im Norden, wo Küssen und Schweden miteinander rangen, und im Süden, wo die Verbündeten gegen Ludwig XIV. in Waffen standen, wüthete die Kriegsjurie, und überall war Unsicherheit und Noth. Auch hier oben im Gebiete der unteren Elbe tangten größere und kleinere Trupps von sogenannten Marodeurbanden auf, denen sich allerlei sonstiges Gesindel angeschlossen, und die dann gemeinsam wegelagerten, wo sich nur eine günstige Gelegenheit zu bieten schien.

Eine solche aber hatten wohl einige von diesen Streifen in der auf dem einsamen Waldwege dahin fahrenden Kutsche zu erblicken geglaubt, zumal ihre Anwesenheit nur zwei Damen, deren Bagage reiche Leute zu verheissen schien, und die, ihrer vornehmen Tracht nach zu schließen, gewiß auch Schmuckstücke und wohlgefüllte Brieftaschen mit sich führten.

Der Anführer des Trupps, ein edler Marodeurbanden in der abgerissenen Uniform eines kaiserlichen Musketiers, war mit der Pistole in der Hand zuerst dem Wagen entgegengetreten und hatte den auf dem Boden liegenden alten Kutscher abzufragen zu halten. Er hatte den vor Tagesanbruch Jitternden hierauf abweisen lassen und hand nun mit der Schußwaffe im Anschlag neben ihm, während seine Genossen, verkommene Burichen in Wäuertracht, daran gingen, sich der Reute zu bemächtigen. Zwei hatten einen großen Koffer hinten vom Wagen genommen und erschrien, während der Dritte den Wagenschlag geöffnet hatte, um die Damen auszupackeln.

Von diesen, welche ihrem Reiten „à la mode“ kostümte nach, wohl einem hamburgischen Patrizierhause angehört mochten, war die ältere augenscheinlich einer Schmachtwacht nahe, während ihre Begleiterin, ein schönes Mädchen von etwa vierundzwanzig Jahren, sich mühevoll vor die Matrone beugte und zugleich mit heller Stimme den Küllert anstößte. Der Wegelagerer brummte einen grimmigen Fluch und hob drohend ein großes Messer, das er hervorgezogen, als ein warnender Zuruf seiner Gefährten ihn veranlaßte, sich umzukehren. Der Anführer hatte zuerst den herausprengenden Reiter gewahrt und sofort „Nacht!“ geboten, während er selbst sich bereit hielt, einen Schuß auf ihn abzugeben; die übrigen hatten seine Feuerschüsse.

Ebenfalls eine Pistole in der Rechten, war Reinhard Reiter jetzt bei dem Orte des Ueberfalls angelangt und sah die Situation überblickend senkte er sein Pferd nach der Seite, wo der eine Räuber die Fänge des Wagens bedrohte. „Zurück, Schurke!“ rief er, und seine ganze Haltung zeigte, daß Furcht ihm fremd sei. Als er aber neben der Kutsche das bloß mit fester Hand parierte und sein Blick auf das darin sitzende junge Mädchen fiel, da wich für einen Augenblick das Blut aus seinen Wangen. Doch nicht für sich bangte ihm, nur daß er diese holde Schönheit von brutaler Gewalt bedroht sah, ließ ihn zusammenfahren, während der Name „Anna!“ über seine Lippe bebt. Dann zielte er kaltblütig nach dem Reiter mit dem Messer, der sich auf den Ansturmung stürzen wollte; der Schuß traf, und der Räuber stürzte im Feuer zusammen. Fast gleichzeitig aber war auch der Anführer des Trupps dicht an Reinhard herangetreten und feuerte aus einer Entfernung von nur wenigen Schritten seine Pistole auf diesen ab. Die junge Dame schrie wie verzweifelt auf, aber der Schuß ging fehl, worauf der Marodeur mit einer wilden Verwünschung in das seitwärtige Gebüsch sprang. Auch die beiden Gefellen, welche sich über den Koffer hergemacht, warteten nicht ab, bis Reiter sich gegen sie wandte, sondern waren schon verschwunden, als dieser vom Pferde sprang und nun zunächst an den Wagen trat, um sich zu überzeugen, ob die Damen unverletzt.

Mit einem wunderbar strahlenden Blicke streckte ihm Anna die Rechte entgegen, indem sie bezeugte sagte: „Guch landte uns der Herr selbst zu Hilse! Ihr waget Euer Leben, um uns zu retten — habt Dank, heißen Dank!“

Reinhard drückte einen Kuß auf ihre Hand und hielt sie in trunkenem Selbstvergessen eine Weile die

arten weißen Finger zwischen den seinen, als er aber schloß, wie ihm dieselben dann ängstlich entzogen wurden, da sagte er erschrocken und sich gewaltsam begernd, in tiefem Tone: „Die werthe Demoiselle weiß, daß mein Leben nicht sonderlich hoch mehr im Preise steht — übrigens that ich nur meine Pflicht und verdiente keinen Dank. — Wie geht es aber der gnädigen Tante?“

„Sie erholt sich bereits wieder,“ entgegnete die junge Dame, indem sie der Matrone ein Gläschen mit starrstehenden Eisengüssen vorhielt.

„Ich hoffe, daß der Schrecken keine solchen Folgen haben wird — jede Gefahr ist vorüber!“ beruhigte Reiter. Als er sich dann umwandte, um nach dem Kutscher zu sehen, war zu seinem Erstaunen die Stelle, wo der von seinem Schusse niedergelagerte Strauchhieb gelegen hatte, leer und nur durch eine Unklarheit bezeichnet. Der Unfalle hatte offenbar nur einen Streichhieb dazwischengelegt und war, nachdem er die momentane Verwundung überbunden, seinen Genossen in das Dicht gefloht. Dies bestätigte auch der alte Christian, der jetzt erst die Sprache wieder fand und seine Dankesbezeugungen gegen den ihm wohlthätigen Kompositionen mit Jammen über das schreckliche Abenteuer und den erbrochenen Koffer vermengte. Ein Teil von dem Inhalt desselben, Damenkleider und sonstige Toilettsachen, war bereits herausgezerrt worden und lag über den Weg gestreut.

„Nacht alles wieder ein,“ sagte Reinhard zu dem Alten, dem er auch den Fingerring seines Herdes zu halten gab, „ich will noch schnell im Gebüsch nachschauen, ob dort noch etwas zu finden ist.“ Er zog, obwohl die Wegelagerer gewiß schon weit entfernt waren, vorwärtshin und suchte die zweite Kutsche aus dem Koffer, zertheilte dann das Unterholz, welches den Weg einnahm und suchte den Fortschritt der Strede weit ab. Er fand jedoch nichts und wollte gerade wieder zu dem Wagen zurückkehren, als er zu seinem Erstaunen im Moos ein reich mit Silber beschlagenes Buch liegen sah, welches einer der Räuber jedenfalls aus dem Koffer geholt und dann bei der eiligen Flucht dort hängen lassen hatte. Er hob es auf, suchte es in die Rodialsche, um den Fund den Damen zurückzugeben, und kehrte dann auf die Fahrstraße zurück, wo Christian stehen vergebliche Versuche machte, den Koffer wieder hinten an den Wagen zu legen. Reinhard half ihm und trat hierauf an den Wagen, um die ältere Dame zu begrüßen, welche sich mittlerweile völlig erholt hatte und nun ihrem Reiter in den warmsten Ansdrücken dankte.

Es war die Gemahlin des Bürgermeisters Lucas v. Bohl, in dessen Hause Reiter während seines Hamburger Aufenthaltes viel verkehrte, da jener ein großer Dornenfreund war, dem die dortige Wälsche sogar eine Bearbeitung der italienischen Oper „Crispin“, sowie den Text zu einem eigenen, die Vertheilung Wiens von der Türkennot verheerenden „Singpiel“ zu danken hatte. Ihre Nichte Anna war die Tochter des einem angesehenen Patriziergeschlechte entstammenden, wohlhabenden Ratismanns Odenburg und lebte, wie Reiter jetzt erfuhr, seit dem Tode ihres Vaters in dem kinderlosen Hause des Bürgermeisters. Die Bürgermeisterin hatte, wie Reinhard weiter berichtet wurde, mit Anna eine Reise nach Lüneburg zu Verwandten gemacht und war jetzt in ihrem eigenen Wagen auf der Heimfahrt begriffen. Der alte Christian hatte gemeint, die große Kränzung der Landstraße durch den ihm bekannten Richtweg quer durch den Forst abzuschneiden zu können, wobei man — wie sich zeigte — die gegenwärtige Unklarheit so abgelegener Wege nicht gebührend berücksichtigt hatte.

Christian hatte inzwischen den Koffer wieder befestigt, und kurz darauf rollte der Wagen davon, während Reinhard auf der Seite der Frau Bürgermeisterin neben dem Schläge herrschte, sich lebhaft mit ihr unterhalten.

„Nun vergeht aber, Monsieur Reiter,“ meinte die alte Dame jetzt, „daß ich bisher immer nur von uns geredet habe, ohne mich nach Euren jetzigen Umständen teilnehmend zu erkundigen. Darf man aus Eurer Reise, die Euch zu unserer Rettung hieher geführt, schließen, daß Ihr nach Hamburg zurückkehrt, um der dortigen Schaubühne ihren Orpheus zurückzugeben?“

„Nicht doch, Madame,“ erwiderte Reiter in bitterem Tone, „den Orpheus würden die Trabanten Sr. Magnificenz alsbald in Bande schlagen, wollte er seine Lyra dort ertönen lassen. Ich darf hamburgisches Gebiet nicht betreten und laßt Euch daher nicht bis dorthin geleiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler.

— Die Verlobung von Emil Gdke mit Frä. Donita vom Stadttheater in Köln ist schon wieder angehen. Das war eine kurze Freude! Herr Gdke soll bereits für unbefristete Zeit nach dem Süden abgereist und Frä. Donita entschlossen sein, ihre Entlassung aus dem Verbande des Kölner Theaters zu nehmen.

— Eine interessante Idee führten die Direktoren der Musikschule v. Ramann und J. Volkmann in Nürnberg aus. Das Programm ihres 3. größten Musikabends umfaßt nämlich einen „historischen Walzer-Cyklus“, eingeleitet mit einem musikalisch-literarischen Lebensbild durch Frä. Ramann. Der Cyklus, an dessen Ausföhrung sich neben den vorgeschrittenen SchülerInnen auch Frä. Volkmann und Frä. Breslauer beteiligten, umfaßte folgende Walzer: „Ein du lieber Angustin“ (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts); Lodi-Wiener (aus derelicten Zeit); Martin v. Cosarara Walzer (1747); Mozart, W. A. Balli-Teleschi-Walzer (9); Beethoven, L. v., 12 deutsche Tänze (1795); Hansenwalzer (1810?); Schubert, Fr., Walzer (1813); Weber, C. M. v., Freischützwalzer (1817); Aufforderung zum Tanz (1816); Lanner, J. F. v., Alpenrosen (1832); Strauß, Joh., Das Leben ein Tanz (1832); Chopin, Fr., Walzer in As-dur op. 69/1, in Cis-moll op. 64/II und in E-moll; Raff, Joseph, Tanz-Capriccio op. 54; Menz, W., Neuer Walzer op. 15; Meyer-Libersleben, Ein Walzer op. 13; Liszt, Fr., Soirées de Vienne nach Schubert (1851); Franz-Walzer von Gomob (1892); III Valse oubliée (1883) und Mephisto-Walzer (1888). Diese „Monographie“, wenn es erlaubt ist, das Wort für derartige Vorföhrung einer Kunstform zu übertragen — vom Walzerlied an bis zu den Epigen des Walzers als Kunstform — gab ein ebenso anziehendes als belehrendes Entwicklungsbild des heiter-gemüthlichen Dreiviertelalters.

— Herr Hofopernfänger Pächler in Braunschweig erhielt vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Ritterkreuz 2. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

— Der Großherzog von Baden hat dem belgischen Tenoristen Herrn van Dyck den Jählinger Löwenorden verliehen.

— Zum Direktor der deutschen Oper in Rotterdam wurde für die nächste Saison der Bariton Herr von Bongard, welcher sich hirt großer Beliebtheit erfreut, gewählt.

— Aus New York wird berichtet, daß Frau Stella Gerster daselbst ihr erstes Konzert mit glänzendem Erfolge gegeben hat. Wir entnehmen aus dieser Mitteilung die erfreuliche Thatsache, daß die Gersters, die Künstlerin habe ihre Stimme eingebüßt, glücklicherweise unbegründet sind.

— In Götting wurde am Hoftheater die Oper Sr. Hoheit des regierenden Herzogs Ernst II., „Cassilda“, aufgeführt und entzückte das volle Haus, wie man schreibt, durch die Fülle der reizendsten, originalsten Melodien, durch schöne Instrumentierung des ganzen Tongemäches und die prachtvollen Dekorationen. „Eine lothecolle Stimmung belebte Mitwirkende wie Zuhörer während der Vorstellung, welche der hohe Komponist selbst mit seiner Gegenwart auszeichnete.“

— Die Handlung der neuen Oper, welche, wie neulich mitgeteilt, Viktor E. Negler gegenwärtig komponiert, spielt in Straßburg im Jahre 1676, zur Zeit des großen Freischießens, welches bekanntlich auch die Bürger aus ihrer von Johann Fischart besungenen Rheinfahrt befreit. Dem Opernbuch zu Grunde gelegt ist eine alte Straßburger Erzählung von Karl Spindler, „Wälmlein Wunderholz“. Aus ihr herüber genommen ist nur die Herzensangelegenheit der schönen Walpurgis und ihres Engelhard, welche, wie die übrige Handlung, vom Dichter des Opernbuches indessen völlig frei ausgenommen ist. Die beiden genannten Hauptpartien sind dem Sopran und dem Bariton zugeordnet.

— Ausglick mit dem Tenor Colli und dem Bariton Melopé debütierte in Crema in der „Lucia“ eine junge, vortreffliche Sängerin Signora Matilda Marcella (de Magnieras), eine Schülerin der Warbat. Sie wurde im ganzen Verlauf der Partie stürmisch applaudiert, aber nach dem mit seltener Brauour ausgeführten Ronéo wollten die Ovationen kein Ende nehmen und sie mußte wiederholt vor der Rampe erscheinen. In Matilda Marcella ist der Kunst ein vielversprechender Stern aufgegangen. Sie kann

aus einer der ältesten Adelsfamilien Portaals, und ist nicht nur schön, sondern eine wahre Künstlerin. Ihre Stimme ist brillant, sympathisch, ausgeglichen, umfangreich und volltönend, ihr Spiel voll Geist und Wärme, ihre Schwingungsfähigkeit außerordentlich. Und die Mailänder Journale erklären einstimmig, daß seit einem Vierteljahrhundert keine Sängerin einen solchen Enthusiasmus erregt hat, wie diese junge begnadete Künstlerin.

— In Paris starb am 23. v. M. der Violonist Jean Delphin Arard, ehemaliger Professor am Konservatorium, im Alter von 72 Jahren. Unter seinen Schülern ist besonders Sarasate zu nennen.

— Paul Kali sch, der aus dem Verbanne des königlichen Opernhauses in Berlin ansgeflohen ist und sich nach Amerika begab, hat sich dort am 25. v. M. mit Eliza Lehmann verheiratet. Die beiden unternehmen jetzt eine Konzertreise durch die Hauptstädte der Vereinigten Staaten.

— Richard Wagner ist uns Nonen verbannt. Als das dortige Wohlthätigkeitskomitee eine Vorstellung zu gunsten der Armen geben wollte, in deren Programm der Marsch aus „Tannhäuser“ oorlam, ließ der Bürgermeister Lebon den Präsidenten des Komitees zu sich rufen, um ihm zu befehlen, daß die Musik Wagners in Nonen nicht aufgeführt werden dürfe, und es mußte in der That der gedachte Marsch aus dem Programm gestrichen werden. Den Nachteil davon hat doch wohl nur Nonen!

Vermisches.

— Am 28. v. M. wurde in Warschau eine Ausstellung unter dem Protektorat des Grafen Paler und Grafen Krasiński eröffnet, welche geeignet ist, die größte Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Es hat sich hochinteressantes Material angelammet für alles, was nur in das Musikfach greift — vom 14. bis zum 19. Jahrhundert, und obwohl die Ausstellung nur eine national-polnische betrifft, so ist durch die weitgehende Beteiligung dieses seit sehr Musik liebenden Volkes — namentlich des hohen Adels — (der früheren polnischen Könige) — des polnischen Adels (für alle Varianten der Kirchenmusik und Orgeln) — die beregte Ausstellung für Musikforscher ein wahrer Schatz. — Man wird hierbei auch wohl stark daran erinnert, wie sehr italienische Künstler und Kunstwerke in Polen heimisch waren.

— In New York haben Kunstfreunde auf dem Grade Leapold Damrasch ein sechs Fuß hohes

Marmordenkmal errichtet: eine stehende weibliche Figur mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte und einem Lorbeerzweig in der Hand. Das Kunstwerk ist in Zinlen angefertigt worden.

— Die Theaterferien in München beginnen für das Hoftheater am 18. Mai und enden am 13. Juni.

— Als jüngst Pauline Lucca ihr neues Heim in Wien einweichte und die dortigen Berühmtheiten der Diplomatie, der Kunst, der Wissenschaft und Literatur oerammelt waren, war es einer der interessantesten Momente des Abends, als der berühmte Chirurg, Professor Wilroth, sich an das Klavier setzte und seiner Tochter Elia einige ungarische Volkslieder und zum Schluß ein reizendes Lieb eigener Komposition begleitete. Die sensationelle Entdeckung, daß der große Schelte und Chirurg auch ein ausgezeichnete Pianist und gedankvoller Komponist sei, begeisterte einen der Anwesenden zu folgendem Loblied auf Wilroth:

So wie du die Zanzelle führst
Mit tühter Meißerhand,
Pinzette, Säge, wie noch sonst
Dein Werkzeug sei genannt,
So spielest du — welch ein Talent! —
Sogar Klavier gewandt,
Kurz, jedes Marierinstrument
Bringst heil in deiner Hand.

— Das berühmte Museum altertümlicher Instrumente der Musik des Herrn de Witt in Leipzig, welches einzig in seiner Art ist, wurde von der preussischen Regierung angekauft.

— Die deutsche Oper in New York bleibt für die nächste Saison erhalten. So lautet die Ankündigung der Aktionäre des Metropolitan Opera House, von welchen in der nächsten Saison jeder für seine Lage 3200 Dollar anstatt der übliden 2500 Dollar wird bezahlen müssen. Die Schlußvorstellung der Oper für diese Saison brachte am 18. Februar Richard Wagner's „Siegfried“. Die Oper errang einen glänzenden Erfolg, namentlich wurde Herrn Alvari, dem Darsteller des jungen Siegfried, eine wahrhaft begeisterte Entladung dargebracht.

— Die städtische Konhalle in Düsseldorf soll nach dem preisgekrönten Entwurf von Schmitz und Decker erweitert werden, die Kosten sind auf 700 000 M. veranschlagt.

— In Wien hat sich auf Anregung des Männergesangsvereins nimmehr das Vereinigtkomitee „zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine in Düsseldorf“ am 5. v. M. gebildet. Das Komitee besteht 10–15 000 M. aufzubringen. An der Spitze desselben steht der Präsident des Männergesangsvereins, Ritter von Dörschauer, eine große Anzahl der angesehensten Persönlichkeiten hat sich um ihn geschart.

Literatur.

Kirchner, Theod., Gedenkbücher (1848–1887). Büch. Musikföhrer zur Erinnerung an die Einweihung des kgl. Konservatoriums in Leipzig. (Leipzig, J. Neuberger, 10 M.)

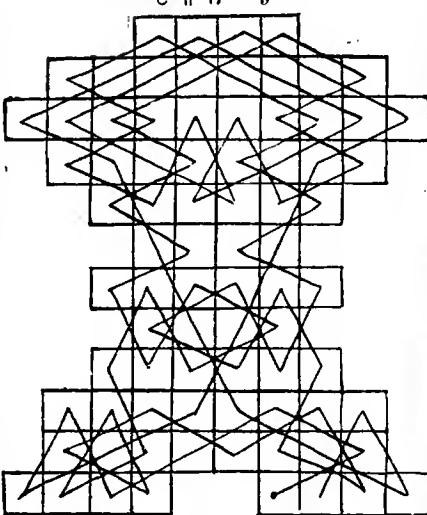
In dieser Festgabe spricht sich wieder die ausgeprägte Individualität des schätzenswerten Musikforschers und Mit-Ausnahme des einleitenden Nachworts mit seinen energischen Äußerungen und Lösungen, oft fast herben Modulationen, geht zum Teil ein träumerisches, tragisches Sinnen durch diese charakteristischen Schöpfungen, welche durch ihren intensiven Stimmungsausdruck ein regelrechtes Lotosopfer für die künftigen Schüler im alten Konservatorium, denen die einzelnen Zeile gewidmet sind, bildet.

Das prächtige Werk Kirchner's gliedert sich in folgende Nummern, aus deren jeder, bei der Jubiläumlichkeit der Kompositionen, berechnlich auch der Zahl der damit geleiteten Konzerte spricht. Dem vorangehenden Nachworts (Prooemion in Desdur), gefolgt mit der Musik des alten und neuen Konservatoriums, schließen sich an: 2. Klavierstück (Lento melancolico in Fis-moll) zur Erinnerung an Felix Mendelssohn. 3. Klavierstück (Allegro animato in Desdur) (an Felix Mendelssohn). 4. Klavierstück (Lento in B-moll) (an Robert Schumann). 5. Klavierstück (Lento in Desdur) (an Moriz Hauptmann). 6. Klavierstück (Un poco agitato in E-moll) (an Ferd. Davio). 7. Klavierstück (Vivace in D-moll) (Ignaz Moscheles). 8. Klavierstück (Moderato espressivo in D-moll) (an S. F. Richter). 9. Klavierstück (Andante in Esdur) (an S. F. Richter). 10. Klavierstück (Con-moda in Desdur) (an G. F. Richter). 11. Klavierstück (Vivace in Esdur) (an S. F. Richter). 12. Klavierstück: Bagatelle in pace (Zwergengedicht in B-moll) aus Th. Kirchner's ap. 13. „Recherches de la Musique“.

Die Ausstattung des Werkes, dem hohen Protektor des Leipziger Konservatoriums, dem König von Sachsen gewidmet, ist des Inhaltes würdig; jeder der Musikstücke ist mit dem Bildnis des damit geleiteten Künstlers und ehemaligen Lehrers des Leipziger Konservatoriums versehen.

Das Buchwerk ist allen Verehrern Kirchner's, vorzugsweise aber auch denen angelegentlich empfohlen, welche zu obengenanntem Institut einmal in Beziehung stehen haben, oder noch haben. Als Probe von Inhalt und Ausstattung ist mit Genehmigung der Verlagshandlung in mehreren musikalischen Beilage eine Nummer reproduziert, wozu wir jedoch bemerken, daß wir aus technischen Gründen Schwarzdruck wählen mußten, während die Originale in welchem Buntdruck ausgeführt sind.

Käseföhrung.



Auflösung des Käseföhrers in letzter Nummer:
Cherubim — Cherubini.



Götterdämmerung.

(Siegfrieds Abschied von Brünhilde.)

Zeichnung von H. Kaulbach. Text siehe Seite 67.

Abonnementbestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Bg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalienhandlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in vorrichtenden, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumentalkompositionen, Musikalisches Fremdwörterbuch, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kaulbach-Miniaturen, Opern-Album u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals F. J. Longen in Köln).
Jahrespreis bis künftigen Jahres: 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Exempl. Carl Grüninger
Mittels der Ausgabe des Jahres und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. deutsch. Bänden zu 80 Pf. das Quartal, Einbanddecken & Stf. 1.—, Buchbinder & Stf. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Heinrich Föllner.

Der Name Heinrich Föllner, welcher schon seit mehreren Jahren bei allen Freunden des Chorgeangs in gutem Klang steht, ist erst seit der Zeit zu allgemeiner Verbreitung gekommen, als es bekannt wurde, daß Föllner das Wagner'sche Text des Faust einem von ihm komponierten Musikdrama zu Grunde zu legen. Frei zu gestehen, daß dieses Unternehmen, bevor auch nur eine Note der Musik bekannt geworden war, vielfach der Verächtlichkeit, nicht der Verpöthung, und erst vor der Zeit fast einem Jahr im Abdruck erschienenen Musik und vor den Aufführungen der Oper — Verzeihung, des Musikdramas — haben Schreie und Gerufen die Segel streichen müssen. Die Redaktion unserer Zeitung hat wenigstens insofern ein reines Gewissen, als sie frühzeitig genug auf die Bedeutung dieser Schöpfung hingewiesen und sie reichhaltig anerkannt hat (man vergleiche den Artikel „Eine neue Faustoper“ in Nr. 8 des vorigen Jahrganges).

Wenn wir uns damals nur auf die Faustmusik beschränkt haben, ohne weder der übrigen zahlreichen Werke des fruchtbarsten Komponisten noch auch seiner Lebensschicksale zu gedenken, so steht es uns heute, wo die Lebensfähigkeit jener Musik durch ihre Aufführungen



in München und Köln erwiesen ist, wohl an, das Verfaßte nachzuholen.

Nach Föllner macht keine Ausnahme von dem Naturgesetz, nach welchem eine bedeutende musikalische Anlage immer eine ererbte zu sein pflegt, welche durch günstige Umstände in der Umgebung, Erziehung und Entwicklung gefördert wird. Sein Vater ist der in den weitesten Kreisen bekannte Pfleger des Männergesangs Carl Friedrich Föllner, der sich durch seine Chorkompositionen, wie die Gründung der zahlreichen Föllnervereine einen noch heute hoch angesehenen Namen gemacht hat und der im Jahre 1860 in Leipzig gestorben ist. So konnte der Vater nur die ersten Entwicklungsstufen seines Sohnes leiten; einen entscheidenden Einfluß auf die spätere Berufswahl desselben hat er auch während der Kindheitsjahre des Sohnes nie ausgeübt. Nach dem Tode des Vaters wurde Heinrich im Alter von acht Jahren von der Mutter dem Kantor und Gymnasialmusiklehrer Friedrich Schaeffgen in Waigen, seinem Oheim übergeben, um unter dessen Pflege und in Gemeinschaft mit den Söhnen desselben den Gymnasialkursus durchzumachen und so die unentbehrliche Grundlage für ein „Profstudium“ zu legen. Daß weder Mutter noch Oheim unter diesem die „freie Kunst“ der Musik verstanden, war kaum zu verwundern. Wer es zu etwas Bedeutendem in der Musik bringt, ist freilich wohl auf goldenen Rosen des Lebens

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pf. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

gebetet, — um wieviel schlimmer steht aber der mittelmäßig beanlagte Musiker, der auf kleine uneinträgliche Meiner und auf Privatunterricht angewiesen ist, gegen den Beamten jedes Ständes mit seiner sicheren Einnahme und seiner Aussicht auf Steigerung derselben da! Und wenn auch von jedem bedeutenden Musiker schon hervorragende Leistungen in den Kindheitsjahre nachgewiesen werden können, so stellen doch gerade die Wunderkinder unter den späteren Kunstisten zweiter bis kleinster Größe ein recht erhebliches Kontingent, und man kann die Vorzüge der Eltern und Vornamen in jedem Fall nur antreiben. Doch zurück von unserer freilich nicht unzeitgemäßen Nebenbemerkung zum „Vennaler“ Heinrich. Daß trotz der Engherzigkeit, mit der er die lateinischen Wörter auf in andere Endungen, sowie den Anstalt, Konjunktiv und den Partitiv der griechischen Verbstämme seinem Geiste einprägte, die musikalische Idee kräftig in ihm pulsierte, bewies die Komposition einer Puppenoper, „Die Rufe des Verschwindens“, betitelt, die er im zehnten Lebensjahre für die ihm befreundete junge Welt schrieb. Nur passierte ihm ein ähnliches Mißgeschick, wie dem dreizehnjährigen Trauerspieler Richard Wagner, wenn auch in anderer Richtung. Während dieser nämlich so viel Personen schon in den ersten Akten seines Stücks, gegen 42, sterben ließ, daß er sich genötigt sah, sie nachher alle als Geister auftreten zu lassen, hatte der hoffnungsvolle Komponist zwar für Gesangsvarianten Sorge getragen, aber nicht für die erforderlichen Sängern, so daß er die meisten Rollen selber in einer und eigener Person singen mußte, womit er den griechischen Schauspielern, die bekanntlich in einem Stück immer zwei Rollen zu spielen pflegten, um mehrere Grade der Fügigkeit und Ausleistung überlegen war. Nachdem er lange Zeit sich ganz der Wissenschaft gewidmet hatte, machte er in seinem 18. Lebensjahre ein ähnliches Experiment, freilich in gewählteren Stile, indem er zur silbernen Hochzeit der Eltern eines Freundes eine Operette „Der junge Oberförster“ vom Stapel ließ. Diesmal waren die Partien regerlich besetzt, so daß das Ganze schon einen relativ vernünftigen Eindruck hinterließ. Trotzdem betrachtete der junge Jöller alles dies nur als nebenbei schießende Spielereien, welche ihn keinen Augenblick seinem Hauptziel einer wissenschaftlichen Laufbahn entfremdeten. Indes bereitete dem angehenden Studenten bereits die Wahl einer Fakultät mindestens soviel Schwierigkeit, wie dem Schüler in Goethes Faust. Er glaubte sogar eine Zeit lang in sich eine ganz besondere Beschäftigung für die Gottesgelehrtheit zu verspüren, wobei ihm das Beispiel eines Landgeistlichen, der mit seiner schönen Stimme Sonntags den Gottesdienst zu singen pflegte, ganz besonders verlockend und nachahmungswert erschien. Es versteht sich, daß er auch der Philosophie manche schönen Stunden opferte, und daß er bei Kant begeisteter Kantianer, bei Hegel spielfähiger Hegelianer, bei Schopenhauer weltverachtender, in dem Nirwananebel träumender Befund war. Dann hielt ihn lange Zeit die sich auf thätiglicher Grundlage aufbauende Philologie, endlich die Geschichte gefangen, bis das Schicksal seiner geistigen Interessen endlich am Gestade der Jurisprudenz strandete. Während er so als wahrer Faust von allen Fakultäten nachste und bei seiner Beschäftigung fand, tunkte ihn plötzlich wie ein Obergang ein sehr unerwartendes Urteil der Herren Reinecke und G. F. Richter in Leipzig über seine musikalische Beschäftigung in den Ohren. Dieses Lob, verbunden mit einer Selbstkritik, welche die Ableistung seiner Militärpflicht beförderte, reiste in ihm endlich den Entschluß, ins Leipziger Konservatorium einzutreten, wo er außer von den genannten noch von Jachszohn, Paul, Kreisshmar und Benzler musikalische Unterweisung empfing. In den Hauptprüfungen wurden Lieder, eine Ouvertüre zur „Brau von Messina“ sowie ein Symphoniesatz von ihm aufgeführt, und Jöller konnte nach kaum dreißigjährigem Weile im Jahre 1877 die Musik promoviert verlassen. Nach einem Jahr der Sammlung und der Aussicht nach einem geeigneten Posten wurde er als Musikdirektor an die Dorpat Universität berufen. War er dadurch auch den Mühsaligkeiten ein wenig ferngerückt, so brodete doch der Umgang mit bedeutenden Männern der Wissenschaft, welche zum Teil auch vorzüglich musikalische Dilettanten waren, mannigfachen Gewinn und vielerlei Anregung. Außerdem botte er Gelegenheit, durch Leitung von Chören und Konzerten mit Orchester sich als Dirigent auszubilden. Die praktischen Erhebungen, welche er auf diese Weise sammelte, konnten seinen rasch entstehenden Kompositionen nur zum Vorteil dienen. Unter diesen seien als die bedeutendsten genannt: „Sonnenschlag“ (1879 vollendet, in Leipzig

1881 aufgeführt), „Das Fest der Rebenblüte“, „Jung Siegfried“, „Sommerfahrt“ und zahlreiche Lieder für eine Singstimme wie für Chor. Die dreiaktige Oper „Frischhof“ wurde 1882 in einer Zeit zu Ende geführt, in welcher äußere Umstände garter Natur die Stimmung für die Komposition in besonders günstigem Maße wachriefen und erhellten. Aus dem Rückschlag heraus, welchen das Ausbleiben dieser glücklichen Lebenszeit erzeugte, entstand das Oratorium „Antber“ im Frühjahr 1883, welches in St. Petersburg, Reval und Dorpat, hier sogar viermal aufgeführt wurde. Es war sehr natürlich, daß Herzenserlebnisse der angebundenen Art immer gebietender zu der Ernüchterung drängten, ob es wohl für einen Jungen, in voller Entwicklung begriffenen Musiker von Vorteil sei, so lange im Ausland und in einer kleinen Stadt zu verweilen. Hierzu kam, daß Jöller bereits 1882 die Komposition des Faust begonnen hatte und soweit mit derselben im reinen war, um eine Aufführung auf einer deutschen Bühne ins Auge zu fassen, was natürlich von Dorpat aus sehr viel mühsamer zu bewerkstelligen schien, als von einer Stadt des deutschen Vaterlandes aus. So kehrte er 1885 der russischen Universitätsstadt ohne Groß, um viele Erfahrungen bereichert, künstlerisch wesentlich reifer, als er gekommen, den Blicken. Kam in seinem Künstlerbüchlein in Dresden warm geworden, mußte er schon wieder sein Bündel schnüren, da ihm der völler Männergesangsverein die durch de Lauges Weggang nach dem Haag erledigte Dirigentenstelle anbot und er sich nicht einen Augenblick besann, diesen ehrenvollen Posten anzunehmen.

Die erste Komposition, mit der er sich dem Publikum der rheinischen Metropole vorstellte, war die dem Wiener Männergesangsverein gewidmete, aber von diesem bis jetzt noch nicht aufgeführte Kantate „Columbus“ für Männerchor, Soli und Orchester, welche gleich der Sonnenstadt bald zu einem beliebten Repertoirestück der deutschen Gesangsvereine wurde. Eines allseitigen, ungeduldhigen Erfolgs hatte auch die für den 30. Geburtstag des Kaisers Wilhelm komponierte Festhymne, welche von sämtlichen kölner Männergesangsvereinen, etwa 1200 Sängern und einem Chor von 200 Knaben gesungen, im großen Gärtenhofsaal eine besonders glänzvolle Aufführung erlebte.

Der Gedanke der Komposition des „Faust“ war zuerst durch ein hinterlassenes Manuskript seines Vaters in ihm angeregt worden. Der Chor „Christ ist entstanden“ und die Stelle „Rein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“ sind ziemlich in der vorgeschriebenen Fassung beibehalten worden. Es wäre ein Verstum zu glauben, daß nur reiflicher Voratz und ein ausführlich entworfener Plan das Werk veranlaßt hätten. In einem Augenblick weisamerlicher Stimmung entsand der Monolog; gelegentlich kamen nach und nach andere Szenen hinzu. Das Ganze wäre aber vielleicht ein Bruchstück geblieben, hätte nicht ein Meister, der schon so vielen Jüngern die Wege gebahnt, auch in Jöller die Kraft und den Mut zur Vollendung eines abgeschlossenen Musikdramas aufs neue entflammt und seinen inzwischen durch allerlei Bedenken erzeugten Zweifeln endgültig ein Ende gemacht. Dieser Meister war Franz Liszt.

Als Jöller im Sommer des Jahres 1885 mit dem zu zwei Theilen verordneten Faust nach Deutschland kam, da trieb es ihn, über den Wert seines Unternehmens eine Autorität ersten Ranges zu befragen; Wagner war bereits gestorben, so pilgerte er nach Weimar in die Hofgärtnerei, in deren erstem Stockwerk sich bekanntlich Liszts beschriebene Wohnung befand. Professor Riedel, der bekannte Gesangsvereins-Direktor in Leipzig, hatte ihm freundschaftlich empfohlen und auf den Faust aufmerksam gemacht. Liszt, der sich von vornherein sehr starklich, sogar städtisch verhielt, wurde, während Jöller ihm vorspielte, immer aufmerksamer, ein sehr vernünftiges Befallsgedemm tunkte bei jeder besonders gelungenen Stelle in die Musik hinein. Nach dem ersten Akte ging er in seiner warmen Weise auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte, mit dem großen Saupie nickend: „Sie fliegen hoch wie ein Adler!“ Jöller wagte den Flug bis ans Ende, und am 26. September 1886, an seines Vaters Todestage war das Werk, das dem Gedächtnisse desselben gewidmet ist, beendet.

Bald wurde die Musik im Klovierszuge veröffentlicht und verschlehte nicht, allgemeine Beachtung und Bewunderung zu erregen. Das kölner Stadttheater war gern erbödig, das Musikdrama, das später von Kapellmeister Mühlhoffer vorzüglich vorbereitet und geleitet, allseitig mit größtem Respekt für den Komponisten erklärte, aufzuführen. Vorher noch sicherte sich das Münchner Hoftheater das Recht

der ersten Aufführung. Ueber das Schicksal dieser, wie der kölner Aufführung ist der geneigte Leser bereits unterrichtet. Jedenfalls hat Jöllers Talent im Faust einen Aufschwung genommen, den er in den vorangehenden Werken nicht ahnen ließ, und mit der höheren Aufgabe hielt ihn in der That die Kräfte gewachsen.

Wir dürfen verraten, daß der Komponist, der einen soviel vergehenden Anfang in der dramatischen Komposition gemacht, dem Gedanken ernstlich nahe getreten ist, auch den zweiten Teil des Faust musikalisch zu bearbeiten. Es ist nicht zu leugnen, daß derselbe in vieler Hinsicht einen dankbareren, opernmäßigeren Vorwurf für die Komposition bietet, als der erste. Und so darf die musikalische Welt den ferneren Bethätigungen eines so entwichenen und bedeutenden Talents mit berechtigter Spannung entgegensehen.



Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen.

Mitgeteilt von Emil Jonas.

Das Künstlerleben Jenny Linds ist in letzter Zeit notischerweise von allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften geschildert worden. Einige kurze Notizen, die vielleicht weniger bekannt sein dürften, will ich hier noch hinzufügen.

Ueber ihre Geburt erzählt man, daß ihre Mutter zur Zeit bereits ziemlich tief im Alter, ein wenig extravagant, aber den Mittellassen jener Zeit entsprechend, verhältnismäßig geübt und jedenfalls sehr begabt war: sie war die Tochter eines gutsituierten Bäckers in Stockholm, hatte eine recht gute Erziehung genossen und war mit einem Monne, namens Rådberg, verheiratet, von dem es freilich apokryphisch heißt, daß er Hauptmann in der Garde gewesen sei. Sie wurde indes von diesem Monne geschieden, und trüpfte nunmehr eine Verbindung mit einem Handelsagenten ein, an der ein guter Kopf und sehr musikalisch veranlagt, aber nicht künstlerisch geübt war. Die aus dieser Verbindung im Jahre 1820 geborene Tochter war Jenny.

Diese nun kam als kleines Kind an das Theater. Der schwedische Dichter August Blanche erzählt, daß er — im Jahre 1830 eines abends im Theater, als „Das Polen-Gros“ gegeben wurde, einem etwa zehn-jährigen Mädchen im polnischen Kostüm begegnete, das aus einer der Garderoben hinaustrat. Hüblich war sie durchaus nicht, sehr mager und jämmerlich blass, aber mit ein paar glänzenden Augen begabt. Blanche war schon von früher mit ihr bekannt und begrüßte sie nun.

„Gute abend habe ich meine erste Rolle!“ rief sie ihm heiter zu.

„Nun, dann gratuliere ich. Willst du einige Bonbons haben?“

„Danke schön; aber ein Butterbrot wäre mir lieber!“

„Bist du hungrig?“

„Ja, gräßlich.“

Sie bekam ihr Butterbrot und verzehrte es mit Begierde.

Es ist übrigens eine jämmerlich kleine Rolle, in der ich heute abend aufträte“, erklärte sie, „aber ich werde wohl später größere bekommen, und dann werden Sie sehen, was ich kann!“

Der Gesangslehrer des königlichen Theaters in Stockholm Graellus war derjenige, der zuerst die Aufmerksamkeit auf ihre stimmliche Veranlagung richtete. Hierüber, sowie über ihre Grundzüge und ihre künstlerische Entwicklung, schrieb sie von Ems aus am 7. September 1865 folgenden interessanten Brief an die Redaktion des schwedischen biographischen Lexikons:

— Derjenige, dem ich einzig und allein die Entdeckung meiner Begabung für den Gesang zu danken habe, war der Hofkapellmeister Graellus, damals Gesangslehrer am königlichen Theater. Er sagte mir genau alles vorher, was in den späteren Jahren, mich betreffend, eintraf; und er war es auch, welcher, als Graf Pule (der damalige Theaterdirektor) mich nicht einmal sehen und hören wollte, die ich damals ein

kleines häßliches, breitnasiges, scheues, linkisches, ganzlich im Wachsthum zurückgebliebenes Mädchen war — äußerte:

„Gut! Wenn Sie, Herr Graf, sie nicht hören wollen, dann werde ich ihr umsonst Unterricht im Gesang geben, und ich verführe Sie, sie wird Sie eines Tages in Staunen versetzen, Herr Graf.“

Daraufhin hörte mich Graf Rute unverzüglich an, und das dann meine Mutter, mir die Erlaubnis zu geben, mich als Theaterleben engagieren zu lassen.

Graf Rute und Graeflin sind daher diejenigen, denen ich für die Entdeckung meines Talents zu danken habe; daß andere Personen dazu beigetragen hätten, wüßte ich nicht.

Den größten Teil dessen, was ich mit meiner Kunst vermag, habe ich durch unglaubliche Arbeit und unter den wunderlichsten Schwierigkeiten mir selbst erworben, und von der Wirtin-Garcia habe ich nur einige wenige allerdings wichtige künstlerische Winke gelernt. Gott hatte in jenem Grade meiner Seele die Gabe verliehen, das Richtige bei meinen Studien selbst herauszufinden. Mein Ideal war stets und ist noch heute so hoch, daß es keinen Sterblichen gibt, der auch nur in der geringsten Weise meine Forderungen zu befriedigen vermöchte. Daher singe ich nach keiner Methode — nur nach der Naturmethode der Vogel, so gut ich es im Stande bin. Denn ihr Meister ist der Einzige, welcher meinem Streben und Verlangen nach Wahrheit, Klarheit und Ausdruck entspricht.“

Aus ihrer Amerika-Fahrt habe ich einige merkwürdige Beispiele der großartigen Lind-Schwärmerie gefunden.

Es wird erzählt, daß ein spekulativer Kopf ein Paar ihrer Handbücher ergattert habe und dann Rufe auf dieselben verkaufte, und zwar einen Ruß auf die Außenseite für einen Dollar, und jeden Ruß auf die innere Seite für zwei Dollar.

Einen anderen Fall, der nicht des tragischen Ausganges ermangelte, wollen wir hier folgen lassen:

In einem verstaubten Winkel des Catskill-Gebirges, nahe dem Strande des Hudsonflusses und nicht sehr entfernt von New York, lebt ein Mann, namens van Steenberg, der von allen in der Gegend wohl bekannt ist. Sein Vorname ist Tobias, aber, da er stets ein Paar ungeheuer große Stiefeln (Boots) trägt, welche niemals die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen vermögen, heißt er seit langen Jahren ganz einfach allgemein „Boots“.

Es ist jetzt länger als dreißig Jahre her, daß Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, mit dem Herzen des armen Boots davonzog, und der beste Teil seines Verstandes scheint denselben Weg genommen zu haben. Seit dieser Zeit haben seine romantischen Gefühle sowohl, wie seine eigentümlichen Gewohnheiten und seine seltsame Lebensweise, ihn zum Gegenstand ebenso sehr der Neugierde, als des Mitleids gemacht, wozin er auch immer kommt.

In einem Alter von dreihundzwanzig Jahren besuchte er New York. Er war reichlich mit Geld versehen und liebte das Leben in dieser eigentümlichen Weltstadt.

Im September des Jahres 1850 hörte er zum erstenmale Jenny Lind singen und wurde davon so bezaubert, daß er in der Folge alle die einhundertfünfzig Konzerte besuchte, für welche Barum die berühmte Sängerin engagiert hatte. An jedem Abend warf er ein kostbar schönes Bouquet auf die Bühne und verausgabte allein für Blumen weit über tausend Dollar.

Eines Abends, nachdem er Jenny Lind in Castlegarden gehört hatte und wie gewöhnlich am Ausgang stehen blieb, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihr zu sehen, fühlte er eine leichte Hand seinen Arm berühren. Es war die oergitterte Sängerin selbst. Sie hatte den jungen Mann wieder erkannt, der Abend für Abend Blumen zu ihren Füßen warf. Sie überreichte ihm ihre Karte.

Ueber das, was nunmehr folgte, berichtete „Boots“ bei einer Gelegenheit folgendes selbst:

„Jenny Lind wohnte nahe Bowling Green, und ich zauberte natürlich nicht, ihr meinen Besuch zu machen. Sie empfing mich äußerst zuvorkommend, und ich fragte sie ohne Umschweife, ob sie meine Frau werden wolle. Sie antwortete, daß sie sich die Sache überlegen werde. Jeden Tag kam ich in ihre Wohnung, und jede Nacht umschloßte mich ihr Haus. Wachend oder schlafend hatte ich nur sie in meinen Gedanken und Träumen, denn mein Dasein war gänzlich in ihr aufgegangen. Schließlich, als ich glaubte, an meinem Ziele zu stehen, kam eines Tages

von Europa ein Mann, namens Otto Goldschmidt. Dieser Mann schien eine vollkommen übernatürliche Macht über Jenny Lind zu besitzen, und es dauerte auch gar nicht lange, bis ich abgewiesen wurde. Das hehre Räthsel, womit sie mich bisher jeden Abend begrüßt hatte, der ich der Bühne so nahe als möglich bei ihrem Auftreten lauschte, verwandelte sich in einen eiskalten starrenden Blick.“

Der arme „Boots“ schien, als er dies erzählte, von Nöthigung überwältigt zu werden. Thronen strömten an den weitergebräunten Wangen herab, und seine Gedanken schienen ganz in ein Chaos bitterer Erinnerungen sich zu verlieren.

Als „Boots“ noch die Hoffnung auf eine Verbindung mit der schwedischen Nachtigall nährte, verschaffte er sich von Stockholm mit nicht geringen Kosten das Porträt Jenny Linds, das den vornehmsten Schmuck seines kleinen Heims im Catskill-Gebirge bildet. Uebrigens veranlaßte ihn seine Liebe zu großen Ausgaben, die sein kleines Vermögen überhingen, und bald war seine Kasse so leer, wie sein Herz voll war. Da kam eines schönen Tages die Nachricht, daß Jenny Lind ihre Verheirathung mit Otto Goldschmidt in Boston gefeiert habe. Das war mehr, als „Boots“ mit Gleichmuth zu ertragen vermochte, und nicht nur mit gebrochenem Herzen, sondern auch mit verwirrem Gehirn kehrte er in seinen kleinen Gebirgswinkel zurück.

Vergebens suchte er dort in der Einsamkeit sich mit seinem Jese zu versöhnen. Er hatte gehört, daß die Neuvermählten sich nach Charleston begeben würden, und er beschloß alsbald, ihnen zu folgen. Nachdem es ihm gelungen war, sich die notwendigen Reisemittel zu verschaffen, kaufte er sich in New York eine Ziehharmonika und ging an Bord desselben Dampfschiffes, wie Jenny Lind und ihr Gatte Goldschmidt. Ganze Stunden lang brachte er der skönigen seines Jehens von ihrer stillen Serenade an der Harmonika, bis schließlich der Kapitän dieser Huldigung ein Ende machte, indem er die Harmonika konfiszirte und bis zur Landung in Verwahrnahm behielt. Aber kaum aus Land gekommen, folgte „Boots“ dem jungen Paare von Charleston nach Columbia, und von da nach New Orleans n. s. w. Wohin sie sich auch begaben, folgte er ihnen nannmehr und fuhr unablässig mit seinen Serenaden fort. Inlekt jedoch ermatteten die Kräfte seines Geistes und seines Körpers so sehr, daß er heimkehren mußte.

Das geschah im Jahre 1851. Seitdem wandert er wie gelangt von Stadt zu Stadt, stets von Kinderseheren gefolgt, deren Ziehung er ist. Aber seiner alten Liebe ist er treu geblieben, und die Erinnerung an Jenny Lind ist gleichsam der Lichtstrahl, an dessen Glanz seine sonst verwirrten Gedanken den rechten Weg finden.

Im Jahre 1844 kam Jenny Lind nach Kopenhagen und trat im königlichen Theater auf. In ihren eifrigsten Bewunderern gehörte vornehmlich der Märchenbildner Hans Christian Andersen, welcher in dem Gesicht dieser Künstlerin ein ähnliches Lebensmärchen, wie das seinige, erblickte. Es entwickelte sich während ihres dortigen Aufenthaltes zwischen der Sängerin und dem Dichter ein ausgesprochenes freundschaftliches Verhältnis, dem Andersen in seiner kindlich naiven Weise sich voll und ganz hingab. Seine Verehrung für Jenny Lind tritt sowohl an vielen Stellen in dem von ihm selbst verfaßten Märchen seines Lebens,* wie in den kürzlich erschienenen Briefen Andersen an den Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach hervor. Andererseits heider und sogenannten guten Freunde in Dänemark legten diese reine Zuneigung des Dichters so aus, als sei sie von sinnlicher Liebe diktiert gewesen. Wäre dies der Fall gewesen, so würde sich der so leicht verlegte Dichter sicherlich von seinem Ideal zurückgezogen haben, aber wie gerade aus dem Märchen seines Lebens hervorgeht, bewahrte er diese seine geschwisterliche Liebe bis zu seinem Tode.

Wie rührend diese Geschwisterliebe von Jenny Lind angestrichen wurde, dürfte aus den folgenden Briefen hervorgehen, die sowohl über ihre religiöse Auffassung des Lebens, wie über ihre ehelichen Verhältnisse Aufschluß geben.

Vorausgeschickt ist mir noch, daß ihr letztes Auftreten auf der Bühne in London im Jahre 1849 stattfand. Man hat rechtig Bedenken als Motiv für ihren so frühen Rücktritt von der Bühne angeführt, da sie bei voller Kraft der Stimme und der Gesundheit war. Sir Julius Benedict, der sie sehr

genau kannte — er begleitete sie auch einmal in Amerika — führt ein anderes Motiv dafür an. Sie hatte eigentlich nur fünf Operenrollen studiert, in welchen sie ungewöhnliches Glück machte. Sie legte in die dramatische Darstellung ihre ganze Seele und ein solch verzehrendes Feuer, daß sie es schwerlich für die Dauer auszuhalten vermocht hätte. Jedemfalls hatte sie durch ihre Leistungen die Forderung zu hoch gespannt, daß sie auf einen neuen Anlauf gefaßt sein mußte. Hierzu kamen übrigens sicher auch persönliche Verhältnisse anderer Natur, darunter ihre tiefe Religiosität; denn wenn sie durch Selbsta und Spiel den Menschen, Gottes Geschöpf, darstellen sollte, so sagte sie dies wie einen frommen Gottesdienst auf, und es erschien ihr schwieriger, diese Forderung durch dramatisches Auftreten zu befriedigen, während sie vermehrte, diese Aufgabe besser durch Konzertsingen lösen zu können, gleichviel, ob sie große pathetische Nummern, Oratorien und dergleichen vortrug, oder leichte, volkstümliche Weisen sang, worin die einfache, laute Natur am Klarsten an den Tag gelegt werde. Somit wirkte sie als Lehrerin und Vorkämpfer der Kunst, aber vor allem als Gattin und Mutter, als die seine, in den besten und vornehmsten Kreisen hochangesehene Dame und als Wohlthäterin in großem Stil. Was sie an Legaten in England und Schweden verschickte, durch Stiftungen und Privatwohlthätigkeiten gesendet hat, beläuft sich auf kolossale Summen.

Briefe von Jenny Lind-Goldschmidt an H. Ch. Andersen.

I.

Stockholm, den 19. März 1844.

Mein guter Freund und Bruder!

Herr Gottmowski theilt mir in seinem letzten Briefe an mich mit, daß Sie „Thronen urinen“, weil ich so schwelgisch bin. Das ist doch wohl nur ein Scherz, glaube ich; aber das in Bezug auf Sie ein böses Gerissen habe, beziehe ich mich, mit einigen Zeilen mich noch einmal in Erinnerung zu bringen, und bitte Sie als meinen Freund und Bruder, mir nicht böse zu sein, sondern mir bald einen Beweis zu geben, daß ich mein Recht auf Ihre Freundschaft und Ihr Wohlwollen nicht gänzlich verliere!

Unausgesprochen vielen Dank für die schönen Erzählungen! Ich finde sie so göttlich schön, daß ich glaube, es ist das Beste und Beste, was jemals aus Ihrer Feder geflossen ist. Ich weiß nicht, welcher von den Erzählungen ich den Preis zuerkennen soll, aber — Gott weiß, ob nicht „Das häßliche Geklein“ dennoch die Schönste ist und bleibt. — Mein Gott, welche herrliche Gabe, seine hehren Gedanken in Worte fassen und auf einem kleinen Stück Papier anderen Menschen so begreiflich machen zu können, was es heißen soll, daß das Geklein gar oft im Verborgenen weilt, mußst du von Freud und Tränen, bis die Veranlassung eintritt und im göttlichen Lichte seine wahre Gestalt sich zeigt! Dank, innigen Dank für so viel Nützendes und Lehrsicheres! Jetzt schreibe ich mich sehr nach der Stunde, in welcher ich Ihnen mühselig sagen kann, wie stolz ich auf Ihre Freundschaft bin, die mir zu Theil wurde, und in welcher es mir vergönnt sein wird, mit meinen Liebern meinen wenn auch unbedeutenden Dank auszudrücken. — Aber Sie werden gewiß besser als irgend Jemand sonst unser schwedisches Sprichwort auffassen: „Jeder Vogel singt nach seinem Schnabel.“

Fraulein Bremer schrieb ja wohl an Sie! — Sveta's Reich hat jetzt Tränen.* Friede über den Dahingefahrenen! Glücklich ist man doch nur, wenn man wohl geboren ist. —

Jetzt ist unser Theater für eine Zeit von sieben bis acht Wochen geschlossen, und das ist durchaus nicht amüßig; aber wir üben wenigstens während der Zeit neue Sachen ein.

Wissen Sie, lieber Freund, ich habe es so heimlich bei mir: frohe, sonnige Zimmer, eine Nachtigall und einen Reih. Der letztere ist seiner berühmten Kammeradin dennoch im Singen weit überlegen, denn während der erstere zusammengekauert und schweigend auf ihrer Sprosse sitzt, hüpfet der Reih munter in seinem Bauer umher und sieht so freundlich und lustig aus, als ob er durchaus nicht weiß, sondern nur dazu geschaffen wäre, seine schwärzliche Nachbardin zu ermuntern! — Dann singt er einen Gesang — so hoch — so tief — so lebenswürdig und klangvoll, daß ich mich neben ihm setze und in meinem Innern einen unendlichen Lobgesang an Den anstimme,

* Erschienen in zwei Bänden bei R. Schulz in Straßburg i. Elz.

* Die Verfasserin meint die Bundesbrauer am König Karl XIV. Johan (Bernadotte), der im Jahre 1844 starb.

welcher „so viel in dem Schwachen vermag“. Ach, es ist göttlich, sich zufrieden zu fühlen!

Mein guter, bester Freund, ich fühle mich in der That so glücklich! Es ist mir, als käme ich von einem stürmischen Meer in eine friedliche Bucht. Viele Kämpfe haben sich gelegt, viele Gedanken sind geklärt. Mauder Stern ist wieder erglänzt und — ich bringe meine Antike vor dem Throne der ewigen Gnade und rufe: „Gottes Bille geschehe in Allem!“
Leben Sie wohl. Gott segne und beschütze Sie, das wünscht Ihre ergebene Schwester

Jenny.

Wenn Sie zufälliger Weise Herrn Schram* be-
gegnet, so sagen Sie ihm, wie sehr es mich freut
hat, daß er eine Stellung im Leben erlangte, mit
der er sich zufrieden fühlt. Weiteres vermag er selbst
zu sagen, was ich eigentlich meine.

In jedem Falle schreiben Sie mir bald, und
denken Sie nicht, ich verlange zu viel; aber es ist
so erfreulich, einen Brief von Ihnen zu erhalten und
zu lesen!

(Weitere Briefe folgen.)



Reminiszenzen.

Aus dem Polypbuche eines alten Opernfreundes.

Es war vor vielen, vielen Jahren, daß an den
Straßenden von Graz das Debüt einer jungen
Sängerin vom Hoftheater in S. angelündigt war.
Und zwar sollte sie in „Don Juan“ als Donna
Anna auftreten. In Oesterreich, dem damaligen
Theaterlande par excellence, brachte man aber an
jener Zeit stets mehr als je Mißtrauen entgegen
allen dem, was von kleinen deutschen Hoftheatern
kam. Viele hatten nämlich nur mittelmäßige Kapel-
meister, die Subvention fürs Theater war gering
und fast alles war Protektionsache in diesen win-
zigen Residenzen: das Theaterlein der Leibwäch-
terin wurde als Primadonna applaudiert, weil
die Erzherzogin So — und — So sie hatte ansbil-
den lassen, der Kette des Hofkuchens wurde als Gelieb-
ter bewundert, weil die Frau Präsidentin seine
Pate, oder der Herr Kommandant sein Protektor war.

So verhielt man sich auch gegen jene Donna
Anna ablehnend — was kann auch aus Magareth
gutes kommen? Das Fräulein erschien überdies gar
nicht hübsch, hatte ein breites Gesicht, Haare von jenem
faden blond, das auf der Bühne unmöglich ist, war
ziemlich pückerig, schien (obwohl sie noch jung war)
niemals jung gewesen zu sein, hatte eine scharfe,
nicht sehr sympathische Stimme, und das Spiel end-
lich konnte man nicht mehr als ein „Landläubiges“
nennen. Trotzdem sich für die Donna Anna kaum ein
paar fremdschaffliche Hände interessierten, trat sie doch
immer und immer tiefer auf, in allen möglichen
Rollen, ja sie wurde dem Publikum förmlich auf-
geboten — hatte sie ja doch eine mächtige Beschützerin,
ein Umstand, welcher die Gegenfrage zu einer neben-
sächlichen machte — sie wollte nur singen. Nachdem
sie indes eines Abends den Gemmy im Telt gelang-
lich so mißhandelt hatte, daß an seinem Aufkommen
gezweifelt wurde, machte sie sich durchaus unmöglich
und ging endlich ab, um wieder anderswo „durchzu-
bringen“, bis sie endlich ganz verschwand, und man
den Namen der „Delle. John“ vergaß in der rasch-
lebigen Provinzialtheaterwelt.

Und als viele, viele Jahre nachher „Die zwölf
Apostel“, die „Goldfische“ in der Gartenlaube
zu ungeheurer Erfolg hatten — wer hätte gedacht,
daß die Geschiedenen von dem ehemaligen Schweizer-
knaben Gemmy geschrieben seien?

* * *

Keine andere Oper ist so sehr das Opfer ihres
Textes geworden, als die arme Euryanthe von Weber,
die man gleich anfangs in die Gemüthsart umgehört
hatte. Diese wunderbare, märchenhafte Musik, an
deren Duft sich Richard Wagner fast berauschte,
als er seinen Lohengrin schrieb, kommt noch heute,
wo der Weberkultus gleichsam in Fleisch und Blut
des Volkes eingedrungen ist, stets nur schickern in
Opernrepertoire einer Opernbühne und empfindet sich
bald wieder, denn das schöne Weib ist sich bewußt,

schlecht angezogen zu sein — die gute, alte Berliner
Garberattenkönigin, die echte, halb zimperlich gra-
ziöse, halb im Korporalbau schnarrende Helmina
von Chézy (welch bezeichnender Name! Helmina er-
innert unwillkürlich an eine Quittar mit grünem
Bande, das von v bezeichnet die „höhere Tochter“ und
das Chézy ist so recht wie die Dornrose auf dem
geputzten Kopfe einer Kommerziantin aus dem
Emigrantenviertel) hat das ein unersetzbar lang-
weiliges Boem geliefert, das sich wie ein Blei-
klumpen an Webers Goldbäden hängt.

Das Seltzame dabei ist nur, daß aus dem-
selben alten französischen Alterroman, den Hel-
mina benutzte, der Franzose Planard das reizendste
und dankbarste Textbuch der Welt schufte — da
sieht man denn so recht wieder die Wahrheit des:
„Si duo faciunt idem...“

Das alte Volksbuch heißt: „Histoire du che-
valier Gérard de Nevers et d'Euryanthe“, und
das Textbuch Planards heißt: „La Violette“, und
ist von Garaffa, dem lieben alten Garaffa kom-
poniert. Die Oper „Das Weichen“ machte in den
Zwanzigerjahren die Runde über die meisten fran-
zösischen Bühnen, oder wo französische Truppen in
Deutschland gastierten, und auch im Deutschen gewann
sie viele Freunde; die Musik ist einfach entzückend,
und die Partie der Euryanthe eine der dankbarsten,
die sich denken lassen — ebenso die weitere Philu-
lotte der Zigeunerin Marquise. Das Sijet be-
steht darin, daß ein böser Comteable hinter einem
blühenden Gebüsch erlauscht, wie Dame Euryanthe
an der Brust ein Weiden als Muttermal habe,
und diese Kenntnis dann dazu mißbraucht, sich als
den begünstigten Liebhaber des schönen Fräuleins
zu gebärden, wodurch deren Bräutigam Gerard de
Nevers in Verzweiflung und die arme Euryanthe
in Schmach und Verachtung stürzt, bis die listige
Zigeunerin Marquise, die im Laube mit Liebes-
tränken, Liebern und Salben umherzieht, verrät,
der falsche Bösewicht habe die Weidenblüte gleich ihr
nur hinterm Rosenbüsche erlauscht, und darauf folgt
nun Veröhnung, Glück und Rechtertigung.

Es würde sich wahrhaftig lohnen, diese reizende
französische Spieloper wieder hervorzuholen (auktant
mit den Massen und Palastbällen und etwa gar
Salvanesse Versuche machen zu wollen), denn dieselbe
besitzt einen solchen Schatz musikalischer Gedanken,
daß sogar Nicolai in seinen illustrierten Weibern das
bekannte Duett: „Wie freu ich mich, wie freu ich
mich, wie treibt mich das Verlangen...“ einer Re-
miniszenz an „Das Weichen“ verbanft.

* * *

Pulver war nicht der erste, welcher durch den
Publik der Trümmerrückfälle Pompeis auf den Ge-
danken gebracht wurde, die „letzten Tage“ dieser von
so seltsam tragischem Geschehnisse heimgesuchten Stadt
zum Gegenstande künstlerischer Behandlung zu machen.
Sein Roman „The last days of Pompeii“ hatte be-
kanntlich in der gesamten Weltwelt einen beispiellosen
Erfolg, und derselbe bot nicht nur zahlreichen Malern
den Vorwurf zu mehr oder minder bedeutenden Bil-
dern, sondern besonders Tonkünstlern Stoff zu mehr
oder minder bedeutenden Opern. So komponierte
Babst eine Oper gleichen Namens, welche in den
ersten fünfziger Jahren mit Tichatschke, als Glaukus,
in Dresden großen Erfolg hatte, und zwar eben
durch die Meisterleistung des prächtigen dramatischen
Tenors, der in seinem Griechenjüngling ein ergrei-
fendes Bild bot. Von höherer Bedeutung und in
Italien hochgeehrt ist die Oper „Tone“, welche
Maestro Petrella aus demselben Romane schöpfte;
besonders populär und an allen Meeresgestaden und
unter allen Palazzofolonaden von sorglosen Rich-
thurnern gehenden, ist das Brindisi des Glauco, das
hinreißende Trinktlied „Ebbro, non morto...“ etc.“
(an dem sich sogar Verdi für sein Brindisi in der
Traviata begeisterte!). In früheren Jahren machte
besonders der (später am Telt untergegangene) fei-
rige Tenorist Barlerno als Glauco Furor; die „Tone“
war eine Zeit lang eine schöne Leistung der Carz-
zobogni, und als Nidia war an mancher Bühne
die schöne Galimberti beliebt.

Nur den Musikliebhabern ist es aber heute noch
bekannt, daß schon in der Tage vor Pulver ein Boet
das Schicksal der verschütteten Stadt zum Sijet
eines Opernbuches wählte, und daß kein geringerer
als Paeini damals eine brillante Oper machte, die
in ganz Italien gesungen wurde. Die Handlung,
viel nationaler und interessanter als der Eng-
länder sie träumte, und die Musik des „L'ultimo
giorno di Pompei“ von Maestro G. Pacini steht
bedeutend höher als die der Saffo von demselben

Meister, welche doch so lange für ein Bijou des
italienischen Repertoires galt.

Und dergleichen modern im Staub der Biblio-
theken, während alle Bühnen sich um die Kapell-
meisteroperetten reihen, von denen eine nach der an-
dern trotz des kostspieligsten Ausstattungswesens durch-
fällt. Aber freilich braucht man für die Volks-
opern keine Sänger, sondern nur Komiker und —
Tritons.

* * *

Eine echte Sängerfamilie ist die der de Resztes.
Seit der Zeit, wo die Familie Garcia eine ganz
kleine Familienoper zu bilden vermochte auf ihrer
Stimmscheit durch Südamerika (Baya Manuel Garcia
war der Tenor, Maria Malibran-Garcia die Pri-
madonna, Madame Garcia die zweite Sänglerin, der
jüngere Garcia Bariton, und noch ein paar kleine
weibliche und männliche Garcias die Vertrannten und
Knappen) ist ein solcher Fall nicht vorgekommen.
Vor vielen Jahren hörte ich den Namen zum ersten-
male. Es war in Venedig, und man gab Gounods
Faust mit großem Beifalle im Teatro Malibran. Als
Gretchen debütierte eine ganz junge Signora de
Resztes, als Valentino, ihr Bruder, ein ganz junger
Signore de Resztes. Die beiden Deutschen waren noch
halbe Kinder — beide hübsch, reizend, voll Augen-
strich. Das Mädchen „biondisima“ (wie man es
nannte) gleich einer neuen Puppe, hatte die unschuldigsten
Augen von der Welt, das naivste Bächeln, eine nicht im-
ponierende, aber tonische Stimme, und jubelte die
Schmuckdame und die Weibesknecht nur so in die Riste,
wie eine Lerche, die ganz trunken ist von Malen-
freude. Die tragischen Momente sang sie so gut es
eben ging. Ihr Bruder aber, so studententüchtig er auch
noch ausah, berührte doch sogleich alle wie etwas
Besonderes. Die Frauen waren im Nu verliebt in
ihn, denn sein wunderhübsches rosiges Pagen Gesicht,
sein goldweisses Maßenhaar, seine jugendliche
Gestalt waren icharmant. Seine Stimme glanzschim-
mernd, reich, schmelzend und männlich zugleich.
Natürlich war ein solcher Ehrenbin alles, nur sein
rauer Valentino — aber in dem goldigen reichen
Tone vibrierte ein Herz.

Seit nun sind sowohl Ebnard de Resztes, als
Jean de Resztes der Stolz der großen Oper in Paris.
Und wenn die Schmeißer auch nicht den Welttruf
ihrer Brüder erringen konnte, so nimmt sie immerhin
das Ansehen aus eine sehr interessante Künstler-
gestalt in Anspruch; und hoffentlich schreie ich schon
einige kleine de Resztes, bis die Reihe an sie kommt,
zu fügen.

(Wird fortgesetzt.)



Rätsel-Sonett.

Ein deutscher Strom, befruchtet deutsche Gauen,
Und doch der Wahnwitz fremder Rätselungen —
Das ist mein erstes Wort, dem schon erlunten
Manch Lieb von Männern, die ihn durften schauen.

Des Lebens Glück auf seltem Grund zu bauen,
Daß es die Not bescheiden kühn bewegen,
Bist fälschlich meine zweite, die gebungen
Nicht Möder schon, bereiten Furcht und Grauen.

Ob auch mein erstes sieht des zweiten Glänzen
An seinem eignen Saft der grünen Reben
Mein Ganges ward gekrönt mit Ruhmeskränzen.

Es zieht sein Klang berausend durch die Herzen
Und haucht dem Hörer ein ein neues Leben,
Daß er darob vergißt des Daseins Schmerzen.

Auflösung des Rätselsprungs in letzter Nummer:

Der Tonkunst Götterkraft.

Eine Stimme suchte sich die Freude,
Leicht geflügelt löst nun der Scherz,
Gente ließ die Tonkunst hier dem Leide,
Dort dem stummen, namenlosen Schmerz.

Und in lieblichen Akkorden klangen
Hoffnung, Liebe, Sehnsucht und Verlangen
Und veredelt ward die Leidenschaft
Durch der Tonkunst laute Götterkraft.

Aus Risse Peltos „Dichtergänge“.



Drei Melodien.

— Skizzenblatt von Elise Polko. —

Nach meinem Gefühl gibt es kein Menschenleben ohne Musikbegleitung, mag es sich auf dem Theon oder in der Hütte abspielen, mag ihm eine lange oder kurze Tauer beschreiben sein, mag man es ein arbeitsvolles buntes neunen oder ein schmetterlingsfrohes, sonniges — irgendwelche Töne, Klänge und Melodien, die gleichsam zu ihm gehören, umspielen es vom Anfang bis zum Ende.

Wie man mit dem Namen eines Geistes auch jeden Monat schmückt und jeden der Steine in Zusammenhang bringt mit den verschiedenen Geburtsstufen, wie man die bestimmten Tönen einen Platz anweist im Leben der einzelnen Menschen, und eine Verbindung nachzuweisen versucht, mit ihrem

eigensten Sein und Wesen, so haben auch die Klänge in bestimmter Zusammensetzung, das Recht, in ihrer Weise mitzusprechen, wo es sich um das Gesamtbild eines Menschenlebens handelt. — Selten wohl bringt das betreffende Menschenkind selber sich all diese verschiedenen, geheimnisvollen Beziehungen zum Bewußtsein, erst wenn der Erdentraveller aus der Welt der Erscheinungen verschwand, erkennen andere, die seine Pilgersfahrt mit liebevollem Blick verfolgten, welche Farben, welche Blumen, welche Klänge für ihn bedeutungsvoll geworden. — Auch meine ich, daß in jedem Menschenleben gleichsam eine musikalische Zeichnung nachzuweisen sein dürfte, in den verschiedenen Durs- und Molltonarten — wohl dem, dessen Dasein bis ans Ende aus dem frohen und lichtvollen Odar geht, wie bei dem jüngst Entschlafenen, dem wir alle nachtrauern und von dessen Leben und Sterben uns jetzt das Herz so voll: unter hochseliger Kaiser Wilhelm.

Wenn auch der geistige Held der hohen Kunst ferner stand, so verließ ihn doch sein feines Gehör bis in sein hohes Alter nicht.

Ein höherer Offizier erzählte: Mein Sohn war im Jahre 1886 Kadett im Potsdamer Korps, und bei seiner Lust und Liebe zur Musik, in die erste Gesangsklasse eingereiht. Ihre Majestät die Kaiserin muß wohl von den Leistungen der jugendlichen Sänger gehört haben, denn eines Tages im Herbst wurden dieselben nach Babelsberg befohlen. Als sie vor die hohe Frau geführt wurden, war auch der Kaiser zu-

gegen. Die Straßen sangen einige Nummern, von welchen eine derselben die Kaiserin zu Thränen rührte. Als sie gendert hatten, trat der Kaiser hinzu, lobte auch seinerseits den Gesang und betonte hauptsächlich, wie rein und richtig intoniert worden sei. Er habe von je ein gutes Gehör gehabt und könne es wohl beurteilen, da er jeden falschen Ton heraushöre.

Während des gottgesegneten Erdentravellers des greisen Helben sind es drei Melodien vorzugsweise gewesen, welche die erste Musikbegleitung seines ersten Lebens darstellten. Und wenn auch noch anderer vollstündiger Afford, anderer helle Freicleit hincinspielt in die bedeutungsvollen Tage und Stunden, die unserm Kaiser zu durchleben vergönnt waren, jene Dreizahl bleibt doch die entscheidende. —

In dem damals noch einsüßigen Kronprinzlichen Palais in Berlin, in jenem Zimmer der Königin Luise, wo noch heutzutage die alte Bibel liegt, über deren Wände sich so oft ihr schönes, sorgenschweres Haupt geneigt, stand im Jahre 1797 eine einfache, grünverhangene Wiege, genau so wie in der Kinderstube jeder biederlichen glücklichen Mutter, und eine süße Frauenstimme sang einen Knaben in den Schlaf, genau wie jede edle und rechte Mutter ihr Kind in den Schlaf singt. Und die Melodie und die Worte die dort erklangen, waren von Wolfgang Amadeus Mozart:

„Schlafe mein Prinzchen es ruhn
Schäfschen und Vögelnchen nun — —“

— Der Sage nach hat Mozart des Lied* einst für seinen Erstgeborenen komponiert, als Frau Constanze ihn mit dem schlafenden Knaben und einem Fläschchen Milch mütterlichenliebe gelassen, um noch einige notwendige Wirtschaftseinkäufe zu machen. Da war ihr denn, wie es eben zu allen Zeiten und an allen Orten zu geschehen pflegt, eine Freundin in den Weg getreten und eine hatte die andere festgehalten, weil es so gar viel zu planen gab, daß man an den Flug der Minuten unmöglich denken konnte. Mittlerweile aber lag der junge Vater in Todesängsten, mit hellen Schweißtropfen auf der Stirne neben der Wiege, denn der Junge schrie aus vollem Halse und sein Verstand ihm zu vernünftig half, obgleich der arme Wolfgang Amadeus das halbe Fläschchen Milch dabei verschüttete. —

Da rief er denn endlich in Verzweiflung seinem Kinde zu: „Still! Ruher! — Ich schreie jetzt ein schönes Wiegenlied auf, für dich! Wenn's aber fortgeschreit kriegt's nimmer! Hört's mir!“ —

Und es erklang summend, allmählich zwischen dem Schreiben:

„Schlafe mein Prinzchen es ruhn
Schäfschen und Vögelnchen nun,

* Siehe Musikbeilage.

Garten und Wiese verflummt
Nicht ein Viehchen mehr summt,
Lina mit silbernem Schrein
Gndet zum Fenster herein,
Schlafe mein Prinzchen, schlaf ein! — — —“

Und der kleine Schreier war eben ein edles Musikantenkind, denn es sah plötzlich mit großen Augen still ins Wane hinein und steckte eines seiner hänschen erwartungsvoll in den Mund.

Erst als die letzte Note geschrieben war, kletterten die kleinen Füße des „Stanzers“, der rofigen Frau und Mutter die knurrenden Stiegen hinauf. —

„Moin, du kannst mir mein Lied zuerst singen,“ rief der Komponist ihr entgegen, damit wir wissen ob's dem Knaben auch gefällt, nachher besonnt du deine Schelte! Also, frisch vorwärts:

„Schlafe mein Prinzchen es ruhn
Schäfschen und Vögelnchen nun — —“

Und sie sang, noch halb atemlos von dem reichen Gange sein Lied. — Ob es vor dem kritischen Richter in der Wiege Gnade gefunden steht nirgends vermerkt, damals schwebte er dazu. —

Oben das holde Wiegenlied, das festsamer Weise erst vor einigen Wintern aus dem Staube der Vergangenheit in das helle Licht der Konzertsäle getragen wurde durch die Stimmen verschiedener Sängerinnen, erkündete einst, ach wie oft, an der Wiege unseres Kaisers. Wie hat der Sohn der schönen Königin diese schlichte Weise, diesen lieblichen Sang vergessen. —

Die königliche Mutter hat oft ihren Kindern vorgesungen, erste und heitere Lieder von Miller und Zimmet, von Himmel, Meckardt und Jetter, sowie alte Volksweisen, an ihrem Klavier sitzend, oder auch draußen im Freien, und das bedeutungsvollste außer jenem Wiegenliede war wohl das Liederlied:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß — —“

Es erklang von ihren Lippen damals in der Beekannung. Und wer weiß ob nicht auch ein Liedchen von diesen holden Lippen geschwiebt an jenen Sommertage in Königsberg, von dem der Kaiser selbst so gern erzählte, wo sie draußen bei Gelgenheit eines weiten Spaziergangs, sich auf einem Waldesabhang niederlegte im freien Felde. — Da die beiden Knaben über Hunger und Durst klagten, so schickte die Königin sie zur Zerstreuung fort mit der Weisung: Vorblumen zu suchen. Die Knaben aber waren auch so reich, daß die Königin stänze darans flocht und ihre Schöne damit schmückte. — Seitdem liebte der Kaiser Wilhelm diese blauen Blumen mehr als jede andere, sie erinnerten ihn an die Tage seiner Kindheit und — an die blauen Augen seiner über alles geliebten Mutter. —

Neuem Erdentraveller aber, geht niemals die Stimme der Mutter verloren, die zärtlich zu ihm sprach und sang, — also auch dem heimgegangenen Kaiser nicht, der so innig an seinem irdischen Schutengel hing und das Andenken der Frühentlassenen so heilig hielt. —

Ich höre einst von einer längst verstorbenen, vornehmen alten Dame erzählen, daß der alte Jetter, als er im Jahre 1804 aus den besten Sängern seines Musik-Vereins die erste Liedertafel gebildet, mit seinen Männen auch dem Könige und der Königin Luise eine Sangeskavation bringen durfte.

Da waren denn auch die beiden ältesten Kinder anwesend. Jetter legte, am Schluß der Gesänge, seine Hand auf die Schulter Wilhelms, der ihm zunächst stand, und sich zu ihm herabneigend, fragte er ihn freundlich, wie ihm der Gesang gefallen.

„Sehr gut,“ lautete die Antwort, „aber“ — hier zog eine leichte Röte über das Königsgesicht, „wenn die Mama singt, ist es doch noch schöner!“

Nach diesen Worten lief er mit ausgebreiteten Armen zu der geliebten Mutter um sich an sie zu schmiegen. — Und wie oft und gern hat doch später der Kaiser zu allen Zeiten den Vorträgen der er-schiedenen Männergesangsvereine die selbst emporgelassen, geliebt, wenn sie vor ihm erschienen.

Die zweite unvergeßliche Melodie aber, die das ganze Leben des Verklärten durchzieht mit herzergreifender Gewalt, hat er zuerst in Königsberg übernommen, in schwerster Zeit, an der Seite der tiefgebeugten Eltern. Es ist jene uralte, großartige Weise:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen — —“

Sie verhallte nie wieder im Herzen und Sinn des Kaisers, gaudensfreudig und frohsinnig, im Frieden wie im Kriege blieb sie heilige Musikbegleitung

seines inneren wie äußeren Lebens, — wir glauben sie zu hören, wenn wir vom Kaiser Wilhelm lesen.

Der Musiker aber, dem es vorbehalten war, des deutschen Kaisers eigentliche Lieblingsmelodie zu erklingen, jener stille, fleißige Schüler des Meisters Spohr in Kassel, Karl Wilhelm aus Schaafhausen, hatte schon manches Lied in Musik gesetzt, das eine „wie Donnerhall“ durch die deutschen Gauen zog und auch über jenen eingeklinkten Hügel des Dichters Max Schneckenburger, dessen Herz zuerst von einer „Wacht am Rhein“ geträumt.

Ein ganzes einiges Volk, das, wie sein großer Stauzer sagte, „Gott fürchtet, sonst niemand!“ sang sie ihm ja voll Begeisterung und Hingabe wieder und immer wieder, und singt sie bis auf den heutigen Tag mit gleichem Feuer. Es wird dies Lied ebenso seinem teuren Kaiser Friedrich III. singen, den Gott segnen möge, wenn er es zu hören begehrt.

Der historisch gewordene Gang von der Wacht am Rhein war und blieb bis aus Ende seiner Tage

Kaiser Wilhelms liebste Musikbegleitung. Welche Fülle von Gedanken und Erinnerungen rief sie wach! — Und diese drei Melodien umrauschten wohl auch sein Sterbelager. Mit dem Bewußtsein, daß sein Gott ihm eine „feste Burg“ gewesen, ging unser geliebter greiser Kaiser heim und in dem erhebenden Vertrauen zu seinem Vais, daß allezeit „fest und treu“ seine „Wacht am Rhein“ stehen werde. — Als endlich das letzte Weigenlied über den stillen Schläfer hingog — die erhabene Melodie des Vaters Vais:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir —“

da mischte sich in diesen feierlichen irdischen Abschiedsgesang schon für ihn, die Sphärenmusik des Himmels. — In seinem Glanze trat sie dem Verklärten entgegen, die ihm einst das erste Weigenlied gesungen, — sie, an deren Seite er jetzt in heiligem Frieden ruht:

Seine Mutter.



Kaiser Wilhelm und Pauline Lucca.

Denn ein Leben so wundervoll ausgelebt hat, wie bei unserm teuren toten Kaiser, dann ist Trostlosigkeit eine Sünde. Man darf sich recht wohl der Lichtseiten dieses Lebens erinnern und in diesem Sinne macht eine Erinnerung an den Kaiser Wilhelm unseres Kaisers, wie sie G. Graus erzählt, einen lebenswürdigen Eindruck.

Es war 1881 in Jütl. In einem kleinen, aber reichen hoch oben am Salzburger Weg gelegenen Schweizerhause sah unter der von milchem Wein umgebenen Veranda eine Dame in Gesellschaft dreier Herren. Die Dame war Pauline Lucca, die Herren Goldmark, Mierzwinski und der Geheimrat Hofrat Vort von Berlin, den ein Auftrag seines kaiserlichen Herrn voraus nach Jütl. geführt hatte, und der hier zufällig seine kleine Freundin traf.

Die Stimmung war recht gedrückt. Pauline Lucca hatte im Jahre 1872 infolge eines erbitterten Streites mit Frau Mathilde Mallinger plötzlich ohne Urlaub bei Nacht Berlin verlassen und durch diesen genialen Streich waren ihr die Bühnen des Kartellverbundes, oben an die Berliner, für immer verschlossen. Sie suchte und fand in England und Amerika Vorbeeren und flingende Entschädigung für das Verlorene, allein in ihrem Herzen lebte unvergessen die Erinnerung an Berlin. Verdrankte sie doch alles, was sie geworden, in erster Linie ihren „Berliner“, die sie vergrüßelten und ihren Welttrüß begründeten. Die Sehnsucht, den Schauspielplatz ihrer früheren Triumphe noch einmal wieder betreten zu dürfen, hatte sich bei ihr mit der Zeit krankhaft gesteigert. Sie wendete sich endlich nach Berlin an den Kaiser und an ihren früheren Chef, den General-Intendanten von Hülßen, und machte die rührendsten Bittgesuche. Aber nur von Herrn von Hülßen erhielt sie ein Antwortschreiben und dieses war kurz abweisend. Der Kaiser, dessen größter Liebling sie bekanntlich gewesen war, zu sehr Soldat, um eine Deserition, selbst von einer Dame, entschuldigbar zu finden, und so blieb ihr Berlin verschlossen.

Hofrat Vort hatte soeben bestätigt, daß der Kaiser schwerlich je geneigt sein dürfte, zu verzeihen, und daß jedes ernste Bittgesuch ohne Resultat bleiben würde. Pauline Lucca lief in Erregung hin und her und rief endlich: „Lieber Rat, sagens mir, was soll ich, was kann ich tun? Ich muß nach Berlin, oder die Sehnsucht frisst mirs Herz ab, es rückt mir zu Grund!“ dabei brach sie in leidenschaftlichen Schreien aus und sank in einen Sessel. Die vermählte Künstlerin kam nur selten in die Lage, mit einer Bitte abgewiesen zu werden! — Eine junge Waise entstand, die eublich Hofrat Vort mit den Worten unterbrach: „Wie schade, gnädige Frau, daß Sie nicht in der Festvorstellung mitwirken, die, wie ich höre, übermorgen, zur Ankunft des Kaisers, im hiesigen Theater veranstaltet wird! — Ich bin überzeugt, wenn nach so vielen Jahren Kaiser Wilhelm die „kleine Lucca“ wieder auf der Bühne sehen würde und ihre Sirenenstimme hören, so bin ich der Meinung, sein gutes, edles Herz wäre nicht im Stande sich länger der Gnade zu verschließen, und — wir hätten gewonnenes Spiel.“

Freudig von diesem neuen, hoffnungsreichen Gedanken ergriffen, nahm die Lucca Hut, Sonnenhut und Handschuhe und sagt: „Das wird halt gnadig um jeden Preis! — Kannens Mierzwinski, begleitens mit zum Hohenlohe! — Er muß die Sach arrangieren, was einschließen, gleichwohl was! — Wenn ich nur vor mein'n lieben Kaiser Wilhelm spiel! — Mei' bester Herr von Vort, den Gedanken hat Ihnen unser Herrgott eingegeben, der wird's lohnen!“ Sie eilte, ihre Begleiter weit hinter sich lassend, flüchtig wie eine Gensie den Berg hinab, dem „Hotel Kaiserin Elisabeth“ zu.

Kaiser Wilhelm war unter Jubel in Jütl. eingezogen und von dem österreichischen Kaiserpaar mit voller Herzlichkeit empfangen worden. Ein Gala-Dinner und eine Gala-Vorstellung im Theater waren die Ehren, welche dem hohen Gast bei seinem kurzen Besuch dargeboten wurden. Die Lucca hatte es bei dem Oberhofmeister, Fräulein Hohenlohe, veranlaßt, daß man eine Nummer im Programm ausfallen ließ und dafür „Das Versprechen hinterm Herd“ einschob.

Man war um so bereitwilliger auf ihren Wunsch eingegangen, als man wußte, daß Frau Lucca am preussischen Hofe einst der bevorzugte Liebling war und die Mitwirkung dieser Künstlerin der Vorstellung Glanz verlieh.

Es war ein prächtiger Anblick, den in dem kleinen, beschiedenen Lustentempel das festlich gestimmte Publikum darbot. An der Seite der Kaiserin, mit der er sich liebhaft unterhielt, sah Kaiser Wilhelm, den Ausdruck der Güte und des Wohlwollens in dem weitergebräunten Angesicht, über welches bereits acht Dezzennien vorübergegangen waren.

Die Almerin Nandi wurde von Pauline Lucca mit einem so echten unverfälschten Dialekt und einer so naturalistischen Treue wiedergegeben, daß wohl niemand die „Valentine“ aus den „Eugenotten“ in ihr erkannt hätte. — Als sie frisch und fröhlich, einen Tragkorb mit Gras auf dem Rücken, die Schel in der Hand und Holzschuhe an den Füßen, die Bühne betrat und mit heller Stimme sang:

„Ja auf da Alm da is a Freid,
Da flacht ma ans nach aller Weit.“

da applaudierte, gegen alles Zeremoniell, das Publikum seinem Liebling entgegen und unwillkürlich auch — Kaiser Wilhelm.

Pauline Lucca war entschlossen, heute mit allen Waffen ihres Talents auf das verschlossene Gnaden Thor einzubringen und bediente sich dazu verschiedener Extempores. So nahm sie aus ihrem Tragkorb Kornblumen und indem sie einen Strauß davon band, erzählte sie, immer im Dialekt, der deutsche Kaiser sei unten im Thal eingezogen und ihm wolle sie den „Büschel“ von seinen Lieblings-„Biancinen“ bringen, damit er halt mit nicht böß sein, und ihr verzeihen möcht, denn sie habe sich einst „herd“ an ihm vergangen. Aber da nach Regen wieder die Sonn' folgen müsse, so hoffe sie, daß auch der Sonnenchein der Gnade für sie wieder leuchten werde! — Sie war bei den letzten Worten, wie zufällig, neben ihrem Korb auf die Knie gesunken und richtete die Augen bittend nach der Lage, wo der greise Kaiser saß, der vergebens seine Nahrung zu verbürgen suchte. Es war nur ein Moment, nur den Eingeweichten verständlich, aber die Lucca hatte gestegt!

Nach dem Theater erschien Gesh. Hofrat Vort bei der Sängerin und erbat sich im Namen des Kaisers den „Kornblumenstrauß“. Der hohe Herr bewachte, sie bei seiner kurzen Anwesenheit nicht empfangen zu können, hoffe aber zuversichtlich, sie recht bald in Berlin zu sehen.

Pauline Lucca standen die Thränen in den Augen; indem sie Vort dankend die Hand drückte, rief sie mit tiefer Nührung: „Gott segne Kaiser Wilhelm!“

Der 22. März 1882, der Geburtsstag des Kaisers, war diesmal mit einer freudigen Liebertragung für die Waise verbunden. Pauline Lucca, der entlassene Liebling der Berliner, erschien nach einer zehnjährigen Abwesenheit wieder als „Carmen“ auf der Bühne des königlichen Opernhauses. Die bloße Ankündigung erregte Begeisterung von all den Tausenden, die zu ihren Verehrern zählten.

Welche Aufnahme Pauline Lucca an diesem Abend bereitet wurde, ist nicht zu beschreiben. Es war, als ob ein verlorenes Kind zu seiner Familie zurückkehrte. Nach dem ersten Zwischenakt stand auf der Bühne die Lucca im Gespräch mit dem Prinzen Georg von Preußen, der zu dem schönen Erfolgs Glück wünschte.

Blötzlich entstand eine Bewegung; die Arbeiter verließen rasch die Bühne, oder stellten sich an den Raststätten in soldatischer Haltung auf, denn auf der kleinen Treppe, welche die Hofloge mit der Bühne verbindet, erschien in großer Uniform, unter Borwärt des Generalintendanten von Hülßen, Se. Majestät der Kaiser, von allen ehrfurchtsvoll begrüßt.

„Nun, meine kleine Ausreißerin“, wandte er sich an die Lucca, „habe ich Wort gehalten? Aber es hat viel Mühe gekostet! Hülßen wollte durchaus nicht darauf eingehen. Was, Hülßen?“

„Majestät!“ entgegnete Hülßen achselzuckend, „die Vorschrift der Kartell —“

„Schon, schon gut!“ unterbrach ihn der Kaiser, „allen Sündern sei vergeben!“

Pauline Lucca rollten die Thränen über die Wangen — „Tropfen, so groß wie beim Platzregen!“ — wie sie später erzählte.

„Bann ich jetzt net reden kann, wie's halt sein sollt“, Majestät, so ist's, weil ich vor lauter Freid ganz dämlich bin! Ich' denn möglic'! Ich wieder in Berlin, nach wieder mein' gold'nen kaiserlichen Herrn, der Zeit jult ausdauert grad, wie vor zwanzig Jahr'!“

„Na, na, keine Flatterereien!“ lachte der Kaiser. „Die Strafe wird Ihnen Hülsen erlassen. Sie sind schon genug dadurch gestraft, daß Sie, wie Ihnen der heutige Abend beweist, unsere und des gesamten Publikums Zuneigung und Liebe so lange haben entbehren müssen!“



Kaiser Wilhelm und Friedrich Chopin.

Gedenkbild von F. Berg.

Wie kommen denn der greise Siegesheld und der geniale Vole, der Romantiker auf dem Klavier, zusammen? Fragt wohl mancher erkannt beim Lesen dieser Ueberschrift.

Die Antwort aber lautet: der nun dahingegangene Kaiser und der berühmte Klavierspieler und Komponist schwärmten einst in ihrer Jugend für dieselbe holde Mädchenblüte, die ihnen das Ideal aller weltlichen Reize und Tugenden war.

Der damalige Prinz Wilhelm von Preußen mußte ihr aus Gründen der Staatsraison entsagen, weil sie seinem regierenden Fürstenhause angehörte, und der jugendliche Klaviervirtuose kam natürlich über die ehrsüchtige Abneigung gar nicht hinaus, denn „die Sterne liegen zu hoch“, aber es ist doch Thatsache, daß der zweite Sohn König Friedrich Wilhelm III. und der Sohn des Barockauer Justizvorsprechers dieselbe erste Liebe gehabt haben. Gegenwärtig scheint uns wohl ein geeigneter Augenblick, um daran zu erinnern.

Es ist erst durch den dritten Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ allgemein bekannt geworden, daß Prinz Wilhelm vor seiner Vermählung mit der Weimarschen Prinzessin Augusta eine sehr innige und tiefe Neigung zu der Prinzessin Elise Radziwiłł, der schönsten und holdsten unter den jungen Damen des Hofes, hegte, aber auf das Verlangen seines Vaters, des Herzogswunsches, sie als Gemahlin heimzuführen, aufgab.

Auch der Franzose Eduard Simon bespricht in seinem interessanten Werke „Kaiser Wilhelm und sein Reich“ diesen „Blauen seiner Jugend“, um daran nachzuweisen, wie das strenge Pflichtgefühl, das unseren großen Kaiser bis zu seinem letzten Hauche befehlte hat, auch schon in jungen Jahren sein unwandelbarer Leistern, die ihn vorzugsweise charakterisierende Tugend gewesen ist. Dort heißt es vom Prinzen Wilhelm: „Er liebte leidenschaftlich eine der reizendsten Damen des Hofes, die Prinzessin Elise Radziwiłł, einer berühmten und alten polnischen Familie entsprossen, und er bot alles auf, um die Zustimmung des Königs, seines Vaters, zu dieser Heirat zu erlangen. Die größten Hindernisse standen derselben entgegen, die Weisheit des königlichen Hauses erlaubten nur die Verbindungen der Prinzen mit Prinzessinnen von Geburt. Mächtige Freunde und Einflüsse bemüht sich, die Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu umgehen. Bedeutende Rechtsgelehrte suchten nachzuweisen, daß die Familie Radziwiłł, von einer ehemaligen polnischen Dynastie abstammend, ebenbürtig von königlicher Blute sei, wie jene der Hohenzollern. Andere Juristen waren entgegengelegter Ansicht. Man entdeckte hierauf ein anderes Anstandsmittel, welches in der Adoption der Prinzessin Elise durch den Prinzen August, den Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., bestand, welcher unverheiratet war, aber die Krone fanden nicht, daß diese Adoption den Mangel königlicher Geburt bei der Prinzessin erzeuge könnte. Ein unvorhergesehener Zwischenfall machte alle diese Anstrengungen scheitern.“

Der Prinz Karl, der jüngere Bruder des Prinzen Wilhelm, hatte sich in der Jugendzeit (am 26. Mai 1827) mit einer der Töchter des Großherzogs von Sachsen-Weimar vermählt. Dieser, welcher die Absichten des Prinzen Wilhelm natürlich kannte, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß in dem Falle, wenn der Prinz dieselben ausführen würde, der Voj von Weimar für die Prinzen, welche der Ehe des Prinzen Karl entsprochen würden, das Vortrecht der Thronfolge vor den Kindern des Prinzen Wilhelm in Anspruch nehmen würde. Man hatte auf diese Weise die Aussicht auf Kämpfe und Streikfeiten um die Thronfolge, welche eines Tages die Zustimmung des königlichen Hauses in

Gefahr bringen konnten. Bei diesem Stand der Dinge griff der König ein, indem er an das Pflichtgefühl seines Sohnes appellierte. Prinz Wilhelm, durch das väterliche Sendschreiben, welches seinen schönen Traum zerstörte, nur zu sehr getroffen, ärgerte seinen Augenblick. Er unterwarf sich und heiratete bald danach die älteste Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Der Vater der Prinzessin Elise war Fürst Anton Radziwiłł, der als Verwalter des königlichen Landes bald in seinem Palais in der Berliner Wilhelmstraße, das heute belamisch Fürst Bismarck innehat, oder in Posen wohnte, wo das Vertrauen des Königs ihm mit dem Statthalterposten beehrte hatte. Er liebte nicht nur die Kunst leidenschaftlich, sondern war auch ein feiner Kenner und gebiegender Komponist; er beja eine angenehme Tenorstimme, spielte ausgezeichnet Cello, und seine Musik zum ersten Teile von Goethes „Faust“, die eine Reihe von Jahren hindurch von der Berliner Singakademie alljährlich aufgeführt wurde, ist noch heute nicht vergessen.

Der Fürst gehörte zu den Schwestern des jugendlichen Klaviervirtuosen Friedrich Chopin (geb. am 1. März 1809), und Abbt hat in seiner Biographie des Komponisten die Verheiratung aufgestellt, daß er sogar die Kosten von dessen Erziehung bestreiten habe, wogegen später namentlich Moritz Marasowski in seinem bekannten Werke über Chopin protestiert hat.

Dagegen bemerkt Graf Radziwiłł, ein Jugendfreund Chopins, der in dieser Angelegenheit wohl kompetent erscheint: „Die polnischen Biographen Chopins haben diese Annahme mit einer an Entzückung grenzenden Lebhaftheit der Ausdrücke zurückgewiesen. Ich sehe nicht ein, was ein solcher Beweis von Vertrauen auf die Zukunft Friedrichs für seine Würde Verleidendes gehabt haben könnte. Ohne Zweifel hätten die Mittel, über welche Nikolaus Chopin (sein Vater) damals verfügte, es ihm wohl erlaubt, selbst eine Verpflichtung zu übernehmen, die für das Herz eines Vaters immer iß ist. Aber wenn man die Traditionen der altpolnischen Gastlichkeit und die einfache Art kennt, mit der man den Song und die Patronage der Großen annahm, so wird es einem leicht zu glauben, daß der Vorkensvorsitzer Chopin, Vater einer zahlreichen Familie, nicht die Anerbietungen eines mit der preussischen Königsfamilie verwandten Fürsten zurückwies, eines Fürsten, der zugleich ein Künstler und gartfüßlich genug war, um seine Wohlthaten entsprechend einzuleiden und selbst nichts anderes darin zu erblicken, als eine Art bewundernden Tributes, der Kunst und dem Genie dargebracht. Ich möchte also wohl glauben, daß, wenn Friedrich auch von dem Fürsten keine Pension angenommen hat, er doch von ihm gewisse Geschenke erhielt, welche es ihm erleichterten, seinen künstlerischen Neigungen nachzugehen und später seine ersten Reisen ins Ausland zu unternehmen.“

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat Fyret, wie Chopin gewöhnlich gerufen wurde, viel bei dem Fürsten verkehrt, denn er später ja auch das (etwa in den Jahren 1827 bis 1829 komponierte) Trio Opus 8 gewidmet hat und schon als er noch ein Knabe war, ließ das Bildnis der Prinzessin Elise sein Herz höher klopfen.

Eines Tages fand er zufällig in einer Allee des Parkes von Willanolo, der berühmten Residenz der Grafen Potocki, ein Medaillon mit dem Miniaturporträt eines wunderhohen Mädchens.

Mit seinem Freunde in der Hand eilte Fröh in den Salon des Schlosses, wo man bereits auf ihn wartete, um mit dem abendlichen Konzerte zu beginnen, und rief in großer Erregung, auf die Züge der jungen Dame deutend:

„Wer ist dieser Engel?“

„Dieser Engel ist meine Tochter,“ erwiderte Fürst Radziwiłł, der jenseits Medaillon, welches er stets bei sich trug, verloren hatte, „die sehr wünscht, Sie kennen zu lernen.“ Dann fügte er ärtlich hinzu: „Sie ist auch mein Engel, und wir beide haben uns sehr lieb!“

Einige Jahre darauf lernte Friedrich die Prinzessin Elise kennen. Sie zählte damals zwanzig Jahre, während er zwar noch viel jünger, aber doch schon gleichsam ein Mann durch sein Genie war.

Sie musizierten allabendlich zusammen, und wenn Prinzessin Elisa etwas aus der Fantasie ihres Vaters vortrug, wenn sie mit ihrer überhörsen Stimme den „König von Thule“ sang, so lautete Chopin voll Entzücken.

Wenn er dagegen ihr von seinen neuesten Kompositionen vorstellte, beispielsweise das Nocturno in C moll, so verdaute sie seinen Blick von ihm und küßte mit Thränen in den Augen:

„Niemals habe ich so zu Herzen gehende Melodien vernommen!“

Drei Jahre später ruhete die Prinzessin bereits in der stillen Gruft — in der Mitte der Jugend und Schönheit hatte der unerbittliche Tod sie dahingerafft, und Fürst Anton folgte ihr bald darauf. — Prinz Wilhelm war damals bereits mit der hohen Frau vermählt, die später an seiner Seite Königin und Kaiserin werden sollte und deren Hand die seine geistlich hielt, als der letzte Senzer sich der Brust des greisen Herrschers entwand.

Prinzessin Elise wird uns als zu edel und großdeutend geschildert, als daß sie nicht die Motive, aus denen Prinz Wilhelm ihr entlagte, voll und ganz gewürdigt hätte.

Als Kardinal Mazzarini auf Befehl Annas von Oesterreich den jungen Ludwig XIV. von seiner schönen Nichte Maria Mancini, die er liebte und heiraten wollte, trennte und die junge Dame zur Abreise zwang, da sagte die Italienerin zu dem weinend daschenden Könige beim Abschied wohl Zorn und Bitterkeit: „Sie sind König, Sie weinen — und ich muß abreisen!“

Elisa Radziwiłł war keine Maria Mancini, sie grollte dem edlen Prinzen Wilhelm nicht, aber es gab doch, als seine Vermählung feststand, eine kleine Verstimmlung zwischen ihm und dem Radziwiłłs, mit denen er sich indessen auf ausdrucklichen Wunsch seiner Schwiegermama noch vor der Hochzeit förmlich auszusöhnen mußte. So leben wir in den Denkwürdigkeiten des Generals Ludwig v. Nagmer, dem militärischen Vorkämpfer und vertrauten Freunde des späteren Kaisers, aus dessen Nachlaß leider die Briefe des Prinzen, welche sich auf sein Verhältnis zur Prinzessin Elise beziehen, noch nicht veröffentlicht worden sind.

Bezüglich ihres Todes, der gleich dem ihres Vaters die Folge einer vernachlässigten Erkältung war, heißt es in einem späteren Briefe des Prinzen an den General nur: „Es war eine merkwürdige Fügung, daß dieses Inland bei mir seinen Anfang nehmen mußte, nach einem kleinen Diner, wo wir alle sehr heiter gewesen waren.“

Aus dieser Erinnerung geht zur Genüge hervor, daß die frühere Spannung vollständig gewichen war und daß die Prinzessin dem nicht zürnte, der — wie sein Freund sich ausdrückt — „auch hierin den Weg der Pflicht zu gehen wußte.“ — mochte auch ihr Herz, das die schwerwichtigen Weisen des genialen Vaters so tief ergriffen hatte, im Stillen noch an ihn hängen



Die Häuber.

Von

Heinrich Sallher

Mercedante lies in seiner Wohnung in Paris ganz rabiat hin und her. „Da soll der Mensch komponieren!“ rief er. „Eine Opera seria schreiben für die Italiens! Wenn man sein Libretto hat!... Da habe ich nun meine ganze Mappe voll der glücklichsten, lieblichsten Arien, Arioso, Terzettos, Duettos, Sirellas, Andantinos, Balladisches, und keinen Text dazu! — Ganz toll war ich darauf, daß mich die italienische Oper eiligt herbeirief, weil der arme Bellini gestorben war, um ihr für die Saison eine große Oper zu komponieren, und nun...! Roman! läßt mich im Stich, verbringt mit ein Textbuchlein nachzusehen, hat sich jedenfalls in eine Choristin verliebt und faulenzte, und ich sage nun da... Alle Landestente in Paris, die nur felicität und belia reimen können, habe ich zusammengetrommelt, zwei — nein, vier davon haben mir auch Libretti geliefert, und du, Ungeheuer von einem Enigl, sagst zu jedem davon nein, nein, und nochmals nein!... Ich meine auf der ganzen Welt kein Geschöpf, welches so böshaft wäre, wie ein Italiener!“

Damit begann der arme Maestro abermals seinen Dauerlauf durch das Zimmer und schmit dabei auf einen Ingekranden Herrn, der lachte, daß ihm der tollefaule Leib zitterte, die erschreckenden Grimassen. Denn der Ingekrande Herr auf dem Sofa, mit den lustigen Augen, dem schönen, geistvollen, echt italienischen Gesichte und der tollefaulen Gestalt, war

niemand anders als Lablache, der berühmte Lablache, der einzige Lablache, Lablache der Göttheit! — Er war damals noch in der Vollkraft seiner Mittel, auf dem Zenith seiner Berühmtheit, denn man schrieb das Jahr 1836. Dennoch sang derselbe schon nicht mehr den Figaro, sondern bereits den Barfio, denn sein Körper ähnelte schon bedenklich einem Käse — freilich einem Käse voll des feinsten Weines.

„Gewiß sagst du Nein!“ donnerte er lachend.

„Aber was hattest du denn gegen die armen Textbücher?“ jammerte der Maestro.

„Nichts. Aber wenn du mir noch tausend dergleichen vorlegst, ich sage zu allen Nein!“ —

„Aber warum? Warum? Bist du, den die Götter ansgeworfen hat, um mich zur Verzweiflung zu treiben? Du weißt recht wohl, daß du das Schicksal der Opern in der Hand hast bei diesen derwünschten Partnern, die einen Affen an ihr gestreift haben! In Rom saßen man eine Oper ohne Lablache geben, in Neapel, in Triest, in Mailand, überall, sie wird gefallen; aber in Paris, bei den Italienern? ... Du weißt nur zu wohl, daß ich dich nicht auslassen kann, nicht übergehen — und wenn die schöne Grisi, der schmelzende Rubini, der imposierende Tamburini singen wie die Engel — wenn Lablache nicht mitsingt, ist die Oper verurteilt! Gegen den großen Luigi sind für die Pariser alle drei nichts!“

„Nab das mit Recht! Denn ich wiege doppelt so viel als wie die drei schlanken Persönchen zusammen!“ — grüßte Luigi.

„Leider! Aber noch schwerer wiegt dein Trost! ... Du wirst mich verderben! Ich soll eine Oper komponieren, und du verwirfst alle Libretti! Warum, in des Himmels Namen?“

Lablache lachte nicht mehr, sondern ließ einen tiefen Seufzer aus, der wie der Kanonendonner einer fernen Schlacht krollte, und schlug sich an seine mächtige Brust: „Maestro, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen“, sagte er dumpf. „Ich bin verliebt!“

„Was geht das mich an?“

„Ich bin aber in die Minetti verliebt!“

„In die hübsche kleine Sängerin, welche die Vertrauten der Primadonnen singt, die Kammermädchen der verschiedenen Königsfamilien und Dämonen und Rosinen? ... Na, ha, ha — die niedliche Minetti und du bist Gefährte! Ein herrliches Ensemble! Na, ha, ha!“

„Zum Ausdruck mit deinem hölzernen Gelächter. Mebrigens“ — fuhr er wieder in sentimentalem Tone fort — „du weißt ja, wie die Liebe ist, Maestro, man ruft sie nicht, und man kann sie ebensovornig fortjagen, wenn sie einmal da ist. Ich träume von nichts als von diesem kleinen schwarzen Kobold mit seinen Perlenzähnen, und mit seinen ich weiß nicht was alles ... Aber freilich du verstehst das nicht, Maestro, du gehst halt wie Gerstenzucker an den schäbsten Frauen vorüber, wenn dir eine Krie im Kopfe steht. Aber unersättlich hat Blut in den Adern und nicht Noten. Sobald sie dreimal mit mir spazieren gegangen ist, ist's vielleicht vorüber wie ein Augenblick, aber jezt bin ich ein Narr! Nun, und die hübsche kleine Vertraute sagte mir auf meine Frage, ob sie mich lieben könne: „Warum nicht? Begreifst du's, Mensch? Sie sagte: Warum nicht?“

„Nun, heißt das im Jargon einer Sängerin nicht soviel wie Ja?“

„Das glaubte ich auch!“ höhnte der dicke Seladon. „Aber sie sagte bei: „Sie sind genial. Sie sind berühmt, Signor Lablache, Sie sind sogar noch immer schön, wenn man sie bei Lichte besieht, aber — Sie sind — zu viel! ... Wenn ich Sie nur einmal schlant, durchsichtig, abgehört, mager sehen könnte — nur einen Augenblick, dann — stünde ich für nichts!“

„Nun, das wird sie wohl nie erleben.“

„Glaubst du, Mensch?“ — Nun, ich klagte meinen Schmerz unserem Landmann Jacopo Crescini ...

„Dem Litteraten?“

„Ja, dem sogenannten Poeten. Der lachte.“

„Das glaube ich. Ich hötte es auch gethan.“

„Aber! Er sagte mich nicht aus, nein, er lächelte verheißend, und versprach mir ein Libretto ...

„Welches dich mager machen könnte?“

„In welchem ich mager erscheinen müßte! Ich soll da nämlich in einem Hungertum erscheinen. Und dieser Hintergrund müßte selbst einen Fallsack schlant erscheinen lassen!“

Mercedante setzte sich auf den Tisch und strampelte mit den Beinen vor Lachen. „Eine köstliche Idee!“ freilich er. „Lablache in einem Hungertum, das zieht die Leute zu Tausenden ins Theater ...“

„Und macht mich interessant, nicht wahr?“ atmete Lablache hoffnungslos. „Nun weißt du alles. Er hat das Libretto aus einem deutschen Ritterstücke genommen, und morgen will er dies fertig bringen. Begreifst du nun, weshalb ich alle übrigen Textbücher zerreiße? Du Maultier? Denk dir nur die halbdunkle Bühne, im Hintergrund der Hungertum. Hinter dem Gitter erscheine ich in einem dunklen Sack, man sieht nichts als mein Gesicht.“

„Das Publikum wird meinen, der Bollmond gehe auf ...“

„Das Gesicht kann ich mir so mager schminken als ich will — kennst du nicht die Wirkung aschgrauer Schminke, blauer Mäuler um die Augen und eines tougen weißen Bartes, Bandate? Ich sage dir, das kleine Kerchen wird mich mager als gesehen haben, ihre Bedingung ist erfüllt, sie muß ihr Wort halten, oder wenn nicht, dann — Rache! Rache! Fürchterliche Rache!“

„Meinetwegen, wenn ich nur das Textbuch krieger!“ rief Mercedante, sich die Hände reibend.

Und das Textbuch kam am nächsten Tage. Mercedante sperrte sich ein, schüttete sein Album aus, setzte zu seinen fertigen Melodien die Worte, änderte, kürzte, zog in die Breite, schickte jedes Notenblatt noch tintennah zum Kopisten, bald war eine neue Oper fertig, die Stimmen wurden verteilt, die Partien eintubiert, die Proben so häufig durchgenommen, daß nicht einmal eine Kostümprobe stattfand, und endlich atmeten die Direction des théatre italien, Mercedante und — der dicke schmachende Seladon hochauf, denn die Zettel verkündeten an allen Straßen: — „Schiller's Mäuler“, als Oper von Mercedante!

I Briganti.

Dramma lirico di Jacopo Crescini, musica da maestro Mercedante.

Massimiliano, conte di Moor,	Sig. Lablachs.
principe del regno.	Sig. Rubini.
Ermano, suoi figli.	Sig. Tamburini.
Corrado	Sig. Grisi.
Amella d'Edsireich	Sig. Minetti.
Teresa, confidente di Amella	
Bertrando, Solitario.	
Rollero.	
Briganti.	

Die Oper beginnt nach dem vermeintlichen Tode des alten Grafen von Moor. Corrado läßt alles zu seiner Verwählung mit Amella bereiten. Langmuß, die Hofsitten als Gäste spazieren im Säulengange hin und her.

Corrado (bei weitem nicht die Kanaille Franz, sondern von Tamburini, dem hübschen, fettesten Sänger so prächtig als möglich heraufschaffert) singt mit seinem weichen, entzückenden Bariton:

Perchè non posso a tutti
Gli occhi celarmi ...

Dann erscheint Amella mit ihrer Vertrauten und klagt, daß sie gezwungen an den Altar trete, daß sie ohne ihr Ermano lebe noch, und geliebt endlich ihrem Bräutigam, daß sie ihren Ermano noch immer liebe.

Er zeigt ihr den Schleier, den sie Ermano zum Abschiede gab, blutig und zerfetzt. Sie wird ohnmächtig.

Auf einem einsamen Gange durch den Park tritt ihr der Verlorene entgegen, jubelndes Liebesbucht, von Rubini und der Grisi hinreichend zärtlich gesungen. Da stürzt Corrado herbei und fordert den Bruder für den andern Morgen zum Zweikampf.

Im zweiten Akte der Waid mit dem Hungertum. Die Räuber singen das „Ein freies Leben“ mit dem Texte: „Sol la vita del brigante è la vita di paoer!“

Während nun die Räuber sich zur Ruhe legen, erscheint ein Eremit und geht nach dem Turme, während Ermano ihn bewacht. Jetzt ertönt die sonore Stimme des alten Moor im Turme:

„Oh! Quanto l'ore son lunghe se la conta il pianto!“

Sei tu?“

Nun stürzt Ermano vor und faßt den Eremiten, und der alte Moor erscheint am Gitter.

Ein Murren des Schänders und der Bewunderung durchläßt das Publikum. Man kennt die tragische Gewalt und Würde, welche Lablache in gewisse erste Rollen zu legen wußte, und die z. B. seinen Heinrich VIII. in der Anna Bolena zu einem

erschütternden historischen Gemälde machten. Nun, dieser alte Moor, wie er am Gitter des Hungertums erschien, ergriß alle Zuschauer: man sah eigentlich nur den Kopf, der Leib war, in einen dunklen Tatar gehüllt, im Schatten halbverborgen; aber dieses Antlitz! So bleich, totenblau, mit eingefallenen Augen, die Wangen eingefallen, die weißen Backen spärlich über die gerunzelten Füge hängend: das wahre Bild des Hungers, der Abgesamtheit, des Hinsiehens ...

Niemand fiel es ein, zu lachen. Und das war der feiste, fette, fugelrunde Lablache! ...

Mit bebender Stimme klagt der Greis sein Geschick. Das ganze Publikum zerfchmolz in Thränen, und als der Turm erbrochen und der alte Moor im Triumph auf einer Tragbahre nach dem Schlosse gebracht wurde, da raste ein nie gehörter Beifallsturm durchs Haus, und man jubelte Lablachs Namen in allen Tonarten!

„Bäh!“ murmelte der Maestro am Bulte, indem er sich zwei Thränen aus den Augen wuschte: „etwas so Gespenstliches und — Verhungertes wie diesen Gegenmeister von einem Luigi, habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Ich esse heute die doppelte Portion polle rote ...!“

Am nächsten Morgen pochte es an die Thüre des fettesten Appartements, welches die hübsche Opern-Vertraute Signora Minetti in einer dritten Etage in der Nähe der Oper bewohnte — natürlich mit einer Theaterante.

Die Theaterante öffnete, der verliebte Lablache trat ein, und fand die kleine Minetti zum Ausgehen bereit, sich die Handschuhe zuträufelnd, hübscher, frischer und berückender als je.

„Nun!“ flötete Lablache im tiefsten Bass, so daß man es eher „fagotten“ nennen konnte.

Die Minetti lachte grüßlich in seine Arme und lächelte: „Großer Luigi, du hast keine Aufgabe erfüllt, mein Herz gehört dir! ... Ich habe dich schon erwartet — führe mich jetzt nur so rasch als möglich in ein Restaurant zum Dejeuner. Die Erinnerung an dieses Gespenst im Hungertum macht mir Appetit!“

Luigi ging mit der Kleinen triumphierend zum nächsten Restaurant. Dort blieben sie so lange, daß es Zeit zum Diner bei César wurde, und nach dem Theater zog ihn die nette Heger zu Tortoni.

Nicht Tage später erschien Lablache bei Mercedante — er hatte merklich abgenommen, und fand sich selbst auf ein Sofa.

„Nun?“ Du machst jaust eine siegreiche Gesicht eines Glücklichen. Und die Minetti?“

„Weine mir den Namen der schrecklichen Person nicht! Unter dem Vorwande, daß ihr meine Hungerleistung stets dräuend vor Augen stehe, schleppte sie mich 6 Tage lang von einem Restaurant, von einem Delikatessenhändler, von einem Traiteur zum andern. Ich hatte nicht einmal so viel Zeit, sie in den Zwischengängen in die Baden zu kneten; es ist „himelsträubend“, welche Unmassen von Trüffelhühnern, Fasanen, Wildpret, Sorten und Gelees dieses kleine Ding in sich hineinbrachte, um nur ja dem Schicksale des Verhungers zu entgehen. Natürlich wählte sie nur die teuersten Sachen und spülte sie mit Champertin und Sekt hinunter! ... Ich habe zu künftighin vollendet gespielt! Und wie dieses Menen von Speisehaus zu Speisehaus einen mitnimmt! Ich bin zu Tode gerädet, und meine Waise leidet nun an der Schwindsucht. Vorgefunden endlich raffte ich mich auf — und gab diesem bodenlosen Abgrunde in Sängerinnenform den Abschied, ohne auch nur Zeit gehabt zu haben, ihr ein einzigesmal zu sagen: „Io t'amo!“ ... Und Lablache schloß mit einer Stöhnfaden!“

Mercedante sah schon wieder an der Erde vor Lachen, hielt sich die Seiten und trampelte mit den Beinen. „Das hätte ich dir gleich sagen können, Luigi mio!“ Die kleine Minetti ist ja schon seit einem Monate meine — Verlobte. Wir halten's aber geheim. Ich verbat ihr natürlich strenge, ihr auch nur ein Küßchen auf die Fingerkuppen zu erlauben. „Sei ruhig!“ sagte mir die ruhend treue Waise. „Ich will dem dienen Molosse keine Zeit dazu lassen!“ ...

Luigi glogte ihn an, wollte sprechen, konnte aber nicht, suchte mit gestreckten Armen ganz bedenklich in der Luft, sprang in die Höhe und zur Thüre hinaus. — Mercedante war seit dieser Zeit für Lablache nicht mehr auf der Welt.

„Das Lied der Gräfin Adämsmark!“ von Ernst Montanus wird in nächster Nummer fortgesetzt.



Das dritte Stadium, oder wie der Direktor um seine Primadonna kam.

Von Marie Knauff.

Unter guter Fremde, der Leiter der Stadtbühne von K., befand sich seit einiger Zeit auf dem Gipfelpunkte direktorialer Glückseligkeit. Und nicht ohne Ursache! Hatte er doch in dem Bureau der bekannten Theateragentur für Opernangelegenheiten — das große Los gezogen, d. h. eine junge Bühnen-Novize, erste dramatische Sängerin, zum Engagement erworben, mit einer phänomenalen Stimme, die an Umfang und Schönheit nichts zu wünschen übrig ließ, wie die Fama berichtete. Für jeden Theaterdirektor ist aber die Primadonna das „Ausgangsglied“ der Saison — der Erfolg — die Einnahme — das ganze Theatergeschäft hängt von ihr ab!

Befragte Sängerin nun, welche sich anherdem, wie man uns erzählte, einer stattlichen Figur und eines sehr interessanten Gesichtes erfreuen sollte, hatte ihre musikalische Ausbildung bei einem der ersten Musikmeister erhalten, sang und spielte vortrefflich und war bald, als die Opernvorstellungen begannen hatten, der Bewunderung des Publikums — ein Gretchen — eine Valentine — eine Gisa par excellence!

„Sie müssen einmal herüberkommen und meine Primadonna hören!“ mahnte der glückliche Direktor stets, wenn er beiführend nach unserer von K. — leicht zu erreichenden Residenzstadt kam, „Sie hat eine Zukunft! Ich kenne selbst, wie ich zu diesem Juwelen gekommen bin, bei meinem sonstigen Pech! (Direktoren klagen nämlich stets über Pech!) Zwei bis drei Jahre — und Sie singt in Wien oder Berlin! Schade: es mangelt meiner jungen Sängerin zur Zeit nur noch Eines: die Leidenschaft — das Temperamentvolle — man sollte ihr eine Kiste ins Herz legen, die bei gewissen Gelangensstellen explodiert, etwas mehr Gefühlswärme wäre erwünscht, — Sie ist ein wenig kalt! geht nicht so recht ins Zeug; mit einem Worte: Sie befindet sich noch im ersten Stadium!“

„Was verstehen Sie unter dem ersten Stadium?“ frug ich den dozierenden Bühnenmann.

„In der künstlerischen Entwicklung unserer Sängerinnen unterscheiden wir zwei verschiedene Stadien,“ replizierte er. „Im ersten befinden sich die jungen Damen, welche — noch nie verliebt waren; Beispiel: meine Primadonna; man merkt daher auch ihr ein gewisses Manko im Vortrage an; bei der „Valentine“ kommt das pulsierende, dramatische Feuer, welches die Liebesgüte des vierten Aktes erheischt, noch nicht so recht zur Geltung; auch mit der Darstellung der Margarete im letzten Teile haptet“ noch; wie gesagt: ein paar glühende Kehlen ins Herz!“

„Und was verstehen Sie unter dem zweiten Stadium, mein lieber Direktor?“ frug ich.

„In dieses“ — lautete seine Antwort — „advancieren die Sängerinnen, wenn sie erst ein zärtliches Interesse gefaßt haben — wenn sie, um mich poetisch auszudrücken, „im wunderschönen Monat Mai“ ihr Gefühle angelangt sind, „wo alle Knospen sprangen,“ wie's im Liede heißt; sehr gut für die künstlerische Vollendung der jungen Sängerinnen, wenn dann — auch in ihrem Herzen die Liebe aufgegangen! Eine jede spielt und singt in dieser Aufstimmung viel hingereifter, reißt daher auch das Publikum mehr mit sich fort! Ergo — meine Primadonna muß erst durch die Liebe erwärmt werden!“

Wir lachten über den praktischen Herrn, der uns das alte schauspielerische Axiom aufstufte: nur ein Gefühls, das man selbst empfunden hat, kann man darstellen; vermögen aber nicht ihn so ganz Unrecht zu geben.

Nach mehreren Wochen führten Gespräche den Direktor wieder nach unserer Residenz, und begegnete ich ihm auf der Straße. „Ich hab's erreicht!“ rief er freudestrahlend Antlitzes aus, „das zweite Stadium! nun besitzen wir eine Sängerin, comme il faut! Welches Feuer entwickelt sie jetzt! welche Leidenschaft! welche Innigkeit im Vortrage! die letzten Akte ihres Gretchen — meisterhaft! meisterhaft! Kommen Sie doch herüber! Sie müssen mein Juwel kennen lernen!“

„Nun — und was oder wer hat diese Wandlung hervorgerufen? wer ist dieser Magus?“ frug ich lachend.

„Natürlich — ein Millionär!“ lautete die Antwort, „Sohn des reichen Kammerjüngers, ein schamhafter Mensch übrigens — tabellarischer Cavalier — anständiger Charakter; er überschüttet sie mit Vorbeugen — hat sie bereits in seine Familie eingeführt. Zwei Seelen und ein Gedante, zwei Herzen und ein Schlag! was sagt ich? ja, ja, die Liebe, die Liebe! ohne dieselbe keine Kunst! Welch ein Geist ist jetzt über das Mädel gekommen; auch sie hat Feuer gefangen, kein Zweifel! Die Stelle in der Partie der Valentine: Raoul, ich liebe dich! Kinder — das von ihr zu hören! 's ist kein theatralischer Wumpsig! Mehr verlaug' ich nicht, — nun bin ich zufrieden! Eine brillante Opernsaison steht uns bevor! Sie singt jetzt vortrefflich! Bistat das zweite Stadium!“ Mit diesen in freudiger Hast hervorgehobenen Worten jagte unser Direktor wieder davon. Ich freute mich aufrichtig über seine guten Aussichten.

Bald darauf reiste ich nach Wien in einem Familienbesuche, von welchem ich erst nach mehreren Monaten zurückkehrte. Auf der Heimreise berührte ich K., und deshoß, die uns sa viel gerühmte Primadonna endlich durch eigenes Anschauen und Hören kennen zu lernen. Als ich aber den glücklichen Direktor in seiner Bürostube auffandte fand ich jetzt einen tatat geschlagenen Mann vor!

„Das Pech! das Pech! a wach! die Misere!“ tönte sein Klagelaut!

„Nun? und Ihre Primadonna?“ frug ich.

„Ja — da liegt eben der Haß im Wasser!“ meinte er.

„Was gibt's denn?“ interpellierte ich weiter.

„Sie waren doch so glücklich mit ihr — aus dem ersten ins zweite Stadium gelangt!“

„Sie ist leider — ins dritte abavanciert!“ lautete die Antwort.

„In den Ehestand! Verheiratet!“

„Mit dem Millionär natürlich!“

„Ja! hat der Bühnenentsag, bereits vor vier Monaten! es ist ganz unglücklich!“

„Rein — es ist ganz folgerichtig!“ entgegnete ich lachend, „wer einmal im zweiten Stadium ist — will doch auch ins dritte gelangen!“

„Der Teufel hole das dritte!“ rief er, „ein solches Gretchen werde ich nie wieder bekommen! Hätte ich den Ausgang ahnen können —“ fügte er mit Empfindung hinzu, „so hätte ich vorgezogen —“

„Dah Ihre Primadonna im ersten Stadium geblieben wäre!“ ergänzte ich; „tröstet Sie sich, lieber Direktor, auch so ist's zum Guten! Sie werden mit nächstem einen jungen Mann aus der Taufe heben! Vielleicht bekommt er als mütterliches Erbteil — eine schöne Tenorstimme. Dann engagieren Sie später — den Sohn!“

„Das verwünschte — dritte Stadium!“ brummte er noch einmal und traute sich hinter den Thron, „das verwünschte dritte Stadium!“



Kunst und Künstler.

— Zwischen dem künftigen Opernhaus in Berlin und dem Hamburger Stadttheater findet ein Kapellmeister-Wettbewerb statt. Bekanntlich ist Herr Kapellmeister S. ucher an Stelle des auscheidenden Herrn Prof. Schröder als Gastkapellmeister an die Berliner Hofoper berufen worden; nunmehr ist auch zwischen Herrn Pollini und Herrn Prof. Schröder ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen der scheidende Kapellmeister der Berliner Hofoper auf die Dauer von drei Jahren als Nachfolger von S. ucher an das Hamburger Stadttheater verpflichtet worden ist. Frau Rosa S. ucher in Hamburg ist nun ebenfalls für das Berliner Opernhaus verpflichtet worden.

— Handels-Schäferspiel „Weis und Galatea“, welches in England wiederholt gegeben wurde, ist von Kapellmeister Felix Matil mit großem Geschick und verständnisvoller Nutzung auf einen einzigen Akt auf die Bühne des Carlshof-Theaters gebracht. Trotzdem der Text kaum ein dramatisch bewegtes Moment bietet, reicht das der künstlerische Gehalt und der eigentümliche Wohlklang der Musik hin, um wenigstens den kunstsinigen, an einem musikalischen Kulturbilde sich erfreuenden Hörer zu fesseln.

— Köln. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß unsere großen Götter-

Konzerte unter Franz Willners Leitung sowohl hinsichtlich der Programme als der glänzenden Einführung in deutschen Räumen nicht übertragt werden. So war auch wieder das letzte derselben ein so bedeutendes, daß wir uns gedungen fühlen, einzutreten zu belauden. Schon der Eingang: Schuberts zwei Sätze der H-moll-Symphonie gaben durch unausgesprochene Ausführung dem Abend von vornherein eine Weihe, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte. Wie in keinem andern Werke offenbar sich hier der großartige Genius dieses wunderbaren Meisters der Tone. Das tiefste Seelenleben wird uns in dieser Musik offen gelegt, und deshalb packt sie auch die Seelen der voll und ganz hingebenden Zuhörer mit unwiderstehlicher Gewalt. Höre von Mozart und Krug von prächtigen Wohlklang hielten die Stimmung fest. Der Solist des Abends, ein klünftler erster Manges: Florian Jaisl aus Strahburg, entseelte Stürme von Pissall. Mendelssohns Konzert, Nr. von Bach und Perpetuum mobile von R. v. Weber waren drei Leistungen jede in ihrer Art bewundernswürdig, ja geradezu vollendet. Der breite volle Ton kam besonders Bach zu statten. Auf der G-Site geistlich, klang das herrliche Musikbild wie ein breiter Strom einer schwer und gewichtig dahin sich bewegenden Tonmasse. Die höchste Virtuosität lag in Webers Perpetuum — sie ist nicht zu überbieten. Der Künstler wird hier immer inebell begnügt werden. Eine Symphonie von Radece — F-dur — ausdruckstoll, aber vielfach anmutig und sehr geschickt in der Form, hatte sehr freundliche Wirkung. Der Stomponist dirigierte selbst und wurde reich geachtet. Aber nun noch ein Werk, dessen zündende Gewalt sich vollstätt bewährt hat: „Siegfrieds Rheinfahrt“, diese Fülle von fast erschütternden Harmonien, diese wichtigsten Motive mit den schärfsten Rhythmen, diese kaum zu überbietenden Steigerungen, wie soll man die gigantische Musik beschreiben! Es stürmt auf den Hörer ein mit erschütternder Wirkung und raubt die Empfindungskraft für jedes weitere Musikwerk, so überwältigend ist der Eindruck. Unwillkürlich fragt man sich: „Was soll nun noch kommen?“ Aber es gehört auch eine so unergreifliche Ausführung dazu, wie sie hier geboten wurde — im Theater, wo es in der Regel so sehr genau nicht genommen werden kann, bekommt man kaum eine Ahnung von der Tiefe und dem gewaltigen Inhalt dieses wunderbaren Teiles. So weit über das in der Tat seltsame Konzert. Das nächste bringt von Gröben Stavenhagen und M. L. e. y; das letzte die Missa solennis. Wärschlich ein Schluß der diesmaligen Winterkonzerte, welcher allem sein Siegel aufdrücken wird. W. L.

— Musikdirektor K. iengel in Stuttgart, welcher sich seit einem Jahre als tüchtiger Operndirigent am Hoftheater bewährt hat, ist zum Hofkapellmeister ernannt worden.

— Auch das zweite Streichquartett in Köln, bestehend aus den Herren Gnst. Holländer, Jos. Schwarz, Karl Köder und Louis Seydel, hat nun gleich dem berühmten Germania-Quartett, größere Kunstleistungen aufgenommen und nach Verlassen aus London und Brüssel, wo dasselbe u. a. kürzlich konzertierte, große Erfolge erzielt. In Prince's Hall in London, wo „The Cologne Conservatoire String-Quartets“ mit einem Mozartschen Quartett und Sätzen von Mendelssohn und Bocherini aufgetreten ist, spendete das Publikum ihren beglückenden Leistungen besonders lang andauernden Beifall, und die Presse spricht die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen aus. Infolge des Erfolges in Carole artistique in Brüssel aber wurden bereits für nächste Saison weitere Konzerte in Brüssel, Antwerpen und Lüttich mit dem Künstlerquartett fest abgeschlossen.

— Berdis „Othello“ hat in der Hofoper in Wien bedeutenden Eindruck gemacht; das Publikum verfolgte die Szene mit großem Anteil und konnte sich besonders im 4. Akt einer tiefen Erregung nicht erwehren. Mancher mochte sich in seinen musikalischen Erwartungen, zu denen der frühere Verdi berechnete, getäuscht sehen und dessen einstige unbefangene und unbefürchtete Sinnlichkeit der tendenzstrenge des Othello vorziehen, — gewiß aber wird man diesen mit lebhaftem Interesse, ja mit Bewunderung für den Mann hören, der im 73. Jahre, also in einem Alter, wo man — wie Hanslick sagt — höchstens noch schlechte Kirchenmusik schreibt, ein Beispiel folger Geistes- und Herzensreife gibt. Die Aufführung war ein wahres Muster künstlerischer Reproduktion, besonders drängte sich Herr Winkemann in der Titelpartie durch seine hoch künstlerische Leistung aus dem Rahmen der übrigen Darsteller hervor.

(Fortsetzung auf Seite 86)





L. Neumann, L. & Co.

Ruhmeshalle deutscher Condichter.

Seid uns gegrüßt ihr Meister mit strahlender Stirne,
Die einst gesegnet der Gott, der uns die Erde vertiefte!
Schwingend das starke Plektron, wie der Wind mächtiges Rost,
Stiegt ihr als Priester herab hehr aus der Stigen Höhn.
Kündend das heilige Lied vom Kiesel der lichtlichen Spähre,
Wallen Pändel und Bach weilt aus dem Vulkangebiet:
Ist und mächtig zugleich mit der Kraft der hitzigen Wahrheit
Wurde der erste uns schnell zum „Samson“ im Reich des Sings.
Zum Meer jedoch, das in brandenden Augen erstauet,
Wuchs der kristalline Bach, bildend den Tropfen zum Strom.
Ist gieb Ruhe mir Kraft! Wie ehe Gluck ich, den Meister:
Der Töne harmonisch Gehild verleiht hier das irdische Wort.
Nicht bloß sinnlichen Reiz verleiht ihm Erato, die hehre,
Was er erstreckt und gewirkt wurde zum leuchtenden Fort.
Den Kern der Begel erweicht ewig die selte Bewährung,
Geist und Regel erschafft die regellos heitere Kunst.

Prüfer wurde nun Glück, er kannte als Geister die Töne
Mit seines Geistes Gewalt aufs podium der tragischen Welt.
Immer noch singet das Volk, das end in allmächtiger Liebe
Der Schöpfer ins Chaos gelangt, aus dem das All sich erhob:
Werden sollte das „Licht“ und es ward beglückend den Menschen,
Den der stehende Gott nun zu beglücken ersucht.
Also schuf ja du er dich, und sankt in dem Herze den Rauber,
Der nun Schöpfer dich macht, zum Bringer des goldenen Lichts.
Was kreucht der Saman gestreut ging auf im gelagerten Jünger.
Groß wie die herrliche Saal erweites nun die Erde sich and:
Hort, der himmlische Held, der Samio in Bulikas Hallen,
Stieg als der Götter Genos sehr aus dem Kiquel des Sins.
Waglich sein „Hörspre“ rief — um Wasser und Feuer zu proben,
Aus der Etern Bereich rinen Etsanen hervor:
Zerminat himmelschön geweiht in Athens gewöhnlich „Rainen“,
Sprengt er die Kerker der Welt durch seines Genius Nacht.

„Leonore“ gekauft, reicht er als göttliche Liebe
Hutig der Crene das „Kroft“, das er am „Alberg“ empfing.
„Adelaide“ umspann den Faden dem herrlichen Web.
Der selbst den „Ester“ gewirkt den Schreier der strahlenden Kunst.
Doch auch als „Schühle“ hat groß sich der treffliche Weber bewährt,
Doch er doch Kugeln so auf, daß sie ihr Ziel nie gefehlt.
Nüchtlig erlöste der Schall und drang bis zum wehrlichsten Wagner,
Der je am Rade des Cent humilvoll die Achse geläht.
Und mit dem Donnergeleß aus den leuchtenden Mängeln
Erüßt er den Wecker so stark, daß Brinlid vom Schlummer sich hebt.
Und es erwachen mit ihr die Sagen des herrlichen Volkes,
Das Germania gewirkt sich und dem Erdrich zum Trost.
Dann grüße ich stolz die Scharen der Meister und Jünger,
Die aus den Hallen des Lichts sich als Genen gelöst.
Grüße mein Volk nun auch du mit dem Weingrug der Liebe die Tote,
Doch auch den Lebenden tren hie die Palme des Ruhms.
Rug. Krifer.

— Opernfrüchte aus Köln. Aus der Fülle von Konzerten und sonstigen klingenben Veranstaltungen möchte ich Ihnen vor Zuhörerschluss der Saison noch einiges mitteilen, zumal die musikalische Hochflut, in der wir uns jetzt befinden, der Anfang vom Ende ist. In der achten Aufführung der Kongregationalisten erschien C. L. L. de Kleeberg, der so schnell berühmt gewordene Pianist. Auch hier entzückte sie alles durch ihr unvergleichlich zartes Spiel. Hr. Kleebergs Kunst besteht in größter pianistischer Gewandtheit, weniger in Eigenartigkeit der Auffassung. Welches läßt sie ihre Individualität vor dem Geiste der Tonbildung zurücktreten und verleiht sich mit einer Art jugendlicher Scham in den Vortragsgang des Komponisten. Ihr geht es nicht wie den vielen modernen Klavierspielern, denen die eigenartige Belichtung und Klavierierung einiger Mäßen alles ist und die über das Klavierspiel fast das Spielen vergessen. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer pianistischen Kräfte sucht sie dem Komponisten gerecht zu werden, und ihr musikalischer Schwarm gipfelt in der Betonung „uns nichts zu verschleißen, nichts hinzuzufügen“. Wie sie denn das A-moll-Konzert, die herrliche Schumannsche Schöpfung, die Moos unter den Klavierkonzerten darbot, war hinreichend schön. Solch düsternen Aufschlag, solche Zartheit des Spiels, eine solche dem innersten Wesen der Komposition gemäße Wiedergabe ohne trübende, unklarende Hilfsmittel hat man wohl selten gehört. Und der vollendeten musikalischen Grazie gegenüber strebt die Kritik die Waffen und unterläßt es, Betrachtungen anzustellen, inwiefern ihre Kraft bei mehr Macht fordernden Aufgaben anstreichen wird. — Inmitten des Fackelzuges ließ Walter Stolz seine herrlichen Gefänge erschallen, und daß man solche Weisen selbst zu dieser Zeit — es war Karnevals Sonntag — den Narren vorzieht, lehre das über und überfüllte Haus. Die Anziehungskraft der Meisterlirge, der kernigen echt deutschen Oper, hat es indes nicht allein, es kam hinzu, daß Emil G. die zum erstenmal nach seiner Krankheit sich wieder in seiner Klang- und Wirkkraft zeigte. Und da der geliebte Künstler sich wieder als Schmittschütz fühlte und verschwendend, denn je seiner Stimme Brillanten verteilte, nahm die Aufführung den beifallsbestimmten Verlauf einer Velez- oder Festvorstellung. Drei Tage darauf sang Göthe den Lohengrin, niemand ahnte, daß wieder eine Krankheit im Anzuge; Göthes Verlobung mit Hr. Donita wurde bekannt, der frühlichen Nacht folgte auf dem Fuß die betrübende von der bereits stattgefundenen Entlohnung und gleich mit dieser Melbung verband sich eine andere, durch welche Köln die traurige Gewissheit wurde, seinen Liebling wieder für lange, lange Zeit entbehren zu müssen. — Mit vielem Erfolg gastierte hier Hr. Lola Beeth von der Berliner Hofoper. Die Sängerin, eine herrliche schöne, üppige Erscheinung, ist reich an natürlichen Vorzügen. Mütter Natur muß bei besser Gebelung gewesen sein, als sie ihren Liebling mit so vielem beglückte, denn auch des musikalischen Herzenswunsches, daß sich in einem schönen Körper eine schöne Stimme befindet, hat sie gedacht. Eine Stimme von gestählter, üppiger Klangfarbe bei leichter Tongebung und besser Ausgeglichenheit, ein außerordentliches Darstellungsvermögen und ein nicht geringer Schatz an künstlerischem und echt weiblichem Gefühl verleihen den Darbietungen Hr. Beeths eine starke, unmittelbare Wirkung. Die Künstlerin trat hier auf als Elsa, Marie in Meisters Trompeter und Frau Fritz in Nicolais ewig lustigen Weibern. Die letzte Rolle war die beste. Da konnte sich ihr ganzer Schatz an Frohsinn, Schelmerei und Schalkhaftigkeit zu voller Blüte entfalten und sich mit dem Reichtum an darstellerischen und gefangenen Reizen zu einem entzückenden, lebensfrischen Witz vereinigen. — Auch hier hatte das Auftreten Rita als ein ungewöhnliches Interesse erweckt und einem Konzerte des Männergesangsvereins, welches unter ihrer Mitwirkung stattfand, eine erhebliche Anziehungskraft verliehen. Auch hier fehlte es nicht an begeisterten Ausbeugungen für die „See vom Niagara“ — freilich auch nicht ganz an gegenständlichen Aeußerungen und nüchternen Betrachtungen über den Wert der Darbietungen Niklas. Der Zauber ihres Organs ist ein mächtiger. Die gloden oder vielmehr glodenreine Stimme, welche ohne jede trübende Beimischung erklingt, dieser eigene Klang, der den zarten Blütenhauf feiner Kindlichkeit noch nicht abgetreift hat, er übt einen außerordentlichen, großen Reiz aus, der sich aber nicht steigert, sondern allmählich verringert, da die erwärmende, den Reiz erhaltende Nacht fehlt. Es macht eben alles noch zu sehr den Eindruck des Ungelesenen, um nicht Abgerichtet zu sagen. Man wird unwillkürlich an das

erste Auftreten Teresina Tinas erinnert, mit der Nikita auch den Mangel an physischer Kraft gemein hat. Die gefangene Gewandtheit ist schon jetzt eine hohe, von besonderer Wirkung namentlich ihr pianissimo, ein zarter, fester Hauch wie von einer fernem Aeolsharfe herübergetragen. Den größten Effekt erzielte sie denn auch durch ein Lied mit Echo, das sie mit fast geschlossenem Munde vorzubereite. . . . Für die Zukunft der Sängerin fragt es sich nun: Wird das Organ an Volumen zunehmen und ihr Vortrag an musikalischem Genuß finden? Denn die heutigen, von der Morgenröthe soigem Schein verklärten Reize werden in nicht allzulanger Zeit aufhören, solche zu sein.

— Das Programm des großen Musikfestes, welches der Allgemeine Deutsche Musikverein am 10.—13. Mai in Dessau veranstaltet, wird, wie man uns von dort berichtet, zwei geistliche Aufführungen von dem Niedersächsischen Verein aus Leipzig, zwei Kammermusik und zwei Orchesterkonzerte unter Hofkapellmeister Klughardts Leitung umfassen. Eine Motettenaufführung am Vormittag des Himmelfahrtstages eröffnet das Fest mit a capella-Chören von alten Italienern und Bachs Kantate „Kommt, Jesu, kommt“, am Nachmittag gelangt die Missa solennis von Beethoven zu Gehör. Verloren ist mit der Symphonie „Harold in Italien“, Franz Liszt mit der Faustsymphonie, dem A-dur-Klavierkonzert und Gefängen, Richard Wagner mit dem Walkürenmarsch, Peter Cornelius mit der Operette zur Oper „Der Barbier von Bagdad“ vertreten. Von lebenden Tonbildern sind Alb. Becker, Fr. Bräse, Klughardt, Joachim, Hans von Bronsart, Joh. Brahms, C. d'Albert und andere vertreten. Von Solisten haben die Sängerinnen Frau Müller-Blumeburger und Frau Morand, der Baritonist Herr Krebs, die Pianistin Frau Sophie Menner, der Pianist Herr Willy Rehberg, der Violonist Herr Arno Hilf, der Bratschist Herr Hermann Ritter und die Quartettgenossen Petri aus Leipzig und Selig aus Dessau ihre Mitwirkung zugesagt.

— Am Theater an der Wien hat der verdienstliche „Mikado“ glänzenden Erfolg gehalten. Der Aufzug der heimlichen Japanesen und Japanesinnen vollzog sich mit einer Pracht und einem Prunk, wie er selbst in diesen anstattungsgeübten Hallen selten da war. Das England an original-japanesischer Herrlichkeit vom Pantoffel bis zum Fächer bietet, und was Drill und Erziehung vermögen, hier scheint es erreicht. Im Hofstaat hörte man ein breifaches Hoch von der Bühne her — eine stürmische Ovation für den Zauberer, der dieses Künstlerheer auf japanesischem Boden schreien, lachen, singen und tanzen geleitet, für Janner, der den „Mikado“ aus dem Kleinod der Engländer unverfehrt nach Wien geführt hat.

— In Berlin hat sich vor einem Jahre ein neuer Männergesangsverein gebildet, der berufen zu sein scheint, an die Spitze der borigen Männerchöre zu treten. Es ist der Sängerbund des Lehrerevereins, der unter der Leitung des Gesangslehrers und Sängers Felix Schmidt steht. Dieser junge Verein gab am 27. Februar im Saale der königl. Hochschule für Musik sein erstes außerordentliches Konzert vor geladenen Hörern, unter denen sich Kultusminister v. Götler, Baron von Knedell und Hauptmann Graf v. Nolte befanden. Ohne auf das Programm näher einzugehen, möge betont sein, daß die Leistungen des Chores, wenn man das kurze Bestehen in Betracht zieht, ganz ausgezeichnet waren. Unterstützt wurde das Konzert in trefflicher Weise durch die Gattin des Dirigenten, Frau Schmidt-Röhne, sowie durch die Herren Oskar Raif und G. Schuster.

Mermisches.

— Kürzlich feierten wir J. v. Eichendorff, oder vielmehr wir feierten ihn der Umstände halber nicht, da taucht ein weiteres Dichterjubiläum auf. Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren. Dort wird nun zum 100. Geburtstag ein großes Widert-Fest vorbereitet und man gibt sich der Hoffnung hin, daß die ganze Nation sich für das Fest interessiert.

— In Gaffy ist am 29. Februar das rumänische Nationaltheater niedergebrannt.

— Das Markauer-Denkmal in Bittau soll am 16. August d. J. feierlich enthüllt werden.

— Der Giesener Musikverein, dessen gegenwärtiger Dirigent der f. Musikdirektor Witte ist,

beging am 4. und 5. d. Mts. mit zwei Konzerten, das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens.

— Die unlängst verlebte Frau Jenni Lind hat, wie dies bei dem von der berühmten Künstlerin bei Lebzeiten bewiesenen hohen Wohlthätigkeitsstimm kaum anders zu erwarten stand, große Regate zu Wohlthätigkeitszwecken vermocht.

— Im Frühjahr soll die Ausgrabung der Leberreste von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert stattfinden und die Beilegung derselben in Ehrengräbern auf dem Zentral-Friedhofe erfolgen. Diese Gelegenheit will sich die Anthropologische Gesellschaft in Wien nicht entgehen lassen, um eingehende anatomische Untersuchungen an den Schädeln dieser großen Männer vornehmen zu lassen. Sie hofft aus diesen Untersuchungen belangreiche Beiträge für die anthropologische Schädellehre, besonders für die schon lange in Angriff genommene Frage zu gewinnen, wie weit die Gehirngröße an sich mit hervorragenden Leistungen der Menschen auf geistigem Gebiete zusammenhänge. Die Gesellschaft hat auch beschlossen, sofort die nötigen Schritte einzuleiten, um die behördliche Bewilligung zur Vornahme dieser wissenschaftlichen Untersuchung bei der Ausgrabung zu erwirken. Gleichzeitig wurde ein Ausschuss, bestehend aus den Universitäts-Professoren Hofrat Dr. Th. Meynert, Dr. C. Tolbt, Dr. A. Kundrat, sowie Oberstabsarzt Dr. Weißbach mit der Vornahme der Untersuchung betraut.

— Die Schußfrist für geistiges Eigentum (also auch der musikalischen Kompositionen) beträgt in Frankreich fünfzig Jahre, während in Deutschland die Werke eines Schriftstellers oder Komponisten bereits dreißig Jahre nach seinem Tode dem Nachdruck verfallen. Dreißig Jahre schätzen außerdem Oesterreich, Ungarn, Portugal, Schweiz, Dänemark, vierzig Jahre Italien und die Türkei, fünfzig Jahre außer Frankreich noch Rußland, Schweden und Norwegen. Das Gesetz schließt in Spanien die achtzig Jahre nach dem Tode der Nachdruck, während in Mexiko der Verfasser und seine Erben ein niemals verfallendes Eigentumsrecht besitzen. Es ist also in Deutschland das geistige Eigentum am schlechtesten gestellt.

— Das diesjährige Bundesfest der „Verinigten Norddeutschen Liebertafeln“ findet in Hildesheim statt.

— Am 14. Februar vollzog sich in Genua eine merkwürdige Zeremonie: In Gegenwart des f. Kommissärs, Herrn Bovesi, des Bürgermeisters dieser Stadt, schritt man zur Eröffnung des Schranke, in welchem die Stradivarius-Violine aufbewahrt wird, auf welcher Paganini seine Erfolge erzielte, eines der vollkommensten Modelle des berühmten Cremoneser Geigenbauers. Herr Elvori, der bekannte Geiger und Schüler Paganinis, spielte einige Stücke auf dem Wunderinstrument, um zu konstatieren, daß sich dasselbe in gutem Stande befinde, worauf dasselbe wieder unter die Glasglocke gebracht wurde, unter welcher es den Blicken der Kenner und Neugierigen sichtbar bleibt.

— Man schreibt der „N. Y. W.“ aus New York. Am 28. November beginnt die nächste Saison der deutschen Oper. Ob diese Saison die letzte sein wird? Die Opposition gegen die deutsche Oper unter den amerikanischen Aktionären des Metropolitan-Opernhauses ist nämlich noch keineswegs zum Schweigen gebracht. Nicht den Anforderungen des verstorbenen Dr. Leopold Damrosch verbandt die New Yorker deutsche Oper ihr Entstehen dem Umstande, daß bei der ersten italienischen Opernsaison im Metropolitan ein Defizit von 90 000 Dollar gemacht wurde. Man versuchte es mit der deutschen Oper auf Anraten von Dr. Damrosch. In der That verringerte sich das Defizit auf 40 000 Dollar pro Saison. Aber auch das ist noch zu viel. An Gewinn ist natürlich nicht zu denken, aber eine weitere Verringerung des Defizits ist erforderlich, soll die Opposition gegen die deutsche Oper nicht schließlich triumphieren. Es ist dem Direktor Stanton seitens der deutschen Presse empfohlen worden, für eine Erweiterung des Repertoires zu sorgen, weil die amerikanischen Opponenten hauptsächlich deshalb gegen die deutsche Oper wählen, weil dieselbe eigentlich nur eine Wagner-Oper ist. Ferner ist eine Verlängerung der Saison und eine Ermäßigung der hohen Eintrittspreise vorgeschlagen worden. Beides könnte nur von finanziellem Vorteil sein. Es bleibt abzuwarten, inwiefern Herr Direktor Stanton, dem nach Schluß der Saison eine Anerkennungsbefehle der hervorragenden Deutschen New Yorks zuging, die Vorschläge der deutschen Presse berücksichtigen wird.

einige oder alle Strophen mit verschiedenen, ihrem wörtlichen Inhalte entsprechenden Melodien versehen sind.

C. B. in M. Ihre Arbeit ist gar nicht so leicht, aber für unser Blatt ist sie immerhin noch nicht viel genug.

Karnevalescherwägen. Nun mit kleiner Veränderung angenommen.

Grundschott. E. M. Ja wohl, das ist auch gleich der Anfang. „Hoch ist die blühende, goldene Zeit“.

Rudolstadt. — th. In solchen Angelegenheiten raten wir nicht, — es reißt selten ein gutes Relatant.

Oakland. E. V. A. Der Polka ist so alt, daß wir den Urheber vergeblich haben, — wir meinen aber, er sei von Rohlengraber.

Kawitisch No. 2344. Nicht kühnlich, aber die musikalische Bearbeitung läßt viel zu wünschen übrig. Ein tüchtiger Musiker.

S. Semmelmüller. Schüler in Stettin, Reg.-Bez. Stettin, konnte Ihnen da an die Hand gehen.

Ellenbogen. C. S. Jedenfalls neue Stimmung, die aber kurz oder lang überall Platz greift. ad 2: Mühlbacher von 2 Köpfer (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Halle. H. Dieser Artikel angenommen.

Berlin. H. S. Bericht folgt im nächsten Heft. ad 2: Das gefundene Mittel ist zu alt.

Nürnberg. F. M. Damit können wir uns leider nicht befassen, wir hoffen so nicht mit unserer Zeit auszukommen.

G. S. in F. So viel wir wissen: ja, jedenfalls können Sie heute noch 2. Trio für Klavier, Violon und Violine haben, Op. 37, 44 und 46 (Leipzig, Schönlank).

Überreuter. J. N. Brant: Prof. Clement-Dreyer-Schule. 2 Teile & 3 Hft. 80. (Leipzig, C. F. Weyberg).

Vevay. T. B. Bandlängige Konzertberichte und Programme bringen wir nicht, sonst werden wir von allen Seiten damit überflutet.

Breslau. F. S. Nein, wir haben keine Veranlassung dafür, es ist in letzter Zeit viel Ähnliches erschienen.

Hamburg. L. C. Wenn Dank für Ihre Bemerkung. Das Manuscript ist uns indes für unser Blatt etwas bedeutend, besonders Nr. 2.

S. G. in F. T. 2. Das dürfte an der verächtlichen Temperatur liegen; viele Orchester sind auch nicht ohne Fieber. Oder sollte es auf flatternde Fingerringe der betr. Organe zurückzuführen sein. Per distance läßt sich dies nicht mit Sicherheit beurteilen.

München. J. W. Unsere Meinung? Sie ist nicht sonderlich gut.

St. Petersburg. Florestan. Sie sind der Komposition nach jedenfalls Organist und haben es ziemlich weit gebracht, so daß wir der bräutigamigen Zustimmung gerne entgehen.

W. L. in H. Im Leben läßt sich nichts nachhaken, als daß Sie zu hartes, zu gewöhnlich sind.

Hausberg. O. G. Was in einer gewissen Sache werden Sie es bei einem Platz haben bringen. Verlassen Sie es mit der Universal-Reinlichkeit von Meier (König, Tönges), — was Sie in verfeinerten Überlegungen fassen, werden Sie selbst finden. ad 2: Ja wohl, — Blütenhülle vom Weintrauben (König, Tönges).

Bautzen. L. S. Da will das Ei wieder flügel sein als die Henne: das ist ein Dom. — 7 Hefen mit kleiner 6.

Milan (Ruostand). E. L. Ebenfalls original, aber wohl kaum temperamentlos bei der Melodie in Ihrem Werkzeuge, — wir können uns zwar nicht erinnern, woher: —

Ja wohl, arbeiten, ist und frei, — was aber, — wird mir zum Schmerz.

Worms. J. S. Was ist denn in dem Liede von Ihnen? Schenkt das jedenfalls viel mehr Teil daran, daß es in „Sippelits Lied“ wie aus dem Gefilde geschritten. Auf Sie passen die Worte Goethes vortrefflich:

„Wir alle leben vom Vergangenen Und gehen am Vergangenen zu Grunde.“

Menden. F. K. Danke für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen. ad 2: Ja wohl, —

Wittstock. E. W. Das kann eine edle Geige nicht sein, denn Stradivarius hat ihn 1737 und der Instrumente trägt die Jahreszahl 1762. Wir eine edle Geige aus sehen soll, läßt sich an dieser Stelle nicht beschreiben. ad 2: 3. Tönges in Köln.

Frankfurt. J. W. Wer wollte Ihre Frage beantworten! Das ist eben einfach unmöglich, ad 2: 3. Tönges in Köln.

Cleve. A. F. Haben wir bereits in einem früheren Jahrgang gebracht. Wenn Dank!

Schweigen. G. H. Der Trauermarsch F-moll ist eine Verfeinerung untergeordneter Komposition. Der eigentliche Komposit ist J. S. Bach, gestorben 1856 in Göttingen.

Essen. H. B. Die mit gefundene Summe läßt sich schon vor 50 Jahren die goldene Hochzeit feiern.

Leipzig. J. K. Zu hartes.

Neu: „Die beiden Schwestern“
Pracht. Familienalbum in Bild u. Lied. Schönes Geschenck f. Mädchen aller Altersk. 181. 2. u. 3. Aufl. in M. Klavierbgl. Ladenpr. 4.50. Direkt. v. Ver. Sodie, Ehrenfeld 3.

Ein Singspiel
für Frauenchor:
Bertha
oder
Das Rosenfest.

Für weiblichen Chor und Soli mit Klavierbegleitung und Benutzung Franz Schubert'scher Motive von

Herrn. Kipper Opus 84.
Preis: Klavierausz. 5 Mk. Chorst. 80 Pf. Solost. 70 Pf. bis 1 Mk. Text- und Regie: huch 25 Pf. Das Werk wird auf Wunsch zur Ansicht versandt.

Praeger & Meier, Bremen.

Im Familienkreise
150

150 beliebte Tänze f. Klavier zweihändig. Balzer — Polka — Rheinländer etc. 1. Band 1: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. 2. Band 2: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. 3. Band 3: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. (Garantirte 12 von Herrn. Kipper.)

Sehr beliebt, leicht spielbar und bei der großen Beliebtheit: fast jeder bildet, das ist gewiß die richtige und beste Empfehlung, welche wir der Sammlung geben können.

Verbreitete Schenkung.
Wegen Einförmigkeit der Gesänge (auch in Familienkreise) werden folgende

Hermann Lau,
Musikalienhandlung, Danzig.

Das oben erwähnte neue Preisverzeichnis „für billiger Altkalender“ befindet sich auf Verlangen gratis und franco.

Musik-litter. Monatsbericht
über alle erscheinenden Musikalien etc. Ausgabe für das Publikum.
Preis pro Jahrgang 1.1.16.
Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Ersparnis!!!
Die richtige u. billige Ernährung. Kochbuch u. Gesundheitslehre für den einfachen Haus- und Gasthofbesitzer. Geb. 1.1.16.
Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Musikal Hausfreund.
Richter für erwählte Salonmusik. Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage).
Preis pro Quartal 1 Mk.
Probennummern gratis und franco.
Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Rud. Ibach Sohn,

Königl. Preussische Hofpianofortefabrik,
Barmen, Gegründet 1794.
Neuerweg 40. Unter Goldschmied 38.

— Urteile von Künstlern. —

Sehr geehrter Herr Ibach! Nicht unterlassen möchte ich, Ihnen mit wenig Worten für Ihren vortrefflichen Flügel zu danken. Wie sehr er sich durch edle Klangfülle auszeichnet, habe Sie ja in Probe und Konzert genug von anderen gehört: so kann ich denn nur bezeugen, dass die Spielart eine ganz vorzügliche ist — es war eine Lust, ihn mit dem Orchester rivalisieren zu lassen!

Hochachtungsvoll ergebenst
J. Brahms.

Meister Liszt hat vorgestern in der zweiten Nation bei uns seinen Rakoczy-Marsch auf Ihrem Flügel gespielt und sich überaus anerkennend über die Solidität des Instruments, ganz besonders aber über die Klangschönheit des selben ausgesprochen.

Sondershausen, 8. Juli 1879.
Max Erdmannsdörfer, f. Hof-Kapellmeister.

In Weimar spielte ich in Gegenwart von F. Liszt einen Ihrer Flügel, und geriet ich mir zum besondern Vergnügen, Ihnen, geehrter Herr Ibach, mitteilen zu können, dass das Instrument durch seinen edlen vollen Ton, seinen besten Klang und die Klarheit des Klangs, wie den ich Meister Liszt sich in jeder Weise lobend über den Flügel ausser.

München, 2. Sept. 1884.
Arthur Friedheim.

Das Piano, welches Herr Rud. Ibach Sohn auf dem hiesigen Konservatorium aufgestellt hat, gehört zu den besten Instrumenten dieser Gattung; kräftiger und dabei weicher Ton, angenehmer, weder zu leicht noch zu schwer Anschlag, gefälliges Aeußeres machen dasselbe und diejenigen, welche ihn spielen, höchst empfehlenswert — um so mehr, als die innere Konstruktion eine große Dauerhaftigkeit voraussetzt.

Konservatorium der Musik in Köln 1870.
Dr. Ferd. Müller, Direktor des Konservatoriums,
Franz Weber, kgl. Musikdirektor. Isidor Seles, Merthe, Fr. Gersheim, Hülle, A. J. Hompech, Professoren am Kölner Konservatorium.

Dor mir zu meinem Jubiläum vom Silberrhein spendende wunder-schöne Flügel aus Ihrer Fabrik erweist sich mir mit jedem Tag sympathischer.

Barmen, 10. Nov. 1884.
Anton Krause, kgl. Musikdirektor.

Die schönen Instrumente von Rud. Ibach Sohn zeichnen sich durch Spielart, wie Klangschönheit in ganz hervorragender Weise aus.
Frankfurt, 17. März 1884.
Pablo de Sarasate.

Einen der vortrefflichsten Ibach-Flügel in meiner Wohnung in Aachen vorfinden, war mir eine sehr angenehme Überraschung. Heuten Dank dafür und auch für das Ibach-Piano, welches sich in der Weimarer „Hofgalerie“ glänzend bewährt. Freundliche
Weimar, 30. Juni 1888.
Fritz Liszt.

Unter den verschiedenen Klavieren, die ich zu spielen Gelegenheit hatte, gebe ich denjenigen der Fabrik von Rud. Ibach Sohn den Vorrang. Diejenigen vereinigen alle Eigenschaften eines vortrefflichen Instruments: Markige Fülle des Tones, schattige Weichheit im Anschlag und eine so angenehme Spielart, wie ich sie nie zuvor gefunden.

Berlin, Febr. 1885.
Emil Sauer.

Ihre Flügel, die ich durch Emil Sauer und bei Liszt in Karlsruhe habe kennen lernen, gefallen mir dermaßen, dass ich den Wunsch hege, mich über Ihre wundervollen Instrumente bedienen zu können.
Berlin, 24. Aug. 1886.
Xaver Scharwenka.

K. K. Hofpianist, Direktor des Konservatoriums.

Die Flügel der Firma Rud. Ibach Sohn, welche ich zu hören und zu spielen Gelegenheit hatte, sind treffliche Instrumente, welche sich durch vollen schönen Ton auszeichnen.
Frankfurt a. M., 17. März 1884.

Dr. Bernhard Seitz,
Direktor des Hof-Hochschule Konservatoriums.

Also herzlichsten Dank und die Versicherung meiner grössten Befriedigung durch die Vortrefflichkeit Ihres ausgezeichneten Flügels.
Neapel, Villa d'Angeli, 27. April 1886.
Mit grösster Hochachtung Ihr ergebener
Richard Wagner.

Instrumente und Artikel aller Art 10–15 pCt. billiger geworden.
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Tremolin, Harmonikas.
Nur garantirt gute Waren. Beste Bezugsquelle. — Ferner grosses Musikalienlager, billigste Preise. — Preis, gratis-franko.
instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphi Nachfolger) in GIESSEN

MUSIK

CHOCOLADE VON
M. 1.25 anwärts 1/2 Kilo gut für 16 Tassen
GEBRÜDER STOLLWERCK
1/2 K. Dose 3 M.
1/2 K. gut für 100 Tassen.

Dampfbetrieblich 550 Pferdekräfte
32 Gold- u. Silber-Modelle
26 Kassen. Kassen etc.
HOPFLOPPE

Alleinige Fabrikanten von Dr. Michaelis Eichel-Cacao

Neu: „Die beiden Schwestern“
Pracht. Familienalbum in Bild u. Lied. Schönes Geschenck f. Mädchen aller Altersk. 181. 2. u. 3. Aufl. in M. Klavierbgl. Ladenpr. 4.50. Direkt. v. Ver. Sodie, Ehrenfeld 3.

Ein Singspiel
für Frauenchor:
Bertha
oder
Das Rosenfest.

Für weiblichen Chor und Soli mit Klavierbegleitung und Benutzung Franz Schubert'scher Motive von

Herrn. Kipper Opus 84.
Preis: Klavierausz. 5 Mk. Chorst. 80 Pf. Solost. 70 Pf. bis 1 Mk. Text- und Regie: huch 25 Pf. Das Werk wird auf Wunsch zur Ansicht versandt.

Praeger & Meier, Bremen.

Im Familienkreise
150

150 beliebte Tänze f. Klavier zweihändig. Balzer — Polka — Rheinländer etc. 1. Band 1: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. 2. Band 2: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. 3. Band 3: 60 Tänze enthaltend nur 1.80. (Garantirte 12 von Herrn. Kipper.)

Sehr beliebt, leicht spielbar und bei der großen Beliebtheit: fast jeder bildet, das ist gewiß die richtige und beste Empfehlung, welche wir der Sammlung geben können.

Verbreitete Schenkung.
Wegen Einförmigkeit der Gesänge (auch in Familienkreise) werden folgende

Hermann Lau,
Musikalienhandlung, Danzig.

Das oben erwähnte neue Preisverzeichnis „für billiger Altkalender“ befindet sich auf Verlangen gratis und franco.

Musik-litter. Monatsbericht
über alle erscheinenden Musikalien etc. Ausgabe für das Publikum.
Preis pro Jahrgang 1.1.16.
Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Ersparnis!!!
Die richtige u. billige Ernährung. Kochbuch u. Gesundheitslehre für den einfachen Haus- und Gasthofbesitzer. Geb. 1.1.16.
Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Musikal Hausfreund.
Richter für erwählte Salonmusik. Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage).
Preis pro Quartal 1 Mk.
Probennummern gratis und franco.
Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Goldenes Melodienbuch.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

Preis-Klavierschule.
18. Jahrgang. 1.1.16. Leipzig. C. A. Koche Verlag.

IX. Jahrgang Nr. 8.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Münster-Portraits etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- u. Instrumentalkompositionen, Blüthhallschen Fremdwörterbuch, Münster-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte, Kautschuk-Stiele, Opern-Cyklus u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals H. A. Zenger in Köln).
Inserate die fünfgehaltene Sonett-Zeile 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Grpl. Carl 5. —
Alljährliche Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 20 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken a Mt. 1. —, Prachdecken a Mt. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Denk Lind-Goldschmids Leben aus ihren Briefen.

Mitgeteilt von Emil Jonas.
(Schluß)

II.

Berlin, den 19. Februar 1843.

Beste Freund und Bruder!

Vielen Dank für unser letztes Aufeinandersein! Es war sehr interessant. Meinen Sie nicht, wie ich, daß wir niemals bessere und angenehmere Tage zusammen verbracht haben?

Herzlichen Dank für Ihren schönen, herrlichen Brief! Ich würde dem Durchlesen desselben meine bitteren Thränen. Vielen Dank dafür! — Ja, ja! Deutschland ist ein herrliches Land! Ich fühle mich in der That nicht nach einem besseren — mit Ausnahme des allerbesten, des letzten. Ach, wie ich über Ihre kleine Erzählung von der Großherzogin und dem Schornsteinfegerjungen gewundert habe! O, ich finde sie so schön! Ich bin übrigens von ihr, wie von dem Erbgroßherzog und seiner Gemahlin sehr eingenommen.*

Beste Andersen! Wenn Sie an unseren hohen Freund schreiben, dann sagen Sie ihm, wenn Sie Gelegenheit finden, von mir zu sprechen, daß ich, so lange ich lebe, die Erinnerung an die wenigen Tage, welche ich in Weimar verbracht, bewahren werde, und daß ich aufs Gewissen versichern kann, daß ich einen solchen Seelenfrieden, eine solche innige Freude noch an keinem Orte gefunden habe, und dennoch bin ich überall gut aufgenommen worden. Ich liebe diese hohen Personen, und wie Sie sagen — nicht wegen der Steine — nicht wegen der Innozenzen, welche sie tragen, sondern wegen des echten Herzens, in der Seele. — Ich bin ganz begeistert, wenn ich an diese Menschen denke! Gottes Segen über sie und ihre Nachkommen!

Ich habe meine Freunde Arnemanns von Altona

hier gehabt; gestern sind sie wieder abgereist. Ich möchte wissen, wann wir das nächste Mal uns wieder begegnen! Ich gehe jetzt bestimmt nach Wien. Gehen Sie nicht dorthin, Andersen? Sie reisen wohl direct nach Italien? Wissen Sie, Andersen — Ihren Freund Beauclaux* schäme ich sehr hoch, und habe ich wirklich große Freundschaft für ihn gefühlt. Grüssen Sie ihn aus vollem Herzen von mir, wenn Sie an ihn schreiben.

Nach nun leben Sie wohl! Ich muß bald ins Theater und im „Feldlager“ antreten. Gott beschütze Sie! Vergessen Sie mich, Ihre Schwester nicht. Bis zum Schluß des März bleibe ich hier, dann treffen mich die Briefe in Wien, von Mitte April bis Mitte Mai. Schreiben Sie entweder „Poste restante“ oder durch die Adresse des Directors Polorny (Theater-director).

Gottes Segen begleite Sie, dann haben Sie genug. Ich verbleibe Ihnen eine gute Schwester.

Jeann.

Lang-Arno Nuovo.

Florenz, den 23. November 1871.

Mein geachteter Freund und lieber Bruder!

Es war sehr liebendwürdig von Ihnen, mir zu schreiben, und aus meinem langen Schwelgen dürfen Sie nicht den Schluss ziehen, daß Ihre Briefe nicht willkommen wären. Nein! Sie wissen wohl, daß ich stets Ihre Freundschaft hochgeschätzt habe, und dieses Gefühl ist in meine Seele nun so tiefer verwachsen, je länger das Leben mit seinen Stürmen und dem Wechsel von Freuden und Sorgen mich auf den Bogen des Weltzugs geschaukelt hat. Und unendlich oft tritt Koppenhagen vor meine Erinnerung, denn die kurze Zeit, welche ich dort verweilte, war dennoch eben so reich an Interesse als an Kunst, und das Theater, wie es damals in Koppenhagen bestand, hatte wirklich etwas Idealisches — und mit unserem liebendwürdigen, genialen F. G. Andersen war ein poetischer Schimmer über das Ganze verbreitet. — Ja — viele Jahre sind zur Ewigkeit dahingeflossen, und ein ganzes Leben liegt hinter uns, mein lieber Freund und Bruder! Gottes Gnade hat uns Beide doch

wunderbar begleitet, und Ihre Lebensbahn war, wie die meiste, eine fortlaufende Kette poetischer Freuden, und Sie wie ich dürfen in aller Wahrheit sagen, daß die Gegenwart Ihre großen Gaben richtig erkannt und tief geschätzt hat, und daß Ihr kindliches Gemüth Ihnen treue Freunde erwirbt, wohin Sie auch Ihre Schritte lenken. Nicht wahr? Und welche Leiden die Kunst uns bringen mag — so ist dennoch ein solches Resultat weit überwiegend an Freude und Befriedigung! Sie dürften erahnen sein, uns in Florenz zu finden. Ich bin noch niemals früher in Italien gewesen. Das feuchte Klima in England kann ich während des Winters sehr schwer ertragen, und in Folge dessen sind wir während mehrerer Winter in dem herrlichen Como gewesen. Jetzt war es mir sehr darum zu thun, eine Tageschule* für meine Jenny zu finden, die jetzt fast fünfzehn Jahre alt ist, und da wählten wir Florenz, wo Schulen aller Art leicht zu finden sind. Sie kennen Florenz wahrscheinlich sehr wohl, und brauche ich Ihnen deshalb die Gemälde und Skulpturen, welche sich hier in dieser Schatzkammer der Kunst befinden, nicht einzeln zu beschreiben. Welche Raphael's und Tizian's! Welche Kirchen! — Wir bleiben hier den ganzen Winter über. Während der Monate Juli, August und September machten wir eine sehr interessante Reise in Baiern, und begaben uns dann zu dem berühmten Pensionspiel in Oberammergau. Ueber das selbe wäre viel zu sagen. Die einfachen Baiern spielten mit einer Annuität und Wahrheit, welche in der That einzig ist. Aber ich bleibe bei der Meinung, daß die heiligsten Szenen, die sich auf Erden zugetragen haben, niemals von Menschenkindern dargestellt werden dürften, denn ein Sakrileg ist es immer, das heilige Abendmahl, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt zu spielen! Wie gut auch die Baiern dies Alles in ihrer Einfachheit und ungestörten Weise ausführen, so sind sie doch außer Stande, es zu vermeiden, nicht Etwas an Theater und gemalte Kulissen erinnert.

Soll ich Ihnen nun etwas über mein Leben berichten? Mein ältester Sohn (Ihre Bekanntschaft von Wien) ist jetzt ein großer, vollkommener Erwachsener. Er ist im letzten August achtzehn Jahre geworden. Er bereitet sich jetzt für Oxford vor, hat

* Die Verfasserin meint hier den großherzoglichen Hof in Weimar, wo sie hochgeehrt und sehr geschätzt wurde.

* Kammerherr von Beauclaux de Maromnay, späterer Geheimrat und Hofmarschall in Weimar, bei welchem Andersen zu wohnen pflegte.

* Damit scheint eine Schule ohne Pension bezeichnet zu sein.

Bugby, wo er in der Public-School war, verlassen und wird jetzt in Devonshire in England bei einem private tutor für die Universität vorbereitet. Walter hat viel Kunstsin und ist mit in manchen Dingen sehr ähnlich; er hat von seinen Lehrern, Gott sei Dank, bisher die besten Zeugnisse erhalten. Jenny ist goldbar artig. (Ich meine dieses Gold, wie man es auf manchen Bildern altitalienischer Meister sieht.) Sie ist sehr musikalisch, spielt mit Ausdruck, welcher jedoch ganz aus ihr selbst kommt; sie bekommt wahrscheinlich eine große Stimme; jetzt ist sie in dem schwermüthigsten Alter, wo die Mädchen weder Fisch noch Vogel sind, trägt aber viel in sich, wodurch sie gewiß nicht leicht zu regieren ist. Aber sie ist begabt; verräth sie Talent, so werde ich sie gern ordentlich singen lehren. Mein jüngster Sohn Ernst wird nun bald elf Jahre alt, er ist ein liebenswürdiges Kind, voll von Muth und Hingebung, und ist in mancher Hinsicht seinem Vater sehr ähnlich. Er geht hier (Ernst meine ich) in eine vorzügliche Tageschule, und die übrige Zeit habe ich ihn also bei mir, was mir großen Trost gewährt. Mein Mann ist fortwährend thätig und bleibt stets derselbe feinfühlsame Mann, der er immer war; er lebt nur für mich und die Kinder und seine herrliche Musik. Er spielt die klassische Musik so schön! Ich bedinke mich jetzt weit besser, wie damals, als ich vor dem Publikum stand. Meine Nerven waren gänzlich zerstört, und die Kopfschmerzen drohten alle meine Lebenskraft zu zerstören; das Gedächtniß war mehrere Jahre hindurch fast ganz geschwunden. Aber jetzt ist es weit besser, und meine unendliche Elastizität hat mich durch das finstere Thal unversehrt geleitet. Ja, ich gab mich meiner Kunst viel zu sehr hin, sie kostete mir fast das Leben; aber mit Freunden wäre ich für diese meine erste und letzte, tiefste und reinste Liebe gestorben! Nichts ist reiner, als die Kunst, wenn sie uns zu Ihm emporzieht, der sie uns verleiht. Und so hat Gott Schritt für Schritt mich auf der Jakobleiter hinaufgeführt — bis mein Erleber klar vor meinen Augen stand und mich verließen konnte, was halb er kam, die Welt mit dem Opfer seines Blutes zu erlösen. — Ich singe noch mit großer Leichtigkeit, und meine Stimme war während der letzten Jahre viel besser, als sie es vor zwanzig Jahren war. Daher habe ich noch das Glück, im Kreise meiner Freunde durch meinen Gesang, dem sie noch immer lauschen, Freude zu verbreiten, und das ist eine große Genugthuung für mich. — Ich kann wohl begreifen, daß Sie, lieber Andersen, in Wahrheit Besatz und Friederike Bremer* vermischen. Ich kann nicht mehr nach Stockholm gehen. Alle meine alten Freunde sind gestorben, die neue spätere Zeit kennt mich nicht; daher bin ich in meiner Vaterstadt eine Fremde geworden, und neue Freunde können die alten nicht ersetzen. Aber — ich habe viele edele, liebe Freunde in England, und Gott hat mir reichlich wiedergegeben, was er mir nahm. Aber Geier — Wendelssohn — Alsterdorn — Friederike Bremer u. s. w. — fänden niemals Ersatz werden!

Wie gern möchte ich Ihr letztes Buch lesen (ich bitte auf dänisch). Jetzt wissen Sie meine Adresse. Meine Kinder haben in Ihren „Märchen und Geschichten“ gelebt. Herzlichen Dank für Ihre Photographie; ich finde sehr viel Ähnlichkeit mit dem Bilde, wie es in meiner Erinnerung steht.

Jetzt zum Schluß will ich es versuchen, Ihnen für alle Ihre Güte gegen Däng zu danken. Er scheint all das Wohlwollen, welches er in Kopenhagen gewonnen hat, zu verstehen und zu schätzen; aber ich vermag es kaum zu sagen, welche Befriedigung es für mich war, dem jungen Manne so guldig zu sehen, und Professor Gade's Generosität gegen ihn läßt sich nicht wieder vergessen. Es freut mich, daß Sie glauben, er besitze wahres Talent.

Aber — nun ist es wirklich an der Zeit, daß ich Ihnen die Hand zum Lebewohl reiche! Gott sei mit Ihnen! Es war eine Freude für mich, Ihren liebenswürdigen Brief zu empfangen. Dank, Dank! Grüßen Sie herzlich Bournovilles, und seien Sie überzeugt von der Hingebung, mit welcher ich stets an Sie denke — und mit der ich verbleibe Ihre aufrichtige Freundin
Jenny Lind-Goldschmidt.

IV.

Wimbledon Parc.

London, den 11. Dezember 1872.

Mein geehrter Freund!

Es ist schon längst meine Absicht gewesen, Ihnen zu schreiben und für den freundlichen Gruß durch

* Der als Dichter und Geschichtsschreiber bekannte Freiherr v. Beslow starb zu Stockholm am 17./18. Oktober 1868, und Friederike Bremer starb ebenfalls am 21. Dezember 1868.

„Glückspeker“ zu danken; aber ein jeder Tag trägt die Erfüllung so vieler Pflichten in sich — daß es nicht immer leicht ist, an seinem Schicksal ruhig zu verweilen, seine Gedanken zu sammeln und mit einem alten, treuen Freunde zu plaudern. Ich bin auch vom Ende Juli bis zum November krank gewesen. — Die Sonne hatte im vorigen Sommer eine eigenenthümliche Kraft in ihren Strahlen — und ich bekam dem Sonnenstich, der meine Lebensstage zu bedrohen schien. Aber niemals habe ich früher eine so lichte Zeit verbracht, als während dieser Sonnenkrankheit. Der Uebergang schien mir so leicht, so schön, so licht — das Heim, das wahre, ersuchte, stand so himmlisch vor meinen Blicken — alles Irdische, alle Angst, alle Schmerzen, alle unerträglichen Leiden einer empfindsamen Seele waren ja ganz und gar zur Ruhe gegangen. Die Seele war in einer so stillen, inneren Harmonie mit ihrem Schöpfer, daß ich nur die eine Sehnsucht kannte: zu ihm zu gelangen! Aber Gott hatte es in seiner Gnade anders bestimmt, und ich erwachte wieder zum Leben mit all seinen kleinen Sorgen, seiner Eitelkeit, und die häuslichen Beschäftigungen waren wiederum eine Freude für mein noch dem Licht und Frieden des Himmels sich schenndes Herz. Die Auferstehung meines Größers, seine Siegesbahn bereitete ja den Weg für alle seine gläubigen Kinder — und obgleich ich im Innern meines Herzens befinne, eine große Sünderin zu sein — so ist dennoch die Gnade Gottes in Christo größer, und die Worte: „Ich lasse nicht vom Herrn, wenn er mich nicht segnet!“ erklingen fortwährend in den Ohren meiner Seele! Ja — mein lieber, edeler Freund Andersen mit dem reinen Kindergemüth, so ist es, so wird es — als Kinder müssen wir in den Himmel kommen — das fühlte ich so lebhaft während meiner Krankheit. Kein Talent, keine sogenannten Tugenden, kein Muth oder Genie hilft uns, nur Kindesgebete öffnen die Thür.

Ich wollte dieses Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne Ihnen diese Zeilen gesandt zu haben. Mögen Sie bei guter Gesundheit antreffen — oder was besser ist — in einer solchen Gemüthsstimmung, daß Sie ausrufen können: „Dein Wille geschehe!“ — können wir diese drei Worte in aller Aufrichtigkeit aussprechen, dann bedeutet es wenig, ob wir Freunde oder Sorgen haben. Sie haben viel Freude, viele Anerkennung gehabt — viele Freunde auf Ihrer Lebenswanderung gefunden — so auch ich! Wir haben Beide dem Herrn so unendlich viel zu danken, und die Erde ist auch so schön! Ich vermag niemals den Einorind zu vergessen, den Wendelssohn's Tod auf mich gemacht hat. Seit diesem Verlust bin ich in meinem inneren Leben nie mehr dieselbe wie früher geworden. Alles, was ich als Künstlerin tief fühlte: Alles, was ich als Mensch rein und warm als Ideal umfaßt hatte: Alles, was die himmelgeborne Musik meiner Seele zuckelte, Alles, was einen Wiederhall in ihm — und die reine, uneigennütige Freundschaft und Geschwisterliebe, die wir für einander hegten, lebt noch in jeder Stunde so lebhaft in meiner Erinnerung, wie wenn sie ganz neu wäre! Dieses lebhafteste Gefühl bezeugt am besten, daß es eine Aufrechterhaltung, daß es ein festes, unerschütterliches Leben nach diesem giebt, und „jene himmlischen Gestalten“ — sie fragen nichts nach Mann und Weib! Der treue Freund, den ich an meiner Seite habe, hat viel von Wendelssohn, ist ebenfalls eine tiefe, musikalische Natur und versteht es auch, Trost „an der Quelle alles Lebens“ zu schöpfen, und herrlich ist es, mit seinem Namen alle Punkte, welche mit der Real-harfe unseres Herzens in Verbindung stehen, freimüthig berühren zu können.

Ja, mein geheimer Freund — Poesie — Kunst — Musik — drei herrliche Offenbarungen des Göttlichen! Glücklich sind wir, die wir es gewagt haben, uns dem Throne des Höchsten durch die Pforten der wahren Kunst und wahren Poesie zu nähern. Mögen diese gattgeborenen Gaben Ihrem lieblichen Gemüth Freude und Frieden bringen, wenn der Herr mit Ernst kommt und an Ihre Thür klopft. Das Leben ist für Niemanden von uns sicher, wir können jede Minute abberufen werden — das erfährt ich, die ich geschlagen wurde eben in dem Augenblicke, als ich mich am stärksten fühlte. — Deshalb kann ich es nicht unterlassen, zu allen denen, welche ich aufrichtig liebe, davon zu sprechen, und Sie, lieber Andersen, haben stets einen Platz in meiner Erinnerung und in meinem Herzen beisehen, und Sie sind Einer von denen, welche von der Vorberührung auf meinen Lebenspfad gesandt worden sind, um paeitische Blumen darauf zu streuen, deren Duft nicht vergeht, und dessen liebevolles Kindesgemüth eine Freundschaft erweckte, die kein Meer, kein Rand zu trennen vermochte! Noch einmal Dank

für den gräßlichen, warm gebachten „Glückspeker“. Aber — vergessen Sie nicht, daß es noch ein höheres Ziel als die Kunst giebt, und daß der getreulichste Erklärer unser Gemüth ungetheilt verlangt — und daß wir Alles — Mann, Kinder, Freunde, Geschwister, Eltern, ja die Kunst — in Ihm lieben müssen, und daß die wunderbare Laufbahn, die ich zurückgelegt habe — die wunderbaren Worte, die ich überall von meinen Mitmenschen hörte, aus einer klaren Quelle entspringen waren — aus meiner unaussprechlichen Bitte, das, was ich meinen Mitmenschen gab, möge für die Ewigkeit fortdauern, und die Spenderin der Gabe, die Kunst, nicht das schaffende Geschöpf möge gepriesen werden! Und Er, dem auch die Kunst ihr Dasein verdankt, erhöhte meine heißen, unaufhörlichen Gebete.

Sie fühlen Sie es auch, das weiß ich! — Und jetzt leben Sie wohl! Der Friede des Herrn sei mit meinem lieben Freunde. Wenig Freunde werden Ihnen so ernst geschrieben haben, aber wenig Freunde haben einen so tiefen Wunsch, Ihnen einen Beweis wahrer christlicher Geschwisterliebe zu geben, wie ich, Ihre innig ergebene Freundin
Jenny Lind-Goldschmidt.



Die Primadonnen und ihre Männer.

Von

Dr. Adolph Kohut.

Als die größte deutsche Sängerin des vorigen Jahrhunderts, Elisabeth Schlemeling, trotz aller Anmahnungen Friedrichs des Großen und aller ihrer Freunde und Verehrer den unbemittelten und unsicheren Violoncellisten Mara heiratete, schrieb der bis über die Ohren in die schöne Primadonna verliebte Kanonikus Olm an den Dichter Jacob: „Die Schlemeling heiratet, und, o ihr Edler, sie heiratet nicht meinen Jacob, nein! Amor leitet die Brautheide und Irrende in einen Dusch, aus dem wußtest Du hervorschnellen, und in dessen Schatten ein Faun, halb trunken und von allen Grazien und Mufen gekoset, rohe Gefänge stammelt. Unsere Schlemeling heiratet einen Trunkenbold. Als ich diese Nachricht erhielt, ging ich vor Apollo's Büste und weinte, weinte glühende Thränen und hat den Gott im Namen der Charitaten, ihrer liebsten Priesterin diese Sünde zu verzeihen.“

Man möchte in der That weinen vor der Büste Apolls und aller Grazien und Mufen, wenn man in der Theatergeschichte die merkwürdige Wahrnehmung macht, daß ja manche Sänginnen, welche durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und ihres Gesanges eine Welt zu ihren Füßen sehen, um deren Gunst und Hand die edelsten und vornehmsten Männer buhlen, sich an unwürdigen Gatten wegwerfen, welche die Perlen nicht zu schätzen wußten und die durch ihr unwürdiges und rohes Gebaren das Leben ihrer Frauen in der Ehe zu einer wahren Hölle gestalteten. Man sollte doch denken, daß ausgezeichnete, mit allem Liebreiz ausgestattete Frauen zu einem Lebensbunde sich gleichfalls ausgezeichnete Männer auswählten, aber dies ist nur selten der Fall. Im Gegentheil! Es gab ja manche Sänginnen von Verhältniß, welche oft den Mahelsten, ja sogar den Verworrensten seines Geschlechts sich zum Gemahl aussuchte. Wir stehen hier eben vor einem psychologischen Räthsel, das noch immer der Lösung harret. Viele suchten die Erklärung dieses Geheimnisses in dem Egoismus, welchen eine Frau fühlt, ihre eigene Natur so erhaben gestellt zu sehen, daß sie des Bundes mit dem geistig ebenbürtigen Manne nicht bedarf. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme A. von Sternbergs, daß die Frau es nicht ertragen kann und will, überall zu liegen und daß sie daher neben den Krönungsfeiern des Geistes auch die Heilungen des Herzens willig duldet. Es ist dies die Nemesis, welche neben der geistigen Größe steht, sowie die Selbstsucht, welche als eine ebenso gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben ist.

Ich brauche in der Gegenwart — ohne die Schulfrage erörtern zu wollen — nur an die unglückliche Ehe der Patti mit dem Marquis de Caug, an die Verbindung der Lucia mit dem Freiherrn von Rhaden, an die Vermählung der — doch will ich diese naheliegenden Beispiele, wie verlockend sie

sich eben so von ihrer schönen und vorzüglich geistvollen Stimme wie von ihrer echt mädchenhaft lieblichen Erscheinung angesogen fühlte. Die blühende Anna sang mit vortheilhafter Komposition tiefer und wählte dieselben mit ebensoviel Geist und charakteristischer Färbung, wie mit völliger Beherrschung aller technischen Schwierigkeiten vorzutragen. Beide mischerten häufig zusammen, denn auch Reinhard war ein guter Sänger und ein Meister auf dem Clavier. Da es nun eine alte Erfahrung ist, daß die holde Musik die Herzen höher schlagen läßt und empfänglicher macht, so konnte man sich kaum wundern, daß die Harmonie der Stimmen Beide sich auch ganz allmählich und ihnen selber kaum bewußt auf ihre Herzen übertrug. Die dem jungen Paare Näherstehenden zweifelten kaum noch daran, daß es bald eine Verlobung zu feiern geben werde, als plötzlich eine scharfe Wendung in dem Verhältnis trat, wie wenn der Frost in einer Mitternacht grausam die Blütenpracht zerstört.

Am Jahre 1790 kam eine Sängerin an das Hamburger Theater, die von dem Publikum ähnlich gefeiert wurde, wie später Paulina Basse oder Gertrud Mara, die aber auch nach allen Vorzügen jener Zeit eine wahrhaft phänomenale Erscheinung gewesen sein muß. Tenebriose Contradi — gewöhnlich die schöne Contrabine genannt — verband mit einem brillierenden Kienern und einer alle Männer hinreißenden Liebeswürdigkeit ein Organ, das mit gleicher Stärke vom tiefen a bis zum hohen d reichte, sowie ein vortheilhaftes Spiel. Sie gab sich gern für die illegitime Tochter eines italienischen Fürsten aus, obgleich Vöhlmuttertheorie versicherten, ihr Vater sei ein Dresdner Barbier; überhaupt verstand sie die Kunst, von sich reden zu machen, in vollendeter Weise und wurde bald von dem Hamburger Theater-Publikum geradeswegs vergöttert.

Meister kam für die gefeierte Primadonna eigens die großen Sopranpartien einer ganzen Reihe von Opern, in welchen die Trümmer der Natur, die natürlich dem Monotonismus auch zu gute kamen; er studierte ihr jene Rollen außerordentlich persönlich ein, da sie in unzufälliger Beziehung nicht gar viel gelernt hatte, so daß ihr alles Note für Note eingeprägt werden mußte.

So kam Reinhard in häufigen und intimen Verkehr mit ihr, und dabei fing die bezaubernde Erscheinung der glänzenden Theaterprinzessin allmählich an, das beiderseitige Bild Annas in den Hintergrund zu drängen. Die schöne Contrabine fühlte eine wahrhaft dämonische Lust dabei zu empfinden, den genialen Komponisten ganz in ihre Fesseln zu schlagen, obwohl sie es zu anderen Zeiten wieder darauf anzulegen suchte, ihn zurückzuführen und eierförmig zu machen. Vielleicht geschah dies aber auch nur, um seine Leidenschaft immer noch mehr zu erhitzen, und legere gelang ihr in der That. Bald war Meister völlig in ihrem Vann, wenn er es sich auch selbst noch nicht eingestehen mochte, und ihm eine innere Stimme oft genug rief, daß er wahres Glück und wahre Liebe nur bei der so schmächtig verrathenen Anna finden könne.

Diese Erfahrung natürlich gar bald, wie es zwischen Reinhard und der schönen Contrabine stand, aber sie duldete Schweigen, war ja auch noch kein bindendes Wort zwischen ihnen und ihr gesprochen worden. Sie vermied es, mit ihm zusammenzutreffen, annah wenn auch die Contradi zugegen war. Einmal hatte sie aber doch in einem der von dem kaiserlichen Gelanden Grafen v. Gdch veranstalteten glänzenden Konzerten, in dem auch die Primadonna auftrat, mitgewirkt, gleichsam um zu zeigen, daß sie sich genug sei, sich mit der Rivalin auf dem neutralen Boden der Kunst offen zu messen. Allgemein erregte dieser Beistritt Aufsehen, und auch zahlreiche auswärtige Kunstliebhaber, unter denen Fürsten und Prinzen waren, hatten sich zu dem Konzert eingefunden.

Beide Sängern trugen Kompositionen Keisers vor und beide erzielten einen glänzenden Erfolg, ohne daß eine die andere besiegte hätte. Wenn die Contradi etwas an Glanz der Stimme und virtuosenhafter Reclfertigkeit in der großen Arie aus Keisers „Mische“ voraus gehabt hatte, so bewies Anna dagegen in dem Vortrage eines Liedes „Süßes Leiden in dem Herzen“, dessen Verse von der schönen Gräfin Aurora v. Königsmarkt herrührten, eine solche Tiefe der Auffassung und zu Herzen gehende Zartheit, daß sie unbedingt als gleichberechtigte Künstlerin neben der „Diva“ anerkannt werden mußte.

An diese Konzerte, welche Keiser abwechselnd mit seinem Freunde Mattheson dirigierte, schloß sich stets eine festliche Bewirtung in dem Palais des Grafen. Anna hatte sich am Schluß der Musikaufführung

mit ihrem Vater entfernen wollen, konnte dann aber auf die dringenden Bitten des Gastgebers nicht wohl umhin, doch daselbst zu bleiben, und mußte nun bei der Tafel gewahren, wie Meister, der sich ihr nur einmal fuchsig und verlegen genähert, die schöne Contrabine ausmachte. Diese aber schien keine laun zu machen, sondern warf mit stolzer Stetigkeit ihre Blicke nach einem ausweichenden italienischen Principe aus. Es war dem jungen Mädchen furchtbar peinlich, dies herzerlöse Spiel mit ansehen zu müssen und die charakterlose Schwäche des noch immer geliebten Mannes so vor Augen zu haben. Als die Tafel aufgehoben war, und ein zwangloser Verkehr unter den Gästen begann, suchte sie sich, um ihre hervorquellenden Thränen ungleich trocken zu können, in ein kühles Poudoir, das durch eine Portiere von dem anstehenden Salon getrennt wurde. Mann hatte sie eine Weile dort gesessen, als sie nebenan Stimmen vernahm, in denen sie alsbald die Meinards und der Contradi erkannte. Entsetzt konnte sie nicht mehr und so mußte sie denn nachdringenden eine leidenschaftliche Szene zwischen den Beiden ansehen, in der Reinhard der ihr anstehenden Gierichst Ausdruck gab, während die Sängerin zuerst ein neckisches Spiel mit ihm trieb, das schließlich, als jener immer dringender wurde, in verlegenden Schöb mündete.

In offener Wuth trennten sie sich endlich, und Anna irrte wie vernichtet aus dem Gemach, in welches sie wider ihren Willen gehannt worden.

Von wilder Wuth versetzt, hatte Meister inzwischen häufig einige gläserne Scherben spanischer Weines zertrümmert. In ihm tobte es; das alles war der Lohn für sein Verber, — freilich der verdiente Lohn, mußte er sich selbst sagen, für seine Mithrene Anna gegenüber.

„O Anna,“ rief es in ihm, „hätte ich doch nie dein holdes Bild mir durch die sauberen Hände dieses Weibes verdunkeln lassen, — ich fühle es ja selbst, daß du mein guter Engel seist. Doch noch ist es nicht zu spät, reiß zu dir zurückzuführen. Sie ist gut und edel und wird mich, dessen Lied sie vorhin so hinreißend gesungen, vergessen!“

Eine Weile spähte er vergebens nach ihr umher, da aber entsetzte er sie, wie sie gerade ihren Vater anstehen wollte, um diesen zu bitten, sie heimzuführen. Ohne auf ihr verlorrenes Ansinnen zu achten, eilte Reinhard auf sie zu und rebete, was ihm der Augenblick einfiel. Mit glühenden Augen, heftigst geäußerten Wangen sprach er von seiner Liebe zu ihr, erinnerte sie an die früher gemeinsam verlebten Stunden und ward in leidenschaftlichen Worten um ihr Herz und ihre Hand.

Ein Gefühl des Ecks durchschauerte die reine Langsam. Nicht schüchtern und verächtlich schaute sie bei seiner Rede zu Boden, wie sonst Mädchen bei einer Werbung zu thun pflegen; sie sah ihm frei ins Gesicht, aber ihr Blick war der eines zu Tode getroffenen Aehes, den selbst der rauhste Weidmann nicht wieder vergißt. Ohne daß er es in seiner Erregung merkte, hatte sie Reinhard inzwischen in den Salon geführt, in welchem er mit der Contradi gesprochen.

„Seht, dort sah ich vorhin,“ jagte sie, bleich und mit zitternder Stimme auf des Nebengemachs deutend, „und mußte, ehe ich mich zurückziehen konnte, Euer Gespräch mit der Theaterprinzessin anhören. Weil sie Euch zum Varten hat, schäme ich Euch jetzt gar genug. Das ist schamlos, und ich muß Euch jetzt verabschieden, wie ich Euch bisher heimlich. Nun aber laßt mich, denn ich keine Euch nicht mehr!“

Damit war sie halb von dannen geschritten. Reinhard Meister mußte jetzt wieder an jenen Abend denken und an das, was ihm gefolgt war.

Sein guter Stern schien seitdem von ihm gewichen. Er hatte sich in ein tolles Leben gestürzt, über das ganz Hamburg sich aufhielt. Ein Wind der schönen Contrabine machte ihn wieder zu ihrem Sklaven, und mit verdächtigem Grobmut überhäufte er sie mit Geschenken. Er selbst spielte ganz den skavaler, ging in verdrähten Kleidern umher und klebte seine Bedienten in „Aurora-Livree“. Um mehr Geld zu verdienen, ließ er sich verzeihen, mit Drücker das ganze Theater zu übernehmen und lebte dann noch verdächtig, — bis das Ende kam und er von dannen fliehen mußte.

Die schöne Contrabine hatte ihm zwar Treue geschworen, es aber doch unter allerlei Vorwänden abgesehen, ihm nach Weiskens, wo ebenfalls eine berühmte Opernbühne war, zu folgen. Am sehr drücklichen Drängen hatten ihn auch seine Freunde Mattheson und Meinke in Hamburg mitgeteilt, daß sich die Primadonna augenscheinlich wenig um seine Abwesenheit gränne, sondern in Sauf und Brans weiter lebe. Später war dann ein polnischer Graf Gruezwski nach Hamburg gekommen, hatte sich her-

sich in die bezaubernde Sirene verliebt und wollte sie heiraten. Diese Nachricht hatte Meister außer sich gebracht. Wenn er auch die Unwürdigkeit der Contradi längst einah, so war doch der Janker noch nicht gebrochen, mit dem sie ihn gefesselt hielt; er glaubte sterben zu müssen, wenn er länger in der Ferne weile, hoffte wohl auch, bei einem Wiedersehen das Herz der Sängerin wieder zu können, und so hatte er sich denn aufgemacht, um trotz der ihm drohenden Verhöhnung nach Hamburg zu eilen. Jene beiden Freunde hatte er drücker von seinem Entschluß, die gefällige Primadonna wieder anzusehen, — und doch — und doch fühlte er, wie es ihm mit dämonischer Gewalt zu ihr hinzog. War Anna ja doch für immer ihm verloren!

Da hatte ihn nun das unermüdete Wiedersehen Annas gar mächtig erregt. Wie rein und leich war das ganze Wesen dieses holden Mädchens, wie sehr verlor die Contradi bei einem Vergleiche mit diesem Engel! Es reute ihn sein toller Entschluß, die gefällige Primadonna wieder anzusehen, — und doch — und doch fühlte er, wie es ihm mit dämonischer Gewalt zu ihr hinzog. War Anna ja doch für immer ihm verloren!

Er trat vom Fenster weg und indem er sich niederlegte, fühlte er erli, daß er noch immer das im Walde geandene Buch bei sich trug, das er vergessen, zurückzugeben. Neugierig zog er es hervor, um es näher zu betrachten. Es waren die Gedichte Paul Fleming's, und das Buch gehörte Anna, wie der Name auf dem Titelblatt fund that. Mit einem eigenartigen Gefühl durchdrückte Reinhard die Seiten, auf denen der Blick des holden Mädchens sicherlich oft ruhte, da sie das Buch sogar auf der Höhe mit sich genommen. Da fiel ihm ein darin stehendes lofes Blatt in die Hände, in dem er mit grenzenlosem Erstaunen das von ihm komponierte Lied erkannte, welches Anna an jenem verhängnisvollen Montagabend gesungen hatte. Er hatte es früher ihr verlehrt, und wehmüthig ruhten seine Blicke auf den Versen, welche die schöne Gräfin Königsmarkt, die häufig bei ihrer Schwester, der Gräfin Ewenhampt in Hamburg weilte und zu den wärmsten Verehrerinnen des Komponisten gehörte, gedichtet hatte:

Süßes Leiden in dem Herzen,
Hah du mir wohl leid gemacht?
Ich bekeme, daß die Schmerzen
Dir für Freuden sind gemacht:
Müssen gleich viel Thränen fließen,
Hah ich keine Stunde frei,
Nist es doch mir Lust genießen,
Und die Liebe laßt dabei!

An manchen Stellen war die von Keisers Hand geschriebene Komposition vermischt. Wenn Thränen aus Annas Augen darauf gefallen? Die Brust Reinhard's hob sich mächtig, — alle, mit Gewalt zurückgehaltene Gefühle drangen auf ihn ein. Wenn Anna dieses Blatt so heilig hielt, dann konnte sie denn, der es geschrieben, nimmermehr verachten, dann regte sich doch noch in ihrem Herzen ein laies Gefühl für den Komponisten.

(Fortsetzung folgt)



Nur ein Aushauk.

Eine Liebesgeschichte aus dem Leben Johann Strauß.

Von Morik Band.

Es war ein herrlicher Frühjahrs Morgen des Jahres 1825. Goldig schien die Sonne auf die leuchtenden Glanze erhellende Kaiserstadt an der schönen blauen Donau und freudiges Leben herrschte überall. Die taufrische Morgenluft lockte viele Tausende in die erquicklichen Waldwege des Wiener Praters, der in allen seinen Teilen voll Leben und Bewegung war. Mit und jung erging sich in den endlosen Laubgängen der Haupt-Allee und freute sich seines Lebens und der schönen Zeit.

In der Menge promenierten auch zwei junge Männer, die häufig von den Vorübergehenden begrüßt und öfter noch eifrigst bewundert wurden. Der eine war von sehr eleganter, kleiner Gestalt, hatte ein liebenswürdig heiteres Gesicht, das von einem festen

schwarzen Schminkebärtchen geziert war und sprach lebhaft mit seinem Begleiter, einem interessanten Blondkopf, der ein Weniges größer und rüchlich als älter war. Die beiden Freunde schritten Arm in Arm in dem Parke dahin und erwidereten die zahlreich an sie gerichteten Grüße mit ruhiger Freundlichkeit. Ihr Gespräch drehte sich um Musik und Künstler, so daß man leicht daraus schließen konnte, daß auch die beiden dem Reiche der Töne angehörten.

Es waren Johann Strauß und Joseph Lanner, die sich hier ergingen und die im Glanze ihrer Popularität von alt und jung gefeiert wurden. Strauß und Lanner, die Vierzehnten des vorwärtigen Wiener, waren damals die erstärkten Lieblinge der Wiener Gesellschaft und ihre Konzerte bildeten den Sammelplatz des lebendigen Volkes. Lanner war schon früher als Komponist berühmt und hatte in Johann Strauß ein musikalisches Talent entdeckt, das er seinem beliebten Schüler als Mittelpunkt einrichtete und der in der That den Meister würdig unterlängte und ersetzte. Strauß entwickelte hier sein Talent und krieg von Tag zu Tag in der Musik des begeisterten Publikums, das dem schönen, jugendlichen Meister der Violine inbetenden Beifall schloß. Als Strauß dann später, dem Beispiele Lanners folgend, zu komponieren begann und den erkrankten Wienern die ersten seiner unergänglich schönen Weisen bot, da gab es des Jähzels kein Ende mehr und Strauß stand bald über Lanner als unübertrefflicher Beherrscher Wiens.

Die jungen Freunde mähelten ihren raschen Gang. „Du bist also ein Grünes verliebt,“ fragte Lanner ungläubigen Tones.

„Ebenso ernst, als ausdrehlos — der gewaltige Abstand zwischen ihr und mir ist nicht zu überbrücken. Trotzdem liebe ich sie wahr und innig, vom tiefsten Grund meiner Seele.“

„Ja, ja, ihre gewiss adels- und standesstolzen Eltern werden wohl kaum ihre Einwilligung geben, daß ihre Tochter, eine stolze Gräfin Hardenberg, einem Bürgerlichen die Hand reicht. Und sie selbst?“

„Sie ist mir gut, dessen bin ich fast sicher; sie erwidert jeden Blick, den ich auf sie werfe, so innig und freudig, daß ich nicht zweifeln kann, sie liebe mich!“

„Strauß hatte dies in glühendem Eifer gesprochen und blickte mit hegebeuhter Zuversicht seinen Freund an. „Nun, dann denke ich,“ sagte Lanner hinzu, „wäre es an der Zeit, dich ihr zu erklären. Will sie, dann ist das Größte an der Sache geschehen und du kannst ruhiger vor die hochgeborenen Eltern hinstreten.“

„Du hast recht, Pepi, ich werde mich ihr erklären und das noch heute. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Heute Mittag gebe ich der Komtesse wieder Veltion, — die Gelegenheit ist günstig, also frisch drauf los!“

„Nächst schritten sie dem Ausgange des Braters zu und in kurzer Zeit waren sie in Strauß' Wohnung angelangt und betraten dessen reichlich ausgestattetes Zimmer. Dasselbe machte trotz seiner recht künstlerischen Anordnung einen recht freundlichen Eindruck und die zerstreuten Notenblätter, Gegenstände und anderes passten so recht zu der Natur des sorglosen und belustigten Musikers, der hier wohnte. Strauß schritt zu einem Schranke und holte aus demselben das schönste Zierspiel seines Heims — seine Geige und eine Flasche feinsten Liqueurweins, die er beide vor Lanner aufpflanzte.

„Da, Pepi, trink und spiel was recht Lustiges, damit ich in die rechte Stimmung komme; es ist nichts mit dem Traurigen. Wenn man schon verliebt ist, so soll es recht in Lustigkeit sein, der stummer kommt schon von selbst.“

Lanner schenkte sich ein Glas voll, trank Strauß ein Prokt zu und griff dann zur Violine. Rasch fuhr der Bogen über die Saiten hin, einige Takte Introduction, um seine Gedanken zu sammeln, und feierliche Klänge entrollten dem Bogen unter des Meisters Hand. Abgemessene Lieblichkeit und schwärmerische Ecstasie, die des Freundes lebendiges Herz malen wollten, rangen sich von den Saiten; um aber auch frohe Hoffnung in des Freundes Brust zu pflanzen, gingen die Klänge in den leichtschwingen Ton eines flotten Strauß'schen Walzers über.

Thränen im Auge stand Strauß seinem Freunde gegenüber; das Herz schwellte sich ihm vor Wehmut und Glückseligkeit.

„Du bist doch ein Teufelskerl, Pepi, wie glücklich muß dich deine Kunst machen!“

„Nicht anders, als dich die deinnige,“ erwiderte Lanner, „du brauchst dich gar nicht zu zieren, du weißt ja, daß du es besser machst, als ich.“

„Der was,“ scherzte Strauß und griff, als wollte er die Worte Lanners gleich auf die Probe stellen, nach der Violine. Einen Augenblick lang bejaht er

sich, dann sah er den Bogen kräftiger und begann Lanners gemüthlichen und flotten „Schönbrunner Walzer“ zu spielen. Jetzt war die Reihe der Nührung an Lanner und freudig bewegt sank er Strauß in die Arme.

„Bruder!“ es war das einzige Wort, das sich dem überrollen Herzen der beiden stürmte entrang und lange blieben sie in inniger Umarmung umschlungen.

Es war fast Mittag, als sie sich trennten. Lanner ging seiner fern liegenden Wohnung zu, während Strauß in tadellos eleganter Toilette sich auf den Weg in das Palais Hardenberg machte. In kurzer Zeit war er dort angelangt und betrat einen luxuriös ausgestatteten Salon, der wie geschaffen war zu einem Rendezvous für Frau Musik. Von den Wänden herab grüßten die prächtigen Bilder hervorragender Musiker, die Götter schmückten einige Kisten und Statuen und ein prächtiger Marmor stand zwischen den imposanten Neuterrassen, welche von kostbaren Gobelins eingerahmt waren.

Strauß ließ sich auf einen weichen Antennil nieder und gab sich innend seinen Gedanken hin. Das große Wagnis, vor dem er stand, erfüllte ihn ganz und gar.

Aus seinen Träumereien wachte ihn das Öffnen einer Thüre und ein bezauberndes Mädchen auf den Lippen alte Komtesse Sophie ihrem Klavierlehrer entgegen. Er küßte ihr innig die Hand und schob ihr gütig einen Antennil zu. Die schöne junge Gräfin ließ sich auf denselben nieder und warf einen bezeichnenden Blick auf ihren schönen Gesellschaft.

Strauß schloß alle Vlut in die Wangen, doch zwang er sich zur Fassung und fragte leichtsin nach dem Behinden der Komtesse.

„Ich befinde mich ganz prächtig, ich werde der ganzen Welt nicht ihr Glück.“

„Das wäre bei Ihnen Komtesse, die über die Reise aller Grazien, über Glück und Leidumt verfügt, nicht anders denkbar,“ bemerkte Strauß.

„Der Herr von Strauß hat heute wieder einmal ein Komplimentbuch gelesen,“ warf die Gräfin hin, indem sie sich erhob und ihrem Klavierlehrer zuschritt.

„Komtesse, sollte die Sprache meines Herzens jenen hölzernen Phrasen gleichen?“

„Nun, ich nehme es Ihnen auch gar nicht übel, übrigens wollen wir jetzt an unsere Veltion gehen.“

Damit schlug sie ein Notenheft auf.

Strauß schritt schillig erregt dem Klavier zu und ließ sich auf dem Stuhle neben ihr nieder. Fieberhaft wackelte sein Mund und Gräfin Sophie, die seinen Zustand bemerken mochte, weidete sich mit schüttem Wohlgefallen an seinem Seelenkampfe, den Strauß nicht zu unterdrücken vermochte.

„Komtesse,“ begann er zögernd und spielte verlegen an seiner Uhrkette, „versuchen wir, aber ich kann — ich will heute nicht an die Veltion denken.“

„So, das wäre was Neues? Was denn gedenken Sie vorzunehmen, Herr von Strauß?“

„Gräfin Sophie,“ stotterte er, „Ihr Herz, Ihr Auge, Ihr Wesen hat mich bezaubert.“

„So, also gefalle ich Ihnen? Nun das ist mir nichts Neues; man sagt mir, ich gefalle aller Welt und da ist mein jünger lebenswürdiger Klaviermeister doch auch mit eingeschlossen.“

„Strauß war von dem ungewohnten, fast verlegenden Tone überrascht.“

„Ich gtaube nach ihrem Entgegenkommen hoffen zu dürfen, Komtesse.“

„Hoffen? Worauf denn?“ Damit lachte sie laut auf.

„Gräfin Sophie, Ihr Herz strahlt Ihre Worte Lügen. Ich bete Sie an und...“

„Sie gefallen mir ja auch, — aber heute kommen Sie mir doch etwas komisch vor. Ich glaube gar, Sie haben Schreul!“

„Berstet Ihr Strauß in die Höhe und richtete sich hoch auf.“

„Komtesse, ich habe ein Herz das liebt und küßt, aber als Spielzeug für Komtesseflammen ist es zu gut! Ich liebe Sie und war thöricht genug, zu glauben, daß Ihre Worte, Ihre Wäde ebenso ernst sein, wie meine Gefühle...“

„Ihre Gefühle? Bah, Sie sind ja doch nur ein Musikant! Gerühle! das ist komisch, zu komisch, um es ernst zu nehmen.“

„Glauben Sie?“ sagte Strauß nun stolzen Tones, „freilich ist es wahr, ich bin nur ein Musikant, aber Sie sind ja auch eine Gräfin! Die Musik wird leben, so lange es eine Menschheit gibt, ob Ihr Stammbaum auch so lange grünt, beweise ich. Leben Sie wohl! Lachen Sie und spotten Sie über den thörichten Liebhaber, der um ein Musikant ist, aber gedenken Sie des Namens Strauß, er soll Ihnen noch oftmals in den stolzen Ehren klingen!“

Hastig stürzte er zum Gemache hinaus, über die Treppe auf die Straße und floh seinem Heim zu. Gräfin Sophie war immerhin etwas erregt durch die Entdeckung des Vorganges und blieb nachdenklich am Klavier sitzen. — Eine Klavierschule zog vor dem Palais vorüber, der Hofburg zu. Sie spielte eine Strauß'sche Komposition und betrosen lautstark Gräfin Sophie den Klängen, die ihr jetzt zum erstenmale den Namen Strauß in Erinnerung brachten. — Strauß selbst tröstete sich mit echt wienerischer Leichtgläubigkeit bald über die ersten schmerzlichen Einsätze, welche das Ereignis zurückgelassen, hinweg; der Abend fand ihn wieder an der Spitze seines Orchesters und nach wenigen Wochen gehörte die ganze Stadt nur mehr der Erinnerung an, um so mehr der schönen Geiger von alten Wienerinnen abgöttisch umschwärmt und verehrt wurde. Strauß fand seine Lebenslust und Freude wieder und bald hatte ein glücklicher Ehebund seinem Angedenken einen ehrenreichen Abdruck gegeben.

Jahre waren dahingegangen. Die einst in so jugendlicher Schönheit erblühende Gräfin Sophie, die einzige Erbin eines überreichen Geschlechtes, hatte seltsamer Weise noch keine Gelegenheit gefunden, einen Ehebund zu schließen. Ihr Stolz und die Gütekeit an ihre blühende Erbschaft hatte ziemlich hoch hinaus wollen und es hatte ein Jähz oder Perseus sein mühen, den sie für werth erachtet hätte, mit ihrer Hand und ihrem Vermögen beglückt zu werden. Die Jahre brachten aber dennoch etwas mit sich — die Vergränglichkeit; ihre Neize begannen mehr und mehr zu erkalten und wenn sie auch immer noch eine stolze Erscheinung war und blieb, so gemachte sie immerhin an die voll angeblühnte Blüte, deren Entblätterten in naher Aussicht stand. Sie verhehlte es sich nicht, daß es an der Zeit sei, ihre hochgepannten Forderungen zu mäßigen und bald sprach ganz Wien über ihre bevorstehende Verählung mit einem Grafen von Spillern, der zwar weder innig noch schön, weder reich noch gebildet, aber doch immer noch ein Graf war.

Sophie brandte also immerhin nicht unter ihren gesellschaftlichen Rang zu treten. Des Grafen Jugend und großes Vermögen war bereits beliebt und er betrachtete die Partie einzig als ein Mittel zur Herstellung seiner gestürzten Finanzen — kurz, es war eine Monstrosität in des Wortes schälimmster Bedeutung. Gräfin Sophie wollte dies ebenfalls als ihr Bräutigam, doch verachtete sie sich über die Tade hinwegzudrücken. (Frig besprachen sie eines Tages die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier, die Pracht, welche entfaltet werden sollte.

„Und auf dem Falle,“ unterbrach der Graf eine Pause, „lassen wir uns die Kapelle vom Strauß anspielen.“

Sophie erstarrte und starr auf.

„Von Strauß? ... Warum gerade diese?“

„Vor ist doch der gefachteste und vornehmste unserer Musiker und dann — er wohnt der Wallföhlgen heiz einen hübschen Walzer vor.“

„Mir nicht!“

„Athen nicht, liebe Sophie, warum das?“

Und Sophie erzählte dem Grafen die Liebesgeschichte des jungen Musiklehrers mit lachendem, doch hin und wieder zuckendem Munde.

„Sa, ha,“ lachte auch er auf, „deito besser, nun soll der tolle Musikant erst recht spielen.“

„Der stolze Künstler wird es nicht thun.“

„Glauben Sie,“ lachte der Graf, „für Geld thut io ein Mensch alles und ich wette hundert gegen eins, er komponiert Ihnen zu Ehren noch einen reizenden Tanz.“

„Nun, so verbinden Sie Ihr Glück, lieber Graf! — doch ich zweifele an dem Erfolg.“

Mit einem gnädigen Handhins war der Graf entlassen und dieser eilte in die Wohnung Johann Strauß', der den ihm als Bräutigam der Gräfin Sophie wohlbekannten Abgesandten ziemlich kalt empfing.

„Herr von Strauß,“ begann dieser in herabstufendem Tone, „ich brauche Sie für einen Hochzeitstanz.“

„Medaure sehr, Herr Graf, ich bin aber jezt zu sehr in Anspruch genommen; ich habe keinen Abend frei!“

„Sie müssen spielen!“

„Ich kann nicht!“

„Um jeden Preis!“

„Wird ist mir Bedenkade!“

„Der Name vielleicht nicht! Es handelt sich um die Hochzeit der Gräfin Hardenberg!“

Strauß erbleichte.

Die Komtesse hat den besonderen Wunsch ausgesprochen, den den Feste Sie mit Ihrer Kapelle zu haben und ich würde es mich viel kosten lassen, wenn Sie ihr einen schönen Tanz widmen würden.“

Der Graf blinzelte lächelnd auf Strauß, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte.

„Gut, ich werde spielen und der Gräfin auch einen Walzer komponieren, aber ich verlange — tausend Gulden, die ich indes den Armen Wiens gebe!“

„Tausend Gulden! hm, das ist viel Geld!“

„Für eine Gräfin Hardenberg nicht zu viel. Uebrigens, ich habe Sie nicht eingeladen, also —“

Der Graf lächelte nachdenklich den Kopf.

„Tausend Gulden, es ist viel, aber Sie sollen es haben. Der Walzer dazu wird aber auch recht schön, nicht wahr?“

„So gut ich es vermag. Die „Sophtänze“ — so will ich sie nennen — sollen jedermann den Namen Strauß ins Gedächtnis rufen, Herr Graf, — jedermann!“

Der Graf verstand die Auspielung, ging jedoch leicht darüber hinweg. Nach waren Zeit und Stunde vereinbart und der Graf verließ — ein stehender Triumphtor — Strauß' Wohnung. Dieser blinzelte ihm großmuth nach.

„Wartet nur,“ rief er prophetisch aus, „der Name Strauß soll euch in den Ohren klingen. — Ich will euch ein paar Walzer machen, an denen ihr euch daran zu Tode tanzen könnt.“

Nach floß Note auf Note aus seiner Feder und die leichte Art seines Schaffens ließ schon nach wenig Stunden eine prächtige Reihe Walzermotive entstehen, die er mit stichlichem Behagen auf seinem Klavier spielte. — Der Künstler hatte den Menschen bezwungen. „Das sollen sie sein, die „Sophtänze“; Gräfin Hardenberg, der Name soll nur durch die Vergessenheit entrissen werden! Ja, „nur ein Musikant“, wie mir das heute so sehr in die Ohren klingt, ja, nur ein Musikant, aber einer, dem sein Klavier mit Freunden die Hand drückt, einer, den alle Welt liebt und schätzt.“

In fabelhafter Pracht erglänzte das stolze Palais Hardenberg am dem Ehrentrage der Klomette Sophie. Die Säle waren von den Gästen, die lärmend und rauschend sich bewegten, gefüllt. Der große Familienaal im ersten Stockwerke bildete den Mittelpunkt der Festlichkeiten. An der Rückwand war eine Giraffe für die Straußsche Kapelle, welche um 9 Uhr mit ihren Vorträgen den Festball einleiteten sollte. An der Spitze stand bleichen Antlitzes Johann Strauß, dessen andere Ruhe nicht den harten Kampf erkennen ließ, der in seinem Herzen neu aufgelodert war. Es kam ihm sehr schwer an, der Gräfin, die ihn einst so tief beleidigt und gedemüthigt, gegenüber zu stehen, allein dem war nun einmal nicht mehr anzusehen.

Die Paare inthronisirenden im Saale, Sophie am Arme ihres Gemahls, der stets ironisch lächelnd vor Strauß vorüberschritt. Die junge Frau war überaus lustig und sprach eifrig dem Schaumwein zu, den die Diener servierten. Die Kapelle intonierte den ersten Walzer und bald wiegten sich die Paare in zierlichem Tange, allen voran Gräfin Sophie mit ihrem Gemahl, der nur mühsam mithin konnte.

„Gute, nur gute, lieber Ignaz, nicht du mit mir tanzen, so viel ich verlange, — ich bin fast ausgelassen heiter.“

Zu jeder Pause trank die erhaltene Gräfin einige Gläser Schaumwein, um sich gleich darauf wieder in den Trubel des Tanzes zu stürzen. Der arme Graf folgte wie ein Opferlamm dieser ersten Laune seiner jungen Gattin und tanzte immer mit fort, so gut er es eben vermochte. Auf einmal ging eine besondere Bewegung durch den Saal. Ein Lächeln an dem Blase des Dirigenten verkündete die bevorstehende Widmung „Sophtänze“. Alles lautete atemlos und Gräfin Sophie verschlang die Erscheinung Strauß mit den Widen. Die ersten Takte der Introduction waren verhaucht. Ein Murren der Befriedigung ging durch den Saal.

Gräfin Sophie sah ihren schon widerstandslosen Gemahl und die Kapelle begann den ersten Walzer.

Lebhast drehte sich alles im Kreise nach der pridelnden Melodie dieses flotten Tanzes und Gräfin Sophie raste Entsetzen erregend im Saale umher. „Walzer, mehr Walzer!“ rief sie mit fast erschauernder Stimme — ihre Tanztast hatte sich fast bis zum Paroxysmus gesteigert, „Walzer!“ Der zweite Walzer begann. Wie das wogte und wallte im Saale! Die Paare, nur mit sich selbst beschäftigt, flogen auf und nieder — da, — ein greller Schrei, ein dumpfer Fall, — und alles fürzte zur Giraffe, vor welcher Gräfin Sophie zusammengebrochen war. Strauß sprang zuerst hinzu und stützte ihr Haupt, dessen Augen in fohlem Glanze erstarrt waren. Ein gepreßter Schrei entrang sich dem Munde Sophtens, ein unverständ-

liches Murren und sie war tot — ein Herzschlag hatte sie getödtet.

Lärm und Schreden erfüllte den Saal, der so jäh in einen Ort des Jammers verwandelt worden war; Graf Epilern ließ sich in sein Gemach führen, während Strauß, vor Aufregung bebend, den Dienern half, den Leichnam in das Schlafgemach der Klomette zu bringen. Die Stoppel brach auf und als der letzte einer verließ Strauß die Stätte seines ersten Liebesglücks und Liebesleids.

Die ergreifende Liebesgeschichte des Wiener Lieblings wurde bekannt und lebte in dem Munde der Wiener fort, und jene reizenden Tänze, unter deren Klängen Gräfin Sophie ihr junges Leben ausgehaucht, erhielten den Namen „Totenwalzer des Vater Strauß“. Als solche sind sie heute noch im Volksmunde bekannt und beliebt und darum haben wir diese Geschichte aufgezeichnet, als eine der ergreifendsten Episoden aus dem Liebes- und Künstlerleben eines Begnadeten, der zwar „nur ein Musikant“, aber als solcher König war — Walzerkönig.



Die Rache der Pompadour.

Historische Episode von B. Schlegel.

Jeanne Antoinette Poisson war so gnädig gewesen, aus den Händen des zu ihren Füßen schmachenden Königs den Titel „Marquise von Pompadour“ anzunehmen und Ludwig XV. schien entzückt über diese Huld, der ganze dienstfertige Hof mit ihm, denn man schrieb das Jahr 1748, in welchem diese Frau einem Stern erster Größe gleich, aufgezogen war am Himmel des französischen Königthums. Jedermann wetteiferte mit dem Könige, die Launen und Wünsche der Allmächtigen zu erraten, natürlich blieben auch die Wünsche nicht zurück, vor allem die Lust, welche die reizende Marquise besonders liebte. Demoiselle Lemaure, der Stern der Oper, machte hierin eine Ausnahme, sei es, daß sie mit Weib auf die schnellen Siege der Marquise blickte, oder daß sie ihre Gütlichkeit beleidigt fühlte, denn sie war bezaubernd schön, so daß sie einen Hof von Anderen leitete in ihrem Salon sah, unter denen der Vikonte Decages und der Marquis von Bouffleure, Kavaliere ersten Ranges, besonders hervortraten.

Aber alle diese ergebenen Herren zusammen schienen der Sängerin Lemaure, die durch ihre übererfliche Stimme ganz Paris bezauberte, den einzigen Ludwig nicht zu ersetzen, und sie gefiel sich darin, eine Art Opposition gegen die Marquise zu organisieren, die ihr ein Dorn im Auge war. Unter diesen Umständen kam der Abend heran, an welchem der König die Dame seines Herzens durch ein Konzert von besonderer Selbigenheit überraschen wollte, natürlich mußte dabei der allgemein geliebte Name der Sängerin Lemaure obenstehen, und wer nur immer im Saale war, Zutritt bei Hof zu erlangen, suchte diesen musikalischen Genuß ja nicht zu veräumen.

Somit war wohl alles vortrefflich, aber Demoiselle Lemaure hatte ein eigenes Köpfchen, wohl schön und lieblich, doch nicht minder reich an Launen und Kapriolen.

In den Vormittagsstunden des besuchten Konzerts tagess versammelten sich, wie immer, in dem Salon der Sängerin die Pariser Klons, um ihre Huldigung ihr darzubringen, ihr Entzücken über Lemaures letzte Leistung in Versen und Prosa auszudrücken und dafür einen quäbigen Blick, wenn nicht mehr zu erhaschen. Natürlich kam man heute auch auf das bevorstehende Hofkonzert zu sprechen, und jeder der Anwesenden wählte interessante Details zu erzählen, die er gehört haben wollte.

„Es wird einzig,“ äußerte der Marquis von Bouffleure, „der König hofft die Marquise zu entzücken! Wenn nur kein Hindernis dazwischen kommt, ich möchte wenigstens um keinen Preis die Person sein, welche den Glanz des Festes trübt. Der König wäre empört und außer sich, noch mehr aber wäre Frau von Pompadour zu fürchten.“

„Zu fürchten? Rächerlich!“ warf die Sängerin hin, gereizt durch das Gewicht, welches man der Marquise beilegte wollte.

„Freiwillig Sie nicht, Miße des Gesanges,“ entgegnete Vikonte Decages feierlich parodierend, „nicht

um die Schätze Indiens möchte ich den Zorn der Allmächtigen heraufbeschwören.“

„Und ich wage ihn ohne Bögen,“ eiferte durch den Widerstand aufgeregt die schöne Lemaure, „und zum Beweis dessen werde ich heute nicht singen, selbst ohne mich bei Hof durch eine Silbe entschuldigen zu lassen.“ Dabei warf sie sich in den Pantell zurück, während alle Anwesenden ihre Ueberraschung über ihren Zweifel über diese Kühnheit laut werden ließen, aber die Sängerin blieb bei ihrem Versprechen, schau aus gereiztem Stolz. Man dat und beschwor sie, doch umsonst! die Herren empfahlen sich, um als Gäste des Konzerts Toilette zu machen, und die schöne Oppositionshelbin erneuerte ihren Schwur, — sie werden heute nicht singen. —

Ein Meer des Lichts erhellte die Säle des königlichen Palais, in welchem der Adel des Reichs in gold- und erbsienrothgeden Gewändern wogte, und das Zeichen zum Beginne des Konzerts wurde gegeben.

Die Introduction war vorüber. Das Orchester hatte sich selbst überlassen, die Zuhörer bezogen ihren Weisall. Nur der Konzertmeister stand unruhig im Vorlaufe, tief ab und an, sah nach der Treppe oder horchte auf das Geräusch der Wagen, denn die dritte Nummer des Konzerts war eine Arie der unvergleichlichen Lemaure, welche noch nicht erschienen war. Eine lange Pause folgte, die Arie sollte beginnen, die Marquise wurde ungeduldig, der König äußerte sein Mißfallen über dieses Bögen, da trat der Konzertmeister ein und meldete, die Sängerin sei erkrankt. Das Konzert war gestört, die Krone schloß, der Abend war verloren. Frau von Pompadour blieb verstimmt, des Königs Stimm unwirkte sich und somit durfte der ganze Hof seine Freude nicht äußern. — kurz, Demoiselle Lemaure lachte ins Fränkchen.

Man hatte den Kammerdiener des Königs in ihre Wohnung geschickt, der atemlos bei ihr eintrat. Zu seinem Schrecken fand er die Sängerin, die in reizendem Negligee auf dem Sofa lag, für sich die anmutigsten Lieber trillern, und als er leuchtend vor Eile die Demoiselle erinnerte, an den Hof zum Konzert eilen zu wollen, erwiderte sie ihm lächelnd: „Mein Vetter, ich singe ein ander Mal, ich habe heute das Konzert ganz vergessen, und jetzt ist es zu spät.“ Damit wandte sie ihm den Widen zu, während sie fortfuhr, mit gluckender Stimme weiter zu trillern.

Der Konzertmeister hatte nicht den Mut, die volle Wahrheit dem Könige logisch zu entdecken, aber dienstfertige Jungen hinterbrachten es der Marquise von Pompadour, und diese war nicht der Art, um Beleidigungen zu vergeben. Inzwischen vergingen Wochen. Demoiselle Lemaure sah wie früher auf dem musikalischen Thron, das pitante Intermezzo erhöhte ihr Ansehen, vermehrte ihren Anhang und erzeugte manche Satire auf die Marquise, bis die Neugierde allmählich in den Hintergrund gedrängt wurde durch neue Ereignisse in der vornehmen Welt. Ja, man bewunderte die Allmacht der Sängerin, als eines Abends ein größerer Streich von Verehrern der Kunst bei derselben veranlaßt war, und ihr Diener eintrat, einen Brief überreichend, der eben vom König und der Marquise für sie überreicht worden war. Demoiselle Lemaure traute ausfangs ihren Augen nicht, erbrach hastig das Siegel, durchsah eilig die Zeilen und hielt sie dann mit triumphierendem Lächeln dem Marquis von Bouffleure hin, indem sie selbstzufrieden ausrief: „Herr Marquis lesen Sie diese Zeilen und lernen Sie daraus, daß man vor niemand zu zittern hat, wenn man Lemaure heißt.“

Der Marquis und mit ihm ein großer Kreis von Gästen las die demüthigten Zeilen, welche eine höchst freundliche Einladung der Marquise für die Sängerin enthielt, sie möchte am nächsten Tage die Tafel des Hofes teilen, ja man bezauberte sogar die Indisposition, welche sie gehindert hatte, das letzte Hofkonzert zu verheerlichen. — So mancher Köstliche war nach Hause gerollt und hoffte für sich eine gleiche Einladung zu finden, aber kein einziger Pariser, noch mehr, nicht eine Pariserin konnte sich dieser Lust erfreuen, was der Sängerin ein Her von Reibern erzeugte, denn offenbar genöth sie die Gunst, in den engen Kreis eines Familienindners gezogen zu werden.

Der erste Tag Mittags kam heran. Tief ließ der eilige Wind die Schneeflocken durch die Lüfte, so standen doch Hunderte von Personen auf der Straße, um den Triumph der Sängerin mit eigenen Augen zu sehen aber die beneideten Teilnehmer dieser geheim gehaltenen Tafel zu erblicken. Die siegesfrumene Lemaure, reizender als je gekleidet, hing in den Wagen des Marquis von Bouffleure, der sich nicht wenig darauf einbildete, daß die allmächtige Schönheit seine Dienerschaft und seine Equi-

page zu benutzen geruhte in dem Moment, wo man sogar von einem neuen Gesänge an Ludwigs Seite fahelte, die in der Person der Geladenen die Marquise in den Hintergrund zu drängen bestimmt schien. Der möchte die Gerüchte alle aufzuheben, welche kursierten! Noch weniger möglich wäre es, den feinen Zug selbstzufriedenen Lächelns zu schildern, welcher um die Lippen der Marquise von Bonaparte spielte, als man ihr all diesen Pomp schilderte, mit dem man diese Tafel anzuschmücken beliebte.

Demoiselle Remyre fuhr in ihrer glänzenden Equipage rasend durch die Straßen, zitternd vor Kälte, denn sie wagte nicht, ihre unnachahmliche Toilette durch einen schweren Mantel zu drücken und erreichte, nach einem warmen Salon sich lehnd, endlich das Portal des bezeichneten Palais. Der Portier öffnete mit tiefer Beugung den Schlag, auf jeder Stufe der Marmortreppe begrüßten sie zwei Diener in großer Vivree, an welchen die Sängerin leicht wie eine Fée vorbeist. Die Flügelthüren des Speisesaales sprangen auf, sie tritt lächelnd ein — aber sie sieht allein im Gemach und nicht ein Fräulein seiner Art im Kamin zu entdecken. Es verminnen fünf, zehn Minuten, eine Viertelstunde, die Sängerin frisst trotz der Kissen des Sofas, in die sie sich bürst, sie bleibt allein, so oft sie auch nach dem Fenster späht. Kein Wagen hält am Portal und doch wagt sie sich noch immer nicht, zu klingeln, ja sie zürst sich selbst, denn sonst gewohnt, eine Stunde später zu kommen als ihre Pflicht war, hatte heute die Freude des Triumphes sie vüthlich sein lassen. Dies allein war es jetzt, womit sie sich zu trösten versuchte.

Aber die Viertelstunde war zur Hälfte geworden. Remyre ist nach immer allein; die Kälte schüttelt sie so heftig, daß sie nicht mehr zu klingeln zögert und — der Kammerdiener tritt ein, um ihr zu melden: die Marquise habe die Einladung ganz vergessen, die Demoiselle werden schon ein andermal zum Speisen geladen werden, denn für heute sei es schon zu spät. Damit öffnete der Sprechende dienstfertig die Thüre des Saales, indem er mit tiefer Reuerenz hinzusetzte: „Ich wünsche wohl gekostet zu haben!“

Die Sängerin bedeckte vor Mut und Scham, stand einige Zeit sprachlos da, dann wandte sie der Treppe zu, auf deren einzelnen Stufen abermals die Bedienten standen, welche sich ehrfürchtig verniegt, sprachen: „Wünschen wohl gekostet zu haben!“ „Ja, als die halb bewußtlose Sängerin in die Stufen des Wagens sank, rief noch der Portier, den Hut tief abziehend, dem Wagen nach: „Wohl gekostet zu haben!“

Der Stern Remyres sank schnell. Der Marquis von Bouffieres wechselte noch am selbigen Tage die Vivree seiner Dienerschaft und verkaufte den Wagen, den die Sängerin benutzt hatte, die jetzt das Ziel des Spottes war. Am 10. Ludwig des XV. erreichte diese also imprävisierte Episode aber eine grenzenlose Heiterkeit, — man fand des Lachens kein Ende.



Berliner Saison.

VII.

Berlin, im April.

Die Philharmoniker.

In wenigen Tagen werden wir die erste Wilhows-Saison absolvieren haben. Diese Serie von Abonnementsabenden hat das feste Gerüst unseres gesamten Konzertlebens gebildet, in ihr hat sich die Glüte der Solisten, die Blüte neuzeitlicher Komposition und der höchste Glanz orchesterlicher Ausführung vereinigt. Und zum erstenmale ist, worauf wir besonders Gewicht legen, der Beweis geführt worden, daß sich ein weitestgehend angelegtes Orchesterunternehmen in Berlin aufrecht erhalten läßt, ohne von der Krippe beherrschter Subventionierung zehren zu müssen.

Ist denn das Legitime so wunderbar? Haben nicht viele Provinzialstädte vor Berlin ihre selbstgelebten Orchesterzellen besessen, die ihre Daseinskräfte leblich aus der Teilnahme des Publikums zogen? In der That, wenn wir uns freuen, daß wir es so herrlich weit gebracht, ja sollten wir uns dabei beständig erinnern, daß keine größere Stadt der Konzentration ihrer Kräfte einen ja hartnäckigen Widerstand

entgegengesetzt hat, wie gerade Berlin. Bis zur Begründung der Philharmonischen Kapelle regierte bei uns der Zufall souverän, und ihm gefiel sich in den meisten Fällen der Schlenker an als unholbar Gefährte. Der Gedanke, daß ein bedeutendes Orchester im Mittelpunkt des Musiklebens stehen müsse, lebte wohl in den Köpfen einiger weitblickenden Dirigenten und Unternehmern, allein die Zersplitterung unseres tonkünstlerischen Treibens in Duzende von Gesangs- und Quartettvereinen, die Konkurrenz der täglichen Philharmonischen Konzerte mit billigem Entree und der sogenannten Verlobungskonzerte im Bismarck-Konzertsaal vermittelten immer wieder die Bildung eines starken Organismus mit einheitlicher Leitung. Gäste kamen und Gäste gingen; zu hunderten strömten sie über die Treppe der Singakademie und der andern Konzertsäle; keiner nahm von dem Programm seines Vorgängers Notiz, keiner kümmerte sich um die Absichten seines Nachfolgers. Die bedeutendsten Kompositionen konnten geschrieben werden, wir bekamen sie nicht zu hören; die schönsten konnten einen dauerbaren Eindruck für den Hörer enthalten, und wir mußten sie in einer Saison ein Duzendmal über uns ergehen lassen. Die klassischen Kompositionen waren wohl in den Händen der Berliner Kammermusikler gut aufgehoben; allein die königlichen Symphonie-Soireen im Opernhaus versammelten nur einen winzigen Bruchteil der musikalischen Bevölkerung, eine exklusive zödische Gesellschaft, welche mit allem Eifer darüber wachte, daß kein reformatorischer Windstoß über ihre Puderperle ziehe. Das Gros der modernen Kompositionen, insoweit die Instrumentalkonzerte mit Orchester waren, der disziplinären Gewalt untergeordneter Orchester, in der Regel der selbstem selbigen ausübenden „Berliner Symphonie-Kapelle“ aberantwortend, welche mit ihrem Gebilde ungehäute Meisterwerke in Grund und Boden hies und hieselbe. Und bei alledem ließ es sich Berlin gefallen, „la capitale de la musique“ genannt zu werden; vielleicht wegen der Kapitale-Gebäude, die es auf sein musikalisches Konto gehäuft hatte.

Erst die Philharmonische Kapelle, welche demnächst mit dem Zeugnis der Reife und Selbstständigkeit aus der Saison entlassen werden wird, hat es zuwege gebracht, die Hauptstütze für das Kunstideal sinnig entworfener Programme und materielle Ausführungen zu interessieren. Man kann wohl behaupten, daß sich das Gehör der Berliner seit dem Wirken der Philharmoniker um mehrere Grade verfeinert hat; Konzerthelstellungen, wie sie ehe dem an der Tagesordnung waren, würden heute entwerder verläßt, oder durch den Protest der Hörschaft zum Schweigen gebracht werden. Glücklicherweise kamen derartige Monstrositäten, welche an das symphonische Gewinsel vergangener Tage erinnern, nur nach ganz ausnahmsweise vor und dann nur an Stätten, in welche des Kritikers Faust nicht dringt.

Es dürfte in musikalischen Kreisen vielfach bekannt sein, daß sich die Philharmonische Kapelle ihre gebietende Stellung nur unter schweren Gefahren erkämpft hat. Nicht gegen den Geschmack des gebildeten Publikums hatte sie anzukämpfen, aber gegen materielle Hindernisse, die sich überall einstellten, wo die große zähe Masse durch neue Impulse in Bewegung versetzt werden soll. Mehr als einmal hat das Dammfließschwert der Auflösung über den Häuptern der Philharmoniker geschwebt. Selbst aus einer Auflösung hervorgegangen, nämlich aus den abgesprengten Mitgliedern der Bismarck-Kapelle gebildet, verrichtete die Kapelle ihre ersten Heldentaten unter Willner, der damals in Dresden residierte und zu den Proben wie Aufstellungen regelmäßig nach Berlin kam. Trotz des durchschlagenden künstlerischen Erfolges machte sich der Ruf nach Staatshilfe vernehmbar, und es schien, als ob das Institut in eine gewisse Abhängigkeit von der Akademie geraten würde. Es folgte die Vera Joachim-Rindhardt, die Zeit der geteilten Direktion, in welcher die einheitliche Leitung verloren ging, wogegen sich ein weites Feld für Rivalitäten, Parteiisierungen und Kompromisse eröffnete. Schließlich zerfiel die aperturmeistige Gesellschaft, unter deren Patronat das Orchester längere Zeit mußte harte. Aber die Philharmonie selbst war nicht mehr umzubringen; in Hans von Bülow fand sie den kräftigen Halt, in seinem Taktstod einen unter allen Umständen wirksamen Magneten. Der verfloßene Winter war den Konzertveranstaltungen aus mehr als einem Grunde nicht gerade günstig; die Kapelle hat ihn nicht nur siegreich überstanden, sondern in ihm auch ein finanzielles Fundament für die Zukunft erobert. Ein Franz List durfte freilich auf die Frage nach seinen Resultaten antworten: „ich habe Muß gemacht und keine Geschäfte;“ den Lugas

solcher Denkart kann sich eine kopisthorke Truppe nicht erlauben. So lange das Säckelgepäck des Defizits nicht vermindert war, hallen uns die wunderbaren Leistungen nicht über die Befürchtungen für die Zukunft hinweg; jenes kasernenmäßige Ergebnis bürgt uns aber dafür, daß die Gefahr eines Rückfalls in die alte Musikmißere endgültig überwunden ist.

R. Moschowski.



Kunst und Künstler.

— In Wiesbaden ist am 8. März der Opernsänger und Regisseur J. A. K. W. W., der über 40 Jahre eine Stütze der dortigen Oper war, 81 Jahre alt gestorben.

— Frau Brauner-Schäfer, eine der populärsten Wiener Sängerinnen und Schauspielerinnen, ist am 8. März in Jglaun gestorben. Sie war bis Ende 1886 am Theater an der Wien engagiert.

— Frau Charlotte Frohn-Annas, die Gattin des Direktors des Berliner Hoftheaters, starb nach zehnjährigem Krankenlager an den Folgen einer schweren Pnemonie, die sich nach einer geringfügig scheinenden Verletzung am Fingernagel eingestellt hatte. Die Verstorbene war eine als tragische Selbst geschätzte Schauspielerin, besonders im französischen Salon. In den letzten Jahren erwies sie sich auch als geistvolle Darstellerin der Frauengestalten Jüdens.

— In Gießen kam eine neue Komposition für Soli, Chor und Orchester: Jungfrau Sieglinde von Dr. Hans Büchle, zur Aufführung, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit solcher Konzeptionsrichtungen auf sich zu lenken, die gute und wirkungsvolle Novitäten anstreben. Das natürlich gehaltene, überaus reich und annähernd gefärbte Werk zeigt den Stil Gades, unterwirft mit Ärgern der neudeutlichen Schule, ist einerseits voll sinniger Poesie, aber auch voll kerniger geistiger Männlichkeit. Glänzender Erfolg ist dem schönen Werke bei guter Ausführung immer sicher.

— Bei dem Dido, Oper in 3 Akten von O. Reigel. Der vorläufige als einem Degenium Weimars klassischen Boden betreten, um unter Franz Liszt's Regie sich im Klavierpiel zu vervollkommen, ist jetzt wieder in die ihm wert gebliebene Stätte zurückgekehrt, um einen Beweis seines musikalischen Schaffens darzubieten. Herr Dr. Otto Reigel, welcher seine Ausbildung durch Kullak in Berlin erhalten, 1873 bis 1875 bei Liszt verweilt, 1878—1881 am Konservatorium zu Straßburg, sodann bis 1885 am kaiserlichen Konservatorium zu Moskau, darauf am Konservatorium in Köln wirkte, um im Sommer 1887 an Stelle Aug. Reisers als Musikreferent der königlichen Zeitung einzutreten, begann die Komposition seiner Oper Dido bereits zur Zeit seines Aufenthaltes in Moskau. Während die Bemühungen der früheren Dido-Komponisten meistens daran gescheitert sind, daß sie sich allzusehr an Vergil's Aeneide angeschlossen, hat Reigel den Stoff dramatischer gestaltet und den selbst verfaßten Text, der musikalischen Gekunstlung entsprechend, abgerundet.

Seit langer Zeit hat hier eine Oper nicht solchen Erfolg gehabt, wie die von Otto Reigel aus Köln gedichtete und komponierte Oper „Dido“. Es will gewiß viel sagen, wenn ein Stoff, welcher der altersgrauen Epoche der Trajaner angehört, ein so vorwöhntes, mit Unrecht als nachlässig ausgegebenes Publikum wie das weimarische, bis zum letzten Moment in Aufmerksamkeit zu erhalten vermag. Das ist aber der „Dido“ gelungen, besonders im zweiten und dritten Schlußakt, nach welchem der Komponist mit den Vertretern der Hauptrollen je zweimal den Beifall des Publikums persönlich in Empfang nehmen durfte.

Ein wenig düster gehalten, dabei sehr eigenartig, mitunter fremdartig wirkt der erste Akt, in welchem wir den südländischen Marsch und den helljüdelnden Schluß als feindlich hervorheben wollen. Dagegen nimmt der bis zu höchster Steigerung aufgeführte zweite Akt mit dem Liebesduett am Schluß einen mächtigen, packenden Aufschwung. Schon das erste Duett zwischen Jagbar und Dido nach einem sehr frühen Jagbar wurde lebhaft applaudiert. Am Schluß brach sich eine begeisterte Stimmung Bahn. Der dritte Akt ist zarter, aber dramatisch tief empfunden und mit großem Geschick angelegt. Die vortrefflich gelangene Aufführung, in welcher Dido des Aeneas

Briefkasten

der Redaktion.

Seitens 10 bis 15 Abonnements-Geldung beizubringen. Sonstige Briefe werden nicht beantwortet.

Eilberfeld. A. R. Das mag ja sein, — wir irren uns, das jeder irrt an. **Posselt. H. S.** Wohnt in Götting, ad 2. **V. J. Zanger** in Köln (nicht in Götting) gegen eine Musikalienhandlung der geistlichen Sachen.

Magdeburg. E. S. Mit ähnlichem Sinne sind wir sehr zufrieden. **Herrn Pauli. J. M.** Ich bin sehr glücklich, Ihre ständige Dankbarkeit erinnert und noch nicht um den Namen des Musikalienhändlers, dem wir Sie zu danken haben, aber an einen solchen, dem ein französischer Sergeant in Götting ebenfalls einen Vornamen aus der Gasse gegeben hat und der aus Dankbarkeit sämtliche Offiziere der Regimenter nach aufgetrieben und so seinen Helfer zum Obersten gemacht hat.

Kasseler. F. G. Gruber & Mayer in Götting dürfte vielleicht die geeignete Adresse sein. **Proskau. Abonnent.** Höfentlichst mitbedenken eine Befragung.

G. H. J. Zeitweise recht gut, — manchmal weniger.

W. L. E. W. Mit dem gefandenen Sie schicken Sie am besten Ihre Kompositionen ab — Sie haben jedenfalls eine große Zukunft hinter sich.

Nordhausen. H. S. Nicht geeignet. **Metz. H. S.** Ihr Brief ist in der Zeit „der lieblichste Unfuss“, den je römische Dichterinnen verbrochen.

Feld. H. S. Sie scheinen ein Geistesgenie zu haben, wie ein Koffer, — für solche Manipulationen sind wir nicht zu haben.

Zürich. J. L. Das läßt sich nicht machen, denn der Verleger ist nicht bloß in Götting, sondern auch in Berlin.

Braun. J. P. Eine Verbindung haben Sie schon zum Journalisten, nämlich die unsterbliche Dankschuld, — das andere steht nicht.

Klaus. J. S. Die Legende Ihres Lebens „und mit Orkanen und mit Graun“ hören's die Mitter und Göttinger! — illustriert die Wirkung der Komposition am trefflichsten.

W. L. in M. Manuskripte beurteilen wir nicht, aber wir sind mit Ihren Schlagworten. **8. Kompositionen** von Zobe (Weisheit) & Götting (Witze) ad 3. Streichquartette können wir doch wohl aus der Hand nehmen, denn wir sind nicht bloß in Götting, sondern auch in Berlin.

Trier. J. N. Das müßte ich mir von 3 J. Zanger in Köln, von welchem Sie auch die übrigen Kompositionen begehren können, voraussetzen, daß Sie in Göttinger Verhältnisse eintreten. Zu genannten Zweck dienen übrigens die Originale je besser.

Neuwied. A. B. Dann müssen Sie eben andere Mittel ergreifen, denn wer Götting hat, verleiht auf seinem Efel.

Bonn. J. L. Ihren Manuskripten noch schicken Sie je ein großes Bild zu sein, aber ein — Brief.

Karl. L. L. Ihr tüchtiger gute Sachen werden wir immer verwenden. Ihr event. Zusendung in der Post beizubringen.

Götting. F. S. Das ist ganz egal, — wie Sie die Postage eben am besten voraussetzen können. Die vierzig Posten dürfen entgegengesetzt sein.

Braunberg. A. M. Können Ihnen leider nicht dienen. Wenn Sie sich doch (mit Retourkarte) an das betr. Bürgermeisterei.

P. S. in Z. Wir wollen ohnehin nicht eines jener vielen strengen Fachblätter sein, die jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

und jenseit der Rubrik fälschlich schreiben, sondern wir dienen der Kunst auf andere, einem gebildeten Laien- und Dilettanten-Publikum mehr zugewandt und also auch mehr nützliche Weise

Im Familienkreise 150

jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Jeht beliebige Länge 1. Klavier (je nach Länge) 12 bis 18 Takte. Preis 1.50 Mk. 2. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk. 3. 20 Takte enthält nur 1.50 Mk.

Konservatorium für Musik.

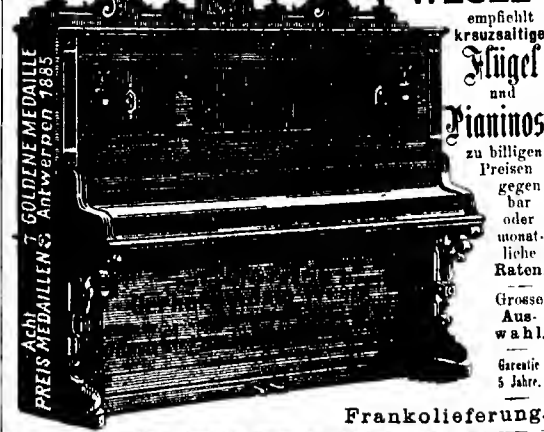
Coblenz, Löhrrstraße 68.

Vorrätigst geleitet und nach reichsten Erfahrungen organisierte Ausst. Beginn des Sommersemesters 3. April. Der Unterricht umfasst Klavier (Stuttgarter Schule), Orgel, Gesang, alle Streichinstrumente, Theorie u. s. w. — Prüfungscommission. — Seminar für Musiklehrer. Statuten sind gegen Einsendung von 1 Mk. in Briefmarken durch die Direktion zu beziehen.

Die Direktion.

Garniersche Lehr- und Erziehungs-Anstalt (gegründet 1836) ohne Latein mit Berecht. z. einj. freiw. Militärdienste zu Friedr. riedrichsdorf am Tannus, 1/2 Stunden von Bad Homburg, für in- u. Ausländer. Aufnahme vom 1. Juni an. Prospektus franko durch den Inhaber Garnier.

Gerhard Adam, WESEL



empfehlte krausaltige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre.

Frankfurterlieferung.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bis zum 1. Mai erschienenen Abschnitte des nachstehenden Romans gratis und franko nachgeliefert.

Paul Lindaus

neuester Berliner Roman in 2 Bänden unter dem Titel: „Spiken“ erscheint in Deutschland nur im „Berliner Tageblatt“ Abonnements für die Monate Mai u. Juni 3 Mk. 50 Pf. nehmen alle Reichspostanstalten entgegen für

Kemmerich's Pepton cond. Bouillon Fleisch-Extract Von Autoritäten empfohlen. 16 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 1874. Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“. Zu haben in den Apotheken, Droguen- und Colonialwarenhandlungen, sowie in den Apotheken.

GAEDKE'S CACAO zeichnet sich durch Löslichkeit, feines Aroma und unvergleichlich schönen Geschmack aus. Proben versendet P. W. Gaedke, Hamburg.

Ueber 5000 Expl. abgesetzt! Des Händlers Worte: Wir Deutschen fürchten Gott. Aber sonst nichts in der Welt! Patriotisch. Lied: Singst. m. Klavierbegl. 75 Pf. für Männerquartett. Part. u. 40 Pf. Gegen Einsendung des Betrages versendet franko. Emil Ascher, Hamburg, Thalerstr. 32.

Die musikal. Wundermappe. 12 eleg. neue Klavieralben m. 235 d. schönsten Tänze, Märsche, Salonstücke, Liedersprüche, Opernphän., Potp. etc. in eleg. Notenumlage. Preis 6 Mk. Leipzig, Richard Noske.

„Wir kennen keine bessere, lustiger, u. lusthaltenderen, in Lust und Fleiß steigender Schule.“ Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig. Hielgraber Verlag, Hannover. * J. Dumm, Klavierschule, 66. Aufl., 4 Mk.

Sensations - Walzer

„Am Zierbrunnen.“ von Reinhold Franke, op. 4. Preis für Pianosorte 1.50, für Orchester 4.50. Der Walzer wurde aus Anlass des in Götting errichteten Monumentalbrunnens komponiert und trägt auf seinem Titelblatt die kunstvolle Abbildung desselben. Die Musik ist ebenso melodisch, wie im höchsten Grade geschmackvoll, bezieht sich durch Fritz Medler, Götting oder jede Musikalienhandlung.

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. 12 Hefen. 1.50 Mk. 2. 2.50 Mk. 3. 3.50 Mk. 4. 4.50 Mk. 5. 5.50 Mk. 6. 6.50 Mk. 7. 7.50 Mk. 8. 8.50 Mk. 9. 9.50 Mk. 10. 10.50 Mk. 11. 11.50 Mk. 12. 12.50 Mk. 13. 13.50 Mk. 14. 14.50 Mk. 15. 15.50 Mk. 16. 16.50 Mk. 17. 17.50 Mk. 18. 18.50 Mk. 19. 19.50 Mk. 20. 20.50 Mk. 21. 21.50 Mk. 22. 22.50 Mk. 23. 23.50 Mk. 24. 24.50 Mk. 25. 25.50 Mk. 26. 26.50 Mk. 27. 27.50 Mk. 28. 28.50 Mk. 29. 29.50 Mk. 30. 30.50 Mk. 31. 31.50 Mk. 32. 32.50 Mk. 33. 33.50 Mk. 34. 34.50 Mk. 35. 35.50 Mk. 36. 36.50 Mk. 37. 37.50 Mk. 38. 38.50 Mk. 39. 39.50 Mk. 40. 40.50 Mk. 41. 41.50 Mk. 42. 42.50 Mk. 43. 43.50 Mk. 44. 44.50 Mk. 45. 45.50 Mk. 46. 46.50 Mk. 47. 47.50 Mk. 48. 48.50 Mk. 49. 49.50 Mk. 50. 50.50 Mk. 51. 51.50 Mk. 52. 52.50 Mk. 53. 53.50 Mk. 54. 54.50 Mk. 55. 55.50 Mk. 56. 56.50 Mk. 57. 57.50 Mk. 58. 58.50 Mk. 59. 59.50 Mk. 60. 60.50 Mk. 61. 61.50 Mk. 62. 62.50 Mk. 63. 63.50 Mk. 64. 64.50 Mk. 65. 65.50 Mk. 66. 66.50 Mk. 67. 67.50 Mk. 68. 68.50 Mk. 69. 69.50 Mk. 70. 70.50 Mk. 71. 71.50 Mk. 72. 72.50 Mk. 73. 73.50 Mk. 74. 74.50 Mk. 75. 75.50 Mk. 76. 76.50 Mk. 77. 77.50 Mk. 78. 78.50 Mk. 79. 79.50 Mk. 80. 80.50 Mk. 81. 81.50 Mk. 82. 82.50 Mk. 83. 83.50 Mk. 84. 84.50 Mk. 85. 85.50 Mk. 86. 86.50 Mk. 87. 87.50 Mk. 88. 88.50 Mk. 89. 89.50 Mk. 90. 90.50 Mk. 91. 91.50 Mk. 92. 92.50 Mk. 93. 93.50 Mk. 94. 94.50 Mk. 95. 95.50 Mk. 96. 96.50 Mk. 97. 97.50 Mk. 98. 98.50 Mk. 99. 99.50 Mk. 100. 100.50 Mk. 101. 101.50 Mk. 102. 102.50 Mk. 103. 103.50 Mk. 104. 104.50 Mk. 105. 105.50 Mk. 106. 106.50 Mk. 107. 107.50 Mk. 108. 108.50 Mk. 109. 109.50 Mk. 110. 110.50 Mk. 111. 111.50 Mk. 112. 112.50 Mk. 113. 113.50 Mk. 114. 114.50 Mk. 115. 115.50 Mk. 116. 116.50 Mk. 117. 117.50 Mk. 118. 118.50 Mk. 119. 119.50 Mk. 120. 120.50 Mk. 121. 121.50 Mk. 122. 122.50 Mk. 123. 123.50 Mk. 124. 124.50 Mk. 125. 125.50 Mk. 126. 126.50 Mk. 127. 127.50 Mk. 128. 128.50 Mk. 129. 129.50 Mk. 130. 130.50 Mk. 131. 131.50 Mk. 132. 132.50 Mk. 133. 133.50 Mk. 134. 134.50 Mk. 135. 135.50 Mk. 136. 136.50 Mk. 137. 137.50 Mk. 138. 138.50 Mk. 139. 139.50 Mk. 140. 140.50 Mk. 141. 141.50 Mk. 142. 142.50 Mk. 143. 143.50 Mk. 144. 144.50 Mk. 145. 145.50 Mk. 146. 146.50 Mk. 147. 147.50 Mk. 148. 148.50 Mk. 149. 149.50 Mk. 150. 150.50 Mk. 151. 151.50 Mk. 152. 152.50 Mk. 153. 153.50 Mk. 154. 154.50 Mk. 155. 155.50 Mk. 156. 156.50 Mk. 157. 157.50 Mk. 158. 158.50 Mk. 159. 159.50 Mk. 160. 160.50 Mk. 161. 161.50 Mk. 162. 162.50 Mk. 163. 163.50 Mk. 164. 164.50 Mk. 165. 165.50 Mk. 166. 166.50 Mk. 167. 167.50 Mk. 168. 168.50 Mk. 169. 169.50 Mk. 170. 170.50 Mk. 171. 171.50 Mk. 172. 172.50 Mk. 173. 173.50 Mk. 174. 174.50 Mk. 175. 175.50 Mk. 176. 176.50 Mk. 177. 177.50 Mk. 178. 178.50 Mk. 179. 179.50 Mk. 180. 180.50 Mk. 181. 181.50 Mk. 182. 182.50 Mk. 183. 183.50 Mk. 184. 184.50 Mk. 185. 185.50 Mk. 186. 186.50 Mk. 187. 187.50 Mk. 188. 188.50 Mk. 189. 189.50 Mk. 190. 190.50 Mk. 191. 191.50 Mk. 192. 192.50 Mk. 193. 193.50 Mk. 194. 194.50 Mk. 195. 195.50 Mk. 196. 196.50 Mk. 197. 197.50 Mk. 198. 198.50 Mk. 199. 199.50 Mk. 200. 200.50 Mk. 201. 201.50 Mk. 202. 202.50 Mk. 203. 203.50 Mk. 204. 204.50 Mk. 205. 205.50 Mk. 206. 206.50 Mk. 207. 207.50 Mk. 208. 208.50 Mk. 209. 209.50 Mk. 210. 210.50 Mk. 211. 211.50 Mk. 212. 212.50 Mk. 213. 213.50 Mk. 214. 214.50 Mk. 215. 215.50 Mk. 216. 216.50 Mk. 217. 217.50 Mk. 218. 218.50 Mk. 219. 219.50 Mk. 220. 220.50 Mk. 221. 221.50 Mk. 222. 222.50 Mk. 223. 223.50 Mk. 224. 224.50 Mk. 225. 225.50 Mk. 226. 226.50 Mk. 227. 227.50 Mk. 228. 228.50 Mk. 229. 229.50 Mk. 230. 230.50 Mk. 231. 231.50 Mk. 232. 232.50 Mk. 233. 233.50 Mk. 234. 234.50 Mk. 235. 235.50 Mk. 236. 236.50 Mk. 237. 237.50 Mk. 238. 238.50 Mk. 239. 239.50 Mk. 240. 240.50 Mk. 241. 241.50 Mk. 242. 242.50 Mk. 243. 243.50 Mk. 244. 244.50 Mk. 245. 245.50 Mk. 246. 246.50 Mk. 247. 247.50 Mk. 248. 248.50 Mk. 249. 249.50 Mk. 250. 250.50 Mk. 251. 251.50 Mk. 252. 252.50 Mk. 253. 253.50 Mk. 254. 254.50 Mk. 255. 255.50 Mk. 256. 256.50 Mk. 257. 257.50 Mk. 258. 258.50 Mk. 259. 259.50 Mk. 260. 260.50 Mk. 261. 261.50 Mk. 262. 262.50 Mk. 263. 263.50 Mk. 264. 264.50 Mk. 265. 265.50 Mk. 266. 266.50 Mk. 267. 267.50 Mk. 268. 268.50 Mk. 269. 269.50 Mk. 270. 270.50 Mk. 271. 271.50 Mk. 272. 272.50 Mk. 273. 273.50 Mk. 274. 274.50 Mk. 275. 275.50 Mk. 276. 276.50 Mk. 277. 277.50 Mk. 278. 278.50 Mk. 279. 279.50 Mk. 280. 280.50 Mk. 281. 281.50 Mk. 282. 282.50 Mk. 283. 283.50 Mk. 284. 284.50 Mk. 285. 285.50 Mk. 286. 286.50 Mk. 287. 287.50 Mk. 288. 288.50 Mk. 289. 289.50 Mk. 290. 290.50 Mk. 291. 291.50 Mk. 292. 292.50 Mk. 293. 293.50 Mk. 294. 294.50 Mk. 295. 295.50 Mk. 296. 296.50 Mk. 297. 297.50 Mk. 298. 298.50 Mk. 299. 299.50 Mk. 300. 300.50 Mk. 301. 301.50 Mk. 302. 302.50 Mk. 303. 303.50 Mk. 304. 304.50 Mk. 305. 305.50 Mk. 306. 306.50 Mk. 307. 307.50 Mk. 308. 308.50 Mk. 309. 309.50 Mk. 310. 310.50 Mk. 311. 311.50 Mk. 312. 312.50 Mk. 313. 313.50 Mk. 314. 314.50 Mk. 315. 315.50 Mk. 316. 316.50 Mk. 317. 317.50 Mk. 318. 318.50 Mk. 319. 319.50 Mk. 320. 320.50 Mk. 321. 321.50 Mk. 322. 322.50 Mk. 323. 323.50 Mk. 324. 324.50 Mk. 325. 325.50 Mk. 326. 326.50 Mk. 327. 327.50 Mk. 328. 328.50 Mk. 329. 329.50 Mk. 330. 330.50 Mk. 331. 331.50 Mk. 332. 332.50 Mk. 333. 333.50 Mk. 334. 334.50 Mk. 335. 335.50 Mk. 336. 336.50 Mk. 337. 337.50 Mk. 338. 338.50 Mk. 339. 339.50 Mk. 340. 340.50 Mk. 341. 341.50 Mk. 342. 342.50 Mk. 343. 343.50 Mk. 344. 344.50 Mk. 345. 345.50 Mk. 346. 346.50 Mk. 347. 347.50 Mk. 348. 348.50 Mk. 349. 349.50 Mk. 350. 350.50 Mk. 351. 351.50 Mk. 352. 352.50 Mk. 353. 353.50 Mk. 354. 354.50 Mk. 355. 355.50 Mk. 356. 356.50 Mk. 357. 357.50 Mk. 358. 358.50 Mk. 359. 359.50 Mk. 360. 360.50 Mk. 361. 361.50 Mk. 362. 362.50 Mk. 363. 363.50 Mk. 364. 364.50 Mk. 365. 365.50 Mk. 366. 366.50 Mk. 367. 367.50 Mk. 368. 368.50 Mk. 369. 369.50 Mk. 370. 370.50 Mk. 371. 371.50 Mk. 372. 372.50 Mk. 373. 373.50 Mk. 374. 374.50 Mk. 375. 375.50 Mk. 376. 376.50 Mk. 377. 377.50 Mk. 378. 378.50 Mk. 379. 379.50 Mk. 380. 380.50 Mk. 381. 381.50 Mk. 382. 382.50 Mk. 383. 383.50 Mk. 384. 384.50 Mk. 385. 385.50 Mk. 386. 386.50 Mk. 387. 387.50 Mk. 388. 388.50 Mk. 389. 389.50 Mk. 390. 390.50 Mk. 391. 391.50 Mk. 392. 392.50 Mk. 393. 393.50 Mk. 394. 394.50 Mk. 395. 395.50 Mk. 396. 396.50 Mk. 397. 397.50 Mk. 398. 398.50 Mk. 399. 399.50 Mk. 400. 400.50 Mk. 401. 401.50 Mk. 402. 402.50 Mk. 403. 403.50 Mk. 404. 404.50 Mk. 405. 405.50 Mk. 406. 406.50 Mk. 407. 407.50 Mk. 408. 408.50 Mk. 409. 409.50 Mk. 410. 410.50 Mk. 411. 411.50 Mk. 412. 412.50 Mk. 413.

Seufzerling und Schmachtenberg.

Urkommische
Quodlibet-Serenade
für zwei Singstimmen mit Klavier.
Komponiert von
Herrmann Kipper,
Op. 69. Preis Mk. 1.50.

Diese **urkommische Duett** mit
Benutzung beliebiger Volks- und Opern-
Melodien wird bei jeder Aufführung da-
kaps verlangt.
Verlag von P. J. Tonger in Köln.

Kornett à Piston,

Trompeten u. alle Sorten Messing-Instr.
nach eig. verbess. Konstr. empfiehlt Rob.
Barth, Stuttgart. NB. Garantie für reinste
Stimmung, Leichtbissigkeit, saubere,
solide Arbeit. Preiskurant gratis.

Violinen,

unübert. Meisterwerke
der hiesigen Geigenbau-
kunst, ebenso Gütern u. alle
anderen Instrumente empfiehlt
unter obiger Garantie
Glaeser & Herwig
in Markneukirchen i. S.
Preisliste gratis u. franco.

A. Brücken Hammig & Co. Markensukirchen.

Instrumentenfabrik.
Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-
instrumente und Saiten.
Reparaturen solid und billig.
Preislisten franko.

Grossartiges Lager von R. gu-
tachten, Wand- und Taschenuhren,
Werkzeugen, Taschenuhren etc.
Nur solideste Fabrikate, 2jähr. Garantie.
Versand geg. Bareinsch. od.
Nachtr. v. 20 Mk. an portofr.
Illustr. Preisverz. grat. u. fr.
**E. Naumann, Uhren-
fabrik, Leipzig, Zingst 6.**

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen
wir einen in Wohlgeschmack, hoher
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und
der Möglichkeit schnellster Zubereit-
ung (ein Aufguss kochendes Wasser
genügt) gleich das fertige Getränk.
Illustr. Preisverz. grat. u. fr.
Preis per 1/2 1/2 1/2 1/2 Pf.-Dose
550 500 150 75 Pfennig.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Bereins- und Fußbänder

in jeder gewünschten Farbensetzung
(wasch- und abwaschbar) — Breite 1 1/2
cm breit per Meter 50 Pfg. = 65 Cts
liefert prompt
**W. H. Bachmann, Bandfabrikant,
Wittenberg (Schweiz).**

GEHOGEN DRESDEN.

Beste und
billigste
Bezugsquelle,
gleichzeitig
auch für Erzeug-
nisse anderer
deutscher und eng-
lischer Fabriken
ersten Ranges.
**ILLUSTRIRTE KATALOGE
GRATIS UND FRANCO**

Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versende
mit Fass ab hier 10 Liter sehr vortref-
liches und **Weisswein**, für dessen
abgelaugte absolute
Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhose, Ober-Ingelheim a. Rh.

Gläser-Handlichte,
unübertroffen seit 1808, 6 mal
premiert, Jährl. mit Med. 1862
Nürnberg, für vollkommene Aus-
leuchtung d. Fabrikate in jeder
Besetzung. 1/2 Btl. Medaille Am-
sterdam 1844 u. s. w.
Vor Nachsch. wird gewarnt.



**Bleichsucht, Blutarmut,
Appetitlosigkeit**
verschwinden rasch durch eine Kur mit dem echten
EISEN-COGNAC GOLLIEZ
Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleich-
sucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Müdigkeit, schwere
Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungs-
und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit ge-
nommen werden kann. Leicht verdaulich und die Säure nicht angreifend.
Brannt in der Jahr 1886—1887
mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehrendiplomen.
In Flaschen zu 500 Gramm M. 3.— und Literflaschen M. 5.50,
Emballage und Zoll frei.
Zentral-Depot: Apotheke Golliez, Murtten, Schweiz.

ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.
HAGEN Westph.
PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHN
Specialität Garantie
KLAVIERSAITEN

**Klavier-Automaten nicht
Klavier-Spieler**
von vorzüglicher Konstruktion und elegantester
Ausstattung in schwarz poliert und nussbraun
furniert. Der Automat wird an ein Klavier
herangesetzt und mit seinem vorderen Teile auf
die Schallplatte desselben befestigt. Alsdann
steckt man die betreffende Notenscheibe auf die
dazu gehörigen 5 Stifte, schlägt den Hebel 6
darüber und dreht an der Kurbel. Der Auto-
mat spielt alsdann das auf der Notenscheibe
befindliche Stück. Für Gesellschaften, Kasinos,
kleinere Tanz-Gesellschaften unentbehrlich.
Unser Automat gestattet ferner die Benutzung
des Pedales beim Klavier. Zu beziehen durch
alle Pianoforte- u. Musikinstrumentenhändler.
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
Herrn Leipziger Musikvereine Herrn Paul Ehrlich & Co.
zu Gohlis bei Leipzig.
Allerlei Fabrikant d. Klavier-Automaten.

Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen
zu beziehen:

Eleg. Einbanddecken à Mk. 1.—

sowie
Prachtdecken à Mk. 1.50
(rot, grün oder braun)

letztere mit nebenstehender Pressung (Schwarz und Golddruck)
zum Jahrgang 1887 der
Neuen Musik-Zeitung.

Die Jahrgänge 1880—1887 der Neuen
Musik-Zeitung liegen in neuen Auflagen vor
und sind eleg. geb. à Mk. 6.— sowie in
broschierten Quartalbänden à 80 Pfg.
durch jede Buch- und Musikalienhandlung
zu beziehen.
Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Bei Bezug der kompl. Jahrgänge werden selbstverständlich
die betreffenden Bagen des Conversations-Lexikon der Tonkunst,
des Musiker-Lexikon, des Musikal. Fremdwörterbuchs sowie alle
anderen Musik- etc. Beilagen gratis mitgeliefert.

**Die
Waterbury-Remontoir-
Taschenuhr.**
2 Jahre Garantie.
Genau gehend, zuverlässig, dauerhaftes Ge-
häuse aus vernickeltem Neusilber. Anfertigung
vermittelt automatischer Maschinen. Diese ameri-
kanische Uhr ist die einzige wirklich billige Uhr.
Die einfache und dabei doch ausserordentlich vollkommene
Konstruktion derselben ist der Grund, dass Re-
paraturen selten vorkommen, wenn solche aber
erforderlich sind, kosten sie nur ein den fünften
Teil von Reparaturen an andern Uhren.
Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstel-
len, sowie vom Generalvertreter für Deutschland
Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin
von Aug. Ehrhardt's Detail-Verkaufsstellen: Pas-
sage 6, Rosenthalerstrasse 64.



Für musikalische Kreise

siehe als sehr geeignete und willkommene Geschenke
bestens empfohlen:

Jahrgang 1887 der „Neuen Musikzeitung“
Elegant gebunden 6 Mk.

Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“
Elegant gebunden 6 Mk.

Jede Buch- oder Musikalienhandlung ist in der Lage,
schnellstens zu liefern. — Inhaltsverzeichnisse gratis und
franko direkt vom

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.

Dr. Lahmanns Sanatorium
auf „Weisser Hirsch“
bei Dresden.
(Naturheilstätte)
In reizender Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-,
Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankheiten, Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankheit,
konst. Leiden etc.
Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.
Dr. Lahmann hält Montags, Mittwochs und Freitags nachm.
3-4 Uhr in Dresden, Ferdinandstr. 19, 1, (in der Nähe des
böhmischen Bahnhofs) Sprechstunden.



Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Vierzehnteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Orgel- und Instrumental-Kompositionen, Musik-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals P. A. Tonger in Köln).
Inserate die fünfzehnteljährliche Seite 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Maat 6.—
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken A Mt. 1.—, Bruchdecken A Mt. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Wallher von der Vogelweide.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert

von
Franz Siking.

I.

Auf felsigen Grunde, umkränzt von den Alpengräsern des westlichen Tirols, umrauscht von sprudelnden Quellen, und umschwirrt von der flüchtigen Gegend und dem spärlichen Aar, lag Hochstein, die uralte Feste, gleich einem Wundstübchen im Wolkengezelt. Die Kunst der Steinmetzen hatte in den mächtigen Fassaden, Granitpfeilern, Säulengängen und Türmen dieses Baues die ehrwürdige Schönheit des gotischen Stiles entwickelt, und die Glasmauer hatten die Fenster, Galerien und Erker in Hallen der Andacht gewandelt, denn aus einem jeden ihrer farbenprächtigen Fenster tauchten die Gestalten einer heiligen Vorsehung empor. Vor den getäfelten Wänden des Herrenbaus erhoben sich die hohen Standbilder edler Männer und holdseliger Frauen, oder fein Meisterwerk der Gotik dieses Schlosses erreichte an Vollendung die lebendige Gruppe, welche auf bunten Decken Gestalt unter der gewaltigen Linde des Burghofs Platz genommen: Es war ein Greis mit langen Silberlocken, dem die Wellenlinien des vollen Bartes bis zum Gürtel reichten, und eine Jungfrau, die der Nichtigkeit, welche im Bronnen der Jugend den Tölschman ewiger Schönheit hütet. In diesen beiden schied der Winter und der Lenz verkörpert, die rosige Jugend, die sich hoffnungselig an das ernste, majestätische Alter schmiegt.

„Tochter,“ sprach der greise Abtling, „auf Windesflügeln ziehen Tag und Jahre hin, dem kurzen Lenz folgt der Sommer, der allzusehnell den frostigen Herbst verkündet. Drum soll man freien, wenn die Knospen treiben: die holde Maizeit soll kein Weib vermissen. Du aber wohnt noch in des Vaters Hallen, halt manchen wackeren Recken abgewiesen und Pflicht ist's nun, daß ich dich frage, was ich Nidhard, dem Grafen von dem Wetterbüchel endlich finden soll, der lang und heiß um deine Huld sich müht?“

„Sag ihm, daß wir — Nidhard und ich — uns gleichen, wie die gute und die böse Zeit. Sag ihm, daß wir uns ähneln wie Frost der Hitze, Salz dem Honig, und wie das Gift dem süßen Balsam gleicht: daran müßt er erkennen, daß es nicht wohlgehan erscheine, zu vereinen, was ewiglich getrennt sei durch die Weisheit Gottes.“

Der Alte lächelte und sagte: „Du unterscheidest scharf, jedoch nicht ungerecht, ich kann dich nicht um deine Meinung tadeln.“

„Gut Dank,“ sprach sie und schmeigte schnell die schlanken Arme um den Hals des Greises, „hab Dank, daß du nicht wie mein strenger Oheim mich dem verhassten Mann vermählen möchtest.“

„Gewiß nicht dem verhassten, doch auch nicht diesem, den du dir erwähltest. Was schüttelst du das Haupt? Meinst du, der alte Thantmar wäre taub und blind? Meinst du, er sah die himmelblaue Schärpe nicht, die stehend du betaut mit deinen Zähren?“

„Ach, lieber Vater —“

„Auf deinem Antlitz, merk ich, jagt eine jähe Wöte jezt die Blässe: es geht dir nah, daß ich der Nachtigall Tirols das Thor zu deinem Herzen wehren möchte. Sie sang sich ein.“

„Ich leug'n es nicht. Ja ich bekomme frei, daß ich die Schärpe stiehe, die der Treue heilig Sinnbild trägt, und darf ich ihm den Eid der Braut nicht halten, dann weiß ich eine Zelle schmol und klein und einen Altar bei den Karmelitern.“

„Editha,“ rief der Alte und wich entsetzt zurück und horrte auf die Lippen seiner Tochter, deren Goldfaden sie der Klosterfächer küßte zum Opfer bringen wollte, denn vor ihm, als ob sein guter Engel war, wandte raune:

„Soll der hoffnungsvolle Liebling deiner seligen Gattin locuen um des Lebens Nozengzeit? Soll sie um die erschlagenen Knospen und verwesenen Blätter ihres Glückes fliegen?“

Und ergrieff von dem Gebahren, legte er die Hand auf ihres Kindes Haupt und fragte:

„Man hielt dich fern dich von Hof und Welt, wie fandest du, was du nicht finden solltest?“

„Mein Edelknecht war entflohen, Vater, und ich zog dem geliebten Vogel nach, kaum aber stieg ich wieder von der Burg, als ich bemerkte, daß der Falke sich im Walde setzte, wo ein Greis plötzlich ihn um-

freiste.“ Zu diesem Augenblick sprach jemand hinter mir:

„Das ist das alte Lied vom schönen Rande, der Starke härret nach dem Rute des Schwanden, viel Müht geschah'n, war nicht dem Liebet auch ein Pfell geschüttet.“ Den Worten war zugleich die That gefolgt: der Redner hatte gut gegelt und gut geschossen, er traf das Hebel mitten in das Herz; der Greis sah, sein Falke war gerettet. Nun reichte ich dem wackeren Schützen dankbar meine Hand, und als ich's that, da strich ein Windhauch durch das Seitenpfeil, das er gleich einem Schilde und Hort am roten Bande trug. „Mein Genius naht,“ sprach er bewegt, und sah mir in die Augen, als hätte er mich lange schon gekannt. Da aber, lieber Vater, war mir zu Mut, als ob es blühe, und als ob ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel mich verzeuge. Ich stand auf einmal wie gebannt und fühlte, daß man auch mir den Pfeil fürs Herz geschüttet.“

„Das fürcht auch ich und, liebes Kind — der Alte sprach nicht weiter und hielt langsam inne, denn süße Töne drangen durch die Lüste und eine edle Männerstimme sang:

* „Der Wondervogel zieht durchs Waldes Thor, Des Himmels Odem füllt den Blumenkor. Auf Rosen und Lilien spritzt der Tau, Die Aste bobet sich im Wolkensblau. Beglückt erscheint die leuchtende Natur, Der Jammer wohnt im Menschenherzen nur. Ein Kerker war dem Erbsohn das Leben, War ihm die Macht der Liebe nicht gegeben.“

Jetzt sprang Editha auf und rief: „s ist Walther! Er sucht dein väterliches Angesicht.“

„Ich will nicht hoffen —“

„Vater! Nein, du darfst ihm deinen Anblick nicht entziehen. Ach, ichend die Donnerwolke von der Stürne, nicht zürnen sollst du. Bedenke, kurz sind unser's Lebens Sommer, und Neie ist der Rest der rosenigen Tat.“

Kaum hatte sie es gesprochen, als ein schlanker Abtling mit Haarmannsagen und langen, braunen Locken vor Graf Thantmar trat.

„Herr,“ sprach er, „gestattet mir vor Euch das

* Siting.

findet, und daß dabei der Kessel den Topf schwarz nennt. Der „freie“ Mann, der auf die „geschüttelten“ Mobern“ missig herabsieht, wird sich in seiner Männerwürde beleidigt fühlen, wenn man den übermäßig großen runden Hut, in welchen er vor dem Spiegel die romantischen Einträge andringt, fasslich findet. Die reiche kleine Pantiesfrau, die sich über die hart entblöhten Schultern der Hofdame aufhält, wünscht sehnlichst, daß man den hohen venezianischen Stragen ihres Kleides schön findet, hinter welchem ihr kurzer Hals nicht dem Kopfe sich gar sonderbar anstellt. Der Mode-Wagnerianer ist entzückt, wenn man nicht jede unwermittelte unmotivirte Dissonanzfolge des Meisters als neue Offenbarung, nicht jedes Sprach-Experiment als eine Bereicherung, wo nicht als eine heilsame Umgestaltung der Sprache betrachtet. Dem Mode-Klassizisten dagegen ist jeder ein Keger, der nicht vor Wagner drei strenge schlägt und jeden Joppe des liebenswürdigsten Großpapas Pandon als unwürdevolles Melanien verehrt. Dann erstreckt sich eine Gemeinde, die „ethische“, die aber auch das „Praktische“ ganz gut versteht, die Kunstlosigkeit zur Schau trägt, und sich vornehm mißbilligend abwendet, wenn Einer Tragödie als hochbegabten und eben stomponten ehrt, aber gegenüber seinen Nachahmern sich an das Wort Mirza Schaffys erinnert: „Ihr Geistes- und Willens-Umgebung paßt nichts besser als Augenverbrechung“, und manchmal die beschiedenen Fragen aufwirft, ob nicht in der Kunst das Können erste Verbindung, ob dem Temperamentlosigkeit wirklich eine Tugend sei, und ob denn jemals aus der Gesinnung ein Kunstwerk hervorgegangen ist?

So sehen wir denn neuromantische, altromantische und rein klassische Musikmode, jede mit der ihr entsprechenden Modemodus; und fast auf jeder Seite das intoleranteste Festhalten gerade am wenigsten Festen.

Wie steht's nun mit dem wahren Kunstsinne, mit dem gebildeten, geläuterten Geschmacke, von dem Vespung sagt, daß er nicht einseitig ist, sich über alle Schönheiten verbreitet, und von keiner mehr Entzücken verlangt, als für die bereiten vermag? Der ist gar selten, eigentlich seltener als zur Zeit, als noch viel weniger über Musik philosophirt wurde und nur die Kunst und ihre Gesetze, nicht die Weltanschauung in ihr oder deren psychologisch-physiologische Bedeutung als Hauptsache galt. Kant sagt in seiner Anthropologie: es ist besser ein Narr in der Mode, als gegen die Mode zu sein. Der große Weise deutet auch an, wie der richtig denkende Mensch verstehen wird, das Unansehbare sich anzuweisen, ohne in die Ertzentrizitäten zu verfallen. Diese Wendung läßt sich auf die Musikmode ganz gut anwenden. Thoricht erscheint es uns, gegen diese oder jene Richtung verwerfend zu eifern, und nur eine als die wahrhaft wahre gelten zu lassen, die kleinen Komponist-Papillisten aus alter Zeit zu erheben, die nach Haydn und Mozarts Muster ihren Joppe gedreht haben, oder die jungen Geniale zu preisen, die in ungebundenen Saiten die geistige Simonskraft zu denkmünden wähen; ebenso thöricht erscheint es nun, in der matten künstlerischen That die gute Gesinnung zu loben. Der wahre Kunstfreund, der auch das Künstliche zu erfassen vermag, wird nicht der Narr in der Mode, noch weniger gegen die Mode sein wollen, sondern überall das herausfinden, was den Gesegen der Kunst und ihrer Schönheit entspricht; so wird er seinen geistigen Anzug zusammenstellen, weder einseitig, noch buntschickig, aber im richtig gebildeten Geschmacke.

Wir haben unsere Bemerkungen „Intermezzo“ überschrieben, bedürfen also keiner besonderen Entschuldigung, wenn wir nur andeutend verfahren und unsere Gedanken nicht weitläufig ausführen. Wer uns verstehen will, wird durch eigenes Nachdenken auf das Richtige kommen, und wenn unsere Ansicht nicht anseht, dem wird sie nicht gefälliger erscheinen, wenn sie noch zehn Druckseiten mehr füllt.



Im Künstlerleben.

In dem „Zuge des Todes“, den wir jüngst an unsern Lesern vorüberführten, gewahrten wir auch eine Erscheinung, welche trotz der wenigen Momente, welche wir ihr schenken durften, unsere Blicke vorzugsweise fesselte, — nicht zum wenigsten mag auch das vornehmste Merkmal, welches die interessante Künstlergestalt umgab, dazu mitgewirkt haben: Hofkapell-

meister Gultom war es, welcher unsere Blicke in solcher Weise auf sich gezogen, derjenige Künstler, welcher seiner Zeit ein höchst bemerkenswertes Glied in der Reihe bedeutender Geiger bildete und über dessen Kunstbühne sich einige nähere Mitteilungen geboten erscheinen. Gultom, über dessen Künstlerlichkeit sich selbst Mod. Schumann höchst anerkennend ausgesprochen, war verwundert als Künstler, hoch geachtet als Charakter und allseitig durch die herrlichen Eigenschaften seines reichen Verzens und Gewinns. Trotz vielfacher Anregungen von seinen Freunden ist er niemals zu bewegen gewesen, über sich selbst etwas der Öffentlichkeit zu übergeben, in über großer Bescheidenheit selbst den Schein einer Klammendeckung. Verdine Louis Gultom wurde am 22. Juni 1821 zu Bernau in Anhalt geboren, wo selbst sein Vater Carl Gultom Gouvernements-Sekretär war. Schon als zartes Kind zeigte der Knabe eine außerordentliche musikalische Begabung, die im Hause des Vaters die reichste Nahrung fand. Auf seinem Stuhle den lauschte das kaum dreijährige Kind den Tönen der klassischen Streichquartette, die im Vaterhause ausgeführt wurden und erhielt zum Geburtstage 1824 eine kleine Violine zum Geschenk, auf der alsbald der Unterricht begann. Der kleine Gultom machte erstaunliche Fortschritte und spielte in einem Weidmannsfest, welches der Vater alljährlich für arme Kinder veranstaltete, 1826, also nicht 6 Jahre alt, den ersten Satz aus dem 6. Violinconcert von Mendelssohn vollkommen rein, gewandt und sicher.

1828 ließ Vailloy in Paris von Thibaut eine Dreiviertelgeige von wunderbar schönem Ton für den jungen Künstler anfertigen und 1829 trat der Vater mit dem Wunderknaben eine Reise ins Innere von Anhalt an, konzertere gebend und zugleich auf den sorgfältigsten Unterricht bedacht nehmend. Nach der Lehrmethode des Vaters sollte der Sohn nur vorübergehend an Musikern sich bilden, den Schwerpunkt legte er auf Selbstentwicklung und Selbstständigkeit. Diese Konzertereise durch Anhalt glich einem Trümpfzug. Gleich zu Beginn derselben trat er zweimal im großen kaiserlichen Theater in Moskau auf und zwar, wie die kaiserliche Intendantin in einem schriftlichen Zeugnisse sich ausdrückte, „mit glänzenden Erfolge.“ 1831–32 war er in Petersburg und erntete rühmlichen Beifall in zehn Konzerten, übte sich nebenher im Quartettspiel und erhielt Unterricht in Gesang und Kompositionstheorie von dem General-Musikdirektor Gubov, einem Italiener, der sich des kleinen Gultom mit besonderer Vorliebe annahm. Nach einem Konzertere, welches der kleine Künstler im Schlosse vor dem Thronfolger Alexander Nikolajewitsch (nachmaligem Kaiser Alexander II.) spielte, wurde ihm eine Anstellung bei der ersten Geige der kaiserlichen Hofkapelle angetragen, ein Anerbieten, ebenso ehrenvoll wie von materieller Bedeutung, indem damit nach zehnähriger Dienstzeit eine Pension von 600 Thalern verbunden war. Das Engagement wurde indessen abgelehnt und die Reise durch Anhalt fortgesetzt. So finden wir ihn 1834–35 in Sibirien, in Tobolsk und den Uralstädten, bei den Kosaken und Kirgisen, überall mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Die Großartigkeit der Kunstausführung und die Eigenart seiner stolzen Bewohner, der Edeltheiten, eine abenteuerliche gefährliche Fahrt über das Asiatische Meer — dieses alles blieb nicht ohne Einfluß auf sein empfängliches Gemüth, und die erhaltenen Eindrücke übertrugen sich auf sein charakteristisches Geigenpiel. 1837 trat er in Odesa mit dem 1. Violinconcert von Lipinski auf, gab rasch nacheinander 8 Konzerte in überfüllten Sälen und spielte mit dem Großfürsten Nikolajew Galigin, einem Musikenthusiasten und ausgezeichneten Cellospieler und dessen Freunden täglich Quartette und Quintette. Im Spätherbst desselben Jahres nahm der Statthalter von Odesa und Vessarabien, Fürst Woronzoff, den jungen Künstler mit auf sein Schloß an der Südküste Taureus, wo sich eben die kaiserliche Kaiserin Alexandra Feodorowna (Schwester unseres Kaisers Wilhelm) zu ihrer Erholung aufhielt. Beim Thee und mit einer Handarbeit beschäftigt, lauschte die hohe Frau dem tiefempfundnen Spiele. 1839 kehrte der nunmehr erwachsene Künstler nach Petersburg zurück, hier von neuem alles entzündend durch die großartigen Töne, welche er seiner Guarneri zu entlocken verstand. Er trat daselbst in lebhaftem Verkehr mit Meusels, Serovais, Knoff, Thalberg und anderen bedeutenden Größen. In Anhalt waren 285 Konzerte abfolgt, als Gultom von dort über Königsberg nach Berlin ging, wo Spontini sich für ihn begeisterte. In Hannover interessierte sich H. Marschner sehr für ihn und veranlaßte ihn 1841 nach Leipzig zu gehen, wo er von Wendelssohn und Herd. David mit vieler Freude aufgenommen wurde.

Lehterer widmete ihm seine Phantasie „Lob der Thränen“ und stellte ihm in einer Abendgesellschaft einen Knaben vor mit den Worten: „Dieser Knabe wird später von sich reden machen.“ Der propheetische Ausbruch ging in Erfüllung; denn der Knabe war Joseph Joachim.

Auf seinen Streifzügen durch Hannover und dessen Nachbarschaft verhierte er 1842 auch Bückburg, wo ihn der junge Erbprinz Adolph Georg hörte und ihn seinen Vater, dem künftigen und regierenden kaiserlichen Georg empfahl. Dieses führte zu einem ehrenvollen Engagement für die sommerlichen Draugie-Konzerte, bei welchen unsern Künstler Zeit und Mühe verblieb, auch fernerhin größere Musikreisen zu unternehmen. So verhierte er in den Jahren 1843–46 alljährlich die größten Städte Hollands, überall so enthusiastisch aufgenommen, wie später in Hofkonzerten in stetenwegen, Mecklenburg-Strelitz, Zittau, Dresden, Weimar, Hannover, London etc. Hierhin hatte ihn einmal die Königin Victoria für ein Ehren des Kaisers Nikolaus veranlaßtes Konzert engagiert, wo der Regent der „Times“, Goltom „The star of the evening“ nennt. — Dieses Lob hatte ihm der Vortrag der Concerto-Variationen von Lisinski erzielt, worüber Lisinski in einem Briefe an Gultom 1843 wörtlich schreibt: — „da ich Sie vor allen, die ich meine Kompositionen gehört habe vortragen, als den einzigen anerkenne, der mit höherer Energie und Kraft in den Geist derselben hineingeliegt. Mögen Sie überall diese Anerkennung finden, auf welche Sie durch Ihre persönliche Lebenswürdigkeit und ganz vorzügliches eminentes Talent den gerechtesten Anspruch machen können und verdienen, da in der Jetztzeit wo die echten Künstler wie Sie immer nur eine seltene Erscheinung sind.“

Auch Schweden und Norwegen wurden mit demselben großartigen Erfolge besucht und in Stockholm ernannte ihn die königliche musikalische Akademie zum „Ehrenmitglied.“

In Mecklenburg-Strelitz, dessen Großherzog ihn zum „Professor der Musik“ ernannte, ternte er seine Garthn, mit welcher ihn ein ungetrübtes Glück bis an sein Lebensende vereinte. Seit 1853 hatte er sich dauernd in Bückburg niedergelassen, erhielt von dem regierenden Fürsten 1866 den Titel „Hofkapellmeister und Professor der Musik“ und übernahm die Leitung der fürstlichen Hofkapelle, die er durch sein eminentes Dirigententalent auf eine bedeutende künstlerische Höhe erhob. In den von ihm veranstalteten Symphoniekonzerten suchte er stets das Schöne und Beste zu Gehör zu bringen. Zu den Oratorien wie Hofkonzerten wurden außer den bedeutendsten Künstlern Hannovers auch viele der sonstigen Kunsttiberen herangezogen, auch bei Gultom des öfteren Gelegenheit, den herrlichen Tönen, welche er in so genialer Weise seiner Guarneri in Solis, Duos, Quartetten u. s. w. zu entlocken verstand, zu tanchen und eine jede dieser Vorführungen legte, abgesehen von Gultoms persönlichen Leistungen als Geigenkünstler, ein glänzendes Zeugnis ab von der künstlerischen Bedeutung und dem eben Streben des in jeder Beziehung vorrrefflichen Mannes. Gultom, welcher die so seltene Gabe besaß, sein gottbegnadetes Talent in so liebenswürdiger Weise zur Anregung seiner Schüler zu bringen, war ein Förderer vieler junger musikalischer Talente.

In den letzten Jahren wurde Gultom von einem periodisch auftretenden Leiden der Atmungsorgane heimgesucht, das am 10. Oktober 1887 durch hinzutretende Diphtheritis nach nur achtägigem Krankenlager ihn unerwartet dahinkrauste.

Mit ihm ist nicht allein ein echter und wahrer Künstler, sondern auch ein edler Mensch von wohlwollendster Gesinnung und gütigstem Herzen für seine Mitmenschen dahingegangen, tief betrauert von seiner Gattin, seiner Tochter und seinen vielen Verehrern und Freunden.



Widerlegung von musikhistorischen Annahrheiten.

Wie auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, so gibt es auch in der Musikgeschichte neben der verbürgten Wahrheit zahlreiche Unahrheiten, darin Thatfache und Aussage einander widersprechen. Unwahre Angaben (s. B. falsche Daten in den Lebensbeschreibungen der Tonkünstler) entstehen teils aus

Irrethum, werden aus Unkenntnis weiter verbreitet und sind zu erschrecken, denn, ihren ihr menschlich und es irrt der Mensch, solange er strebt. Teils aber werden Unwahrheiten mit Vorbedacht und böser Absicht — und sei es nur um schändlichen Gelderwerbes willen — erfunden und weiter verbreitet; sie heißen dann bekanntlich Lügen und sind als unmoralisch zu erachten und, soweit sie gar die Rechte des Eigentums anderer verletzen, strafbar.

Jeder nach Licht und Wahrheit strebende Mensch hat nun das Recht und sogar die Pflicht: gegen alles Unwahrheit, möge es harmlos erscheinen oder absichtlich und zum Nachteil der Wissenschaft erfundene Lüge sein, Stellung zu nehmen, bedenkliche Unwahrheiten schonungslos aufzudecken, um sie zu beseitigen.

Solches Verdrängen von Irrtümern und Unwahrheiten im politischen und gesellschaftlichen Leben geschieht täglich durch Zeitchriften, im Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte ist es des öftern geschehen und auch die sehr junge Fachwissenschaft der Musikgeschichte hat es sich angelegen sein lassen, Unwahrheit auf diesem Felde zu entfernen.

Immer aber wird das Gelegte nur zu bald vergessen und der Irrtum, trotzdem er längst aufgedeckt worden, immer wiederholt; Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit in musikhistorischen Dingen ist wirklich aufzufallen. Musikgeschichte, weil sie keine Fertigkeit fördert und kein Brot bringt, gilt überhaupt den meisten Musikern als eine ganz überflüssige Sache und den vielen musiktreibenden Amateuren höchstens als Nachschicht.


Ich habe mir darum vorgenommen, hier eine Anzahl von musikhistorischen Unwahrheiten und weitverbreiteten Irrtümern zur Sprache zu bringen und sie richtig zu stellen. Dieses vielgelesene Blatt halte ich für das rechte Organ für diesen Zweck.

Manches von dem Vorgebrachten ist nicht erst von mir zuerst enttastet und berichtigt, sondern von andern schon ausführlich in Zeitchriften und Büchern besprochen; gleichwohl dürfte es für die musiktreibende Jugend und manche Musikfreunde nicht überflüssig erscheinen: eine Reihe solcher Unwahrheiten zusammengefaßt und kurz abgeklärt vor sich zu haben.

Treten wir also herein an solche unsoothere Nachrichten, um sie in das rechte Licht zu stellen und den Irrtum in sein Nichts zerfallen zu lassen.

Die berühmte Kirchen-Arie von A. Stradella, welche in Deutschland zwischen 1845—51 mit folgenden Anhängen gedruckt erschien:

Andante



A. Pie - tä - Si - gno - re
B. Wenn ich durch Ma - gen
C. Sei mit so spi - ri
D. Herr, Herr er - bar mich mein!

ist nicht von Stradella komponiert, wie wir unten mit Gründen darlegen wollen, nachdem wir erst einen Blick auf Stradellas Leben und Schaffen getan haben. Alessandro Stradella ist aus der florentinischen Oper gleichen Namens zur Genüge bekannt. Geboren wurde er um 1645 zu Neapel, bildete sich dann zum Sänger und wurde zugleich als Komponist berühmt. Mit Beifall wurden seine Kantaten, wie auch zwei Oratorien „Johannes der Täufer“ 1676 und „Simeone“, letzteres mit der Zusage vom 16. April 1681) angenommen, ebenso seine für Genua komponierte Oper „La forza del amor paterno“. Als rühmbelebender Sänger und Komponist bekam er 1681 den Auftrag, für Venedig eine Oper zu komponieren. Dorthin gekommen, machte er die Bekanntschaft mit der Geliebten eines venezianischen Edelmanns und entlosh mit ihr vor der Aufführung seines Werkes. Der gekränkte Liebhaber ruhete nicht eher, bis Stradella durch gedungene Weiberhand getötet war.

Nachdem der Sänger-Komponist in Rom einem ersten Mordversuche (wie Plotosos Oper wahrheitsgetreu ihn schildert) glücklich entgangen und bei einem zweiten in Turin lebensgefährlich verundet worden war, wurde er endlich aus Eifersucht 1681 zu Genua ermordet.

Mehr als diese Liebesgeschichte mit tödlichem Ausgang ist aus seinem Leben nicht bekannt. Sie wird zuerst erzählt von einem zeitgenössischen Franzosen Bourdelot († 1685) in dessen „Histoire de la musique et de ses effets“, erst durch dessen Neffen (1715) zum Druck gegeben. Ebenso erzählen zwei neuere Biographien: A. Catalani (Della opera di A. Stradellanti nell' archivio musicale della R. Biblioteca Palatina di Modena 1866) und P. Richard (Alessandro Stradella. Paris 1866).

Nachforschungen haben ergeben, daß jene berühmte Kirchenarie unter Stradellas Kompositionen nicht vorkommt, welche teils handschriftlich, teils gedruckt sich in den Bibliotheken zu Venedig, Bologna, Neapel, Paris, London, Oxford und im Privatbesitz befinden. Dazu haben alle Kenner von alten und besonders von Stradellas Musik, voran der italienische Musikgelehrte M. Catalani, sowie die Musikhistoriker Dr. B. Andros, Nothbohm u. a. einst erklärt und mußten beim Anhören dieser Arie erklären: daß sie weder den Stil noch die Form wahrer Stradella-Musik zeigt, sondern ein modernes Produkt von einem tüchtigen Musiker des 19. Jahrhunderts ist, das unter Stradellas Namen herausgegeben wurde. Sie mag vor 1850 in Deutschland oder Frankreich mit italienischem Text entstanden sein. Kurz nach 1850 taucht sie in Deutschland mit deutscher Uebersetzung auf, wurde zuerst durch Schlesinger in Berlin herausgegeben, dann mehrfach und mit anderen Texten gedruckt bei Bote & Bock in Berlin, Heinrichshofen in Magdeburg, bis wir ihr zuletzt in Peters' Ariens-Album begegneten.


Sie wurde in verdiehneter Bearbeitung für Gesang, mit Klavier, mit Orchesterbegleitung, auch ohne Text transkribiert.

So geschah es in Deutschland und auch in Italien, wie Musikalienkataloge nachweisen. Leider druckt man bekanntlich den Musikalien keine Jahreszahl bei und so sind wir darüber zweifelhaft, ob sie in Deutschland oder Italien zuerst erschienen. Wenn uns aber nicht alles täuscht, so tritt sie in Italien später als in Berlin.

Der wahre Autor ist trotz allen Suchens noch bis heute nicht festgestellt. Was man vermutete, daß sie von Scarlatti oder Pergolesi sei, ist durch nichts zu erweisen. Nach einer Notiz der Zeitschrift „Meister Land und Meer“ (1881, Nr. 44) soll sie von Louis Niedermeyer komponiert sein; aber dort ist nicht angegeben, wo das Original zuerst vorkommt: ob sie als Solologien einzeln erschien, oder in der von Niedermeyer komponierten Oper „Stradella“ steht, die zuerst 1837 in der großen Oper zu Paris gegeben wurde. Die Angabe, daß Niedermeyer ihr Komponist sei, hat manches Wahrscheinliche für sich. Dieser französische Kirchenkomponist, von deutschen Eltern 1802 zu Lyon bei Gené geboren, hat Meisen, Mollaten, Violinen, Symphonien (für eine Singstimme) geschrieben, auch mehrere Opern, und war seinerzeit einer von ihm komponierter Romane „Le lae“ sehr beliebt. Nachdem seine Versuche, durch italienische und französische Opern Erfolg zu erringen, fehlschlagen, wendete er sich zuletzt ganz der Kirchenmusik zu, wirkte lehrreich durch das von ihm gegründete Kirchenmusikinstitut zu Paris und starb dort 1861. Eine Anfrage an Monsieur Lesèvre, den jetzigen Direktor der Ecole Niedermeyer, der der Schwiegerjohn Niedermeyer ist, könnte vielleicht Gewißheit über die bis jetzt nicht genügend aufgeschelte Sache bringen.

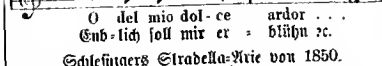
Eine zweite Stradella-Arie wurde vor 1851 in die Welt gesetzt, weil das Geschäft mit der ersten gut ging. Deswegen kam man aber dem unglücklichen Verfahren bald auf die Spur. „Was soll man sagen“, schreibt Andros in seiner Musikgeschichte (III, Eml. S. 8) „wenn ein berühmter deutscher Musikverlag die Arie des Paris aus Glucks Oper „Paride ed Elena“ (davon die Partitur in Wien längst gedruckt vorlag) aus Gmoll nach Dmoll transponiert und mit deutscher Uebersetzung Vater in Simmelshöhen (H) als Werk Stradellas publiziert“. Jeder Leser hat wohl die rechte Antwort auf der Lippe. Auch dieses Nachwerk hat eine Zeitlang als Stradella den Weg in Storgereiche und Kirchen (I) gefunden. Hier folgen beide Melodien in ihrem Anlange zum Vergleich:

Glucks Arie.



O del mio dol - ce ardor ...
End - lich soll mir er - blühen etc.

Schlesingers Stradella-Arie von 1850.

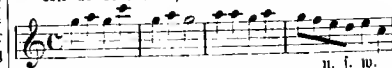


O del mio dol - ce ardor
Va - ter in Him - mel - böhn etc.

„Air Louis XIII.“ heißt eine Gavotte von Henry Ghys, die 1668 für Klavier und für Orchester (von Gungl bearbeitet) erschien und beifällige Verbreitung fand, weil das Ganze geschmackvoll gemacht und angenehm zu hören ist. Zu ihrem ersten Teile kamte

Ghys ein altes Thema, das aber viel älter ist, als der Titel besagt und schon hundert Jahre vor dem dreizehnten Ludwig (regierte 1610—1648) bekannt war: es ist nämlich die Gluck-Arie, die schon unter Heinrich III. (regierte 1574 bis 1589) beliebt war. Sie steht in einer Bearbeitung für 5 Streichinstrumente bei La Borde, Essai sur la musique ancienne et moderne. Paris 1780. J. 189. Dort hat die Melodie der Oberstimme folgendes Aussehen:

Air de Clochettes, fameux sous Henry III.



n. f. w.

Das Tempo war lustig (gay), wie die Ueberschrift sagt.

Ueber den Abdruck bemerkt La Borde wie folgt: „Cet air est tiré la fête donnée par Beaujoyeux au Mariage du Duc de Joyeuse et du Mlle Vaudecourt.“

Damit sind wir auf die wahre Quelle hingewiesen, wissen aber noch nicht, wer der Komponist war und wann dieses Fest dem Lieblinge des Königs zu Ehren vom Schönspieler (Beaujoyeux) war der Name für Balthazarini, dem berühmten Violinisten, Balletmeister und Kammerdiener der Königin) arrangiert wurde.

Aus der Operngeschichte Frankreichs wissen wir: daß zu jenem Hochzeitsfeste 1681 ein großes Ballet aufgeführt wurde, das auf Befehl des Königs Heinrich III. 1682 gedruckt erschien mit folgendem Titel: „Ballet comique de la Reine, fait aux noces de Mr. le Duc de Joyeuse et de Mlle de Vaudecourt, rempli de divers devises, mascarades, chansons de musique et autres gentillesses.“ Aus dem Buche selbst erfahren wir, daß Balthazarini bloß der Balletarrangeur und die Musik dazu von den R. Kammermusikern Beaujens und Salmon komponiert war.

Die vollständige Balletmusik ist wieder in Paris gedruckt in Lebeveys Sammlung, die kurz vor 1870 in Paris erschien: Transcriptions et relations d'oeuvres anciennes célèbres depuis Balthazarini. Dort finden wir im Ballet comique de la Reine (1681) die Gluck-Arie zuerst und damit die thematische Grundlage zu Air Louis XIII.

Der Schlußsatz: Walzer von Franz Schubert, unter dessen deutschen Tänzen op. 97 Nr. 2 erschienen:



galt lange Zeit als Komposition Beethovens und wurde mehrmals mit dessen 1816 komponiertem Schmerz- und Hoffnungs- und Hoffnungswalzer zusammengeedruckt. „Webers letzter Gedanke“ wurde lange Zeit ein vom Dresdener Hofkapellmeister C. G. Reibiger komponierter Walzer genannt und wird noch bis heute unter diesem Titel viel verlangt, obgleich der wirkliche Komponist seine Autorität schriftlich hat anerkennen lassen und in Musikgeschichten der Irrtum seltener besprochen worden ist. Mit der Ueberschrift „Wachmuths - Walzer“ war nämlich Reibigers Komposition schon 1824 in Peters' Verlag zu Leipzig als „Douce Valse brillante“ op. 26 Nr. 5 gedruckt. Da erschien 1727, kurz nach C. M. v. Webers Tod, in Paris derselbe Walzer als „La dernière pensée“ de C. M. v. Weber. — Hier ist der Anfang beider Walzer:



mf. dolce.

Die von Johannes Brahms veröffentlichten „Un-garischen Tänze“ sind nicht seine Originalkompositionen, sondern nur harmonische Bearbeitungen wirklicher Nationalmelodien, die Brahms gedruckt vorfand und von denen die Komponisten bekannt sind. Darüber ist des öftern schon in Zeitungen geschrieben worden.

Der ungarische Violinvirtuos Krennhi macht im New Yorker Herald 1878 zuerst diese Thatsache bekannt und bezeugt: daß diese Tänze vorher in Pest gedruckt erschienen waren, und behauptet sogar, daß Brahms auch die Harmonie der Originale beibehalten habe. Zum Vergleich hat Krennhi die Originaldrucke zur Verfügung gestellt.

Darauf erschienen 1879 im Verlage von Hermann Grell zu Berlin die berühmten „Ungarischen Tänze“, vierhändig von Jure Alföldy bearbeitet. Im Vorwort dazu lesen wir folgende Erklärung: „Es dürfte im Auslande nur wenig bekannt sein, daß die nachstehenden beliebten Ungarischen Tänze, welche im Johannes Brahms'schen Arrangement die Kunde durch die Welt machen, nicht nur Nationalmelodien (sind), sondern auch ihre Komponisten besitzen, von denen sogar noch einige leben. Ich betrachte es daher für einen Akt der Gerechtigkeit gegen meine Landsleute, wenn ich eine selbständige Bearbeitung ihrer Kompositionen veröffentliche, zugleich ihren Autornamen, so wie die Titel der betreffenden Tänze nachhaft mache. Jure Alföldy.“

„Ungarische Volkslieder“ ist der Titel eines ganz netten, lieblichen Ständchens, das H. Krennhi um 1880 für Männerstimmen bearbeitet und herausgegeben hat. Die metrische Textübertragung der Anfangsstrophe lautet:

„Komm, o komm, holdes Kindchen,
Hörst, schon schlägt unser Ständchen!
Komm, o komm in den Hain herab!
Sieh, der Mond ist durch die Bäume,
Schüttelt ab die süßen Träume,
Komm, o komm in den Hain herab!“

So oft ich das Liedchen singen hörte, fand ich in der Fassung der Melodie doch etwas sehr Wierdernes, und die Textworte sind in freier Uebersetzung der Musik angepaßt. Gehört habe ich, daß Herr Krennhi das Original auf einem Weinbrandt-Gemälde oder Kupferstich (?) gefunden habe.

Glaubhaft für Keiner alter Musik würde die Sache, wenn Herr Krennhi sich belassen wollte, irgendwo das Original der Melodie zu veröffentlichen.

Die gläubige Musikwelt hat man ferner mit einer „berühmten Romanesca“ aus dem 16. Jahrhundert nuzifiziert. Es ist ein französisches Solofstück, das für Violino von Alard, später für Cello von F. L. Krumpholtz (1840), Servais und zuletzt 1865 von F. Gröschmayer herausgegeben wurde, immer fröhlichweg mit dem Titel: La Romanesca Fameux Air de la fin du 16me siècle. Der Anfang lautet:



n. f. w.

Der Titel ist entschieden falsch, da die Romanesca gleich mit der Gagliarda war und also 1/2 oder 3/4 Takt hatte. Mit mehr Recht darf sich diese hübsche französische Komposition eine Gavotte nennen. Ferner ist die Entstehungszeit gewiß nicht das 16., sondern erst das 17. oder 18. Jahrhundert, denn die Beweglichkeit der Melodie, ihre Ziernoten und Modulation weisen entschieden auf spätere Zeit. Die wahre Quelle der Grundmelodie, die man mit modernem Weinwerk schmückt, ist nicht bekannt.

Eine gegenwärtig viel gespielte Gavotte aus der Zeit der Maria Stuart von Morley ist so auffallend modern fabriziert, daß schon jeder halbwegs sensible Konfessionist gegen deren Echtheit Verdacht fassen muß. Denn in genannter Komposition macht sich der überhöfliche Nonenafford bis zum Uebermaß breit. Wer nun aber weiß: daß von Musikern jener Zeit noch nicht einmal ein Septinenafford gekannt und gebraucht worden ist, geschweige denn der gepreßte große Nonenafford in Gebrauch war, hat genug des Beweises, daß hier Fälschung vorliegt. Wir haben es hier offenbar mit einem sehr modernen Produkt zu thun, dem man — weil das Publikum es sich gefallen läßt — einen auffallenden Namen und hohes Alter beilegt hat.

Aus den vorgebrachten Fällen ersieht man: wie gar leicht es ist, das große Publikum mit falschen Titeln und Zeitangaben zu täuschen. Die musikalische Welt hat nun einmal eine Liebhaberei für historische Musik und diese ist ja bald herzustellen.

Die historische Musik fabriziert wird, davon kann ich ein Beispiel erzählen: „Einem verstorbenen Musik-

verleger offerierte im Jahre 1877 ein Berliner Kompositist den Händel'schen Marsch zur Vermählung der Marie Medici mit Heinrich IV. von Frankreich, am 6. Oktober 1600 gespielt.“ Ich habe den unterzeichneten Hevers flüchtig gesehen, mit welchem der laudende Verleger sich gegen Nachdruck wehren wollte. Wegen Todesfall ist glücklicherweise das lächerliche Epus nicht gedruckt worden und somit der Schwund der unterdrückt.

Damit will ich für heute schließen. Sollte manches von dem hier Berührten diesem oder jenem nicht gefallen, so wäre es mir leid. Es wird freilich schwer, über gewisse Thatsachen und Erfahrungen ohne Zorn und Gefühlsheil (sine ira, sine studio) zu schreiben. „Wer die Wahrheit sagt, den schlägt man mit dem Fiedelbogen vor den Kopf.“ Doch ein Musikhistoriker kennt seine Parteiparitäten: „Wahrheit über alles!“ F. M. B.



Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

(Fortsetzung.)

Au einer Seitenwand des Gemaches stand ein kleines Glasbündel,* er hob den Deckel auf, und alsbald erscholl die Weise des „Süßes Weiden in dem Herzen“ auf dem Instrument, dessen Tasten noch nie eine solche Mäherhand berührt hatte. In immer sanfteren Tönen arbeitete der Komponist, der die Melodie, alles um sich her vergebend, bis plötzlich die Thür aufgerissen wurde und mit fröhlichem Grusse zwei Männer eintraten, welche wenige Minuten früher, zu Pferde von Hamburg kommend, vor dem „goldenen Anker“ eingetroffen waren.

Es waren Johann Mattheson und Johann Adam Reinecke. Der erstere, bis vor kurzem noch Heldentenor der Hamburger Oper, spielte in dem dortigen Musikleben als Komponist, Dirigent und Theoretiker eine hervorragende Rolle; er erschien wie immer mit feinstem Gesangsflor gekleidet, welche den ihm von Reinecke in humoristischer Laune verliehenen Beinamen „die weiße Stravatte“ durchaus rechtfertigte. Er machte ganz den Eindruck eines Hofmannes oder Diplomaten, wie er denn auch seit einigen Jahren von seinem Gönner, dem englischen Gesandten J. v. Wich, auf den Posten eines Geheimsekretärs der großbritannischen Gesandtschaft des niederländischen Kreises in Hamburg erhoben worden war.

Den direkten Gegenstoß zu ihm bildete der bide joviale Reinecke, Organist an der Katharinenkirche zu Hamburg, der Reiter gleich um den Hals fiel und abstieß.

Die Freunde setzten sich um den Tisch, auf den der Wirt inzwischen nach Reinecke's Bestellung einen Jambisch und einige Flaschen edlen Rüdesheimer gestellt hatte. Die Römer klangen zusammen, dann wuschte Reinecke zunächst von seinen Erlebnissen aus neuester Zeit berichten und erwähnte dabei auch des heutigen Reiseabenteuers.

„Vortrefflich!“ meinte Mattheson bedächtig, „dann wird Lukas v. Postel gern alles thun, Euch eine baldige Rückkehr nach Hamburg zu ermöglichen. Vorherhand muß ich Euch als sorglicher Freund dringend abraten, dorthin zu gehen!“

Auch Reinecke pflichtete dem bei, aber der geniale Tonbichter schüttelte den Kopf. „Sagt mir zuvor frei heraus: wie steht es mit Conradi?“

„Sie ist die Verlobte des Grafen Gruzewski“, versicherte Mattheson, der als erklärter Bräutigam mit ihr verkehrt und sie noch im Laufe des Sommers heimführen will. Was wollt Ihr also noch bei ihr?“

Reinecke hatte die Lippen zusammengepreßt, dann entgegnete er mit Festigkeit: „Mit eigenen Augen will ich mich nicht von der Treulosigkeit jenes Weibes überzeugen, das mich so lange ungarisch gehalten hat. Dann erst werde ich mich wirklich frei fühlen von den Fesseln, die sie mir angelegt. Widerstrebt mir also nicht länger, Freunde, sondern ratet mir lieber, wie ich meinen Plan durchführen kann, ohne dabei den Häschern in die Hände zu fallen.“

* Eine der ältesten Formen unseres heutigen Klaviers; Clavichord und Clavicembel hatten sich nebeneinander, bis zu Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts das Hammerklavier beide verdrängte.

„Nun gut,“ erklärte Mattheson jetzt, „wenn Ihr also Euren Willen durchsetzen wollt, so dürfen wir Euch unsere Hilfe nicht verweigern. Ich hatte es mir wohl gedacht, daß Ihr nicht zurückzukaufen sein würdet, und bringe daher einen von der englischen Gesandtschaft ausgefertigten Paß für den Kaufmann William Thornton aus Liverpool mit, habe in meinem Mantel auch einen falschen Paß, Schwinke und was sonst alles nötig ist, um mit Hilfe meiner alten Theaterkumpe Euch möglichst unentdeckt zu machen. Das soll gelingen, ehe Ihr mit uns aufbrecht, um selbstredend bei mir Quartier zu nehmen. Möge im übrigen Euer Vorhaben zum Guten ausfallen!“

III. Die schöne Conradi.

Zeit Meisters Weggang war Joh. H. Sambrey, eine durchaus profanische Natur, aber ein guter Geschäftsmann, Direktor der Hamburger Opernbühne und hatte zuerst treffliche Geschäfte gemacht. Allmählich aber wurde das Publikum der neuen Opern eines Graupners, Grünwaldt und Anderer, von denen keine auch nur annähernd den Erfolg der Meisterschen Schöpfungen erzielte, müde, und es erhoben sich zahlreiche Stimmen, welche die Rückkehr jenes Tonbichters wünschten, den seine Freunde und Feinde dann freilich nur so eifrig zu veräußern suchten.

Man hatte Graupners „Edo, Königin von Karthago“ gegeben, worin die Conradi die Titelrolle sang. Nach beendeter Vorstellung begleitete Graf Gruzewski die Primadonna, wie immer, zu ihrer Portierkammer und begab sich dann in ihre am Steinweg gelegene Wohnung, wo sie die ganze, fürstlich eingerichtete erste Etage eines Hauses innehatte, um mit ihr zu Nacht zu speisen.

Sobald trat die Sängerin, nachdem sie sich umgesehen, in reicher Toilette, welche alle ihre Reize zur vollkommensten Geltung gelangen ließ, in den hellereudeten Salon.

„Nun, mein Freund,“ sagte die Conradi, mit holdem Lächeln dem Grafen die Hand bietend, die dieser zärtlich küßte, „wie wartet Ihr mit meiner Leistung zufrieden?“

„Ihr seid eine Königin,“ gab der Kavaliere galsant zur Antwort, „wie sie schöner und majestätischer nie einen Thron geziert hat. Der Jubel des Publikums hat Euch ja genügend bewiesen, wie sonnenklar Ihr alle Herzen beherrscht.“

„Nun ja,“ meinte die Sängerin etwas verdrossen, „es ist freilich leicht, das Parterre zu rühren, aber die Logen bleiben neuerdings bei den Graupnerschen Opern leer, das hört mich und macht mich besorgt!“

„Es ist schlimm genug,“ entgegnete der Graf fast heftig, „daß Euch dergleichen überhaupt kümmern darf. Wie doch meinen Ditten nach, Geliebte,“ fuhr er mit leidenschaftlich vibrierender Stimme fort, „und entsetze schon jetzt diesem Wüstenreiben, dieser nichtigen Welt des Scheines, um mir zum Altkar zu folgen. Ich mag es nicht länger mehr ansehn, wie die Augen von Hunderten betäubend auf Dir ruhen, wie Du Dein holdes Lächeln, Deine süße Stimme an sie verschwendest, ihnen preisgibst, was nur mir gehören sollte!“

Er hatte seinen Arm um die spynge Gestalt der Sängerin gelegt und sie dicht an sich gezogen; wie bezaubert fühlte er sich, als sie jetzt hinhingend an seinem Herzen ruhte, und ihre schwarzen, ein magisches Feuer ausstrahlenden Augen tief in die seinen schauten. Sie schlang ihren vollen Arm um seinen Hals und bog sein Haupt etwas tiefer, indem sie ihm zärtlich küßte.

„Sei nicht so ungeduldig, Stanislaus, nur noch ein Weilchen laß mir mein Glück erleben, nur einige Monate noch, wie wir es ja ausgemacht hatten, dann folge ich Dir, um fortan nur Dir zu leben!“

Zu diesem Momente flog die Thüre auf und über die Schwelle trat eine Mannesgestalt, ohne daß der zur Seite gestohlene Diener und die scheltende Zofe es verhindern konnten. Die Conradi fuhr aus dem Arm des Grafen empor und stieß einen Schrei aus, als sie Reinhard erkannte, der, den falschen Paß abnehmend, ruhig einige Schritte näher trat und dann mit eigf. kalter Miene sagte: „Bezeigt mein hörendes Eintreten, geschätzte Demoselle, — ich wünsche nicht, daß mein Paß hier bereits befestigt sei.“

Graf Gruzewski wollte wütend den Degen ziehen, doch heftig trat die Primadonna zwischen ihn und den Kompositisten.

„Ihr seid ein ehrlicher Lügner,“ rief sie, „ich habe stets über Euer langweiliges Schwatzen nur gelacht und Euch nie ein Recht gegeben, irgendwelche Ansprüche an mich zu erheben.“

„Ihr werdet mir Rede stehen, Monsieur,“ eiferte

besten gehalten! O, o! Ich verliere mein Amt, und der Dürst ist mein Brat! O, mein Gott, mein Gott! ... Der Dürst war vor der Dürst gelieben. Böse- lich fuhr er zurück und schrie: „Meister, da kommen sie schon!“

Herr Valentin lehnte an der Mauer, zitterte wie im Fieber und wimmerte: „Dah ich es nicht gelagte? O, der Abend sieht uns alle im Stockhaus!“

„Ins Stockhaus — ich?“ rief Fritz, und seiner Hand entfiel das Horn. Und vor seinem Auge versank der Turm, Herr Valentin und der Dürst, und da sah er das Stockhaus und sich in einer künftigen Hölle und in Ketten. Und er sah den Vater und die Mutter, wie sie die Hände rangen, und er hörte, wie sie weinten über den — Verbrecher. Nein, das nicht, das nicht!

Er stürzte in die Stube und riß die Geige an sich. Zu spät! Denn näher und näher kamen die schweren Tritte, und jetzt, jetzt erschien das rothglühende, feuchende Gesicht des Müttels, und zornige, drohende Stimmen riefen hinter ihm her nach dem Missethäter, der ganz Halberstadt und den Nachmittagschlaf betrog.

Unserem Fritz wurde es schwarz vor den Augen. Wie einen Trübsinn führte man ihn die Treppe hinauf. Alles drehte sich um ihn, sein Herz schien still zu stehen, immer größer wurde ihm der Rärm. Dennoch aber drangen zwei Stimmen an sein Ohr und wie Messer in sein Herz, die Stimmen des Vaters und der Mutter: wir haben keinen Sohn mehr!

Und weiter? Wie lange dem Kunstfischer und seinem Freunde ein freies Quartier zur Stochanie eingeräumt worden, und ob jener je wieder auf den Zettel gekommen ist, darüber schweigt die Geschichte. Das aber ist in ihren Wänden angeschrieben, daß Fritz, nachdem er die Freiheit wieder erlangt, abermals zum Wanderfaher griff. Seine Waischaft schmolz, es kamen Krankheit, Kummer und Sorgen, und immer härter wurde der Kampf um das Brot, immer schwächer die Hoffnung ...

Weiter! In der Musikstube sah Herr Leberecht Zelter bei seiner Frau. Die Pfeife schmeckte ihm nicht, er stützte den Kopf, er war alt geworden vor der Zeit. Die Frau hatte das Mähdgen in der Hand, kann aber wollte sie, daß sie nähte, und jeder Stich in die Leinwand war ihr wie ein Stich in das Herz.

Da plötzlich kam ein Brief. Des Alten Hände zitterten, als er ihn erbrach, und die Mutter schrie auf, als sie einen Blick auf die Schrift warf. — „Ewig geliebter Vater,“ so begann der Brief.

Weiter! Die ganze Mingsstraße war in Aufregung, denn der Fritz kam zurück, er kam heute. Und in dem Hause Nr. 1 herrschte ein Jubel wie zum Christfest. „Mutter,“ rief der Alte und legte den Kopf an ihre Brust, „nun haben wir unsern Jungen wieder. Wir wollen alles, alles verzeihen, und was er werden will, das soll er werden, denn ich will Frieden haben und Freude um jeden Preis!“ ... Wer wollte es nicht, daß aus dem „Zangenkäse“ etwas Rechtes und Gutes geworden! Solange die heilige Musik geht und gepflegt wird, wird man auch Carl Friedrich Zelter, den Begründer der Männerchor-Vereine und Schöpfer bedeutender Werke, den Freund Goethes und den Lehrer Felix Mendelssohn-Bartholdys in Ehren halten.



Berliner Saison.

VIII.

Berlin, im April.

Eine neue Oper.

Noch vor kurzem hätten es unsere Habitués einmüthig für eine Unmöglichkeit erklärt, daß sich das Berliner Opernhaus einer wirklichen und wahrhaftigen Novität annähme. Man hatte sich an die gleichmäßige Abwechselung des alten Repertoires dermaßen gewöhnt, daß man eine Durchbrechung desselben faun noch in Betracht zog. Und nun ist das Unwahrscheinliche dennoch wahr geworden: unter dem Regime Hochbergs ist eine neue Oper aus der Taufe gehoben worden; sehen wir uns den Tausling ein wenig an!

Das Werk „Turandot“ des Berliner Dichters-componisten Theobald Neuhau ist eine Oper von herrlicher Färbung. Unzweifelnd dem dramatischen Märchen von Carlo Gozzi nahe verwandt, weicht der Neuhauische Text doch in mehreren Hauptpunkten so erheblich vom Original ab, daß man beinahe von

einer dichterischen Neuschöpfung reden kann. Das tragikomische Stück Gozzis, welches eine Verschmelzung morgenländischer Romantik mit der venezianischen Commedia dell'arte enthält, ist durch die Bearbeitung, richtiger gesagt Uebersetzung Schillers allen Deutschen bekannt geworden. Wir dürfen daher wohl voraussetzen, daß jeder unserer Leser in seiner frühen Jugend die chinesische Prinzessin Turandot kennen und — verabschieden gelernt hat. Sie ist ein ganz japanisches Weib: jedem ihrer Freier stellt sie drei Rätsel; löst er sie nicht, so wandert er anstatt in das Loch der Ehe in ein besseres Jenseits, und zwar auf dem kürzesten Weg. Auf den Jünnen der Mauer des Belings hängen in langen Ketten die grinsenden Schädel der Verblenden, welche sich an die blutigen Rätsel der Kaiserstochter eingelassen haben.

Eine solche Figur wäre für die moderne Opernbühne unentbehrlich gewesen. Die Zeiten der schrankenlosen Fabelwillkür sind vorüber, und heutzutage dürfte es keinem Librettisten mehr gelingen, eine Heldin erst durch den Stiefel des Hypothese als Märderin zu kennzeichnen und hinterher symbolisch zu gestalten. Ohne die Sympathie der Hörer aber vermag eine Turandot in einem gelungenen Liebesmärchen auf der Bühne nicht zu leben. Neuhau hat dies sehr wohl eingesehen und mit einigen fähigen Griffen sowohl dem Gozzi, wie auch seinem klassischen Uebersetzer das Konzept gründlich verändert. Die neue Turandot tritt mit reinen Sünden an die Bühne, allerdings auch mit einem grammatikalischen Vorfall, den sie indes bereut, sobald der erste Rätsellöser und Heiratskandidat in Sicht kommt.

Der letztere, der geistreiche Prinz Kalaf, hat sich gleichfalls einer durchgreifenden Seelenreform unterzogen müssen. Im italienischen Vorbild hat der Scharfmann Kalafs dessen männliche Energie rein ausgegärt; in der Oper treten beide Eigenschaften als gleichwertige Faktoren nebeneinander auf. Ja, in dramatischer Hinsicht erweist sich der harte Charakter, den der Librettist seinem Helden angedichtet hat, als der wichtigere Teil in dessen geistigem Inventarium. Daß die große Rätsel-Szene mit der Lösung der Aufgaben endigt, wird schon in Gozzis Zeiten seinen Zuschauer faulerlich überrascht haben. Derartige Gedankenprobleme mögen noch so feinsinnig konstruiert sein, sie bleiben im Grunde doch Wortspiele, aus denen sich ein dramatischer Effekt nicht heraus-schlagen läßt. Wenn aber der Prinz in der Oper, kaum daß er sich Meister der Situation fählt, den Spieß umkehrt und sich selbst als Preis für ein viertes Rätsel anbietet, so stellt sich die Wirkung in voller Stärke ein. Unzweifelnd richtet sich an der Stelle, wo wir nur einen Gedankenrechner vermuteten, ein Held vor uns auf, und aus der orientalischen Puppenkomödie entwickelt sich ein bedeutsamer Konflikt.

Mit diesen Andeutungen haben wir die hervor-schende Tugend der neuen Oper bezeichnet. Theobald Neuhau hat sich nicht mit der Färbung seiner Buchverfasser begnügt, welche alte Stoffe recht und schlegt für die Opernfläche einschlachten, sondern er hat den Zweckgehalt eines dramatischen Modells durch neue und erprobliche Motive bereichert. Mit Lob soll ferner der hübschen Anlage der zahlreichen humoristischen Nebenrollen gedacht werden. In musikalischer Hinsicht ist der Autor freilich unseren Ansprüchen an eine komische Oper eblicher Gattung mancherlei schuldig geblieben. Viele Nummern der Partitur verraten eine leicht und sicher formende Hand, allein wir vermiffen die hohe Himmelslage der freien Inspiration, welche sich durch feinen Fleiß und feine Routine ersetzen läßt. Als erfahrener und gewandter Musiker versteht es Neuhau, jeden Vers mit ansprechender Melodie zu umkleiden, und das um so sicherer, als die meisten dieser Verse wahrscheinlich mit einem korrespondierenden Notensatz in seinem Kopfe entstanden sind. Gaben wir somit nirgend ein Mißverhältnis zwischen Wort und Tonsausdruck festzustellen, so können wir uns doch nicht der Ansicht verschließen, daß die namentlichen Worte und Szenen eines gründungsreicherer Verfahren bedurft hätten, um Elemente einer vornehmen Oper zu werden. Das Niveau, welches der Komponist wohl selbst zu bewahren entschlossen war, verfiel sich an vielen Stellen wider Willen des Autors; der Stil der Operette wird nicht nur geschrieben, sondern auf längere Strecken festgehalten. Vielleicht wird gerade der letztere Umstand dem Werk das Fortkommen erleichtern, wenn auch nicht hier, so doch an manchen Provinzoperen. Der äußere Erfolg entschied übrigens durchaus zu gunsten der Novität; über die Nachhaltigkeit des Erfolges sollen keine prognostischen Weisheiten, sondern die Ereignisse entscheiden. **A. Moszkowski.**

Kunst und Künstler.

Das endgültige Programm für das an den Pfingsttagen, den 20., 21. und 22. Mai inachen stattfindende Niederrheinische Musikfest ist nun erschienen. Dasselbe findet unter Leitung des Kapellmeisters Hans Richter aus Wien und des Musikdirektors Eberhard Schindlerath von Aachen und unter Mitwirkung folgender Künstler und Künstlerinnen statt: Frau Jenny Moran-Eden, größherzoglich oldenburgische Kammerfräulein aus Leipzig (Soprano), Fräulein Hermine Spies, Kammerfräulein aus Wiesbaden (Alt), den Herren Max Mikore, königl. Hofopernfräulein aus München (Tenor), Carl Herron, Opernsänger aus Leipzig (Bass), Professor Dr. Joseph Joachim, Direktor der königl. Hochschule in Berlin (Violine), Professor Robert Hausmann aus Berlin (Violoncello). — Programm: Erster Tag, Sonntag den 20. Mai: Ouvertüre „Der Weissagende“ von Beethoven. „Der Weissagende“, Oratorium von G. F. Handel. Zweiter Tag, Montag den 21. Mai: Ouvertüre zu „Cendrillon“ von C. M. v. Weber. Kantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“ von J. Seb. Bach. Ouvertüre zu „Aeneas“ von J. Schumann. Psalm „114“ von F. Mendelssohn. Schlussszene aus „Die Hölle“ von M. Wagner. Symphonie Nr. IX von Beethoven. Dritter Tag, Dienstag den 22. Mai: „Les Préludes“, Symphonische Dichtung von Franz Liszt. Doppelkonzert für Violine und Violoncello, mit Orchesterbegleitung von J. Brahms. Solovorträge „Eden-ellen“ von Max Bruch. Ouvertüre zu „Aeneas“ von G. F. Handel. Solovorträge. Kaiserinmarch von M. Wagner. — Ein Platz für die drei konzertierten Stimmen nicht gezeichnet werden. Ansonstige Stellen für die Plätze unter Bezeichnung des Betrages an M. B. Quadrats (Theaterplatz 7) richten. Die zuerst gezeichneten 600 Plätze werden verloht.

II. Schwäbisches Musikfest in Stuttgart. Als man vor drei Jahren das erste Musikfest hier plante, dachte wohl niemand, daß dasselbe solvel Anhang und rege Teilnahme finden werde, daß man in wenigen Jahren ein zweites abgeben könne, oder gar, daß diese Feste — wie es den Wünschen hat — eine bleibende Erscheinung in unserer Musikleben bilden werden. Bei diesem zweiten Musikfeste, das — wie wir bereits mitteilen — Mitte Juni stattfindet, wird die königl. Hofkapelle den Stamm des durch weitere hiesige und auswärtige Kräfte zu verstärkenden Orchesters bilden. Der Chor repräsentiert sich aus dem königl. Singchor, dem Verein für klassische Kirchenmusik, dem Neuen Singverein und dem Schützverein in Cannstatt. Feldbrigit ist Hofkapellmeister Dr. Klengel, für das Oratorium Professor Dr. Faust. An Solisten haben wir zu erwarten: Professor Joachim, b'Albert, den Cellisten Klengel aus Leipzig, Hermine Spies, Frau Schindlerath aus Berlin, den Tenoristen Mikore aus München und von Wilde jun. aus Leipzig. Das erste Konzert bringt Sofia von Handel, die beiden andern als Hauptnummern Paradies und Peri, Toccata von Bach-Eiser, Troica und Harad — ein kleineres Chorwerk — von Krug-Baldie, einem hiesigen tüchtigen Komponisten. Dr. Brahms wird als Gast erwartet, da im Programm auch sein Doppelkonzert für Cello und Violine figurirt.

Das Programm für das diesjährige Musikfest in Birmingham ist veröffentlicht worden. Dasselbe umfaßt vier neue Konzerte, nämlich ein Oratorium „Judith“ von Dr. Herbert Barry; ein Choralwerk von Dr. Madeniz; eine Kantate von Dr. Bridge, dem Organisten der Westminsterabtei, beileit „Kathartha“, und einen Psalm von Franz. Sir Arthur Sullivan wird sein Oratorium „Die goldene Legende“ selber dirigieren. Zum General-dirigenten ist Hans Richter bestellt.

Die königliche Akademie der Künste in Berlin hat Professor Fr. Gernsheim in Moller-dam zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt.

In Leipzig ist der hochbegabte Sänger und Gesangslehrer Franz Gänge gestorben.

Der badische Hofopernsänger Joseph Schöffler, lange Jahre als Tenorist beim Mannheimer Publikum äußerst beliebt, ist vor kurzem gestorben. Derselbe war ein geborner Künstler und trieb in seiner Jugend das Klavierspiel.

Die Oper in Karlsruhe hat mit der Vorführung von „Verlioz“ „Beatrice und Benedict“ einen Alt künstlerischen Pakt vollzogen. Die an in-

teressanten Jüngen reiche Oper ist bisher nur vereinzelt zur Aufführung gelangt; in Baden-Baden erlebte sie ihre Erstaufführung. Weimar brachte sie ebenfalls, doch damals ohne Erfolg. Nun wurde hier das Werk einer musikalisch-bildnerischen Mission unterzogen und durch Einführung von Recitationen demselben eine mehr geschlossene Gestalt verliehen.

— Mailand. Die von dem Männerchor Zürich im Verein mit dem Scala-Orchester in Mailand gegebenen Wohlthätigkeitskonzerte haben glänzenden Erfolg gehabt. Das Publikum war von dem prächtigen Zusammenwirken, sowie von der vollkommenen Fusion der Stimmen und der reinen Intonation geradezu verblüfft, denn bis jetzt hat man einen solchen Gorgelgang in Mailand nicht zu hören bekommen und mit Italienern ließe sich dergleichen überhaupt nicht erreichen, weil sie weder die erforderliche Geduld und Ausdauer besitzen, noch der unerlässlichen Disziplin sich fügen können. Es ist deshalb begreiflich, daß die trefflichen Leistungen des Chores zu finanziellen Eruationen veranlaßten. Die beiden Programme enthielten meist deutsche Lieder, außerdem zwei Bruchstücke aus der Gounod'schen Messe für Männerchor und zwei von dem Dirigenten des Chors — Altenerfer — für denselben bearbeitete italienische Volkslieder. Altenerfer figurirt auf dem Programm mit drei weiteren Nummern, von denen wir als besonders gelungen die Komposition von Scheckels „Abendfeier“ erwähnen. Sehr interessant waren die Chöre „Totenwacht“, Text von Widmann, Musik von Hegor, und „Das Engelwunder“, Text von Widmann, Musik von Grieg. Das Orchester unterstützte die vortrefflichen Sänger mit acht Nummern und erzielte ebenfalls reichlichen Beifall; am besten gefielen die einleitende Symphonie zu Alfieri's Trauerspiel „Caul“ von Vaganti, dem Direktor des hiesigen Konservatoriums, und das Präludium zu „Truchseß Lorelei“. Faccio, dem Dirigenten des Scalaorchesters, wurde von dem Männerchor Zürich ein Lorbeerzweig gewidmet, Herrn Altenerfer ein solcher von Faccio und mehrere andere vom Schweizerverein etc. Am letzten Abend fanden sich die Sänger mit ihren Freunden zu einem Abschiedstrunk im Teatra Casselli zusammen.

— Das jüngste Wohlthätigkeitskonzert, welches der Lieberkronz-Heilbrunn veranstaltete, erhielt eine erhöhte Bedeutung durch die Mitwirkung von Prof. Gust. Jensen aus Köln (dem Lehrer des hiesigen Vereinsdirigenten Majenberger). Nicht allein als Geiger schmeichelte er sich in die Gunst des Publikums ein, sondern vorzugsweise in seiner Eigenschaft als Komponist, als welcher er sich besonders in einem neuen Männerchor mit Solo und Orchester: „Gesang der Jünglinge“, auf seine Höhe stellte. Das Konzert überhaupt, in welchem neben dem Chor die Damen Majenberger-Roth (Gesang) und Emma Majen (Klavier), sowie das Wädler'sche Militär-Orchester mitwirkten, zählte zu den gelungensten, die seit vielen Jahren hier gehört wurden.

Bermischtes.

— Der Stadierauszug von Richard Wagners Oper „Die Feen“, deren erste Aufführung bekanntlich für diesen Sommer am Hoftheater in München vorbereitet wird, erscheint demnach im Verlage der Hofmusikalienhandlung von H. Ferd. Fedel in Mannheim.

— Wie wir schon früher mitgeteilt in der Lage waren, finden die diesjährigen Bühnenfestspiele in Wahrenth in der Zeit vom 22. Juli bis 19. August in der Weise statt, daß an allen wöchentlichen liegenden Sonntagen und Mittwochen „Parfial“, an allen Montagen und Donnerstagen die „Weisterfinger von Nürnberg“ zur Aufführung gelangen.

Die Hauptpartien beider Werke werden, wie wir vernahmen, wie folgt besetzt sein: Parfial: Knudsen, die Damen Materna (Wien), Matten (Dresden), Sucher (Hamburg); Parfial: die Herren Wiedrich (Dresden), Winkelmann (Wien), als weiterer Vertreter ist Herr van Dyl (Antwerpen) in Aussicht genommen; Anforins: die Herren Reichmann (Wien), Scheidemantel (Dresden); Gurnemann: die Herren Wiegand (Hamburg), Wilmelmer (Hannover); Klingens: die Herren Wlad (Karlsruhe), Scheidemantel (Dresden). Weisterfinger: Hans Sachs, die Herren Reichmann (Wien), Gura (München), Wlad (Karlsruhe) für Herrn Gura würde im Falle der Unabkömmlichkeit in München Herr Scheidemantel eintreten; Vogner, die Herren Wiegand (Hamburg), Wilmelmer (Hannover); Eva, die Damen Matten

(Dresden), Sucher (Hamburg), Beltaque (Bremen); Walthar Stolsing, die Vertreter des „Parfial“, Wagnere, Frau Staudig (Berlin), Bedmeier, die Herren Friedrichs (Bremen), Müller (Karlsruhe); David, die Herren Schröder (Wien), Hofmüller (Darmstadt); Kathner, die Herren Wlad (Karlsruhe), Heitstadt (Halle).

— Das für dieses Jahr in Hitzbesh ein geplante Sängerkfest der „Vereinigten norddeutschen Liedertafeln“, dessen wir in unserer Nr. 7 gedenkten, ist neuerdings auf das Jahr 1889 verschoben worden.

— In Köln hat die Stadtverordnetenversammlung die Errichtung eines städtischen Orchesters genehmigt, welches im Stadttheater, in den Konzerten der Konzert-Gesellschaften, sowie bei öffentlichen Festen der Stadt den Dienst zu versehen hat; auch soll das Orchester während der Sommermonate sog. Sommer- und Volkskonzerte geben. Der Etat des Orchesters weist bei 41 Mitgliedern und 12 Aspiranten eine Ausgabe von 87000 Mk. auf, dagegen Einnahmen vom Theater 51320 Mk., von der Konzertgesellschaft 10200 Mk., aus den mutmaßlichen Erträgen der Sommerkonzerte 16000 Mk. und an unvorhergesehenen Einnahmen 1000 Mk., so daß die Stadt 8570 Mk. jährlich, und zwar vorläufig auf 5 Jahre, zuzuschlagen hat. Später erhöht sich der Zuschuß auf 12000 Mk.

— Auf dem in der Nähe von Paris gelegenen Landgute des Herrn Lamoignon soll, ganz nach Wagner'scher Art, ein Festspielhaus erbaut werden. In dem Theater, mit dessen Bau noch in diesem Jahre begonnen werden soll, will man im Laufe der Zeit sämtliche Wagner'sche Bühnenwerke zur Aufführung bringen; die Eröffnungsvorstellung soll nach den vorläufig gefaßten Plänen „Lohengrin“ bilden. Die einzelnen Vorstellungen dürfen vor geplanten Einnahmen geschäftig sein, da das Theater, welches selbstverständlich unter der Oberleitung des Herrn Lamoignon steht, einen durchaus privaten Charakter tragen wird. Einige reiche französische Wagner-Verehrer bringen die notwendigen Mittel an. Das Haus selbst wird Raum für 800 Zuschauer enthalten. Die letzteren müssen natürlich ihr Eintrittsgeld erlegen, können jedoch nur durch Einladung oder Subskription an den Vorstellungen teilnehmen.

Nur und Noth.

— Der unvergeßliche Schauspieler und Volksdichter Johann Nestroy, „der Wiener Aristophanes“, wie er auch genannt wird, gestirbt einst in Preßburg an mehreren Nerven. Der Direktor des dortigen Theaters, der auf die Requisition wenig verwenden konnte, da ihm die nötigen Mittel dazu fehlten, war auch an einem dieser Abende des Nestroy'schen Gastspiels in einem Stübchen beschäftigt. In einer Szene des 2. Aktes mußte der Direktor dem Wiener Künstler eine Zigarre reichen. Nestroy griff ungeschickt nach ihr, und ließ sie mit heftigem Gepolter auf den Boden fallen — sie war aus Holz. Ein furchtbares Gelächter durchbraute den Saal; Nestroy aber, in seinem unwürdigen Sarkasmus und Humor ergriff schnell die Situation und sagte zu dem höchlich betraffenen Direktor: „So, mein Lieber, was sagt denn das Kaster von der Sorte?“ Manigender Beifall folgte diesem mit der größten Ruhe gesprochenen Entgegnung.

— Militarismus im Freureich. Ein neues Feindbild hatte bei der ersten Aufführung die sentimentalischen Herzen weiblich gerührt. Schon war das schändliche Kaster nach Gebühr bestraft, die edle Tugend sollte nun in der Schlussszene (Apotheose) lebendig belebt werden. Daß mit des Geistes Mächten —! Alle Augen richteten sich auf die junge reizende Fee, welche aphroditisch lächelnd, in weißem, dem bunteglühenden Gewande auf strahlendem Throne emporstieg. Höchst tadeln das ganze Publikum hell an. Wunderbar! — Die schöne zum Himmel emporblühende Fee ahnte nicht, was sie verächtlich über sich ihren Füßen lag: eine Wäbe, ein Säbel und ein Paar Faustschuhe von einem — Offizier. Ganz verlegen senkte sich der Vorhang und erlöste die militärrühmliche Fee vom Schrecken — aber nicht von der Selbstirre. Ihre Schwärmer für zweierlei Tugend soll seitdem merktlich abgekühlt worden sein.

H. G. Anton Rubinstein nahm 1844 seinen Aufenthalt im nordischen Alben, wo Felix Mendelssohn sich ganz besonders für ihn interessierte; der Verkehr mit diesem Meister schuf ihm viele schöne

Stunden, deren angenehme Erinnerung noch jetzt in dem Künstler fortlebt. Mendelssohn's Zuneigung zeigte sich bei den verschiedensten Anlässen, so auch gelegentlich der ersten Aufführung seiner „Athalie“ am Hofe, wo im feierlichen Schloß sämtliche Zuhörer geladene Gäste, Eintrittskarten also nicht käuflich waren. Die Jagd nach Einlaßbilletts war arg, namentlich seitens der zahlreichen Freunde Mendelssohn's, der mit hundert Preiskarten nicht ausgerichtet haben würde, aber um zwei zu vergeben hatte — denn der Raum in einem königlichen Hoftheater ist beschränkt. Wie sehr muß nun Mendelssohn den damals fünfzigjährigen Rubinstein geliebt haben, daß er ihm eine der beiden Karten gab und ihn an der Hand in den glänzenden Saal führte! Dieser Anlaß erregte Aufsehen und Anton hätte bei den Berlinern mit einem genialen Werke schwerlich so viel Interesse erweckt, wie es ihm durch diese Auszeichnung Mendelssohn's zu teil ward.

Litteratur.

Cernys Studien- und Unterarbeitswerke. Bearbeitet von dem Professor Emil Breslau (Berlin) und Anton Dörr (Wien) (Berlin, R. Simrodt), erschienen in neuer, sorgsam revidierter Ausgabe, prägnant geordnet, mit teilweise neuem Fingerring und mit Erläuterungen und praktischen Anweisungen zum Selbststudium versehen. Prof. Dörr bearbeitete die Schule der Gedächtnis — die idyllischen Lehungen — die Schule der linken Hand — Kunst der Fingerfertigkeit — und 121 achtstellige Lehungen. Um die Genauigkeit einer Anzahl weniger bekannter, aber sehr wichtiger Studienwerke hat sich Prof. E. Breslau verdient gemacht. Es sind: Schule des Bräutens — 24 Studien für die linke Hand op. 718 — 20 leichte Bräutens op. 501 — 22 sehr leichte Bräutens op. 694 — 18 leichte Bräutens op. 807 — 20 leichte und forschende Anfängerstücke op. 817 — der erste Klavierunterricht (100 Esercizien). Die Ausgabe Breslau-Dörr eignet sich besonders auch durch eine große lehrreiche Bemerkungen über Vortrag, Ausführung der Fingerringen, sowie durch nützliche Hints über die Art des Studiums der Werke. Die genannten Vorzüge, sowie die scharfe Ausstattung und der billige Preis sichern der neuen Ausgabe die weiteste Verbreitung.

Diagonal-Zahlenrätsel.

8	11	14	9	6	8	11	14	10
17	7	3	14	6	1	8	8	6
16	7	18	6	14	8	7	18	8
8	7	10	6	14	2	3	1	14
6	16	12	13	14	6	8	10	11
3	10	6	1	14	0	7	8	10
16	8	6	1	15	5	3	6	12
3	16	6	1	14	4	8	1	14
3	12	2	11	6	14	1	6	14

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die angegebenen Reihen:

1. eine dänische Insel,
2. einen französischen Dichter,
3. einen deutschen Staatsmann der Gegenwart,
4. eine deutsche Oper,
5. eine Frankengast aus der ältesten deutschen Geschichte,
6. eine deutsche Oper,
7. einen deutschen Schlachtenmaler,
8. ein begeistertes Getränk,
9. ein europäisches Königreich.

Ist alles gefunden, so wiederholen die beiden durch diere Umrahmung bezeichneten Diagonalen, und zwar die eine von oben nach unten, die andere von unten nach oben, die in der vierten und sechsten wagerechten Reihe genannten Opern.

C. L.

Anspassung des Rätsels in letzter Nummer:

Händel — Händel.

Neben jeder Violinschule zu gebrauchen:

Musikalische Erholungen für junge Violinspieler. Blumenlese für junge Violinspieler.

Progressiv geordnete Übungs- und Unterhaltungsstücke, mit Benutzung beliebter Volks- und Kinderlieder, Opern und Tanzmelodien

bearbeitet von

Jakob Blied.

Op. 33.

Preis jedes Bandes für 1 oder 2 Violinen M. 1.50, mit Klavierbegleitung M. 3.—

Bd. I, 100 sehr leichte Stücke.

Band I enthält außer den Anfangsgründen und Übungsstücken folgende Lieder, Tänze u. s. v. Nr. 1. Schlaf, Kindlein schlaf. 10. Schlaf, mein Kind, schlaf ein. 18. Gott in der Höhe sei Ehr allein. 21. Der Mond, der scheint, das Kindlein weint. 24. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. 25. Es spielt ein Knäblein im blumigen Aue. 26. Zum Reigen herbei. 28. Nun ade du mein lieb Heimland. 29. Alle Vögel sind schon da. 35. A, a, der Winter ist schon da. 36. Hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp. 37. Summ, summ, summ, Wieschen summ fern. 38. Alles neu macht der Mai. 39. Der Winter ist kommen. 40. Wenn die Schule geschlossen. 43. Wer hat die schönsten Eschen. 44. Der Knud und der Esel. 45. Lieb

immer Tren und Reclitheit. 46. Weist du, wie viel Sterne stehen. 47. Das Schiff streicht durch die Wellen. 48. O Straßburg, o Straßburg, du wunderliche Stadt. 49. Ich hatt einen Kameraden. 50. Morgenrot. 51. Polka. 52. Walzer. 53. Wer stiet auf meiner Mutter? sarrum. 56. Schier dreißig Jahre bist du alt. 57. Einen goldenen Wandersab. 58. Verfranz mit Land. 59. Willkommen, o seliger Abend. 60. Der Freischütz, von Weber. Ouvertüre. 62. Walzer. 63. Polka. 68. O Tannenbaum. 69. So leb denn wohl, du süßes Haus. 70. Ein Säner aus Karpats. 71. Mit dem Pfeil, dem Vogen. 72. Ich ich in künftiger Winternacht. 73. Alldort auf grüner Heide. 74. Freut euch des Lebens. 76. Mozart, Meinett aus Don Juan. 77. Der Freischütz, von Weber: Zeise, leise, fromme

Weile. 78. Der Freischütz, von Weber: Wir werden dir den Jungferntaus. 79. Winter: Das unterbrochene Opferfest. 81. Mazurka. 82. Galopp. 83. Heil dir im Siegerkranz. 86. Deshauer-Marsch: So leben wir. 87. Auf, auf, ihr Brüder und seid stark. Auf, auf, ihr Knaben, eilt herbei. 88. Ein Herz, das sich mit Sorgen quälet. 90. Bald fällt von diesen Zweigen. 93. Das Land fällt von den Bäumen. 94. Mäh! denn. 95. Die Jägersflöte, von Mozart: Ein Mädchen über Weiden. 96. Der Freischütz, von Weber: Was gleich wohl auf Erden. 97. Die Stimme von Portici, von Aubert: O seht, wie herrlich strahlt der Moran. 98. Wueh in Capuen, von Wehl: Ich war ein Jüngling noch an Jahren. 99. Polka. 100. Die Schöndrumer, Walzer von Lanner.

Bd. II, 40 beliebte leichte Stücke.

Band II enthält: Nr. 101. Andantino. 102. Moderato. 103. Rondo. 104. Die Tochter des Regiments, von Donizetti. 105. Tell, von Rossini, Tyrolenne. 106. Die Jägersflöte, von Mozart: Der Vogelstern bin ich ja. 107. Martha, von Florent, Regie Hofe. 109. Martha, von Florent: Jägerin, schlau im Sinn. 110. Rheinfein-Galopp. 111. Pierre-Mazurka. 112. Die Schwinmer, Walzer v. Lanner. 113. Marien-Polka. 116. Mit hunderktausend Stimmen ruft, hurrah! 117. Preisend

mit viel schönen Reden. 118. Wohlant, Kameraden, auf Pferd, auf Pferd. 119. Andantino. 121. Wie war so schön doch Wald und Feld. 122. Megro. 124. O sanetissima. 125. Im schönsten Wiesengrunde. 126. Herz, mein Herz, warum so traurig. 127. Andante cantabile. 128. Die Tochter des Regiments, von Donizetti. 129. Die lustigen Weiber von Windsor, von Nicolai: Ouvertüre. 130. Die weiße Dame von Volckien: Welche Lust Soldat zu sein. 131. Johann von Poriz,

von Volckien: Welche Lust gewährt das Weien. 132. Die Stimme von Portici, von Aubert: Schummerarie. 133. March aus Norma, von Bellini. 134. Georgen-Walzer. 135. Oberon, von Weber: Darum fröhlich. 136. Norma, von Bellini. 137. Oberon, von Weber: Arabien, mein Heimatland. 138. Die Jägersflöte, von Mozart: Bei Mäueren, welche Liebe fühlten. 139. Kacilien-Mazurka. 140. Alexander-Marsch, von A. v. Beethoven.

Bd. III, 18 leichte ausgewählte Kompositionen.

Band III enthält: Nr. 141. Symphonie-Bastorale aus Meffias von Häbel. 142. Er weidet seine Herde. 143. La chasse. 144. Schier dreißig Jahre bist du alt. 145. Jekl ganz i ans Brinnee. 146. Weber, Aufzorbung zum Tanz. 147. Fra

Diavolo, von Aubert: Erblüht auf Freischödhin. 148. Lancered, von Rossini: Gavatine. 149. Der Knall von Bagdad, von Volckien: Ouvertüre. 150. Unter Mond du gehst so stille. 151. Polka. 152. Walzer. 153. Figaro, von Mozart: Dort ver-

gibt leises Flöten. 154. Don Juan, von Mozart: Reich mir die Hand, mein Leben. 155. Wenns Möllstert weht. 156. Von meiner Heimat muß ich scheiden. 157. Knud, Symphonie mit dem Pantheonspiel. 158. Lanner, Marien-Walzer.

Bd. IV, 14 größere Vortragsstücke in erleichterter Bearbeitung.

Band IV enthält: Nr. 159. Mozart, Rondo. 160. Mozart, Entführung aus dem Serail, Ouvertüre. 161. Haydn, Menuett aus der 3. Symphonie. 162. J. Lanner, Scherzfinns Jester, Walzer. 163. F. Men-

delsohn, Ich wollt meine Liebe. 164. F. Mendelssohn, Das erste Bildchen. 165. Mozart, Das Bildchen. 166. E. Bacherini, Menuett. 167. Fr. Chopin, op. 72. Nocturne. 168. Fr. Schubert, op. 94 Nr. 3. Moment

musicale. 169. C. Kreuzer, Violinsolo aus dem „Nachtlager“. 170. J. Strauß, op. 31. Bonne hameur. 171. Fr. Chopin, op. 7. Mazurka. 172. F. Mendelssohn, Frühlingslied.

Das Werk empfiehlt sich dem Kenner als zweckmäßig geordnet und mag Lehrer und Lernenden recht sehr empfohlen sein.

Mit besonderer Würde gewährt und geordnet; die Begleitung ruft von Geschmack und so wird dem Lehrer und der Familie eine Auswahl geboten, welche vor ähnlichen Werken den Vorzug hat, daß sie nur wirklich Gebiegenes, dem jugendlichen Gemüte Beschäftigung bringt.

Niedersteinstädtische Volkszeitung (Erfeld).

Es ist immer ein Verdienst zu nennen, wenn man dem jungen Violinspieler die Übungen auf seinem schwer zu erlernenden Instrumente so leicht und so angenehm wie möglich macht. Der Komponist dieser „Erholungen“ scheint seine jungen Schüler gut zu kennen, daß er stets das Nützliche zu treffen weiß, um sie unmerklich an einer gewissen Fertigkeit im Spielen leichter Sätze zu führen. Gregoriusblatt (Aachen).

Die vorstehende Sammlung des auf dem Gebiete der musikalischen Unterrichtswerke bereits rühmlichst bekannten Verfassers darf Lehrern und Eltern als sehr nützlich und angelegentlich empfohlen werden. Das Werk dürfte namentlich in Familien, wo mehrere Kinder Musik treiben, sich von Nutzen erweisen. Müttern, welchen die musikalische Ausbildung ihrer jungen Violinspieler an Herzen liegt, dürfte die Sammlung erwünscht sein, da sie selbst mit leichter Mühe die gut gefasste und sehr hübsche Begleitung übernehmen können.

Es ist das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, weshalb dieses Werk als eine wertvolle Ergänzung zu jeder Violinschule zu gebrauchen ist.

Nach genauer Durchsicht der „Musikalischen Erholungen“ wird man inne, daß dieselben ein ganz vorzüglich angelegtes, instruktives Werk für junge Violinspieler sind. Neue deutsche Sammlung (Berlin).

Eine Sammlung von Volksliedern, Opernmelodien, Variationen, Phantasien u. a. Stücken in instruktiver Folge bearbeitet von

Herm. Schröder

(Verfasser der Preis-Violinschule).

Vd. I. Erste Lage in den Tonarten bis zu 2 Kreuzen und bis zu 2 Beenen als Vorzeichnung.
Vd. II. Erste Lage in den Tonarten bis zu 5 Kreuzen und bis zu 5 Beenen als Vorzeichnung.
Vd. III. Mit Anwendung der dritten und zweiten Lage.

Preis a Band:

Ausgabe für 1 Violine 1 Mf. Ausgabe für 1 Violine u. Klav. 2 Mf.
" " 2 Violinen 2 " " 2 Violinen " " 3 "

Inhalt des I. Bandes.

Nr. 1. Choral: Gott des Himmels. 2. Nacht und Still. 3. Die Abendglocke schallt. 4. Der Mond ist aufgegangen. 5. Raket will ich dir. 6. Abend wird es. 7. A, a. 8. Western Abend ging ich. 9. Schlaf, Kindlein schlaf. 10. Sah ein Knab ein Mödlein stehn. 11. Die Sterne sind erblüht. 12. Es ist ein Schuß gefallen. 13. Die dunklen Schatten. 14. Winter ade. 15. Knud, Knud ruft. 16. Hopp, hopp, hopp. 17. An der Saale. 18. Knud, du hast die Hand. 19. Lang, lang, ist's her. 20. Wald gras ich am Weider. 21. Im Hagen sind zwei Vögel. 22. Du, du liegt mir. 23. Was kommt dort von der Höhe. 24. Kavatine aus „Figaro“. 25. Melodie aus „Luceria“. 26. Du weicht nicht wie lieblich du bist. 27. Der Säger sah als kühl der Abend. 28. Wähe, liebes Weiden. 29. Chor aus „Wähefisch“. 30. A Schiffer im A. 31. Aus ihrem Schloß. 32. O Tannenbaum. 33. Wähe in die Zeit. 34. Lieb aus „Lindene“. 35. Chor a. b. „Weissen Dame“. 36. Nun ade du mein Heimatland. 37. Frenet euch. 38. Ich war Jüngling. 39. Bin aus und ein gonga. 40. Chor aus „Jubas“.

Maccabäus. 41. Auch ich war ein Jüngling. 42. Enemble aus „Freischütz“. 43. Melodie aus „Figaro“. 44. Auf den Bergen. 45. Schöndrumer-Walzer. 46. Exzett aus „Luceria“. 47. Zeise rausch. 48. Einmal bin ich nicht. 49. Komm, sein Liebchen. 50. Wenn sich zwei Herzen. 51. Schatz spielt ich mit dir. 52. Ich nur auf, du lustiger. 53. Wie aus „Minaldo“. 54. Was mich mit Tränen. 55. Schon glänzt die goldene Sonne. 56. Freudentoll und lieblich. 57. Das Ringlein. 58. Du heria's schön's Trindel. 59. Der Vogelkammer. 60. Wie ich dich. 61. Lied aus „Wähefisch“. 62. Der Venz thut seinen Freudentoll. 63. Manche Träne aus meinen Augen. 64. Lustig leben die Soldaten. 65. Wähefisch, Thema des D-moll-Tris. 66. Wie ich dich. 67. Weist in der Ferne. 68. J. Lutterbach hab. 69. Es wohnt am Seegebirge. 70. Es war ein König. 71. War einst ein junger Springschütz. 72. Phantasie über „Mädelchen“. 73. Wie armen, armen Wädelchen. 74. Brautlied aus „Jas und Zimmermann“. 75. Jas und Zimmermann: Heil sei dem Tag.

Inhalt des II. Bandes.

Nr. 1. Weber, Wir werden dir den Jungferntaus. 2. Chapin, Vallade. 3. Von Wald bin i süß. 4. Schubert, Romanze. 5. Nute Briannio und Vagabond. 6. Gnad, Diese Auen sind seligen Frieden. 7. Schifferlied. Trag mich Schiffein leise, leise. 8. In diesen heiligen Hallen. 9. Und der Hans fählich umher. 10. Der Ritter muß zum blauen Kampf. 11. Es ist bestimmt in Gottes Not. 12. Matinalla. 13. An Glos, Lied. 14. C. B. Prinzessin Kotschouben, Romanze. 15. Volckien, Margaretha Spinnerlied. 16. Schuberli, Chor der Hirten aus Romanze. 17.

Kennst du das Land. 18. Strauß, J. (Wähe), Deutsche Lust, Walzer. 19. Wähefisch, Wie ohne Worte. 20. Im tiefen Keller sich die hier. 21. Und ob die Wähe sich verheißt. 22. Mein ich will's nicht länger leiden. 23. Schröder, H. Rondo über das Volkslied „Mädelchen, Holzerblüh“. 24. Schuberli, H. Menuett aus op. 78. 25. Volckien: Wie der Fiedel auf dem Boden. 26. Volckien, Seht jenes Schloß. 27. Schröder, H. Phantasie über: Fahrenwacht. 28. Diadeli, H. Rondo aus op. 33. 29. Schröder, H. Variationen über „Den sieben langen Tag“. 30. Schröder, H. Phantasie über Schuberli's Müllerlied.

Inhalt des III. Bandes.

Nr. 1. Nobin Adair. 2. Ariette: Kommt ein schlanter Burgh gegangen. 3. Beethoven, Vagatelle. 4. Schuberli, H. Moment musicale. 5. Beethoven, A. v. Rondo. 6. Schuberli, H. Militärmarsch. 7. Beethoven, A. v. Menuett aus dem Serpette. 8. Strauß, J. (Wähe), Kachth-Marsch. 9. Mendelssohn, Wiegenlied aus dem „Eier ohne Worte“. 10. Kreuzer, C. „Ein Schütz bin ich“ a. b. Oper: Das Nachtlager von Granada. 11.

Ander, Schlummerlied aus: Die Stimmchen. 12. Schröder, H. Variationen über „O Sanctissima“. 13. Gnad, H. v. Ouvertüre zu „Zphigenie in Aulis“. 14. Mozart, W. A. T. 15. Tüchtiges Rondo aus der A-dur-Sonate. 16. Schröder, H. Phantasie über „Wenn die Schälben Feimmaris zichen“. 17. Gnad, J. Menuett u. Scherzando. 18. Häbel, G. H. Groblich-Variationen. 19. Schröder, H. Phantasie über M. Wähefisch's „Nächtliches Lied“. 20. Die Nachtgall.

Diese vortrefflichen Stücken vom Verfasser der weltberühmten Preis-Violinschule bearbeitet, sind neben jeder Schule zu gebrauchen. Dieselben geben Taktfertigkeit und Routine, legen für Bogen und Finger bequeme, denn überaus leicht und Spielmanier bildend und unterhaltend. Von großem Werte sind die „progressiven Erläuterungen“, die folgen die Vorrede vertreten.

Verlag von P. J. Tonger, Köln am Rhein.

ROM Beste Bezugsquelle für echt
römische Saiten aller Instru-
mente. Versand franko nach
allen Ländern. — Fabrikpreise.
— Preisliste franko.
E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

A. E. Fischer,
Bremen, Katharinenstr. 30/31.

Musik-Instrumentenfabrik
und **Saitenspinnerei**
(gegründet 1860)
empfiehlt von schönem, alten Holze
gearbeitete

Viollinen, 5 Jahre
Violas, Garantie.
Violoncelli, Garantie.
Zithern, Flöten,
Klarinetten, Oboen.
Trompeten,
Trompeten, Kornett
a Pistons, Waldhörner,
Posaunen etc. etc.

Sämtliche Musikinstrumente sind vom
besten Material angefertigt und sehr
 sorgfäl- tig abgestimmt; ich liefere
dieses schon seit 40 Jahren, und bin
als auch in der neuen Welt bekannt.
Meine selbstverfertigten Instru-
mente rühmen sich nicht allein in Deutsch-
land, sondern auch in den Ausländern (Russ-
land, Schweden, Dänemark, England,
Amerika etc.),
wegen ihrer Güte und verhältnismäßig
billigen Preise
grosse Anerkennung, und bin ich im
Besitze von hundertfacher lobender Zeug-
nisse etc.

Preisliste gratis und franko.
Alle vorbestellten Reparaturen werden
schnell und billig ausgeführt.



Wir ersuchen jedermann, sich die
dargestellte Beschreibung unserer epoche-
machenden Patentstimmvorrichtung kom-
men zu lassen.
Serber & Co. — Pianofortefabrik,
Leipzig.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für
 jeden Zimmer.

Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

franko.

Nationalität feststehend.

Köln.

Untere Gold-
schmied Nr. 28.

Barmen.

40 Neuerweg 40.

Rudolf Ibach,

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Kornett à Piston,

Trompeten u. alle Sorten Messing-Instru-
mente, alle ver- bessert. Konstr. empfehle Rob.
Barth, Stuttgart. N.B. Garantie für rechte
Stimmung, Leichtblasigkeit, saubere,
schöne Arbeit. Preisliste gratis.

Viollinen,

unübert. Meisterwerke
der heutigen Geigenbau-
kunst, ebenso Zithern u. alle
andere Instrumente empfehle,
unter absoluter Garantie
Günther & Geiswig
in Markneukirchen i. S.
Preisliste gratis u. franko.

Gesucht

eine gebrauchte Böhmische. Gef. Of-
fer in Preisang. sub Chiff. A. 323 an
Rudolf Hesse, Zürich. (M. 221.)

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

KK Hof- Pianoforte- Fabrik
Stylvolle Flügel und Pianinos.
RUD. L. BACH SOHN
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Wallensee. Weesen. Schweiz.

Hotel und Pension Speer (ob dem
Bahnhof).
Klimatischer Luftkurort, Uebungsanstalt. Beliebter Aufenthaltsort für Er-
holungssuchende und Rekonvaleszenten. Mächtigstes Exkursionsgebiet. Früh-
tägliche Aussicht auf den Wallensee und das Hochgebirge. Pension Fr. 5.— bis 7.—
Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franko.
Hob. Wyss, Besitzer.

von Zimmermann'sche Naturheilkunst
bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges, Anwendung der
physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-
-, Leber-, Nieren-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleber, Gicht,
Zuckerkrankh., u. s. w. Sommer u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med.
Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion,
sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse. Aerzte, welche das
speziellmachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als
Volontäre Aufnahme finden.

Verlag von F. S. C. Neufahrt in Leipzig.

Koschat's Männerchöre. Taschen-Ausgabe.
Erster Band.

24 der beliebtesten Chöre aus Op. 1 bis 31.
Partitur mit Portrait. Geh. 1/2 1/2 n. Jedes der 4 Stimmenhefte nur 50 &

Lieder-Perlen aus der deutschen Sängerkunst
von **Franz Abt.**

Auswahl von Compositionen für vierstimmigen Männergesang
in 2 Heften. Taschenformat.
Partitur 1/2 1/2 n. Jedes Heft zu jedem Heft 50 & netto

„Ein weiches, schlafendes, prächtiger Männerchor, darunter solche von
bedeutenden künstlerischen Werte.“
Illustr. Wiener Extrablatt.

Lustige Männerchöre. Taschenformat.
Heft 1 bis III.

Partitur 1/2 1/2 n. Jedes Heft zu jedem Heft 50 & netto.
„Ein ebenso glücklich getroffene als brauchbare Auswahl von lustigen geist-
reichen älterer und neuerer Meister für lustige Sänger.“
Hamburg. Nachrichten.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Trauermarsch
auf den Tod

Kaiser Wilhelm I.

Für Klavier, komponiert von Hermann Kipper.

„Ein tieferer Marsch mit ergreifendem Trio.“

Preis 1 Mark.

Verlag von **P. J. Tonger in Köln a. Rhein.**

ASBECK OSTHAUS, EICKEN & CO.

HAGEN Westph.

PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHN

Spezialität Garantie

KLAVIERSAITEN

Für Kinder genügt
1-1/2 Pf. für Er-
wachsene 1-1/2 Pf.
Tamp. Confiture.
In Schacht à 80 Pf.,
auch einzeln
nur in Apotheken.
Apotheker
C. Kanold,
Nacht.
Gotha.

Apoth. Kanold's

Tamar Indien

Aerzil, warm empf. ungesch. reiß
pflanzl. sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehmem erfrisch. Geschmack,
ohne jede abführend. Nebenwirkung.
Allen Acht.
Appetitlob. — Wirksam.

Seit Jahren in
Kliniken u. grösser.
Heil-Anstalten
gegen
Verstopfung,
Blutandrang,
Vollblütigkeit,
Hämorrhoiden,
Migräne etc.
fortwährend in An-
wendung.

Billigstes und vortrefflichstes
Journal für Kinder:

Musikalische Jugendpost,

reich illustriert

pro Quartal (6 Nummern mit zahl-
reicher Gratisbeilage) 1 Mk.

Probestummern gratis u. franko.
Verlag Carl Grüninger, Stuttgart.

Durch alle Buch- und Musikalien-Hand-
lungen zu beziehen.

Die Violintechnik

von
C. Conradi.

Preis Mk. 2.
Ein nennentlicher Leitfaden für jeden
Violinspieler, speziell für Tonbildung und
Bogenführung.

Verlag von **P. J. Tonger, Köln.**

Für jede Musikschule sehr empfehlenswert:
Taschenbüchlein der gebräuchlichsten

Musikalischen Kunstausdrücke

von
Franz Litterscheid.

Gebunden 30 Pf.
Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart.

J. A. Hietel, Leipzig,

Altteste bestrenommierte
Fahnen-
Manufactur.

Nur Handarbeit.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.

Patent-
Kinderwagen

mit und ohne
Gummibekleidung,
das Vorseitig-
ste für gesunde
Kinder.

Preise von
12—120 Mk.

Branken-Fahrräder

günstiger und bewähr-
tester Constructionen
in allen Größen,
gepolstert wie unge-
polstert mit und ohne
Gummibekleidung.

Preis: Fr. 30—350 M.
Eisener.

Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ausserordentl. pract.
und elegant in ver-
schiedenem Ordeeen.
Sicherste Lagerstätte,
besonders für kleinere
Kinder.

Preise v. 12—60 Mk.
Reich ausgestattete Kataloge
gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Echte Briefmarken Billig! 10 Pf. 25 Pf. 50 Pf. 1 Mk. 2 Mk. 3 Mk. 4 Mk. 5 Mk. 6 Mk. 7 Mk. 8 Mk. 9 Mk. 10 Mk. 11 Mk. 12 Mk. 13 Mk. 14 Mk. 15 Mk. 16 Mk. 17 Mk. 18 Mk. 19 Mk. 20 Mk. 21 Mk. 22 Mk. 23 Mk. 24 Mk. 25 Mk. 26 Mk. 27 Mk. 28 Mk. 29 Mk. 30 Mk. 31 Mk. 32 Mk. 33 Mk. 34 Mk. 35 Mk. 36 Mk. 37 Mk. 38 Mk. 39 Mk. 40 Mk. 41 Mk. 42 Mk. 43 Mk. 44 Mk. 45 Mk. 46 Mk. 47 Mk. 48 Mk. 49 Mk. 50 Mk. 51 Mk. 52 Mk. 53 Mk. 54 Mk. 55 Mk. 56 Mk. 57 Mk. 58 Mk. 59 Mk. 60 Mk. 61 Mk. 62 Mk. 63 Mk. 64 Mk. 65 Mk. 66 Mk. 67 Mk. 68 Mk. 69 Mk. 70 Mk. 71 Mk. 72 Mk. 73 Mk. 74 Mk. 75 Mk. 76 Mk. 77 Mk. 78 Mk. 79 Mk. 80 Mk. 81 Mk. 82 Mk. 83 Mk. 84 Mk. 85 Mk. 86 Mk. 87 Mk. 88 Mk. 89 Mk. 90 Mk. 91 Mk. 92 Mk. 93 Mk. 94 Mk. 95 Mk. 96 Mk. 97 Mk. 98 Mk. 99 Mk. 100 Mk. 101 Mk. 102 Mk. 103 Mk. 104 Mk. 105 Mk. 106 Mk. 107 Mk. 108 Mk. 109 Mk. 110 Mk. 111 Mk. 112 Mk. 113 Mk. 114 Mk. 115 Mk. 116 Mk. 117 Mk. 118 Mk. 119 Mk. 120 Mk. 121 Mk. 122 Mk. 123 Mk. 124 Mk. 125 Mk. 126 Mk. 127 Mk. 128 Mk. 129 Mk. 130 Mk. 131 Mk. 132 Mk. 133 Mk. 134 Mk. 135 Mk. 136 Mk. 137 Mk. 138 Mk. 139 Mk. 140 Mk. 141 Mk. 142 Mk. 143 Mk. 144 Mk. 145 Mk. 146 Mk. 147 Mk. 148 Mk. 149 Mk. 150 Mk. 151 Mk. 152 Mk. 153 Mk. 154 Mk. 155 Mk. 156 Mk. 157 Mk. 158 Mk. 159 Mk. 160 Mk. 161 Mk. 162 Mk. 163 Mk. 164 Mk. 165 Mk. 166 Mk. 167 Mk. 168 Mk. 169 Mk. 170 Mk. 171 Mk. 172 Mk. 173 Mk. 174 Mk. 175 Mk. 176 Mk. 177 Mk. 178 Mk. 179 Mk. 180 Mk. 181 Mk. 182 Mk. 183 Mk. 184 Mk. 185 Mk. 186 Mk. 187 Mk. 188 Mk. 189 Mk. 190 Mk. 191 Mk. 192 Mk. 193 Mk. 194 Mk. 195 Mk. 196 Mk. 197 Mk. 198 Mk. 199 Mk. 200 Mk. 201 Mk. 202 Mk. 203 Mk. 204 Mk. 205 Mk. 206 Mk. 207 Mk. 208 Mk. 209 Mk. 210 Mk. 211 Mk. 212 Mk. 213 Mk. 214 Mk. 215 Mk. 216 Mk. 217 Mk. 218 Mk. 219 Mk. 220 Mk. 221 Mk. 222 Mk. 223 Mk. 224 Mk. 225 Mk. 226 Mk. 227 Mk. 228 Mk. 229 Mk. 230 Mk. 231 Mk. 232 Mk. 233 Mk. 234 Mk. 235 Mk. 236 Mk. 237 Mk. 238 Mk. 239 Mk. 240 Mk. 241 Mk. 242 Mk. 243 Mk. 244 Mk. 245 Mk. 246 Mk. 247 Mk. 248 Mk. 249 Mk. 250 Mk. 251 Mk. 252 Mk. 253 Mk. 254 Mk. 255 Mk. 256 Mk. 257 Mk. 258 Mk. 259 Mk. 260 Mk. 261 Mk. 262 Mk. 263 Mk. 264 Mk. 265 Mk. 266 Mk. 267 Mk. 268 Mk. 269 Mk. 270 Mk. 271 Mk. 272 Mk. 273 Mk. 274 Mk. 275 Mk. 276 Mk. 277 Mk. 278 Mk. 279 Mk. 280 Mk. 281 Mk. 282 Mk. 283 Mk. 284 Mk. 285 Mk. 286 Mk. 287 Mk. 288 Mk. 289 Mk. 290 Mk. 291 Mk. 292 Mk. 293 Mk. 294 Mk. 295 Mk. 296 Mk. 297 Mk. 298 Mk. 299 Mk. 300 Mk. 301 Mk. 302 Mk. 303 Mk. 304 Mk. 305 Mk. 306 Mk. 307 Mk. 308 Mk. 309 Mk. 310 Mk. 311 Mk. 312 Mk. 313 Mk. 314 Mk. 315 Mk. 316 Mk. 317 Mk. 318 Mk. 319 Mk. 320 Mk. 321 Mk. 322 Mk. 323 Mk. 324 Mk. 325 Mk. 326 Mk. 327 Mk. 328 Mk. 329 Mk. 330 Mk. 331 Mk. 332 Mk. 333 Mk. 334 Mk. 335 Mk. 336 Mk. 337 Mk. 338 Mk. 339 Mk. 340 Mk. 341 Mk. 342 Mk. 343 Mk. 344 Mk. 345 Mk. 346 Mk. 347 Mk. 348 Mk. 349 Mk. 350 Mk. 351 Mk. 352 Mk. 353 Mk. 354 Mk. 355 Mk. 356 Mk. 357 Mk. 358 Mk. 359 Mk. 360 Mk. 361 Mk. 362 Mk. 363 Mk. 364 Mk. 365 Mk. 366 Mk. 367 Mk. 368 Mk. 369 Mk. 370 Mk. 371 Mk. 372 Mk. 373 Mk. 374 Mk. 375 Mk. 376 Mk. 377 Mk. 378 Mk. 379 Mk. 380 Mk. 381 Mk. 382 Mk. 383 Mk. 384 Mk. 385 Mk. 386 Mk. 387 Mk. 388 Mk. 389 Mk. 390 Mk. 391 Mk. 392 Mk. 393 Mk. 394 Mk. 395 Mk. 396 Mk. 397 Mk. 398 Mk. 399 Mk. 400 Mk. 401 Mk. 402 Mk. 403 Mk. 404 Mk. 405 Mk. 406 Mk. 407 Mk. 408 Mk. 409 Mk. 410 Mk. 411 Mk. 412 Mk. 413 Mk. 414 Mk. 415 Mk. 416 Mk. 417 Mk. 418 Mk. 419 Mk. 420 Mk. 421 Mk. 422 Mk. 423 Mk. 424 Mk. 425 Mk. 426 Mk. 427 Mk. 428 Mk. 429 Mk. 430 Mk. 431 Mk. 432 Mk. 433 Mk. 434 Mk. 435 Mk. 436 Mk. 437 Mk. 438 Mk. 439 Mk. 440 Mk. 441 Mk. 442 Mk. 443 Mk. 444 Mk. 445 Mk. 446 Mk. 447 Mk. 448 Mk. 449 Mk. 450 Mk. 451 Mk. 452 Mk. 453 Mk. 454 Mk. 455 Mk. 456 Mk. 457 Mk. 458 Mk. 459 Mk. 460 Mk. 461 Mk. 462 Mk. 463 Mk. 464 Mk. 465 Mk. 466 Mk. 467 Mk. 468 Mk. 469 Mk. 470 Mk. 471 Mk. 472 Mk. 473 Mk. 474 Mk. 475 Mk. 476 Mk. 477 Mk. 478 Mk. 479 Mk. 480 Mk. 481 Mk. 482 Mk. 483 Mk. 484 Mk. 485 Mk. 486 Mk. 487 Mk. 488 Mk. 489 Mk. 490 Mk. 491 Mk. 492 Mk. 493 Mk. 494 Mk. 495 Mk. 496 Mk. 497 Mk. 498 Mk. 499 Mk. 500 Mk. 501 Mk. 502 Mk. 503 Mk. 504 Mk. 505 Mk. 506 Mk. 507 Mk. 508 Mk. 509 Mk. 510 Mk. 511 Mk. 512 Mk. 513 Mk. 514 Mk. 515 Mk. 516 Mk. 517 Mk. 518 Mk. 519 Mk. 520 Mk. 521 Mk. 522 Mk. 523 Mk. 524 Mk. 525 Mk. 526 Mk. 527 Mk. 528 Mk. 529 Mk. 530 Mk. 531 Mk. 532 Mk. 533 Mk. 534 Mk. 535 Mk. 536 Mk. 537 Mk. 538 Mk. 539 Mk. 540 Mk. 541 Mk. 542 Mk. 543 Mk. 544 Mk. 545 Mk. 546 Mk. 547 Mk. 548 Mk. 549 Mk. 550 Mk. 551 Mk. 552 Mk. 553 Mk. 554 Mk. 555 Mk. 556 Mk. 557 Mk. 558 Mk. 559 Mk. 560 Mk. 561 Mk. 562 Mk. 563 Mk. 564 Mk. 565 Mk. 566 Mk. 567 Mk. 568 Mk. 569 Mk. 570 Mk. 571 Mk. 572 Mk. 573 Mk. 574 Mk. 575 Mk. 576 Mk. 577 Mk. 578 Mk. 579 Mk. 580 Mk. 581 Mk. 582 Mk. 583 Mk. 584 Mk. 585 Mk. 586 Mk. 587 Mk. 588 Mk. 589 Mk. 590 Mk. 591 Mk. 592 Mk. 593 Mk. 594 Mk. 595 Mk. 596 Mk. 597 Mk. 598 Mk. 599 Mk. 600 Mk. 601 Mk. 602 Mk. 603 Mk. 604 Mk. 605 Mk. 606 Mk. 607 Mk. 608 Mk. 609 Mk. 610 Mk. 611 Mk. 612 Mk. 613 Mk. 614 Mk. 615 Mk. 616 Mk. 617 Mk. 618 Mk. 619 Mk. 620 Mk. 621 Mk. 622 Mk. 623 Mk. 624 Mk. 625 Mk. 626 Mk. 627 Mk. 628 Mk. 629 Mk. 630 Mk. 631 Mk. 632 Mk. 633 Mk. 634 Mk. 635 Mk. 636 Mk. 637 Mk. 638 Mk. 639 Mk. 640 Mk. 641 Mk. 642 Mk. 643 Mk. 644 Mk. 645 Mk. 646 Mk. 647 Mk. 648 Mk. 649 Mk. 650 Mk. 651 Mk. 652 Mk. 653 Mk. 654 Mk. 655 Mk. 656 Mk. 657 Mk. 658 Mk. 659 Mk. 660 Mk. 661 Mk. 662 Mk. 663 Mk. 664 Mk. 665 Mk. 666 Mk. 667 Mk. 668 Mk. 669 Mk. 670 Mk. 671 Mk. 672 Mk. 673 Mk. 674 Mk. 675 Mk. 676 Mk. 677 Mk. 678 Mk. 679 Mk. 680 Mk. 681 Mk. 682 Mk. 683 Mk. 684 Mk. 685 Mk. 686 Mk. 687 Mk. 688 Mk. 689 Mk. 690 Mk. 691 Mk. 692 Mk. 693 Mk. 694 Mk. 695 Mk. 696 Mk. 697 Mk. 698 Mk. 699 Mk. 700 Mk. 701 Mk. 702 Mk. 703 Mk. 704 Mk. 705 Mk. 706 Mk. 707 Mk. 708 Mk. 709 Mk. 710 Mk. 711 Mk. 712 Mk. 713 Mk. 714 Mk. 715 Mk. 716 Mk. 717 Mk. 718 Mk. 719 Mk. 720 Mk. 721 Mk. 722 Mk. 723 Mk. 724 Mk. 725 Mk. 726 Mk. 727 Mk. 728 Mk. 729 Mk. 730 Mk. 731 Mk. 732 Mk. 733 Mk. 734 Mk. 735 Mk. 736 Mk. 737 Mk. 738 Mk. 739 Mk. 740 Mk. 741 Mk. 742 Mk. 743 Mk. 744 Mk. 745 Mk. 746 Mk. 747 Mk. 748 Mk. 749 Mk. 750 Mk. 751 Mk. 752 Mk. 753 Mk. 754 Mk. 755 Mk. 756 Mk. 757 Mk. 758 Mk. 759 Mk. 760 Mk. 761 Mk. 762 Mk. 763 Mk. 764 Mk. 765 Mk. 766 Mk. 767 Mk. 768 Mk. 769 Mk. 770 Mk. 771 Mk. 772 Mk. 773 Mk. 774 Mk. 775 Mk. 776 Mk. 777 Mk. 778 Mk. 779 Mk. 780 Mk. 781 Mk. 782 Mk. 783 Mk. 784 Mk. 785 Mk. 786 Mk. 787 Mk. 788 Mk. 789 Mk. 790 Mk. 791 Mk. 792 Mk. 793 Mk. 794 Mk. 795 Mk. 796 Mk. 797 Mk. 798 Mk. 799 Mk. 800 Mk. 801 Mk. 802 Mk. 803 Mk. 804 Mk. 805 Mk. 806 Mk. 807 Mk. 808 Mk. 809 Mk. 810 Mk. 811 Mk. 812 Mk. 813 Mk. 814 Mk. 815 Mk. 816 Mk. 817 Mk. 818 Mk. 819 Mk. 820 Mk. 821 Mk. 822 Mk. 823 Mk. 824 Mk. 825 Mk. 826 Mk. 827 Mk. 828 Mk. 829 Mk. 830 Mk. 831 Mk. 832 Mk. 833 Mk. 834 Mk. 835 Mk. 836 Mk. 837 Mk. 838 Mk. 839 Mk. 840 Mk. 841 Mk. 842 Mk. 843 Mk. 844 Mk. 845 Mk. 846 Mk. 847 Mk. 848 Mk. 849 Mk. 850 Mk. 851 Mk. 852 Mk. 853 Mk. 854 Mk. 855 Mk. 856 Mk. 857 Mk. 858 Mk. 859 Mk. 860 Mk. 861 Mk. 862 Mk. 863 Mk. 864 Mk. 865 Mk. 866 Mk. 867 Mk. 868 Mk. 869 Mk. 870 Mk. 871 Mk. 872 Mk. 873 Mk. 874 Mk. 875 Mk. 876 Mk. 877 Mk. 878 Mk. 879 Mk. 880 Mk. 881 Mk. 882 Mk. 883 Mk. 884 Mk. 885 Mk. 886 Mk. 887 Mk. 888 Mk. 889 Mk. 890 Mk. 891 Mk. 892 Mk. 893 Mk. 894 Mk. 895 Mk. 896 Mk. 897 Mk. 898 Mk. 899 Mk. 900 Mk. 901 Mk. 902 Mk. 903 Mk. 904 Mk. 905 Mk. 906 Mk. 907 Mk. 908 Mk. 909 Mk. 910 Mk. 911 Mk. 912 Mk. 913 Mk. 914 Mk. 915 Mk. 916 Mk. 917 Mk. 918 Mk. 919 Mk. 920 Mk. 921 Mk. 922 Mk. 923 Mk. 924 Mk. 925 Mk. 926 Mk. 927 Mk. 928 Mk. 929 Mk. 930 Mk. 931 Mk. 932 Mk. 933 Mk. 934 Mk. 935 Mk. 936 Mk. 937 Mk. 938 Mk. 939 Mk. 940 Mk. 941 Mk. 942 Mk. 943 Mk. 944 Mk. 945 Mk. 946 Mk. 947 Mk. 948 Mk. 949 Mk. 950 Mk. 951 Mk. 952 Mk. 953 Mk. 954 Mk. 955 Mk. 956 Mk. 957 Mk. 958 Mk. 959 Mk. 960 Mk. 961 Mk. 962 Mk. 963 Mk. 964 Mk. 965 Mk. 966 Mk. 967 Mk. 968 Mk. 969 Mk. 970 Mk. 971 Mk. 972 Mk. 973 Mk. 974 Mk. 975 Mk. 976 Mk. 977 Mk. 978 Mk. 979 Mk. 980 Mk. 981 Mk. 982 Mk. 983 Mk. 984 Mk. 985 Mk. 986 Mk. 987 Mk. 988 Mk. 989 Mk. 990 Mk. 991 Mk. 992 Mk. 993 Mk. 994 Mk. 995 Mk. 996 Mk. 997 Mk. 998 Mk. 999 Mk. 1000 Mk. 1001 Mk. 1002 Mk. 1003 Mk. 1004 Mk. 1005 Mk. 1006 Mk. 1007 Mk. 1008 Mk. 1009 Mk. 1010 Mk. 1011 Mk. 1012 Mk. 1013 Mk. 1014 Mk. 1015 Mk. 1016 Mk. 1017 Mk. 1018 Mk. 1019 Mk. 1020 Mk. 1021 Mk. 1022 Mk. 1023 Mk. 1024 Mk. 1025 Mk. 1026 Mk. 1027 Mk. 1028 Mk. 1029 Mk. 1030 Mk. 1031 Mk. 1032 Mk. 1033 Mk. 1034 Mk. 1035 Mk. 1036 Mk. 1037 Mk. 1038 Mk. 1039 Mk. 1040 Mk. 1041 Mk. 1042 Mk. 1043 Mk. 1044 Mk. 1045 Mk. 1046 Mk. 1047 Mk. 1048 Mk. 1049 Mk. 1050 Mk. 1051 Mk. 1052 Mk. 1053 Mk. 1054 Mk. 1055 Mk. 1056 Mk. 1057 Mk. 1058 Mk. 1059 Mk. 1060 Mk. 1061 Mk. 1062 Mk. 1063 Mk. 1064 Mk. 1065 Mk. 1066 Mk. 1067 Mk. 1068 Mk. 1069 Mk. 1070 Mk. 1071 Mk. 1072 Mk. 1073 Mk. 1074 Mk. 1075 Mk. 1076 Mk. 1077 Mk. 1078 Mk. 1079 Mk. 1080 Mk. 1081 Mk. 1082 Mk. 1083 Mk. 1084 Mk. 1085 Mk. 1086 Mk. 1087 Mk. 1088 Mk. 1089 Mk. 1090 Mk. 1091 Mk. 1092 Mk. 1093 Mk. 1094 Mk. 1095 Mk. 1096 Mk. 1097 Mk. 1098 Mk. 1099 Mk. 1100 Mk. 1101 Mk. 1102 Mk. 1103 Mk. 1104 Mk. 1105 Mk. 1106 Mk. 1107 Mk. 1108 Mk. 1109 Mk. 1110 Mk. 1111 Mk. 1112 Mk. 1113 Mk. 1114 Mk. 1115 Mk. 1116 Mk. 1117 Mk. 1118 Mk. 1119 Mk. 1120 Mk. 112

IX. Jahrgang Nr. 10.

Stuttgart, 1888.



Wöchentlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musikher-Nachschon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals F. A. Bongers in Leipzig)
Inserate die halbjährliche Monatshefte 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—
Allerlei Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Postpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Die früheren Jahrgänge sind neu angelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtbänden à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Johann Nepomuk Hummel.

Ein musikalisches Charakterbild
von
Moritz Band.

MA

Stillsch der begnadete Künstler, an dessen Wiege die Mäusen als Gebärter gestanden und dessen Jugend von den schützenden Flügeln des Genius umrauscht wurden, dem also schon vom ersten Beginne an die künstlerische Laufbahn von seinem Schicksale vorgezeichnet wurde. An unseren Meistern sehen wir, daß es zumeist nicht allein genügt, zum Künstler geboren zu sein, sondern daß man dazu auch erzogen werden muß. Ein solches Glück, in einem Maße, wie es selbst Götter hätte neidisch machen können, wurde Johann Nepomuk Hummel, dem vortrefflichen Meister, zu teil, dem es vergönnt war, an dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte eine neue Epoche seiner Kunst, einen niegeahnten Triumph des Pianofortspiels zu schaffen. Als das 18. Jahrhundert zur Reize gehend die Blütezeit der klassischen Musik erstehen ließ und der reiche Schatz von Melodien gebieterisch nach Kräften verlangte, die ihn in die Welt zu tragen berufen waren, waren es die Virtuosen, in deren Hand das ganze Leben der musikalischen Welt gelegt war, und darin lag das Geheimnis jener Erfolge von denen unsere



Väter noch heute mit der Glut heiligster Begeisterung sprechen und die zu fassen, unsere widerstehende Zeit kaum mehr fähig ist. In seiner großen Zeit — am 14. November 1778 — war es, als Johann Nepomuk Hummel zu Breßburg in Ungarn das Licht der Welt erblickte. Sein erster Schritt ins Leben war — zum Klaviere und die goldene Zeit, die andere Kinder in der Schultube zubringen, war bei ihm der Musik gewidmet, die den ersten und größten Eindruck auf sein kindliches Gemüt machte. Sein Vater war es, der ihn der Musik in die Arme legte und die Mutter, deren liebevolles Gemüt ihn in seinem halb unbewussten Streben befestigte und förderte. Kaum 7 Jahre zählte das Knäblein, als sein Ruf bereits über das Reichthum seiner Vaterstadt hinausgebrungen war und als bald darauf sein Vater einen Rufes Folge leistend nach Wien übersiedelte, war seinem Talente die Bahn in die Musikwelt gebahnt. Wien war damals mehr als je der Mittelpunkt alles musikalischen Lebens, das in Mozart seinen höchsten Genius desak und dieser war es auch, der auf Hummels Entwicklung den entscheidenden Einfluß ausübte. Trotz aller Abneigung gegen systematischen Unterricht, die Mozart hegte, ließ er sich bestimmen, den kleinen Virtuosen in sein Haus zu nehmen und widmete ihm dalebst eine Fürsorge, die den Keim zu Hummels Größe erweckte und die sein bester Geleitetrieb in die Welt war. Hummel war noch zu kindlich, um die ganze Größe

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

seines Meisters erkennen zu können, aber sein empfängliches Gemüt mochte ihm sagen, daß er an der Seite dieses Genius nur ein Ziel haben müsse — „plus ultra“, „immer weiter“, welches Wort Mozart ihm zum Lehrsatz gemacht. Irgend zwei Jahre blieb Hummel bei seinem Meister und 1788 begann er an der Seite seines Vaters seine Reise in die Welt, die dem jungen Schüler eines Mozarts mit Spannung entgegen sah. Bisher war Hummel nur ein vollendeter Virtuoso, dessen dienende Technik Bewunderung erregte und der in ganz Deutschland, Holland, England unbefriedigende Triumphe erlebte. Als Wunderkind war er ausgezogen, als gereifter Künstler kehrte er zurück, an Leib und Seele gestärkt und voll jenes heiligen Dranges, der das echte Genie beherrscht. 1795 begann er bei Albrechtsberger Komposition zu lernen und erwarb sich bei diesem die vollkommene Gewandtheit im Kontrapunkt. Die Kunst und den formvollendeten Ausdruck seiner musikalischen Empfindung erwarb er sich jedoch nur in seinem Umgang mit Salieri, dem eifrigsten aller Kontrapunktmeister, während er seine Vertiefung und den Gedankenschatz in erster Linie des großen Haydn warmer Intuition verbaute. Dieser war es auch, unter dessen Augen Hummels erste Kompositionen entstanden, in dessen Sonate in Es (op. 13, Haydn gewidmet) auch merkwürdig die Einwirkung des großen Meisters zu erkennen ist. Dieses Werk, sowie eine aumutige Phantasie (op. 18), Sonaten in F und C, und ein melodisches Konzert in C bilden die markantesten Hauptstücke seiner ersten schöpferischen Tätigkeit. Im Jahre 1807 wurde er Kapellmeister des ersten Wägenas Wiens, des Fürsten Nikolaus Esterházy, um welche Stelle zugleich Kapellbrenner, damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend, konkurrierte. Der Fürst ließ beide Künstler zu einem Probeispiel vor einer ausserordentlichen Gesellschaft. Tagesgewiß trat Kapellbrenner an das Piano und spielte eine Sonate aus eigener Feder. Der Beifall war riesig, und fast bebend umhielt der junge Hummel dem Klaviere, von dem er kaum aufzubringen wagte. Er spielte mit Befangenheit gleichfalls eine eigene Komposition und als er schloß, riefen die Hörer: „Hoch! hoch!“ und als er schloß, riefen die Hörer: „Hoch! hoch!“ und als er schloß, riefen die Hörer: „Hoch! hoch!“

bildete diese Kunst zu einer Fertigkeit und Sicherheit aus, welche von keinem zweiten Virtuosen seiner Zeit erreicht worden ist.

Das war die Glanzzeit Hummels als Virtuoso und als bald darauf sein äußerlich schönste Segenzeit, kamte der Beifall der musikalischen Welt seine Grenzen. Die feinkünstige Großherzogin Maria Paulowna berief ihn als Hofkapellmeister nach Weimar und in seiner dortigen unabhängigen Stellung schuf er jene statliche Reihe von Werken, die seinen Namen groß machten. So die Sonate (op. 81), das Konzert in A (op. 85), in H, ein Quintett in Es (op. 87), die Sonate in As (op. 92), ein Ronzo in B (op. 99) und vieles andere. Im Jahre 1822 machte er im Gefolge der Großherzogin eine Reise nach Anstalt, die sich zu einem wahren Triumphzuge für ihn und seine hohe Gönnerin gestaltete. In Moskau war es auch, wo damals der berühmte Fiedl lebte, und wo Hummel auf eigenartige Weise die Bekanntheit seines großen Kollegen machte.

Eines Morgens ging Hummel in seiner einfachen Art und Weise in Kleidung und Haltung zu Fiedl, der in einem kleinen Mietsquartier wohnte. Er fand den Künstler im Schlafrock mit der Pfeife im Munde, wie er einem Schüler Unterricht gab. „Ich wünsche zu Herrn Fiedl zu kommen“, sagte Hummel. — „Der bla ich“, entgegnete Fiedl; „was steht Ihnen zu Diensten?“ — „Ihre angenehme Bekanntheit zu machen. Ich bin ein Liebhaber der Musik — aber ich sehe, daß Sie beschäftigt sind; lassen Sie sich nicht stören, ich kann warten.“ Fiedl ließ ihn ohne Umstände sich niederlassen, und fragte bloß, ob ihn der Rauch nicht inkommodiere. „Keineswegs“, erwiderte Hummel, „ich rauche auch.“ Die Gegenwart eines Fremden verdrängte den anwesenden Jüngling, der sich bald empfahl. Während der Zeit beobachtete aber Fiedl seinen Besuch sorgfältiger, und fand dessen Aeußeres sonderbar, fast unvollständig. Die Unterhaltung begann. „Was treiben Sie denn in Moskau?“ Hummel antwortete, daß er eigentlich in Handelsgeschäften gekommen sei, als großer Musikfreund aber von den ausgezeichneten Talenten des Herrn Fiedl vernommen habe, und daher die Stadt nicht habe verlassen wollen, ohne ihn gehört zu haben. Fiedl setzte sich also aus Pianoforte, um seinem Gast die besten Stücke zu gewähren. Obgleich er seinen Zuhörer für einen Laien hielt, so improvisierte er doch eine seiner Kapriolen, die er stets so hinreichend auszuführen wußte. Hummel dankte ihm sehr für seine Gefälligkeit und versicherte, daß er noch nie das Piano mit solcher Fertigkeit und Persönlichkeit habe spielen hören. Fiedl entgegnete nun freierlich mit stoischem Tone: „Da Sie Liebhaber der Musik sind, müssen Sie mir auch etwas vorspielen.“ Hummel machte einige Klänge, sagte, daß er bloß dann und wann die Orgel in seiner Vaterstadt gespielt habe, und nach Fiedl es nicht wagen könne, sich ans Piano zu setzen. „Das ist ganz einerlei! Ein Musikliebhaber weiß immer etwas auszuwerfen.“ Und dabei machte Fiedl schon ganz heimlich über das, was er zu hören bekommen werde. So gleich aber begann nun Hummel, ohne weiteres Präliminar daselbe Motiv, das Fiedl ihm vorgespielt hatte, und variierte es auf eine so kräftige und stimmungsvolle Art mit der geschicktesten aller Improvisationen, daß Fiedl einen Augenblick lang verblüffert blieb. Nicht lange aber währte es, so ließ er seine Pfeife fallen, trocknete sich die Augen, nahm Hummel von hinten beim Kopfe, küßte ihn herz ab und rief voll Ehrung: „Sie sind Hummel! Nur Hummel kann in der ganzen Welt so improvisieren.“ Hummel hatte alle Mühe, sich den Händen seines Bewunderers zu befreien, um sich in dessen Arme zu locken. So machten diese beiden seltenen Menschen Bekanntheit miteinander.

Das Jahr 1825 sah Hummel in Paris, wo er zum Ritter der Ehrenlegion gemacht wurde, eine Ehre, die nur noch von seinen persönlichen Triumpfen übertroffen wurde. 1826 konzertierte er in Belgien und den Niederlanden und 1827 war er wieder in Wien, wo er sein schönes Konzert in Es (op. 113) veröffentlichte. So wanderte er immer schaffend und reicher durch Europa und schloß die letzten Tage seines Lebens in der heiligen Stadt, wo er sich der deutschen Oper widmete und vieles Neue schuf, so ein neues Sextett, ein großes Ronzo und eine Phantasie, „Derons Zauberhorn“, welche die bekannte Technik des Meisters in vollster Schönheit nachweisen, aber schon eine merkwürdige Abnahme der Erfindung zeigen. In Weimar schuf er seine berühmte Klavierfuge und eine statliche Reihe von Etüden, und rief jene Hofkapellkonzerte ins Leben, welche durch die ersten Auf-

führungen von Hummels Kompositionen europäischen Ruf erlangten. Auch arbeitete er hier ein Jugendwerk, die Oper „Mathilde“, um, ohne damit irgend einen Erfolg zu erzielen. Auch einige Messen, Graduale und Offertorien fielen in die Zeit seiner Wirksamkeit zu Weimar, von welchen namentlich jene in D (op. 111) zu den schönsten ihrer Art gezählt werden muß.

Krankheitsfieber begann den fleißigen Meister bald zu behindern, doch sein eiserner Fleiß ließ ihn anfangs darüber hinweggehen. Einige Väterlein trügten den im besten Mannesalter stehenden Hummel, doch immer tiefer griff sein Herzleiden, um ihn im Herbst 1837 auf das Krankenlager zu werfen, von dem ihn am 17. Oktober der Tod erlöste. Ein Klageruf ging durch die ganze musikalische Welt — Meister Hummel hatte zu frühzeitig ausgerufen! Die Wiener Schule hatte einen ihrer größten Meister verloren und unendlich erhebend war die Teilnahme, die seine zweite Vaterstadt bei dem Trauerriteil für Hummel am 27. November 1837 zum Ausdruck brachte. Irgend seine Eigenart als Künstler ist unerforschlich viel zu sagen; Schönheit der Formen, warm empfindend, zu Herzen gehende Melodien und eine überaus reiche harmonische Gedankenfülle, sie bilden die äußeren Merkmale seines künstlerischen Seins. Mehr noch als Virtuoso zeigte er die Eigenschaften seines Talentes. Bei aller Leidenschaft des Spiels bewahrte er stets eine ruhige Klarheit, sein Ton war rund, seine Passage perlend. In seinen Phantasien war, wie gesagt, der Künstler am hinreichendsten und hierin lag das Geheimnis seines Erfolges, den ein Zeitgenosse in den begeisterten Worten zeichnete: „In Konzerten begann er dieselben gewöhnlich mit einem brillanten Gedanken, den er kontrapunktisch ausfuhrte, bis er die strengen Formen ebnete nach einem Thema, das er in verschiedener Weise darstellte, selten eigentlich variierte, ihm dann ein zweites oder auch mehrere angefügte und diese dann verknüpfte, verband, plötzlich aus Passagen hervortreten oder durchfliegen ließ, immer pfeifend und überaus reich. Größer aber war er noch, wenn er im Kreise Eingeweihter, oder wo es galt, die Tiefe seiner Kunst zu zeigen, phantastische. Dann entfaltete er einen Reichtum von Formen und harmonischen Kombinationen, ja kam in solch einer Schwung, daß man oft bebauern mußte, wie viel der Gedanke auf Papier von seiner ursprünglichen Wärme verliert.“ Seine Arbeit ging langsam von Hand, dagegen war seine Notendrift außerordentlich sanfter und schon. Als Dirigent war er überaus hingebend und ergötzt; er studierte mit jedem Orchestermitglied dessen Part, so daß unter seiner Leitung das Orchester sich immer klarer machte. Seine immerwährende Sozialität und Feiertätigkeit wußten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter, zumal er mit seiner Kunst sehr freigebig war und, wo immer es verlangt wurde, sich an den Fingern und seine Zuhörer entzückte. Viele unglückliche Familien sind durch seine großmütige Hilfe dem Elend entrissen worden, ohne daß dabei jemals sein Name hätte genannt werden dürfen. Erst nach seinem Tode fand seine Gattin in einem geheimen Fach seines Schreibtisches die Dankbriefe, die den verschiedensten Fiedlern entkamen. Wie es dessenungeachtet gerade Hummel begnügen konnte, für geizig zu gelten, ersahene unbegrifflich, wenn man nicht wüßte, daß er kleine Eigenheiten besaß, die leicht mißbraucht werden konnten. Ein Beispiel dafür hat Franz Ed. Genast in seinen unter dem Titel „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers“ erschienenen Lebenserinnerungen erzählt. Genast, der sich einmal gleichzeitig mit Hummel zur Kur in Karlsbad aufhielt, war bei einem gemeinschaftlichen Ausflug zum Reitermarschall ernannt worden, der alles zu ordnen und zu zählen hatte. Als dann Hummel den auf ihn entfallenden Teil der Kosten bezahlte, hatte er einen Kreuzer herauszubekommen, der aber nicht sofort vorhanden war. Genast wollte ihm deshalb denselben schuldig bleiben. „Alles, nur da“, rief Hummel, „lassens wechseln; so was wird bald vergessen und dann ist mer drum.“ Kurz, Genast mußte wirklich wechseln lassen, um ihm seinen Kreuzer zu geben. Und derselbe Hummel gab wenige Tage darauf ohne Besinnen fünfzehn Thaler, als Genast ihm die Not einer armen Webersfamilie klagte! — Mit den Verlegern geriet Hummel oft hart zusammen. Ein bekannter und reicher Verleger in Leipzig gab ihm einmal ein glänzendes Wenden. Hummel hatte gerade seine große „Klavierfuge“ vollendet und verlangte dafür 11 000 Thaler Honorar, die der Verleger nicht zahlen wollte. Bei Fiedl gingen die Verhandlungen über diesen Gegenstand hin und her, und da Hummel mit größter Nähe auf dem geforderten Preise beharrte,

schrie endlich der Verleger in vollem Jorne: Ihr Kamponisten seid alle verrückt geworden! Ihr wißt gar nicht mehr, was ihr von den armen Verlegern verlangen sollt. Das drachte nun auch Himmel aus seinem Gleichmuth, und er erwiderte: „Ja, ihr verfluchten Kerle von Verlegern, wie könntet ihr denn solche Soupers geben, wenn wir armen Kamponisten nicht wären!“ Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches der Betroffene selbst, nachdem er sich eiaigermäßen von seiner Verblüffung erholt hatte, herzlich mit einstimme.

Ueber all diese kleinliche Charakterzüge ragt jedoch der dahindringende, schöpferische Geist des großen Virtuosen und Kamponisten empor und lebt sein Gedächtniß in den Herzen der Mitwelt, die an ihm eines ihrer erlangtesten Talente, in dem Herzen der Nachwelt, die eines ihrer erhabensten Vorbilder an ihm beisehen. Seine dankbare Vaterstadt Weizburg hat ihm 1887 ein Denkmal aus der Weizburger Viktor Tilgner's gewidmet, das uns den sinnenden Kopf des Meisters zeigt, wie er träumerisch die Genien zu seinen Füßen ansetzt, gleichwie diese ihm in seiner Wiege angelächelt haben machten.



Walthar von der Vogelweide.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert

von

Franz Silling.

(Schluß)

III.

Auf den Tiroler Alpen kammten Freudenfeuer, und die Hirnen glänzten, als hätten ihre Freuden den Sternenschein, den strahlenden, uns Haupt gewunden, und Mosen auf den ewigen Schnee gestreut. Auf hohen Bergen wolkten die alten Siegesbanner mit den Wappen von Änlinien und Hohenstaufen. Am herrlichsten jedoch hatte der alte Burgwart Habing die Reste von Trient geschmückt, in welcher Kaiser Rothart oft gekostet. In seiner Remate fand man Weisland an die Wand gemalt, das sich dem deutschen Väter diente, und darunter standen die Worte:

Was wir am deutschen Herd erlitten
War in die Eichen eingeschritten,
Nun endlich rächten die Germanen
Am Nömerreich die großen Ahnen.

Doch nicht minder siegestroch als die Infassen von Trient war das Hirtenvolk vom Brennerpaß: mit Gmbein und Schmalmeien zog es durch die Laube. Den Tindereigen tanzte man im Hirtenhole, da gab es Fest auf Fest, und Landbeskränze. „Neben“ führten schmeide Dienen unter Blumenkronen. Fröhlich zog auf seinem schwarzen Leibrag, ganz in Stahl gekleidet, ein edler Singer ins Reich der Berge, und als des Hochsteins majestätische Hüne emporsah aus dem üppigen Waldesfranze, da griff der Regen in sein Seitenpiel und sang, daß rings die Nachigallen tauschten:

* Der hat des Schicksals Berg erklommen,
Dem hat sich auf des Glückes Thor,
Der ist der Sonne nah gekommen,
Dem sich die Eren zur Braut erlan.

Was uns die Erde hat gegeben,
Kann über Nacht ein Sturm verwohn,
Kein Erbteil folgt ins ewige Leben,
Als nur die Liebe, die wir fän.

Drum schwebt Frau Minne nah und ferne
Als Bote Gottes durch die Welt,
Ein Zeichen ist's, daß selbst die Sterne
Die Hand der Liebe nur erhält.

So singend zog der Ritter in die Burg, vor welcher friedlich zahme Rehe grastten. Befelgt trat er durch die hohen Hallen, in welchen Thaumars Hochsitz sich erhob. Den Erster suchte er, in dem die Liebste oft die Saute spielte und singend ihn ins Thal hinauf gedrückt. Da lag die Saute noch und dicht daneben blühte der goldne Faden, den sie jüngst ge-

sponnen, wo aber war sie selbst? Er fand sie endlich unterm Rindenhaume, der Stätte ihrer süßen Kinderträume; doch nicht wie sonst hat fröhlich sie ins Weite, nein, schluchzend lag sie, nicht des Freundes Nähe ahnend, mit verhäutetem Muth auf der Erde.

„Editha“, rief er, „Liebling meiner Seele, ist das die Siegesreide deines Herzens?“

„Walthar“ — klang es nun von ihren Lippen, als sähe sie den Engel der Erldung — „ach endlich, endlich nahlst du der Verlassenen.“

„Herz, mit den Wellen und den Winden war ich gern gezogen und gezogen, doch träge sind die besten Hoffe, und mit dem Stürme um die Wette jagen die Gedanken nur des Lebenden. Sie weiten stets bei dir, bei meinem Sterne, der thranetrüb mir in die Augen schaut. Sprich, was verdunkelt mir sein selig Licht, was trauert er an Siegeslust der Freude?“

„O lächelst du den Zweigspalt meiner Seele, und ahnest du die fürchterliche Wahl!“

„Du weinst und weinst? O Minnet, was geschah?“

„Fröhlich zog ich mit dem Vater von der Burg hernieder, um mit dem Wolf das Siegesfest zu feiern. Wie freute ich Grai Thaummar, wie sah er majestätisch auf dem Halben und trug den Kriegsschmuck seiner goldnen Jugend, und wie strahlte dieser Helm, den er am Grabe des Erlders trug, auf seinem schünen, weißgetrockneten Haupte. Hoch die Standarte schwingend, die ihm die Caracenen einst entziehen wollten, und die er siegreich seinem Meer bewahrte, sagte er demütig zu diesem Banner: „So tang ich lebe grüße ich in dir die Eren Deutschlands und der Hohenstaufen!“

„Schweig, Hochverräter an dem Welfenhaufe“, rief es jetzt aus unserer nächsten Nähe, und ein Ritter mit geschlossenem Visier hielt wüthend den munteren Halben meines Vaters auf. „Was soll das?“ fragte dieser zornig, „wer du auch seist, der Sohn der guten Sitte bist du nicht, denn deine Achtung hast du vor dem Alter.“

Darauf entgegnete der andere hämisch: „Das Kind bedarf des Mundworts, wie das Alter, das sich selbst werdend einen Führer brandt. Drum halt ich Euch am Leisfel Eurer Tharheit fest, bis Ihr auf meiner Wette zu Versland gekommen.“ „Schürke“, rief Graf Thaummar und griff zum Schwerte. Kaum aber hatte er es halb gezogen, als sieben Männer aus dem Dickicht stürzten, die ihn säklingss von dem Verberissen, während dieser, der dem Trost gebot, mit rauer Stimme zu dem schwer bedrohten Vater sagte: „In Kaiser Otos Namen nehme ich Euch gefangen.“ Von dannen führten ihn die wilken Knechte den edeln Greis, ich aber raufte mir das Haar in granstem Weh und rief die Gattin an. „Nühig, Tändchen“, sprach zu mir des Trostes Führer, der zurückgeblieben, „noch geht's dem Alten nicht an Hals und Kragen, und käuslich ist der größte, wie der kleinste, was hast du mir zu bieten?“

„Der Mitter Erbeil“, sprach ich schnell gefasht. Er aber schüttelte das Haupt und sagte: „Nente steht mir nicht mein Eign nach kaltem Golde, das ich vom Krämer an dem Wege mir erbeute.“

Da legte ich ihm meinen Schmund zu Füßen, samt allen Perlen, die mein Fruchtwert zierten. Er aber sagte lächelnd: „Süße Maid, die Sultansperle, die ich suchte, bist du selbst. Was trittst du schon zurück? Ward ich doch längst von deiner weiche Hand. Du aber wolltest Nidhard nicht erhören und suchtest Nung auf der Vogelweide.“

„Nidhard“, rief ich entsezt, „Ihr also seid der schändliche Feind am Wege? Ich muß gestehen, Ihr rächt Euch hart und schwer.“

„Vergeht nicht, daß am Wetterdühl ich stamme, der hochgelegen mit dem Sturm Bekanntschaft machte, von dem ich wiederum das Rufen lernte. In Weibeshand jedoch ward ich zu Wachs. Wie Ihr mich formt, erscheint ich Euch in Zukunft. Sprich, willst du meine halbe Herrin werden, so bist du meines Gauses Königin, willst du es aber nicht, so büßt dein Vater dein frastig Reia mit seinem Leben.“

„Und du, Editha“, fragte Walthar bedend, „nur die Gefahr erprobt die Macht der Liebe, was thatest du?“

„Ich erbat, auf deine Heimkehr hoffend, Bedenkzeit von dem Schredlichen, jedoch die Frist geht heute schon zu Ende, und — schick uns Gott — das Horn des Turmwards sagt mir: daß die Stunde naht, in der mir Wetterdühl den Jelter sendet, um mich abzuholen! Ach Walthar, ich will den Vater lösen und dann sterben, eh' Nidhard mich zum Brautgemach geleitet.“

In Walthers dunkeln Augen schwanm es feucht, er sank erschüttert vor Editha nieder und rief:

„Mit Herzblut löst nur taer Fran Minne kennt, Gott lohne dir den hohen Mut der Liebe!“

Auf dem Wetterdühl war reges Leben: im Festsaum prangten seine stotzen Hallen, der Burghof war mit Blumen reich bekränzt, und die mächtigen Weiter und Gewölbe des Wadturns waren mit Schilden und mit Laubgewinden schön geziert; die goldne Diamentkette der Kapelle strahlte im bunten Kergensanner und im Mittersaale waren Banner- und Wappensymbole aufgerichtet, die von dem farbigen Fliesenteppich bis zu der Sternenkuppel seiner Dede reichten. So hatte Nidhard hochzeitlich sein Haus bestellt, als ihm die Gerolde vom Hochstein die frohe Kunde brachten, daß Editha sich zum Brautgang nach dem Wetterdühl entschlossen habe.

Weit fameller nahte sie als er erhofft, gefolgt von einem Zug von Reissigen aus Thaummars Mann. Ihr zur Seite ritt ein finlich arter Page, der ihr fast zum Verwechseln ähnlich sah. Das war ihr Bruder, der bei dem Pfalzgraf von bei Rhein in Lehen stand. Der schöne Knabe sah mit Trauer auf die Schwester, die ihn zu trösten suchte. Weisagelte Nidhard ihr entgegen, begrüßte sie als Königin der Liebe und führte die züchtige Maid, die tief bekränzt kaum anzubilden wagte, unter Saug und Klang zum Gastisch in dem hohen Mittersaale. Dort reichte er der Tochter Thaummars den Glastrauf mit den Worten: „Dir Herrin biet ich in der Christusstunde* das selige Blut der treuen Liebe dar.“

Sie aber stieß den dargereichten Becher um und sagte:

„So wahr ich stets der Gottheit Minne trant, werd ich mit dir nicht trinken, bis du die Mithat an dem Vater sühnest.“

Natürlich wurde Thaummars Ketter schnell geöffnet, doch der Greis, der seine Tochter seinem Reimner mißgönnte, und ihr den schweren Gram, den er nimmermehr sie erlitt, verbergen wollte, entließ den Gastsaal weidend, zu seiner trauten Wette in Tirol. „Editha“, sagte nun Graf Wetterdühl, „ich sühnte meine Schuld an deinem Vater. Frei ist er wie der Vogel in der Luft, drum leg auch mir nicht länger Fesseln an. Die Schleierhüllen, die dein Muth bergen, entferne endlich vor dem Bräutigam, denn nach dem Brautkuss steht sich meine Seele.“

Sie aber sprach zu ihm: „So wahr du nicht gestöhnt die Schmach des Vaters, werd ich nicht küssen, wie einst Judas kiste. Wie sinkt der Glar von meinem Angesicht, so du die Ketten nicht zum Wahlschlag diebst, die Thaummar dort im Turmgeölbe trug.“

Auf einen Wink des Burgherrn legte man der Braut die Fesseln in den Schloß. Kaum aber war's geschehen, als sie das züchtige Muth hoch erhehend rief:

„Heil diesem Meiden, der von Ala-Thor die Kette lernte! Wie er im Brautgewand ins Haus der Meiden schlich, um seinen Donnerhammer wieder heimzuholen, so schlich auch ich zur Stätte unserer Liebel. Frei wurde nun der Vater durch meine List, doch blutige Jähren fielen auf die Kette, die er trug. Ich hebe sie auf zum Himmel samt dem Mör, der mein Gesicht verblende dir verbarg, daß nicht Editha, sondern ihr Erwählter, der Singer Walthar von der Vogelweide, dir einen Brautgarnus gönnte. — Handst du, und wünsch die Reissigen herbei? Getrost, auch mein Gefolge steht im Burghof, wie du wilst, doch ich verzichte auf der Mannen Hilfe. Tri aber, Schürke, der sich des Jammers edler Frauen freut, Räuber, der des Krämers Schreden stets gewesen, Verräter, der auf schwache Greise lauert, Freveler, dem der sünnige Reid am Herzen frist, und endlich Eider aller Minnefreunden, der an dem Tisch des Wettes nichts erlernte, als wie man salubet auf das Gut des Nächsten — dir auch ich künden: daß die Erde nicht Raum mehr für uns beide bietet, und also fordere ich dich hiermit zur ewigen Tist!“

Das Muth hoch gerödet und die Lippen blutig von dem Biß des Horns, griff Nidhard rasend zu den Waffen seiner Väter. Walthar aber streifte schnell die weibliche Gewandung von der herrlichen Gestalt, die ganz in seinen Stahl gekleidet war, der sich geschmeidig wie ein selbstenes Netz an seine Glieder schmiegte.

Nun wurde von den Gegnern mancher klühe Gang gewagt und, nach Art des alten Sagnet, nicht mit dem Gabilot, sondern mit dem Schwert gefritten. Doch obwohl der Kämpfe von dem Wetterdühl geschacht, „den Spielmann“ bei dem ersten Anlauf schon hinad zu zwingen in den Stand der Erde, gelang es

* Silling.

* Lacrymae Christi — die heile Weingattung, am Fuße des Jesus laassend.

bieser Hand, die öfter schon das Saitenspiel gehalten als die Waffe, dem wilden Midhard hohe Not zu schaffen. Das Recht — das immer Sieger bleiben sollte — es stahlte Walthers Arm, und mit der Gewalt des Kriegsgottes streckte er dem Feind zu Boden, der mit dem Tode ringend auf zum Himmel blickte, an den er nie geglaubt so lang er lebte.

Als es geschah, da fant der zarte Page, welcher nicht Githas Bruder, sondern Thantmars Tochter war, dem Singer in die Arme und sagte mit tief bewegter Stimme: „Gepriesen sei die Allmacht, die die Hoffart füllte und über dich das Schild der Gnade hielt. Gepriesen sei dein Mut, mit dem du Thantmars blutige Jähren rücktest: die Kessel, die einst seiner Freiheit drohte, wird ihn mit magischen Bänden an dich knüpfen und stolz begrüßt er dich als seinen Sohn.“

„Wohl mir,“ sprach Walthar, heiß die Brant umschlingend, „dass ich des Vaters Segen mir verdiente, so sind wir sicher, dass ein Engel uns geleitet und dass der Ernte Willen nie verwehrt, der Minne Sonne nie erlösen wird.“

In solcher Stimmung zogen sie beiegt zu dem Hochstein und klossen dort ein Häubchen für das Leben, das hinfür sein Midhard stürzte.



Die erste Tannhäuser-Aufführung in Dresden.

Von Aug. Kestmper.

Nach den Erfolgen der ersten Aufführungen des „Rienzi“ und „Hilgenblut Holländers“ am Dresdener Hoftheater, wovon freilich der des letzteren Wertes sehr geteilt war, läßt sich die außerordentliche Spannung wohl erklären, in welche das Dresdener Publikum gerieth, als die erste Aufführung des „Tannhäuser“ in Sicht war. Freund und Feind waren thätig, Propaganda für und wider den rath berüht gewordenen Komponisten zu machen, um so mehr, als verlautete, in der neuen großen Oper sei eine ganz neue Bahn beschritten, welche die alte Form der Oper ganz zerbrechen sollte. In ganz Dresden sprach man wenige Tage vor der Aufführung von nichts, als der phantastischen und romantischen Welt, die Wagner in diesen Werken entwarf, Reussberg, Sängerkrieg, Pilgersahrt nach Rom &c. Das alles schlug mächtig ein und so war es kein Wunder, daß das große Opernhaus am ersten Abend dichtgedrängt voll war, alle Welt in unglücklicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Es laar am 19. October 1845. Die Notizen aus dem Tagebuche Max Maria von Webers, welcher mit seiner Mutter, der Witwe R. W. von Webers, der Aufführung beiwohnte, geben glühendsten Beispruch über den so ereignisvollen Abend. Wir suchen sie zusammenzustellen, den Aufzeichnungen folgend:

Die bestwundersamste, lebendigste Phantasie der Epochen kann keine Vorstellung davon gewinnen, in welchem Maße das Werk dessen ersten Hörern, als ein Gemisch von Großem, Erhabenen, Schönerem mit Bizarrerem, künstlerisch geradezu Unmöglichem, ja Trivialem und beinahe Lächerlichem erschien. Mächtig gepakt waren alle, aber die Ergreifendste durchsah die ganze Scala der menschlichen Empfindungswelt, von der begrenzten Entzückung, die in äußerster Minorität war, bis zum grimmigsten künstlerisch stillosen Jörn und Spott hinab. Nie, vor wie nachher, wurde im ganzen Wesen eines großen Auditoriums eine künstlerische Einwirkung so durchgreifend ausgedrückt gesehen, als die, welche sich im Publikum der ersten Tannhäuser-Vorstellung nach dem Vorüberstreifen der Ouvertüre spiegelte. Stares Staunen, höchste nervöse Erregung, ängstliches Zucken, laute Erwartung, Spannung, Verwunderung — selten hier und da ausweichendes Verschließen und Entzücken — lag auf allen Gesichtern. Frauen brachen in Thränen nervöser Erschütterung aus, — von allen aber löste sich ein mächtiger Druck nach dem Schluß, als sei etwas in seiner Neuheit und Größe Unheimliches, Unbequemes und Drückendes, jedenfalls aber Mächtiges, vorübergegangen.“ — Webers Witwe, welche der Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, hatte zwar zuweilen staunend und verwundert den Kopf geschüttelt, aber

unr beim Sängerkrieg die keise Aenherung gethan: „Das hätte der Vater anders gemacht.“ Sie erhob sich am Schluß und sagte, alle die Kontroversen hörend, bloß: „Ja, ja gerade so hat man in Wien nach der ersten Aufführung des „Don Juan“ auch gesprochen; laß uns auf die Bühne gehen, ich muß Wagner die Hand brühen.“ Oben in dem nur halb erkundeten Raum, in dem alle Erscheinungen des Reussbergs und Wartburgkampfs in Gestalt dunkelunter Kunstler, Hintergründe und Stoffwechsel der Dekorationen herumgingen, stand Wagner bloß, sich den Schweiß abtrocknend, in einem Kreise von Freunden und Kunstler, die sehr gemischte Empfindung bewegte. Als Wagner Webers Witwe sah, eilte er bewegt auf sie zu, reichte ihr die Hände und fragte laut: „Nun?“ Aber ehe diese antworten konnte oder laotete, schah die Schröder-Devrient, welche die Partie der Venus hatte, und nach der Schlußerscheinung des Reussbergs beschäftigt gewesen war, in halbstemem prächtigen Mondbaar aus der Garderobe herans, packte sie in ihrer leidenschaftlichen Weise am Arm und rief: „Nicht wahr, Webers, . . . Musik hat er gemacht, aber ein großer Mann wird er doch.“ — So verlief der erste Tannhäuser-Abend. Laut und wild beathertend, wälzte sich die Schar in die Straßen Dresdens. Bis tief in die Nacht mag wohl viel gesprochen worden sein. Was wir heute, da Tannhäuser Gemeingut des ganzen Volkes geworden ist, und als eine der am meisten beachteten und am wenigsten angefochtenen Oper Wagners gilt, nicht mehr begreifen: die meisten fanden, daß die Regeln der Kunst darin überschritten seien, und keine Schönheit und keine Melodie sich fände. Wenn fallen hier nicht die Meisterfinger und ihr Sprecher Bedenker ein! „Von Melodie auch keine Spur!“ Und heute? Die verbitterten Gegner Wagners, wenn sie von „Trikon“ oder „Nibelungen“ reden, — der „Tannhäuser“ ist für sie alle eine wirkliche, wahrhaft prächtige Oper, die anzuzweifeln keiner sich vermischt, er sei nur wer er wolle. Der Kampf in den Straßen Dresdens gleich nach der Aufführung hatte sich in unzählige Adäbe und Zeitungen fortgepflanzt, und viele Jahre mühen vergehen, bis mit dem Verstandnis auch die große Größe des Werkes Unzähligen erschlossen wurde. Die Melodien und Schönheiten, die man früher nicht finden konnte, überreich offenbarten sie sich, und was einst abfiel, entzückt jetzt immer neu.



Adelina Patti.
Einst und Jetzt.

Ein alter Freund und Meister Vitterlich, schreibt mir aus Paris folgende Zeilen, welche so recht die Art und Weise der Künstlerin charakterisieren:

Adelina Patti, das „Weltwunder“, kommt nächstens wieder hierher. Schade, daß sie ihr väterliches Erbgut, ihre angeborene musikalische Begabung, dessen bezaubernde Reize wohl niemand verneinen kann, so selten in den Dienst der eben Kunst zu stellen sich bemüht. Die Patti, welche geboren ist durch ihr Auftreten dem Publikum zu imponieren, zeigt sich dabei mehr und mehr gleichgültig, selbst widersprechend, namentlich dann, wenn es sich darum handelt, einem geschaffenen Werke — das zu seinem erfolgreichen Gelingen von dem Zauberstabe der größten Gesangs-künstlerin nur berührt zu werden braucht — dauernden Wert zu verleihen. Es fällt mir bei diesem Gebanten-gange immer wieder der Name Verlioz ein. Wir hätten so sehr gewünscht, daß Patti unter seiner Leitung in dem von ihm geschaffenen Meisterstücke: „Beaucoup de bruit pour rien“ die Rolle der Watrig übernommen hätte.

Auch bei ihrem nächsten Auftreten allhier in der Opéra comique, einem Wohlfühlgeisteskonzerte zu gunsten des französischen Hospitals in London, dessen Einnahmen man auf 25 000 bis 30 000 Fr. schätzt, bietet ihr Programm nichts Neues, nichts speziell Interessantes. Aller Reiz wird sich auf die Künstlerin selbst konzentrieren. Sie wird eine oder zwei Arien, einen oder zwei Walzer, Tyrolienne &c. &c. erklingen lassen, um abdam mit Blumen überhäuft und mit Beifallsbezeugungen besührt, recht bald wieder nach England auf ihren trauten Ruhestuhl zurückzukehren. Selbst ihrem, vor kurzem mit so viel Begeisterung aufgenommenen Prosekt, sich dem Pariser Publikum in der Rolle als Laké zu repräsentieren, scheint sie

nutzen zu werden. Es sind kaum 18 Monate her, als sie bei ihrem letzten Auftreten allhier folgende Zeilen schrieb:

„— Jetzt hab ich noch eine andere Sorge, — einen Wunsch, welchen ich noch erfüllt sehen wollte, und ich muß meiner Laune Gemüthsruhe verschaffen. Ich brenne vor Verlangen hier in Paris Laké aus Leben zu rufen. Diese Oper hat mich berart hingerissen, daß ich auf meine alten Freunde des italienischen Repertoriuns ersichtlich bin. Gleichzeitig gedenke ich Frankreich, meinem zweiten Vaterlande, das mich zur Künstlerin gemacht, damit eine Ehrentschuld abzutragen.“

Sie erinnern sich noch, mein lieber Freund, der Mitwirkung der Adelina Patti in den italienischen Vorstellungen an der Großen Oper im Juli 1885, bei welchen sie für den Abend 14 000 Fr. erhielt und der Konzerte im Oper-Theater im Monat Februar 1886.

Wenige instrumentale Werke, welche den Kavatinen der bevorzugten Diva durchaus nicht nachstanden, hatten nicht mehr das Glück angehört zu werden. Die Herren Gounod, Massenet, Godard mühten sich, wie ihre Kompositionen von Anfang bis zum Schluß Gelegenheit zu geräuschvoller Unterhaltung boten, selbst Fran Roger - Niclos, eine der ersten Pianistinnen von Paris, ist nicht mehr angehört worden.

Mit wenig Veränderung werden sich nächstes mal dieselben Thatsachen wieder abspielen. Die Künstlerin ist wie es scheint keinesfalls zu weiteren Anstrengungen geneigt, und scheint vor allem nur mehr die Ruhe und Behaglichkeit ihres selbstgewählten Privatlebens zu suchen.

In diesem Ruhezustand hat Frau Adelina Patti einen äußerst ergebenen Freund, der zwar nicht ihre schöne Stimme besitzt, aber ihren Liebesgelingen jedesmal getreue Antwort gibt. Wir geben die Zeilen, welche die Gesangs-künstlerin — die schon alle Völker zu ihren Füßen gesehen — ihrem kleinen Liebste, dem sie so große Zuneigung schenkt und der ihr auf seine eigene Weise applaudiert, geweiht hat, wörtlich wieder: „Ich bin sehr sehr glücklich und dieses Glück würde vollständig sein, wenn ich nicht, meinem guten, lieben Freund, welcher mich doch so sehr liebt, bräunte, in meinem Schloß Gragh-Nos gelassen hätte.“

Wenn Sie doch nur einmal hören könnten, „welch endlose, reizende Gespräche wir zusammen führen, auf englisch, französisch, italienisch! Er singt — „weniger schön als ich, ich darf das schon sagen, ohne ungeschicklich zu sein. O, er hat einen so schönen Namen! Er heißt Kou-ki und ist mein allerliebster —“ — Papagei.“

Sie sehen, Frau Patti schreibt ebenso schön, als sie singen kann. Diejenigen, die aus Mangel an 100 Franken sie zu hören nicht in der Lage sind, können im trauten Freundeskreise diese Prosa kosten, während sie gegenwärtig in Spanien dieacht vor 2000 Menschen ihre halsbrechenden Passagen singt

Rätsel.

E. P. Ich bin ein Klang, der aus der Seele bringt,
Um den Musl dann ihre Töne schlingt;

Bin ein Gedanke, hellem Geist entstammt,
Um den der Feuerstrom der Rede flammt.

Auflösung des Diagonal-Bahnen-Rätsels
in letzter Nummer:

L	A	N	G	E	L	A	N	D
C	O	R	N	E	I	L	L	E
H	O	M	E	N	L	O	H	E
L	O	H	E	N	G	R	I	N
T	H	U	S	N	E	L	D	A
R	H	E	I	N	G	O	L	D
B	L	E	I	B	T	R	E	U
R	H	E	I	N	W	E	I	N
R	U	M	A	E	N	I	E	N

Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M.

Am 29. v. M. wurde das neue Haus eingeweiht, welches das Dr. Hochschule Konservatorium in Frankfurt a. M. für seine erweiterten Räumlichkeiten hat herstellen lassen. Der Bezug eines neuen Hauses ist immer ein bedeutendes Ereignis, — bildet doch das Haus die Grundlage bürgerlichen Zusammenlebens, die Vorbedingung der Kultur und Sitte, und je höher diese stehen, um so größere Ansprüche stellt man an dessen Schönheit, Zweckmäßigkeit und Einrichtung. Erregt schon der Bau eines Privathauses unser Interesse, so verdoppelt sich unsere Teilnahme, wenn es sich — wie in unserem Falle — um die Errichtung und Besignahme einer Werkstätte schöngestaltiger Tätigkeit handelt und es verlobt sich wohl, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte und Geschichte einer Anstalt zu werfen, welche in der Lage ist, einen solchen Prohibitbau ausführen zu können.

Dr. Hochs Konservatorium führt seinen Namen von dem vereinigten Stifter der Anstalt Dr. jur. F. A. H. Hoch und wurde am 19. September 1878, anfangs in den Räumen des Saalhofes, eröffnet. Zum Direktor wurde Joseph Hoff benannt. Die ruhige Weiterentwicklung der Anstalt erfüllt durch dessen allzufrühen Tod (20. Juni 1882) eine empfindliche Störung. Bis zur Wiederbesetzung der Stelle durch Prof. Dr. Bernh. Scholz, aus Breslau kommend (1. April 1883), waren die dem Lehrkollegium angehörigen Prof. A. G. Hermann und Dr. G. Weitz mit Wahrnehmung der Direktorialgeschäfte betraut. Unter Prof. Scholz hat sich die Anstalt sehr erweitert, besonders ist die Organisation der Orchesterklasse, die Einrichtung des Seminars zur Aus-

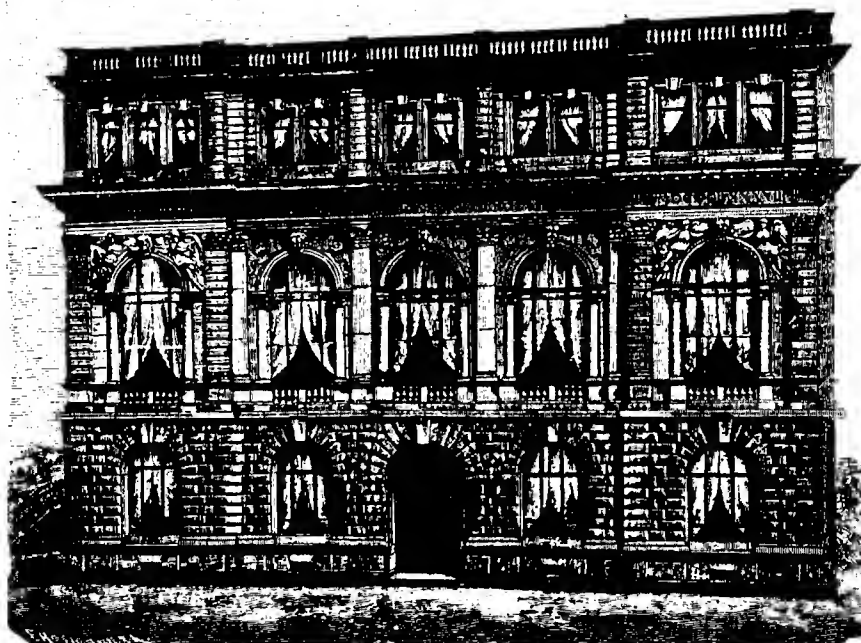
vortrefflich. Die weitere innere Einteilung des Neubaus ist in allen Details für die Zwecke der Anstalt berechnet; er enthält 15 abgetheilte Lehrräume, die nötigen Aufenthaltszimmer für Schüler und Schülerinnen, Lehrerzimmer, Bibliothek, Räume für Verwaltung und Direktion, Hausmeisterwohnung, einen kleinen Saal für Orchester- und Chorübungen, sowie einen circa 450 Personen fassenden Saal für Konzertaufführungen und ist mit den neuesten Beleuchtungs-, Heizungs- und Ventilationseinrichtungen versehen. Die mit vielseitigen (Gesang, Instrumentalmusik, Schauspielmusik und Wissenschaft) geschmückte Fassade, das Vestibül und der große Saal, in welchem letzterem demnächst eine von Walcker in Ludwigsburg erbaute Orgel aufgestellt wird, haben eine, einer Feinschmiederei würdige Ansehensstellung. Nebenbei sei bemerkt, daß das Dr. Hochschule Konservatorium gegenwärtig eine Gesamtfrequenz von 266 Schülern aufweist und daß das Lehrkollegium zur Zeit 26 Mitglieder zählt.

Die Gründung und feierliche Einweihung des neuen Anstaltsgebäudes, dessen Aushereis unsere Illustration vergegenwärtigt, hat also nun stattgefunden.

haben wir gerade ihrem Auftreten entgegengekommen! Lebte ja doch heute im Bereiche der deutschen Kunst kaum eine Künstlerin, vor der wir uns so tief vereinen, wie vor ihr; sie war und ist wohl die musikalischste unter allen Pianistinnen, geistig den Musikstärken am nächsten verwandt, sie blickt auf die längste und eindrucksvollste Laufbahn zurück und trägt den Namen des großen Robert, dessen Liebe ihr Haupt noch heute mit Glorienstrahlen umgibt. Diese Verehrung für Frau Schumann begründet sich auch heute noch durch ihre geistdurchwirkten Kunstleistungen, deren Genuß wir nun leider entbehren mußten. Wen war uns der nun folgende Schubert'sche Chor für Frauenstimmen, der 23. Psalm, in der Instrumentation von Maret-König. Die Komposition an sich ist wohl eine der düsternsten Mitten des melodienreichen Meisters aus dessen reichster Schaffensperiode, und reichhaltig so recht den Ausdruck Schumanns, welcher Schubert den „weiblichen Beethoven“ nannte. Die Wirkung war auch wunderbar, zumal von der Chorleitung so fröhlich und prächtig geführt und mit einer Orchesterbearbeitung, welcher durchaus die

Feinfühligkeit des Bearbeiters aufgeprägt ist. Die Schlussnummer des Festprogramms, die „Ein feste Burg“, war ebenfalls eine rechte und echte Kulturgabe für den früheren Direktor des Konservatoriums, den Komponisten dieses kühnen und wirkungsvollen Orchesterwerkes: Joachim Raff. Das begleitende und selbständige Orchester, welches die in der Orchesterklasse durch Mitglieder der Theaterkapelle verstärkte Orchestersätze der Anstalt bildete, nimmt hohen Ansehens in Anspruch; an solche Leistungen dürfen für die Zukunft die höchsten Erwartungen geknüpft werden.

Der Nachfeier folgenden Tages, bestehend in einer Kammermusik-Aufführung, vermochten wir nicht mehr beizumohnen, — eine ältere Pflicht mahnte uns zur Abreise. Das Programm war



Die Haupt-Festfeier fand am Sonntag den 29. v. M. statt. Beethoven's Overtüre „Zur Weihe des Hauses“ eröffnete dieselbe; dieser folgte eine Ansprache des Vorstehenden der Administration, Herrn Senator Dr. von Mumm, der hauptsächlich die Entwicklung der Anstalt betonte, welche Ausführung in den von uns eingangs erwähnten Hauptmomenten und besonders in der hochgehenden Erwähnung des Begründers der Anstalt, sowie des verstorbenen ersten Direktors Joachim Raff, des derzeitigen künstlerischen Leiters Prof. Dr. Scholz und des vorzüglichen Lehrkollegiums gipfelte. Redner schloß mit dem Wunsche, daß die Anstalt, welche eine deutsche Hochschule für alle Zweige der Tonkunst sein wolle, der Stadt zur Ehre und Ehre gereichen, daß aber auch ihr Wert und ihre Bedeutung immer mehr anerkannt werden möge und sich seine Ansprüche in einem begeisterten aufgenommenen Huch auf Kaiser Friedrich, dem Förderer und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft, anstellen. — Frau Dr. Alina Schumann, welcher die Ausführung der demnächstigen Nummer des Festprogramms — A. Moll-Konzert von Rob. Schumann — zufallen sollte, war leider durch plötzlich eingetretenes rheumatisches Unwohlsein abgehalten, der Feier beizumohnen und mit welcher Spannung

vielversprechend und enthielt: Das Klavierquartett F. Moll von Brahms, Variationen für 2 Klaviere von Ivan Knorr, drei Marienlieder für Frauenchor von Bernh. Scholz, das Streichquintett C-dur von Schubert und drei von Dr. F. Krill gekungene Lieder. Weitere Mitwirkende waren die Herren Wassermaun, Gohmann, Engesser, Herrmann, Knorr, Bal. Müller, Maret-König und Uzielli. —

So hat also nun das neue Anstaltsgebäude eine erhebende, würdige Einweihung erfahren. Möge der schöne Bau ein Tempel der Kunst sein und bleiben. Ist ja doch die Kunst eine Art Religion, die eines solchen Tempels bedarf, eine Religion, in welcher alle Begegnungen sich vereinigen und die höchste Empfindung der vom Endlichen zum Unendlichen bewegten Seele zum Ausdruck kommt. Das Wunder des Kosmos, der Friede des Kinderauges, das Fröhlich und das Abendlicht der Liebe, der Bogen, den menschliche Not zu Trost und himmlischer Hoffnung spannt, — das alles ruht in der klingenden flüchtigen Welt der Töne, und dieser Welt würdige Apokalypse zuzuführen, das möge der Anstalt, ihrem tüchtigen Direktor Bernh. Scholz und dem Lehrkollegium, das so vortreffliche Namen zählt, nach wie vor gelingen.

Das Lied der Gräfin Königsmark.

Von Ernst Montanus.

(Schluß.)

Seine halbe Stunde vielleicht war ihm so dahin geschwunden, als die Thür sich öffnete, und die mächtige Figur des Bürgermeisters eintrat. Lukas v. Vöstel begrüßte den von ihm hochgeschätzten Tonkünstler mit demselben Händschlag. „Seid mir willkommen, Monsieur Meister“, rief er, „leid herzlich willkommen in Hamburg, das Ihr mir jetzt nicht wieder verlassen sollt. Da hat die Munn ein trefflich Kind vollbracht, wie sie Euch unter mein Dach gerettet.“ Und er brach in ein lustiges Lachen aus.

Reinhard wollte Entschuldigungen vorbringen, aber der Bürgermeister ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. „Nun, werter Freund, der Dame Justitia wird so manche Nase gebreht, also wollen wir es damit für heute nicht zu genau nehmen, und morgen werde ich selbst mit anderen, Euch wohlwollenden Persönlichkeiten dieser Art beraten, wie wir Eure Angelegenheiten am schnellsten ordnen können. Das bin ich Euch zum mindesten schuldig als Dank für Euer beherztes Eingreifen, als die Mäntel meine Frau und Nichte bedrohen. Die Damen lassen sich für heute Abend entschuldigen.“ Er fuhr er fort, während Welche wieder erlischen und Wein und Gläser auf den Tisch setzten. „Ihr müßt also mit mir vorlieb nehmen. Und nun, lieber Freund, macht's Euch mit mir bequem, dann aber schenkt mir Euer Vertrauen und laßt mich beim Regier Weins wissen, was Euch heute Abend begegnet ist, damit ich morgen mein Vorgehen danach einrichten kann.“

Meister dankte in gerühmten Worten für das Wohlwollen des würdigen Herrn und berückte dann rückhaltlos sein Eingreifen bei der Conrädine, indem er hinausfragte, es sei ihm Schärfer gewesen, sich persönlich von der Unwürdigkeit der Sängerin zu überzeugen, um sich von dem Wanne, in dem sie ihn früher gehalten, völlig zu befreien.

„Und ist das nun geschehen?“ forschte der Bürgermeister.

„Ja, und für alle Zeit!“ erklärte Reinhard offen und frei.

„Nun, das ist mir lieb, für Euch, wie für die Anna“, meinte der alte Herr.

Der Komponist erstarrte. „Ich darf leider nicht hoffen“, sagte er mit gepreßter Stimme, „daß die Demoselle jüngerlichen Anteil daran nehmen wird, — ich habe sie einst —“

„Es was“, schämte sich der Alte, „was die Anna heut Abend für Euch gethan, das thut sie nicht für Einen, der ihr gleichgültig, das glaubt mir.“

„So hat sie es gethan, um mit feinem Dank mehr für meinen Beistand gegen die Wegelagerer schuldig zu sein“, beharrte Reinhard.

„Nun, es wird sich ja zeigen, wer Recht hat. Jetzt seht mir aber einmal ganz genau Euer dießigen Verpflichtungen aneinander, auf daß ich meinen Operationsplan entwerfen kann.“

Dies geschah, beide Männer berieten dann noch lange und angelegentlich, und als der Bürgermeister sich endlich von seinem Gaste verabschiedete, sagte er, diesem freundlich auf die Schulter klopfend: „Wis ich alles geordnet, müßt Ihr natürlich der Gatt meines Hauses bleiben, damit Ihr nicht etwa meinen Trabanten doch noch in die Hände fällt. Hoffentlich wird mir's schnell gelingen, alle Verwicklungen beizulegen zu lösen und unserm Operntheater seinen Orpheus dauernd zurückzugewinnen!“

IV. Gurydice.

Für die Hamburger Musikrevue gab es in den nächsten Tagen eine Menge von Neigkeiten. Man erfuhr — natürlich unter den feinsten Ausdrücken und Uebertreibungen — Reinhard Meisters heimliche Mädelzehr und sein Eingreifen bei der Conrädine, sowie seine geplante Verhaftung, der er sich auf ganz unerklärliche Weise zu entziehen geseht. Noch wichtiger aber war die ungewissheit feststehende Thatsache, daß es dem Bürgermeister v. Vöstel im Verein mit den Gefauten v. Wich, v. Wedderlopp, dem Grafen v. Dornath und von Ginnern Meisters aus dem Hamburger Patriziat gelungen war, einen Ausgleich zwischen dem Komponisten und seinen Gläubigern zu Stande zu bringen. Die Verhaftungsbehle gegen ihn wurden zurückgezogen, und er durfte sich offen und frei seinen Freunden zeigen.

Mochten auch einzelne Reider und Anrüganten noch immer gegen ihn agitieren, so ging doch die all-

gemeine Stimmung dahin, daß es gut sei, einen so genialen Tänzer dem Hamburger Theater wieder gewonnen zu sehen. Auch hatte sich der Theaterdirektor Gaubrey als praktischer Mann bereits bereit, mit Meister, der mehrere vollenbete Partituren aus seinem Weisenfester Ertz mitgebracht, in Verbindung zu treten und diese Werke für seine Bühne zu erwerben.

Von diesen Opern wurde „Die bis in und nach dem Tode unerhörte Treue des Orpheus“, die Umarbeitung eines früher in zwei Teilen erschienenen Wertes von Meister, zur sofortigen Einstudierung und nächstenmöglichen Aufführung bestimmt; später sollten dann die ganz neuen Opern „Helena“, „Heliades und Dymniva“ und „Teshierius“ folgen.

Wertwürdigerweise konnte sich Meister angenscheinlich dieser doch so überaus günstigen Wendung seines Geschicks nicht recht freuen und ging meist in trüben Sinnen verloren einher.

Bei Frau v. Vöstel und Anna war er gleich am anderen Morgen und der Unterredung mit dem Gatten der ersten erschienen und von der Bürgermeisterin ungemein herzlich als Gast ihres Hauses begrüßt worden. Anna freilich bewachte eine lästige Zurückhaltung, als er ihr bereit für ihren edelmütigen Beistand dankte, als ob sie diesen wirklich nur geleistet habe, um der Dankschuld gegen ihn quitt zu sein. Nur als er ihr das von ihm geschriebene Buch, welches er noch immer bei sich trug, mit einigen erklärenden Worten wiederabgab, erstörte sie heftig, als ahnte sie, daß sein Witz das darin verborgene Notenblatt gesehen. Dann aber hütete sie das Gespräch gewandt auf andere Gegenstände geleitet und sich auch nach seinen neuesten Kompositionen erkundigt. Als sie von seiner neuen Bearbeitung des „Orpheus“ vernahm, begeizete sie Vermuten, die Abweichungen von dem früheren, ihr genau bestimmten Werke kennen zu lernen und tat sich die Partitur aus. Alles dies aber geschah in einer so gelassenen Weise und mit einer so spröden, jeden Annäherungsversuch von vornherein ablehnenden Haltung, daß Reinhard Meister wohl denken durfte, es werde ihm doch nie gelingen, ihre Verzeihung zu erhalten.

Hätte er freilich sehen können, wie eifrig Anna die ihr überlieferte Partitur studierte, wie sie eigenhändig die von ihm hinzugeschriebenen Stücke, welche namentlich die Rolle der Gurydice betrafen, abschrieb und gar nicht müde wurde, dieselben zu singen, dann wäre der melancholische Komponist doch vielleicht anderer Ansicht geworden.

Die Gurydice sollte bei der Aufführung natürlich die schöne Conrädine singen, und man sah allgemein diesen Abend mit größter Spannung entgegen. Meister wollte und konnte nach der jüngsten Wendung der Dinge diese Partie der Sängerin nicht, wie früher, selbst einstudieren, was daher Freund Mattheson für ihn übernahm.

Der Tag der Aufführung kam heran. Das Werk war mit aller Sorgfalt einstudiert worden und verließ dem künftigen Publikum einen lange nicht mehr dagewesenen Genuß, es war daher nicht zu verwundern, daß die Kasse schon am frühen Morgen von Willeis fast gestürzt wurde.

Dranken stießen die Zettelträger schon die großen Plakate an, welche zu der ebenlichen Vorstellung einluden, als der wohlbeleibte Organist Meinde ganz verstört zu Reinhard Meister ins Zimmer polterte.

„Herzensfreund“, stöhnte er, „ich dringe leider eine schlechte Botchaft! Denkt nur, die Conrädine ist verschwunden, ist unspädlich mit ihrem Grafen auf- und davongegangen!“ Jetzt kam auch bereits der Theaterdirektor ganz verzweifelt herangestürzt und bestätigte die böse Pohl.

In der That war die schöne Sängerin ganz unvermuet in aller Frühe mit ihrem Verlobten nach London unter Segel gegangen, und so plödlieh war dieser Entschluß gefaßt worden, daß sie nur ihre Schmuckfachen und die wertvollsten übrigen Gegenstände ihres Besitzes verpackt und mitgenommen hatte, während sie ihren Hauswirt gebeten, ihr alles andere später nachzusenden. Sie hatte auch in der That nicht etwa einen vorher ausgedachten Plan, um Meister in Verlegenheit zu bringen und so schädigen, zur Aufführung gebracht, wie es allgemein beim Nachbar werden ihres Verschwindens in der Stadt hieß, sondern war durch die Leidenschaftlichkeit des Grafen zu diesem Schritte gezwungen worden.

Graf Grugeuosi hatte, gleich nachdem sie die Partie der Gurydice übernommen, sich darüber beliebtigt gezeigt, daß sie nach dem neuesten Vorfalle sich noch überhaupt dazu hergeben wolle, in einer Meisterschen Oper aufzutreten. Nach der Generalprobe hatte er ihr dann in einer überaus leidenschaftlichen

Szene erklärt, er werde das Verhättnis lösen, wenn sie nicht einwillige, sofort mit ihm Hamburg zu verlassen, wofür er bereits alle Vorbereitungen getroffen. Da war denn die schöne Conrädine, welche doch nicht darauf verzichtet mochte, Frau Gräfin zu werden, auf das Verlangen ihres Bräutigams eingegangen, — daß sie dadurch gleichzeitig Meister einen bösen Streich spielte, war ihr jedenfalls noch besonders angenehm.

Für diesen war ihr plödlisches Entschieden allerdings ein schwerer Schlag, denn so schnell einen Erlass für die Primadonna zu finden, war unmöglich. Ihre Kolleginnen, eine Schöber, eine Fischmüller, waren ganz tüchtige Kräfte, aber doch nicht enisfernt im Stande, eine derartige Partie zu bewältigen, abgesehen von der Unmöglichkeit, ihnen die Gurydice bis zum Abend überhaupt einzustudieren. Wurde die Vorstellung aber abgesagt, so ward das Publikum zweifellos sehr ungehalten, und die Stimmung konnte leicht wieder eine für Meister ungünstige werden. Gaubrey für sein Teil bejammerte natürlich in erster Linie die ihm entgehende reiche Einnahme, — indes was half's, man mochte hin und her überlegen, wie man wollte, — der „Orpheus“ konnte heute Abend nicht gegeben werden!

Da trat Mattheson ein. „Was habt Ihr beschlossen, Meister?“ rief er.

„Was anders, als die Aufführung abgesehen zu lassen“, entgegnete dieser kühn. „Ich werde am besten thun, meine Oper zurückzugeben und Hamburg wieder zu verlassen. Mein Glückstern ist erloschen!“

„Oho, das wäre!“ lachte der Freund in betremlich übermütiger Stimmung. „Der „Orpheus“ wird heute Abend gegeben, denn ich bringe eine Gurydice zur Stelle, bei der niemand die schöne Conrädine vermisse soll.“

„Ach Freund, laß die Scherze, mir ist nicht danach zu Mute“, murmelte Meister.

„Ich rede im vollsten Ernst“, — mein Wort zum Wande!“ beharrte Mattheson, weigerte sich aber hartnäckig, weitere Auskunft zu erteilen, da ihm solches unmöglich sei. So überzeugend aber war sein ganzes Benehmen, daß ihn Reinhard und der Theaterdirektor versprachen, die Oper nicht abgesehen zu lassen und alles weitere ruhig zu erwarten.

Selbst das Theater am Gärtnermarkt im Jahre 1678 mit dem biblischen Singpiel „Der erschaffene, gefallene und auferstehende Mensch“ eröffnet worden, hatte sich in demselben wohl kaum je eine so zahlreiche und gehobene Zuhörerschaft eingefunden, wie am heutigen Abend. Kopf an Kopf drängte man sich im Parterre, die Logen waren ohne Ausnahme dicht besetzt, und oben aus dem Paradies herrschte ein fast lebensgefährliches Gemimmel. Mit Eifer wurde überall hin und her debattiert, und es lag etwas wie Gewitterstimmung in der Luft. Allerlei Gerüchte durchschwirten die Stadt: die Freunde Meisters boten alles an, um zu seinen Gunsten zu wirken, spornen dadurch aber auch seine Feinde zu desto lebhafteren Agitationen an. Die Oper war nicht abbestellt worden, wie man zuerst allgemein vermutet — wer sollte denn aber die Gurydice singen? Wagte man es, dem Publikum eine untergeordnete Sängerin in dieser Rolle vorzuführen, dann stand ein ungeheurer Theatersturm in Aussicht — woher aber sollten anderwärts Komponist und Direktor so schnell eine würdige Stellvertreterin bekommen? Jedenfalls stand Meisters Stellung in Hamburg an diesem Abend auf dem Spiel.

Die Entscheidung nahte: schon saßen alle Orchestermitglieder an ihren Plätzen, und jetzt trat auch Meister zwar blaß, aber doch in fester, würdiger Haltung ein, um seinen Platz am Flügel einzunehmen. Unter anderen Umständen würde ihn das Publikum, vor dem er zum erstenmal wieder erschien, sicherlich warm begrüßt haben, heute aber blieb alles still, man hatte in fieberhafter Spannung der weiteren Entfaltung.

Da klopfte Meister und dirigierte dann mit fester Hand seine Orchester; hierauf mußte der Vorhang eunpor, die prächtige Dekoration zeigte eine annimige Landschaft, und ein Chor von Schifferinnen erschien, um zu Lust und Gesang aufzufordern, da es gelte, die Vermählung des Orpheus und der Gurydice zu feiern. Die Nummer ging völlig wirkungslos vorüber, wußte man doch, daß jetzt Gurydice auftreten mußte.

Meister hatte für diese erste Szene eine große Arie neu komponiert, allein wie jetzt das Mikrophon beginnen sollte, übermannte ihn doch die Erregung. Er sank auf seinen Sitz zurück, die Augen starr auf die Bühne richtend, während plödlieh an seiner Seite Freund Mattheson erschien und ganz gelassen statt seiner dirigierte. Das Publikum war zu gespannt,

um von diesem kleinen Zwischenfalle etwas zu gewahren und es bemerke auch nichts davon, als Reiter im nächsten Augenblick wieder heftig emporfuhr. Das war ja gar nicht die Arie, sondern eine ganz andere Melodie — das mußte ja die tollste Verwirrung geben! Mattheson aber brückte den sicherst Erregten ganz kaltblütig auf seinen Sessel nieder, nur durch einen triumphierenden Blick nach der Bühne deuten, wo eben jetzt — Anna Oldenburg im Kostüm der Gurydice aus den Kulissen trat!

So aumütig war ihre Erscheinung, so hinreichend wirkte der feuchte Hauber, der von diesem holden Mädchenantlitz strahlte, daß das Publikum in lauten Jubel ausbrach, die Gurydicefrage in dieser, freilich völlig unerwarteten Weise gelöst zu sehen.

Kaum war es still geworden, als Anna das ihr elnst von Reiter gewidmete Lied der Gräfin Königsmarkt, welches sie zur Antrittsnummer gewählt, begann. Hatte sie die Weise des „Eihs Leiden in dem Herzen“ schon damals, als sie mit der Contrabasso weiterfing wollte, mit Innigkeit und Tiefe gelungen, so pulsierte heute noch eine verhaltene Erregung in dem Gesange, welche diesen als eine Offenbarung des reinsten und innigsten Liebesgefühls erscheinen ließ. Der Beifall nach Beendigung des Liedes machte das Haus förmlich erbeben, man stampfte wie toll mit den Füßen, was in Hamburg die beliebteste Arie des Apollon war, und immer von neuem ängsterte sich das Publikum der Hörer in kümmerlicher Weise.

Reinhard Reiter aber hatte sein Antlitz in den Händen verborgen: der Wechsel von der gänzlichsten Unsicherheit zu diesem seligen Glückseligkeit, welches jetzt in ihm erwacht, war zu jäh gewesen! Jetzt durfte er ja nicht mehr zweifeln, daß Anna ihn noch immer liebe, da sie ihm freiwillig die Bühne besetzen hatte, was sie früher stets verweigert, und das hatte sie ihm nicht wohl durch die Einlage jenes Liedes sagen wollen!

Nach für Reiter vor der Abend glänzend gewonnen. Als die Sängerin nunmehr die kolorierte Arie folgen ließ und darin zeigte, daß sie auch an Keckheit der entflohenen Aida nicht nachließ, da goll der Triumph, die sie feierte, auch dem Stumpfsinnigen, der jetzt wieder den Taktstock ergreifen hatte und leuchtenden Blickes hinausschaute zu seinem „guten Engel“. Er ahnte schon, was ihm Mattheson nun bei geeigneten Momenten in abgerissenen Sätzen zukünftete, daß nämlich von Anna selbst der Vorschlag ausgegangen war, sie wolle, um die Vorfstellung zu ermöglichen, die Rolle der Gurydice übernehmen, welche sie — ohne zu ahnen, für welchen Zweck — so sorgsam einstudiert hatte, daß sie dieselbe ohne Probe singen zu können glaubte. Sie war dann auch auf die Idee gekommen, vor der großen Arie des 1. Aktes das Lied der Gräfin Königsmarkt einzulegen, mit dem sie früher solchen Beifall geerntet, und Mattheson hatte danach die nötigen Abmachungen mit den Orchestermitgliedern getroffen, ohne den Schalter des Geheimnisses zu fassen.

Alles ging jetzt vortrefflich; den Dephens sang der Tenorist Treger, den das Publikum nicht wieder beifällig aufnahm, kurz es war ein Erfolg, wie er selten in den Annalen des Theaters verzeichnet ist.

Nach dem ersten Akt brach der Jubel von neuem los, Reinhard aber wartete nicht das Verräuseln des Beifalls ab, sondern eilte stürmisch hinter die Kulissen. Vor der Garderobe der Primadonna erwartete ihn die würdige Bürgermeisterin, der er tiefbewegt die Hand küßte. „Nun, hattet Euch nur bei mir nicht auf, Reinhard“, sagte sie lächelnd, „denn erwartest Euch eine Jüngere. Tretet ein, ich will Euch bei dem, was Ihr vorzubringen habt, nicht fähen!“

Als noch einer Weile dann die treffliche Dame mit ihrem Gatten und Mattheson ebenfalls in das Gemach trat, um zu mögen, daß man an den zweiten Akt denken müsse, da hatten sie ein glückseliges Brautpaar zu begrüßen, und während auf der Bühne Dephens und Gurydice noch im flüsternden Gades weilten, lief bereits die erstaunliche Kunde durch das Haus, daß Anna Gurydice den wirklich von ihr erstorbenen Dephens inzwischen bereits zu den seligen Geistes Elgiums — dem einzig würdigen Aufenthaltsort für Neugierde — emporgeleitet habe.

Anna Oldenburg ist nur an jenem einzigen Abend auf dem Hamburger Theater aufgetreten, es gelang der Direction aber, rasch ein andere Sängerin aus Hannover zu gewinnen, welche an Stelle der Contrabasso trat und bald beliebt wurde.

Reinhard Reiter führte die Geliebte kurz darauf zum Altar; schon vorher war aus London die Nachricht gekommen, daß die schöne Courabine Gräfin Gruegenski geworden sei und der künstlerischen Karriere endgültig entsagt habe.

Reiters Laufbahn dagegen war noch eine lange und ehrenvolle; er blieb mit seiner holden Gattin dauernd in Hamburg und schuf noch zahlreiche Opern zu seinem Ruhme und zu dem der Hamburger Opernbühne, sein liebtes Werk aber blieb ihm wie seiner treuen Hausfrau für alle Zeit: Das Lied der Gräfin Königsmarkt!



Die Straßensängerin

von
Sacher-Masoch.

Der alte Bassamati war Schullehrer in Hort, ein ungarischer Schullehrer alten Schlages, mit einem verwiterten Körperlicht und einem großen, schwarzen Schnauzbart. Lesen und Schreiben, und die vier Rechnungsarten waren für ihn der Höhepunkt der Bildung. Dafür war er Meister im Tarockspiel, auch pflegte er seinen Acker und seinen Garten so gut wie irgend ein intelligenter Bauer.

Seine Tochter Etella, ein großes, schlankes Mädchen mit hellen Augen und prächtigem, schwarzem Haar, zeigte früh musikalische Anlagen. Der Dorfkaplan unterrichtete sie im Piano und Gesang, soweit seine Kenntnisse reichten, und führte sie eines Tages zu der Baronin Fay, welche die einzige Lieder singen ließ und ihr dann das Geld zur Arie nach Wien gab, wo Etella ihre Stimme bei einem berühmten Meister ausbilden wollte. Der alte Graf Pathyami folgte hundert Gulden hinzu, für ihren Aufenthalt in der ersten Zeit.

Das war nicht viel, aber das nützte, ungarische Mädchen, von dem Wandertreiben fortgerissen, der den Leuten des Ortes eigen ist, wachte sich dennoch auf den Weg, und als sie erst in Wien war, sah sie den heroischen Entschluß lieber gleich nach Paris zu gehen.

Sie kam hier mit ihrem wenigen Gepäc und einigen Gulden an. Mit vieler Mühe erhielt sie eine Stube in einem Maison meublée und begann nun vor allem Arbeit zu suchen.

Aber das war nicht so leicht, um so mehr, als sie fast gar kein Französisch, nur etwas Deutsch und ungarisch sprach. Jede ehrliche Arbeit wäre ihr willkommen gewesen; sie bot sich als Verkäuferin an, man fand jedoch ihre Zollette zu dürftig, sie bat um Vorschüttung als Wägherin, als Wäscherin, sie war endlich bereit, einen Dienst als Wägher anzunehmen, aber alle ihre Bemühungen scheiterten. Eines Tages setzte man sie auf die Straße. Sie hatte kein Obdach, aber auch nichts zu essen. Müde und hungrig wanderte sie durch die Straßen, ohne Ziel; sie erwartete Hilfe, aber sie wollte nicht von wein. Sie hoffte auf irgend eine überirdische Macht, aber es wurde Abend, und noch immer kam keine Rettung.

Erschöpft, in dumpfer Verzweiflung saß sie auf einer Bank und harrete in das glänzende Gewühl der Menschen und Wagen, die vorüberzogen. Es war Winter und die feuchte Pariser Luft machte sich fühlbarer, als der Frost der Karpathengegend. Das arme Mädchen froh und lebte in seinem dünnen Schawl und konnte den Blick nicht von dem gegenüberliegenden, eleganten Café abwenden, in dem der Mokka mit dem Thee und dem heißen Grog um die Wette dampfte.

In ihrem Glend fühlte sie eine Art Empörung, einen wilden Haß gegen alle diese Menschen, die heiter auf den breiten Trottoirs dahinschlurften, gegen diese hübschen, geistreichen Frauen, welche, in große kostbare Pelze eingewickelt, mit üppigen Fellen zugedeckt, in ihren offenen Wagen dahinjollten, gegen diese jungen Herren, die an den Fenstern der Restaurants zu sehen waren, ihr rundes Glas im Auge. Die reichen Anzeigen mit ihren Juwelen, ihren Blumen, ihren Pasteten und Weinflaschen regten sie fieberhaft auf. Sie glaubte mit einemmal die Apostel der Armut, welche den Krieg gegen die Reichen predigen, zu verstehen, und sie erinnerte sich plötzlich mit einer Art Wollust der Mienen der Teileren, der Trimmer

am Seinenfer, die sie gesehen, der schauerlichen Brondkälte der Kommune.

So war Etella also allein in den schimmernden Regen, allein, verlassen unter menschlichen Fragen, stehenden Augen, Seide, Samt, goldgeschliffenen, türkischen Stoffen, Pelzwert und Edelsteinen, blauen Blumen, Journalen, die auf Stangen ausgeboten wurden, Männern, die dies und jenes schielten, Blumenmädchen, Soldaten, Dienstmädchen und Chorintanen, welche heiter schreien ihre Wunder anpriesen.

Sie konnte kaum mehr gehen und mühsam schleppte sie sich in eine nahe offene Handflur und ließ sich in dem halbdunklen Hof auf einem Steine nieder.

Es wahrte nicht lange, da wachte sie ein Geigenton aus ihrer Vertharrie, sie richtete den Kopf auf und sah einen kleinen Knaben von höchstens zehn Jahren, der mitten im Hofe stand und seine Geige stimmte. Sein braunes Gesicht, sein Feuerange mahnte sie an die Rakta, und jetzt als er zu spielen begann, wachte die ersten Töne schon ein liebes unvergleichliches Bild in ihr. Sie sah die waldbekränzten Berge in der Ferne blauen, sie sah die weite, glänzende Fläche vor sich, mit gelben Aehren bedeckt, die weinmühenblauen Hügel, die Strohdächer, die Ziehbrunnen, die frühliche Garbade der Heimat. Sie preßte die Hände an das Gesicht, und begann laut zu schluchzen.

Der kleine Geiger unterbroch sein Spiel mit einer gellen Tifonanz, legte die Hand auf die Schulter und fragte sie in gutem Französisch, ob sie unglücklich sei und ob er ihr helfen könne.

Etella trödete ihre Thränen. „Der Garbadas hat mich bewegt“, sprach sie. „Ich bin eine Ungarin.“ „Eine Ungarin?“ rief der Knabe freudig aus, „ich bin auch ein Ungar.“

„Wist du?“ — Etella sah ihn an und lächelte. „Und wie kamst du hierher.“

Der Zigeuner suchte die Achseln. „Wir sind durch die Welt gewandert, meine Mutter und ich, und endlich sind wir hierher gekommen. Ich spiele auf den Straßen und verdiene so viel, daß wir leben können.“

„Ach! könnte ich daselbst sagen.“

„Du bist arm.“

„Ich habe heute noch nichts gegessen.“

„Nimm mit mir“, erwiderte der junge Zigeuner, „meine Mutter ist gut, du sollst bei uns bleiben.“ Er zog Etella mit sich fort.

Diese wachte nicht recht wie ihr geschah, aber sie folgte ihm, sie schloß sich von einer rätselhaften Nacht getrieben, es war die Witterung, der melodische Gruß aus der Heimat, durch welche der kleine Geiger ihr Vertrauen gewonnen hatte.

Nachdem sie durch eine große Reihe von Straßen gegangen waren, kamen sie in ein düsteres Viertel voll enger Gäßchen und dunkler Winkel, und traten hier in ein Haus, das den besten Eindruck nicht machte. Der Knabe führte Etella an der Hand die steile Treppe empor und klopfte im fünften Stockwerk an eine Thüre. Eine junge hübsche Frau öffnete und sah Etella erstaunt an. Diese entschuldigte sich. Der kleine Geiger fiel ihr jedoch ins Wort und sprach: „Eine Ungarin, Mutter, die orn ist und möglichst, gib ihr vor allem zu essen, sie hat Sok.“

Nachdem Etella etwas Suppe, Brot und Wein genossen hatte, erzählte sie den beiden ihre Geschichte und sofort rief der Knabe: „Du kommst hien?“ Das ist herrlich! Du wirst zusammen mit mir dein Brot verdienen, ich werde dich auf der Weige begleiten.“

„Aber ich kann nur einige ungarische Volkslieder.“

„Mehr brauchst du nicht“, erwiderte der Knabe, „wenn ich französische Weisen spielen würde, bekäme ich lange nicht so viel Zweisöckler, als mit meinen ungarischen Tönen. Laß mich nur machen, du sollst reich werden in Paris.“

Etella lächelte, sie wollte sich keinen neuen Affektionen hingeben, aber sie begann doch wieder zu hoffen. Die Zigeunerin trat ihr ein Stübchen ab und lud sie ein, an ihrem Tische zu essen. Damit war wenigstens das Glend zu Ende. Nachdem Etella sich etwas erholt hatte, besprachen alle zusammen das Köstlich, das sie tragen sollte, und als sie einig waren, kannte die Ungarin was dann nötig war, und machte sich an die Arbeit. Indes liebten Etella und der kleine Geiger zusammen die wenigen Volkslieder ein, welche sie kannte.

„Du hast eine herrliche Stimme“, rief der Knabe immer wieder aus, „mit einem solchen Schatz in der Kehle braucht man nicht zu verzweifeln.“

Endlich konnten die beiden eines Morgens zusammen ausziehen. Der Knabe trug jetzt, gleich dem Zigeuner seiner Heimat, schwarze Bundschuhe, weite Beinkleider von Leinwand mit roten Franzen, ein rot gefärbtes Hemd, eine offene Weste von hellblauem

Zuch mit Metallknöpfen und einen Gzioshut mit Plauenfedern und Blumen aufgenäht.

Etella ging in der Tracht eines Bauernmädchens aus der Gegend von Vrad. Sie trug schwarze Wänter tiefel, einen kurzen dunklen Rock mit reichen Falten, eine weiße Schürze, ein rotes Mieder, über demselben einen kurzen Pelz, der nur bis zu den Hüften reichte und dessen reichgestickter Saum mit schwarzen Kammfellen belegt war. Die schwarzen Haare in zwei große Zöpfe geflochten, fielen frei auf den Rücken herab und waren an den Enden mit roten Atlasbändern geknüpft.

In dieser bizarren Tracht schlüpfte die schöne Etella, von dem kleinen Geiger gefolgt, durch die Menschenwogen der Boulevards. In jedem Hofe machten sie Halt und gaben ihr fremdartiges Konzert. Sobald Etellas Stimme erkündete, zeigten sich an allen Fenstern verwunderte Köpfe, und die Jugend sammelte sich um sie und den Anablen, um sie in der Nähe zu bewundern.

Etella sang ungarische Volkslieder, und der Anabe begleitete sie mit Gefühl und Verständnis auf der Geige. Wenn von ihrer tiefen, jähren Stimme getragen das herrliche Lied erklang:

„Malam so balaton telejen,“

dann tauchten vor ihrem geistigen Auge die Ufer des Mattenfers auf, von den sonnigen Wäldern bepflanzt und jenseits des blauen Wassers die grünen, weidbezüglichen Hügel, an deren Abhang die lachen, weißen Häuser der Dörfer und Städte emporstiegen, an den Dörfern mahndend.

Da sie gendelt, begann der kleine Zigeuner einen Gyarbas zu spielen und Etella tanzte, indem sie das Tamburin schwingend und schlagend. Wenn der Anabe zuletzt seinen Kopf abnahm und Etella mit einer gräßlichen Bewegung ihr Tamburin emporhielt, so floßen nicht nur Tränen, sondern gewichtige Silbermünzen in Papier gewickelt herab, und manchen Tag brachte das originelle Paar zwanzig Franken und mehr nach Hause.

Eines Abends, als die beiden Zigeuner, wie man sie nannte, abends den schönen Park Monceau passierten, und ihre Musik an den Mann brachten, sah auf einer Bank ein junger Mann auf einen Stuhl gestützt, das bleiche, interessante Gesicht wie von Mondesglanz verklärt. Als er die Stimme Etellas vernahm, erhob er räumend den Kopf und rief sie zu sich her. Sie jedoch erschau und eilte davon, aber der Fremde erhob sich und rief den kleinen Geiger in ungarischer Sprache an.

„Ist das Mädchen deine Schwester?“ fragte er. „Nein,“ antwortete der Anabe, „aber eine Landsmännin.“

„Wo wohnt sie?“
„Bei meiner Mutter.“
„Mann ich sie sprechen?“
„Wenn Sie gute Absichten haben, gewiß,“ erwiderte der Zigeuner, „Etella ist christlicher Leute Kind.“

Der Fremde notierte sich die Adresse und kam schon den folgenden Abend. Er hat Etella, ihm etwas zu singen, und nachdem er sie gehört, erklärte er, daß sie eine große Zukunft habe und bei sich an ihre Stimme auszubilden. Es war ein junger, ungarischer Komponist, Sander Bemestai, wohlhabend und unabhängig. Er sendete ihr ein Piano und kam jeden Abend, um sie zu unterrichten. Etella machte in kürzester Zeit die wunderbarsten Fortschritte. Es war ein stiller, fadens Gwinnemmen zwischen ihnen, ein Verhältnis, das beiden Teilen wohlthat, ein volles Glück, ohne Einnahme, ohne Qual.

Eines Abends brachte Bemestai seiner Schülerin ein kostbares Miederband. Sie ärgerte es anzunehmen. „O! Nehmen Sie doch,“ hat er mit einem schmerzlichen Lächeln, „Sie dürfen es. Ich achte Sie, Etella, ich verehere Sie ebenso sehr, als ich Sie liebe. Wenn ich Ihnen nicht meine Hand anbiete, so ist es nur, weil meine Tage gezählt sind. Ich bin dem Tode geweiht, während vor Ihnen das Leben liegt, lachend und verheißungsvoll.“

Etella erblöhte und preßte die Hand auf das Herz. Bemestai nahm sanft ihren Arm und legte den Schweiß auf ihre Stirn.

„Wenn ich nicht mehr bin,“ murmelte er, „gehört Ihnen doch alles, was ich besitze.“

„O! sprechen Sie nicht vom Tode,“ schrie Etella auf.

Er grüßte die Achseln, setzte sich an das Piano und spielte eine seiner schwerwichtigen ungarischen Klappeln.

So kam der Frühling heran. Eines Morgens erschien bestrahlt der Diener des Komponisten und

meldete, daß sein Herr in der Nacht einen Anfall erlitten habe. Sofort eilte Etella von dem Geiger und dessen Mutter begleitet zu Bemestai und verließ ihn nicht mehr. Sie verließ ihn Tag und Nacht, bis er eines Abends in ihren Armen starb.

Bemestai hatte Etella zu seiner Erbin eingesetzt. Es war nicht gerade sehr viel, was er ihr hinterließ, aber es genügte, um ihre Zukunft zu sichern. Sie war nur von dem einen Gedanken besetzt, eine Künstlerin, eine Bühnensängerin zu werden. Sie glaubte dem Leben, der Liebe, nichts mehr schuldig zu sein. Sie setzte alle Kraft daran, um bald alle Hindernisse zu überwinden und schon im nächsten Winter konnte sie auf einer großen Bühne Italiens debütieren.

Heute ist Etella eine berühmte Sängerin. Sie kommt fast jedes Jahr im Frühjahr nach Paris, um ihren jungen Freund, den kleinen Geiger, zu besuchen, der auf ihre Kosten im Konservatorium ausgebildet wird, und mit ihm zusammen einen Kranz auf dem Grabe Bemestais niederzulegen.

Den vollen Namen der Künstlerin zu nennen, wer hielte dies für nötig? — jeder Musikfreund kennt ihn.

Kunst und Künstler.

Die komische Oper „Die Mädchen von Schilda“, Text von L. v. Unger, Musik von A. v. Förster, ist am 1. Oktober im Hoftheater erstmals zur Aufführung gelangt. Das reizende Werk, dessen charakteristisch-melodischer Musik ein geschickt das Schildbürgertum parodierender Text zur Seite steht, fand die wärmste Aufnahme. Die anwesenden Kritiker wurden nach jedem Akte mit den Darstellern gerufen.

Am 1. März wird der baldigst erfolgte Tod des Komponisten Théophile Semet gemeldet. Semet schrieb mehrere Opern und komponierte auch zu Ende der vierziger Jahre eine der ersten Operellen im modernen Stile — eine Form, die bis dahin ganz unbekannt gewesen war. Das Werk hieß „La petite Pavlette“ und hatte George Sand zur Textdichterin. In den sechziger Jahren arbeitete der Komponist die Operette um, machte daraus eine dreifaktische komische Oper und ließ sie im Théâtre Lyrique aufzuführen. Semet erreichte ein Alter von 62 Jahren.

Das neue deutsche Landestheater in Prag vermittelte die Bekanntschaft mit August Ringharts neuer Oper, „Die Hochzeit des Mönchs“, oder, wie sie hier auf Anordnung des Intendanten genannt werden mußte: „Mörike.“ Das Werk fand eine fremdliche Aufnahme, einen dauernden Gewinn bedeutet die Oper aber für unser Repertoire nicht. Die Musik hat keinen bestimmten Charakter, es mangelt ihr die Originalität, wenn man auch anderseits nicht gerade Misslänge an bekannte Melodien herausfindet. Das gesamte Werk und insbesondere die schönen Chöre, sowie die wirksamen Steigerungen der einzelnen Aktstücke zeigen uns jedoch nicht nur den tüchtigen, sondern auch den hübengewandten Musiker. Der Stoff des Librettos, welcher G. R. Meyers Novelle „Die Hochzeit des Mönchs“ entnommen wurde, eignet sich zu einem Opernwerke nicht besonders und gab also der Musik keinen dankbaren Untergrund. Die Aufführung ließ ebenfalls zu wünschen übrig, da einzelne Darsteller durch orientativ zum Schan getragene Lust zu erkennen gaben, daß ihnen an einem Erfolge nichts liege, ein Kunstwerk, der energetischen Tadel wertend.

Ferdinand Wundert in Berlin, der bekannte und beliebte Liebermeister, feierte am 22. v. Mts. seinen 70. Geburtstag.

Berlin hat nun endlich — 19 Jahre nach der ersten Wundert, 12 Jahre nach der Varenter Aufführung — das „Meinopolo“ als „Novität“ gebracht. Entgegen dem Sprichwort, „das lange währt, wird endlich auf“, war die Aufführung kaum mittelmäßig. Die Tempel waren häufig vergriffen, kam ein Thema sauber und richtig behandelt und mehrmals drohten Katastrophen über den Gang der Aufführung hereinzuwachen, die meist nur durch die Gültigkeit der Kapellisten verhütet wurden. Und trotz alledem war das zahlreich anwesende Publikum begeistert und rief alle Mitwirkenden, vom Boten bis zum Aufzüganten vor die Klappe. Ob die Wagnerfreunde nicht — tatsächlich richtiger gehandelt hätten, eine derartige Gesamtleistung einmündig und kräftig abzuzeichnen? Man ist heute über die Bedeutung Wagners hinlänglich einig — eine solche Rundgebung hätte

wohl kaum irgendwelche Mißdeutungen veranlassen können.

Der bisherige königl. preuss. Konzertmeister Rich. Zahla in Hannover wurde von dem Fürsten von Schaumburg-Lippe zum Hofkapellmeister ernannt und hat seine neue Stellung bereits angetreten.

Hofoperndirektor Jahn in Wien wurde vom Kaiser von Österreich mit dem Orden der eisernen Krone dekoriert.

Ad. Reusen hat eine Oper „Turandot“ hinterlassen, deren Klavierauszug bei E. M. Stamm in Dresden erschienen ist.

Henri Herold, der in Berlin lebende Violinvirtuose, ist vom Herzog von Sachsen-Altenburg zum Kammervirtuosen ernannt worden.

Der Herzog von Anhalt hat der großherzoglichen Oldenburgischen Kammerkammerfrau Frau Morawitz, bei deren Gastspiel als „Ortrud“ im Lohengrin, den Orden für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Im Theater an der Wien ist mit hervorragendem, bis zum Schluß andauerndem Erfolge, das Frühlingwerk eines jungen Komponisten gegeben worden: „Die Pagenstreiche“, Operette (nach Stoffe von Hugo Wittmann) von Karl Weinberger. In dem geistig und hübenwirksam gearbeiteten Werke hat der Komponist eine Musik geschrieben, deren Charakter der feinsten Liebeswürdigkeit ist. Es zeigt einen selbständigen Zug, ist frisch, geistig, geistig und mit einer Sorgfalt instrumentiert, welche echte Vergnügen offenbart. Die Pagenstreiche sind in eine Fülle von hüben Melodien getaucht. Lieber, Walzer, Märche, Soli, Duette, Seriate und wirksame Ensemble spielen für ihren Anmut. Ein Seriate der Verehrer, der Himmelstimmermeister-Märch und ein Couplet: „s ist höchste Zeit, daß das was g'schicht,“ gefolgt von anderen. Man hat mit Recht den Komponisten wieder und wieder gerufen.

Dem Stadtkantor Kelle in Leipzig ist in Anerkennung seiner Verdienste für Musik der Kronenorden IV. Klasse verliehen worden.

Yermischtes.

Kaiser Friedrich hat das bisher als Kronprinz geführte Prorektorat über den Straßburger Männergesangs-Verein beibehalten.

Ein hässliches Fest hat das Braunschweiger Hoftheater. Einem Ausgabe-Etat von 556 000 Mk. stehen Einnahmen von nur 221 000 Mk. gegenüber, so daß der Prinz-Regent einen Zuschuß von 335 000 Mk. jährlich zu leisten hat.

Infolge des von Mitgliedern des Straßburger Männergesangsvereins am 15. Febr. d. J. erlassenen Preisausschreibens für die beste Dichtung zu einer bestimmten Marschkomposition hatten sich zu der Preisbewerbung 28 Personen gemeldet. Von 28 eingeladenen Dichtungen wurde der erste Preis der Nr. 7 mit dem Verschor: „Mutterlyprie, Mutterland, Wie so wonnig, so frant!“ erreicht, dessen Verfasser Herr Theodor Kroppe, Lehrer zu Döhlen in Schlesien ist, während den zweiten Preis die Dichtung Nr. 10 mit dem Verschor: „Heller Klang, froher Sang,“ Verfasser Herr Ludwig Lohann, Redaktionsrat in Groß-Wichterfelde bei Berlin, erhielt. Die mit dem ersten Preise gekrönte Dichtung erscheint sofort im Druck und ist zum Preise von Mk. 1.50 mit Klavierbegleitung von Herrn Kapellmeister F. Streng, Teutliche Straße Nr. 3, Straßburg (Els.), zu beziehen.

Das neue deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig, in welchem bekanntlich auch der Musikalienhandel vermittelt wird, ist nunmehr eingeweiht worden. Angleich begann dort die Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Die Verammlung wählte nahezu einstimmig zu Vorstehern: Baron Berlin und Bergsträßer-Darmstadt, zu Schriftführern Müller-Grote-Berlin und Berlig-Zittau, zu Schatzmeistern Semann-Leipzig und von Hale-Leipzig. Die Festversammlung im neuen Hause nahm einen glänzenden Verlauf. Der König von Sachsen war anwesend. Kroner-Zittau, der seinerzeit erste Vorsteher, hielt die Festrede. Die Stadt Leipzig ernannte denselben zu ihrem Ehrenbürger.

Die Enthüllung des Märchner-Deutmals in Zittau, der Geburtsort des Komponisten der Opern „Tempel und Jüdin“, „Gaus Feitung“, „Pamper“ u. s. w., soll dem Vernehmen nach am 16. August, dem Geburtstage Märchners, stattfinden.

Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen
zu beziehen:

Eleg. Einbanddecken à Mk. 1.—

oder

Prachtdecken à Mk. 1.50

(rot, grün oder braun)

letzere mit nebenliegender Pressung (Schwarz- und Golddruck)

zum Jahrgang 1887 der

Neuen Musik-Zeitung.

Die Jahrgänge 1880—1887 der Neuen
Musik-Zeitung liegen in neuen Auflagen vor
und sind eleg. geb. à Mk. 6.— sowie in
brochirten Quartalbänden à 80 Pfg.
durch jede Buch- und Musikalienhandlung
zu beziehen.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Bei Bezug der kompl. Jahrgänge werden selbstverständlich
die betreffenden Bagen des Konversations-Lexikon der Tonkunst,
des Musiker-Lexikon, des Musikal. Fremdwörterbuchs sowie alle
anderen Musik- etc. Beilagen gratis mitgeliefert.



Klavier-Automaten nicht Klavier-Spieler

von vorzüglichster Konstruktion und elegantester
Ausstattung in schwarz poliert und nussbraun
furniert. Der Automat wird an ein Klavier
herangestellt und mit seinem vorderen Teile auf
die Schallrinne desselben befestigt. Abdann
steckt man die betreffende Notenscheibe auf die
dazu gehörigen 5 Stifte, schlägt den Hebel b
darüber und dreht an der Kurbel. Der Auto-
mat spielt abdann die auf der Notenscheibe
befindliche Stücke. Für Gesellschaften, Kasinos,
kleinere Tanz-Gesellschaften unentbehrlich.
Unser Automat gestattet ferner die Benutzung
des Pedales beim Klavier. Zu beziehen durch
alle Pianoforte- u. Musikinstrumentenhandlungen.
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
Fabrik Leipziger Musikwerke verin. Paul Ehrlich & Co.
zu Gohlis bei Leipzig.

Alleinige Fabrikant d. Klavier-Automaten.

Musik-

Waren-Versand-Geschäft, v. Schmiltz,
Linden-Sollingen. Nur la. Ware! Feinste
Referenzen! Illustrierte Kataloge gratis
und franko.
Bei Bestellung von Preislisten
wolle man gef. angeben, auf welche
Instrumente reflektiert wird.



Englische Tüll-Gardinen

direkt ab Fabrik: Pils & Kohl, Auerbach i. Sachs.
Kollektion frei an jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Maasses.
Besorgung von echten Teppichen, echten Bezügen, Decken
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.



Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.



Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.
In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und crème Seidenstoffe,
schwarze und weisse karierte und gestreifte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe
für Wäsche, schwarze Sammet- und Peluche etc. etc.
Gegründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



Die praktischsten

Lehr- und Nachschlagebücher

für Musiktreibende.

— Katechismus der Harmonielehre —

von Prof. Louis Köhler. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.

— Konversations-Lexikon der Tonkunst —

von Rob. Müscl. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.
Probebogen gratis und franko.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.



Neu! Geognet für Neu!
Schul- und Selbstunterricht.
Fortschritte schnell u. sicher; beste Methode!
Cellochule von Hermann Heberlein, 2 Teile, gebunden. 2.—
Klarinettschule v. R. Kietzer, 3 T. geb. 2.—
Korsettschule v. A. Kietzer, 3 T. geb. 2.—
Bross & Klavierschule von Louis Köhler, op. 314. Letzt. Meisterwerk des berühmten Pädagogen, 3 T. geb. 2.—
Der kleine Rabenstein, für junge Pianist 70 ersten leichten Klavier u. mod. Stücke, 100 Seiten mit Fingergang. Billige Ausg. geb. 2.—
do. Pracht-Ausgabe, gebunden. 4.—
Flügelchule v. E. Köhler, 2 T. geb. 2.—
Flügelchule, Fortschritt im. von Ernesto Köhler, 3 Teile, ungeb. 2.—
Harmonikumschule v. A. Michaele, auch f. Organisten, 2 Teile, geb. 2.—
Harmonikumschule v. F. Dräke, f. geb. 2.—
Harmonikumschule v. A. Michaele, f. geb. 2.—
Mandolinenschele v. E. Köhler, 1 T. geb. 2.—
Sänger-AEC, praktische Männergesangschule v. Ed. Noessler, gh. 1.—
Sängercompas v. do. desgl. nebst 88 Männerchören u. bel. Texten, gh. 1.—
Violonchelschule v. A. F. Bagant, 3 T. gh. 2.—
Violonchelschule, Fortschritt im. von A. F. Bagant, 2 Teile, gh. 2.—
Zitherschule v. Alois Mayer, 1 T. geb. 2.—
Zum Selbstunterricht nach Noten- und Ziffernsystem. Von J. A. Sokoloff.
1-reih. Harmonikumschule, 1 Heft. 1.—
2-reih. Harmonikumschule, 1 Heft. 1.—
2-reih. Harmonikumschule, 3 Heft. 1.—
Konzertinschule, 1 Heft. 1.—
Konzertinschule, 2 Heft. 1.—
Katalog gratis und franko. Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Berlin, bei Julius & August, Friedrichstr. 55.
Wien, bei Otto Mann, Musikalienh., 1. so wie durch jede Buch- u. Musikhandl.

„Wir kennen keine
bessere, lustiger, in der Lusthaltung, in der Lust und Fleiss steigere Schule.“
J. A. Sokoloff, Leipzig.
Steingraber Verlag, Hannover.
*) U. Damm, Klavierschule, 55. Aufl., 4 Mk.



Offt fimm ich hin und wieder.
Für eine Singstimme mit Klavier
komponiert von Eug. Humperdink.

Mk. 1.—

Ein reizendes, Herrn
Emil Götze
gewidmetes Lied.
Verlag von P. J. Tonger in Köln.

G. & A. Klemm,

Rich. Schuster.

Musikinstrumenten u. Saiten-Fabrik.

— Gegründet 1817. —

Markenkirchen (Sachsen).
Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen,
Celli, Bässe, Zithern, Blasinstrumente aller
Art, Saiten etc. Preisliste, grat. u. franko.

Beste Bezugsquelle für recht
römische Saiten aller Instru-
mente. Versandt franko nach
allen Ländern. — Fabrikpreise.
E. Teller, Rom, Ripetta 57.

ROM

Unter Ratiff Goldes wert!

Die Wahrheit dieser Worte
lernt man besonders in Krankeits-
zeiten, wenn man einen so
schönen Verlags-Anhalt wie
Krankeitszeiten für den
Bücher „Der Kranke“.
In dem-
selben wird eine Anzahl der besten
und schönsten Gesammelte
beschrieben und gleichzeitig wird
gebrachte Werke glänzend
beurteilt, daß sehr oft einfache
Mittel genügen, um selbst eine
sehr schwere Krankheit in
kurz. Kein Kranke sollte
mit Polster von Richter Verlags-
Anhalt in Leipzig oder New York, 810
Broadway, einen „Krankeitszeiten“
in seinen Händen
halten! Keine Krankeitszeiten.

Ch. Morley, „Aus den Alpen,“ für
Klavier zu 4 Händen.
R. Rügele, „Pfingsten,“ Lied für
1 Singstimme und Klavier.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Texten, Musikkritik, Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig
(vermehrt & neu bearbeitet in Leipzig)
Inserate die längste Zeit 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Abt. 5.—
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Karl Hesse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Anzeile bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 60 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Der IX. Jahrgang ist neu angelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pf. das Quartal, Einbanddecken u. M. 1.—, Preisbrosch. u. M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Mit Nr. 12 schließt das zweite Quartal der *Neuen Musik-Zeitung*. Die löbl. Postabonnenten werden freundlichst ersucht, das Abonnement

auf das dritte Quartal

vor Erscheinen von Nr. 13 zu erneuern, da später von den kaiserlichen Postämtern die bereits erschienenen Nummern nur auf besondere Bestellung und nur gegen Erlegung von 10 Pf. nachgeliefert werden.

Stuttgart/Leipzig, im Mai 1888.

Die Expedition der *Neuen Musik-Zeitung*.

Amalie Sebald

die Geliebte zweier Tonmeister,
von
H. Ragg.

Im Sommer des Jahres 1811 schien es, als sollten sich die Auserwählten deutschen Geistes Neubegegnung geben in dem romantisch gelegenen böhmischen Badeort Teplitz. Nicht ohne Grund schrieb Rachel Lewin, die mit ihrem Herzensfreund und späteren Gatten Barnhagen von Enke, damals Lieutenant in österreichischen Diensten, einige Wochen daselbst zuzubringen gedachte, unterm 28. Jan. 1811 an den ihr geistesverwandten Alexander von der Marwitz in Friedberg: „Jetzt bin ich überzeugt, ist Teplitz, was Sie bedürfen, ein ländlich schönes Thal, und eine solche Lebensart mit der jetzt möglichen belebtesten Gesellschaft. Sie finden Goethe, Geng, den Herzog (von Weimar), Adam Müller, also Sprecher. Eine Menge umgänglicher Bekannter von meinem Gehege. Mich, als Salz und Quirl aller dieser Dinge, als Bequemlichkeitsrath. Leben Sie doch dort, wie Sie nur wollen. — Es

wird himmlisch in Teplitz sein; wir sehen eine Menge von Menschen; behandeln, bereben, belachen, lindern sie.“ — Goethe und Geng blieben zwar aus, indem sich der erstere auf eine Kur in Karlsbad beschränkte, der letztere Wien nicht verlassen konnte. Dagegen ragten neben den bereits Genannten aus der Masse von Bekannten hervor: der joviale, trotz seines hohen Alters noch frische und lebensfrohe Fürst von Eigne, der fast jeden Sommer einige Monate bei seinem Tochtermann Johann Nepomuk von Glary, dem vornehmsten Grundbesitzer in Teplitz, und Mittelpunkt der dortigen Gesellschaft zu verweilen pflegte; Prinz August Ferdinand von Preußen, der Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand; die Familie des preussischen Staatsministers Graf von der Goltz, dessen Gattin geb. von Schach durch Witz und organisatorisches Talent besonders anregend wirkte, der österreichische Feldmarschall Herzog Ferdinand von Württemberg, der Erbprinz Georges von Mecklenburg-Strelitz mit seiner anmutsvollen Schwester der Prinzessin von Solms und liebenswürdigen Nichte Theresie von Thurn und Taxis; die fürstlichen Alfred von Windischgrätz, von Kinsky und Alois von Liechtenstein, letzterer „ein vollkommenes Bild deutschen Ritterthums“, dann die gräflich Bockschke-Familie, die weitgewandte Gräfin von Wolburg-Truchseß vormals Oederhofmeisterin am weltfälligen Hofe zu Kassel, die nicht mehr junge aber noch immer schöne und geistvollende Frau von Crayen-Beau, der Philosoph Richter, der Meister der klassischen Sprachen Hr. Aug. Wolf, die Gräfin Elise von der Rede mit ihrem unerreichten Begleiter, dem Dichter Tiegel, die neapolitanische Gartenwirtin Caroline Longhi, der begabte aber sonderlinghafte Kapellmeister Himmel und andere mehr. Auf diesen Schauplatz, dessen buntes Getriebe Barnhagen von Enke in seinen Denkwürdigkeiten annähernd geschildert hat, trat Mitte Sommers auch der Tonbildner Ludwig von Beethoven. Nachdem er den unfruchtlich gehegten Plan, für seine angegriffene Gesundheit, namentlich heftige und langandauernde Kopfschmerzen in Italien Heilung zu suchen, aufgegeben, hatte ihm sein damaliger Arzt Walfast die Bäder von Teplitz empfohlen und gerathen, wenigstens 2 Monate dort zu verweilen. Beethoven hoffte zuerst, sein alter Freund Graf Franz von Brunnsvold werde sein Kurgesellschaftler sein. Als sich die Aussicht zerschlug,

naahm er als Begleiter den jungen Franz von Oliva mit, den er 1809 als Klagefalle des Hauses Offenheimer & Herz zu Wien kennen gelernt und dessen ebenso lebenswürdig-beschreibende wie dienstfertige Natur sein volles Vertrauen gewonnen hatte. Wie doch Oliva nach des Komponisten vollständigen Bruch mit seinem Bruder Karl Jahre lang sein treuer Berater und Geschäftsführer und stand bis 1820 d. h. bis zu seinem Abgang von Wien nach Ausland mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen.

Die Abreise Beethovens und seines Gefährten aus der Kaiserstadt erfolgte unmutig noch in der zweiten Hälfte Juli; denn anfangs August befanden sich die Männer bereits an ihrem Bestimmungsort. Daß unser Künstler jene aristokratischen Gesellschaftskreise, auf die wir oben hinwiesen, eher mied, denn aufsuchte, versteht sich bei seiner Abneigung gegen alles Konventionelle, gegen jeden äußeren Zwang von selbst. Ja anfangs scheint er sich von wenigem Verkehr fast völlig zurückgezogen und dafür um so enger seiner Naturcharaktere, seinem Hang zu einsamen Schweifen durch Wald und Fels getrieben zu haben. Wenigstens sagt Barnhagen, man hätte des Musikers Anwesenheit lange gewußt, ehe ihn jemand gesehen. Seine Herthörigkeit machte ihn wenig scheuen und seine Eigenheiten, die sich in der Absonderung immer scharfer ausbildeten, erwachten und führten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Unfall etwa stoßen ließ.“ Zu den von solchem Zufall Begünstigten gehörte gerade Barnhagens Freundin Rachel. Beethoven hatte sie wiederholt in dem von herrlichen Pflanzungen besetzten Schloßgarten, seinem Lieblingsaufenthaltsort, getroffen. Der Ausdruck ihres Gesichtes zog ihn an und nachdem Oliva die gegenseitige Vorstellung vermittelt, zögerte der Künstler nicht, dem Wunsch der feinsinnigen Frau zu willfahren und ihr eine Reihe neuer Kompositionen vorzuspielen. Noch enger gestalteten sich Beethovens Beziehungen zu der Gräfin von der Rede und Tiegel, welcher letzterer als leidenschaftlicher Franzosenhasser auch in politischer Hinsicht mit unserm Künstler übereinstimmte. Was Beethoven aber in noch höherem Maße an die beiden fesselte, war eine junge Berlinerin, die sich ihnen angeschlossen hatte und deren Liebreiz unsern Meister beim ersten Begegnen ins Herz traf. War doch dies Herz von jeher besonders empfänglich für den Zauber weiblicher Anmut und

eben jetzt von allen Banden frei, also doppelt geneigt, einer neuen lieblichen Neigung nachzugeben. In Wien stand Beethoven nach Wegeters Bericht immer in Liebes-Verhältnissen und hatte mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Amalie so nicht unmöglich, so doch schwerer geworden wären. „Bemerken will ich noch,“ sagt Wegeter bei, daß so viel mir bekannt geworden, jede seiner Geliebten höheren Ranges war.“ Und damit übereinstimmend erzählt sein Schüler und Freund Ferd. Ries: „Beethoven sah Frauenzimmer sehr gerne, besonders schöne jugendliche Gesichter, und gewöhnlich, wenn wir uns einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit seinem Glase nochmals scharf an und lachte oder grüßte, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gehend er mir, die habe ich am stärksten und längsten geliebt — nämlich volle sieben Monate.“ Dabei darf übrigens an frivole Liebslei nicht gedacht und jenes Wort von dem steten Wechsel seiner Neigungen keineswegs buchstäblich genommen werden. Denn von Jugend an besaß unser Künstler ein stark ausgeprägtes, ja strenges sittliches Gefühl, das ihn mitten in dem leichtfertigen Wiener Treiben von allen Ausschweifungen bewahrte, und mehrere Liebesverhältnisse schienen beinahe nie in sein Leben ein. Im Jahre 1810 hatte sich — wir gebrauchen den Ausdruck seines Jugendfreundes Stephan von Breuning — „Beethovens Heirathsprojekt zerfallen.“ Die Dame, um die er ein halbes Jahrzehnt lang geworben und die ihn auch ihrer Neigung geküßte — höchst wahrscheinlich hieß ihr Name Theresie von Brunszwick — hatte nach langem Schwanken, sei es auf das Abdringen ihrer vornehmen Verwandtschaft, sei es aus eigenem Antrieb dem bereits alternenden, immer schwerhöriger und unfähiger gewordenen Mann erklärt, sie könne nicht die Seine werden.

Während der Schwermüdigkeit sich noch vergeblich abmühte, den Schicksalschlag zu verwinden, trat ihm Frühjahr 1810 Bettina Brentano entgegen, deren Genie und Grazie wesentlich dazu beitrugen, seine Gedanken auf andere Bahnen zu lenken. Von Liebe zu der reizenden Symphe konnte nicht die Rede sein, da Bettina bereits die Braut Adolph von Arnims war und ihre Vermählung vor der Thüre stand. Wohl aber nährte der Anmuthsreize dieses einzigartigen Weibes dem Künstler Herz und Sinn erfrischen und seine Neigung zu weiblichem Verkehr steigern. Was Wunder, daß Beethoven unter solchen Umständen von der Fülle beiderseitiger Reize, wie sie Amalie Sebald in sich vereinigte, im Innersten ergriffen und unwiderstehlich gefesselt wurde! Was wir von den persönlichen Verhältnissen des Mädchens wissen, beschränkt sich leider auf ein Minimum. Nach Mitgabe der Teplitzer Freundschaften war sie die Tochter eines in Berlin domizilirenden preussischen Justizkommissars. Gleich ihrer Schwester Auguste geistig und körperlich wohlgebildet, aber von noch ansehnlicheren Gesichtszügen denn jene, besaß sie überdies eine begabterbäre schöne Singstimme und wurde daher von Jellner, dem Leiter der Berliner Singakademie, in die sie 1804 eintrat, wiederholt als Solistin verwendet. Das musikalische Talent scheint sie von ihrer Mutter geerbt zu haben; denn in dem Namensverzeichnis der Verlorenen, welche während der ersten 50 Jahre dem genannten Institut angehörten, finden wir neben dem übrigen und dem Namen ihrer Schwester auch denjenigen der „Fran Sebald, geb. Schwabe, Alt 1791“ aufgeführt. Wann die Liebliche Beethoven zuerst begegnete, davon ist ebenso wenig überliefert, wie von ihren ferneren Zusammenkünften in Teplitz. Doch muß der Verkehr unseres Tonbilders mit den neuen Freunden rasch ein intimer geworden sein; denn die Briefe, welche Beethoven im September und Oktober 1811 von Teplitz nach Wien aus an Tiegel und Elise von der Neude richtete, sind im Ton rückhaltlos vertraulich abgefaßt. „Du kommst mir mit dem Wunderwort Du, mein Tiegel, entgegen.“ — heißt es unterm 11. Weinmonat — „so sehr, so kurz unsere Zusammenkunft war, so fanden wir uns bald aus und nichts war ja mehr fremd unter uns.“ Am 8. August hatte er in Amaliens Stammbuch geschrieben:

„Ludwig van Beethoven,
Den Sie, wenn Sie auch wollten,
Nicht mich vergessen sollten.“

Und am Schluß des citirten Briefes an Tiegel lesen wir die charakteristischen Worte: „Nun leben Sie so wohl als es nur immer die arme Menschlichkeit fann, der Gräfin noch recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns Niemand sieht, und wir zwei uns

armen uns wie Männer, die sich lieben und ehren dürfen; ich erwarte wenigstens ein Wort ohne Zurückhaltung, und dafür bin ich ein Mann.

Beethoven.“

Daß unser Künstler nicht bloß körperlich gekräftigt, sondern auch im Innersten erquickt und Teplitz nach Wien zurückkehrte, das geht aus den Briefen der nächsten Zeit, namentlich zahlreichen Willens an den Grafen Nikolaus Jenestall von Domonowetz hervor, die von köstlichem Humor durchblutet sind; es erhebt aber auch aus der freudigen Schaffenslust, welche nach langer Pause über ihn gekommen war. Wie sein Skizzenbuch darthut, beendete er bis zum Dezember 1811 die bekanntlich für die Eröffnung des kaiserlichen Theaters bestimmte Musik zu König Stephan und zu den Ruinen von Wien, schrieb das Lied „An die Geliebte“ (Text von Schall) nieder und skizzierte überdies die Violinsonate op. 96, sowie den ersten und vierten Satz seiner achten Symphonie, wohl des heitersten, sonnigen Orchesterwerkes, das in die spätere Periode seines Lebens fällt.

Hatte eine eigenartige Schicksalsfügung den Meister gerade nachdem er von Frauenliebe bitteres Weh erfahren, mit einer der Lieblichsten ihres Geschlechtes zusammengeführt, so wollte es der Zufall, daß er im folgenden Jahre 1812 die hohe Fee zum zweitenmal treffen und ihr Bild noch tiefer ins Herz schmelzen sollte. Auch diesmal bildete den Schauplatz des Ereignisses der Badeort Teplitz, wo sich im Sommer 1812 nicht bloß wiederum eine Menge geistig hervorragender Menschen — wir nennen Goethe, Adolph von Arnim, Clemens Brentano, Savigny, den Freiherrn von Münch-Bellinghaußen, — sondern auch eine ganze Anzahl fürstlicher Personen oder Vertreter von solchen einfanden. Bereits hatte die Armee des Großen Korps den Rhein überschritten, um ihren verhängnisvollen Zug ins Innere Englands anzutreten und nach fruchtlosen Kämpfen auf den nordlichen Schneefeldern unterzugehen. Eine Ahnung dieser gewaltigen Schicksalswendung lag in der Luft. Zu Teplitz wollten die Machtthaber ihre Gedanken anstauden über die unumkehrlichen Folgen des russischen Feldzugs und ein gemeinsames Handeln zur Befreiung ihrer Staaten von dem immer unerträglicher gewordenen napoleonischen Joch. So bewachten sich diesmal unter den Wänden des Teplitzer Schlossparkes, scheinbar um sich zu erholen, in Wahrheit aber mit tiefgehenden Gedanken und Plänen beschäftigt, Kaiser Franz von Oesterreich mit Gemalin, Maria Luise die Kaiserin von Frankreich, der Herzog von Sachsen-Weimar, der König von Sachsen, Fürst Wittgenstein, der preussische Minister Wilhelm von Humboldt, der Prinz von Anhalt und viele andere.

Beethoven, dessen Gesundheitszustand sich wieder verschlechtert hatte, reiste dies Jahr schon Ende Juni nach Teplitz ab, hielt sich unterwegs kurze Zeit zu Prag auf und gelangte in den ersten Tagen des Juli an seinen Bestimmungsort, wo er in der Gasse Nr. 62 Logis bezog. Das liebe Mädchen, an das er unterwegs oft genug gedacht haben mag, war zur Zeit nicht anwesend und ebensoviele traf er die Baronin von der Neude und Tiegel, welche ihre Teplitzer Kur 1812 bereits Mitte April angetreten und längst beendigt hatten. Dagegen dürfte Beethovens Bekanntheit mit dem Dichter des Egnont, und seiner öfter erwähnte gemeinsame Spaziergänge, an welchem den beiden Großen die österreichische Kaiserin mit ihrem Hofstaat begegnete, Goethe sich ehrfurchtsvoll bei Seite stellte, Beethoven dagegen, ohne den Hut abzuziehen, mitten durchging — in diese Tage zu verlegen sein. Wenn Goethe in einem an Jellner gerichteten Brief vom 2. Sept. 1812 bemerkt, Beethovens Talent habe ihn in Erstaunen gesetzt, doch sei er leider „eine ganz ungebändigte Persönlichkeit“, so erklärt sich dies mit Rücksicht auf Vorgänge wie den erwähnten leicht genugs — Beethoven verweilte übrigens vorläufig nur bis anfangs August in Teplitz, um sich dann ärztlicher Verordnung gemäß nach Karlsbad und Franzensbrunn zu begeben. Am erkrankten Ort konzertierte er den 6. August mit dem Geiger Bolzredo zu Gunsten der Abgebrannten von Baden bei Wien, wo am 26. Juli 117 Häuser eingeeignet wurden, und kehrte erst Ende des Monats nach Teplitz zurück. So verhehlte er auch Warnhagen von Enge, dessen diesjähriger Teplitzer Besuch gerade in die Zeit seiner Abwesenheit fiel. Um so mehr mußte es den Künstler beglücken, daß er bei seiner Rückkunft Amalie Sebald wieder fand, welche nach der Fremdenliste des Sommers 1812 am 9. August mit ihrer Mutter und deren Schwester Mad. Sommer in Teplitz eingetroffen war. Durch glücklichen Zufall sind uns 8 Briefe oder besser gefaßte Willens erhalten, die Beethoven während dieser

Herbsttage an Amalie Sebald gerichtet hat und die den Charakter ihrer erneuerten Bekanntschaft näher beleuchten. Die Originale befinden sich in einer Bibliothek zu New York, wurden von Dr. Jul. Friedländer kopiert und durch Otto Jahn, den bekannten Mozartbiographen, zuerst in dem Grenzboten veröffentlicht. Ueberrasschend und wahrhaft rührend ist die Zartheit, der innigen fälschthergliche Zon, der diese Väter kennzeichnet, während der Briefstil unseres Komponisten sonst an Nachlässigkeit und Verbeist nichts zu wünschen übrig läßt.

Der körperliche Zustand, in welchem Beethoven nach Teplitz zurückkam, war ein sehr leidender. Er hatte sich seit seiner Abfahrt von Wien eher verschlimmert und nöthigte ihn, Tage lang das Bett zu hüten. „Thyranne ich!“ lautet die erste von 16. Sept. 1812 datirten Zeilen an Amalie, „Ihr Thyranne! Nur Mißbeachtung kann sie dies lassen, wie wenn eben dieses Uebel ihre Uebereinstimmung mit mir andeute! Nicht Tadel bezogen; es wäre eher Glück für Sie — ich befand mich seit gestern schon nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sich stärker; etwas Unverdauliches für mich ist die Ursache davon, und die reizbare Natur in mir ergriffen worden das schlechte als das gute, wie es scheint; wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an, die Leute sagen nichts, es sind nur Leute; sie sehen sich meistens in Andern nur selbst, und das ist eben nichts; fort damit, das gute Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihilfe da, und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhanges zu sein.“ — Leben Sie wohl, liebe Amalie; scheint mir der Mond heute Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten kleinsten aller Menschen bei sich

Ihr Freund Beethoven.“

(Schluß folgt.)



Friedrich Rückert.*

Ein Gedenkblatt von I. Erbad.

Das Inbelsst eines Dichters, der zu den Lieblingen seiner Nation gehört, dessen lyrische Dichtungen schon durch die Melodie und den Rhythmus der Sprache zur Nachdichtung in Tönen auffordern und so oft unsere ersten Tonbildner zu herrlichen, musikalischen Schöpfungen angeregt haben, darf in diesen Blättern nicht übergangen werden.

Hundert Jahre waren es am 16. Mai, daß in dem idyllisch gelegenen Schweinfurt Rückert als Sohn eines Advokaten geboren wurde, der einige Jahre darauf als Rentammann nach Obernursingen, einem am Fuße des Hahnbirges materlich sehr hinreichenden Dorfe, übersiedelte. Hier, im gelegenen Franken, inmitten einer üppig reizenden Landschaft verlebte der Knabe seine erste Jugendzeit, und im freien Unberücksichtigen in Wald und Flur entfalteten sich jene poetischen Reime in seiner empfänglichen Seele, deren Urgrund die Liebe zur Natur bildete, welche später in unendlicher Fülle sein Herz besungen sollte. Sagt er doch selbst:

„Zwölf Jahre war ich alt, da hatt' ich ohne Fleiß
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.“

Der ehrwürdige katholische Pfarrer in dem nahen Großbardorf war es, der den Knaben zuerst mit den vaterländischen und antiken Dichtern bekannt machte:

„Was er den ersten Funken
Vielleicht mir ins Gemüth?“ —

Hatte Friedrich bisher nur während des Winters einigen Unterricht genossen, so schickte ihn sein Vater im Jahre 1800 auf das Gymnasium in Schweinfurt, nach dessen Absolvierung er zunächst die Rechte in Würzburg studierte, um sich dann in Heidelberg ganz sprachlichen und philologischen Studien zuzuwenden. Schon in diesen Zeiten waren viele seiner Jugendlieber entstanden.

Raum hatte sich Rückert als Privatdozent in

* Quellen: Heinrich Rückert, G. Reper, A. Schj.

Zena niedergelassen, als der Ausbruch der Befreiungskriege die akademischen Hörsäle entleerte und die Jugend in den Kampf rief. Nur die Bitten und Beschwörungen seiner Eltern, seine damals höchst angesehene Gesundheit zu schonen, konnten ihn zurückhalten. Dafür aber kämpfte er um so wirksamer mit seinen „gemeinsamen Sonetten“, die unwiderstehlich in zündenden Worten zur Erhebung wider den Unterdrücker aufwiegelten und begeisterten, und den jungen Dichter als ebenbürtigen Genossen stürmischen, Armbuts und Schenkendanks darstellten.

In diesen Jahren entstanden neben diesen patriotischen Dichtungen auch noch die unter dem Titel: „Jugendlieder“ herausgegebenen Gedichte.

Im Jahre 1816 drief die Gottsche Verlagshandlung in Stuttgart Rückert, um daselbst mit Heng zusammen das „Morgenblatt“ zu redigieren. Hier veröffentlichte der Dichter den „Kranz der Zeit“, einen Guss patriotischer Gedichte, in welchen die Helden der Befreiungskriege geehrt und dem Schönen nach Deutschlands Einheit Ausdruck gegeben wird. Dann aber wendet er sich ganz und voll wieder der Dichtkunst zu:

„Und nur von Liebe will ich singen,
Die dieser Erde den Namen;
Wo nicht ein Paradies kann bringen,
Doch eines Paradieses Traum.“

Dem Zuge seines Herzens folgend, zog Rückert im Jahre 1817 über die Alpen nach Italien, um hier ein ganzes Jahr hindurch in vollen Zügen das Leben des Südens zu genießen und unvergessliche Eindrücke auf die Dichtertafel wirken zu lassen. In Rom knüpfte er fortwährende Beziehungen mit dem kunstsinnigen Kammerling Ludwig von Arnim an, sowie mit Platen, Kunze, Niebuhr, Gervinus und Schurz, von welchen allen er als Dichter wie als Mensch geschätzt und geliebt wurde.

Doch die Sehnsucht nach der Heimat ergreift ihn mächtig:

„Wie die Blumen aus dem Tau
Sich zur Sonne wenden,
Wiß ich nach der Heimat Gan
Thränenblicke senden.“

Er nimmt Abschied von Italien und kehrt über Wien, wo ihn Hammersburg für die orientalischen Sprachen lebhaft einnimmt, als gereifter Mann in die tobendste Heimat zurück.

Wir haben uns ihn in dieser Zeit als eine redendste Gestalt vorzustellen, das edelste Beispiel Haupt ummaßt von langen schwarzen Locken:

Diese Locken, die vor allen
Meiner Liebsten so gefallen,
Daß sie sprach: so laß sie wachsen! —

Die Auktoren seines Herzens, die er also sprechen ließ, war die ihm an Herz und Geist ebenbürtige, reizende Luise Fischer, Tochter des Archibats Fischer in Koburg, mit welcher er den sein Leben unglücklich beglückenden Bund am 26. Dezember 1821 schloß.

Seinem Liebeswerben verdanken wir den „Liebesfrühling“, dieses edelste Kleinod deutscher Liebeslyrik, in welchem in Hunderten von Liedern Braut und Bräutigam die wunderbarste Zwiegespräche miteinander halten. Wer kennt sie nicht, wer hat sie nicht gesungen: „Du meine Seele, du mein Herz!“, „Was soll ich dir für Namen geben?“, „Endlich hab ich das errungen!“, „Tausendmal für dich zu sterben!“ u. s. w.

Im Jahre 1826 erhielt Rückert die Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen, und die fünfzehn Jahre, welche er in dieser Stellung verlebte, darf man als die fruchtbarsten seines ganzen Lebens bezeichnen. Zwar im Anfang klagt er, daß ihm die Muse der Dichtkunst treulos geworden:

„Aufgehoben war die Harfe,
Unbelohnt für treue Pflicht,
Im gelehrten Hausbedarfe
Dacht ich ihrer weiter nicht —“

daß aber erscheint die Himmelslocher wieder und der Dichter begrüßt sie:

„Willkommen und willkommen mir,
Willkommen mir aufs neue;
Nun laß ich fürder nicht von dir,
Und du, du schürst mir Treue!“

Nur desto gewaltiger raucht der Ström der Poesie, nachdem er kurze Zeit zurückgedämmelt gewesen, und frohlockend ruft der Dichter aus:

„Mehr als Blumen im Gefilde sprechen
Lieber täglich unter meiner Feder.“

Nur unähligen deutschen Liebern entstanden hier als Früchte orientalischer Sprach- und Literaturstudien, die „Makamen des Hariri“, „Nal und Damschani“, eine Episode aus dem hindostanischen Heldenepos: „Mahabharata“, in welcher die Frauenteure verherrlicht wird, ferner „Nasim und Suhrah“ aus dem Königsbunde des persischen Dichters Firdusi, und endlich Rückerts Hauptwerk: „die Weisheit des Arabians“, eine Sammlung von Lehrgedichten, welche in den verschiedensten, immer vollendeten Formen tief sinnige Lehren der Weisheit, Gottesliebe und Tugend, goldene Früchte in silbernen Schalen, darbietet.

Alle diese Werke sind nicht bloße Uebersetzungen, sondern meisterhafte Nachdichtungen:

„Ein Palmenblatt, vom Sturm verlocht,
Ward hergeführt von Schiffen,
Und seinen heiligen Schriftzug, leht,
Ihn lernte ich entziffern.“

Hier hat Rückert die ganze Fülle und die Entwicklungsfähigkeit der deutschen Sprache ins hellste Licht gestellt, indem er sie zugleich durch eine große Menge neuer Wortbildungen und sprachlicher Wendungen bereicherte.

Eine durchgreifende Veränderung in des Dichters Leben brachte das Jahr 1841, in welchem ihn König Friedrich Wilhelm IV. als Professor der orientalischen Sprachen, mit dem Titel Geheimrat und mit einem Gehalt von dreitausend Thalern, an die Universität Berlin berief.

Mit Rücksicht auf seine anwachsende Familie glaubte Rückert den ehrenvollen Ruf nicht ablehnen zu sollen und vertraute, so schwer es ihm auch wurde, das kleine, stille Erlangen mit dem großen, geräuschvollen Berlin.

Hier ist er niemals recht heimisch geworden und hätte es wohl gar nicht ausgehalten, wenn er nicht die Erlaubnis erhalten, die Sommermonate auf seiner ererbten ländlichen Besitzung in Neuses bei Koburg zu verleben, wozin er sich stets mit dem Gefühl großer Erleichterung begab:

„Aus der ständigen Reibung
In den laubigen frischen Leuz,
Aus dem tosenden Gassenkreise
In den tosenden, stillen Mai.“

Das an stille Bescheidenheit gewohnte Dichtergemüt vermochte sich an das großstädtische Treiben und an die großstädtische Gesellschaft nicht zu gewöhnen, so freundlich man ihm auch in Berlin von allen Seiten entgegenkam. Er blieb eine einsame, angesehene, unbegriffene Erscheinung. Außer zu einzelnen Spaziergängen verließ er selten seine Wohnung, in welcher er sogar seine Vorlesungen abhielt.

Nur mit einem Ganze in Berlin machte Rückert eine Ausnahme, mit dem des Geheimen Obertribunalsrats von Winterfeld, dessen hohe Bedeutung als Kenner und Schriftsteller auf dem Gebiete der christlichen Kunst und Geschichte der Kirchenmusik bekannt ist, und dessen Studien und erfolgreichen Forschungen in Rom und in den italienischen Klöstern die deutsche kirchliche Musik die wertvollste Bereicherung an Kompositionen alter, bis dahin fast unbekannten Meister verdankt. Um diese Schätze dem Verständnis und der Kenntnis gebildeter Hörer zu erschließen, studierte er selbst mit tüchtigen Künstlern und Dilettanten Werke von Pergolesi, Prätorsius, Gerard, Bach, Händel ein und führte sie in weit vollendeter Weise den Freunden vor, welche allmählich das Dienstags abends hierzu in seinem gastlichen Hause sich versammelten. Dabei pflegte fast niemals Rückert zu fehlen, der, wenn auch seine musikalische Natur im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, doch ein feines Empfinden und Verständnis für das Walts- und Kirchenlied und für den Choral besaß, als einer aus dem Gemüt heraus Tongewordenen Parfüm. Diese ersten, weitverbreiteten Klänge schienen ihm die echte und wahre Musik zu sein. Sein Lieblingsinstrument war die Orgel, deren Spiel er beim sonntäglichen Besuche des Gottesdienstes stets mit großer Aufmerksamkeit lauschte. Auch gut vorgetragene, einfache Lieder mit Klavierbegleitung liebte Rückert sehr, wogegen ihn das Virtuositentum als solches mehr abstoßte, als anzog. Im allgemeinen war er der Ansicht, die auch wohl die richtige ist, daß der Dichter von dem Kamponisten meistens mehr oder weniger zu leiden habe und ihm gegenüber in eine untergeordnete Stellung sinke.

In Berlin schuf Rückert eine Anzahl von Dramen, wie „Saul und David“, „Herodes der Große“, „Kaiser Heinrich IV.“, „Christus Kalmukus“, welche, weniger

für die Bühne bestimmt, einzelne Phasen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit in besonders lebendiger Form darstellten sollten.

Dem politischen Leben wenig mehr zugethan, veranlaßten Rückert die Vorgänge des Jahres 1848 sich pensionieren zu lassen und sich ganz in die seinem inneren Bedürfnis entsprechende bescheidenste Einsamkeit seines Institutum in Neuses zurückzuziehen, die nur durch die Besuche von Verwandten und altbewährten Koburger Freunden, wie Freiherr von Wangenheim und Baron Stodmar, jeweilig unterbrochen wurde.

Die Freude an seinem Lande:

„Meiner Siz im alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Leuz,
Meine kleine Freudenroburg,
Freudeburg und Meidburg!“ —

sowie das Leben in und mit der Natur und beidmählich Studieren und Schaffen erfüllten und verschönernten den Lebensabend des Dichters, der zurücksehend mehmtig liegt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein einst war!“ —

Nachdem Rückert noch den Schmerz erlebt, die treue Gefährtin seines Lebens zu verlieren, schied er selbst am 31. Januar 1866 nicht ungern aus dem Leben:

„Tein aufzubrechen, scheint es Zeit geworden
Von hier; wohin? ich frage nicht; ich höre
Gerufen mich von höheren Afforden.“

Im Gedächtnis seiner Nation aber wird der Dichter als einer der Edelsten ewig fortleben.



Reminiszenzen.

An gute Sänger!

Zu gute Sänger! Kann denn etwas überhaupt zu gut gesungen werden? Man sollte meinen, Sänger könnten nie zu gut sein für den Augen des betrachtenden Meisters — und wer immer eine Oper komponiert hat wird sagen: „Auf die Interpreten kommt wenigstens die Hälfte des Erfolgs an, und man“ kann nie zu gut vorgetragen werden.“

Und doch — und doch hat auch diese Sache zwei Seiten, und der Musikhistoriker, welcher seine Erfahrungen gesammelt und seine Beobachtungen gemacht hat, wird vielleicht mit der verblüffenden und scheinbar paradoxen These hervortreten und erklären: für manchen Maestro war es ein Unglück, daß ihm stets geniale Interpreten zur Disposition standen — sein Ruhm wurde dadurch auf eine unverhältnismäßige Höhe gebracht, die überraschenden Siege, welche seine Künstler ihm erfochten, verklärten seine Selbstkenntnis, und — von dem Augenblicke an, wo ihm nur mehr mittelmäßige Interpreten zur Disposition standen, waren plötzlich seine Erfolge wie abgeschnitten. — Fern, welche bisher die Kunde um die Welt gemacht hatten, erschienen dem Publikum plötzlich hohl und armfelig, und der lorbeerbekränzte unterthorische Maestro sah sich plötzlich, noch in der Vollkraft seines Wirkens ersonnen, nichtig, vergessen. Und tiefe Entmutigung, Verzweiflung, manchmal sogar die geistige Nacht der Verwirrung wurden sein Los.

Nicht immer freilich ging die Sache so tragisch aus, und es ist vielmehr eine häufige Geschichte, welche sich an das Furore der Oper knüpft, von der ich hier plaudern will.

Mercadante ist heute ein fast vergessener Komponist, d. h. vergessen von den Dilettanten, Opernbegeisterten, Sängern und vor allem von den Direktoren und Intendanten, welche einen Kritiker gar furios mißtrauen würden, der ihnen den Vorschlag machen wollte, wieder einmal eine oder die andere Oper des alten Mercadante dem Repertoire einzuwerfen. — „Mercadante!“ würde der Intendant, Intendant aber artistischer Direktor hochtrabend und verächtlich sagen, „Nur, sind Sie bei Trost? Spielen wir denn in der Arche Noah?“

Aber es war eine Zeit, und sie ist noch nicht allzulange her, da hatte der Name Mercadante einen prächtigen Klang in den Ohren aller Opernliebhaber, die Künstler verehrten bei seiner Nennung die Augen und lächelten süß und stöten: „oh, maestro divino! Was für himmlisch daufbare Rollen er schreibt!“ und selbst die Musikkenner küßten achtungsvoll den Fuß und sagten: „Ein hochbegabter Mann, tüchtiger Musiker, tiefer Denker, erster Ringer! Begnügt sich nicht mit den gewöhnlichen Klängen, ehrengelehrten Akzenten wie Rossini oder Donizetti, oder mit dem süßlichen Vanto Bellinis, sondern seine Musik ist voll Charakteristik und Gedankentiefe — jede seiner Personen hat ihre bestimmte, feste, individuelle Physiognomie — ihre Musik ist mehr deutsch als italienisch!“ — So sprachen die Kenner, und ihr Urteil ist bis heute ziemlich daselbe geblieben.

Es war im Jahre 1839, in Mailand. Dem Ruhme des Maestro, welcher beim „Giuramento“ schon zu den großartigsten Dimensionen angewachsen war, fehlte nur noch ein letzter Sonnenstrahl, ein letzter Himmelsstich, daß seine Wüste sich in voller, unvergleichlicher Pracht entfalte. Und in dieser Stagnation der Mailänder Scala war ihm die schönste Gelegenheit dazu geboten. Alle in diesem Kameval aufgeführten Opern hatten Glaslo gemacht — zuletzt auch die von Schoberteder, auf welche der Direktor seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, und die nur an zwei Abenden gegeben werden konnte, trotz der glänzenden Ausstattung, welche man darauf verwendet hatte.

Der Direktor tastete sich die Haare, rang die Hände, und schloß in den tiefsten Chorden: „Ich bin verloren!“ — Aber gleich darauf sprach er mit der Majestät des echten Italiens (Italiener und Magyar sind von derselben Naturanlage) wieder an die Weine und rief: „Mein! Noch einen Versuch will ich machen, und erst wenn dieser mißlingt, haue ich die Welt in Trümmer!“

Und er ging zu Maestro Mercadante, der damals der Scala gegenüber unter den Arkaden wohnte, und sagte zu ihm: „Gütlicher Sänger des „Schwanes“, erbeide dich!“

„Wohin denn? Ich stehe ja ohnedies!“ — sagte Mercadante, welcher eben in der Stellung des Diskuswerfers in einer Badewanne saß.

„Wohin du dich erheben sollst!“ sagte der Direktor begeistert: „In die Wolken!“

„Ich sehe schon, Sie wollen eine neue Oper haben!“

„Erraten! Und zwar binnen vierzehn Tagen, sonst geht die Stagnation zu Ende.“

„In vierzehn Tagen?“

„Eüher Verkleidung der Mäusen, bedenk, es ist das zweimal so viel, als der Herr gebraucht hat, um die Welt zu schaffen!“

„Ich bin aber nur Mercadante!“

„Hier bringe ich schon das Terzium.“

„Das wird sicher ein rechter Schand sein.“

„Greife nicht, Gladiator, es ist von Jossi, bearbeitet teils nach einem Romanes Coopers, teils nach der „Rencuierin“ von Milet-Bourgeois und Alexander Dumas, in welcher Madameville allenfalls ganz Paris zu Thränen rührt, und heit: „Il Bravo.“

Und dann... ein Vibretto ist ja bei uns in Italien Nebenbuhler. Es ist das Gerüst, das zur Aufführung eines Palastes dient. In der Palast prächtig und steht imponierend da, so kummert sich niemand darum, wie das Gerüst aussieht, das zum Vane diene.

Wenn du willst, Gladiator, muß die Oper gefallen, denn ich will diesmal sicher gehen, und stelle dir die größten Sänger Italiens zur Verfügung, sie sind mir schon gesichert; und zwar: die Schoberteder, die ohnedies da ist, ferner aber Tonzelli...“

„Tonzelli!“ rief der Maestro, einen Fuß in die Höhe hebend...

„Castellan, und... die Tadolini!“

„Die Tadolini!“ rief der Komponist, sprang mit beiden Füßen aus dem Stuhl, daß der unglückliche Direktor von einem Wasserstrahl überflutet wurde, fiel diesem um den Hals, riß das Vibretto an sich, eilte an sein Klavier, setzte sich an daselbe und begann sogleich die große Valse mit Chor im ersten Akte zu komponieren.

Vierzehn Tage später war die Oper fertig, — eine der schönsten, wohl eigentlich die schönste Mercadantes, originell durch den Umstand, daß die beiden männlichen Hauptrollen für Tenore geschrieben waren — der Komponist richtete sich nach dem vorhandenen Künstlermateriale. Der „Bravo“ ist ganz und gar keine italienische Musik, sondern vielmehr deutsch vertieft und charakterisierend, nicht bloß eine nach Melodien jagende Arbeit; eine tüchtige Komposition, herrlich instrumentiert, voll Effekt, ergreifend und großartig,

eine Oper, die viel zu früh kam, eine Arbeit, welche oft gehört und studiert sein sollte. Es sind daraus vor allem zu nennen: eine Arie der Tadolini mit Harfenbegleitung oben am Balkone, die unten leise vom Chor akkompagniert wird, ein Duett zwischen zwei Tenorstimmen, ein Duett zwischen zwei Sopranstimmen, und das wunderbarste, schönste, ergreifendste Vokalquartett am Schluß der Oper: etwas Zarteres und dabei zugleich so dramatisch Wirkungsvolles läßt sich nicht denken. Es besteht nur aus wenigen Takten, ist aber für sich allein eine ganze Oper wert. Von dem elektrischen Schlage, den es auf das Publikum hervorbrachte, kann man sich keine Idee machen — es begeisterte, es rührte, alles war aufgedacht in Tränen des Entzückens.*

Von dem Jubel, den diese Oper an der Scala erregte, kann man sich einen Begriff machen, welcher in Italien war und das dortige Publikum kennt. Wie oft der Maestro und die Sänger geehrt wurden, konnte man nicht zählen! Aus der Loge der Balta sog bei der zweiten Aufführung ein Vorberfranz auf die Bühne, welchen Tonzelli sogleich aufnahm und unter einem wahren Vespafrasen auf das Haupt Mercadantes setzte. Von Abend zu Abend steigerte sich der Jubel, weil man stets neue Schönheiten an der Oper entdeckte.

Mercadante schwamm förmlich in Wolken. Er blühte auf, er wurde jung, glücklich, er vergaß alle seine Leiden (er war auf dem einen Auge blind und sah auf dem andern nur wenig), das Leben wurde ihm zu herrlichen, rosenrothblühenden Sommertagen. „Mein Ruhm ist gesichert durch alle Zeit!“ jubelte er seinen Zuseher, dem Abboten und Musikkritiker Pietro Torlonio zu, als er mit demselben nachts durch die mondüberleuchteten Säulengänge des Palastes aus dem Theater ging.

„Mein! Du meinst nicht?“ rief der Maestro fast verlegt. „Ist die Oper nicht das Beste, was ich geschrieben habe? Hast das Publikum nicht allabendlich vor Entzücken?“

„Gewiß. Und mit Recht.“

„Und wird also der „Bravo“ nicht einen Triumphzug durch die ganze Welt machen?“

„Nein!“ sagte der Abbot ernst den Kopf schüttelnd.

„Nun!“ rief der Maestro zornig. „Du widersprichst dir selber! Wenn der „Bravo“ eine Perle ist, wenn er bei unserem freigesten Publikum Italiens Furore macht, weshalb sollte er nicht die Runde durch die Welt mit gleichem Beifalle, und mich reich und unsterblich machen?“

„Er wird die Runde über ein paar Bühnen machen, mittelmäßigen Erfolg haben und dann verschwinden.“

„Warum, Mensch? Warum?“

„Weil die Sänger, für die er geschrieben wurde, zu gut waren. Du hast das Glück — oder Unglück gehabt, daß man dir ein Sängerkvartett zur Disposition stellte, von welchem jeder einzelne eine Spezialität, ein Unikum in seiner Art ist, und welches in solcher Vereinigung nirgends und an keiner Bühne wieder vorkommen wird! — Und du hast dein Werk nicht unabhängig, als Oper komponiert, als Sache für sich, sondern du hast die Partien derselben den vier Künstlern mit geschäft, slavischer Berechnung ihrer exorbitanten Fähigkeiten „auf den Leib“ geschrieben. — Wo kann also diese Oper andernwärts so, oder auch nur gut und anständig gegeben werden? Nirgends. Es ist zu befürchten, daß diese Oper, die so viel Effekt in dieser Stagnation machte, nirgends und nie wieder gegeben werden wird (wenigstens nicht mit Erfolg), weil sie mit anderen Zudrängen gar nicht gegeben werden kann. Du schreibst sie für die Schoberteder, welche eine Bravoursängerin von höchster Kraft, aber zugleich auch eine erschütternde

Tragikerin ist; für die Tadolini, einem ungeheuer, ad uor'm hohen Sopran; für Tonzelli, diesem Unikum eines Tenors, welcher zugleich ein genialer Schauspieler und ergreifender Charakterdarsteller ist; für Castellan, den höchsten Tenor, den Italien je besessen hat oder wenigstens besitzt. Mensch, wo findest du wieder ein solches Quartett zusammen? Ja, wo magst du auch nur an ein und denselben Theater zwei solche Tenoristen höchsten Ranges als friedliche Rivalen nebeneinander finden? — Allen diesen vier Virtuosen hast du in seiner Art das Höchste gegeben, was er zu leisten im Stande ist. Das Quartett am Schluß! Kann gar niemand singen, als diese Vier!...“

Der geistreiche Kritiker hatte recht mit seiner Ansicht. Der „Bravo“ wurde auf vielen Bühnen gegeben, aber nirgends mit dem erwarteten Erfolge. Die besten Künstler mühten sich vergebens an der für Spezialitäten geschriebenen Partien ab. An vielen Bühnen war ein Sänger (wie z. B. Rubin) oder eine Sängerin (wie z. B. die Illgen), welche mit ihrer Partie Furore machten, aber jenes Ensemble fehlte, die Oper selbst ließ kalt, und verschwand dann vom Repertoire. Und so hatte es sich bewährt, daß es für einen Komponisten (und für ein Werk) in der That zum Unheil ausfallen kann, wenn er — zu gute Sänger hat!

Siegfried der Erste.

Durch Wagners „Ring der Nibelungen“ ist Siegfried der Trachtentöter für uns ein musikalischer Held geworden, wie er früher ein rein-epischer und später durch Hanspach, Geibel, Heibel und Wilbrandt ein dramatischer gewesen war.

Was sagen nun die Litteraturhistoriker über diesen Lieblingshelden Wagners? Ach, sie sagen so viel, daß man beinahe ganz wie im Kopfe wird. Vor allem erklären sie, die Figuren unseres Nationalepos seien teils aus den nordländischen Sagen genommen, teils aus speziell niederösterreichischen und rheinländischen Orts- und Lokaltreibungen hervorgegangen; Beweis dessen seien die Eigennamen der Götter, die Götter, die die Götter der Edda einerseits, und die Lokalitäten von Weibelle, Worms, Kanten, Giebelstein, sowie die Gestalten Nibingers von Wöhlarn, Egels, des heiligen Viktors von Kanten, Theodorichs von Verona andererseits. Die Abtei Lorch soll wirklich von der Königin Ute gegründet, an ihrer Mauer ein „langer Nibelung“ bestattet, ein Graf Siegfried von Nibelungen unter Kaiser Otto I. gemeldet worden sein, und der römische Legationsrat Viktor streifte mit Bischof Viktor von Kanten um die Ehre, als Modell zu dem Wibe Siegfrieds gelten zu sein. Aber weder jener arme römische Soldat, noch der weise Bischof können auch nur ein Abenteuer unseres Siegfrieds erlebt haben. Keiner von ihnen ist auf der Jagd getötet worden, und keiner hat eine Bräutigam geheiratet. Wo bleibt also das Zusammenhang zwischen Poetik und Wirklichkeit? Derselbe besteht einzig in der Neugierde des Namens: Viktor, Sieger, Siegfried. Und es ist doch so komisch, wenn man aus einer Namensverwandtschaft auf die Identität zweier historischer oder sagenhafter Personen schließen will! Es ist dies willkürlich, als selbst Gesehnen zu sein erlaubt ist. Derselbe Umstand wiederholt sich bei der immer und in allen Nibelungenvorreden und Noten aufgestellten Behauptung, die historischen Urbilder dieser epischen Gestalten seien in der Geschichte des merowingischen Hauses zu finden: Siegfried sei kein anderer als der König Siegfried von Austrasien, dessen Gattin Brunehaut hieß, und der Streit der Königinnen sei nur eine Reminiszenz an die bittere Feindschaft zwischen dieser Brunehaut und ihrer Schwägerin Fredegunde. Aber auch hier gibt es nicht die geringste Ähnlichkeit der Schicksale, nur die Nähnlichkeit der Namen, wozu noch der Umstand kommt, daß ja nach jener Annahme die Schwägerin und Freundin Siegfrieds Brunehaut geheißen haben müßte und nicht seine Gattin! Und wie gesagt, nirgends auch nur die geringste Ähnlichkeit der Lebensschicksale zwischen diesen historischen Personen und den Figuren unseres Epos. Siegfried wurde nicht auf der Jagd ermordet, und die Feindschaft zwischen Brunehaut und Fredegunde zeigte sich erst, als die beiden schon ganz alte Frauen und Witwen waren, und kann also nicht um einen Gatten entstanden sein, den beide liebten; denn dieselbe entstand und änderte sich nur aus Ehrgeiz, um diesem Sohne oder jenem Enkel die größere Nachstellung zu verschaffen!

Und diese beiden alten Weibern, die sich um ihrer Nachkommen willen beschien, sollen die Urbilder Kriemhilds und Brunhilds sein!

* Dieser passende Vergleich ist zugleich ein Beweis, wie energisch Mercadante zu handeln genötigt war. Die Oper selbst eigentlich nicht mit diesem Quartett, sondern vielmehr gab es noch eine lange Reihe jüdischen Bravo und der Aristokrat Theodor, in welcher ihm angestanden war, daß er dieselbe auf Veranlassung der Senatoren ermahnen muß, worauf er sich selber erwiderte: „Viele ganz lange Schicksale hatte Mercadante schon komponiert bei der Generalprobe bemerke er aber, daß dieses notwendige Finale nachstehende und den Geist des Quartetts aufhebe. So gleich schrieb er nun Bräutigam, Frau, den ganzen Ringbogen, und ließ die Oper endlich mit dem herrlichen Quartett schließen. Niemand wußte nun, was mit den Leuten geschah, die Geschichte hat keinen Schluß, kein Ende, aber — der Geist des Quartetts als Finale ist ungeheuer. Würde das notwendige, vernünftige Ende gebildet sein, so würde die Teilnahme vollständig nachgelassen haben. Wo ist ein Komponist, der so — wirklich gegen sein Werk, oder auch so selbstüberzeugend handeln würde?“

Indem ist es ja ein Hauptzug der Nibelungen-sage, mit dem alles andere steht oder fällt, daß Kriemhilde die Gattin eines nichtregierenden Prinzen, eines Mannes, der nie eine Krone getragen hat, einer Art von Palfallen also ist, der kein eigenes Reich hat, sondern nur als Gemahl der königlichen Schwester an Günthers Hof lebt und den Burgunden sozulagen als Dienstmann untersteht, der sich für sie rufen muß. Das allein gibt Kriemhilden das Recht, ihn öffentlich zu misshandeln, auszupeitschen und ihn als niederbärtigen Eindringling gleichsam nicht zu acceptieren. Wo bleibt da die Heiligkeit zwischen der ausräufenden Königin Fredegunde und Kriemhilde? Fredegunde hatte ja sogar den älteren, mächtigeren der beiden Brüder Siegfried und Gunther zum Gatten!

Noch schlimmer steht es mit den nordischen Nibelungen, die rein mythologische Nebengestalten sind. Das Schlimme dabei ist aber, daß die nordischen Sagas unbestreitbar erst aus der deutlichen Dichtung geschöpft wurden, und die Edda erweilen-mögen viel jünger ist als unsere alten Lieder. Größtenteils übernahm eine historische Persönlichkeit, deren Geschehnisse einzelne Punkte lieferte für die Figur unserer Sigfrids? Und wenn es eine solche gab, welchen Spuren müssen wir folgen?

Auch hier ist wie bei allem der einfache Weg der beste, und gerade das nachsteigende wird (wie gewöhnlich) außer acht gelassen, weil es das Ein-sachste ist, und weil unsere Gelehrten sich mit einer so gewöhnlichen Sache wie die Einfachheit ist, nicht abgeben wollen.

Den Weg, den wir zu gehen haben, zeigt uns am besten die Thatsache, daß die meisten unserer altdeutschen Heldengedichte ihren Stoff aus allen französischen Nitterromanen geschöpft haben — denn schon damals scheinen wir Teufel an der Uebersetzungswort aus dem Französischen gelitten zu haben, und diese Krankheit ist nicht erst, wie man oft meint, zur Zeit Stridies aufgetaucht, was unsere Nationaldichtung sich nur von Franken „nach dem Französischen“ näherte. So sehen wir Wolfram von Eschenbach selbst in seinen schönsten Werken als „Arbeiter“ der Nitterromane eines Chyrien von Tours und Konstantin, unsere Isele ist nur eine Erneuerung der französischen Heult, unser Lohengrin ist aus dem französischen Romane von Garin la Lorraine genommen, unser Roland aus dem chassan de Roncevaux, und der Dichter der Nibelungen (mag er nun „der Nibelberge“ oder wie immer heißen) hat seinen Stoff direkt aus dem alten Nitterromane: „Historia Sigfridi, majordomi Theodorici regis“ geschöpft.

Sie haben wir also mit einemmal die Quelle der Nibelungen, und brauchen, um die historische Persönlichkeit Sigfrids kennen zu lernen, nur den Inhalt dieses alten Nibeluns zu studieren.

Nun, der Inhalt ist fast ganz derselbe wie im Nibelungenliede, und der Held Siegfried oder vielmehr Sigfridus, ist darin wieder ein König noch ein Königssohn, sondern der — Hausmaler oder Verwalter des merovingischen Königs Thierry.

Und damit ist mit einemmal jede Schwierigkeit und jeder Widerspruch gelöst, und der ganze Vorgang wird erklärlich, und wir können die Geschichte des historischen „Verwalters Sigfridus“ deutlich wiederherstellen aus den halbverwischten Spuren jener Dichtung, so klar, als ob wir dieselbe aus einer Chronik herauslesen, denn jetzt steht der mögliche Siegfried vor uns, dessen Lebenslauf nun mit allen gegebenen Umständen der Sage übereinstimmt.

Sigfrid war der Majordomus oder Verwalter des Königs Thierry (Theodorici). Die Schwester dieses Königs verliebte sich in den schamlosen, jungen Mann, und da es damals für Prinzessinnen nicht immer ebenbürtige Bräutigame gab, oder weil der König gegen die leidenschaftliche Liebe der beiden nichts thun konnte, so gab er ihm das Prinzesslein zur Frau, und war vielleicht froh, wenigstens eine Schwester verlorst zu haben. Die Prinzessin kam aber dadurch in eine schiefte Stellung zum Hofe als die Frau eines Menschen, der denn doch nur ein Beamter, ein Dienstmann ihres Bruders war. Nun

nahm aber der König eine Prinzessin zur Frau, die, sobald die kaiserlichen Majordomus erblickte, sich ebenfalls in ihn verliebte und ihn das in der ungewöhnlichen Art jener Hoffiten merkte. Von ihm verachtet, fing sie nun an, ihn zu verfolgen und warf ihrer Schwägerin vor, daß sie einen einfachen Dienstmann ihres Gatten geheiratet habe, und also eigentlich sich gar nicht weiter unter die fürstliche Verwandtschaft zu drängen habe. Das machte natürlich die Gemahlin Sigfrids ganz wütend, und sie erwiderte der Königin ganz dreist, sie sei nur deshalb pflichtig so stolz und vornehmend, weil sie selber in Sigfrids verliebt gewesen und von ihm verachtet worden sei — und erzählte ihr haarschein eine verdächtige Szene zwischen ihr und Sigfrid, welche sie von niemandem anderem hatte erfahren können, als von ihrem Manne.

Nun war natürlich die arme beschränkte Königin außer sich, ließ zu Thierm und forderte ihn auf, er solle die Unverschämtheit seines Dienstmannes züchtigen, der sich rühme, sie habe ihn nachgeholt!

That der König nun, als glanze er dem Sigfridus, so erklärte er sich selber als betrogener Ehemann; er war es also seiner Frau schuldig, seiner Gattin zu glauben, und in diesem Falle durfte der ruhmbegierige Reichte nicht beim Leben bleiben. Er wählte also das damals sehr beliebte Mittel, einen Menschen aus dem Wege zu schaffen und ließ seinen Verwalter einfach auf der Jagd verunglücken.

Diese Geschichte ist so schädel menschlich, so wahrscheinlich, daß sie sich auf den ersten Blick als der Wahrheit gemäß darstellt, und was mehr ist, sie stimmt mit unserem Nationalpos besser zusammen, als alle Siegfrieds, Armeidants und niederländischen Könige, und vollends mehr als alle die ungeheuerlichen Halbgeister der Edda.



Sin Pfingstfest zu Aachen anno domini 788.

Erzählung von J. B. K.

I.

„Mühsanten wollen wandern!
Schon zur Wege geht der Auen;
Auch die Mägen in die Weite,
Woh der Spielmann hinterlein.“
(Loheng.)

Es war am Abend vor Pfingsten; der sonnige Frühling war ins Land gekommen und hatte Frankenberg, des großen Kaisers Karl Sommerweib, mit Blüten überhäuft. Den Weg, der das Schloßchen mit der guten Stadt Aachen verband, säumten blühende Bäume, und unter ihnen war das Gras mit rosig schimmernden Wäldchen bedeckt. Frankenberg selbst lag in jungem Grün vergraben wie ein Wäldchenstich; lyrische Ranken umranken das graue Gestein, Zypressen drängten ihre Wäldchen an die Fensteröffnungen und hier und da leuchtete schon ein wildes Möselein.

Hoch auf dem Turm breitete der goldene Adler seine Schwingen aus, wäher stets die Anwesenheit des Frankenherzogs anzeigte, und der im Kreise das Dach seines Lagerzimmers befand.

Au diesem Siegeskreise, dem die Flammenflüsse der untergehenden Sonne feurige Strahlen collosten, richteten sich die Blide eines Mannes empor, der am jenseitigen Ufer des geheimnisvollen Weichers stand, dessen Wasser das Schloß umspült. Der Mann trug die Kleidung eines landschänder Spielmanns, und an seiner Seite dünkte ein silberglänzendes Hörlein. Sein lühn geheimnisvolles Gesicht war leicht gebräunt, ein dunkler Haar floß lang aus seine Brust herab, und dunkel lodte sich unter der Ditternähle das Haupthaar. Die Augen aber, die so forschend auf dem Goldadler ruhten, waren blau wie Stahl und blickten freundlich hell.

Da klang silbernes Rindellachen an das Ohr des Fremden und lenkte seine Blide schnell abwärts, dahin, wo sich ihm in nächster Nähe ein holdseliges Bild darbot. Auf dem Weiler erhob sich ein kleiner Nadeln, in dem zwei Francengestalten sich von den Wellen schaukeln ließen. Wäh die eine, eine Herrscher-gestalt von berauschender Schönheit, der hohen Königs-lilie, so erinnerte die zweite an ein Wäldchenlein, —

erst fünfzehn Sommer zählte sie, und eine lühle An-lingsfrische lag an dem sorten von goldroten Locken umwehten, stolzen Antlitz mit dem holden, tragigen Rindermunde, der so silberhell zu lachen verstand.

Die beiden waren Astrada, die wunderliche Gemahlin Karls des Großen, deren mächtiger Liebes-rauber sein Herz in unlöslichen Banden hielt, und Norrud, sein Tochterlein.*

„Aber Norrud,“ rief die Königin, „wie ver-magst du nur am Vorabend des heiligen Festes so ausgelassen zu sein? Die heilige Angirun verschie-miß — aber sollte man nicht glauben, eine der Götter des Weichers habe dir's angethan, daß du nicht still und kühn sein kannst — du, eine Brant!“

Wiederum lachte das unwillige Kind, und es klang diesmal ein spöttischer Ton hindurch.

„Brant?“ rief sie heiter: „ach, Frau Mutter, ich bin noch jung und Konstantin V. ist weit! Will's Gott, so treibt er mich von ihm!“

Ein Wäldchen des Humors verdundelte Astradas weiße Stirn. „Nicht weiter!“ sagte sie gebieterisch; „die Heirat ist eine beschlossene Sache von großer Bedeutung für unser Reich. Und was der große Karl befohlen hat, das wird eines Kindes Aache nicht ändern.“

„Auch nicht der Wunsch eines geliebten Kindes?“ fragte Norrud erst, brach aber gleich darauf wieder in fröhliches Lachen aus. „Vergeht, Frau Mutter, was ich schwagte! Ich kenne ihn ja noch nicht, den Bräutigam; wer weiß, vielleicht gefällt er mir gar gut.“

„Warum auch sollte er nicht? Man rühmt seine Schönheit, sein —“

Astrada wurde unterbrochen, nicht durch das schöne unwillige Kind, sondern durch den Fremden, welcher, da sie nahe am Ufer hinfuhr, dem Gespräch gelangt hatte, und nun, sich hinter einem dichten Gehäuz verbergend, sein Silberhorn erschallen ließ. In wunderbarer Reinheit und voll bezaubernden Wohlklang's zogen die Töne über das Wasser hin wie Silberbläue. Astrada richtete sich hochend empor; Norrud aber wurde totenblau, als söge eine Ahnung von kommenden Unheil durch ihr junges Herz.

„Mutter,“ flüsterte sie äuernd, „was ist geschehen? Ist es ein Klang aus dem Paradiet?“

Astrada schüttelte.

„Es ist Arichis!“ sagte sie.

„Arichis?“ Ach hörte den Namen nie; erzählt von ihm, meine Mutter!“

Astrada gab dem Diener, der den Kahn lenkte, ein Zeichen, dem Schloß zuzufahren, und sprach: „Als unser Herr Karl gen Aachen zog, dem heiligen Vater beizustehen gegen Thiderius, den König der Longobarden, und ins Alpenthal von Zula kam, während sein Sohn Bernhard den Jovisberg** überschritt, stellten sich ihm die Alpenberge als schier unübersteigbares Kommunis entgegen. Umkundig waren die Franken des Weges, und Karl sah mit Kummer, wie manche von seinen Knechten in unmühen Gesetzen erschlagen wurden. Da erschien eines Tages im fränkischen Lager ein Spielmann und sang vor dem Königsgeselle:

„Ich führ' dich geheime Stege,

Ich führ' dich geheime Wege,

So sprichst du dem Feinde Hohn.

Und hab' ich dich auf geführt,

So daß mir dein Dank gebührt —

Und König — was giebt du zum Lohn?“

Nach dem Liede erklang eine schmetternde, sieg-verheißende Hornfanfare. Karl aber ließ den Spielmann vor sich bringen, und die wiederholte sein Anerbieten. „Nächst du nun richtig, sprich unser Herr, so verlange, was du willst, und es sei dir gewährt — mein königliches Wort darauf! Willst du rüsten sich das Herz zum Märche, der Spielmann schritt ihm voran; um einen Festschmuck führte er sie auf schmalen Wege, der seitdem der Frankenweg genannt wird, den Feinden in den Rücken. Der Sieg war groß und vollständig; denn: was entloß, Karl wurde Herr des Landes.“

„Arichis,“ — so war der Name des Spielmanns — sprach er, „der Sieg ist unser, begreife deinen Lohn!“

Arichis zeigte auf einen Berg und sprach: „Nächst mich dort hinauf steigen, großer Herrscher, und mein Horn erklingen lassen. So weit man aber seinen Schall vernimmt, soweit sei alles Land mein eigen! Und so geschah es. Arichis erhielt einen großen Teil

* Norrud war die älteste Tochter Karls aus seiner Ehe mit Hildegardis.
** Erstem der St. Bernhard genannt.

* Damit stimmt auch die Wäldchenlage überein und mittelbar das von den Gelehrten sehr misshandelt, weil aus arabischen Quellen geflossener Bericht von Hofengarten, welche jedenfalls dem echten historischen Siegfried am nächsten kommen. Denn die Wäldchen-lage läßt ihn ebenfalls sein Königskind, sondern den Banner-träger des Königs Jüngling von Bietangenland (Bietangen) sein. Natürlich wird das aber von Gelehrten als „latter Bismarck“ vernommen, denn Siegfried muß nun einmal eines „reichen Königs kind“ sein, und darf von allem vor seinem Gegner das Hofen-pamper ergreifen, wie im Hofengarten! So etwas durfte wohl ein Götter vor Trola, aber beliebt keine deutsche Romanfigur!

des Landes, und die Eingekessenen desselben, die ihm nun dienstbar waren, nannte man „Frankcornati“, das heißt „Zusammengekessene“.

„Doch nun, Notrud, laß uns eilig aufsteigen und dem Herrn des Arichis Anstalt meiden. Er erspartet ihn, und sorgte schwer, daß der Spielmann nicht zum Feste erscheinen möchte.“

Arichis wurde vom Könige Karl mit großen Freudenbegleitungen empfangen und an der abendlichen Festtafel bewirthet.

Als aber die Frühlingsnacht sich herabgeliegt hatte und der Mond sein schimmerndes Licht über Frankenberg ergoß, da lebte der Fremde wieder im blühenden Frühlingsgärtchen am Weiher und die Wunderlänge seines Hornes zogen süß tönend hinaus, bis aus dem grünemponnenen Fensterrahmen des Turmes eine zarte schlanke Mädchengestalt sich langsam niederbog.

II.

„Solche Kunst, du wünschst die Herzen,
Wie die Liebe sie bewirkt,
Welche Freuden, welche Schmerzen
Jedem Menschenlebe bringt.“
(Weber.)

Die Marienkirche in Aachen prangte im herrlichsten Festschmucke, denn man beging die Feier des Pfingstfestes. Purpurne Decken schmückten die Wände, purpurne Teppiche bedekten den Boden. Den Altar umkränzten zahllose Kränze, Blumengewinde sandten süßlichen Duft empor. Bischof Turpin celebrierte das Hochamt, geschmückt mit dem köstlichen Messgewande, welches Arichis das seine Hände gewirkt hatten, verlos das Evangelium aus dem Ambo, welches sie geschrieben und mit unsäglichem zierlichen Bildwerken versehen hatte.*

Nachts vom Altare kniete Carolus magnus mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und dem festlich geschmückten Hofstaate. Auf dem Altäre des großen Frankenthums lag ein gepanserter Ausbruch, und häufig richtete er erwartungsvoll den Blick auf eine mit purpurroten Vorhängen verhüllte Emporbühne.

Die Predigt war verklungen, das Osterliedum zu Ende. Da geschah etwas Wunderbares: Töne, wie sie noch keines Menschen Ohr in diesem Lande vernommen, klangen von der verhüllten Bühne hernieder. Die Himmelsmusik erklangen sie, mildlich, erhaben, zaubervoll! Die Anbühenden zerflohen in Tränen und wie auf Engelschwingen zogen auf den Tonwollen die Seelen himmelwärts.

Und dennoch waren es Menschenhände, die dieses Tonwunder wirkten; droben stand ein Kunstwerk, das man im Frankenlande noch nicht gehört, noch immer gesehen hatte. Es war eine Orgel! — Karl hatte sie sich aus Italien zur Verherrlichung seines Gottesdienstes verschrieben, heimlich hatte er sie in der Münsterkirche aufstellen lassen, und die Hände Arichis, des sonderbarlichen Spielmannes, waren es, welche ihr die herrlichen ergreifenden Töne entlockten.

Mit leise zitternden Klängen begleitete sie das Geheimnis der Wandlung, um danach wie in jauchendem Jubel aufzubrechen. Und hoch! jetzt mischten sich Menschenstimmen hinein: „Benedictus, qui venit in nomine domini!“ klang es. Und solchen Sang hatte man auch noch immer vernommen, denn die da sangen, das waren nicht rauchstehende Franken, es waren zwei italienische Sängere, welche Papst Gordian seinem königlichen Freunde gelaubt, die Arichis im Auftrage des heiligen Vaters hergeführt hatte und welche so den Samen der Musik über die Alpen trugen.

Niemals hatte ein Gottesdienst einen solchen Eindruck gemacht, niemals so tiefe Frömmigkeit geweckt, solchen seligen Frieden gebracht.

Aber ach! er hatte auch noch andere Folgen! Wie die blauen Augen Karls, so waren auch die braunen seines Thätigkeits Notrud oft erwartungsvoll und suchend durch die Kirche geglihten, und als die Orgel erlöschte, da ergitterte sie bis ins tiefste Herz hinein, denn eine Ahnung sagte ihr, wer dort die wundervollen Töne hervorlockte.

Es war am zweiten Pfingsttage, gegen Abend; die glänzende Tafel war aufgedeckt und Karl erging sich mit seinem Gefolge im Garten beim Schlosse Frankenberg. Arichis hatte wieder sein Zauberkorn erklingen lassen, und lauter Jubel dankte ihm. Nur

Notrud schweigend erblasse und setzte sich still zu den Füßen ihres Vaters nieder, als dieser mit dem Spielmann in einem Laubengange Platz nahm.

Rägelnd sagte Karl: „Wiederum Arichis, schulde ich Euch Dank, und wie damals, als Ihr mir den Weg über die Alpen geleitet, sage ich wiederum: „Begegnung, und es sei Euer!“

Da stieg eine dunkle Gestalt dem Fremden in die Wangen, er blickte auf das holdselige Mägdlein nieder und sprach: „So gewährt mir Minnub, Eure Tochter, zum Weibe!“

Karl sprang auf. Schrecklich war er anzusehen, wie damals, als Desiderius entsetzt anrief: „Lasset uns hinabsteigen und aus in der Erde bergen vor dem Vornantils dieses Mannes!“

Seine großen Augen sprühten Blitze: „Seit Ihr von Eimen?“ rief er. „Wie magt Ihr es — Ihr ein fahrender Geselle!“

„Mit nichts,“ antwortete Arichis ruhig; „Ihr selbst, König Karl, habt mich zum Herzoge gemacht über vieles Land.“

„Nebst der Transcornati,“ erwiderte Karl höhnisch, „und Herzog seid Ihr durch Verrat.“

„Ihr irrt Euch, König Karl; ich bin kein Laubharde, und Desiderius war mein Feind. Er schlug mir den Vater und raubte die Mutter — er nahm mir alles!“

„Gleichviel,“ sagte Karl ruhiger, „wählt etwas Anderes — Notrud kann nimmer die Eure werden!“ „Aber ich liebe ihn, Vater!“ tönte es wie ein Hauch in das Gehör der Männer.

Doch dies nicht beachtend, fuhr der Kaiser fort: „Notrud ist die Brant Konstantins von Griechenland; erbittet etwas Anderes, Arichis!“

Doch Arichis stand wortlos vor dem Herrscher, — mit dem Augenblicke waren alle seine Wünsche begraben; — plötzlich beugte er sich nieder und drückte einen Kuß auf Notruds bleiche Stirn. „Lebt wohl!“ küßte er und wandte sich zum Gehen. Ein Nebel stieg aus dem Weibert auf und umhüllte seine Gestalt, als sei er in den Wellen versunken.

Das Königskind aber konnte ihn nicht vergessen; sie löste ihre Verlobung mit Konstantin und trat ins Kloster zu Ghelles, bei Paris. Hundert Jahre diente sie Gott in Demut und an einem Abende vor Pfingsten ging sie hinüber ins Reich des ewigen Friedens.

Auf Arichis' Schicksalen ruht ein Schleier. Seinem Herzogtum hat er entsagt und man ahnt sein Wirken im Kloster Saint Gallen, wo seine Kunst einen Schüler herauszog, den älteren Notrud, welcher ein Lehrer des Kloster Balbus war, dessen Ruhm weit über die Klostermauern hinausging, und der als ein Meister der lieben Frau Musica Ruhm und Lehren verbreitete.

Bei jedem Musikfeste, das in Aachen gefeiert wird, sollte man nun — so meinen wir — zurückdenken, an jenes Pfingstfest vor elfhundert Jahren, als man im Münster zu Aachen zum erstenmale eine Orgel, zum erstenmale klangengeliegt. Denn wahrlich, jenes Pfingstfest war ein bedeutungsvoller Tag, ein hohes Fest der Tonkunst von großen und segensreichen Folgen. Von diesem Feste her dallert — wie erwähnt — die Gründung der Orgelschulen, das Bekanntwerden des Kunstgeheimnisses in fränkischen Ländern. Es wurde da der Keim gepflanzt, aus welchem im gesegneten Rheinlande so viel Schönes und Heerliches erblühen sollte.



Die Othello-Quvertüre.

Es war im Jahre 1816. — In seiner Wohnung zu Neapel auf der Strada di Riviera ging der Schwan von Befaro, der vierundzwanzigjährige Maestro Gioachino Rossini, dessen Ruhm bereits ganz Italien erfüllte, lächelnd und in offener guter Laune auf und ab. Soeben hatte ihm die reizende, kleine Modista Spalatri, die neue Tänzerin, welche der unerwähnte Impresario Barbaja vom Carlotheater in Neapel eines Tages in einem Pastorellenladen „entlockt“ und seitdem an das Licht der Theaterlampen gezogen, ein Briefchen geschickt, worin sie ihn eine Zusammenkunft in der „Albergo allo

Spyntar del Sole“ (Sonnenaufgang), in der Nähe des Paulistippos, bewilligt; und der junge Maestro war verliebt wie ein Bube! Signorina Rossini hatte die lieblichsten Frühen von der Welt und die tiefsten, vielsagendsten, dunkelsten Augen!

In dieser olympischen Laune hörte der Maestro ein reiches Klopfen an die Thür, die sich darauf ebenso schnell öffnete und dann hinter einem kleinen beweglichen Mäulein schloß, dessen funkelnden Augen und reberferte Zunge dem gezeigten Komponisten zugleich ihr „guten Tag!“ darbrachten.

Rossini zog bei seinem Anblick ein langes, laures Gesicht und fragte keineswegs freundlich:

„Nun, Signor Direttore, was betrieht?“

Barbaja, denn er war es, warf sich in den nächsten Fauteuil und entgegnete:

„Es machte mir heiß bis hierher! — Was ich will? — Die Quvertüre zu Ihrem Meisterwerk „Othello“ will ich! Die Proben sollen beginnen und — noch ist die Quvertüre nicht fertig!“

Des jungen Maestro Stirn verfinsterte sich, als er entgegnete:

„Ihr kommt nicht zur rechten Zeit, Signor Impresario! Ich bin heute anderweitig beschäftigt! Zudem — die „Introduzione“ soll schon fertig werden!“

„Ja! Aber wann?“

„Bald!“

Der Kleine wiegte lächelnd den Kopf:

„Gut, wir werden ja sehen! Aber denken Sie auch daran, mein leurer Rossini!“

„Gewiß!“

„Dann leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Jeher ging, der Maestro aber dachte viel mehr an Rossinis kleine, so lieblich tanzen den Kinderfüßchen, als an die Zuhörersverleüre.

Meister Barbaja war ein alter, geriebener Fränk; er trat, bevor er das Haus verließ, bei Signora Caselli, der Wittin Rossinis, einer ehrlichen Schustersfrau, ein und hörte dieselbe aus.

„Wohin will der Maestro heute Nachmittags?“ fragte er und drückte der Signora zehn Lire in die Hand.

Signora Caselli liebte die Zehnliresstücke ganz besonders und entgegnete:

„Die Theresia, mein Kind, hat seinen und ihren Brief getragen!“

„So? Und gelesen haben Sie beide, nicht wahr?“

„O Signor!“

„Gleichviel! Wer ist sie? Wo wollen sie sich treffen und wann?“

Er rüffte noch einmal zehn Lire heraus.

„Dort! Ich's sagen?“ hauchte Signora Caselli tofett.

„Dummes Jeng, diese Biederer! Heraus damit! Rossinis kann hängt ja davon ab!“

„Gi, dann sage ich's!“ belonte die Dame und berichtete, was wir schon wissen.

„Am“, rebete darauf Barbaja mit sich selbst, im „Sonnenaufgang“? Ich werde mit dem Witte reden müssen! Vorwärts!“

Er schloß wie ein Pfeil davon und Signora Caselli sann vergeblich darüber nach, wie der Ruhm des Maestro Rossini mit diesen Briefen in Verbindung stehen könne.

Präzise zwei Uhr fuhr ein Vetturino vor, der Rossini nach dem Wirtshaus „zum Sonnenaufgang“ brachte, wo ihn der Wirt, Signor Pietro, mit der Wäge in der Hand willkommen hieß.

„Es ist auch Champagner vorhanden!“ bemerkte er lüftig blinzeln, denn er wußte, wie sehr Gioachino diesen „Trank der Götter“ liebte.

„Vortrefflich!“ lachte Rossini, „Bietro, mein Lieber; aber wie geht das zu? Champagner in der sonst dürrer Wäse?“

„Gi, ich habe ihn bestellt, um Sie, Maestro, nicht als Kundschafft zu verlieren!“ Log der Wirt.

„Am!“ entgegnete der Gast, „das läßt sich hören! Ich möchte den Pavillon an der Gartenmauer für den ganzen Nachmittags mieten, Bietro!“

„Ich fuhr er dann nachdenklich fort. „Will aber ungeführt sein!“ — Verstanden?“

„Echt wohl, Signor!“

„Gut, so bringe Champagner, dann brauche ich nicht mehr!“

Er betrat den kühlen Raum und warf sich auf das Sofa. Langsam kam der Wirt herbei, stellte schweigend den Schaumwein samt Kübel hin und ging.

Rossini horchte auf das Rollen der Räder des Gefepnnes, welches Rossita herbeibringen sollte, aber es kam nicht. Hastig stürzte er ein Glas Champa-

* Noch heute im Domkapitel zu Aachen zu sehen.
** Karl bewies vielmalen an seinem Hofe und ließ durch sie die später sich immer glänzender entwickelnden Singkisten einrichten, eine in Aachen, eine in Reg. Im Jahre 977 sandte der Papst ihm abermals zwei Sängere, Petrus und Romanus, welche das Werk der ersten fortsetzen sollten. Romanus erkrankte unterwegs, Petrus kam mit einem gefährlichen Antiphothen nach Aachen, wo er allbald die einflussreichen fränkischen Bischöfe für den gregorianischen Gesang gewann.

† In den Annalen Einhards heißt es darüber: „Den Versuch seiner Tochter Notrud errug Karl nicht ganz so gewöhnlich, wie es seiner sonstigen Seelengröße entsprochen hätte — denn er weinte über ihren Tod.“

gner hinaus, da — war es Zufall aber — ja, Zufall! — Dort lag auf einem Tischchen Notenpapier und eine Feder, daneben stand das Tintenfaß! Barba und Langeweile sind zwei üble Gesellschaften! Rossini setzte sich also und wart ungeduldig die Gefühle bei Erwartung einer Geliebten auf das geduldige Papier; hier schob er einen Triller ein, der wie ein Seufzer klang, dann aber dachte er an Rossini's tiefe, seelenvollen Augen, und eine weiche, schmeichelnde Melodie war aus Papier gezaubert, wie der Mund halblaut summite. Der Anfang der Othello-Duettüre war fertig und noch immer wollte der Wagen nicht kommen! — Noch ein Glas Champagner! — Wie das in der Nase prickelte! — Er sah im Geiste Rossini's niedliche Fröhen vor sich hüpfen und summite Allegro vivace ein Tarantella-Motiv dazu vor sich hin; — Da stand es nun vollständig auf dem Papiere! —

Aber wie, wenn ihr jetzt ein anderer den Hof macht, von ihr ihn vorgezogen würde? — Nun Rudolf, so sollte doch das Wetter! — Und schon hörte er das Orchester in Ostanengängen die seine eiferfüchtig-zornigen Empfindungen in verschiedenen Varianten wiederholen. Je mehr er an die Musik dachte, desto mehr beschwichtigte sich das leichtbewegliche Künstlerblut, und mit einem schmeichelnden Ubergang kam ein Marchmotiv an die Reihe. Nun mußte Rossini auf dem Wege sein; hr, Betturino, fahre à tempo, vorwärts, vorwärts! —

Der künstlerische Geniuss mußte aber das Rollen des Landwagens in eine liebliche Torgewandlung zu verwandeln, die dann einer solchen in perfekten Szenen Platz machen mußte. —

Wenn jetzt Rossini erschien, so sollte sie einmal für ihn, für ihn ganz allein die Tarantelle tanzen; und wieder in dasselbe Motiv von vorn zurückfallend, warf er plötzlich die Feder nieder. —

„Schönlich, abscheulich!“ rief er laut, — „einen Rossini warten zu lassen!“

Bei diesen Worten verschwand das lächelnde Gesicht des hinter den Pavillonfenstern lauernden Barbaja mit Mißgeschnelle; Gioachino Rossini aber traut den Rest der Glasse aus und tobt seine Eifersucht in traffen Ostanengängen, die er dem Papiere anvertraute und laut mitdrumme, aus.

„Die Duettüre könnte man fast fertig nennen!“ rief er dabei gelangweilt aus. „Zuviel noch nicht?“

„Rossini, wo bleibst du?“

„Ach, endlich!“ rief der Maestro und schaute, blickte aber nur in das gestirnte Gesicht — Bettros. „Kann ich in irgend einer Sache dienen?“ fragte derselbe mit dümmstem Gesicht.

Rossini mußte lachen.

„Ich bin durstig, gleich mir zu trinken!“ befahl er.

„Nach eine Flasche?“ rief Bettros.

„Sogleich!“

Er ging, Rossini aber setzte sich wieder an den Schreibtisch und murmelte:

„Weil ich das Ding nun doch einmal angefangen, vorwärts damit! — Sollte festwohl unterwegs sein?“

Und noch einmal erschien auf dem Papiere das Marchmotiv und Wagengerölle in künstlich veränderter Falge; nun mußte sie endlich ankommen; also zum Schluß!

„Da, da!“ rief er laut und legte noch ein paar Takte hinzu. „Das Opus dürfte bis auf den Schlusssatz fertig sein!“

Barbajas Gesicht, welches bis dahin abermals lächelnd durchs Fenster blickt, verschwand wieder und mit Bettros drängte sich, dem Anschein nach von dem letzten zurückgehalten — es war aber verabredete Komodie — die bewegliche Gestalt des Impresario in den Pavillon, indem der immer prägnante Mund des Mämeleins demütig fragte:

„Könnte ich vielleicht mit Signor Rossini sprechen?“

„Dieser wandte sich ihm und gebot:

„Dah ihn ein, Bettros!“

Der Triller griffte und rief:

„Treten Sie ein!“

Er stellte dabei drei Flaschen in den Gistübel und meinte:

„Sa brauche ich nicht so oft zu stören!“

Rossini lächelte.

„Es ist gut!“ — Und Sie, Signor Direttore?“

Damit reichte er Barbaja die Hand. „Haben Sie mich auch hier ausgespielt?“

Barbaja lachte:

„Die Sorge für Ihren Ruhm, Maestro! Morgen will der Konzertmeister die erste Orchesterprobe vornehmen, und die Duettüre —!“

„Das sagten Sie heute morgen schon einmal!“

Hier ist die „Introduzione!“

„Wie, fertig?“ rief Barbaja mit erschütterter Verwunderung und blickte auf die gestirnten Notenblätter.

„Bis auf den Schlusssatz!“ entgegnete der Komponist. „Aber warten Sie!“

Dabei warf er die Notenblätter einen Schuss in die Luft, der sich dem Einleitungsatz anschloß.

Die nasse Partitur reichte er dem Direktor:

„Hier, für die Abschreiber!“

„Ich danke!“

Der Kleine suchte die noch nassen Blätter durch Hin- und Herbewegen zu trocknen und faltete sie dann zusammen. Nachdem er auf seine Uhr geblickt, wandte er sich der Thür zu und sagte:

„Addio, Maestro; weil Sie so fleißig gewesen, will ich Ihnen auch etwas Angenehmes verkündigen!“

„Nun?“

Rossini hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt, jetzt aber fuhr fort:

„Sie kommen! — An der Högerung bin ich schuld! Ich bestellte den Betturino auf 4 Uhr; ich schickte den Champagner; ich wollte und mußte ja meine Duettüre haben!“

„Sie Spitzbube!“ lachte Rossini. „Wer hatte Ihnen jedoch verfallen, daß —?“

„Ah bah, Weiber können nicht schweigen, Maestro!“

— „Indessen l'occasione fa il ladro — Gelegenheit macht Diebe!“ — Betturino Sie Ihr Herz nicht an die Kleine; die Kunst darf nicht in Fesseln geschlagen werden, und seien es Rosenknecht! Addio!“

Er wac davon.

Daß der Betturino da auf darauf vorfuhr, verfiel sich von selbst, ebenso, daß die beiden dem Champagner zusprachen und frühlich im Garten lustwandeln. Aber des Direktors Warnung, wenigstens lehrzend gegeben, hinterließ doch einen Eindruck in dem nach Eile förmlich blickenden Verstand des jungen Komponisten: alles was Rossini's wohlbedachte Komposition an diesem Nachmittage an Günst errang, war das Versprechen des Maestro, ihr für ihre allerliebsten Fröhen ein Tarantella-Wasserföhl als Entgelt in die Opera einzulegen.

„Wie gefällt Dir das, kleine Sylphide?“ fragte er lachend und piffte ihr das in Triolen pridelnd wie Champagner dahinjulende Tarantella-Motiv vor.

„Gernlich, göttlich!“ entschied sie.

„Gut!“

Er lebte nun Pavillon zurück und schied unter ihren Augen, jetzt ganz bei der Kunst, einen neuen Bogen, die Partitur der Einlage; dann sagte er aufschend:

„Trage das sogleich zum Impresario Barbaja; morgen soll probiert werden; mache keine Sache gut, kleiner Kobold! Addio!“

Er küßte sie auf die Stirn, griff nach dem entfallenen Strohhut — und eilte der Stadt zu.

Einige Wochen später errang Rossini's neueste Oper „Othello“ einen großartigen Erfolg. Schon die Duettüre begeisterte die Zuhörer vollständig, deren Enthusiasmus sich bei den Acten „Rein größ'rer Schmerz“ und „Holl des Mitleids einer Heil'gen“ auf das höchste steigerte. Aber niemand nahm diesen wunderbaren Märchenfranz üppiger Melodien mehr mit dem Herzen an, als Signorina Rossini Spalati, die den Maestro wirklich liebte. — Tempi passati, verlorene Blätter im Wind! Des Maestro Schmetterlingsnatur umgankelte bereits andere Stimmen, obwohl Rossini nie stiller getanzt, als an diesem Abend. Aber, die Kunst darf nicht in Fesseln geschlagen werden!

Nach ist „Othello“ eine Perle der Rossinischen Opern, die Duettüre aber darf als ihr kristallener Mittelpunkt gelten, denn Amor gab den Ton an, Bacchus hielt dabei den Rhythmus, Terpsichore machte das Herz erbeben und Polymnia führte die Hand, welche in Apollon's goldenen Saiten griff. — So ward die Othello-Duettüre geschrieben.

Das 65. Niederrheinische Musikfest zu Aachen.

O, über diesen Frühlingssonnenschein und diese Frühlingsluft! Sie bringt zu uns durch alle Fugen und Ritzen — sie respektiert nicht einmal die Gebäude der Krone, sie hat uns an Pfingsten im Kurpark zu Aachen, in dem das 65. Niederrheinische Musikfest gefeiert wurde, zu belästigen gewagt, und da passierte uns, was nicht immer im Konzertsaal der Fall ist — wir wurden „warm“, und auflaut hinauszuellen und, wie es bei ähnlichen Frühlings-Musikgelegenheiten nicht verunglückt vorfindet, mit Mhaud aufzujubeln: „Nun, armes Herz, vergiß der Dual“, suchten wir uns wie durch geheimnisvolle Mächte so gestiebt, daß wir gar gerne blieben und genossen, was nur zu genügen war. Schon der „Messias“ von Händel hat es uns besonders angethan, trotzdem, oder vielleicht gerade weil er uns außergewöhnlich frühlingsfrisch erschien und so zu unserer Stimmung paßte. „Nun ersten war die neue Bearbeitung von Hob. Franz gewählt und zum zweiten nahm der Dirigent sich wohl er a th ungewohnt lebhaft, dem Werke aber durchaus nicht nachteilige Tempi. Ueber die hohe musikalische Bedeutung des Werkes zu sprechen, darf uns wohl erparat bleiben. Seit den nun bald 150 Jahren seiner Entstehung (1741) hat es sich seine volle Wirkung dauernd erhalten; bis auf den heutigen Tag — und aller Voraussicht nach noch durch ungezählte Jahrzehnte — erscheint es als wahre Säule und Stütze großer Musikfeste, als eine Perle in den Programmen aller größten Chorvereine. Besonders wichtig und schwingend gestaltet sich heute das „Halleluja“, bei welchem der Klang der Stimmen sich siegreich Bahn brach und ganz ungewöhnlichen Beifall entsetzte. Von den Soffen stellten wir Herrn Carl Perou (Baß) und Fräulein Hermine Spieck in erste Reihe. Aber auch die glänzenden Stimmittel der Frau Moran-Eden kamen zu wirkungsvoller Entfaltung, doch schien sich ihre Singweise dem Dratorienklang nur widerwillig zu fügen, ein neuer Beweis, daß Bühnen- und Dratorienklang ganz besondere Interpreten bedingen. Die Tenorpartie sang Herr Max Widorey. Der Gesamtauführung ist hohes Lob zu zollen. Dem „Messias“ voraus ging Beethoven's Duettüre „Zur Weige des Ganzen“ in ganz vortrefflicher Wiedergabe.

Der zweite Konzertabend hatte in allhergebrachter Weise ein gemischtes Programm, welches uns aus den Hallen der Klassik ins romantische Land überführte, bis wir schließlich auf dem Gebiete der Zukunftsmusik Halt machten. Eingeleitet durch Webers Curpante-Duettüre, von dem musikalischen Orchester unter Leitung Hans Richters glänzend ausgeführt, brachte der Abend Bach's Kantate „Gottes Zeit“, Schumann's „Genoveva-Duettüre“ und Mendelssohn's „114. Psalm“ unter abwechselnder Direction Richter und Schwaiderath — alles in guter, ja vortrefflicher Wiedergabe. Für den Rest des Programms übernahm nun Hans Richter den Dirigentenstab.

Zunächst stand die Schlussszene aus Richard Wagner's Götterdämmerung auf dem Programm, danach sollte — nach halbblühender Pause — die neunte Symphonie von Beethoven als letzte Nummer des Abends folgen.

Wenn gestern in dem Händelischen Messias Frau Moran-Eden sich nicht als das Ideal einer Dratorienfängerin erwies, so verfiel dagegen heute die Bühnenkünstlerin alles mit sich fortzuführen. Ihr machtvolles Organ wurde von den Wogen des großen Orchesters nicht im mindesten in den Schatten gestellt, und siegreich weiterleitete der Ton ihrer Stimme mit dem Vorklang der Instrumente. Auch den bedeutenden Anforderungen der Partie der Bräutigam an die Höhe der Stimme entsprach die Künstlerin leicht und sicher, und nach den gewaltigen Anstrengungen erwies sich das Organ zu Ende der Szene so schön und vollkräftig, wie am Anfang derselben. Das Auditorium war von ihrer herrlichen Leistung gerabewundigt und jubelte der stimmungsgewaltigen Sängerin, sowie dem trefflichen Dirigenten immer wieder aus neuen zu. Die halbblühende Pause war von verrommen und die neunte Symphonie begann. Zunächst standen die Hörer anfänglich noch unter dem Baue der Wagnerischen Musik, aber Beethovens unübertreffliche Symphonie nahm bald das Interesse des Publikums gefangen, und am Schlusse mußte sich jeder gefallen, daß „die Neunte“ auch nach der Bräutigamszene noch eine Steigerung der musikalischen Darbietungen bediente, und daß ihre Aufführung der leuchtendste Punkt des diesjährigen Musikfestes ist.



und bleiben wird. Vorzüglich hielt sich das Orchester; Hofkapellmeister Dr. Hans Richter war in seiner Leitung bewundernswert. Das Feuer des Dirigenten rief den Chor zu außerordentlichen Aufregungen hin, der Sopran erklang in blendender Schönheit, und Dirigent, Orchester, Solisten und Chor einte die gleiche Begeisterung, die gleiche Eingabe an die hohe Aufgabe. Da war es kein Wunder, daß die Hörer hingerissen wurden und sich am Schlusse der Einführung der Taub derselben in langem Beifall und in einer stürmischen Ovation für den Dirigenten äußerte.

Der dritte Konzertsatz, den man im allgemeinen mit dem Ausdruck Künstlerkonzert bezeichnet, bot in orchesterlicher Hinsicht meist Bekanntes, aber freilich von hervorragendem Interesse: Die Präludien von Liszt, Max Bruchs Schön Oken, Verlioz' Overtüre zu Beowulf und Cellini und endlich das bekannte, jetzt „Doppelfonzert“ genannte neueste Opus von Brahms, für Violine, Violoncell und Orchester. Wagners Vorspiel zu den Meistersingern wurde in Erinnerung an den Geburtstag des Dichters komponiert (22. Mai) — außerhalb des Programms — zugegeben und damit den Beifall des Festes eine unvorhergesehene Freude bereitet. Die Vokal-Solisten, welche in der Wahl ihrer Vorträge hier mehr oder minder freie Hand haben, hatten erlässliche Weise einen ganzen Beifallsortan über sich ergießen zu lassen. Wir wollen den Damen Moranz-Olsen und Spieß, den Herren Mikorey und Petron angedacht der großen Aufopferung, welche ihre angestrengte Tätigkeit während der Tage erforderte, den Erfolg nicht durch kritische Bemerkungen verflüchten. Wir würden ja auch weniger gegen die Art der Ausführung und die Künstler selbst, als gegen den Gebrauch der Künstlerkonzerte im allgemeinen und den dabei zu Tage tretenden Personentum zu kämpfen haben, bei der viele andere, weit wichtigere und verlässlichere Faktoren der Musik festzulegen zu Schaden kommen. Wagners Meistersinger in zündender Wiedergabe mit dem mächtig erscheinenden Schlußchor, bei dessen Ausklang die gesamte Zuhörerschaft sich von ihren Sitzen erhob, bildete den Schluß des 15. Niederreihnischen Musikfestes. Den letzten Akkord des Orchesters folgten die üblichen, den Festdirigenten Richter und Schwindenrath gewidmeten Ovationen und langsam zerstreute sich das Publikum, um in den schattigen Kuranlagen der alten Kaiserstadt die geistigen Genüsse gegen einige leibliche einzutauschen. Daß die Musikfest, so hoch und hehr sie auch im allgemeinen verlaufen, etwas profanisch anklingt, und auch der Wagners sein gutes Recht im vollsten Maße in Anspruch nimmt, ist ganz selbstverständlich — dafür haben die Tage ja auch die Bezeichnung: Niederreihnisch, und der Rheinländer hat Humor und Kunst, Frohsinn und Heiterkeit stets gut zu paaren vermocht.

Kunst und Künstler.

Die diesjährige Tonkünstlerversammlung in Dessau begann am Simmelstages. Sechs große Konzerte haben stattgefunden, — einzelne derselben wurden mit Begeisterung aufgenommen. Die größten Erfolge hatte zweifellos der vortreffliche Niederreihnische Verein aus Leipzig, der Beethoven's D-dur-Messe, Cornelius' Chorliederkreis „Liebe“, einen Chor von Aletina und Liszt's „Geistlichen“ in vollendeter Weise auführte und die herzogliche Kapelle, die sich als einer der vorzüglichsten Orchester Deutschlands bewährte. In erste Reihe stellen wir die unübertreffliche Wiedergabe der geistvollen Harold-Symphonie von Berlioz unter der bewundernden Leitung des Hofkapellmeisters Klinghardt und der Mitwirkung des Meisters auf der Viola-Alta, Professor Herrn Ritter von Würzburg. Eine kaum minder ausgezeichnete Ausführung wurde der sehr interessanten „Ordnung-Overtüre“ von Dräke, dem „Meistersinger-Vorspiel“ von Wagner und Liszt's symphonischen Dichtungen „Mazepa“ und „Preislied“ zu teil, nach welchen dem dirigierenden Dirigenten beigestellte Solistungen dargebracht wurden. Auch als Komponist wurde Klinghardt gefeiert mit seiner gedankenreichen und formgewandten Symphonie in F-moll, während die Wirkung seines neuesten Werkes, der (an Stelle der weggelassenen Vorträge des Quartetts Petri eingeschobenen) Kantate „Christi Grablegung“ nicht zum wenigsten dadurch beeinträchtigt wurde, daß es seinen Platz in einer Kammermusik-Ausführung (der zweiten) fand. Auch hatten die Solisten (Frau Müller-Ronneburger und

M. v. Milde) ihre Partien erst in letzter Stunde übernommen. Von den Pianisten Rehberg (Konzert von Bruch) und Stavenhagen (Liszt's A-dur-Konzert) behauptete bei beiderseitiger guter Leistung der letztere den Vorrang. Von den Geigern Stiff (ungarisches Konzert von Joachim) und Haller (Mannstift-Konzert von Raff) ist jener vielleicht das vorzüglichere Geigertalent, dieser aber der künstlerisch überlegene; die vom Komponisten selbst dirigierten Laisseur-Motetten hatte viel Erfolg. Durch die Konzertmeister Seis und Genossen gelangte d'Alberts Streichquartett in A-moll und mit Klinghardt am Klavier Albert Reders Pianofortekonzert in Es-dur zu klarer erster Wiedergabe; beide Werke sind beachtenswert. Willy Rehberg hatte mit den Klavier-Variationen von Spielter brillanten Erfolg. Nicobés ziemlich oberflächliche Violoncell-Sonate (G-dur) wurde hier auch dem Feste geschlagen durch die herrliche Klarinetten-Sonate von Träseke, die schwerlich bessere Interpreten finden wird, als die Dresdener Künstler Demitz und Wachsmayer. Orgelvorträge boten die Herren Förschhammer (Sonate „Zur Teufelsfeier“, eigene Komposition, Phantasie und Fuge von A. Becker) und Ochs (Adagio von Merkel, Konzertsatz von L. Schiele 1848). Wiedergaben spendeten die Herren Wirth (Liszt, Verlioz, Aletini), Meister-Löwy (Cornelius), Fräulein Försch (Brahms, Försch), Fräulein Försch (Wagner, Liszt, Verlioz, Aletini), die Herren Dierich (Dräseke, Cornelius), Fungar (Winterberger, Schner) und v. Milde (Liszt, Wagner, „Ritter“ und „Ritter“). Endlich müssen wir mit besonderer Auszeichnung der bei der Misa solennis beteiligten Solisten gedenken: der Frauen Müller-Ronneburger und Meister-Löwy, der Herren Dierich und Schmalzfeld (Sologartett) und Seis (Violine). Die Gastfreundschaft der schon gelegenen Festabend und der angenehme, anregende Verlauf des geistlichen Teiles des Festes trugen dazu bei, die diesjährige Tonkünstler-Versammlung zu einer besonders wohlgenutzten zu machen.

Barmer. Das internationale Gesangs-fest ist vorüber, — enttäuscht sind die einen heimgekehrt, siegestrunken die anderen. In erster Reihe hat Köln, die Metropole der Rheinländer, ihren Aufschwung, eine besondere Pflege der Frau Musik zu sein, — die beiden höchsten Preise sind dahin gekommen. Für die 1. Klasse waren Vereine vorgemerkt, die in Stärke von mindestens 60 Sängern aufzutreten beabsichtigten. Fünf Preise galt es zu erringen; acht vorerstretende Vereine hatten sich angemeldet. Die Aufgabe bestand im Vortrag eines sechs Wochen vorher aufgegebenen neuen Lieders „Zur Weihe des Tages“, nach einem Gedicht von Otto Hausmann, komponiert von Alfred Dregert, sowie in der Wiedergabe irgend eines beliebigen Chores nach freier Wahl, mit welchem der betreffende Verein indes noch seinen ersten oder Ehren-Preis errungen.

Schwer genug war dem aus den Herren Musikdirektoren Brambach (Worms), Köllner (Köln), Teufen (Köln), Witte (Gießen), Lange (M.-Glabbach), Dregert (Erfeld) und Strauß (Barmen) für die 1. Klasse zusammengestellten Preisrichterkollegium auch die Entscheidung geworden, denn glänzend entfalteten sich die zu Tage tretenden Vorträge und Sängertugenden. Doch endlich wurde eine Einigung erzielt und der Spruch des Preisrichterkollegiums anerkannt: Die Leistungen der beiden Kölner Vereine „Kölner Sängerkreis“ (Dirigent Ottomar Neubner) und „Kölner Lieberfranz“ (Dirigent Konzertmeister Schwarz) als annähernd auf einer Höhe der Vollendung und es erhielt der „Kölner Lieberfranz“ den ersten Preis, bestehend in einer goldenen Medaille und 1000 Mk. bar, der „Kölner Sängerkreis“ den zweiten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und 500 Mk. bar, das Nachener „Männerquartett“ den dritten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und 200 Mk. bar, der Erfelder „Teufelcher Sängerkreis“ den vierten Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille und einem Pokal, der Kreiselder „Sängerbund“ endlich den fünften Preis, bestehend in einer silbervergoldeten Medaille. Mit dommerndem, fast nicht endenwollenem „Hurrah!“ wurde der Spruch von seiten der preisgekrönten Vereine aufgenommen und heftig jubelnd zog man nach der Festhalle, wo der erlöschende Sieg bei Sang und Glasertank gebrührend gefeiert wurde.

Am zweiten Festtage begann das Ehrenpreis-singen der preisgekrönten Vereine. Dasselbe währte von 8 bis 12 Uhr abends (im großen Saale des evangelischen Vereinshauses) und zeltigte Blüten auf dem Gebiete des Männergesanges, die geradezu bewundernswert waren. Es erhielt in der Ehrenklasse A, in welcher 6 gekrönte Vereine sich beteiligten, den

ersten Ehrenpreis, den von Sr. Majestät dem Kaiser gestifteten Pokal der Kölner Sängerkreis mit dem Lied: „Gelang der Geister über den Meeren“ von R. J. Brambach und den zweiten Ehrenpreis, den von der Stadt Barmen gestifteten, in Gold und Silber getriebenen Pokal, der Kölner Lieberfranz mit dem Lied: „Zur Weihe des Tages“ von Alfred Dregert.

In der Ehrenklasse B, in welcher 9 gekrönte Vereine stritten, erhielt den ersten Ehrenpreis, die von Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter gestiftete Vase, die Konföria von Siedeln, den zweiten Ehrenpreis, eine goldene Medaille, der Männergesangsverein St. Rochus zu Tüßelhof, den dritten Ehrenpreis, einen silbernen Lorbeerfranz, der Männergesangsverein Frohsinn zu Mülheim a. d. R. und den vierten Ehrenpreis, einen silbernen Pokal, der Männergesangsverein Kolonnen zu Erfeld.

An die Preisverteilung schloß sich ein feierlicher Festball in der Festhalle an.

Am Geburtstage des Herzogs von Braunschweig wurde A. Schütz, „Der wilde Jäger“ mit bestem Erfolge als Festeoper gegeben. Der Komponist wurde seitens des Regenten durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Orden Heinrichs des Löwen ausgezeichnet.

Marianne Brandt ist nach Berlin zurückgekehrt und wird ein Engagement in New York nicht wieder annehmen.

Die etwa 60 aktive Mitglieder zählende „Liedertafel in Forzheim“ bereitet für den Sommer die Feier ihres silbernen Jubiläums vor.

Ein junger Geiger, Herr Dierich, hat einen ersten größeren Kunstausflug durch die Schweiz unternommen und sich als Künstler von ganz außerordentlicher Begabung erwiesen, dem eine glänzende Zukunft prophezeit wird. Mit ihm konzertierte die vortreffliche Sängerin Frau Waka, welche nicht minder begünstigte Aufnahme fand. Die Schweizerblätter äußern sich ganz enthusiastisch über das Künstlerpaar.

Die neue symphonische Phantasie des jugendlichen Komponisten Richard Strauß „Aus Italien“ ist von Theodor Thomas in New York, Brooklyn und Philadelphia, sowie vom Hofkapellmeister Eduard Lassen in Weimar und Jena mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht worden.

Johannes Brahms hat vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Komturkreuz des Ordens, den höchsten mecklenburgischen Orden, erhalten.

Webers „Die drei Pintos“ haben nun auch in Dresden vollen Erfolg gehabt. Mehrere Nummern wurden hundertfach de capo verlangt.

Arrigo Boito ist zum Ritter des Zivilverdienstordens von Savoyen ernannt worden, eine Auszeichnung, mit welcher zugleich der Bezug einer jährlichen Pension von 1200 Lire verbunden ist.

Die Herren Hofkapellmeister Dietrich in Oldenburg, Prof. F. Gernsheim in Rotterdam und Prof. Suero in Berlin sind zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie der Künste in Berlin erwählt worden.

Konzertführer Fräulein Marie Schneider aus Köln hat in Bruch's „Arminius“ in Würzburg zum letztenmal öffentlich gesungen. Gott Anor hat die allbekannte Künstlerin nun nach Ausland engagiert. Der Verlust für die Konzertbühne ist zu beklagen.

Am 2. April wurde in den Mauern des Konservatoriums in St. Petersburg das 50jährige Künstler-Jubiläum Adolf Scherz unter den rührendsten und schmeichlichsten Ovationen für den greisen Subilar gefeiert.

Bayreuther Festspiele. Für den erkrankten Hofkapellmeister Leoi wird Felix Motz dirigieren. An Stelle des jungen Karlsruher Hofkapellmeisters hat Hans Richter aus Wien die Leitung der „Meistersinger“ übernommen. Die Meinungsverschiedenheiten, welche zwischen „Wahnsinn“ und dem Wiener Hofkapellmeister seit mehreren Jahren herrschten, sind somit vollkommen ausgeglichen.

Dem Ober-Rebakter der Deutschen Militär-Musiker-Zeitung Emil Prager zu Berlin wurde in Anerkennung seiner Verdienste für die Interessen der Militär-Musik, der königliche Kronen-Orden 4. Klasse verliehen.

In Weimar hat sich die Geigerin Frau Anna Sentrach (Hartnes) mit dem Rechtsanwalt G. Hofmann dahelst verlobt.

In der königlichen Oper zu Paris ist anfangs Mai Laïos „Der König von Väs“ erstmals gegeben und mit hervorragendem, von Akt zu Akt sich steigendem Beifall aufgenommen worden.

(Fortsetzung auf Seite 137.)

Briefkasten

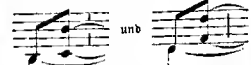
der Redaktion.

Wragen ist die Bononments-Dultung beifügen. Anonyme Zufchriften werden nicht beantwortet.

Das Diagonal-Zahlen-Rästel in letzter Nummer haben richtig gelöst: H. G. in Würzburg (herzlichen Gruß dagegen). Joh. Müller in Schönbach (Böden). Lehrer G. G. in Gelle. Hauptlehrer Nagel in Langenleimbach. Organist J. Nagel in Thüdingen. Frau A. Nomenhöfer in Rotterdam. G. Goert in Cölin. Art. Jeanne de Cornu in Götting. Frau G. Christ in Montabaur. Rud. Schöler in Marburg. Paul Schulte in Nordhausen. Carl Wurm in Christburg.

Offenburg. J. L. Was Sie uns als Ihre Gedächtnisstücke schicken, haben wir ganz ähnlich bei einem gewissen Goethe gesehen. Sollte Ihnen der „Kritik“ etwas abgetaucht haben.

Gleiwitz. B. W. In der Briefkasten. Reiz in unserer Nr. 9 ist ein kleiner Irrtum enthalten, — die dritte Viertel in beiden Taktziffern müssen lauten:



Hern. G. Ch. Das ist nicht so schlimm, — wir werden Ihnen beifällig Auskunft geben, sobald wir das Rästel erfahren. Für alle Fälle und in allen Dingen ist es inoffen besser, zu helfen, als zu verzweifeln.

Schönbach. J. M. C. So, so, — Ihr Mann spielt sehr wenig Klavier und geht in seiner freien Zeit lieber mit der Gitarre auf den Hüden ins Freie und doch fragen Sie, ob wir es für richtig halten, wenn Sie ihm zu seinem bemühenden Klavierspiel die musikalischen Klavieridentifizierung schicken Sie ihm unter solchen Umständen lieber einen — Silberring.

Karlshöhe. H. M. Zur Berechtigung der Briefkasten-Schreiber tragen Ihre Ereignisse nicht die Schuld.

Hoburg. H. K. Sie die Sie erkennen und unter den Bildern, wie die Siebel unter den Blumen.

Münster. H. N. Wenden Sie sich in Ihre Angelegenheiten an Herrn-Musikant Wölz, Waterloo-Str. 9 in Berlin.

Wittbrücken. K. Besten Dank für Ihre freundliche Auskunft.

Homburg. H. Was jetzt ist noch nicht erfahren.

E. A. E. in B. Ist schon in Vorbereitung.

Rostock. D. S. Schade um die Zeit und um Feder, Tinte und Papier.

Stellenbosch (Südafrika). F. J. Besten Dank für die Mitteilung.

Kiel. L. M. Diese einen getragenen Musikanten-Orchester unorthographische Symphonie können nicht. Für solche Unorthographen-Symphonien müssen wir danken.

Dresden. Sch. Gibt leider nicht, der Konsequenz wegen.

Schwerin. M. H. Eine neue Lieferung wird demnächst erscheinen. ad 2: Je nach dem Reichmann, wenn nicht nicht, bei Gelehrten in Magdeburg erscheinen. ad 3: Die Musiker und Leuten, — bei letzter auch Auffassung vorausgesetzt.

L. S. in D. R. Was gibt es nicht, — die Herren sind — besonders Anfänger gegenüber — sehr zurückhaltend.

Thüringen. J. N. Schöner Bescheid (Klein, Zenger) ist sehr zu empfehlen. Die Universitäts-Bibliothek von Berlin (Klein, Zenger) welche das die Klavieristen ist, ist nicht minder gut beurteilt.

Cölin. G. R. Die Ihr Klavier bringen wir nicht.

Hamburg. H. G. Recht gut, nur in einzelnen Taktziffern (z. B. in 7.) noch leere Harmonie. ad 2: Können es in jeder guten Musikantenhandlung erfahren.

Cölin. E. G. Bei Nr. 24 des vorigen Jahrgangs, — die folgende Nummer können Sie zu 25 Pf. vom Verleger beziehen. ad 2: Nein.

Reichenbach. G. M. Das ist jedenfalls eine transaktive Erklärung, die nur der Art zu haben weiß. Auf das genannte Musik haben wir nicht.

Allegretto scherzando. Recht gut, — um zu verhindern, nur die rein technische Seite (ist) zu verhindern. Sind übrigens auch weit über Bedarf versorgt.

Breslau. O. K. Trauen Sie nicht abzuweilen, — die Engel fliegen nicht allein, auch die Sirenen fliegen.

Wernsmühl. E. M. Bestimmte Etüden für das genannte Konzert gibt es nicht; — um das spielen zu können, muß schon der Gradus ad Parnassum, wenigstens in der Auswahl von Taktziffern, studiert sein. Die

Verlag von Aug. Weismann

in Göttingen a. Redor.

Direkt und durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen:

Klavierschule

von

Eichler & Feyhl.

I. elementar für sich abgehefteter Teil in 6ter Auflage erschienen. Preis brosch. M. 4. 50.

Die Schule findet in Kreisen wo sie in Gebrauch ist, die höchste Anerkennung und ist die beste Klavierschule, welche es um Erlangung gebiegender musikalischer Bildung zu thun ist, selbst empfohlen.

Ein Unterrichtsstunden hierzu steht einem jeden dankbaren Schüler durch die Klavierliteratur selbst von der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung.

Sensationelles Lied von Wilhelm Berger.

Von dem reizenden Liede „Elslein von Caub“ sind innerhalb einiger Wochen 60 Exemplare vergriffen, so dass jetzt eine neue Auflage gedruckt wird. Auch ist inzwischen eine Ausgabe für tieferen Stimmkreis erschienen.

Prager & Meier, Bremen.

Gesänge für „Freimaurer“ zum Johanneseft.

Wicks. Fr. v. Op. 70. Vergiss für mich die Rose nicht. Für hohe und tiefe Stimme. Preis M. 1.30.

Op. 72. Johanneseft. Lied für mittlere Stimme. M. 1.

Sachs. H. Op. 70. Ein königlich Weib. Für tiefe Stimme. M. 1.30.

Op. 71. Der Freimaurerbund. Für Basssolo mit Chor.

Zach. J. Meurers Herbstlied. Elegie für Männerchor. Part. a. 2 Stimmen. 50 Pf.

Für alle Singstimmen 40 Pf. Verlag Praeger & Meier, Bremen.

Sobald erschienen:

Joh. Strauss, Album enthaltend 100 der beliebtesten Tänze in erleichterter Bearbeitung von F. Gerns. Elegant kart. Pr. 2 Mk.

Oslo Forberg (vorm. Thiemers Verlag), Leipzig.

Heberall das schönste Gitarrespiel der Welt. In 10 Hefen. 10. 4012 poste rest. Wien.

Neu! Gesungen für Neu! Schul- und Selbstunterricht.

Fortgeschrittene schnell u. sicher; beste Methode! Cellosohule von Hermann Heber.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit

verschwinden rasch durch eine Kur mit dem echten

EISEN-COGNAC GOLLIEZ

Derselbe wird seit 15 Jahren mit glänzendem Erfolge gegen Bleichsucht, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Magenkrämpfe, Nüchternheit, schwere Verdauung, Schwächezustände angewandt und ist das beste Stärkungsmittel und Wiederherstellungsmittel, welches während jeder Jahreszeit genommen werden kann. Leicht verdaulich und die Nüchternheit nicht angreifend.

Prämiert im Jahr 1886—1887 mit 4 goldenen und silbernen Medaillen und 4 Ehren diplomen.

In Flaschen zu 500 Gramm M. 3.— und Literflaschen M. 5.50. Emballage und Zoll frei.

Zentral-Depot: Apotheke Golliez, Murtlen, Schweiz.

Die Waterbury-Remontoir-Taschenuhr.

2 Jahre Garantie.

Genau gehend, zuverlässig, dauerhafte Gehäuse aus vernickeltem Neusilber, Anfertigung vermittelst automatischer Maschinen. Diese amerikanische Uhr ist die einzige wirklich kleine Uhr, die einfache und doch doch so vollkommen konstruiert derselben ist der Grund, dass Reparaturen selten vorkommen, wenn solche aber erforderlich sind, kosten sie nur ca. den fünften Teil von Reparaturen an anderen Uhren.

Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen, sowie vom Generalvertreter für Deutschland Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen: Passage 5, Friedrichstr. 60a, Rosenthalerstrasse 54, Passage 5, Friedrichstr. 60a, Rosenthalerstrasse 54.

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! 400 Nrn.

Klass. u. mod. Musik, 2. u. 3. H., Lieder, Arien, etc., Nrn. 1 bis 400. Druck, stark, Papier, Verschluss, grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Gelesenste liberale Zeitung Deutschlands.

70 Tausend Abonnenten!!

Berliner Tageblatt

Man abonniert auf das täglich 2 mal erscheinende Berliner Tageblatt, das die interessantesten Nachrichten, die in der Welt geschehen, in der schnellsten und zuverlässigsten Weise bringt. Das Berliner Tageblatt ist die einzige Zeitung, die in der Welt die interessantesten Nachrichten, die in der Welt geschehen, in der schnellsten und zuverläss

Tempo bezeichnen sich oft von selbst. Sag 1, 2 und 4 sind dann zu rasch zu spielen; — der zweite Satz ein ruhiges Andante.

Karlshad. W. G. Welch schönes Essay ließe sich über den vorliegenden Gegenstand schreiben, wenn Sie zu schreiben unterlassen hätten.

Posen. C. H. Sehr der Konsequenz halber leider nicht.

Köln. M. E. V. Wir können Freirempfehlung unter solchen Umständen prinzipiell nicht erteilen. Wohlwollende Gesänge heissen sich selbst nach hundertmalen.

Waldorff. R. D. Eine Bekräftigung der Bitte ist bei dieser Befragung kaum möglich. Eine mehr, würde gut sein.

Reibow. G. G. Stahlplatten sind viel dauerhafter, ad 2: Horn oder Schildkröte; ad 3: Können Sie von P. G. Hönes in Trier ein Ausmaß bekommen. ad 4: Wenn das Instrument trocken ist, sprechen die hohen Töne schwerer an und sind unter Umständen auch nicht ganz rein; gutes Wandelholz soll ein gutes Mittel sein, das aber nach der Deutung mit einem Feder oder einem Wägen immer wieder gut abgerieben werden muß. Die anderen Fragen schlagen nicht in unser Fach und vermögen wir hier daher nicht zu beantworten.

Aachen. L. L. Recht schön, — Verwendung dürfte sicher sein.

Essen. F. K. Durch ein Instrument werden Sie Angebote genug bekommen.

Kalshad. P. W. Kommt nun denn nicht an die Reihe. Soll Ihr Name als Autor beigelegt werden? — und wie ist derselbe? In Ihrem Briefe ist er nicht zu entziffern und auf dem Manuskript fehlt derselbe.

Rathenow. F. K. Im Original und auch in der Operapartitur heißt es: „Du schenkest.“

Herrenbühl. J. H. „Ränge a. 1.75. „Geheiß“ bei Hüpp in Berlin (Nr. 1). „Seyner-Seyner-Seyner“ nicht bekannt. ad 2: Viel Schott-Söhne in Mainz.

X. Y. in Sp. Sind in diesem Genre allzu reichlich vertrieben. Besten Dank.

Scheunitz. H. Wir haben doch wohl keine Stellenvermittlungsmittel.

Markisch. W. D. Nicht.

Strassburg. Z. Goyl: op. 80, Zwei Klavierstücke, davon Nr. 1 für Sopran, Violon und Orgel (Zungen). Wilbur: „Welche Ränge der fünf Ränge.“ Band I. 20 Klavierstücke für eine Singstimme und Orgel (Schiff). Worte: Prière à la Vierge, mit Orgel (Schiff).

Ganly: Ave Maria mit Orgel und Violon (Zimen). Dané: Air d'églogue de Stradella mit Violon und Orgel (Schiff).

New York. Helles Journal. Der „Wär“ ist durch sehr alle deutschen Musikanten gelassen; daß wir denselben aber lieber nach der neuen Welt geleitet, müßten Sie in unserer Nr. 8 und 7 gelesen haben. Ihr Gulliver-Rebakterie scheint noch ein sehr junges Blut zu sein, da er sich so unschicklich fühlte.

Neubilligheim. J. Kleinere Beiträge: Stücke für Viola und Klarinette in Reihensfolge der Schwierigkeit: Adulthood: op. 188, Schach (Vociferus (Peter). Hermann, Jr.: op. 1, Wandte, Scherzo, Romanze und Bayrta (Peter). Hermann, Jr.: op. 15, Schach Stille (Kleider). Hermann, Jr.: ad 2: Ist vorerst nicht in Rücksicht genommen.

Limbach. G. L. Zu überlegen ist nicht streitbar, wohl aber das überlegte derfallsigen zu lassen.

Essen. H. Auch dem Musikum ein festes Papier für die Musikblätter wird der Verleger nachkommen, sobald der alte Vorrat erschöpft ist.

Köln. M. E. V. Als gute Krise für Klavier, Violon und Viola sind zu empfehlen: Hammer, Jg. op. 37, 45 und 58 (Weyss, J. Hofmeister). ad 2: Cymbeln und Nachtgall brauchen nicht gestimmt zu sein. ad 3: Wollen das Anliegen dem Verleger vortragen.

Wernersberg. J. W. Beide Sätze recht hübsch, besonders „Frühlingssinfonie“. In der harmonischen Fülle durch mehr polyphone Stimmlührung noch manches veränderbar werden.

Porteburg. T. Wenn wir besser Bescheid sind, werden wir auf die Sache zurückkommen.

Pyritz. E. E. Allen Respekt! Doch können wir leider keinen Gebrauch machen, da wir ähnliche Sachen ja nicht bringen.

Nürnberg. E. Können Ihnen leider nicht dienen, — ähnliche Anforderungen würden sofort zu hundert an uns herangetragen.

Brannschweig, 18 Jähr. Abonnentin. Unsere Angabe ist richtig; die Befragung ist eine mehrfache, um gegen alle Unvollständigkeiten geschützt zu sein. Befragung über Aufführungen werden in unserem Blatte erscheinen.

Adbach. M. S. Mit solchen Geschenken — abzugeben, haben wir keine Zeit. Wir würden Ihnen sonst gerne danken.

Offenbach. K. A. In diesem Falle wird es wohl erlaubt sein, Angenehm ist in bekanntlich die Kunst, seine Hände zu erheben.

München. M. E. G. So — Sie halten

Im Verlage von **Carl Grüniger** in **Stuttgart** erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Konversations-Lexikon der Tonkunst.

Herausgegeben von **Robert Müscl.**

Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage knappe, aber erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leichtverständlicher und treffender Weise erklärt.

Zur Wiederbesetzung der in der Kapelle des hiesigen Königlichen Theaters zum 1. September d. J. vakant werdenden Stelle eines

„Flötisten“

soll

Freitag, den 15. Juni d. J. vormittags 11 Uhr, in dem Königlichen Theater eine Prüfung stattfinden. Qualifizierte Bewerber wollen sich zu dieser Prüfung einfinden und an dem genannten Tage, vormittags 9 Uhr, unter Vorlage ihrer Befähigungsnachweise und eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, in dem Intendanten-Büreau melden. Bewerben werden nicht vergütet.

Cancel. den 25. Mai 1888.

Intendantur des Königlichen Theaters.

Für musikalische Kreise

sind als sehr geeignete und willkommene Geschenke bestens empfohlen:

Jahrgang 1887 der „Neuen Musikzeitung“

Elegant gebunden 6 Mk.

Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“

Elegant gebunden 6 Mk.

Jede Buch- oder Musikalienhandlung ist in der Lage, schnellstens zu liefern. — Inhaltsverzeichnisse gratis und franko direkt vom

Verlag **Carl Grüniger, Stuttgart.**

* Auch die Jahrgänge 1880—1886 sind wieder sämtlich in Prachtbänden (à 6 Mk.) oder in broschierten Quartalbänden (à 20 Pf.) zu beziehen.



Kemmerich's
Pepton
cond. Bouillon
Fleisch-Extract
Von Autoritäten empfohlen.
16 Ehrenplättchen und Goldene Medallien 16
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“.
Zu haben in den Delicatessen-, Drogen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.



Gerhard Adam, WESEL
empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten.
Grosse Auswahl.
Garantie 5 Jahre.
Frankolieferung.

Kompositionen, lehrhafte und nicht druckfähige, werden korrigiert, auch werden Arrangements aller Art ausgeführt. Diskret selbst. Habe bisher alle musikalischen Arbeiten unter dem Namen W. Schulz ausgeführt.
E. Jaskowski, Musiklehrer, Schwerin a. S. W. Posen.

PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten verwendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institut, Lehrerbildungs-Anstalten sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen
J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.

Wallensee. **Weesen. Schweiz.**

Hotel und Pension Speer (ob dem Bahnhof).

Klimatischer Luftkurort. Übergangsstation. Beliebter Aufenthaltsort für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten. Maaßgebendes Exkursionsgebiet. Prachtvolle Aussicht auf den Wallensee und das Horgelgebirge. Pension Fr. 8.— bis 7.—. Zivile Passantenpreise. Prospekte gratis und franko.

Rob. Wyss, Besitzer.

Alle neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bis zum 1. Juni erschienenen größeren Teil des nachstehenden Romans

gratis.

Paul Lindaus

neuester Berliner Roman in 2 Bänden unter dem Titel:

Spizen*

erschienen in Deutschland

nur im „Berliner Tageblatt“

Abonnements für Monat Juni nehmen alle 1 M. 75 Pf.

Reichs-Postanstalten entgegen für

* Obige spannungsvolle, dem frisch aufstrebenden Leben der Reichshauptstadt entnommene Erzählung des berühmten Schriftstellers hat in sensationeller Weise das Interesse der Welt in Anspruch genommen und darf mit gutem Erfolg als die reifste Frucht der bichterischen Phantasie Lindaus bezeichnet werden.



P.J. Tongers Köln/Rh.
Illustr. Preis-gratis Verzeichniss Su-franco

Louis Köhlers **Zum Selbstunterricht vortrefflich geeignet:**

mit zahlreich. **Katechismus** „Allen Freunden der Musik ein willkommener, zuverlässiger Ratgeber.“

in den Text gedruckten Noten-Beispielen. 333 der Harmonielehre

Preis brosch. Mk. 1.— geb. Mk. 1.60.

Verlag von **Carl Grüniger** in **Stuttgart.**

Für Kinder genügt 1/2-1/2 für Erwachsene 1/2-1 Tam. Confitüre. In Schacht, à 80 Pf., auch einzeln nur in Apotheken. Apotheker C. Kanoldt, Nachf. Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerzt. warm empföhl., unschädlich, rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende Confitüre laxative von angenehmem erfrisch. Geschmack, ohne jedwede nachtheil. Nebenwirkung. Allein scht. Appetitlich. — Wirkksam.

Seit Jahren in Kliniken u. großer. Heil-Anstalten gegen Verstopfung, Blaudräng, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

von Bimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Möse. Aerzte, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als Volontäre Aufnahme finden.

IX. Jahrgang Nr. 12.

Stuttgart, 1888.



Neue Musik-Zeitung.

← Auflage 51 000. →

Vierteeljährlich sechs, mit Künstler-Portraits etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals W. A. Zenger in Leipzig)
Inserate die vollständige Beschreibung Seite 75 Pfennig.
Preis für je 1000 Expl. Quart 5.—
Kürzliche Ausgabe von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Ältere Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal. Einbanddecken à Nr. 1.—, Bechdecken à Nr. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

An unsere Leser!

Das neue Quartal steht vor der Thür, klopft bereits energisch an und tritt, unbekümmert um unser „Gerechtes“, geschmückt mit dem köstlichsten Blumenkranz und gefolgt von den glänzenden Strahlen der sengenden Sonne, rasch ein und stellt sich als „Saison morte“ vor. Aber gleich die erste Begegnung nimmt einen so hitzigen Verlauf, daß Männlein und Weiblein mit Rind und Regel das lebhafteste Verlangen nach Abkühlung tragen und schnurstracks in die nächste (oder entfernteste?) und beste Sommerfrische flüchten, „das glückliche Volk der Gefilde“ wird aufgesucht, man kehrt — nach Rousseau — zur Natur zurück und in allen Tonarten und Variationen wird nur ein Thema behandelt: „Mehr Luft!“ Wie aber ergeht es unter solchen Umständen der Kunst, insbesondere der uralten Musik? Nun, sie weiß sich wie immer volle Geltung zu verschaffen und ihre ganze Anziehungskraft auszuüben; dominiert sie doch in allen Costum- und Badeorten, deren Promenaden erst dann das bunteste, lebhafteste Treiben entwickeln, sobald die Kirchcapelle die munteren Weisen erklingen läßt. Freilich die weltberühmten Namen, die stars, für die wir bereits im Winter im Concertsaal und Theater um unser schweres Geld oft genug geschwitten, sie verschwinden für einige Zeit gänzlich von der Bildfläche, man hört und sieht nichts von ihnen, nur so viel erfährt man, daß sie auch im dolce far niente Meister sein sollen. Es ist faß, als ob sie sich



gegen die „Neue Musik-Zeitung“ verschworen hätten, um ihr allen Stoff für die neuesten Nachrichten zu entziehen. Wir aber rächen uns, greifen tief in unsere reichen Redaktionskräfte und geben unsern Lesern aus dem an ernten und hellen Ereignissen so reichen Leben der Künstler mancherlei zum besten: die mit Geist und Humor gewürzten Anekdoten, Anekdoten und biographischen Skizzen, ja mehr noch, wir verraten sogar manche intime Herzensgeschichte aus dem Leben des frühlichen Musikantenvolkes. — Jedenfalls dürfen wir versichern, daß wir dank der besten Beziehungen zu den hervorragendsten und bestbelehrtsten Musikwissenschaftlern, Kenntnissen, Conzern und Zeichnern auch im nächsten Quartal erfolgreich bemüht sein werden, unsere geehrten Abonnenten durch Wort, Bild und Ton zu fesseln und zu erfreuen. Und wir hegen die Hoffnung, daß auch diejenigen unserer lieben Leser, die sommerlicher Erholung bedürfen, gern zur „Neuen Musik-Stg.“ greifen, und in ihrer Lectüre die angenehme, anregende Unterhaltung finden mögen. Das wünschen wir von Herzen. Wir bitten — im Interesse einer regelmäßigen Weiterlieferung — alle Gönner und Freunde unseres Blattes, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements für das III. Quartal ja nicht versäumen zu wollen. In besonderem Danke würden Sie uns noch verpflichten, falls Sie die Lebenswürdigkeit hätten, in Ihrem Freundeskreise auf die „Neue Musik-Zeitung“ aufmerksam zu machen und den beiliegenden Prospekt in denselben zu kultivieren zu lassen. Redaktion und Verlag.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



Ingeborg von Bronsart.

Biographisches Skizzenblatt

VON

Elise Polko.

88

In bewegtes Künstlerleben in der engen Begrenzung eines gegebenen Raumes zu schil dern, in seiner Entwicklung, seinen Dahntrauen, seinen Augen und Schaffen, ein Künstlerleben, das noch seinen Abschluß fand, ist unlagbar schwer, es ist, als ob man ein Bild überall abzeichnen müsse, das mit es in einem viel zu kleinen Rahmen hineingefügt werden könnte, etwa mit dem klassischen Motto: „der Wien“ muß!“ — Es kann also solche Schilderung immerhin nur als der Versuch gelten, ein allgemeines Interesse wach zu rufen für eine reiche musikalische Begabung und, in eben diesem Falle, für die Wert stadt einer komponierenden Frau.

Als ich vor etwa 20 Jahren Ingeborg von Bronsart zuerst in Hannover sah und hörte, war ich nicht minder gefangen genommen von ihrer echt nordischen blonden Schönheit, als von dem charakteristischen Spiel der klavierspielerischen Schillerin. Sie sah damals aus, wie man sich heute die Ingeborg der Frühjahrsage denkt, mit dem Falten auf der Schulter, — den fernem Frühlings mit den Gedanken „auf weiten Meeren“ begleitend.

Blühend, kräftig, mit blauen, strahlenden Augen, äppigem, blondem Haar und regelmäßigen Zügen schlanke und hoch gewachsen, — so erschien sie vor mir.

Und doch ein erster Eindruck bleibt haften. Als sie nun vor wenigen Monaten hier in Hannover Abschied von mir nahm, bei ihrer Liebeswerbung nach Weimar, wohin Freiherr von Bronsart als General-Intendant berufen worden war, da dachte neben der ersten Frauengestalt immer jene Ingeborg im rosenfarbenen Seidengewande auf, die damals am Flügel saß und mich und alle bezauberte.

Jetzt steht schon ein erwachsener Sohn, ein stattlicher Garbellenknaul, neben ihr und eine lebenswichtige, musikalisch hochbegabte Tochter, und aus der glänzenden Virtuositin wurde, im Laufe der Zeit, eine künstlerische Seltenheit: — eine komponierende Frau.

Es ist eine Reihe ebenso interessanter als au mutiger Bilder, die vor uns erscheint bei der Frage nach der künstlerischen Entwicklung dieses seltenen Musiktalents: — in der Hauptstadt an der Weimar taucht Ingeborg Starke zuerst auf.

Da steht das jüngste, dort 1840 geborene Tochterlein eines Schweden, Wilhelm Starke, der zur russischen Kaufmannsgilde gehörig, am Klavier, eifrig mit den kleinen Fingern jene Melodie auf den Tasten suchend, die eben die Geige der Mutter, einer blonden Finnländerin, gesungen. Und diese Mutter schon muß von einer wunderbaren Musikbegabung gewesen sein, denn sie spielte auf dem schwersten Instrument, der Violine, die sie unter ihren Vater spielen sah, alles nach dem Gehör, nachdem man ihr die Geigengriffe gezeigt, ja sogar ohne die Noten zu kennen. Und dann all abendlich — die beiden kleinen Schwwestern Starke, Olivia, die Ältere steht an einen ruffischen Obersten schwedischer Abkunft, den Grafen Cronhielm ver heiratet) und Ingeborg, lagen schon in ihrem Bettchen, — lang die Haushälterin, eine Schwedin, zur Gitarre die Weber ihrer Heimat, die später Jenny Lind herüber brachte. Wer hätte da schlafen können bei all diesen Worten und Tönen, bei dem Lob des schönen „Bermeland“, bei den Walladen vom „Hil lebrand“, der sein Schwessterlein vergebens sucht, bei den Klagen von „klein Hilja“ um den verlorenen Freund und bei den lustigen Tanzliedern aus Dale carlien. — Das waren lebendige musikalische Ein drücke, die auch die kleine Ingeborg damals mit ihnen empfing.

Als nun später Olivia Klavierstunde bekam und Ingeborg mit großen verlangenden Augen dabei stand und mit Thränen bat, mitlernen zu dürfen, gewahrte man, ihrer großen Jugend halber, nur un gern diese ihre Bitte.

Gar bald zeigte sie denn auch die sonstige Almo sphäre, in der sie lebte, die Knospe dieses ungewöhnlichen Talents und bald hätte man in musikalischer

Beziehung von ihr sagen können, wie vom Frühlings anfang: „Das Blühen, es will nicht enden!“

In der Harmonielehre, die Ingeborg Starke bei dem ausgezeichneten Klavierpieler und Komponisten Ernst Decker eifrig studierte — im Klavier unter richtete sie ein genialer Musikbibliothekar der Peters burger Aristokratie — Nicola von Martinoff, der Freund eines Liszt, Thalberg und Senft — zeigte sie ein überragendes Verständnis der schwierigsten Sätze, — wie sie überhaupt sich als geistig begabt auch in anderer Richtung zeigte — sie lernte und beherrschte fünf Sprachen mit großer Leichtigkeit. Auf dem Klavier waren mittlerweile die kleinen Fing er bald so zu Hause, daß das zwölfjährige Mäd chen es getrost wagen durfte, ihr erstes Konzert zu geben.

So war denn eines Abends der Saal des Gra sen Musiksaal gefüllt mit dem vornehmsten Publikum von Petersburg. — Die Namen Mendelssohn, Mos chowski, Senft und Karl Meyer standen auf dem Programm, und vor dem Flügel saß ein bildschönes, zierliches Kind, das sich gar nicht ängstigte, weil es seiner Sache gewiß war und sich oben rein unter lauter wohlwollenden Freunden fühlte. — Und diese beiden Voraussetzungen trübten sie auch nicht. Alles ging vortrefflich und an Beifall und glän zender öffentlicher Kritik, die der jugendlichen Debutantin eine große musikalische Zukunft prophezeiten, schloß es nicht. — Von großer künstlerischer Geistesgegen wärt zeigt eine kleine spätere Konzertschöpfung der kaum vierzehnjährigen im Theater Michel. Ingeborg Starke spielte das Chopin'sche E-moll-Konzert mit Orchester, natürlich auswendig, — ihr musikalisches Gedächtnis war von jeder bewundernswert — als plötzlich eine Saite sprang und sich auf die andere Salten warf, die sich durch unwillkürliches Klirren gegen diesen Ueberfall zu wehren versuchten. Niemand dachte daran, trotz dieser erschreckenden Mißlaute, beizutreten, um den Störenfried zu beseitigen und der Qual der Spielerin ein Ende zu bereiten. Eine Unterbrechung des Spiels war, schon des Orchesters wegen, ebenso unmöglich wie ein Weiterspielen mit dieser improvisierten Klirrbegleitung. — Da hob sich die kleine energiegeliche Rechte der Spielerin und rief mit einem energiegelichen Ruck, ohne daß die Linke ihr Spiel unterbrach, blitzschnell das corpus delicti hin weg und warf es zu Boden — unbehindert ging die kleine Fräulein auf den Tasten des Flügel's weiter. Da aber brach das Publikum, ob dieser klugen Selbsthilfe, in lauten Jubel aus und eine Blumenfülle fiel am Fuß des Sanges zu den Füßen der Konzertschöpfung nieder. — Die glanzvollste Leistung hätte nicht mehr bewundert werden können als dieser kleine Zwischenfall.

Im 10. Lebensjahre Ingeborgs geschah es, daß die wunderbare Künstlergestalt Anton Rubinstein in ihr Leben trat. Mit welcher Begeisterung die Künstlerin sich im Laufe der Jahre diesem Feuergeist zu wendete, erzählt sie oft und gern mit leuchtenden Augen. Er ist dieser feine Kollege ein treuer Freund geblieben bis zur Stunde. — Uebrigens äußerte er einmal ihr gegenüber: „Sie spielen ja sehr schön, — aber was mich besonders an Ihnen interessiert, ist doch — Ihr kompositionstalent.“

Und es war und blieb auch für alle Musiker und Musikfreunde stammesweit, daß ein kaum 16-jäh riges Mädchen, verwohnt und umhüllt des zerknenden Petersburger Lebens stehend, nicht nur ernste Sonaten, sondern auch strenge Fugen mit besonderer Vorliebe niederschreiben begann. Zum Glück sorgte ihr Lehrmeister und musikalischer Gönner, Martinoff, dafür, daß sich derartige Arbeitsstunden nicht allzu sehr ausdehnten, und Ingeborg Starke war in jedem Som mer ein willkommener Gast auf seinem Gute am Strande der Neva, bei Schlüsselburg. Da trat die Musik in den Hintergrund, an hohen Felsen, da wurde täg lich und fröhlich ohne Musikbegleitung geritten, ge schwommen, Willard gespielt und jede Dinnmacht, die sich in der Regel bei anstrengender musikalischer Thätig keit einzustellen pflegte, war bei strenger Strafe ver boten. — Als der dunkle Schatten des Winterkriegs auf Petersburg und seine lebenslustige Gesellschaft fiel, da stand auch Herr von Martinoff in den Reihen der tapfern Kämpfer und der berühmte, hochgelegante Klavierpieler Adolf Senft, wurde nun, in seiner Abwesenheit, der Lehrmeister der angedehnten Künst lerin. Drei Jahre lang studierte sie bei ihm und in eben dieser Zeit zeigten auch zwei edle fürstliche Frauen ein warmes Interesse an ihrer künstlerischen Entwicklung, die schöne Großfürstin Konstantin, die Tochter Alenburs, die schwärmerische Betschevin

Mendelssohn, und die Protektorin aller Künstler: die Großfürstin Helena.

In einem Abend aber versammelte sich beim Fürsten Galizin eine glänzende und vornehme Gesell schaft in der feenhaft ausgestatteten Räumen seines Palastes, die Aufführung einer kleinen Operette, Text von dem geistvollen Grafen Sollogub, Musik von Carl Lepp, fand daselbst statt: „Arlequin prestidi gateur.“ Ingeborg Starke spielte und sang die Solome vine. Später geleitete man aber auch einen jungen deutschen Klavierpieler, der eben nach Petersburg zu Konzerten gekommen, an den Flügel. Er war ein Schüler Liszt's, von dem er die warmsten Empfeh lungen an einflussreiche Musikfreunde mitgebracht hatte, — sein Name lautete: Hans von Bronsart. Nach wenigen Minuten, er spielte ein Chopin'sches No turmo, hatte der Fremde sich des allgemeinen Interesses bemächtigt — man lauschte voll Spannung und als er geendet, war man entzückt. Ein wunderbarer Anschlag, große technische Sicherheit und eine be zaubernde Poesie des Vortrags nahm die Hörer ge fangen. Unter seinem Sessel aber stand, wie geahnt, der blonde Liebhaber der hier Versammelten. Nach der sah man die beiden jungen Künstler in leb hafter Unterhaltung begriffen und da hat denn wohl Hans von Bronsart in begeisterten Worten von seinem deutschen Heim und vor allem von dem Meister aller Meister, Franz Liszt, der eben in der Reichsstadt Weimar lebte, erzählt. — Von dieser Stunde an trübte Ingeborg von fernem Ländern und Menschen, und bei ihren Vater und ihren musikalischen Freund Martinoff mit thürnenwollen Augen: „Laßt mich fort — ich will zu Liszt in die Reichsstadt!“

Und wie sich denn bisher alle Wünsche Inge borgs erfüllt hatten, so geschah es auch mit diesem. Im Frühling des Jahres 1858 durfte die jugendliche Künstlerin wirklich ihre Schwingen entfalten zum Fluge nach jener deutschen Stadt, die einst das Heim der größten deutschen Dichter gewesen. Mutter und Schwe ster geleiteten sie, aber die fräulein Frau blieb zur War in Karlsbad zurück, und ließ die geliebten Töchter getrost weiter ziehen. — Mit den besten Em pfehlungen versehen klopften denn die beiden jungen Damen an die Pforten der Altenburg, der Residenz Liszt's und seiner edlen fürstlichen Freundin. Der Meister empfing die blonde Künstlerin mit seiner bekann ten unüberwindlichen Lebenswärme und nahm sie, nach kurzer Prüfung, als seine Schülerin an. Sie zeigte ihm auch ihre verschiedenen Kompo sitionen, die ihn lebhaft zu interessieren schienen. Er scherzte aber doch darüber, daß ein junges Mädchen sich mit der ständigen Fugearbeit befasse und mochte wohl glauben, daß hier, wie auch bei so mancher Materialität von Mädchenhänden, hinter den Con tiffen irgendwelcher Lehmeister das Beste ge than habe.

Er bat deshalb freundlich — gleich nach der ersten Lehrstunde — seine neue Schülerin, doch eigens für ihn, hier in Weimar, eine Fuge niederschreiben, und sie ihm zu bringen, sobald sie fertig.

Selbstverständlich wurde der Wunsch des Meisters in kürzester Frist erfüllt.

Liszt setzte sich mit dem ihm überreichten ersten Fugenblatt sofort an den Flügel, um die Arbeit zu spielen. Dann erfolgte ein bedeutungsvolles „Hm!“ — und sich nach der jungen reizenden Komponistin umwendend, sagte er mit seinem gültigen Lächeln und einem schalkhaften Witz: „Aber sie sehen wirklich gar nicht danach aus!“

Die Antwort, mit erglühenden Wangen und blühenden Augen gegeben, lautete in fremdartig kün gen dem Deutsch: „Ahn, ich bin sehr froh, daß ich nicht wie eine Fuge aussehe!“

Ja, in der Reichsstadt erfuhr Ingeborg Starke damals, beim Beginn ihrer öffentlichen Künstlerlaufbahn unendlich viel Liebes und Förderndes, das sie nie vergaß, — auch der damalige Hof interessierte sich in lebenswüthiger Weise für sie, — der Abschied wurde ihr recht schwer, und dennoch sollte und mußte sie ihre Schwingen prüfen, nach allen Rich tungen hin. Zuerst dirigierte man sie nach Paris. Liszt aber entließ seine Schülerin mit dem charakte ristischen Zeugnis: „Vous êtes quelque un!“

Sie machte ihm denn auch alle Ehre da draußen, überall mit ungewöhnlichem Erfolg konzertierend, und doch zog es die immer Wastende mit Macht wieder zurück: die Reichsstadt hatte es ihr angethan — und zunächst ihr genialer Bewohner, der unerglei chliche Meister. Es begann nun in Weimar eine neue Studienzeit, welche von der Verneinen selbst als die schönste und genussreichste ihres Lebens bezeichnet wird.

Und im „wunderbaren Monat Mai“, da fand es plötzlich Hans von Bronsart durchaus notwendig,

wiederm die Weisenstadt und seinen großen Lehrmeister zu besuchen. Ueberall schwirren natürlich dort Goethebilder in der Luft:

„Wie herrlich leuchtet mir die Natur,
Wie tacht die Sonne, wie glänzt die Flur,
mit dem Refrain:
„O Mädchen — o Mädchen, wie lieb' ich dich“
und dann auch die brennende Frage:

„Herz, mein Herz, was sollst du geben,
Was bebrüget dich so sehr?“
bis es denn endlich geschah, daß:

In diesem Zanderfächchen,
Das sich nicht zerschneiden läßt,

die blonde nordische Jungfrau auf klassischem Boden den deutschen Knüttgenossen für immer festhielt. Zur Hochzeit waren Jungfrau Starke und Hans von Bronsart ein glückliches Brautpaar.

Es war vorauszu sehen, daß Herr von Bronsart, eine der feinstinnigsten Künstlernaturen und zugleich geistvoller und vornehmer Komponist, den größten Einfluß gewinnen mußte auf die weitere musikalische Entwicklung seiner Braut und Frau, soweit eben dieser durchaus selbständige und energiegelade Frauen- und Künstler-Charakter dies zuließ. Gewiß ist, daß sie sich fortan bei ihren Kompositionen, besonders bei ihren späteren interessanten Opernarbeiten Platz bei ihm erholte und jede Nummer mit ihm befruchtete.

Nach vor ihrer Verheiratung, die 1861 erfolgte, unterwarf Jungfrau Starke verschiedene größere Konzerte und trat auch in verschiedenen Konzerten nachmals in der französischen Hauptstadt auf, wo sie mit Rossini und Auber in Verbindung kam und wofolte auch Richard Wagner ihren Weg kreuzte, der damals dort die Aufführung seines Tannhäuser vorbereitete.

In den musikalischen Kreisen jener Zeit wurde sie sehr geachtet und stets die Kraft, der Glanz und die Klarheit ihres Spiels besonders hervorgehoben. Als Frau von Bronsart mußte, durch die obwaltenden Verhältnisse bedingt, allmählich die Virtuosität in den Hintergrund treten und das Bild der Komponistin in immer hellerer Beleuchtung erscheinen. Das junge Heim gewährte ja auch die beste Muße zu dieser stillen ernsten Arbeit. Der zunächst waren es doch wohl annähernde Wiegens- und zweifelhafte Kinderlieder, welche diese Werkstatt verließen, Kompositionen, die später die Mutter mit dem Töchterchen sang.

Das junge Paar führte in den ersten Jahren seiner Ehe ein ziemlich bewegtes künstlerisches Wanderleben — konzertierend, dirigierend, inspirierend, wohin es kam. In Wienberg bei dem künftigen Fürsten von Hohenzollern, in Leipzig, Dresden, Berlin, überall interessierte man sich auf das nächste für den eleganten poetischen Spieler und feinsinnigen Dirigenten, überall erntete seine Frau als brillante Virtuosität Lorbeeren. Nach dem österreichischen Kriege wurde Hans von Bronsart zum König zum Intendanten des hannoverschen Hoftheaters ernannt, eine vielbeneidete Stellung, die er erst im Jahre 1887 mit der eines General-Intendanten in Weimar vertauschte, und zwar auf besondern Wunsch des Schutzherrn aller Künstler und Dichter, des warmherzigen, geistvollen Künstlers und Sängers Großherzogs Albrecht. — In den Matineen des Bronsart'schen Hauses gaben sich damals in Hannover die answärtigen wie einheimischen Künstler ein Rendezvous, sowie die elegante Gesellschaft. Ich erinnere mich verschiedener hochinteressanter Gestalten, die dort an mir vorübergegangen — vor allem der schönen, genialen Klavierspielerin Frau von Voigts-Nehg, die nicht mehr „Dilettantin“, wohl aber Künstlerin war, der glänzenden Sängerin Alajala Orgeni, des leidenschaftlichen Musikfreundes und späteren preussischen Ministers Maybach und seiner künftigen, liebeswürdigsten, nun auch heimgegangenen Frau, den unvergesslichen Max Stagemann, jetzigen Theaterdirektors in Leipzig und seiner reizenden Lebensgefährtin. War manche ritterliche Soldaten-erscheinung, die in dem großen Kriege von 1870 für immer entfiel, bewegte sich unter den Gästen des Bronsart'schen Hauses. Nach 1870 hörten leider diese genussreichen Hauskonzerte auf, das Künstlerpaar lebte fortan sehr zurückgezogen. Die öffentliche Virtuositätsaufbahn Frau von Bronsart's hatte ihr Ende erreicht, als Gemahlin des Intendanten durfte sie nur mehr zu wohlthätigen Zwecken spielen, desto fleißiger arbeitete die Komponistin.

Auf mich speziell haben Beethoven'sche Sonaten und seine Konzerte, sowie Bach'sche Fugen und Präludien, von Jungfrau von Bronsart gespielt, den mächtigsten Eindruck hervorgerufen. Mit wahrhaft klassischer Ruhe, mit staunenswerter Kraft, Klarheit und

Schönheit wurden diese Schöpfungen der deutschen Neugeister von diesen Frauenhänden vorgeführt, sie sind mir ebenso unvergessen wie mühselgütig in ihrer Wiedergabe durch die Liebhaberschülerin Liszt's.

Am Frühjahr 71 und 72 erblühte im Bronsart'schen Hause die Goethe'sche Dichtung „Terra und Väter“ als Singspiel das Licht der Welt, und im Jahre 73 veränderte dies musikalische Kleinod, unter Führung des genialen Hofkapellmeisters Lassen, die ersten Schritte auf der weinischen Bühne, und zwar mit vielem Erfolg. Zu Hannover selbst fand die Hofse des Thomas den denkbar glänzendsten Vertreter in Max Stagemann. In dem Jahre eben dieser Aufführung schritt auch Friedrich v. Bodenstedt über die Schwelle des Bronsart'schen Hauses und mit ihm zogen Lieder aller Art ein, die Frau Jungfrau in Musik setzte. Ein Lied dieses künstlerischen Zusammenwirkens ist für mich von ganz besonderem Reiz und verfehlt, warm genügen, nie seine Wirkung:

„Nachtigall, o Nachtigall,
Saugezreiche Nachtigall“ —

Der berühmte Dichter versprach denn auch der nimmer rastenden Komponistin einen Dornstachel — da sich ein früher von Frau von Bronsart komponierter Text von Meyer, die Götterin Isis, nicht vertham erwiesen hatte. Jene Oper hatte man damals im krongrätzlichen Hause zum erstenmal aufgeführt und zwar mit vierhundert Klavierbegleitung. Herr und Frau von Bronsart selbst sahen am Flügel — die Soli wurden von Wälgelern der Hofkapelle gesungen und der Chor von Damen und Herren der Hofgesellschaft. Es war ein schöner und ehrenvoller Abend für die Komponistin, zu deren besonderen Ehrentinnen auch ihre Majestät die Kaiserin und die künftige Frau Prinzessin Friedrich Karl gehörten.

Lange suchte nun Friedrich v. Bodenstedt nach einem passenden Stoff — da entfiel der Mappe des Herrn von Bronsart ein Manuscript, das er für sich selbst niedergeschrieben, die dramatische Bearbeitung der alten dänischen Sage, die auch Wälgelern verlorste, König Harnie. Trotz der Meinung Bodenstedt's, daß eben diese Bearbeitung wie sie vorlag, vortrefflich sei und unverändert komponiert und aufgeführt werden müsse, bestand doch Herr von Bronsart, als Verfasser, beiseite auf einer Umarbeitung von Mirza Schaffys Hand, die denn auch endlich erfolgte. Der dramatische Aufbau in vier Akten und einem Vorspiel blieb unverändert, nur der Text wurde umgearbeitet und verflücht. Das ganze Textbuch erschien später in Bodenstedt's „Einkehr und Umkehr“. Es wurde nun von Frau von Bronsart komponiert voll freudigster Schaffenslust und die Hauptrolle dem Heldentenor Schott, damals an der hannoverschen Bühne, zugebacht. — Die Oper ist jetzt vollendet und bereits an verschiedenen Theatern, unter diesen auch an der künftigen Hofoper in Berlin, zur Aufführung angenommen.

Dazuwischen entstanden und erschienen — gleichsam als Erholung von freier Arbeit, leichtbeschwingte Lieder, Klavierkompositionen, Rottmos, ein Valse caprice, Violin- und Gesell-Kompositionen u. s. w. Als interessant ist noch nachzutragen, daß im Jahre 1870 der Musiker und damalige Intendant Herr von Bronsart auch zur Waffe griff, trotz einer leichten Lähmung der Hand, die ihn seit Jahren von militärischen Lieblingen fern gehalten hatte.

Da saß denn der schlaue Unteroffizier des 67. Infanterieregiments, auf dem Wege zu seinem lebenswürdigen Obersten, Herrn von Kranach, eines Abends in München, an einem Wälgel'schen Flügel und spielte, in bezaubernder Weise, eben jenes Chopin'sche Rottmos, das er — „long, long ago“ — an jenem Abend im Palais Galizien über die Tasten gleiten ließ, als er die blonde Jungfrau zuerst gesehen. — In der Werkstatt der einsamen Komponistin entstanden in jener goldenen Zeit patriotische Lieder, Männerchöre und ein schwungvoller Kaiser Wilhelm-Marsch, den man im Jahre 71 bei den Festvorstellungen bei der Truppenheimkehr, im Berliner Opernhause aufgeführt.

Es ist also in jedem Falle ein an Ehren und Anregungen reiches Doppel-Künstlerleben, das ich hier nur andeutungsweise zu skizzieren versuchte, aber es erscheint mir als eine wunderbare poetische Fügung, die jetzt Frau Jungfrau zurückführte in jene Weisenstadt, in der sie einst ihren Liebesfrühling verlebte und die höchsten künstlerischen Anregungen empfing.

Ihre Briefe von dort atmen denn auch nur Freude und Dank für eben diese Wendung ihres Schicksals, und wahres Entzücken über jenes Ayl des Friedens und neuer Anregung, und ebenso glück-

erfüllt, von seiner neuen nach allen Richtungen hin unbeschränkten, lohnenden künstlerischen Thätigkeit und den herzerquickenden Beziehungen zu dem gütigen hohen Schützer und seinem Hause, äußert sich der neue Generalintendant.

Es ist wohl ein heiteres Wandeln auf klassischem Boden, ein ichones Gelingen an die Zeiten der beglückendsten Studien unter den Augen eines Unvergesslichen, das beiden Künstlerindividualitäten wohl zu gönnen ist.

Mögen noch viele frische Tonblüten aufblühen in der Werkstatt Frau Jungfrau's, in jenem neuen Heim, das aufzubauen ihr und ihrem künstlerischen Lebensgefährten gekraftet ward, in Goethe's geliebter „Weisenstadt“.



Wolfgang Amadeus Mozart Sohn.

Von Otto Schmid.

Wahr ein trauriges Vermächtnis ein solcher Name! — Wie manchem Sohne schon wurde er zu drückender Last, zu lähmender Fessel, wie manchem brachte er trügerische Erwartungen — gekrümmte Hoffnungen! — Der Sohn eines anderen Unvergesslichen, eines anderen Wolfgang ist auch ein Beispiel für die Wahrheit dieses Satzes: Julius August Walther von Goethe, der einzige Sohn des großen Dichters, dessen Vater sein Geringeres als Herzog Karl August war. Wie lastete auf diesem Unglücklichen die Macht seines Namens und nicht nur diese, sondern noch oben drein die Macht der Persönlichkeit seines Vaters. Gleich einem Schrei aus gepreßter Brust entringt sich seinem Innern vor seiner Wiege nach Italien, von der er nimmer wiederkehren sollte, das seinen Seelenzustand grell widerspiegelnde Gedicht:

Ich will nicht mehr am Gängelbände
Wie sonst geleitet sein,
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befreien.

Und ist auch sicher Sturz bereitet,
Ich weiche nicht vom schmalen Pfad,
Um Rechtthum mancher wird beneidet
Und wohl ist dies die schönste That.

Periphrastisch Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergrund ist sicheres Loß,
Es gleicht von Sturm gepfeiften Wellen
Und sinkt zuletzt in Theis's Schöß.

Drum stürme fort in deinem Schlägen
Bis auch der letzte Schlag verchwand,
Ich geh' entgegen besser Tagen,
Geld ist hier nun jedes Band.

Am 22. Juli 1830 verließ er die Heimat, am 28. Oktober starb er, dem Vater vorausleitend, nach mannigfachen körperlichen Leiden in Rom. Wie eine Ahnung des tragischen Schicksals seines Sohnes konnte man des Unsterblichen Euphorion erfassen. Dasselbe ewig unbefriedigte Streben, derselbe Zug dämonischer Leidenschaft, daselbe ewig ungefüßte Verwünsnis mit dem Jüdischen.

Auch Mozart der Sohn sollte den Druß seines Namens hart empfinden, wiewohl ihm das Geschick im Beginn seiner Laufbahn hold zu lächeln schien. Wenn er des Vaters führende Hand missen mußte, so war dafür seinem Streben die Macht der Persönlichkeit desselben nicht hinderlich. Wenige Wunden nach seiner Geburt hatte ja der Tod den Großen in das Reich der ewigen Harmonie entrückt. Am 26. Juli 1791 ward in Baden bei Wien der Sohn geboren; am 5. Dezember starb der Vater.

Schon frühzeitig verriet Wolfgang Amadeus treffliche musikalische Veranlagung und die Mutter, auf dieselbe vertrauend, legte seine Ausbildung in bewährte Hände. Im Klavierpiel unterrichtete ihn der auch in der Geschichte des Pianofortebaues namhafte Andreas Streicher, der bekanntlich in seiner Jugend seinen Wälgel'schen Schüler bei seiner Flucht aus der Karlschule begleitete und treu zu ihm stand. Seine kontrapunktischen Studien absolvierte er in denkbar besser Schule bei dem berühmten Albrechtsberger. Außerdem waren seine Lehrer Sigismund Neukomm, ein Schüler Michael Haydn's, und der hochgeachtete Salieri, während Altmeyer Joseph

Sahnd, der trene Freund seines Vaters, ihm eine wahrhaft väterliche Zuneigung entgegenbrachte und ihm stets mit Rat und That zur Seite stand. So konnte der kleine Künstler noch nicht 14 Jahre alt zum erstenmale öffentlich auftreten. Am 8. April 1805 fand zu seinem Vortritt ein Konzert im Theater an der Wien statt. An der Hand seiner Mutter erschien der vom Publikum warm begrüßte Sohn des Meisters, dessen Namen für allezeit in goldenen Lettern in der Geschichte der Menschheit prangt, auf dem Podium. Man belachte ihn entgegen, als er mit bemerkenswerten Händen das große C-dur-Klaviers-Konzert seines Vaters, mit jenem entzündenden, aus den Regungen tiefsten Leibes sich zum reinsten Seelenfrieden emporringenden Andante, vortrug. Man bewillkommnete das sich zeigende kompositorische Talent des Knaben, das sich in den von ihm gezeigten Variationen über das Menuett im Don Juan und in einer zur Aufführung gelangenden Kantate zu Ehren des 73. Geburtstags Joseph Haydns befandete. Alles schien eine glänzende Zukunft zu versagen und gewiss wäre es bei seinem Talent zu seinem Heile gewesen, hätte er in Wien, dessen Manern in seinen Tagen so viele herrliche Meister, voran den Titanen Beethoven überbieten, bleiben können. Doch die wenig glänzende Lage der Mutter, die erst im Jahre 1809 durch Verheirathung mit dem braven, ehrenwerten Nissen in bessere Verhältnisse kam, zwang ihn, im Jahre 1808 eine Stelle als Musiklehrer bei dem Grafen Joseph von Vukobratowich anzunehmen und dieser entführte ihn, sich auf seine Güter in Galizien zurückziehend, dem regen Musikleben der Donauabstätt.

Fünf Jahre später begab sich Wolfgang Amadeus nach Lemberg, der Hauptstadt der österreichisch-polnischen Lande, und lebte dort gänzlich unbekannt, acht Jahre hindurch, sein Brot durch Klavierunterricht kümmerlich verdienend. Doch schließlich trieb es ihn hinaus in die Welt. Sich einen Namen zu verdienen, nein, — sich des seinen würdig zu erweisen, mußte das Ziel seines Strebens, seines Lebens sein! Mit großem Erfolg trat er in den Jahren 1820 bis 1822 in den bedeutendsten Städten Deutschlands auf und erwarb sich allenthalben der Auf eines trefflichen Pianisten und eines nicht untergebenen Komponisten. Nachdem besuchte er seine Mutter, deren Gatte bekanntlich Staatsrat des Königs von Dänemark war, in Kopenhagen und seinen in Mailand lebenden älteren Bruder Karl. Mit diesem letzteren macht uns ein Brief Mendelssohns (datirt Florenz 24. Juli 1831) in liebenswürdigster Weise bekannt. „Eine andere sehr liebe Bekanntschaft, heißt es da, die ich dort (in Mailand) gemacht habe, ist die des Herrn Mozart, der dort Pianist, eigentlich aber ein Musiker ist, dem Sinne und Herzen nach. Er muß die größte Ähnlichkeit mit dem Vater haben, besonders im Wesen; denn solche Sachen, wie sie Ihnen in den Briefen des Vaters rühren, in ihrer Natürlichkeit und Offenheit, hört man in Menge von ihm und muß ihn nach den ersten Augenblicken lieb haben. Unüberhörlich z. B. finde ich, daß er auf den Ruf und das Lob seines Vaters so eifrig ist, als sei er ein junger angegebener Musiker; und eines Abends bei Gertmanns, als viele Musik von Beethoven gemacht worden war, sagte mir die Baronin Leise, ich möchte doch nun auch etwas von Mozart spielen: der Sohn würde sonst nicht so froh wie gewöhnlich; und als ich die Unversicht aus Don Juan gespielt hatte, taut er erst auf und verlangt auch noch die ans der Zauberflöte, von seinem Vater“ und hatte eine kindliche Freude daran, man wußte ihn lieb gewinnen.“ Im Beginn des Jahres 1823 kehrte Wolfgang Amadeus nach Lemberg zurück, gründete daselbst im Jahre 1826 den noch heute bestehenden Gässchenverein und machte sich überhaupt um das Musikleben dieser Stadt hochverdient. Ein im Besitze des Verfassers befindlicher Originalbrief Mozarts (datirt Lemberg den 17. April 1827) an seinen „lieben guten Freund“ Anton Jähndl, der das Amt eines Chorregenten im adeligen Frauenstift Nounberg in Salzburg bekleidete und ein Schüler und Freund des, weil in seinem Schaffen noch fast unbekannten, durchaus nicht nach Gehör gewürdigten Michael Haydn war, gelange an dieser Stelle zur Veröffentlichung.

Der Brief lautet:

„Der Inhalt meines heutigen Schreibens an meine Mutter wird mich wohl auch bei Ihnen entschuldigen, daß ich Ihnen diesen Brief vom 23. Februar so lange unbeantwortet ließ. — Wir alle können Ihnen wie nach Gebühr unsern Dank für Ihre wirklich großmütige und freundschaftliche Aufopferung, mit der Sie sich unserm Interesse annehmen, bezeugen und es kommt aus dem Grunde meines Herzens, wenn ich Ihnen sage, daß ich recht schnell

wünsche, einst in die Lage zu kommen, Ihnen wenn auch nicht zu vergelten, doch wenigstens meine aufrichtigste Freundschaft und Anhänglichkeit zu beweisen. Mit dem morgen abgehenden Gilwagen erhält meine gute Mutter die Familien-Briefe. Es ist wahr, mein Vater wurde von dem damaligen Fürstbischof unwürdig behandelt, aber ich empfehle doch, dies so schonend wie möglich zu berühren, denn wenn auch der Bischof nicht erblich ist, so ist doch eine Art geistlicher Verwandschaft, und — es könnte mir vielleicht in meinen Plänen schaden. — Zugleich erhält meine Mutter 30 Gulden R. W., um Sie Ihnen zu übergeben. Die machen mit den Ihnen früher gegebenen 60 Gulden aus. Ihre Auslage beträgt 49 Gulden 36 Kreuzer, also bleibt für das, was noch folgt, 10 Gulden 24 Kreuzer. — Ist Ihr Vorrat noch nicht unterwegs, so bitte ich Sie, es zu beschleunigen, und wünschlich unter meiner Adresse an Herrn Haslinger in Wien zu senden, der mir es dann auf eine wohlfeilere Art zuschicken kann, denn mit der Post kommt es zu teuer. Vielleicht findet sich jetzt eine Kaufmannsgelegenheit nach Wien, da ohnehin bald Markt ist; wenn nicht, so senden Sie es, versteht sich, mit dem Postwagen an Haslinger nach Wien. — Leben Sie wohl, lieber Freund, schreiben Sie bald, grüßen alle, alle Bekannte und behalten Sie sich Ihren Mozart.“

Freund Hader* bitte ich zu sagen, daß ich meine Schuld schon an Herrn Haslinger berichtigt habe. Sobald mein Kopist mit dem Ehrenbüchlein Aquaviva fertig ist, das ich zu Beethovens Todestag geben werde, wird seine erste Arbeit der gewünschte Davidde penitente sein, den ich Sie bitten werde, als ein kleines Andenken von mir anzunehmen.“

Ueber die Zeiten seines Aufenthalts in Lemberg, das er später wieder mit Wien vertauschte, sind wir nicht unterrichtet, alle Quellen melden lakonisch: er starb am 30. Juli 1844 zu Karlsbad. Auf der Wüste einer Dame, die in den vierziger Jahren dem Verbanne der Dreißigjährigen Einigabende in Dresden angehörte, erzählt der Verfasser einiges über einen vorübergehenden Besuch Mozarts in Dresden. Man hatte im Verein im Mai des Jahres 1842 Haydns Jahreszeiten zur Aufführung gebracht und gedachte Dame hatte mit bestem Willen die Partie des „Sannchen“ gewonnen. Da kam an einem Lieblingsabende der Akademie der Sohn des großen Salzburger Meisters in den Verein und nun forderte J. G. Schneider, der berühmte Orgelvirtuose, den sein Geringserer als Mendelssohn für den arbeitsamen lebenden Organisten Deutschlands erklärt hatte und unter dessen Leitung in jener Zeit der Verein stand, die Dame und ihren Partner auf, dem Anwesenden zu Ehren das reizvolle Duett Sannchens und Anas zu singen. Mozarts Sohn war nach dem Berichte dieser Dame von etwas gebrünneter Figur und hatte bereits eine Platte.

Sein Schaffen ist jetzt fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen und nur aus musikhistorischem Interesse und aus pietätvoller Liebe für den Sohn jenes Großen, dessen unsterbliche Werke die Welt noch heute in jugend- und kraftvoller Freude erfreuen, gedenken wir desselben in kurzen Worten. Daß die Wucht seines Namens ihm zu schmerzlicher Hölle hierbei wurde, ist ungewiss. Ebenso unzweifelhaft aber ist es auch, daß das ihm imwohnende unbefruchtete Talent nicht eben ein himmelstürmendes war. Selbst die schonendste Kritik, wir erinnern an zwei treffliche Rezensionen über sechs bei Breitkopf & Härtel erschienene Lieder und eine bei Joh. Andr. in Offenbach verlegte Pianoforteklavir im Jahrgang XI (1808 — 1809) der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung, erkennt nur seine anmutige, schmückende Melodie an, vermischt jedoch höheren, idealen Schwung und tiefere, gehaltvollere Ausföhrung. Dieses freilich auf Werke eines erst 17jährigen Komponisten sich beziehende Urteil fanden wir in einer in einem Konzert des Tonkünstlervereins zu Dresden in dieser Saison zum Vortrag gebrachten Sonate für Cello und Klavier im wesentlichen bestätigt, konstatierten aber gerne, daß sich das Werk großen Beifalls erfreute und von sicherer Beherrschung der Form zeugte. Daß es für alle Musikfreunde von höchstem Interesse war, ist selbstverständlich. Doch einer Kritik wollen wir an diesem Orte dieses Mannes Schaffen nicht unterziehen, es ist ja lediglich der Sproßling des großen Unsterblichen, den wir unserer Zeit wieder einmal näher führen wollten. Unser Urteil über ihn ist das pietätvolle Gebeten, welchem wir mit Grill-

* Benedikt Hader (geb. 30. Mai 1789 zu Metten bei Deggendorf in Niederbayern), Sattler und Freund Mozarts, tüchtiger Komponist, wurde als Buchhändler in Salzburg. In einem Anfall von Schwermut führte er sich im Jahre 1809 in die Salz-

parzers herrlichem Gedicht „Am Grabe Mozart des Sohnes“ Ausdruck geben wollen:

So bist du endlich hingegangen,
Wohin der Geist dich ewig zog,
Und hältst den Großen dort umfassen,
Der ablergleich zur Sonne floß.

Daß keiner doch den Birten messe,
Der nicht der Schallstachel Stachel feunt,
Du loarst die tranernde Gypresse
An deines Vaters Monument.

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Bahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Was deiner Thatkraft Keim zerstört.

Gegabt, um höher aufzuaragen,
Stielt ein Gedanke deinen Flug;
Was würde wohl mein Vater sagen? —
War, dich zu hemmen, schon genug.

Und war's zu schaffen dir gelungen,
Was manchen Andern hochgeehrt,
In selbst verwarft es — kaum gelungen,
Als nicht des Namens Mozart wert.

Nun öffnen sich dem guten Sohne
Des großen Vaters Arme weit,
Er gibt der Kindestreue zum Lohne
Ein Telschen der Unsterblichkeit.

Der Name, die ein Schmerzensgenosse,
Er wandelt sich von heut' in Glück;
Dort doch von Salzburger Erzlosse
Ein Echo auch für dich zurück.

Wenn dort die Menge sich versammelt,
Ehrfröhlich Schweigen alle bannt,
Wer dann den Namen Mozart stammelt,
Hat ja den deinen auch genannt.



Amalie Sebald

die Geliebte zweier Tonmeister,
von
R. Nagel.
(Schluß.)

Wohl einige Tage später geschrieben sind folgende Worte mit meinem Datum versehen: „Liebe gute Amalie. Seit ich gestern von Ihnen ging, verklärte sich mein Zustand und seit gestern Abend bis jetzt verließ ich noch nicht das Bett, ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder mich dadurch Ihnen so wichtig schätzen machen zu wollen, so ließ ich es sein. — Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können, müßlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden; immer wünschte ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflöste und daß Sie zutraulich gegen mich wären; ich hoffe mich Morgen besser zu befinden und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns Beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. — Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gefinnungen für Ihren Freund Beethoven.“

In Liebe will ich blättern.“

Bald darauf merket er der Guten, daß der Tyrann ganz klavisch ans Bett gefesselt sei, da sein geistiger Spaziergang bei Tagesanbruch durch die nebligen Wälder seine Unfähigkeit vergrößert habe. Und wieder etwas später:

„Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen; ist aber, daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie wie ich die Freiheit aller Menschen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundbächen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als

Ihren Freund Beethoven.“

Wir dürfen annehmen, daß Amalie, deren Geistes- und Gergensbildung jede falsche Pröberie ausschloß, des Freundes schüchtern geäußerten Wunsch willfährig, den Leidenben aufsucht und ihm goldenen Sonnenchein in seine Krankenzimbe gebracht habe. Denn bald darauf schreibt er ihr wieder: „Sie bei sich zu

sehen, darauf muß ich Verzicht thun, vielleicht erlassen Ihnen ihre Samojeden heute Ihre Reise zu den Polarländern, so kommen Sie zu

Beethoven."

Daß die Treffliche auch für des Künstlers leidliches Befinden die möglichste that und ihn mit fräftigen Gerichten versorgte, geht aus folgendem Willen ihrer Hand hervor:

"Mein Tyrann befehlt eine Rechnung — da ist sie:

Ein Huhn — 1 fl. M. M.
Die Suppe 9 fr.

Von Herzen wünsche ich, daß sie Ihnen bekommen möge."

Darunter schreibt Beethoven schelmisch genug: "Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber doch quittirt werden, und das könnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollten NB. mit der Rechnung zu Ihrem geduldsfähigen Tyrannen." — Und wie dankbar der Komponist all das Liebe entgegennahm, daß die Liebliche für ihn that, beweisen die letzten Zeilen der Korrespondenz:

"Danke für Alles, was Sie für meinen Körper gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt — auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen. — Herzlichen Anteil nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. — Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders als zu Bette liegend empfangen. — Willst du mich Morgen im Stände aufzusuchen? — Leben Sie wohl liebe gute Amalie — Ihr etwas schwach sich befindender Beethoven."

So gingen die schönen Tage des Zusammenlebens mit der Geliebten, zwanglos traulichen Gesprächs, gemeinsamen Natur- und wohl auch Kunstgenusses vorüber, nicht ohne daß sich mit der gehobenen Seele schließlich auch das leidliche Befinden unseres Tonkünstlers wesentlich gebessert hätte. Anfangs Oktober scheint Beethoven über Prag und Budweis nach Linz gereist zu sein, um dort eine Art Visitation bei seinem Bruder Johann, dem habsburgischen Hoftheater zu absolvieren. Denn am 5. Oktober kündigt Wolfgang Linzer Musikzeitung seine Ankunft in der Stadt an und spricht ihre Freude darüber aus, daß dieselbe „den Orypheus und größten musikalischen Dichter unserer Zeit“ in ihren Mauern beherberge. Hier zu Linz, in dem ihm vom Bruder zur Verfügung gestellten geräumigen Zimmer mit Aussicht auf die Donau und die anmuthige Umgebung, von neuer Lebenskraft und die anmuthige Umgebung, von neuer Lebenskraft und Lust durchdrungen, umgastet von hohen Erinnerungen vollendet der Meister seine achte Symphonie, deren Schönheit und schaffende Grazie das Bild der Geliebten deutlich genug widerpiegelt. — Aber noch ein anderes herrliches Werk, das freilich erst bedeutend später wiedergedruckt wurde, verdanken wir hauptsächlich dem innigen Gedanken unseres Künstlers an Amalie Sebald. Es ist der „Niederkreis an die ferne Geliebte“, dessen Text der 21jährige, hochbegabte Studiosus medicinae Alois Fetzles aus Brunn gedichtet hatte und den Beethoven 1816 mit herzbegehenden Tönen umschloß. Wen hätte beim Anhören dieser Gesänge nicht eine Ahnung überkommen, daß darin ein subjektives Empfinden zittert, daß der Komponist hier nicht sowohl einem anderen dichterisch nachgefühlt, sich nicht für ein ihm ursprüngliches Fremdes begeistert, sondern persönlich Erlebtes in der ihm eigenen Sprache geschildert hat! Stimmt doch schon die Verle auf wunderbare zu seiner Herzenserfahrung! Man denke gleich an die Eingangsstelle:

"Weit bin ich von dir geschieden,
Freund und liegen Berg und Thal
Zwischen uns und unserm Frieden,
Unserm Glück und unserm Qual.
Ach, den Blick kannst du nicht sehen,
Der zu dir so glühend eilt,
Und die Seufzer sie betöhlen
In dem Raume, der uns theilt;"

oder an die musikalisch rührend schön wiedergegebenen Worte:

"Wenn alles, was Liebet, der Frühling vereint,
nur unserer Liebe kein Frühlings erscheint, und Thänen
sind all ihr Gewinnen." — Daß Beethoven niemals förmlich um Amalies Hand geworben hat, daß aber die Herzensbunde, die ihm die Braute schloß, ein halbes Jahrhundert nach ihrer ersten Begegnung noch offen stand und immer aufs neue zu bluten begaun, dafür liegen uns urkundliche Belege vor. Noch 1822, untermächtig in Leipzig selbst, hatte er nach Fischhofs

Manuskript in sein Tagebuch folgende abgerissene Worte notirt:

"Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibst kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst — o Gott! gib mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln. Auf diese Art mit A. (Amalie) geht alles zu Grunde."

Und vom 13. Mai 1813 datirt lesen wir in dem nämlichen Tagebuch folgende herzerregende Stelle: "O schreckliche Umstände, die mein Gefühl für Häuslichkeit nicht unterdrücken, aber deren Ausföhrung, o Gott, sich auf den unglücklichen A. herab, laß es nicht länger so dauern —". 1816 hatte Beethoven seinen Neffen und Schilling Karl in der Privatfakultät des trefflichen Cajetan Giannattasio del Rio zu Wien untergebracht, dessen Frau und zwei Töchter musikalisch gebildet waren und für des Meisters Kompositionen schwärmten. Nach der Erzählung der älteren derselben, Fel. Fann, machte die ganze Familie Herbst 1816 dem damals zu Baden bei Wien weilenden Beethoven auf dessen dringende Einladung einen mehrtägigen Besuch. Während eines Spaziergangs ins schöne Gelsenenthal unterhielt sich Vater Giannattasio und seiner Töchter über dessen Haus- und wirtschaftliche Angelegenheiten, die sich gerade damals in schrecklicher Verwirrung befanden. Giannattasio riet Beethoven, er solle sich durch eine eheliche Verbindung von diesen Nöthen befreien, worauf letzterer, sein inneres Herz aufschlappend, erwiderte: „er liebt unmöglich! vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Schimäre, denn es ist es jetzt noch wie a m ersten Tag. Diese Harmonie, seht er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu seiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können." — Einige Monate früher, den 8. März, hatte er offenbar gleichfalls auf sein Verhältnis zu Amalie Sebald Bezug nehmend, an seinen Schüler und Freund Ferd. Ries geschrieben: „Alles Schöne an Ihre Frau; leider habe ich keine; ich fand nur Gine, die ich wohl nie besitzen werde; ich bin aber bedauern kein Weibesein."

Erst in den letzten Jahren seines Lebens, in welchen sein Gemüth überhäupt stiller und heiterer wurde, überwand er vollends den seligen Schmerz um die Tzere und konnte ruhig an das Gedächtniß der Welt zurückdenken, wo ihm Lieblichkeit und Unvergessliches widerfahren. — Ob sich Amalie Sebald jemals erkrankt mit dem Gedanken beschäftigt hat, Beethovens Gattin zu werden, ob sie überhaupt eine Ahnung besaß von der Glut und Dauer seiner Leidenschaft, davon ist nichts bekannt. Dagegen wissen wir, daß die Umgranz fast gleichzeitig mit demjenigen des Wiener Meisters das Herz eines zweiten Tonkünstlers in Flammen setzte, der vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, wie namentlich seines jugendlichen Alters jedenfalls eher Anspruch auf ihre Hand hätte machen dürfen.

Am 20. Februar 1812 langte der damals 25jährige Carl Maria von Weber in Berlin an, um daselbst mit dem ihm begleitenden Freunde, dem trefflichen Marinettisten Wärmann gemeinsam zu konzertieren, insbesondere aber seine während der Jahre 1807 bis 1810 in Stuttgart, Mannheim und Darmstadt entstandene Oper Sylvana zur Aufführung zu bringen. Bei der Familie Meyerbeer, deren Sohn Giacomo 1810 Webers Studiengenosse beim Adbs Bogler zu Darmstadt gewesen war, fand unser Künstler die gastfreundlichste Aufnahme und ein Quartier, wie es sich der keineswegs Glückwundliche nicht splendider wünschen konnte. Bald hatte seine ebenso geistvolle wie lebenswichtige Persönlichkeit eine Reihe geselliger Beziehungen in der preussischen Hauptstadt angeknüpft. „Doch blieben, wie sein Sohn und Biograph Max Maria von Weber sich ausdrückt, alle die ihm werth gewordenen Menschen seinem Herzen ferner als zwei Wesen, deren Freundschaft und Neigung sein Leben in Berlin mit dem ganzen Zauber der Liebe in verschiedener Form durchdrangte." Das eine derselben war der berühmte Zoologe Heinrich Dichtenstein, der damals bereits seine großartige Reise ins südlische Afrika hinterlegt hatte und eine Professur an der Universität bekleidete, gleichzeitig ein guter Musiker, jovialer Gesellschafter und ein Mensch edel und lauter wie Gold. „Die zweite Individualität — wir lassen wiederum den Sohn unseres Komponisten sprechen, — war die jüngste von zwei lebenswürdigen hochmusikalischen Schwestern, Auguste und Amalie Sebald. Für letztere, durch geistige und körperliche Vorträge gleich ausgezeichnete weibliche Wesen, sagte

Weber eine warme und tiefe, vermöge der Tugenden der Dame sehr veredelnde Neigung."

Bekanntlich hatte der Musiker eine ziemlich buntbewegte, abenteuerliche, von mancherlei problematischen Elementen durchsetzte Jugend hinter sich. Bis zum Jahre 1811 waren, wie sein Biograph hervorhebt, die Gefahren, deren Umgang bestimmend auf sein Leben gewirkt, teilweise Altersgenossen, leidenschaftliche Künstler, von ungewonnener, aber guter Sitte, auferberien lieblicher Kavaliere, Hofdiener von lazen Grundsätzen, endlich, mit wenig Ausnahmen, Frauen von leichtem Herzen und leichtem Sinn gewesen. Nun mußten ihn die tiefer angelegten, geistigeren Naturen des deutigen Nordens um so unmittelbarer fesseln, namentlich aber der Zauber edler Weiblichkeit, wie sie ihm hier entgegentrat, mächtigste Anziehungskraft und wohlthätigsten Einfluß auf seine Seele ausübten. In das Sebaldische Haus wurde Weber wahrscheinlich durch den geistvollen Intendanten Friedr. Wolfant eingeführt, dessen nähere Bekanntschaft er gleich in den ersten Tagen seines Berliner Aufenthaltes gemacht hatte. Wolfant war ein eifriger Musikflesant, hatte sogar eine Oper „Der Alpenhirt" geschrieben und hübsige Amalie Sebald mit einer Art ritterlicher Courtisane. So mochte unser Tonkünstler, bekanntlich selbst ein gesellschaftliches Genie, in der Familie rasch heimlich sein und sich von den Strapazen des großstädtischen Lebens, den Schwierigkeiten und Aergernissen, die ihm die Kapellmeister Bernhard Anselm Weber und Nighini bereiteten, oft genug in dem trauten Kreis erholen, wo Schönheit und Grazie Hand in Hand gingen. Daß Weber dabei ebenso bald dem empfang, daß er die Freundschaften besonders mit seinen mannigfaltigen unwillkürlichen Talenten erfreute, ihnen eigene Lieber zur Umlarke, auf der er Virens war, aber am Äußerst vorrang, bald seine neuesten Klavierwerke, darunter die melodienfunktende C dur-Sonate spielte, bald hübsig phantastisierte, versteht sich von selbst. Einmal Tages überbrachte er den Schwereisen das eben niedergeschriebene Lied „Du liebes, holdes, himmlisches Wesen" (Gesicht von Streckfuß), dessen C dur-Weise all die Liebeschwärmerie eines überströmenden reichen Künstlerberges anmet. Zum Geburtsstag Auguste Sebalds komponierte er eine Reihe von Walzern und Gassenliedern, „drosch dieselben am Abend des Freitages unermüdlich bis Nachmittags um 2 Uhr dem jungen Volk eigenhändig zum Tange vor". Ein andermal ließ er im Verein mit guten Freunden nächtlicher Weise vor den Fenstern der Schönen ein Ständchen erklingen, wobei die Solopartie von Brummhümmen begleitet wurde, und gab damit den ersten Anstoß zur Einbürgerung dieser in Berlin bald beliebten Saugweise. Noch bedeutendere Eindrücke als all die erwähnten sinnigen Einbildungen machte wohl auf Amalie Sebald die Vorstellung der Weberschen Oper und der glänzende Erfolg, den sie unter des Komponisten eigener Direktion am 10. Juli 1812 im Berliner Opernhaus davontrug und der sich bei den weiteren Aufführungen wiederholte. Doch hatte die Umgranz um so weniger Anlaß, sich mit ihrem Herzen näher auseinander zu setzen, als auch von Webers Seite keine eigentliche Werbung erfolgt zu sein scheint und Amalie noch vor dem Komponisten Berlin verließ, um der Mutter und Tante zur Kur nach Teplitz zu folgen, wo ihr Beethoven zum zweitemal begegnen sollte. Sie konnte daher auch an dem Abschiedsfecht nicht teilnehmen, mit welchem Webers Freunde am 19. August im Hause des Justizkommissars Hellwig (Brüderstraße 16) den scheidenen Künstler ehrten. Dagegen war ihre Schwester Auguste Sebald anwesend und als Weber zum Schluß der Feier ein wenige Tage zuvor komponiertes Lied sang, worin er den Genossen mit wehmüthiger Innigkeit für all das Liebe dankte, das sie ihm erwiesen, als sich die Gäste dann erpöben und die Gläser zum letztenmal zusammenklangen, da gedachte er sicherlich auch der ferneren Guten, deren Bild alle Reize vollkommener Weiblichkeit für ihn verkörperte. — Am 31. August reiste Weber von Berlin ab, um zunächst einer Einladung des künftigen Herzogs von Gotha Folge zu leisten und dort einige Wochen zuzubringen. „Unendlich schmerzlich, schrieb er in sein Notizenbuch, ward mir diese Trennung, ich werde sobald nicht wieder solche gute, herrliche Menschen finden." Und am Schluß eines unterm 12. September 1812 an Freund Dichtenstein adressierten Briefes lesen wir die Worte: „Grüße besonders Amalie Sebald und alles in Pantofeln (dort waren die Geliebten meist besaunen) herzlich von mir." — Bald nach Neujahr 1813 wurde Weber bekanntermaßen durch Kontrakt mit Direktor Liebig als Kapellmeister an die Bühne von Prag gefesselt, wo er noch im nämlichen Jahr die

hochbegabte und annuetsvolle Sängerin Karoline Brandt, seine spätere Brant und Gattin kennen lernte. So mag die Erinnerung an Amalie Sebald etwas in den Hintergrund getreten sein. Wenigstens taucht ihr Name in der Biographie Max Maria von Webers später nicht mehr auf, obwohl sich unter Komposition schon 1814 wiederum 4 Wochen in Berlin aufhielt und 1821 dem dankwürdigen Jahr der ersten Freischulaufführung Monate lang daselbst verweilte. — Amalie Sebald vermählte sich in der Folge mit dem Justizrat Krause in Berlin, während ihre Schwester Auguste die Gattin des bekannten Theologen Bischof Mitschke wurde. Erstere starb nach einer Nothz Bahielerkrankung in dessen neuer Beethoven-Biographie (Bd. II. S. 161) im Jahre 1846. —

Am 5. Oktober 1822, in welchem Jahre Weber seine Guryanthe zu Wien auführte, fuhr derselbe mit dem Musikalienhändler Faslinger und Julius Wendt nach Baden hinaus, um den dort befindlichen Beethoven aufzusuchen. „Da bist du ja, du Herr, du bist ein Teufelskerl. Grüß dich Gott.“ waren die Worte, mit denen der traute Meister den Kollegen empfing, von dem er schon nach Einsichtnahme der Freischulapartitur geäußert: „Das soust so weiche Männchen, ich hätte ihm nimmermehr gegeraut.“

Wir brachten den Mittag miteinander zu,“ schreibt Weber an seine Frau, „sehr fröhlich und vergnügt. Dieser raube, zurüchtführende Mensch machte mir ordentlich die Kur, bediente mich bei Tische mit einer Sorgfalt wie eine Dame. Kurz dieser Tag wird mir immer denkwürdig bleiben, sowie allen, die dabei zugegen waren. Es gewährte mir eine eigene Erholung, mich von diesem großen Geiste mit so liebevoller Achtung überhäufte zu sehen.“ Ob bei dem Anlaß, als die Sirenen sich einander zuneigten, hinter denen die Eroica und C-moll-Symphonie, Hübello, der Freischütz und die Guryanthe gewohnt, die zwanglose Rede der Meister auch auf Amalie Sebald gekommen sein mag? Wir wissen es nicht und die Wahrscheinlichkeit spricht kaum dafür. Die selbst amnütige Schicksalsfrage aber, welche die Künstlerin fast gleichzeitig für das liebreizende Mädchen erglänzte, hielt historisch Thatsache und der Name Amalie Sebalds für immer mit den beiden unsterblichen Beethovens und Webers verknüpft.



Reminiscenzen.

Tied von W. A. Mozart Sohn.

Wenn wir heute über das Lied „Erinnerung“ von W. A. Mozart Sohn bringen, so geschieht es nicht nur, weil es eine seiner tiefgefühltesten, in ihrer Schlichtheit und Größe ganz seines Vaters würdige Komposition ist, sondern weil das Lied gleichsam das Bundeswerk zweier gleich großer Namen und zweier gleich Unglücklicher ist: denn der Text ist von Lord Byron. Die Worte Lord Byrons, dieses ewig ringenden, stets entbehrenden, dürstenden, unbefriedigten, himmelfürmenden und an die Scholle gekesselten Geistes, dessen Leben ein Verzweiflungskampf und dessen Tod ein Verschmähen war, und die Musik des jüngeren Mozart, dieses bitterlich nach der Größe seines geliebten Vaters ringenden und von dem Strahlenglanz dieser Größe verblühten Künstlerberzans. — Beides zusammen berührt wie das vereinte Schluchzen, Weint an Brust, Herz an Herz, zweier Unglücklicher, die das Schicksal zu einem friedlosen, unbefriedigten Warteleben verurteilt hatte, und die sich auf dieser Lebenswanderung nur ein einziges Mal trafen, um sich einander in die Arme zu werfen und miteinander zu weinen, die erstende Ewigkeit eines Augenblicks hindurch — in diesem Liebe.

Die französische Oper und Capoul.

Einer der eigenartigsten Sänger der Neuzeit war der französische Tenorist Capoul. Er imponierte neben durch tiefsitzende Stimmmitel, noch durch sonstige zwingende Mittel, die das Publikum im Sturm mit sich fortzogen; aber er war unsterklich der poetischste und gefühvollste Sänger der Neuzeit, und darin bestand das Geheimnis des Zaubers, den er auf Kenner wie auf Laien ausübte. Er war eine Individualität, der man sich vollständig gefangen geben mußte, wenn man sich vollständig gefangen geben wollte, denn man fühlte den süßen Hauch der Seele in allen seinen Leistungen. Es war wohl nichts Ähnliches vor ihm da und nach ihm ist nichts Ähnliches ge-

kommen. Er war einzig in seiner Art. Hart, zierlich in seiner Erscheinung, mit beweglichen, wunderhübschen, „blonden“ Haaren, war er ein bel homo im schönsten Sinne des Wortes, und das ist eher ein Nachteil als ein Vorteil bei echten Künstlern, denn der Künstler soll doch nur durch seine geistige Leistung imponieren — und es ist viel leichter, die Häßlichkeit vergeffen zu machen, als die Schönheit.

Wer den Faust Gommonds von ihm gehört hat, dem muß jeder andere Faust neben ihm wagt erscheinen. Denn niemand hatte wie er die fengende, verzehrende Glut in der Garterkante. Eine schwüle Innigkeit wehte aus seinen Tönen, seine ganze Leistung war sozusagen „gesungener Gasmin“ — sie berauschte förmlich, und man fühlte es bebend, wie das arme Gretchen sich widerstandslos in diese Abgründe von Leidenschaft und Sehnsucht sinken lassen mußte. Die neue Opernbühne hatte nichts aufzuweisen, was sich mit dem Zauber dieser Szene vergleichen ließe, wenn sie von ihm und der Patti gesungen wurde.

Und als Fra Diavolo, — welche frivole, scherzende, liebreiche Herzlichkeit spottete in all seinen Tönen! Es war mouffierender Champagner — champagne rose!

Als Paul in „Paul und Virginie“, wie so anders war da sein Liebeswerben — wie klares Sonnenlicht, frühlinghaft, morgentauig, rührend. Und sein Polycent in den Martvors, — da war sein Gesang wie eine silberglänzende Hymne, es war Weibbraut und Kienfischigkeit! — Wer hat jemals die moderne französische Musik so vollendet wiedergegeben und gleichsam verflärt, wie Capoul? Er war ein Kind derselben, und dieselbe stand und fiel mit ihm. Und wenn Massenet's Gesangsweise, so ist es nicht, weil er schlecht ist, sondern weil er zu spät kam. Die französischen Komponisten haben alle noch ihn vor Augen, und — sie haben keinen Capoul mehr, um an ihrem Rechte zu gelangen.

Rubini.

Es ist eine seltsame Gewohnheit selbst jener Musikliebhaber, die sich aufrichtig und warm interessieren für alles, was die Oper und Operngeschichte betrifft, daß sie die Namen vormaliger Berühmtheiten gedankenlos citieren und deren Vortrefflichkeit auf Treu und Glauben in Kauf und Bogen hinnehmen, ohne sich viel darum zu kümmern, worin eigentlich diese Vortrefflichkeit bestand, welche Manier oder Eigenheit diese oder jene Unsterblichkeit auszeichnete, so daß durch diese oder jene Kunstgriffe erzielt, ja selbst, welche seine Schatten und Manierirtheiten dieselbe besaß, kurz, worin die Charakteristik, die Individualität derselben bestand. Man citiert die Pasta, die Malibran, die Schröder-Devrient, Haizinger, Grä, Morrit, Mario, Lablache, so tutti quanti, und weiß oft von ihnen nicht mehr, als daß sie insgesamt „großartig“ waren und vorzüglich diese oder jene Partie zur Geltung brachten. Und doch ist es ja für den echten Musikliebhaber von höchstem Interesse, was eben der Grundzug, die Eigenart dieses oder jenes Künstlernaturalls gewesen sei. So ist auch Rubini eine fast mythische Gestalt ge worden, von der man im allgemeinen wenig mehr weiß, als daß er einer der größten italienischen Sänger gewesen sei. Nicht uninteressant dürfte es demnach sein, zu erwähnen, was die Eigenart seines künstlerischen Wirkens gewesen.

Wenn er eine Rolle übernahm, suchte er die schönste Stelle daraus hervor, und da er einen wunderbaren Instinkt darin besaß, gleichsam den Lebenspunkt darin zu treffen, so irrte er sich nie in dem von ihm beabsichtigten Effekte. Sobald er diesen Punkt ausfindig gemacht, konzentrierte er dahin alle seine Kräfte; er sublimierte, entwickelte und schiff ihn von allen Seiten, wie man es mit einem Diamanten macht, und am Tage der Aufführung verdunkelte dieser Diamant alles übrige. Ein Beweis davon war die Kavatine aus „Miohe“, welche er in der „Straniera“ einlegte; die Endarie der Burtaner, die Arie des Brando, die Arie aus der Sonnambula. Dann war er nicht nur ein hoher Sänger, sondern auch ein vortrefflicher Schauspieler; er war wahr, er war voll Leidenschaft, er spielte, wie er sang, und er sang, wie man weint. Zum Beweise dessen brauchte man nur sein schönes Spiel im Finale des ersten Aktes der Sonnambula anzusehen. Ist aber dieser ergreifende Moment vorüber, so durfte man nichts mehr von ihm fordern. Sobald das Genie seine Erscheinung vollbracht hatte, kehrte es in sein Herz zurück, und er war wieder der vorige nachlässige und sorglose Schauspieler, der in den Finalen den Mund aufmachte und sich stellte,

als fänge er mit, indes er aber gerade nur so viel hervorbrachte, als hinreichend war, um glauben zu machen, daß man ihn gehört habe. Man sprach viel über diese Nachlässigkeit Rubinis, aber man hätte ihn dafür Dank wissen sollen: hätte er eine ganze Oper hindurch gesungen so wie eine statuarie, er wäre in einem Jahre zu Grunde gegangen. Daher kam es, daß er noch mit 42 Jahren eine so herrliche Stimme besaß, wie als Jüngling.

Dabei war er aber ein ganz gewöhnlicher Künstler, der sich sogar einmal das — Schlüsselbein zerlang (P).

Im „Talisman“ von Racini nämlich, welcher in Mailand ungemein gefiel, hatte Rubini ein Recitativo gesungen, welches das Publikum entzückte, und das der Sänger jeden Abend wiederholen mußte. Besonders entzückte ein wunderbares B alle Ohren und Herzen. Man drängte sich in das Theater, nur um dieses wunderbare B zu hören, und mit rauchendem Applaus zu begrüßen. Kaum war es verklungen, so rief das Publikum auch schon: „un'altra volta!“

Rubini hatte bereits in sieben Vorstellungen dieses B 14 mal gelungen und das Publikum wartete gespannt auf das 15. und 16. Mal. Rubini war aufgetreten, hob die Augen gen Himmel, bereitete die Arme aus, beugte sich zurück, öffnete den Mund und — blieb stumm. Die Kirche verlagte ihn das ersetzte B. Um den Ton zu erzwingen, bot nun Rubini die ganze Muskelkraft seiner Arme auf, und schlenbert endlich das B heraus, so daß der zauberhafte Ton den Saal mit ungewohnter Kraft und Schönheit erfüllte. Begeisterter Jubel antwortete diesem Siegesruf. Aber der Sänger hatte, als er den Ton mit solcher Gewalt herauspreßte, gefühlt, daß er verletzt sei, es war etwas in ihm zerbröckelt. Nichtsdestoweniger brachte er die Szene zu Ende. Erst als er wieder hinter die Coulissen getreten war, ließ er den Theaterarzt rufen und erzählte ihm den Unfall. Der Doktor untersuchte die verletzte Stelle und erkannte, daß Rubini sich das Schlüsselbein — gerungen habe. Dieser Stoß hatte der Gewalt der Arme nicht widerstehen können, der Miesbalg des Künstlers hatte sich so ungeheuer angespannt, daß die umschließenden Sehnen durchbrochen worden waren. „Wie lange braucht man, um ein Schlüsselbein wieder zusammenzuheilen?“ — „Zwei Monate, und in dieser Zeit ist die vollkommenste Ruhe nötig.“ — „Zwei Monate! Und ich habe erst siebenmal gesungen. Ich muß also meinen Kontrakt unerfüllt lassen? Kann man mit einem gebrochenen Schlüsselbein leben?“ — „Ja, Sie werden keine Unannehmlichkeiten davon haben.“ — „Dann will ich folglich wieder auftreten und meine Vorstellungen nicht unterbrechen.“ — Und Rubini setzte die Vorstellungen fort und niemand ahnte, daß man einen Mann tot sch habe, der so ruhmvoll auf dem Schlachtfelde verwundet worden war.



Gherubini und Gheroinne.

Von
Sacher-Masoch.

Der junge italienische Maestro sah eben vor seinem Spinett und komponierte, als rasch eine hohe, schlanke Dame hereintrat und zwei große, flammende Augen auf ihn richtete.

„Sie sind Gherubini?“ fragte sie mit dem Ton einer Herrscherin.

Der Maestro hatte sich erhoben und sah sie vermuntert an. Es war ein schönes Weib, mit der Haltung einer Vollblutprinzessin und mit dem phantastischen Anzug einer Künstlerin.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ sagte er endlich.

„Ich bin Gheroinne de Mercurio.“

Gherubini wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

Ja, sie war es, die man die Amazone der Revolution nannte, in ihrer ganzen stolzen Schönheit, ihrer Wildheit und Ueberpantheit.

„Weshalb erschrecken Sie vor mir?“ fragte sie mit einem spöttischen Lächeln, ließ sich auf dem nächsten Stuhl nieder und freuzte die Arme, „ach ja! Sie sind ein Royalist!“

„Madame, ich bin ein Musiker.“

„Sie thun gut, mich daran zu erinnern,“ erwiderte die schöne Amazone, „zu dem Musiker bin ich ja auch gekommen. Sie wollen kein Royalist sein?“

Um so besser. Beweisen Sie es. Hier ist der Text

einer Ode an die Freiheit. Wollten Sie dieselbe komponieren?"

"Ich bitte mir erst einen Einblick in dieselbe zu gestatten," sprach Cherubini, "nicht jeder Text eignet sich dazu, in Musik gesetzt zu werden."

Théroigne reichte ihm das Manuskript. Er überflog es und sagte dann: "Ich glaube, es wird gehen."

"Es muß gehen, Cherubini," rief die Amazone, "und dann... Sie kaufen damit Ihren Kopf los."

"Ich will mich also gleich an die Arbeit machen," "Thun Sie das. Ich werde morgen nachsehen kommen, wie weit Sie sind."

Théroigne grüßte den Maestro mit einer herablassenden Kopfbewegung und ging dann rasch hinaus. Cherubini setzte sich an das Instrument und hatte bald ein glückliches Motiv gefunden. Es galt nur noch, dasselbe auszuführen, aber die Uhr mahnte ihn an eine andere höhere Pflicht.

Er unterrichtete die junge Witontesse von Noailles im Gesang. Diese reizende Frau, welche in ihrer Erscheinung den ganzen Reiz der sanften Weiblichkeit und liebenswürdigster Schalkhaftigkeit vereinte, hatte aus ihrem Lehrer, ohne daß sie es wollte, ihren schwärmerischen Verehrer, ihren Ehemann gemacht. Nie verriet ihr ein Wort Cherubini die Leidenschaft, die er für sie fühlte, und doch wußte sie, daß sie sein Ideal war, denn mehr als einmal hatte sie ihn dabei gesehen, wenn ihre kleine Hand zufällig die seine berührte, oder wenn sie ihm scherzend einen Schlag mit dem Fächer gab.

Seit einigen Monaten war diese Gesangsstunde nicht ohne Gefahr für Cherubini.

Die Marchallin von Noailles, die Herzogin von Aven und deren Tochter, die Witontesse von Noailles, waren auf Befehl des Revolutionstribunals verhaftet worden und wurden vorläufig in ihrem Hotel gefangen gehalten.

Jeher, der sie besuchte, galt als Royalist und wagte seinen Kopf.

Doch Cherubini wußte, daß diese Stunde, in der er mit der unglücklichen jungen Frau Musik trieb, noch ihr letzter, einziger Trost war, und er hätte noch mehr für die Angebetete gewagt.

Außer ihm kam nur noch der Abbé Garristan in der letzten Zeit zu den Damen, und er war auch diesmal da, als Cherubini eintrat.

Man sprach von dem wuchernden Terrorismus, und die Marchallin fügte ruhig und ergeben hinzu: "Ich sehe den Tag kommen, wo man auch uns zur Guillotine führen wird."

"Sollte dies geschehen," rief der eble Priester aus, "so werde ich, wenn Gott mir die Kraft dazu gibt, Sie begleiten."

"Versprechen Sie es mir," rief die Witontesse, "und auch Sie, Cherubini."

"Ja," erwiderte der Abbé, "und damit Sie mich erkennen, werde ich einen dunkelblauen Anzug haben und einen roten Mod."

Cherubini hütete vor der jungen Frau nieder.

"Soll dies eine Antwort sein?" rief diese lächelnd.

"Ja," sprach er, "denn es soll Ihnen beweisen, daß ich Ihnen bis in den Tod ergeben bin."

Zwei Tage später kam Théroigne zu ihm.

"Ist die Ode fertig?" rief sie schon auf der Schwelle.

Cherubini setzte sich an das Spinett und spielte und sang der schönen Tigerin seine Komposition vor. "Sehr gut, Maestro," rief diese, "nun würde Sie für einen Republikaner halten, wenn man diese begeisterten Klänge hört. Diese Ode soll Ihnen ein Freibrief werden. Ich werde damit Ihr Leben verteidigen."

"Mein Leben?"

"Ja," fuhr Théroigne fort, "Sie waren so unvorsichtig, die Damen von Noailles noch kurz vor ihrer Ueberführung nach dem Luxemburg zu besuchen. Die Damen sollen also wirklich angeklagt werden?" rief Cherubini entsetzt aus.

"Ohne Zweifel."

"Sie sind aber unschuldig," "Alle Aristokraten sind schuldig," rief Théroigne, "aber welches Interesse Sie an diesen Royalisten nehmen!"

"Die Witontesse war meine Schülerin," gab Cherubini mutig zur Antwort, "und sie ist ein Engel, wie soll mich ihr Schicksal gleichgültig lassen?"

"Diese Teilnahme ehrt Sie," sagte Théroigne, "aber ich rate Ihnen, dieselbe nicht so offen zu zeigen."

"Im Gegenteil, ich werde alles thun, um mit den Damen in Verkehr zu treten und koste es mein Leben."

"Cherubini," entgegnete Théroigne, "Sie sind ein Künstler, folglich nicht ganz bei Verstand. Ich

will Ihnen behilflich sein, Nachricht von den Damen zu erhalten, ohne daß Sie sich in Verdacht bringen. Es thäte mir leid, Sie den Geisteskranken beistehen zu sehen."

"Wollten Sie ein paar Zeilen, die ich schreibe, an die Witontesse gelangen lassen?"

"Ja, Maestro."

Cherubini warf einige Worte auf ein Blatt Papier und Théroigne verborg dasselbe an ihrem Rücken.

"Und die Ode ist mein?" sprach sie.

Cherubini überreichte sie ihr mit einer graziösen Verbeugung.

Schon am folgenden Tage erhielt der Maestro Antwort und blieb auf diese Weise die ganze Zeit hindurch, welche die Damen im Gefängnis zubrachten, mit denselben in Verkehr. Er konnte ihnen Nachricht von den Thronen geben und mehr als einmal Trost spenden.

Eines Morgens kam er bleich und aufgeregt zu dem Abbé und saß stumm in einem Stuhl.

"Welches neues Unglück ist geschehen?" fragte dieser.

"Alles ist zu Ende," sprach Cherubini, "die Damen von Noailles sind vor dem Revolutionstribunal. Ich komme, Sie in ihrem Namen zu bitten, Wort zu halten."

Der Abbé war gleichfalls totenbleich geworden, aber er zögerte keinen Augenblick sich einzuflechten und dem Meister zu folgen. Die beiden treuen Männer warteten mehrere Stunden vor dem Palais, ehe die schrecklichen Wagen im Hofe erschienen, um die Verurteilten aufzunehmen.

Im ersten Wagen befand sich die Marchallin, auf dem zweiten die Herzogin und die junge Witontesse. Sie suchte den Abbé mit den Augen, aber sie fand ihn nicht, obwohl er genau so gekleidet war, wie er es versprochen hatte und mit Cherubini in der dichten Menge neben dem Wagen herging. Erst in der Rue St. Antoine bemerkte ihn die Unglückliche und lächelt ihm zu. Dann sieht sie Cherubini und lächelt wieder. Nachdem sie ihrer Mutter ein Zeichen gegeben, wirft auch diese den beiden Männern, die jetzt neben den Räubern des Wagens einherstreiten, einen dankbaren Blick zu.

Ein Rote Jakobiner erkennt jetzt die Marchallin und ruft ihr Schmachworte zu.

Als die starren neuen Augenblicke stehen bleiben, gibt der Abbé den Damen ein Zeichen, das nur sie verstehen. Beide senken betend das Haupt, und er erteilt ihnen, ohne daß jemand es bemerkt, die Absolution.

Kurze Zeit darauf kam der Zug auf der Nichtstraße an. Das Schafott ragt drohend, ernst und feierlich über die Menge empor. Die starren halben Cherubini drückt seinen Hut tiefer in die Stirn, um die Thronen zu verbergen, die ihm über die verhängten Wangen herabiramen.

Die Soldaten zu Fuß und zu Pferde umgeben das traurige Gerüst, von dem herab das Weib der Guillotine blüht. Die Zuschauer plaudern und lachen, für sie ist es eine Komödie, die ihnen aufgeführt wird, ohne daß sie den Eintritt zu bezahlen brauchen. Nun so entfernt zeigten sich die Genter und sogar bis zu einem gewissen Grade rückwärts. Sie ließen alle Verurteilten absteigen, ehe sie an das Werk gingen, und stellten sie mit dem Rücken gegen das Schafott auf, um ihnen den schrecklichen Anblick zu ersparen.

Jetzt entbitt auch die Marchallin den Abbé. Sie hebt die Augen gen Himmel. Dann gibt er ihr ein Zeichen und erteilt auch ihr die Absolution. Die blutige Arbeit beginnt.

Die Marchallin ist das dritte Opfer. Dann folgt eine Pause. Die Herzogin von Aven und ihre Tochter nehmen Abschied, dann steigt die Mutter die Stufen empor. Ihr Haupt fällt und die Tochter betritt das Gerüst, stolz und ergeben zugleich, noch einmal lächelt sie Cherubini zu, dann blüht das Weib.

Cherubini wendet sich ab und drängt sich durch die Menge. Er sieht, als wäre er kein, als hätte er sie gemordet.

Erst als er die Rue St. Antoine passiert hatte, ging er langsamer. Es war Abend geworden. Die Straßen waren leer. Wüßig hörte er den Hufschlag mehrerer Pferde hinter sich, und man rief seinen Namen.

Der Maestro blieb stehen und erblühte Théroigne zu Pferde, von ihren berittenen Amazonen begleitet.

Alle diese Frauen waren jung und hübsch, trotz der wilden Blutgier, die aus ihren funkelnden Augen sprach. Théroigne war indes bei weitem die Schönste. Sie hätte ebenbürtig, wie die Amazone, auch die Venus der Revolution heißen können. In ihrem phantastischen Anzuge, dem flatternden Reifrock mit blutroter Seide, der roten mit Hermelin besetzten Samtjacke, die Jakobinermütze auf das aufgelöste

schwarze Haar gebückt, glückte sie einem schönen Dämon.

"Haben Sie endlich?" rief sie und sagte Cherubini bei dem Tragen seines Moders.

"Domit kann ich Ihnen dienen?"

"Mit Ihrem Kopfe."

"Er steht zu Ihrer Verfügung."

Théroigne sprang aus dem Sattel und drängte den Künstler in das nächste Haus. "Sie haben die Damen von Noailles zum Schafott begleitet," zischte sie.

"Ja."

"Sie versuchten nicht einmal es zu leugnen?"

"In welchem Zweck? Ich habe die Damen alle verkehrt und die Witontesse..."

"Daben Sie angebetet."

"Ja."

"Wissen Sie, daß ich Sie auf das Schafott bringen kam, sobald ich nur will."

"Glauben Sie, Théroigne, daß das Leben in dieser Welt von Kannibalen, von Phänen, die uns umgibt unter Strömen von Blut und Thränen, noch einen Wert hat?"

"Ich bin also auch eine Phäne?"

"Sie sind eine Tigerin."

"Warum eine Tigerin? weil sie blutiger ist?"

"Nein, weil sie auch schön ist."

"Oh! Sie machen Ihrem Genter den Hof!" rief Théroigne mit einem wilden Gelächter, "das ist neu."

Schönheit abtötet jedes Gewerbe, auch das schrecklichste," sprach Cherubini, "Sie könnten die Guillotine begrenzener machen, wenn Sie selbst mit Ihren schönen Händen den Tod spenden wollten."

"Sie wissen, daß ich den Redakteur Enten getötet habe," gab Théroigne stolz zur Antwort, "der Enten hatte mich in seinem Journal wiederholt beleidigt. Als er verhaftet wurde und man ihn in das Gefängnis führen wollte, kam ich mit meinen Amazonen über Nacht, um Rache an ihm zu nehmen. Er bat um sein Leben, aber ich lachte ihn aus und ließ ihm meinen Degen in die Brust. O! es war köstlich ihn zu sehen, wie er sich zu meinen Füßen in seinem Urte wand."

"Wirklich, Sie hätten Genter werden sollen!" rief Cherubini.

"Sie haben den Blut, Théroigne heranzufordern?"

"Wenn Sie meinen Tod begehren haben," fuhr Cherubini fort, "so wäre es ein Vergnügen für mich, von der Hand eines schönen Weibes zu sterben. Töten Sie mich also."

Théroigne begann laut zu lachen und ließ ihn los. Dann gab sie ihm einen leichten Badeschrei.

"Sie sind ein Narr, Cherubini," rief sie, "mit Ihnen kann man nicht ernstlich rechnen. Wenn ich Sie verschone, so ist es, weil Sie ein großer Musiker sind."

Cherubini verneigte sich.

"Aber so leichten Rautes kommen Sie nicht los," fuhr die wilde Schöne fort, "Sie müssen uns zum Tange spielen und zwar eine begeisterte, dachantische Weise, die Sie im Augenblick erlernen."

"Jetzt — in dieser Stunde — wo ich das Blut der armen Witontesse sehen sah?"

"Ich will es, wollen Sie gehorchen?"

Cherubini nickte die Wägen.

"Allo kommen Sie." Théroigne stieg wieder zu Pferde und ritt von dem Meister und ihren Amazonen begleitet weiter. Auf dem kleinen Plage, angestrichen des Pariser Ghettos, machten sie Halt, stiegen von den Pferden und hielten dieselben an die Büsche.

Dann gestreckten sie sich für wenige Augenblicke, die eine, um eine Geige zur Stelle zu schaffen, die andere, um die Körbe einer Blumenbänderin und den Laden eines Weizhändlers zu plündern.

In wenigen Minuten hatten sich die Amazonen inmitten einer weniger zahlreichen Menge in Bacchantinnen verwandelt, indem sie ihre Kleider emporrafften, Bierseile umhingen und sich mit Blumen schmückten.

Théroigne, rote Rosen im aufgelösten Haar, eine Girlande von Laub um die Taille geschlungen, ein Tigerfell um die Schultern, war geradezu berückend schön. Cherubini stimmte die Geige und begann dann zu spielen, eine wilde Phantasie, halb Hymnus, halb Tanz, der ein Blutgeruch zu entfeigen schien, und die Mäanden sprangen gleich Wahnsinnigen im Kreise umher, indem sie von Zeit zu Zeit lauschende Töne ausstießen.

Die Menge klatschte Beifall.

"Welcher Abgrund trennt dieses Weib von jenem, das ich heute sterben sah," dachte Cherubini, "diese, eine Herodias, welche sich tanzend das Haupt des Täufers erschmeißt, jene, eine Märtyrerin aus der Zeit der ersten Christen."

Nicht lange nach dieser seltsamen Szene vernahm Cherubini, daß Théroigne wahnsinnig geworden sei.

In jener Zeit brachte jeder Tag, ja jede Stunde neue Gerichte, welche sich nur zu oft als falsch oder als böswillige Erdichtung erwiesen. Der Meister wollte deshalb nicht glauben, was ihm nur zu wahrscheinlich erschien.

Da fiel ihm am folgenden Tage im Café de la Paix ein Journal in die Hände und er konnte nicht mehr zweifeln.

Da stand es in der Form einer amtlichen Meldung: Théroigne von Méricourt war nach dem Jurens von St. Marceau gebracht worden.

Auch ein Opfer der Schreckenszeit.

Die Schönbrunner Walzer.

Aus meinem Wiener Tagebuch.

Von Dr. Ed. Rabell.

An einem schönen Frühlingmorgen des 30er Jahre konnte man in den herrlichen Alleen des Gartens von Schönbrunn einen kleinen, schlanken, lebenshaften Mann auf und ab wandeln sehen, der oft große Gedanken im Kopfe hatte. Manchmal ging er rasch, manchmal langsam, ja zuweilen blieb er ganz stehen. Wüßte ich, sagte er, spüre den Mund und pfiff eine lustige Melodie vor sich hin; schließlich schaltete er mit den Fingern, als wolle er sagen: „Ich hab's!“ Der Mann eilte eudlich nach der „Gloriette“ * hinaus, von der man eine prächtige Aussicht über Wien hat und suchte sich da neben einer Säule einen Platz zum Schreiben. Er zog Notenpapier und Bleistift aus der Tasche seines Fracks und schrieb eilig und schnell hin, was er sich unten erdacht hatte. Der Mann war der bekannte Walzerkomponist Joseph Lanner und was er eben komponiert hatte, waren die später berühmten gewordenen „Schönbrunner Walzer“.

An demselben Tage abends versammelten sich „beim Plau“ dicht am Rännerthor gelegen, die lustigen Klumpen von Wien, darunter die Dichter Castelli und Baurerfeld, die Komponisten Scholz und Treumann, nebst einer Anzahl von Schauspielern aus dem Burgtheater. Nachdem der innere Mensch befriedigt worden, begann wie gewöhnlich eine heitere Unterhaltung. „Was ist denn mit unserem Lanner, daß er heute nicht da ist?“ fragte Baurerfeld.

„Ich bin ihm vor zwei Stunden am Graben begegnet, und er versprach zu kommen,“ sagte Scholz. „Er war in glücklicher Stimmung: er hat heute früh einen Walzer komponiert, den er für den besten hält, der je geschrieben worden. Der hebt von selber die Fäust in die Höhe,“ sagte er zu mir. „Da werden die Wiener ihre Freude dran haben, und was gar die Wienerinnen.“

„Mir kommt's so vor,“ nahm Treumann das Wort, „als leide unser guter Joseph ein wenig an Größenwahn; der Name Walzerkönig, den man dem Strauß gibt, scheint's ihm angethan zu haben. Er will wohl Walzerkönig werden.“

„Na, da wird's schon werden, wenn er heute anrückt,“ meinte Castelli. „Wißt ihr was, Leute?“ wir wollen ihn foppen. Wir wollen ihn seinen neuen Walzer uns hier vorspielen lassen — da im Nebenzimmer steht ja des Wirts sein Spinett — und dann wollen wir ihm alle zusammen seinen Walzer schenken machen.“ „Bravo! bravo! das gibt's in Hauptstadt!“ riefen alle. „Wir wollen ihm kalt Wasser über den heißen Kopf gießen!“

Es dauerte nicht lange, so trat Lanner herein, ganz außer Atem und wie erschöpft. „Der Teufel hol' unsere Musikantenhändler!“ rief er. „Auf! ich da den ganzen Nachmittag von einem zum andern und viel' ihnen meinen neuen Walzer an, — ich sag' euch: einen Prachtwalzer, wie noch gar keiner geschrieben ist. — 100 Gulden unter Brüdern wert. Und was meinen's, daß die Musikanten dafür bieten? — 20, höchstens 25 Gulden!“

„Ah, du hast einen neuen Walzer geschrieben, Joseph?“ fragte Treumann. „Nur, laß' mal hören!“

Er stand auf und öffnete die Thür zur Nachbarschaft, wo das Spinett stand. So hingirrt und durstig Lanner auch war, er konnte der Lust nicht widerstehen, das neugeschaffene Opus, das ihm in all den Fingern ludte, seinen kunstverständigen Freunden vorzutragen, und den Beifall, der, wie er meinte, von diesen in vollen Zügen ihm zufließen

müßte, die einzuziehen. Er setzte sich ans Klavier und spielte den herrlichen Walzer mit wahrer Pravour. Zu seiner großen Verwunderung blieb alles maulschweigen. Vergebens harrete Lanner auf die sonst üblichen Zeichen des Beifalls. Endlich trat er aus der Nebenstube, sah bald den einen, bald den andern an und fragte: „Nun, hat er euch nicht gefallen?“

„Na, hör'!“ sagte Scholz mit trockenem Tone: „der ist auch nicht mehr als 20 Gulden wert.“

„Was?“ schrie Lanner fast außer sich, indem er nach Atem schnappte. — „Der?“ — ach, du verstehst nichts davon. Weil du dich nicht mehr tanzen kannst, gefällt dir der lustigste Tanz mit. Ich sag' euch, — wandte er sich zu den andern, — „der Walzer wird die Munde um die Welt machen.“

„Na, na!“ nahm Baurerfeld das Wort, du gibst's gar zu hoch. Ich für mein Teil hab auch nichts Besonderes dran; es ist ein Walzer wie tausend andere, es sind ganz gewöhnliche Walzer-Gedanken. Straußische Tänze gefallen mir entschieden besser.“

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang Lanner bei diesen letzten Worten von seinem Sitz auf, wo er sich eben an das vom Meister gebrachte Essen machen wollte. Sein verwunderter Künstlerstolz befeigte momentan die freundschaftlichen Empfindungen und aufgebracht plägte er heraus. „Was Strauß?“ rief er: „Strauß ist ein Geiz, Strauß hat noch gar keinen wahrhaft lustigen Gedanken gehabt!“

„Ja, meinst du denn, dein Walzer sei lustig?“ warf Castelli ein, der bis jetzt stumm dagestanden hatte. „Mir kommt er gar nicht lustig vor, — im Gegenteil, es ist ein gar trauriges Ding.“

„Da ha ha!“ unterbrach ihn Lanner mit dem Lachen des Aergers. „Was das für Nebenbanten sind!“

„Nebenbanten?“ fuhr Castelli ruhig fort. „Ich will dir's beweisen. Ich mach mich anheischig, das traurigste Lied zu machen, das sich genau an deine traurige Melodie anschließen soll, natürlich nur in den ersten Tönen, so weit ich davon hab' behalten können.“

Wenn du das z'wege bringst, Franzl,“ rief Lanner in höchster Erregung, „so — — aber es ist ganz unmöglich!“

„Weiten wir!“ sagte Castelli ruhig. „Ich wert' 100 Gulden,“ schrie Lanner.

„Ach, so viel nicht!“ meinte Castelli. „Dös wär' z'viel für deine Verhältnisse. Du kannst ja mit den Dukaten auch wöl so rumwerfen. Sagen wir 20 Gulden und die geben dann einen feinen Abend.“

„Aha, du hilfst schon zurück!“ lächelte der Komponist. „Aber meinetwegen 20 Gulden. Topp es gilt!“

„Die Herren sind Jungen,“ sprach Castelli. „Und nun laßt mich eine halbe Stund' bei Seir' gehen und das Trancispiel machen.“

Damit ging der Dichter in die Nebenstube.

„Seppel! Du verstehst,“ sagte Scholz gutmütig. „An dir steht man so recht, wie der Autor in sein Werk vernarrt sein kann. Dein Walzer ist in der That ein trauriges Opus, und der Franzl wird gleich ein Trancispiel für dich draus machen.“

„Ihr seid Reibhändel all liberale,“ würgte Lanner heraus. „Aber wir werden ja sehen. Aus meiner Melodie macht mir niemand ein Trancispiel.“

Die halbe Stunde war vorüber. Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich, und heraus trat ein junger Arbeiter in Hemdsärmeln, ein Tischlergehilfe, denn er trug eine kleine Säge am linken Arm. Das Gesicht aber war Castelli's, nur stark ins Traurige verzogen. Er stellte sich an den oberen Rand des Stammtisches und begann, nach der Weise des vorhin gehörten Lanner'schen Walzers, mit Jammer-tönen langsam halb singend vorzutragen:

Ich bin so arm, so vol-ler Harn,

so vol-ler Leid, ganz oh-ne Freud!

Tief in mei'm Herz-zen lie-gen die Schmer-zen;

wie i-mi plag, kann i-kei-m Menschen mit

sag'n. I bin a lu-si-ger Tischler:

a'll; mir scheint die Hoffnung gar so

hell, a-ber mein Herz ist so be-trübt,

denn al-le Freud ver-dirbt mir's Lieb. Ach, Herr

je, Herr je, Herr je, ach, Herr je, Herr

je, Herr je, ach, Herr je, Herr je, Herr

je, ach, Herr je, Herr je, Herr je

Das viermalige „Ach, Herr je!“ am Ende wurde mit dem tiefsten Jammer, unter Weinen und Schluchzen hervorgebracht; der Betrübt zog sein Taschentuch und wuschte sich häufig die Augen und die scheinbar tränenüberströmten Wangen. Am Schlusse brühte er das Taschentuch zwischen seine beiden Hände und ein Strom von Wasser floß auf den Boden. So viel wollte der Arme schon geweint haben! — Wer hätte sich dabei des Rachens enthalten können? Ein unbändiges Gelächter erschall auch in der That um den ganzen Tisch. Lanner allein saß stumm, mit aufge-perrtem Munde da. Castelli fuhr fort:

Ja, die Lieb' Macht mi betrübt, Macht mi traur, Ganz angst und bang. Bald bin i warm, Bald bin i kalt;

(in Thränen ausbrechend)

Wenn das nit aufhört, so hüb' i bald.

I kann oft nit mehr schmaufen gma,

Als wie en andrer g'under Bua.

Die Schwindhust' stellt sich auch bald ein;

In der Fremd' kann i nimmermehr sein.

(Ach, Herr je! Herr je, Herr je u. w.)

An Castelli war offenbar ein Schauspieler verloren gegangen. Sein Spiel war so natürlich, wie nur möglich. Der plötzliche Ausbruch des Schmerzes bei den Worten: „Wenn das nit aufhört“ zc. war ausgezeichnet dargestellt. Die Zuhörer waren so hingekriegt, daß keiner daran dachte, dem armen Lanner Aufmerksamkeit zu schenken. Nachdem Castelli abermals sein Taschentuch des überflüssigen Thränenwassers entledigt hatte, schloß er seinen Vortrag mit folgendem Refe nach derselben Weise:

Ohne Geld In der Welt, So ganz allein Ruh' i fein. Müd' nach Wien Wieder sieh. Zu meiner Peppi möd' i hin.

Es kann ja doch nit Schönes geb'n, Als im Arm der Liebe leb'n. Komm' i mit bald zur Peppi heim, So geht mein Herz noch ganz aus dem Leim. (Ach, Herr je, Herr je, Herr je u. f. w.)

Auch hier rannen die letzten Thränenquellen, die aus dem Taschentuch gepreßt wurden. Dann eilte Castelli, von dem raschenden Jubel und Beifallsklatschen der ganzen Gesellschaft begleitet, ins Nebenzimmer zurück, um sich wieder normalmäßig zu kleiden. Bald trat er heraus und suchte nun mit

(Fortsetzung auf Seite 149.)

* einer offenen Säulenhalle auf der Höhe im Hintergrund des Gartens.

den Augen seinen Gegner, den ungütlichen Lanner. Aber der war verdurft. Er hatte sich während des dritten Verles, so aller Augen und Ohren auf den Sängler gerichtet waren, leise vom Tische weggeschlichen und das Wirtshaus verlassen. Dem Kellner hatte er noch vorher an die Thür gewinkt und ihm aufgetragen, der Gesellschaft in seinem Namen und auf seine Kosten für 20 Gulden vom besten Weinläuf vorzulegen. Die lehnte das Vorhaben des Kellners aber für heute ab. „Joseph muß auch dabei sein,“ jagte Gallucci, „und dann wollen wir ihm unsere schlechte Meinung von seinem neuen Walzer abbitten; denn der ist in der That noch Voralles.“ —

den er nicht in der Zeit vom 18. bis 20. März 1848 geschrieben hat. Es dauerte aber lange, bis „der Pfau“ den durch die Parodie seines Werkes sehr gekränkten Musiker, der inzwischen den Sadophoret erfahren, wieder sah. Auch der neue Walzer erschien nicht sobald in der Deffentlichkeit; denn Lanner war überzeugt, daß der Vorgang „beim Pfau“ bald den Weg in die Deffentlichkeit finden und dann seinem Walzer den Stempel der Lächerlichkeit aufdrücken werde. Er hielt ihn daher zurück und suchte auch die früheren Kameraden möglichst zu meiden. Erst nach einem halben Jahre, nachdem im Prater die zufälligen Zusammenstöße Versöhnung getrunken und Caselli ihm feierlich versprochen hatte, das Lied vom verliebten Tüfler-geßel niemals zu veröffentlichen, ließ Lanner den Walzer „Die Schöbnermänner“ aus seinem Pulte. Caselli sorgte ihm für einen vortheilhaften Kontrakt bei Gaslinger, in dem er den Komponisten vorzüglich nur die erste Auflage verkaufen ließ, denn der reizende Walzer elektrisirte die Wiener, elektrisirte die Welt. Nach seiner lebendigen Mode sind diese sogenannte Wieder geschiedt worden, unter andern, nach dem allzu frühzeitigen Tode des Komponisten, das bekannte, oft gesungene, den Wienern niemals zu lange Lanners Auftakt im Olymp“. Caselli schickte seinem Verpöndner auch untreu geworden zu sein, denn der „lustige Tüfler-geßel“ ist später sogar als Einlage in eine Poffe verwendet und so ziemlich bekannt geworden.

Kunst und Künstler.

— Professor Dr. Karl Mebel, der hochverdiente Leiter des Meißelischen Vereins, der energische Förderer aller Kirchengunst, ist in Leipzig verstorben. Zu dem Verstorbenen hat nicht nur das dortige Musikleben, sondern überhaupt die moderne Musikwelt einen bedeutenden Förderer und Führer verloren. Der von ihm um die Mitte der fünfziger Jahre gegründete Leipziger Chorgefangerein, der seinen Namen trägt, hat auf dem Gebiete der kirchlichen Musikpflege eine so hervorragende und zum Theil bahnbrechende Wirksamkeit entfaltet, der Allgemeine Deutsche Musikverein, dessen Mitbegründer und langjähriger Präsident er war und für dessen große Konfinkirchenversammlungen er seit Brendels Tod die Programme entwarf, in denen dem Schöpfen der Gegenwart immer eine so bedeutende Rolle zugewiesen war, haben seinen Namen unaussprechlich mit der Musikgeschichte unseres Jahrhunderts verknüpft. Ganz eigenkömlich war seinem Wesen die gleichzeitige Hineinzu zu den ersten Schöpfen der klassischen Meisterwerke der musica sacra und zu den modernsten Tonmeistern, vor allem zu Wagner, Liszt und Berlioz. Er hat die Pflege kirchlicher Musik mit ebensolchem Nachdruck und Erfolg gefördert und ausgeübt wie die der Werke von Wagner und Liszt, und zwar letzteres zu einer Zeit, wo dies noch nicht Mode, sondern eine seltene That war. Karl Mebel war ein geborner Rheinländer, was er gern mit großer Anhänglichkeit besaß. Dronenberg bei Elberfeld war sein Geburtsort, am 6. October 1827 kam er daseibst zur Welt. Erst am dem Unmuth durch eine gewöhnliche Leberzeit — er wurde Seidenfärbler — gelangte er zur Erkenntnis seines Berufs. Seine erste musikalische Ausbildung erhielt er in Streich durch Karl Wilhelm, 1849 kam er an das in hoher Wüste stehende Leipziger Konservatorium. Nach Beendigung der Studien ließ er sich daseibst als Lehrer des Klavierspiels und der Theorie nieder. Schon 1854 erfolgte die Gründung des gemischten Choresins für geistliche Musik, der sich unter seiner Leitung bald an die Lösung der schwierigsten Aufgaben wagen konnte. Viele ältere, zeitweise verloren gegangene oder vergessene Hohen, Motetten und Vratorien hat er wieder aus Licht gezogen und zur ersten Aufführung gebracht, so solche von dem alten deutschen Meister Heinrich Schick, einem Vorläufer Bachs. 1868 wurde Mebel zum Professor der Musik, 1883 von der Leipziger Universität zum

Ehrendoktor ernannt. Er zählte zu Wagners und Liszts intimsten Freunden und erfreute sich in den Kreisen seines Wirkens großer Beliebtheit.

— Die Königin von England vertlich dem deutschen Pianisten Charles Halle die Mitterwürde. Dr. Steiner, Organist an der St. Pauls-Kathedrale, wurde ebenfalls geadelt.

— Alexander von Siloti, der ausgezeichnete
 Virtuose, ist nach Moskau übersiedelt, wobei
 ihm am kaiserlichen Konservatorium die Stelle eines
 Professors für Klavierspiel übertragen worden ist; im
 Laufe der kommenden Saison wird der Künstler in-
 des einige Wochen in Deutschland konzertieren.

— Camille Saint-Saëns, welcher während des Winters in Algier weilte, ist kürzlich mit der nunmehr vollendeten Partitur seiner neuen Oper „Ascanio“ nach Paris zurückgekehrt. Das neue Werk soll in der nächsten Spielzeit in der Großen Oper zu Paris zur ersten Aufführung gelangen.

— Kapellmeister von Hieltz, bisher am Münchberger Stadttheater, ist an Stelle des ausgeschiedenen Kapellmeisters Karl Mahler an das Stadttheater zu Leipzig berufen worden.

— Die französische Akademie der Schönen Künste hat den Mondinne-Preis von 3000 Fr. Herrn Edouard Balo für seine Oper „Le Roi d'Ys“ zugesprochen.

— Frau Johanna Bachmann-Wagner gedenkt ihre Lehrthätigkeit an der königl. Musikschule zu München anzugeben, um in Berlin eine eigene Anstalt für Ausbildung dramatischer Sängerinnen zu gründen.

— Die englische Oper „Nadefshda“ von H. Goring Thomas, dem Komponisten der „Gemeinrada“, wird nicht allein im königlichen Opernhaus zu Berlin, sondern auch in Hamburg, Breslau und Wien zur Aufführung gelangen.

— Hans von Bülow hat nach glücklich beendeter Kur Wiesbaden verlassen und ist nach London gereist. Er wird sich nach Schluss der Saison auf einen Monat nach New York begeben, um dort, sowie in Boston und Philadelphia auf Laß eines glänzenden Engagements seinen Beethoven-Cyklus am Vortrage zu bringen.

— Die Direktion des Dr. Hochschen Konser-
vatoriums in Frankfurt a. M. hat den berühm-
ten Sänger Dr. Gustav Hunz, welcher die han-
noversche Hofbühne nach 27jähriger ruhmvoller Wir-
ksamkeit verläßt, als Gesanglehrer ernennen.

Bermischtes.

— Die Operkassenernte für die nächste Spielzeit verspricht recht ausgiebig zu werden. Die Wiener Theater, welche auch unsere Bühne mit Operetten versorgen, bereiten vor: „Der weiße Hühner“ von Suppé, „Der Liebeshof“ von Milller, „Der Schlosserhäufig“ von Kreiser, ferner Neuheiten von Zamara und Hellmesberger, sowie den von Doczi umgearbeiteten „Simplicius“ von Strauß.

Welche Schädelkappe doch mitunter den Schädel eines berühmten Mannes bedeckten sind! Zu italienischen Vätern zirkulirte die Meinung, daß sich unter den Gegenständen, welche zur Ausstellung in Bologna geschickt worden seien, auch der — Schädel des im Jahre 1848 verstorbenen Komponisten Donizetti befinde. Der Neffe des Komponisten, der „Uncia di Cammermoor“ deimentirt nun diese Nachricht, und theilt die Obdixte des Schädels seines Onkels mit. Er schreibt u. a.: „Nach dem Tode meines Onkels besaß der Dr. Carcano den Schädel, um weitere Studien daran zu machen. Carcano starb und sein Mobilier wurde im Auktionswege verkauft. Als im Jahre 1875 die lieberberrig Donizetti's vom Fürstbischöf in die Basilika von Bergamo übertragen wurden, um dasselb in einem von den Brüdern des Komponisten errichteten Mausoleum beigesetzt zu werden, erinnerste man sich, daß der Schädel noch nicht zurückgeführt sei, und begann Nachforschungen zu halten. Es gelang endlich, festzustellen, daß während der Auktion des Mobiliers Carcanos auch ein „schalenartiges Geßäß“ um wenige Cent's an einen Fleischhacker verkauft worden war. Man errieth die Wohnung des Fleischhacker's, der sich noch im Besitze desselben befand. Der brave Mann öffnete seine Tischkappe und zog aus derselben das „schalenartige Geßäß“, den Schädel Donizetti's, hervor, in welchem er seine Schädeldinge zu verwahren pflegte. Nachdem man ihm den Schädel abgekauft hatte, wurde derselbe in die Winkelschloß von Bergamo gebracht, woerselb er nun aufbewahrt wird.“

— Girardi beantwortet die Frage: „Wie wird man Schauspieler“ in der Wiener Allgemeinen Kunstchronik mit einer kleinen, heiteren Darstellung des eigenen Lebens-auges:

Man erlerne vorher sieben Jahre lang das ehre-
same Schlosserhandwerk, wozu dessen Vorbedingung, ge-
aus diesem Anlasse am 1. Juni nach Möhrstätt-Sauer-
brunn, jedoch ja nicht zur Zeit, sondern betrete am
t2. Juni wenn auch nur anmeldend, die dort welt-
bedeutenden Bretter, ziehe über Krems, Karlsbad,
Nist, Salzburg direct nach Wien und wirke dort
unbezüglich weiter wie Ihr ergehener

Alexander Girardi."

-- Die Fahrt des Wiener Männergesangsvereins nach Budapest, wo er am 2. n. 3. Juni vier Konzerte zum Besten der Ueberschwemmten und zwar mit gewöhnlichem Erfolg gab, wurde, wie vorherzusehen war, von lonangebenden Männern Ungarns wie von der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt zum Ansehen genommen, dem deutschen Wier und allen Deutschen in Oesterreich die brüderlichen Gefinnungen zum Ausdruck bringen. Sagte doch der Meideratsabgeordnete Arr. Czeczak in einer Adresse n. a.: „Sie finden hier ein Volk, das in jahrhundertelangen Kämpfen immer aufrecht stand, das immer nicht einmal für sein Recht und seine Eigenart, das seine Gewalt und Macht zu beugen vermochte. Und doch beugt sich dies Volk freiwillig vor der Macht des deutschen Wissens und deutscher Kunst. Ihr Hiersein ist uns ein Beweis dafür, daß es mächtige Bande sind, die Ungarn und Deutsche verbinden: es ist die gleiche Treue zur Ursache, die gleiche Liebe zur Freiheit (kühnlicher Weisall)“; dieselbe Kraft, die auf Andern Vergeß gähnt, sie gähnt auch in den Wäldern, welche die Kata Morgana auf unsere Nasen zaubert, und sie wird unsere Sache zum Siege führen, zum Verderben unserer Feinde!“ (Stilkrüger Weisall.)

Käufelhafte Inschrift.



Die Inschrift zielt das Landhaus eines bedeutenden französischen Malers unserer Zeit. H. S.

**Auflösung des Rätsels „Magisches Kreuz“
in letzter Nummer:**

				O	L	D			
				R	E	E			
				A	P	F			
O	R	A	T	O	R	I	U	M	
L	E	P	O	R	E	L	L	O	
D	E	F	R	E	G	G	E	R	
				I	L	G			
				U	L	E			
				M	O	R			

Musikalische Jugendpost.

Auflage 4500. — Preis pro Quartal 1 Mk.

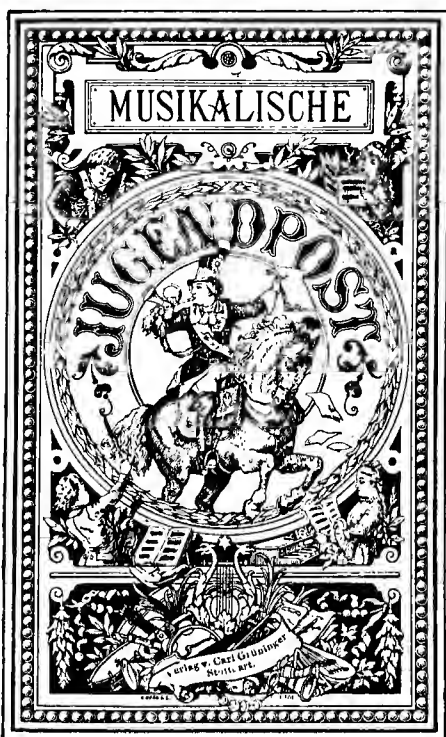
Unbalt Nr. 11.

Der Johannisbaum. Ein Sommermärchen von
(Hara Heberlein-Möbller. (Mit Illustration.) — Das
erste Lieber der Nachtigall. Ein Märchen von Eufemia
Wäin Västström (Frau von Andersfeld). — Schneeg-
löckchen. Erzählung von C. von Breckheide und
W. Wabow. — Die lakonische Viltzkrist. — Die
Mist als Medizin. Erzählung von Carl Casan.
— Briefkasten. — Rätsel. — Rebus. — Anzeigen.

Bulkkbrilage:

Franz Burgmüller, Auf der Alm, Thyllenme
für Klavier. — Ernst Spies, Die Parade, für zwei
Violinen und Klavier. — Franz Lütterscheid, Großer
Jubel. Lied für eine Singstimme und Klavier.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.



**Passendstes Geschenk für
jeden Musikschüler, für
jeden jung. Musikfreund:**

Musikalische Jugendpost.

Schön ausgestattet.

= Reich illustriert. =

Unterhaltend und belehrend.

**I. Jahrgang (1886). II. Jahrgang (1887)
elegant gebunden (Pracht-Einbanddecken)**

**in rot, grün oder braun Kaliko, mit neben-
stehender Pressung in Schwarz- und Gold-
Druck).**

Preis à 6 Mark.

**Durch jede Buch- oder Musikalien-
handlung schnellstens zu beziehen.**

**Probennummern und Inhalts-
verzeichnisse gratis und franko.**

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart.

Musikdirektor gesucht!

In Lusern ist die Stelle des städtischen Musikdirektors neu zu besetzen. Die Ase-Besoldung beträgt 4600 Franken und kann leicht durch Privatthätigkeit erhöht werden. Vom Bewerber wird verlangt, dass er eine gründliche musikalische, sowie allgemeine Bildung besitzt, dass er ein vortrefflicher Organist ist, und dass er die Befähigung hat, einen geachteten Chor, sowie einen Männer-Chor und ein Orchester geordnet zu leiten. Die kirchenmusikalischen Funktionen mit der Stiftung verbunden, wird einem Katholiken der Vorzug gegeben. Söförliger Antritt sehr erwünscht.

Anträge mit Brälage von Zeugnissen und Angabe der bisherigen Wirksamkeit, nimmt bis 25. Juni R. Lörichrrg, Prokurist im Hause Gebr. Hng. Lusern, entgegen.

Die Dirigentenstelle

des Mozart Vereins zu Darmstadt - Männerchor - ist per Spätsommer dieses Jahres neu zu besetzen. Jährl. Maximal-Gehalt M. 1000. Die näheren Bedingungen, bezw. Informationen versendet auf Ansehen der Sekretär d. Vereins, Herr Konfm. Theod. Heyl, Hochstrasse 6.

Eine tüchtige Klavierlehrerin

für mein Musik-Institut gesucht. Familien-Anschluss und Pension im Hause. Off. mit Gehaltsansprüchen erbeten. Friedrich Staudenroff, Musikdirektor, Kaiserlautern.

Uhren-Fabrik E. Naumann,

Lipzig, Königspl. 6. vers. frko. h. vorh. Eins. der Kasse II. Nuseb. Regulator m. Schlagwerk, Nr. 1 M. 25. - Nr. 2 M. 21. - Preis-Kurant gratis.

Besseres Musik-Institut zu kaufen gesucht. Suchender würde auch in einem Orte, der als geeignet empfohlen werden könnte, ein solches begründen. Offert erbet. sub. „G. 2656“ an Rudolf Mosse, Leipzig.

Leichte Klavier-Alben à Bd. Mk. 1.-

Transkript.-Alb. I. 12 Volkslieder.

Transkript.-Alb. II. 12 beliebte Lieder.

Taschenbibliothek I. 118 Volks- etc. Lieder.

Taschenbibliothek II. 82 Lieder.

Verlag von P. J. Tonger in Köln.

Klavier-Buchhändler, anberufen seit 1808, 6 mal prämiert, demnächst, Med. 1882 Nürnberg, für vollkommene Ausführung d. Fabrikate in jeder Gattung, d. d. Modelle in der Höhe 115 u. w. v. Nachahm. wird gewarnt.

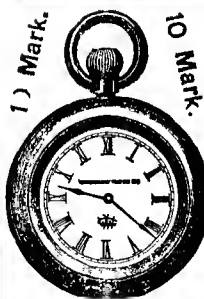
Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiss und ernte Seidenstoffe, schwarz und weiss karierte und gestreifte Seidenstoffe, Halbschleierstoffe für Wäsche, schwarze Sammet und Peluche etc. etc. Gegründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



Die Waterbury-Remontoir- Taschenuhr.

2 Jahre Garantie.

Genn. gehend, zuverlässig, dauerhaftes Gehäuse aus vernickeltem Messing. Anfertigung vermittelst automatischer Maschinen. Diese amerikanische Uhr ist die einzige wirklich billige Uhr. Die einfache und dabei doch äusserst vollkommene Konstruktion derselben ist der Grund, dass Reparaturen selten vorkommen, wenn solche aber erforderlich sind, kosten sie nur ca. den fünften Teil von Reparaturen an andern Uhren. Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen, sowie vom Generalvertreter für Deutschland, Aug. Ehrhardt, Köln a. Rh., in Berlin von Aug. Ehrhardt's Detail-Verkaufsstellen: Passage 5. Friedrichstr. 85a, im Hause des Café Bauer, Rosenthalerstrasse 54.

Gerhard Adam, WESEL

empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten

Grosse Auswahl
Garantie 5 Jahre.

Frankolieferung.



20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-Bibliothek! 400 Nrn.

Klass. u. mod. Musik, 2 u. 4 H., Lieder, Arien etc. Nur beliebte Piecen. Vorz. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichniss gratis u. fr. v. Folio-Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

R. I. BACH SOHN Stylvolle Flügel und Pianinos.

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.



G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.



Preis v. 12-60 Mk.

Reich ausgestattete illustrierte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.



10 Briefe 25 Pf. 10 Bülger.

40 Pf. 5 Bülger 25 Pf. 6 Bülger.

50 Pf. 6 Bülger 40 Pf. 7 Bülger.

25 Pf. 8 Bülger 50 Pf. 9 Bülger.

vergleich Preis-grat. Illustr. Katalog 30 Pf.

E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108



Geelke & Benedictus
Schäferstr. 4 Dresden.

IX. Jahrgang Nr. 13.

Stuttgart, 1888.



+ Auflage + 000. +

Werkeltätig (schon, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals J. J. Zenger in Leipzig)
Inserate die halbjährliche Annoncen-Zeit 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. nur 5. —
Mittelgroße Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Radolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direkt aus Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle früheren Jahrgänge sind neu angelegt in eleg. Groß. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden zu M. 1. —, Prachtbänden zu M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Immanuel Faistl. Biographische Skizze von Ernst Konstantin.

Der treffliche Künstler, dessen wohlgetroffenes Porträt die vorliegende Nummer ziert, der als Lehrer, Theoretiker und Dirigent, wie als Orgelspieler und Komponist gleich tüchtige Professor Dr. Immanuel Gottlob Friedrich Faistl in Stuttgart, hat sich um die Entwicklung und Hebung des musikalischen Lebens dieser Stadt so verdient gemacht, daß es uns als eine Ehrenpflicht erscheint, die Leser der jetzt ja in der schwäbischen Wertschätzung erscheinenden neuen Musik-Zeitung näher mit ihm bekannt zu machen, zumal ja auch sein Wirkungskreis weit über Württemberg hinausreicht und seine zahlreichen Schüler den verschiedensten Ländern und Nationalitäten angehören.

Immanuel Faistl ist ein Sproß des Schwabenlandes, das zwar in erster Linie durch seine großen Dichter berühmt ist, aber auch eine stattliche Reihe von tüchtigen Musikern aufzuweisen hat, und dessen Volk von jeher als sangesfroher und sangesbegabter gegolten hat. Seine Wiege stand in der ehemaligen freien Reichsstadt Ehlingen am Neckar, die noch heute mit ihrer herrlichen Frauenkirche, ihrem Wollsturm und der hochragenden alten Burg das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt trägt; dort ist er am 13. Oktober 1823 als der Sohn eines Schulmeisters geboren.

Schon als kleiner Knabe verriet er eine solche Neigung zur Tonkunst



Immanuel Faistl

und eine so unverkennbare Begabung dafür, daß er dadurch Aufmerksamkeit erregte. Besonders die „Königin der Instrumente“, die alle Stimmen und Klänge in sich vereinigende Orgel hatte es ihm angethan, er zeigte eine wahrhaft leidenschaftliche Lust, darauf spielen zu lernen, und machte solche Fortschritte, daß der neunjährige Knabe den ihm Unterricht erteilenden Organisten vorkommendenfalls in vollkommen zufriedenstellender Weise zu vertreten vermochte. Auch mit eigenen Kompositionen wagte er sich bereits hervor; trotz alledem aber wollten seine Eltern nichts davon wissen, daß er sich ganz der von ihm so heißgeliebten Musik widme. Ein Theologe sollte ihr Immanuel werden, dabei blieb's, und so mußte er denn als gehorsamer Sohn im Jahre 1836 das protestantische Seminar zu Schöndorf und 1840 das berühmte „Stift“ in Tübingen beziehen.

Hier wirkte Sülzer, der Meister des Volksliedes, ebenfalls ein schwäbischer Lehrersohn, als Musikdirektor und Musiklehrer am Seminar, der dort 1829 die „Akademische Liedertafel“ gegründet hatte, welche zuerst seine jetzt längst zum Gemeingut aller Deutschen gewordenen Volkslieder erklingen ließ. Auch Faistl genoss seinen Unterricht und fühlte nun den Drang zur Tonkunst so mächtig in seinem Innern rege werden, daß er jetzt den Entschluß faßte, der gebietenden Stimme zu folgen und die Theologie aufzugeben.

Zum Glück erkannte man höheren Ortes, welche Begabung in dem Jüngling der Entwicklung harrie, die ja doch der Kirche zu gute kommen konnte, und deswegen veranlaßte die württembergische Oberkirchenbehörde, daß Faistl auf Staats-

kosten reisen durfte, um sich ganz dem Studium der Kirchenmusik zu widmen.

So kam er denn Ende 1844 mit einundzwanzig Jahren nach Berlin, wo damals der, seit dem November 1842 zum königl. preussischen Generalmusikdirektor ernannte Felix Mendelssohn auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. wollte, um nach den Plänen des „Romantikers“ auf dem Throne“ das Musikleben seiner Residenz zu fördern und zu heben. Faist hegte das lebhafteste Verlangen, ein Schüler des von ihm hochverehrten Meisters zu werden, und dieser empfing ihn auch äusserst wohlwollend, doch sollte sich der Wunsch des jungen Musikbesessenen nicht erfüllen. — Mendelssohn hatte bereits klar erkannt, daß er in dem damaligen Berlin nimmermehr einen ähnlich geachteten Wirkungskreis zu finden vermöge, wie er ihn bereits in Leipzig besaß, wo er das am 3. April 1843 eröffnete Konservatorium gegründet hatte; deshalb dat er den König, ihn seiner öffentlichen Wirksamkeit in Berlin zu entheben, und bereitete sich vor, die Stadt wieder zu verlassen.

Faist verkehrte indessen in der preussischen Hauptstadt viel mit hervorragenden Musikern, unter denen namentlich der Theoretiker S. Dehn und die Organisten Thiele und Haupt zu erwähnen sind, und hatte ihnen manche Anregung und Förderung zu danken, genoss aber keinen Unterricht von einem derselben, sondern bildete sich mit erstem Eifer autodidaktisch weiter, da Mendelssohn selbst nach Prüfung der ihm vorgelegten Kompositionen des schwäbischen Kunsttänzers diesen dazu für hinreichend reif und befähigt erklärt hatte.

Als ein in jeder Beziehung begabter und neuerer der Musiker konnte Faist im Jahre 1846 in seine Heimat zurückkehren. Er benutzte die Reise nach Württemberg, um sich unterwegs in verschiedenen Städten als Orgelvirtuose hören zu lassen. Seine Vorträge fanden wegen ihrer technischen Vollendung und des echt musikalischen Geistes, der aus ihnen sprach, überall großen Beifall, und auch seine Orgelkompositionen ernteten die Anerkennung der Kenner.

In Stuttgart, das ihn nun schon über 40 Jahre den Seinen nennt, ließ sich der Heimgekehrte dauernd nieder und begann seine dortige Lehr- und Dirigententätigkeit, die so vielseitig und fruchtbringend werden sollte, damit, daß er 1847 eine Organistenkandidatur, die zahlreiche tüchtige Kräfte gebildet hat, leitete und den bis heute blühenden Verein für klassische Kirchenmusik ins Leben rief. Kurz darauf erhielt der rathlos thätige, strebsame Mann, dessen künstlerischer Einfluß sich alsbald in weiten Kreisen geltend zu machen begann, noch die Direktion des Liebertanzes, welche er zehn Jahre lang führte, sowie 1849 auch die Direktion des damals neubegründeten Schwäbischen Sängerbundes.

Der Verein für klassische Kirchenmusik hat unter Faist durch seine Vorführungen klassischer Meisterwerke außerordentlich viel für Hebung des kirchlichen Gesanges, wie überhaupt für die Anregung und Förderung des musikalischen Geschmacks und Verständnisses in der Stadt Stuttgart und im ganzen Lande Württemberg getan, und bald entstanden auch in zahlreichen anderen schwäbischen Orten Vereine, die ihm nachzueifern begannen. Ueberhaupt ist mit diesen und ähnlichen Vereinen in die öffentliche Musikpflege Deutschlands ein Faktor eingetreten, dessen Wert und Verdienst nicht unterschätzt werden sollte.

Als das bedeutendste Ereignis unseres Jahrhunderts für die Entwicklung der Tonkunst in Württemberg aber dürfte mitreilig die Gründung des Konservatoriums für Musik in Stuttgart anzusehen sein, mit dem der Name Immanuel Faist seit einer langen Reihe von Jahren auf das Innigste verbunden ist, da er bereits an der Gründung des Instituts regen Anteil genommen hat.

Den Gedanken zur Gründung einer „Stuttgarter Musikschule“ (erst 1865 „Konservatorium für Musik“ geheißen) hatte zuerst der gelehrte Pianist und Klavierlehrer Sigmund Lebert gefaßt, angelegene Kunstfreunde unterstützten denselben, und Faist, Speidel, Starck und andere Kunstgenossen erklärten sich zur Mitwirkung als Lehrkräfte bereit, so daß die Anstalt 1857 unter den glücklichsten Auspizien ins Leben treten konnte. Faist war zunächst nur als Lehrer für Orgelspiel und Komposition thätig, alseu schon 1859 übernahm er auch als Direktor die obere Leitung dieses Instituts, das seither unter ihm sich zu einem der bedeutendsten und angesehensten seiner Art in Deutschland entfaltet hat. „Nicht bloß hat“, urteilt ein so kompetenter Kenner wie G. H. Köstlin, „die Lehrarbeit dieser Anstalt, um welche sich seither eine Reihe von verwandten, verschiedene Abteilungen vertretenden Instituten geklärt hat, den Geschmack des hauptsächlichsten Publikums vertieft, die Leistungskraft der

Dilettantenkreise und Vereine wesentlich gesteigert, sondern es ist von ihr eine höhere Auffassung und Würdigung der Kunst, sowie der Geist ernster Arbeit auch ins Land hinausgebrungen, und wenn das Musikleben in Schwaben jetzt eine andere Physiognomie zeigt, als vor 30–40 Jahren, so ist das direkt oder indirekt die Folge des von der Musikschule angebahnten ernstern Musikstudiums, das überall auf Grundrichtszeit bringt und auf den Klaffen aufbaut.“ — Wer das Stuttgarter Konservatorium und seine Leistungen näher kennt, der weiß, daß hiermit nicht zu viel gesagt ist, zugleich aber auch, wie viel gerade Faist dazu beigetragen hat, daß der Anstalt ein solches Lob gezollt werden kann!

König Karl von Württemberg hat dem verdienten Mann den Titel Professor verliehen, und die philosophische Fakultät der Tübinger Universität hat ihn für seine „Beiträge zur Geschichte der Sonate“ zum Doktor gemacht.

Von Lehrwerken, an denen er mitgewirkt, ist die Faist-Starcke'sche Elementar- und Chorgesangslehre zu nennen, auch an der bekannten instruktiven Klaviers- und Klavierkonzertangabe ist er neben J. und B. Kadner, Kötz, Wilow und Linder thätig gewesen, ferner ist er Verfasser einer trefflichen Harmonielehre. Als Komponist hat er Orgelsätze, Lieder, Männerchöre, Motetten, Walzen, eine große Doppelfuge für Klavier (in der Pianofortschule von Lebert und Starck) und anderes geschaffen, — sämtlich Werke, die sich durch geübene, den Kenner fesselnde Arbeit auszeichnen. Nicht unerwähnt sei, daß sein „Gesang im Grünen“ 1845 beim großen Sängerkongress in Dresden und seine „Nacht des Gelannes“ 1868 vom Schlesischen Sängerbund mit einem Preise gekrönt wurde.

Schon aus diesen kurzgefaßten Mitteilungen geht wohl zur Genüge hervor, welchen Einfluß Faist seit langen Jahren besonders auf das immer reger und reger gewordene Musikleben Stuttgarts ausgeübt hat. In neuerer Zeit ist es denn auch nicht zum mindesten ihm zu danken gewesen, daß das vom 17. bis 19. Juni 1886 abgehaltene erste Stuttgarter Musikfest einen so glänzenden Erfolg gehabt hat. Damals führte er in gewohnter umhätiger und energischer Weise am ersten Abend den Taktstock, auf seine hervorragende Befähigung zur Leitung großer Massen bewährend, so daß der ihm am Schluß von Händels „Saul“ unter dem Beifall des gesamten Auditoriums überreichte Lorbeerzweig ein wirklich wohlverdienter Dankschuld war. Hohe Anerkennung gebührt dem hochverdienten Manne, der in vieljährigem ununterbrochenem Wähen den Boden vorbereitet und den Samen ausgesäet hat, dem solche Früchte entstiegen sind. Möge ihm noch lange vergönnt sein, auf das musikalische Leben Stuttgarts einzuwirken, mit dem sein Name für alle Zeit verknüpft bleibt! Ein Künstler von so idealem Wollen ist ja niemals am Ziele angelangt, oder doch erst dann, wenn der Erdenlebens schwere Hülle stinkt. Sei ihm der Genius gnädig gesinnt.



Den Manen Kaiser Friedrichs.

Es ist vollbracht, die Norne hat's gesponnen,
Ihr Runenlied verkündet des Lebens Traum,
Germania weint an Sigurds ew'gem Brannen
Und trauernd raucht der heil'ge Eichenbaum.

Ah, jedes Blatt in seiner Urweltkrone
Ward Dir zur Ruhmestafel, tot'r Held.
So lohn' Frau Saga ihrem großen Sohne
Und was sie kündet, kündet eine Welt.

Drum Meer und Wollen, Licht und Luft erklingen
Von Deines Volkes großem Trauerfang.
Im Himmel werden Ufen es beklagen
Das große Weh, das uns zum Herzen drang.

Sangst Du doch selbst in Deutschlands Friedenstag
Das Lied der Eintracht und der Menschlichkeit,
Drum wird der Gott der Lieber um Dich klagen
Und singt mit uns in seinem tiefsten Leid:

Du warst der Trost, die Milde und die Liebe,
An die der Menschheit guter Geist glaubt,
Du warst die Treue in dem Weltgetriebe,
Die Seele, der kein Trug den Glauben raubt.

Du warst der Wahrheit todesmutiger Streiter
Vor dem sich barg die finst're Deuchelei,
Du warst der Ehre ständiger Begleiter,
Wart Deines Reiches hoffnungsgrüner Mai.

Du warst der Schild uns in dem Sturm der
Schlachten,
Der Arm, der Palmungs Siegesstahl geführt,
Ob Drachen auch den Fenschlund entzündet,
Du standst von Arminis Heilensgeist berührt.

Regionen hat Dein Löwenmut geschlagen,
Die mit des Barnes Hohn das Land bedroht!
Der Gottheit Säule ward vorangetragen,
„Auf stand das Volk.“ Du rächtest seine Not.

„Es brank“ der Rhein und seine Wogen klagen
Um Dich, den Wächter von der „treuen Wacht“.
Zum Nordmeer neue Wellen schäumen jagend,
„sind Thronen Deinen Namen zugeacht.“

Der Flugland raucht, die Düne will sich heben,
Und jede Erde küßt ein Gebet,
Da die Wolkuren mit Dir aufwärts schweben
Wo's über Wipfeln lichten Vogen geht.

Auf springen Walhalla's Thore und es grüßen
Dich alle Helden in dem Geisteraal:
Germania selbst will an das Herz Dich schließen,
Dich geleitet Dich zum Göttermahl.

Wir aber stehn von heiliger Eiche bezwungen,
Um Ring die Jahre und im Herz die Fein,
Was Du mit Kaiser Wilhelm uns ermungen
Wird in Aeonen nicht vergessen sein.

Auf heben wir zum großen Dant die Hände,
Es bricht der Tod nicht der Germanen Eid:
Was auch des Schicksals dunst'le Nacht uns fende,
Du bleibst das Vorbild uns in jedem Streit.

Getreu wie Du, und mutig und ergeben,
Ein Bild der Würde noch am Todesrand,
So laß uns Held in Deinem Geiste leben
Und sterben für das teure Vaterland.

Kranz Sicking.



Kaiser Friedrich III. und die Musik.

Von Franz Schwarz.

Der königliche Adler hat ausgerungen! Kaiser Friedrich III. weilt nicht mehr unter den Lebenden! So tönt bang und schwer die Flage durch die ganze Welt, und überall, wohin sie bringt, wird man von dem milden Sinne des verstorbenen Herrschers, von seinem edlen Herzen, von seinem reichen Geiste, von seiner ritterlichen Erscheinung sprechen. Wie sollte da nicht auch die Kunst ihren Preis anstimmen zum Lobe dessen, der berufen war, ihr Schutzherr zu werden!

Alle Hoffnungen und Ideale von einem großen Aufschwung der Künste im neuen Deutschen Reich knüpfen sich an den Namen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Kaisers Friedrich III.; überall mußte man, daß die Künste an ihm einen mächtigen und begeisterten Förderer hatten, und mit Recht erwartete man ein neues glänzendes Zeitalter im neu-erstandenen Deutschen Reich. Nichts bleibt uns nun übrig, als die Erinnerung an die ritterliche Lebensgestalt, die in fernern Zeiten selbst einmal der Kunst der Töne, wie des Wortes und des Bildes, selbst die herrlichsten Motive darboten wird.

Diese Erinnerungen aber mögen heute schon in einem flüchtigen Bilde zusammengefaßt werden; sie zeigen uns, daß Kaiser Friedrich III. schon von jungen Jahren auf unserer Kunst zugehau war. Es war das Erbe seiner erlauchten Mutter, der Kaiserin-Wilhelmina, die im Museum zu Weimar durch Johann Nepomuk Hummel in das Reich der Musik und durch ihre erhabene Mutter, der Großfürstin Maria Pawlowna, in das innige Verständnis der Tonkunst eingeführt wurde. Wie Maria Pawlowna selbst tüchtige Musikstücke zur Karfreitagfeier für die herzogliche Hofkapelle und zu Familienfesten, später auch

zur Taufe ihres Enkels, des Kaisers Friedrich III., komponierte, so hatte auch Kaiserin Augusta, gleich ihrer hohen Mutter, die Huldigung bezeugt, die ihr von einem Dichter warm aus dem Herzen gesagt worden war:

Der Eöne Nacht, die aus den Seiten quillt,
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus!“

Auch von ihren Kompositionen, so sorgsam und feinsinnig in stiller Hut geborgen wurden, brang manches in späterer Zeit in die Öffentlichkeit, so ein vortrefflicher Armeemarsch (Nr. 102), die stimmungsvolle Musik zu einem älteren Ballett „Die Maserade“ und manches andere. Die Kaiserin war und ist von dem feinsten Kunstverständnis besetzt und während ihr hoher Gemahl, der unvergessene Kaiser Wilhelm I., einst, als ihm bei der Einweihung einer Kirche in Koblenz die betreffenden Noten zur Gesangsaufführung überreicht wurden, dieselben in seinem herzoglichen Lächeln mit den Worten zurückwies: „Ich bin darin in meiner Augenverwirrung vernachlässigt, ich kenne die Noten nicht“, so lobte und förderte die Kaiserin zu jeder Zeit die Tonkunst, auch darin eine ideale Ergänzung zu dem sich dem Praktischen zuneigenden Sinn ihres hohen Gatten bewachend.

Schon in jungen Jahren wurde ihr erster Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, zur Musik angeleitet. Seine ersten Musikstudien leitete der Lehrer Nichte und der jetzige General-Musikdirektor Taubert, während Nichte und Gustav Reichardt, der Komponist des Liebes „Was ist des deutschen Vaterland?“ dem jungen Prinzen Gesangstunden gab. Später wurde der Kronprinz Theodor Kullaks Schüler und mit Vorliebe erinnerte sich derselbe noch in späteren Jahren jenes Unterrichts.

Nach einem Klavier-Konzert, das der bekannte Komponist Alfred Grünfeld bei dem damaligen Kronprinzen und seiner erlauchten Gemahlin in ihrem Schlosse zu Berlin gab, sagte einmal der Kronprinz, indem er dem Künstler lächelnd auf die Hand klopfte: „Wissen Sie, mein Lieber, daß wir eigentlich Kollegen sind?“ Grünfeld verbeugte sich und mußte antworten, daß er es allerdings nicht wisse. „Nun, ich will es Ihnen verraten, sagte der Kronprinz hinzu, ich war, wie Sie, Kullaks Schüler, aber — sagen Sie es niemanden — der gute Kullak sollte aus mir etwas Meisters machen, wie aus Ihnen, doch gelungen ist es ihm nicht.“ Oft pflegte Friedrich III. mit hervorragenden Künstlern in dieser Weise über seine mangelhafte musikalische Begabung zu scherzen; es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß auch Meister Kullak, der ja bekanntlich sehr strenge Anforderungen stellte, den Eifer und den angestrengten Fleiß lobhaft zu rühmen wußte, mit dem der junge Kronprinz während jenes Unterrichtes gegen jenen Mangel einer spezifischen Begabung für die Kunst anzukämpfen suchte. Dieser Fleiß brachte den jungen Kronprinzen denn auch so weit, daß er später, nachdem er zur Dienstleistung beim Garde-Dragoon-Regiment eingeteilt wurde, den Gesangs-Unterricht seiner Garde-Dragoon theoretiß und praktiß fördern konnte. War aber Friedrich III. die Ausübung der Kunst als Kunst persönlich verlag, so wußte er doch ihre künstlerische und ethische Bedeutung alle Tage seines Lebens zu schätzen. Von Jugend auf war er ein Förderer der Kunst, ein Freund des Gesanges, und sein inniges Kunstverständnis rühmten alle Künstler, welche je Gelegenheit hatten, vor ihm spielen und singen zu dürfen. Diese Liebe für die Kunst und für das Schöne betätigte sich schon in jungen Jahren und insbesondere auf seinen Reisen nach Italien, wo die Weihnachtsskizze in der Peterskirche und das Miserere am Karfreitag in der Sixtinischen Kapelle ein ganz besonderes Interesse für ihn erregten und in unvergesslicher Erinnerung fortlebten.

Als Prinz Friedrich Wilhelm durch Verheiratung mit der englischen Prinzessin Viktoria in rege Beziehung zu der englischen Königsfamilie trat, steigerte sich diese Teilnahme für die Kunst, welche in jener Fürstenfamilie von jeher eifrige Pflege gefunden hat. Die Kronprinzessin war vor allem eine eifrige Freundin der Tonkunst; sie komponierte selbst Sonaten und kleine Musikstücke und wußte das Interesse ihres erlauchten Gemahls auch für diesen Zweig der Kunst stets lebhaft zu wecken. Mit Entschiedenheit wendete sich das erlauchte Paar nach seiner Verheiratung der Pflege aller Zweige der Kunst zu, welche auf diesem bisher in Preußen von oben herab so wenig gepflegten Gebiet nimmer gedehlt empornachschreiten sollten. Die persönliche Beziehung zu der Künstlerwelt gestaltete sich lebhaft und herzlich; die Musikanten im kronprinzlichen Schlosse zu Berlin bildeten sich zu wahrhaft klaffenden Felsen aus, an denen schäpferisch teilzunehmen die hervorragenden Musik- und Ge-

sangskünstler es sich ein Vierteljahrhundert hindurch zur höchsten Ehre angedrungen haben und die mit anhöhen zu dürfen, in der aristokratischen Berliner Gesellschaft stets als eine besondere hohe Auszeichnung galt. Hier wurden mit vor ausgetretenen künstlerischen Genüsse dargeboten: vor allem wurde die klassische Musik bevorzugt, Beethoven und Mozart natürlich in erster Reihe, daneben aber auch Schöber, Bach, Gluck, von späteren Mendelssohn und Meyerbeer und endlich Richard Wagner.

Es ist begreiflich, daß ein Fürst von so innigem Kunstverständnis wie Kaiser Friedrich III. und von einem so glühenden deutschen Nationalgefühl einem Künstler wie Richard Wagner gegenüber ein hohes Interesse an den Tag legen mußte. Dieses Interesse aber batiert nicht erst von der Zeit an, wo Richard Wagner zu allgemeiner Bedeutung gelangt und der Wagnerkultus in Berlin — vornehmlich durch die eifrige Betätigung der Gräfin Schlegel — zur allgemeinen Mode geworden war. Schon in der Periode seines Lebens, da Richard Wagner noch als Verbannter und Verbannter in Zürich lebte, interessierte sich Prinz Friedrich Wilhelm, der den ersten Aufführungen von „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ in Weimar beigewohnt hatte und namentlich die erste Oper besonders liebte, für den Komponisten. Wagner wußte dies auch sehr wohl und sein häufig herausgekommenes Briefwechsel mit Franz Liszt legt wiederholt davon Zeugnis ab. So oft er einen Versuch machte, um die Erlaubnis zu der Rückkehr nach der Heimat für sich zu erlangen, denkt er an die Protektion des Prinzen Friedrich Wilhelm, und so oft er in Berlin etwas durchsetzen will, wendet er sich — auch in späteren Jahren noch und wiederholt von Banrentz aus — an den Kronprinzen des Deutschen Reichs, von dem er genau weiß, daß er ein eifriger Förderer jedes echt künstlerischen Schaffens sei, welcher Ehre daselbst auch angehört und welche Ziele es auch verfolge, wenn es nur aus rein künstlerischen Motiven hervorgegangen sei.

So wie Wagner, so waren auch Franz Liszt, Josef Joachim, Max Bruch, W. Taubert und viele andere Künstler und Künstlerinnen, wie Jenny Lind, Pauline Viardot, Désirée Arlot, Pauline Lucca, Albert Niemann, Franz Weg und andere die Lieblinge des Kronprinzen, deren musikalischen und Gesangs-vorträgen er mit innigem Vergnügen und feinem Kunstverständnis lauschte.

Eine besondere Liebe wendete Friedrich III. schon als Kronprinz der deutschen Kunst zu, und es ist interessant, zu bemerken, daß sein ritterlich deutscher Sinn sich schon zu jener Zeit an der Gesangsweise eines mutigen Kampfliebdes besonders zu erfreuen pflegte, lange ehe daselbst in unvergesslicher Zeit seine nationale Liebe erhalten sollte. Auf seinen besondern Wunsch mußte schon am 16. September 1861 auf Schloß Brühl der Bonner Männergesangsverein „Concordia“ vor der Kronprinzessin — „die Nacht am Rhein“ singen, welches Lied der Kronprinz besonders liebte. In der vergesslichen Thränen der Rührung, so oft ihm in London oder Rom dieses Lied erklang und die Förderung deutschen Gesanges auch in der Fremde galt ihm stets als seine Lieblingsforge. Wie eifrig Friedrich III. schon als Kronprinz die deutsche Kunst förderte, davon wußte der verstorbene General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Wotho von Hülsen, viel zu berichten, dessen Erinnerungen, die gegenwärtig von Frau Helene von Hülsen in der „Deutschen Revue“ stückweise veröffentlicht werden, sicher manche wertvolle Mitteilung über den Einfluß enthalten, welche der verstorbene Kaiser nach Wagners der Verhältnisse auch auf die Entwicklung der Oper in Berlin ausgeübt hat. In erster Reihe standen dem Fürsten dabei die Heranbildung deutscher Komponisten, die Förderung deutscher Musik und die Schaffung nationaler Motive und deutschen Geistes in einer regenerierten Oper als leuchtendes Ideal vor Augen. In den Heim- und Festezeiten der Kunst war der verstorbene Kaiser ein häufiger Gast; die reinsten Freuden und edelsten Genüsse lachte und fand er im Reiche des Schönen. Kein hervorragendes Konzert in der Singakademie, keine bedeutsame Musikanführung im Opernhaus ließ er unbeachtet. Sein gediegener, feingebildeter Sinn fand indes nie Gefallen an der leichten Musik, welche fremden Stempel trug, und an den flüchtigen Tageserzeugnissen, welche wie die Wellen kommen und gehen.

So war es denn nur eine heilige Pflicht, die die Akademie der Künste in Berlin erfüllte, als sie den Kronprinzen für seine gegenwärtige Tätigkeit im Interesse der Kunst, für seine fördernde Teilnahme an Musikunterstützung, ja für seinen mächtigen Schutz, den er allen Künsten angedeihen ließ, im Juni 1874 zu

ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Und in dem Antwortschreiben des Kronprinzen hieß es: „Je höher ich den Wert dieser seltenen und ehrenvollen Auszeichnung zu schätzen weiß, desto mehr bin ich mir bewußt, dieselbe anzunehmen dem Interesse zu verbannt, welches ich der vaterländischen Kunst und ihrer Pflege widme. Es ist mir Bedürfnis, bei dieser Gelegenheit auszusprechen, daß mein ernstes Streben allzeit darauf gerichtet sein wird, jenes Interesse, so Gott will, wirksam und erfolgreich zu betätigen.“ Und diese Verbeugung erfüllte der Kronprinz alle Tage seines Lebens; die bildende Kunst erregte sich seiner hohen Teilnahme. Aber auch die Musik fand, wie bereits gesagt, eine Stätte in seinem Palaste — und als ein Jahr darauf im Februar 1875, jenes berühmte Kostümfest im kronprinzlichen Palais zur Erinnerung an eine große Epoche in der Entwicklung der Künste, an das Zeitalter der mediceischen Fürsten, gefeiert wurde, trat auch die Musik in ihre Rechte. Die Huldigung der Kunst wurde durch 8 Sänger eingeleitet, welche der Kunst der Liebe in einem alten Madrigal aus jener Winterzeit kundgaben. Sodann hielt eine Gesangsabteilung aus dem Orient unter den Klängen des türkischen Marches aus Beethovens „Nunen von Athen“ ihren Einzug. Es folgten die Kinder Italiens unter den schwebenden Tönen einer Tarantella und in solcher nationaler Bewegung endlich eine spanische Quadrille mit ihrer eigentümlichen schwerwichtigen Melodie. Wie heiter die italienischen Leute ertönen, so selbst melancholisch klangen diese Phantasmen, unter denen die Bewohner aus dem Lande der einsigen Stühlen einzogen! Und auch das große Kostümfest, welches von den Berliner Musikern zur Feier der silbernen Hochzeit des allgemein beliebten Kronprinzenpaars veranstaltet wurde, entbehrt nicht der Huldigung der Kunst. Schon am Morgen wurde diese Huldigung durch eine Deputation der Akademie der Künste dargebracht, in der die Tonkunst durch Männer wie: Taubert, Spitta, Schulz und Madrede vertreten waren. Aus den hervorragenden Schülern der Hochschule für Musik war ein Chor gebildet worden, welcher eine von Max Jordan gebildete und von W. Taubert komponierte Freisymphonie unter Leitung des Professors Schulze, in unterthorischer Weise capella vortrug, und welche das Jubelpaar in tiefe Rührung versetzte.

Das Kostümfest des Abends aber, für das alle Künste in Bewegung gesetzt waren, gipfelte in dem Preis der Minne, deren Nacht durch alle Zeitalter und Nationen hindurch verklärt werden sollten. Es ist natürlich, daß auch in dem Preis der Minne die Gesänge und Klänge der Kunst nicht fehlen durften, um dem hohen Beschäpfer der Künste ihr laute und bühnig darzubringen und zugleich die Erinnerung an die glänzendsten Zeiten der Kunstgeschichte wach zu rufen.

Das Interesse für die Kunst geleitete Friedrich III. durch das ganze Leben. War es ihm verlag, als ausübender Künstler selbst schaffen zu können, so war er dafür ein seiner Hörer, ein aufmerksamer Beobachter, ein inniger Förderer der Kunst. Die Kunst rechtferigt ja dadurch ihren Namen, daß sie ein Können fei, nicht nur bei dem schaffenden Künstler, sondern auch bei dem empfangenden Kunstfreunde; denn die Kunst zu verstehen, ist auch eine Kunst, und diese Kunst verstand der Kunst gegenüber Kaiser Friedrich III. in hohem Maße. Sie war ihm eine Trösterin in jedem Leid, eine Freundin in jeder guten und schweren Stunde; auch bei ihr galten ihm Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit als die wahre Quelle alles Schönen. Was ihm besonders zur Musik hinog, war, wie er sich oft selbst ausdrückte, die Thatsache, daß sich ihm ganz bestimmte Anschauungen und Erfahrungen bei ihren Tönen bildeten, daß er sich der Klangbilder, die zu entstehen, freuen, und an bestimmte Dinge, Personen, Ereignisse und Erlebnisse denken konnte, die die musikalische Tonreihe in ihm hervorgerufen hatte. Wie Luther war ihm die Musik „eine große Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmütiger und vernünftiger macht, eine herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologia.“ Auch er hielt gleich dem genannten Reformator, den er verehrte und liebte, „Franz Musica in Ehren“ alle Tage seines Lebens und die Tonkunst war es, welche dem Fürsten ihren Dank dadurch an den Tag legte, daß sie ihm noch die letzten schweren Tage und Stunden seines Daseins durch den Trost der Töne erträglich machte.

Der Chor der Zwölf-Apostelkirche in Berlin mußte wiederholt am Kranzenbette des Kaisers erscheinen, um dort verschiedene religiöse Lieder — insbesondere ben einen: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten“ — vorzutragen, die dem

Kaiser aus den mannigfachen Lebensstimmungen heraus besonders aus Herz gewachsen waren, und auf den Schwingen der Musik erhob sich seine Seele in solchen Stunden über alle Trübungen der Endlichkeit zur reinen Harmonie des Schönen und Wahren.

Als Kaiser Friedrich III. mit der Todeswunde in der Brust vor wenigen Wochen nach Schloß Friedrichstreu, wo er das Licht der Welt zuerst erblickt, gebracht wurde, da war es der erste Wunsch, daß man das Glockenspiel des Turmes, aus dem Choral stellen sollte: „Was Gott thut, das ist wohlthat.“ Und diese Melodie erklang auch durch die reine Lust über die Wipfel des grünen Parks hinüber in alle Weiten, als man das, was sterblich war von Friedrich III., zur kühlen Gruft bettete! Und so bleibt auch uns nichts als der Trost: „Was Gott thut, das ist wohlthat.“ und mit dem Dichter klagten wir:

Zwei Sterne sind untergegangen,
Die uns den Himmel geschmückt;
Zwei Augen sind uns erloschen,
Die segnend auf uns geblickt.

Ein Herz voll Güte und Liebe,
Das ewig nun nicht mehr schlägt —
O Deutschland, armes Deutschland,
Was wurde dir angethan!



Die Tage der Rosen.

Erinnerungsblatt von J. Ball.

I.

„Ihr Frühling singt, weil das Leben noch malt,
„Noch in die blühende, goldene Zeit,
„Noch sind die Tage der Rosen!“

D. Roquette.

Der Juni hatte seine volle Blütenpracht über das sonnige Rheinland ausgebreitet; die meisten Blütensternchen des Jasmins leuchteten aus dunklem Grün hervor, und über die Felsenränder des Molandsbärges spannen wilde Rosenranken ihr blühendes Netz.

Der Tag war verhaucht; auf den leise murmelnden Wellen des herrlichen Stroms spielten die flimmernden Wälder des Silbermondes. Sommerabend am Rhein! Was wäre deinem Zauber zu vergleichen? —

Nicht am Ufer des Flusses stand ein zierliches Haus, ganz eingepoht in Clematis und Reben; das riesige Möngerglas auf dem kunstvollen Thürschilde beriet, daß hier den Tagzeiten ein guter Trank kredenzet werde. Hier war es denn auch, wo die frühlichen Bonner Studenten sich zu versammeln und den rheinischen Weingestern zu huldigen pflegten, und manches junge Blut dehnte sein Lebenlang die Erinnerung an das Plätschen auf der Terrasse, an welche die Wellen des Rheins hinwuschauerten.

Durch den schimmernden Mondschein schritten vier gute Gezellen dem gastlichen Hause zu; kräftige Jünglingsgestalten, doch eine unter ihnen ragte wie eine junge Tanne hervor, ausgezeichnet durch schlanken, gleichmäßigen Wüchsbau, durch ein offenes, schönes Gesicht, aus dem ein Paar Blauaugen klug und treuherzig in die Welt sahen.

„Was ist's, wollen wir noch beim Möngertwirt einkehren, Königliche Hoheit?“ fragte ihn nun einer seiner Begleiter.

„Ich bin's zufrieden,“ erwiderte er, „vorausgesetzt, daß ihr die Königliche Hoheit beiseite laßt und euch erinnert, daß ich Student bin wie ihr drei und Fritz heißt!“

„So kommt, wir —“
In die Worte hinein tönte ein wunderbarer Klang. War es die Nachtigall, die vor dem Verstummen noch einmal in mondbelegener Zinnacht ihren Zaubersang erklingen ließ? Mitnichten, es war eine Frauenstimme von so holdseligem Klange, daß die Lauscher gebannt stehen blieben.

„Das alles heult der prächt'ge Rhein
An seinem Nebenstrand,
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.“

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liebern allerhand
Vom lieben Gott bedacht!“

So tönte es von der Terrasse zu den Jünglingen nieder, und als seien die Töne goldene Magnete, die sie unwiderstehlich anzogen, so eilten sie dem Hause zu. Den Umweg durch daselbe verschmähen, kletterten sie an dem Rebenpalast in die Höhe und gelangten in wenig Sekunden glücklich dorthin, wo das herrliche Lied erklingen war. Als sie sich leichtfüßig über die Balustrade schlangen, sagte Fritz lebhaft: „Ich muß sie noch einmal hören! Soviel habe ich bei Tausend und Aulak auch gelernt, um zu wissen, daß eben eine große Künstlerin gelungen hat!“ Auf der Terrasse wob ein mildes Dämmerlicht, so daß man nur unendlich eine schlanke zarte Frauengestalt erblickte, die an einem kleinen altmodischen Klavier saß, und ihre Hände leicht über die Tasten gleiten ließ.

Die Studenten zogen den Wirt, der ihnen gefolgt war, beiseite, um ihn über die Sängerin auszuforschen. „Vater Möngert!“ — so war sein Vordame bei seinen jugendlichen Gästen — zuckte diplomatisch die Achseln und behauptete, nichts zu wissen. „Sie ist heute angekommen, hat sofort meine Frau, mein ganzes Haus, mich selbst beehrt, so daß ich ihr auf ihren Wunsch eigenhändig das kostbarste Kleinod der Familie, das Klavier, hierher auf die schönste Terrasse gehoben habe. Wer sie ist, weiß ich nicht, aber sie singt wie —“ „Ein Engel!“ fiel Fritz enthusiastisch ein, „und Vater Möngert, Ihr müßt dafür sorgen, daß wir sie noch einmal hören!“

Schnungselb schied sich der Möngertwirt an, den Geländeu der stürmischen Jugend zu spielen; er bat in den zartesten Ausdrücken um Entschuldigungen für deren allzu lebhaftes Eindringen, und bat flehentlich, die Gnädige möge sich erweichen lassen und noch einmal, ein einziges Mal singen!

Da hörten die gelipmt ihrer Antwort Harrenden ein silbernes Ausfluchen, dann glitten die Finger wieder über die Tasten und volltönend, süß dezzubend klang es hinaus in die wohnige Mondnacht:

„Der Rhein, und immer wieder
In jedem Lieb, der Rhein!
Weißt du nicht andere Lieder,
Als nur von ihm allein?“

„Ich weiß nicht vieles andre,
's ist so mein wilder Schlag,
Ich sing ihn, wenn ich wandre
Und wahrer Tag für Tag.“

Welch eine wunderbare Stimme war das! Wie die Verkörperung des Zaubers der lieben Nacht, des silbernen Mondlichts, des Duftes aus unzähligen Rosenfeldern, so schwebte sie dahin, jedes Herz bestrickend, in einen unendlichen Rausch ziehend, in einen um so unerschütterlichen, als man fühlte: in dieser Stimme hebt eine reine, reiche, tiefempfindende Menschenseele. —

Und weiter klang es:

„Nah ich auf Bergespitzen
Und sah hinab ins Thal,
Ich sah die Wogen blühen
Im warmen Sonnenstrahl.“

„Sie rauschen von den Tagen
Der längst vergangenen Zeit,
Von Liebe, Lust und Klagen,
Von deutscher Herrlichkeit!“

Das Entzücken der Zuhörer kannte keine Grenzen; sie waren berauscht von dieser Stimme, welche zu jauchzen und zu schluchzen wußte, von diesem Gesange, in welchem sich die höchste Kunst mit der schönsten Natur vereinigte.

Rühn gemacht durch die Begeisterung, drang einer der Studenten aus dem Winkel der Terrasse, in den sich alle beiseite zurückgezogen hatten und rief: „Kommen Sie in das Mondlicht, damit wir Ihre Blicke sehen und wissen, wer so himmlische Weisen singt!“

Die Sängerin wich tiefer in den Schatten zurück und antwortete neidend: „Nein, nein, das geht nicht, ich bin inkognito!“

„Da scheinen wir fast alle inkognito zu sein,“ flüsterte die Stimme des einen Studentengenossen dem blonden Fritz zu; aber dieser hörte ihn nicht. In seinen blauen Augen flammte es auf, und ungestüm aufspringend, stieß er hervor: „Es ist Jenny Lind! Es kann nur Jenny Lind sein!“

In den Schatten der überhängenden Blätterranken eindringen, einen großen Strauch wilder Rosen, den er auf dem Wege nach Molandsbärg geküßt, in die Hand der Sängerin drücken und sie in den Lichtkreis hinein ziehen, schien das Wert eines Augenblicks.

Und es war Jenny Lind! Das Mondlicht lag auf dem feinen, klaren Gesichte, flimmerte auf den blonden Locken der großen berühmten Künstlerin, die die Welt zu ihren Füßen sah.

Lächelnd nahm sie den enthusiastischen Dank der Jünglinge entgegen. „Eigentlich sollte ich solem Ungeheuer zürnen,“ meinte sie, „aber man kann den Jörn in Molandsbärg schwer aufrechterhalten, zumal, wenn der Mond scheint, ist es gar zu schön hier!“

„War zu schön,“ wiederholte Fritz, „und Sie, gnädiges Fräulein, haben uns durch Ihren himmlischen Gesang die Schönheit doppelt zur Empfindung gebracht.“

„Wie die Wellen plandern und küssen, wie der Drachentels impotant sein mächtig Haupt erhebt!“ sagte Jenny Lind, sich über die Balustrade zum Rhein hinabbeugend. Die Studenten stimmten ein zum Lobe des schönen Fleckchens Erde; sie priesen das Siebengebirge, das seine wundervollen Bänke gegen den Himmel zeichnete, den kühlen, schattigen Buchenwald, der gleich prächtigem Mantel den Berg des Selben Moland umgibt, priesen das freie, heitere Leben am Rhein, und den Feuertrank seiner Neben.

„Und doch, was mich am meisten entzückt hier,“ erwiderte Fritz auf die Schilderungen der Freunde, „ist noch etwas anderes; etwas, das Sie ausgebrückt haben, als Sie sangen:

„Sie rauschen von den Tagen
Der längst vergangenen Zeit,
Von Liebe, Lust und Klagen,
Von deutscher Herrlichkeit!“

Von deutscher Herrlichkeit! Nirgends kommt mir dieselbe so zum Bewußtsein, als hier, am Ufer des deutschen Stromes, den der deutsche Wald umrauscht. Deutschland, Deutschland über alles! Ich möchte meine Arme schlingend ausbreiten über den Rhein, und wie der Held dort oben mit dem Drachen kämpfte, kämpfen, streiten das aufs Blut, gegen seine, gegen Deutschlands Feinde!“

Er war aufgesprungen. Jenny Lind schaute unverwandt in sein strahlendes Gesicht; Thränen glänzten in ihren schönen Augen.

„Wenn ich eine Stimme hätte, wie die der schwedischen Nachtigall,“ sagte der Jüngling leiser und ruhiger, „so würde ich meine Empfindungen hier schon überzeugendswoll einfließen können, aber —“

„Ei,“ erwiderte Jenny, „Sie sind Student, mein junger unbekannter Freund, alle Studenten können singen, das weiß ich aus den unzähligen Ständen, die sie mir schon gebracht haben! Also frisch ans Werk! Zeit und Stunde sind dazu angesetzt wie selten! Geben Sie meinem Gesange Antwort in einem Liede, welches Ihre Gedanken widerpiegelt!“

Ihrem Drängen folgend, setzte sich einer der Studenten ans Klavier, auf welchem Vater Möngert ein paar Windlichter entzündet hatte, und Fritz sang:

„Was bläsen die Trompeten, Fackeln heraus!“
Wie Geschmetter der Siegesfanfaren tönte die frische Jünglingsstimme hinaus in die schweigende Landschaft, als wolle er alle die Felder aufwecken, die schon am Rhein, um den Rhein stritten und litten, klang es:

„Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!“

Aufmerksam und ergriffen lauschte Jenny Lind; „ein schönes, herrliches Lied!“ sagte sie leise, „ich möchte es auch singen können.“

„Möchten Sie,“ jauchzte Fritz, „o, das wäre ja die schönste Weihe dieser Stunde!“

Und nun entwickelte sich eine reizvolle Szene; Jenny Lind, die große Künstlerin, zeigte sich als edelste Schülerin, und während die Melodie auf dem Klavier leise weiter ging, lehrte Fritz sie die Worte des Liedes.

Voller und mächtiger schwoh die Willige Stimme und als in ihren unvergleichlichen Zaubers gefleht, die Schlussworte:

„Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!“

wie Orgelton und Glockenklang über den rauschenden Strom dahin brausten, da bemächtigt sich der Zuhörer eine Bewegung ohnegleichen.

„Dant, Dant!“ sprach Fritz, als er der Rede wieder mächtig war. „Wenn der Himmel einst meinen Wunsch erfüllt und es mir vergönnt, mit meinem Schwerte die Raben zu verschücheln, für Deutschland,

für den deutschen Rhein zu kämpfen, die Erinnerung an dies Lieb, von Ihnen gelungen, wird mich stets umklingen und mich geleiten in Kampf und Streit!"

Da klang draußen weich und lockend ein Posthorn; Jenny Lind erhob sich. „Ich muß fort," sagte sie, „in wenig Wochen trägt mich das Meer hinüber in die neue Welt. Auch ich werde dieses Abends nicht vergessen; zur Erinnerung nehme ich diese Rosen mit, gern aber wüßte ich auch den Namen dessen, der sie mir gab, und der mich das deutsche, herrliche Lieb lehrte!"

Sie blickte fragend in dem kleinen Kreise umher, aber ehe einer der Jünglinge antworten konnte, erschien in der Thür eine imponierende Greisengestalt. Die Studenten erhoben sich ehrfurchtsvoll und küßten: „Ernst Moritz Arndt!" „Ja, Ernst Moritz Arndt," wiederholte der Greis, sich an Jenny Lind wendend, „Ernst Moritz Arndt, welcher, als Deutschland mit dem Erbfeinde rang, jenes Lieb schrieb, das so wun-

Aber, wer war es, der als erster die Truppen zum Rhein, übern Rhein führte, der die ersten glänzenden Siege gewann, von dem das Lieb sagte:

„Trun ist es zu empfehlen für alle Zeit,
Als gediegne Muffelstüre.
Von Kronprinz Friedrich die Ehrenarbeit:
Die Weisenburg-Duertüre!"*

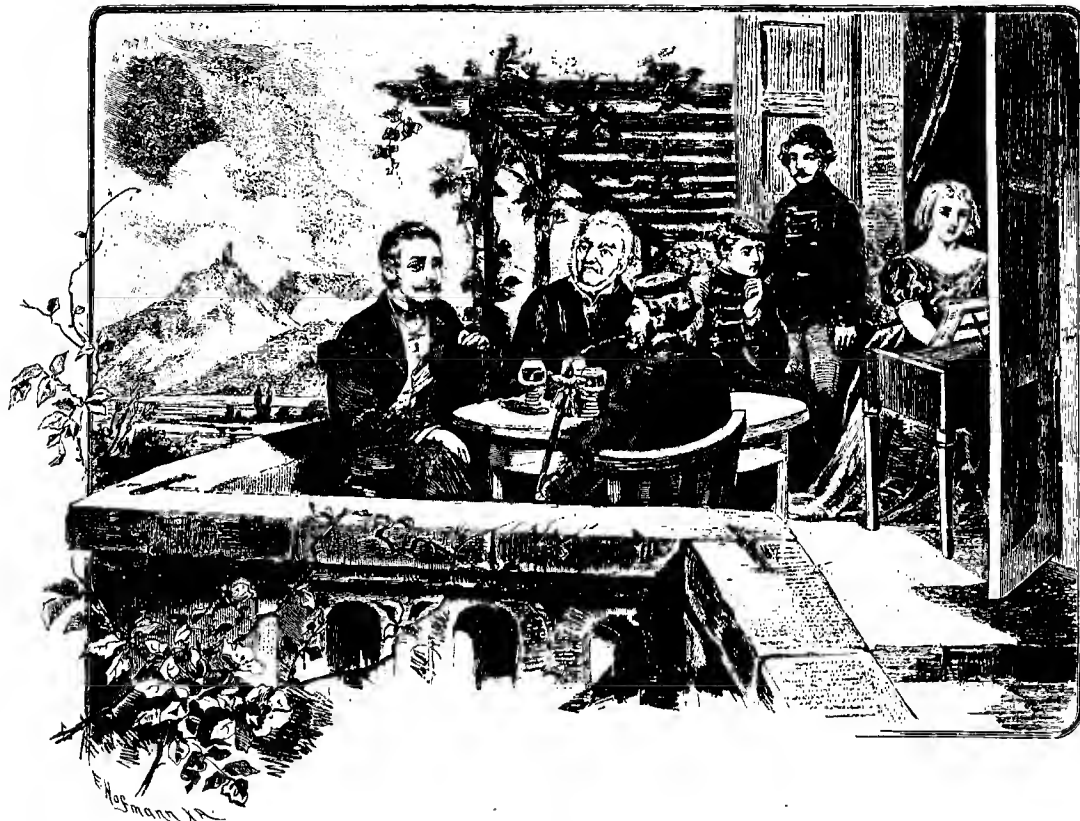
Das war der preussische Königssohn, der unerschrockene Streiter, der Löwe von Weisenburg und Bärth! Gleich einem Helben der alten Väterzeit ist er in den Kampf gezogen, und wo das Licht seiner blauen Augen bligte, da gewannen die deutschen Waffen Sieg auf Sieg.

Wieder sind die Tage der Rosen, wieder ist es blühender Juni. Der Rosenmund bringt der jungen Kaiserstadt Berlin einen Tag so schön, so glänzend, wie sie noch keinen sah, einen Tag aber auch, den

Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degel in Frankreich hinein!"

Der Kronprinz stukt; blickgleich durchbebt ihn die Erinnerung an jenen Sommerabend am Rhein vor einundzwanzig Jahren, an sein Lieb, an Jenny Lind! Nur sie kann ihm den Strauß gependet haben. Doch wie er auch die Blüde forschend zurückliegen läßt, es ist unmöglich in dem Menschengewoge das zarte Gesicht der schwedischen Nachtigall herauszufinden. So muß er sich mit ihrem Blumenarabe begnügen.

Aber nicht gar lange danach, da traf er noch einmal mit ihr zusammen, und sie sang ihm zur großen Verwunderung der Rastergeweihten, welche die Wahl der Künstlerin nicht begreifen konnten, das begeisterte Lied vom Feldmarschall. Der feigreiche Feld aber sagte ihr zum Taut, daß die Erinnerung an ihren Gesang am Rhein ihn nicht verlassen, daß sie mit gezogen sei „in Frankreich hinein" und die unflä-



bervoll, so begeistert von Ihren Lippen tönte. Wenn Sie aber, holde Sägerin, nach Jenem — er deutete auf Fritz — fragen, so will ich Ihnen für ihn Antwort geben! Er nennt sich: Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen! Gott segne seine Liebe zum deutschen Vaterlande, Gott segne seine Woffen, und führe ihn, wenn es einmal zu streiten gilt, dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein!" Eine gute Weile wurde nun der Feier der feltamen Begegnung geweiht; Jenny Lind sang endlich noch ein inniges Abschiedslied und fort ging's, fort in die helle Mondnacht hinein.

II.

„Seht, er kommt, von Sieg umringt!
Frisches Loh, belebt den Tanz.
Wortenzweig und Rosen schlingt
In des Jünglings Vorbeerfranz!"

Jahre sind vergangen, Jahrzehnte. Für Deutschland ist eine große Zeit gekommen, deren Gedenktage Mitio mit bewanternem Griffel ins Buch der Weltgeschichte schreibt. Nach hartem Kampfe, nach blutigen Streit ist das Morgenrot golden emporgestiegen: Deutschland ist einig, Deutschland hat einen Kaiser!

sie feiert, wie sie noch keinen gefeiert hat: die siegreichen Truppen halten ihren Einzug durch das Brandenburger Thor, ihren mächtigen Heerführer folgend. Voran reitet der Kaiser Weißbart, Wilhelm, der Vielgeliebte.

Neben ihm sein herrlicher Sohn, Kronprinz Friedrich Wilhelm. Golden flimmert sein Wappenschmuck, golden das Haupthaar, der Bart, der das schöne, männliche Antlitz umgibt. Hochaufgerichtet ist die prächtige Selbengefalt. So schaute wohl Siegfried, der Riese aus, als er kampffroh heimkam vom getöteten Lindwurm!

Juden und Sausen ohne Maß, ohne Ende empfängt die Sieger, die wie durch Vorbeerhaine ihren Einzug halten.

Da fällt in die grünen Kränze, die reich auf den jugendlichen Helben Friedrich Wilhelm herabregnen, ein Rosenstrauß. Gewandt fängt seine Hand ihn auf — doch wie er seinen Duft einatmen will, fällt ihm ein angehetetes weißes Briefblatt in die Augen, darauf stehen die Worte:

* Gedicht von Johannes Brüll.

liche Begleitung gebildet habe zu seiner ersten Waffenthat, zur Erstürmung des Weisberges bei Weisenburg. —

III.

„Klagen und Liden blühen
Auch auf des Friedhofs stillen Plan,
Johannisgrüße auszulprühen
In diesen weiten Dean.
Nun aus den Wäldern, unerrüdet,
Den Gräbern eine Stimme spricht:
Ihr, die ich hilfreich oft beglückt,
Vergeht für mich die Rosen nicht!"

Ueber die Tage der Rosen dreitet sich ein dunkler Trauerflor: zahllos wie die Taupfropfen der Zimnachts sind die Thränen, die allerorten fließen im Deutschen Reiche und weit über seine Grenzen hinaus. Denn Kaiser Friedrich ist heimgegangen! „Unser Fritz" — wie ihn seit Jahren jeder Deutsche in schwärmerischer Liebe, in bewundernder Begeisterung nannte, hat sein Volk verlassen! —

Die mächtige Giche, welche der bronzenfeste Sturm weder dengen noch brechen konnte, ist dem Ragen eines heimtückischen Wurmes erlegen. Der herrliche Riese, der Schlachten gewann wie Albrecht Adill, der

Hollerritter, er, der unbezwinglich war, der gleiche Tod hat ihn waffenlos gemacht, hat ihn bezwungen.

Vor sechs Jahren, auch in den Tagen der Rosen war es, da hielt der hochgeliebte Kaiser Wilhelm seinen erstgeborenen Urenkel im Arm und, von der Freude des Augenblicks bewältigt, drachte er seinen Sohn und seinen ältesten Enkel freisich, nur die beiden Worte über die Lippen: „Wie Kaiser!“ Das war ein glücklicher Moment in der Geschichte des Hohenzollern-Hauses. Seitdem ist der Tod gekommen und hat grausam zwei Blüten des glorreichen Geschlechtes geknickt. Die Räume im Park von Friedrichsruh rauschen, von Sturm und Regen gepfeift ein trauriges Lied von der Vergänglichkeit menschlichen Daseins; sie boten noch vor wenig Tagen, dem letzten der edlen Toten, den das Schloß beherbergt, Schatten und erfrischende Kühle. Und die Klage wandert Fluß ab und Fluß auf, aus der Ebene empor zu den Bergen und hinunter zum Meer: ein Kaiser ist gestorben, in dessen Krone das schönste Juwel die reinste Menschlichkeit, das unübertrefflichste Wohlwollen war. Wenn es jemals einen Staubgebornen gab, dem die Natur mit verschwenderischer Hand die Fähigkeit verlieh, die Herzen zu gewinnen, so war es Kaiser Friedrich, — er ist von Jugend an ein Liebling der Menschen gewesen. Dem Lichtgott Walbur vergleicht, dessen sieghafte Schönheit auch ihn schmückte, und der zur blüthenreichen Sonnenwende ihm strahlendes Dasein verlassen mußte, schied auch Kaiser Friedrich dahin „in den Tagen der Rosen!“

Bereits ist der edle Held mit einfachem militärischem Geleite, wie er es selbst gewünscht, zur letzten Ruhestätte getragen worden. Wieviel tönte in die Trauerklänge leise die Melodie jenes Kriegs- und Siegesliedes hinein; wir aber wandeln seine Schlussworte also:

„Du tapferer Degen, zum Frieden geh' ein!“
und legen kummervoll einen Strauß weißer Rosen auf das Kaisergrab. Es sind ja die Tage der Rosen.



Glücks Muse.

Von E. Gerhardt.

Zur Erinnerung an des Meisters Geburtstag (2. Juli).

Es war im Winter des Jahres 1748. In der lustigen Kaiserstadt Wien stand das gesellschaftliche Leben in höchster Blüte; am Hofe der künftigen Kaiserin Maria Theresia folgte ein glänzendes Fest dem andern und niemals durfte bei demselben eine musikalische Aufführung fehlen; der hohen Frau ahmte die Aristokratie nach und die reichen Bürgerfamilien suchten eine Ehre darin, es wiederum dieser zuvor zu thun.

In einem rauhen Januarabend gab der reiche Kaufmann Warburger eine seiner jährlichen großen Gesellschaften, zu denen nicht nur seine Standesgenossen Zutritt hatten, sondern in denen man auch viele Vertreter des Adels und berühmte Künstler traf.

Nach den ersten Begrüßungen trug die im Zenith ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stehende Sängerin Vittoria Tesi eine Arie aus der im Frühjahr zu Ehren des Geburtstages der Kaiserin gegebenen Oper, „La Semiramide“ von Christof Willibald Gluck, vor. Wie jubelnder Beifall erklang, wie ihre herrliche Stimme und lauter Beifall lohnte ihr am Schlusse. Sie aber neigte sich lächelnd zu dem stattlichen Manne, der sie begleitete, nieder und bat ihn, sie abzulösen. Er nickte nur und dann erbraute das Instrument unter den Meisterhänden des damals schon hoch gefeierten Schöpfers der erwähnten Oper. Ein Tongemälde erblühte unter ihnen, farbenreich und prächtig, wie eine italienische Landschaft. Es war, als hörte man das Brausen der Meereswellen und den Gesang der Gondolieri: Santa Lucia! aber allmählich verstummt die fremden Klänge und aus all den Tönen rang sich siegreich und klar die einfache, rührende Melodie eines österreichischen Volksliedes empor mit dem Refrain: „Möchte halt lieber sterben, bann hätt' 's Leid doch ein End!“

Während Gluck spielte, hatten zwei späte Gäste den Saal betreten, ein alter Herr mit strengen Gesichtszügen und ein junges Mädchen in lichtblauen

Gewande. Bald standen sie in der Nähe des Flügel und als der Spielende gendete, traf sein Blick die schlaute Gestalt, das holde, von lichtbraunen Haaren umgebene Antlitz, zwei blaue Augen, die im Feuer der Begeisterung strahlten. Da überhörte er alle Lobspüche, mit welchen man ihn überhäufte und drängte sich rücksichtslos zu dem schönen Mädchen, das ihm von Herrn Warburger als Marianna Pergin vorgestellt wurde.

„Hat Euch mein Spiel befriedigt?“ fragte er weich.

Ein Beben überflog sie; sie deutete auf die Noten in ihrer Hand. „Ihr seht es an meinen Thränen, die diese Blüten betaut.“

„O, köstlicher Tau!“ rief er flammend, „laßt mich ihn trinken und gönnt mir die Rosen! Sie sollen mir für alle Zeiten geweiht sein!“

Willenlos überließ sie ihm die dankende Spende, die er an seine Lippen sog, — niemand hatte acht auf die beiden, nur einer sah des Komponisten bewunderndes Blick, nur einer sah des Mädchens glühendes Eröden, und dieser eine war Mariannas Vater, der Kaufmann Pergin.

Schnell trat er hinaus und sagte eilig: „Mein Kind, du scheinst nicht wohl zu sein, denn du wechselst beständig die Farbe. Ich werde dich nach Hause führen; mein Herr, Ihr verzicht.“

„Vater,“ bat Marianna erschrocken, „ich fühle mich vollkommen wohl, bitte, laßt uns bleiben!“

Gluck vereinte seine Bitten denen des Mädchens und Pergin gab, wenn auch widerwillig, nach, doch beruete er seinen Entschluß im Verlaufe des Abends so oft er sah, daß sich der Künstler mit seiner Tochter unterhielt. In Mariannas Herz aber herrschte lichte Freude, besonders als Gluck ihr beim Abschiede zuflüsterte: „Wenn Ihr gelattet, Fräulein, mache ich morgen Euch und Eurem Herrn Vater meinen Besuch.“

Wie in glückseligem Traume legte Marianna den kurzen Weg nach ihrem prächtigen Vaterhause zurück; der Alte aber räsonierte ärgers über das Aufheben, welches man heutzutage mit Künstlern mache. Hergelaufenes Volk, das dem lieben Gott den Tag raube, seien sie, meinte er, und es sei eine Schande, daß ehrbare Kaufleute mit Sängern und Schauspielern zusammenpreisen müßten.

Die Tochter versuchte eine schlichterne Eintrede, jedoch ohne Erfolg, und Pergin geriet vollends in heftigen Jörn, als Marianna ihm von dem bevorstehenden Besuche Glucks Mitteilung machte.

„Ich empfang' ihn nicht, den Hungerteiler, den Musikanten!“ schrie er ängstlich, „und damit basta!“

„Vater, Ihr werdet ihn doch empfangen,“ antwortete das Mädchen leise, aber fest; Herr Gluck ist ein hoch angesehener Mann und Ihr habt nicht das Recht, ihn zurückzuweisen.“

Die energischen Worte der sonst so schüchternen Marianna verlebten ihren Eindruck nicht, und Herr Pergin bequeme sich, den „Opernfinden“ in seinem Hause zu sehen. Daß sich diese Besuche im Verlaufe häufig wiederholten, vermochte der alte Herr ebenso wenig zu hinterreiben.

Gluck schloß sich zwar oft durch geringfügige Bemerkungen des Alten verlegt, aber der Tochter Liebreiz ließ ihn vergessen, ein wie wenig willkommen er war. Marianna hatte, ohne selbst hervorragend ausübend musikalisch zu sein, das lebhafteste Interesse und Verständnis für Glucks Schöpfungen, und ihr spielte er seine Kompositionen vor, ehe die Welt sie kennen lernte. Oft auch stand sie ihm ratend zur Seite und dann ergriff er wohl ihre schlanken Hände, küßte sie und rief: „O, Marianna, Ihr seid meine Muse! Noch nie konnt' ich bisher so freudig schaffen!“

Mehr und mehr wuchs die Neigung beider Herzen und in einer wunderbaren Abendstunde, als sie bei den letzten Rosen im Garten handten und Gluck jener ersten Blüten gedachte, die Marianna ihm geschenkt, da wehrte sie ihm nicht, als er den Arm um sie schlang und ihr tausend Liebesworte zuflüsterte. Glücklich schaute sie zu dem teuern Manne empor und fragte in süßem Stamen: „Was findest du nur Liebenswerthes an mir? Ich bin ein so einfaches Mädchen und du bist der große, berühmte Komponist, dem alle Welt huldt. Ich quäle mich mit der Meinung, du würdest die Tesi lieb gewinnen, sie macht aus der Neigung zu dir kein Gehr, ist schön und singt so wunderbar.“

„Wohl ist sie schön und ihr Gesang erfreut mein Ohr, aber lieben und zu meinem Weibe machen kann ich nur ein deutsches Mädchen, und dieses eine, Marianna, bist du!“

Als Gluck indessen am nächsten Tage sich von

Herrn Pergin die Hand der Geliebten erbat, geriet der Alte außer sich.

„Wie, Ihr erklüht Euch, meine Tochter zum Weibe zu begehren? Deutlich genug hab' ich Euch doch gesagt, was ich von Euch halte: für einen armen Musikanten ist Marianna zu gut. Gehr!“

Da kammte es jäh in Glucks Augen auf und er rief gebieterisch: „Halt, Herr Pergin, Ihr vergeht Euch! Wohl kann ich nicht an Reichtum mit Euch weiterern, aber ich bin durch die Schuld unserer allgnädigsten Kaiserin ihr Kapellmeister und daher doch nicht so armelig, wie Ihr denkt. Euer Geld mögt Ihr behalten, doch gebt mir Marianna!“

Aber der in seinen Vorurteilen befangene Mann blieb unerbittlich: „Solang ich lebe, wird Marianna nie eines armen Musikanten Weib!“

Gluck ward todtblau, aber er hob nur um so stolzer das Haupt und nicht wie ein Abgewiesener, sondern wie ein Sieger verließ er das Zimmer, das Haus.

Das Jahr 1748 war für ihn „das glücklichste und unglücklichste seines Lebens.“ Er vermochte es nicht länger, in dem einst so geliebten, jetzt ihm verhassten Wien auszuhalten, nahm schriftlichen Abschied von Mariannen, mit welcher er immer in geheimer Verbindung gestanden, und ging nach Italien. Aber auch unter dem sonigen Himmel Roms vergah er nicht sein Leid; der unerlöliche Jubel, mit dem man jedes seiner Werke begrüßte, bereite ihm nicht die früher empfundene Freude und die Ginstungen der Italienerinnen ließen ihn nur um so schmerzhafter eines blauen Augenpaares dabeim gedenken.

Wieder war ein neues Jahr angebrochen und emsig schaffend sah der Meister in seinem stillen Stübchen; da empfing er durch Fremdenhand eines Abends die Kunde, daß der alte Pergin nach kurzer Krankheit gestorben sei. Daß ihn seine Trauer um den Verstorbenen bewegte, sondern eilig und allein die feurige Hoffnung, die Geliebte nun zu seinem Weibe machen zu können, war ihm sicher nicht zu verargen. In aller Eile machte er sich von seinen Verpflichtungen los und befand sich schon am nächsten Tage auf dem Heimwege. Viel zu langsam ging ihm die Fahrt, endlich aber tauchten doch die hohen Türme Wiens vor seinen drängenden Visionen auf und endlich, endlich stand er vor dem Hause, vor dem Zimmer Mariannens.

Tief aufatmend öffnete er leise die Thüre und sah sie im Tranergewande, unendlich schön auch mit dem Schmerzensküz um den lieblichen Mund, am Klavier sitzen, und wie ein Rauch erklang jenes österreichische Volksliedchen von ihren Lippen, das sie zuerst von Gluck gehört, mit dem melancholischen Refrain: „Möchte halt lieber sterben, bann hätt' 's Leid doch ein End!“

Da hielt sich der Rausche nicht länger, leise schritt er vor und schlang seine Arme um das liebende Mädchen. Sie schaute erschreckt um, und als sie Gluck erkannte, verkündete ein seliges Lächeln ihr Antlitz; sie reichte ihm beide Hände und stammelte: „Du — du! O, Gott lohne dir solche Treue!“

Der Sommer verging dem Brautpaare in stillem Glück und am 15. September 1750 ward Marianna Glucks Weib.

Ihre Ehe wurde eine überaus glückliche. Marianna ward dem Meister eine treue Gefährtin in Freud und Leid, eine sorgliche Hausfrau, die ihm durch ihren Reichtum das Leben außerordentlich beglückte zu gestalten vermochte, eine liebevolle Teilnehmerin an allen seinen künstlerischen Bestrebungen.



Das Volkslied.

Jung Wendelins Traum.

Von Johs. Glatwell.

Schärfe, rote Strahlen warf die sinkende Sonne auf den frischgrünen Moossteppich des Buchenwaldes. Lautlos glitten die tierlichen Viehchen darüber hin, huschten die Häschen hinein ins Waldbesiedel. Es herrschte ein seliger Friede heut im frischen Wald; Sabbatrube dämpfte jeden lauten Ton. Fernher erklang das Vogelglockchen sitzend durch die laue Luft. Buntfarbige Falter, schlanke Stelken tanzten im Lichte des Abendrotes, und Locken, flagen und schmelzend ertönte das leise

Nachschle der Vögel. Nichts hörte den Frieden hier, nichts, kein Hauch; denn der Jüngling, der dort am moosbewachsenen Stamme der uralten Buche saß, paßte ganz und gar hinein in diese Waldesruhe. — Rang fiel ihm das blonde Gesicht herab auf die Schultern von kräftiger Breite; blühend und frisch war sein Antlitz, stark und lebendiglich der sprossende Bart um Mund und Kinn.

Er war ein stattlicher Burche, der Jungherr Wendelin von der Reisenburg, der hier im schattigen Hain seinen Träumen nachhing. Besonders lustig mochten sie nicht sein, denn zornig funkelten die blauen Augen des Jünglings. Dort trat sein Fuß hinein in die lachende Blumenpracht des Waldbodens, nicht achtend der granitnen zertrittenen Anemonen und Maiglilien. Dann raffte er sich plötzlich auf, ging festen Schrittes in den Forst, dorthin, wo neben dem schliefbewachsenen Weiger der Pfad sich empor schlängelt zur Reisenburg.

Die Lugte von ihrem stolzen Sitz herab, weit hin ins deutsche Land. Gar wohl gelitten waren die Herren von Reisenburg am Hofe des Kaisers; noch lieber gesehen freilich, wie alle bekannt in den Reunaten der lieblichen Frauen. Auch ehrenfestem Ritter wurde schwül sein Serge, wenn es hieß, der Reisenburger säme demüthigt als Gast in das Herrenschloß. Wer nicht ganz fest auf die Treue seiner Hausheere bauen konnte, blühte umwölgt in die Zukunft, und den Weichher lieber hin zu den Tüfzen und Seiden, gewünscht. Nicht anzutreten gegen die kaden Frauenbesucher getraute sich's feiner; denn wie gesagt, der starke Arm des Kaisers schloß die tapfern, allzeit hilfsbereiten Herren von der Reisenburg. So war es von jeher gewesen und so wird es wohl immer sein.

Dem letzten des Stammes, dem Junker Wendelin, gedachte gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die stattliche Reisenburg samt Wald und Wiesen, Hochjagd und Gefälle. Gar manche Lange splitterte er schon bei Tisch und Turnier, manch Herzlein gewann er noch im Sturm unwillkürlich daneben. Er war aus der Art geschlagen, der Junker Wendelin; weber dem Vater noch den Hunden gleich er. Stürmischem Minnwerben blieb er abhold, das Lächeln der schönen Frauen bezog er nicht auf sich; auch kämpfte er lieber im rechtschaffenen Strang, als daß er zierliche Anders war als lang.

Ganz anders war Ritter Arnolf, sein Vater gewesen. Der zog, da er der jüngere Sohn war, nach weicher Art, begleitet von Gütern, seinem Jongleur, singend und dachtend durch die Lande. Niemand als er verstand es aber auch, süßer den folgen Liebeslang des Meisters Gottfried vorzutragen. Jeder Gaubherr sah in sich schier den König Marke, in Arnolf den liebesglühenden Tristan; auch für die zwei Folten hätte man allemal jemand ausgefunden in den Ritterburgern. Eignen Sang gab der Reisenburger gleichfalls den Hören zum Besten; kaum minder feurig und süß zugleich wie die Lieder Herrn Ballifers von der Vogelweibe oder Gottfrieds von Strazburg. Einen zweiten Frauenlob nannte man ihn schon; mehr denn hundert weisse Arme hätten sich bereit gefunden, ihn gleich dem vielgeliebten Sängern der Frauenhuld und Schöne dermalein zu Grabe zu tragen.

Brüder, Herrn Volkbrechts einzig Tochterlein branten im sonnigen Mailand, wußte den goldhaarigen Troubadour in feste Liebesbande zu schlagen und folgte dem Junker Arnolf als Gemahl auf die Reisenburg, als dessen älterer Bruder plötzlich und ohne Hinterlassung von Erben einer bösen Seuche erlag. Ein holdes Knäbchen, der Junker Wendelin, hielt nach Jähresfrist seinen Eingang auf der stolzen Wiese, zur Freude Ritter Arnolds und der schönen Bräute. Gar zeitig lehrte der sangfrohe Vater die Lieder und Weisen, die er selbst gesungen, seinen Knaben; auch Günter, der Jongleur, lehrte Hausmeister auf der Reisenburg, daß sein Bestes den Jungherrn mit der ehlen Musik zu befremden. Das war aber alles vergebliche Mühe. Wendelin lief lieber hinab in die Ställe zu den wiehernenden Rossen, als daß er dem Klänge des Saitenpfeils lauschte. So blieb es auch, als aus dem Knaben längst ein Jüngling geworden war. Von der frohen Art der Eltern war wenig auf den Sohn übergegangen, und als nach dem Tode Bräutes und Arnolds Wendelin als Herr auf der Reisenburg hauste, erklang weber Sang noch Saitenspiel dort. Den treuen Günter verdroß das bitter; doch er bezwang sich tapfer in Wendelins Besessin, nur in seiner stillen Kammer sang er leise die alten halbvergesenen süßen Lieder.

In heißer Liebe nun war Wendelin entbrannt zu Wechtildis, dem Kinde Ritter Godwins. Nachbarlich lag ihr Heim bei der Reisenburg, und nicht

ungern sah der kluge Godwin das Werden des stattlichen Junkers. Fräulein Hilbe aber war ein eigensinnig Kind; wohl gefiel ihr der schöne Wendelin, doch wollte sie errungen und erlärnt werden wie ihre Gespielen. Der Einen gütlich war doch ihr Getau barmh durch Dorn und Hag gefolgt. Der Andern zierlicher Schatz prägte am Helm des Werben und wurde offensichtlich als Trübschmerz demütigt. Dazu besaß ein jeder seine Dame in mehr oder minder schönen und feinen Liebern. Hilbe nun verlangte von Wendelin, dessen Vater weit und breit im deutschen Lande ob seiner süßen Sangeskunst und seiner gatauten Weisen berühmt war, schönere und zierlichere Sonette und Madrigale, als allen übrigen gesendet wurden; auch sonstigen ritterlichen Dienst und eifrige Huldigung. Dazu wollte sich aber der Reisenburger nicht verziehen; er war, wie gesagt, ganz aus der Väter Art geschlagen. Das demüthigte Dieners der Ritter nannte er „erbärmlich Narrenspiel“, und Singen und Tichten, ja, das verstand er erst recht nicht. Verdrossen und mißgelaunt sah man ihn deshalb, des süßlichen Maibandes nicht achtend, am Buchenstamm des Waldes lehnend. Eben war er herabgeklungen von Ritter Godwins Burg, wo die übermüthige Wechtildis einen Liebeshof nach provenzalischer Art gefeiert hatte. Auf blumigen Rasen lagerten Ritter und Fräulein im Festschmuck, Blumenkränze im Haar. Alle Waffen ruhten draußen bei den Wäldern; Rosenzweige hielten die Ritter statt der Schwerter in den Händen. Auf erhöhtem Sitze thronte Wechtildis als Königin des Minnehofes. Rosenrot floß ihr Gewand herab, schimmernd leuchtete der Kranz auf ihrem langwallenden blondhaar. — Mit jedem Minde entschied sie die galanten Streitigkeiten der Liebespaare, und milde war die Ruhe, welche sie für einen verlassenen Kitz oder Zungen mit einem Dritten verhängte. — Als alle Fehden geschlichtet waren, erhob sie sich, grüßte zierlich die Ritter und Damen und begann zu sprechen. Wie Vogelgezwitscher dachte Wendelin die Rede der hohen Jungfrau; nie, nie war ihm das Mäglein so liebreizend und verlockend erschienen.

„Hört ihr Herren und ehlen Fräulein! Mit gerechtem Minde habe ich euch allen zur guten Sache verhalten, nun sehet mir bei mit Rat und Urtheilsspruch. — Was verdient ein Ritter, der seiner Dame, die ihm wohlgeheim ist, harten Troges jede Huldigung verweigert; der seine Lippen nicht öffnen mag zum lieblichen Sang, zur kunstvollen Rede, sondern herrisch begehrt, wo er demüthigt werden müßte? —

„Verzeihung!“ „Anhang zu Marientapelle!“

„Wer sprach von Verbannung? Ach, Ihr Junker Vincent! Nun Ihr seid sonst ein schlummerndes Gefell, Eure Worte verneht der Wind, doch diesmal habt Ihr nicht schlecht geraten. Ersetzt her, Herr Wendelin, und hört, was der Minnehof über Euch beschließt: Von heut in vier Wochen am dritten Junius, dem Tage nach Christi Himmelfahrt, wird wiederum ein Liebeshof sich hier versammeln. Kömt Ihr alsdann Eurer Dame nicht dienen mit frischem, holdem Sang, so seid Ihr für sechs Monate von unserer Schwelle verbannt. — Wer spricht davor?“ — Alles schweigt. Wendelin verneigt sich kurz, dann geht er, vom leisen Lachen der andern begleitet, zornig von dannen. Im Herzen klagt er auf die eitle, übermüthige Dirne, und doch kann er ihr nicht so ernstlich großen, wie er es wohl möchte. Mit lodendem Zauber schwebt ihr lieblich Bild vor seiner Seele. —

Als er endlich eintrat in sein Gemach, leuchtete die Abendsonne wie mit roter Flut hinein in das düstere Zimmer. Spielend gleitete sie hin über den blauen Estrich, und malte zuckende Lichter auf die silbernen Rannen am Wandbord, die zinnernen Schüsseln des Kreuzritters. Wendelin warf sich schwer in den Eichensessel; traurig und zornig blickt er hinein in die sinkende Sonne. Voll Unmuth hat er den Rosenzweig, welchen er vom Fest mit heimbrachte, auf die Tischplatte geschleudert. Nicht achtet er des süßen Duftes der herrlichen Blüten, ganz und gar umpinnt ihn sein düsterer Sinn. Günter, der greise Jongleur, tritt herein. Wendelin blickt nicht auf, da geht der Alte still von dannen. Droben in seinem Kämmerlein nimmt er die abgegriffene Laute von der fahlen Wand herab, und wehmüthige Klänge zittern bald hinaus in die weiche Abendluft. — Ist es der leise schüchtern Lautenklang, — ist es der süße Hauch der Rosen, der die Sinne des Junkers umfängt, Wendelin einschlämmt, während die kalten Sonnenstrahlen in leuchtendem Kranz auf seinem blonden Scheitel ruhen. Wunderbare Traumbilder steigen auf; freundliche helle Gestalten, doch gar felsam und fremdartig. Die schwere Thür der Halle ward von einem Jüngling geöffnet; der schreitet einher in herrlichster Glieder-

pracht, stolzen, hoheitvollen Antlitzes. Wunderlich ist die Tracht des Fremden. Kein ritterlich Kleid umhüllt die schönen Glieder, aber auch kein enger Kittel der Knechte. Freil und leicht umwallt ein leuchtend weisses Gewand den Jüngling. Doch ist es kurz, fast zu kurz gekürzt, da den Fuß des Fremden nur leichte Sandalen schützen. Nicht nach Ferne weise fällt ihm das Haupt hinunter unter dem Kranze hervor, sondern zierlich, nach Weiberart fast, ist es emporgehoben an dem edlen Haupt.

In der Linken trägt der sonderbare Gast ein Saiteninstrument von glänzendem Schildkrot mit goldenen Fäden bespannt. Die Rechte hält ein weißes elfenbeinernes Stäbchen, damit fährt der Fremde leicht über die schimmernden Saiten. Kraftvoll und süß zugleich ist der Klang, den er seiner Leier entlockt, und wie Orgelton erklingt jetzt seine Stimme an Wendelins Ohr.

„Ich grüße dich, Jüngling! Schau' mich an, ich war ein Freund deines Vaters. Der gemahnte mich stets an meine Jünger im heitern, sonnenigen Hellas. — Jetzt bin ich verbannt, — kein Opfer tracht' dem Delphier, seine Tempel werden dem Apoll errichtet, heimatlos durst' ich die Welt. Nur wo man singt und dichtet finde ich eine Freistadt. Auch in deinem Hause will ich rasten; einen neuen Sang will ich dich lehren von heller, nie gekannter Schönheit; doch wird dein Name nicht neben deinen Liebern gerahen. Von Land zu Land, vom Fürstenthum zum Vetterlicher werden sie eilen, doch ich selbst wirst vergessen sein. Nun komm, auf daß ich dich singen lehre.“

Willenlos folgt Wendelin dem herrlichen Führer, leicht gleiten beide dahin über die Flur. Das Mondlicht breitet seinen weißen Schalter über Büume und Gräser; im lieblichen Schande schlummert die milde Erde. Wendelin fragt nicht, sonderbarer Schen läßt das Wort in seinem Minde verstummen. Alles um ihn her ist ihm so bekannt und vertraut, ja, er irrt sich auch nicht, es ist kein eigener Wald, den beide durchstreifen. Da ist die Quelle, deren Wimmeln er so oft gelauscht, der süße, düstere Teich von Schiff und Fährth nichtlos. Nicht weit davon das schmucke Fährthhaus mit dem Glageloch über der niedern Thür. Jetzt tritt der Forstmann heraus, das Jagdhorn über der Schulter, Röcher und Bogen wohlgeordnet, den Speer in der Hand. Langst preist er den Rüden; die springen heulend und kläffend heran, eilig geht des Jägers Fuß hin über den Waldboden. Ein kräftig Lied ertönt dabei von den Lippen des Mannes. Es gefällt dem Junker Wendelin gar wohl, halblaut versucht er es nachzusagen; hell und heller läßt er die Stimme erschallen, — hei, wie das schallt hinein in das Waldesbüschel; er wird das Singen schon erlernen. Gütig lächelt drob der schöne Führer, dann winkt er dem Junker ihm weiter zu folgen. Der schreitet langsam hinter ihm drein, immer das Jägerleichen vor sich hinhin:

„Es jagt ein Jäger wohlgemut,
Er jagt mit frischem, frohem Mut
Wohl unter den grünen Liden.
Er jagt der wilden Thiere viel,
Der schlanken, schnellen Hiden.“

Er jagt über Berg und tiefes Thal,
Unter den Sträuchern allüberall.
Sein Hörnlein thut er blasen,
Sein' Lieb' unter einer Stangen faß,
Wohl auf dem grünen Rasen.

Er breitet den Mantel über das Gras
Und dat sie, daß sie zu ihm faß,
Mit weißen Armen umfassen.
Nun gehab dich wohl mein' Trösterin,
Nach dir steht mein Verlangen.

Mag uns der Reif, mag uns der Schnee
Gar bald erfrieren den grünen Klee,
Die Blümlen auf der Heiden,
Wo zwei Herliche! beieinander stehen —
Die wird das Jodas nicht scheiden.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler.

— Die in verschiedenen Blättern verbreitete Nachricht, daß Hof-Kapellmeister Levy in München an einem schweren Gehirneiden erkrankt sei, bestätigt sich glücklicherweise nicht. Kapellmeister Levy befand sich wohl in der letzten Zeit bei Dr. Fischer in Garmisch zur Kur, hat sich aber bereits so weit erholt, daß er von Garmisch abreisen konnte. Eine eigenhändige

Notiz Lewis, welche wir einem Privatbrieftage zu entnehmen Gelegenheit hatten, fiedert vorstehender Mittheilung die Glaubwürdigkeit. Er schreibt am 15. d. Mts. u. a.: „Da ich um 12 Uhr wieder von hier (Stuttgart) abreisen muß, bleibt mir keine Zeit mehr, mich von Ihnen persönlich zu verabschieden, zumal ich eben noch in „Z. B.“ lese, daß ich „verrückt“ geworden sei und nun noch auf die Redaktion gehen muß, um diese fatale Notiz berichtigten zu lassen.“

— Hans von Bronsart, der General-Intendant des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, ist an Stelle Karl Niekels vom Direktorium zum Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins erwählt worden.

— Der Dirigent des Dresdener Männergesangsvereins, Hugo Finkst, erhielt vom Herzog Ernst von Meiningen-Gotha die silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft, am Bande zu tragen.

— Das Programm für das diesjährige Musikfest in Birmingham ist veröffentlicht worden. Dasselbe umfaßt vier neue Tonwerke, nämlich ein Oratorium „Judith“ von Dr. Herbert Barry; ein Choralkunstwerk von Dr. Macdougall; eine Kantate von Dr. Bridge, dem Organisten der Westminsterabtei, beistellt „Calirhoe“, und einen Psalm von Franz. Sir Arthur Sullivan wird sein Oratorium „Die goldene Legende“ selbst dirigieren. Zum Generaldirigenten ist Hans Richter bestellt.

— Die Sängerin Mlle. Van Zandt hat für die nächste Saison am San Carlos-Theater zu Lisabon ein Engagement auf zwölf Vorstellungen angenommen, vermöge dessen sie für jeden Abend die Summe von 4000 Frs. erhält.

— In Bremen sind vorigen Monat der Komponist Oskar Wolf im Alter von 49 Jahren. Der Verstorbenen — Schüler des Leipziger Konservatoriums — war ein durchaus tüchtiger Musiker, hatte jedoch — wie es oft so geht — nicht das Glück, sich zu einer hervorragenden Stellung aufzuschwingen. Wolf war abwechselnd Musiklehrer zu Leipzig und in verschiedenen Stellen zu Wiborg (Finnland), Liverpool, Wirsburg, Aachen und Wiga, zuletzt Chordirektor an den Stadttheatern zu Hamburg und Bremen. Außer verschiedenen Vokal- und Instrumentalwerken schrieb er die Opern „Gundrun“, „Pierre Robin“ und „Der Schind von Greta Green“. Wolf konnte das Motiv über des „Künftlers Erdemleben“ reich illustrieren und doch hätte er durch seine gründliche musikalische Bildung und seine Begabung ein forgenloses Dasein verdient.

— Frau Lina Basse, die Witwe des Komponisten Michael William Basse, ist in London nach kurzer Krankheit in ihren 80. Lebensjahre gestorben. Sie war aus Ungarn gebürtig und als Lina Moser einst eine berühmte Sängerin, aber nach ihrer Verheiratung mit Basse gab sie ihre künstlerische Laufbahn auf. Sie hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, von denen eine, eine berühmte Opernsängerin, den nunmehr verstorbenen Herzog von Frias heiratete. Die andere war die Mutter des bekannten Komponisten Henry Behrens.

— Franz Curtius' neue Oper „Meinhard von Usenan“ ist vom Hoftheater in Altenburg zur Aufführung angenommen.

— Der vortreffliche Pianist Verbrand Roth hat die gewaltige Aufgabe der Vorführung sämtlicher Klavier-Sonaten Beethovens im königlichen Konservatorium in Dresden glänzend erfüllt; man hatte während des ganzen Gusses nicht nur die untrügliche Gedächtniskraft des Künstlers, seine vollkommene technische Beherrschung zu bewundern, sondern auch die meisterhaft klare, plastische Durchbildung des Vortrags, die keinem Detail ihre Bedeutung verklärte. Herrn Roths Unternehmen war im Hinblick auf die ästhetische und bildende Seite desselben ebenso verdienstvoll, als es f. B. der Vorgang Wiltons war, das große Publikum mit den letzten, oft als „ungenießbar“ bezeichneten Sonaten Beethovens bekannt und vertraut zu machen.

— Eine Schöne, welche bisher Theodor Reichmann immergrüne Kränze wunden, lassen endlich die Hände sinken. In Künstlerkreisen geht das Gerücht, der berühmte Bariton habe zwei Hände für immer erwählt, und diese beiden gehören einer Fremden an. Eine Rusfin hat den Sieg errungen. In Bayreuth, heißt es, wo auch Wagner für sein Bühnen-Frieden fand, sollen die Hiltzerwunden verlegt werden. In Wahrheit hat Reichmann die Villa nächst dem Festspielhause gemietet, und in Wien selbst läßt er die Vorbereitungen für ein eigenes Gelingen.

— Zur Feier des 70. Geburtsjahres des Musikvereins zu Innsbruck wurde J. Rembaur's Kantate „Wilder aus dem Leben Walthers von

der Vogelweibe“ unter des Komponisten eigener Leitung aufgeführt, welche denselben vollen Beifall, Vorbeerkünfte und „anderen Sängerkühn“ einbrachte.

— Im Münchener Gärtnerplatz-Theater tauchte eine Operettenpremiere auf, welche von Jos. Brackl, dem gelehrten Münchener Operettenautor, und Viktor Léon fertlich zusammengeknüpft und von dem Wiener Komponisten D. Feys in Musik gesetzt wurde. „Der Savoyarde“ betitelt sich das neue Bühnenwerk. Es liegt nahe, diese Operette als Illustration zu Brackl's vor einigen Jahren erdichtener Fabel „Die moderne Spieloper“ zu nehmen, in welcher der Verfasser für die Operette eine höhere Stellung beansprucht, als sie in der That einnimmt. Die „F. Z.“ meint recht hochhaft, der Savoyarde könne aber nur als abschreckendes Beispiel gedacht sein.

— Begleitet von dem Maschinenmeister des meiningischen Hoftheaters hat sich Hofrat Ludwig Chronogel bereits zur Vorbereitung des Gastspielbuchs der „Meininger“ nach Amerika eingeschifft.



Jeremiasches.

— Der Preis kostbarer Diamanten kann auch zum Fluch werden, zur Quelle ewiger Angst und Gefahren — die Patti mußte es eben an sich erfahren. Der Einbruch in den Landhofs Adeline Patti's in Craig-y-Nos, schreibt „Truth“, scheint von einer Bande ausgegangen, welche entschlossen ist, auf alle Fälle in den Besitz der Juwelen der Sängerin zu gelangen. Die Bande ist der Patti nach Buenos Ayres gefolgt. Einer derselben spielte den Verräter und machte der Polizei Mittheilungen, wodurch zwei ins Gefängnis kamen. Der Anführer der Bande ist ein Engländer, welcher im Hotel de Paris Logis nahm. Ein anderer ist ein Spanier, welcher in Rosario wohnt. Dieser zahlte die Kosten der Reise der Strolche von England. Als der Plan, die Juwelen zu erlangen, mißglückte, kamen die Geheßen auf den Gedanken, die Sängerin zu entführen und sie so lange festzuhalten, bis sie ein großes Lösegeld zahle. Während ihres Aufenthaltes in Buenos Ayres logierten Detectives in dem Hotel, wo Frau Patti abgeblieben war, und sie war auf ihren Spaziergängen stets von zwei Geheimpolizisten begleitet.

— Man schreibt uns aus New York: Eine „Gauler“-Aufführung, wie sie New York nie zuvor erlebt, fand neulich im Metropolitan Opera House zu Ehren und zum Benefiz von Lester Wallack statt, der seit einem Vierteljahrhundert als einer der bedeutendsten amerikanischen Schauspieler und Theaterdirektoren gilt. Das Auditorium hatte den seltenen Genuß, Edwin Booth (Gauler), Lawrence Barrett (Gast), J. M. W. John Gilbert, M. J. Florence, Josef Jefferson, Helena Modjeska, Gertrude Kellogg und Mose Cuyhan, lauter Kräfte ersten Ranges, an einem Abend mitwirken zu sehen. Walter Damrosch, der Sohn des unvergesslichen Dr. Damrosch, dirigierte das Orchester. Diese einzige Vorstellung brachte die Summe von 21560 Dollars 75 Cents ein.

— Carmen Silba, Königin Elisabeth von Rumänien, hat sich für den Sommer ein reizendes Dichterhübschen erbaute lassen. Dasselbe ist im Parke zu Sinaia gelegen, völlig aus Rohr gebildet und wird bald einer Rosenhecke gleichen, da es allseits von Rosenbüschen umgeben ist. In den Nischen sind kleine Polieren mit Eingebildeten angebracht, aus einer Oede fällt ein kleiner Springbrunnen plätschernd in eine Schale. Das Wasser des Springbrunnens ist parfümirt. Inmitten des Stübchens steht eine Moosbank und ein in Form eines Schreibstisches ausgehauener, mit Moos bewachsener Felsblock, auf welchem die Königin dichten will. Am Boden breitet sich ein dichter Rasenteppich aus und eine aus Goldschmüren gefügte Hängematte ladet nach der Arbeit zur Ruhe ein.

— Am evangelischen Seminar in Wolfenbüttel wird ein Musiklehrer gesucht, der besonders seine Befähigung im Unterricht für Gesang, Orgel- und Violinspiel nachweisen kann. Gehalt etwa 5000 M. Meldungen an das herzogliche Konfitorium.

— Deutsches Sängerkunstfest in Wien. Der Gesamtanhang des deutschen Sängerbundes in Wien, der sich an die Vertretung der Stadt Wien mit dem Ansuchen gewendet, das vierte deutsche Sängerkunstfest im Jahre 1889 in Wien abhalten zu dürfen. Der

Wiener Magistrat empfiehlt dem Gemeinderate die Genehmigung dieses Ansuchens unter Kundgebung der Sympathie für dieses Unternehmen.

— Was die Nation seit 15 Jahren für Bayreuth beigetragen hat: Um der Sache willen, für den Plan des Theaters und die Aufführung des „Nibelungenrings“ gingen an 500 000 M. ein, das Fest 1876 betrug ca. 100 000 M., welches durch Richard Wagner gedeckt wurde. Die Parfillaufführungen brachten an Patronatscheinen 140 000 M., zum letzten Festspiel 1886 der Allgemeine Wagnerverein 30 000 M. Ende 1884 stand der Fonds auf 180 000 M., 1886 brachte bei 300 000 M. Kosten der Inszenierung und Aufführung von „Tristan“ noch 20 000 M. Ueberschuß. So beträgt der Fonds jetzt ca. 200 000 M.

— Zur Feier des 50-jährigen Geburtstags des „Deutschen Liedes“ veranfaßten die beiden Wiener Männergesangsvereine „Wiener Männerchor“ und „Liederfreunde“ kürzlich ein Montrefest. Der so oft gelungene und vielfach bejubelte Chor verband seine Entschung einem Sängerkunstfest, welches der Männergesangsverein „Frankfurter Liederchor“ im Jahre 1888 veranstaltete. Nahezu 800 Sänger waren damals versammelt. Zur Verherrlichung des Festes dichtete der Frankfurter Doktor J. Weissmann, ein Mitglied des „Frankfurter Liederchor“, „Das deutsche Lied“, welches von dem mit den Sängern aus Karlsruhe anwesenden Kapellmeister Johann Wenzel Kallmoba ebenso schwungvoll wie feurig komponiert, und am zweiten Festtage von den Festgenossen unter beifolgendem Jubel der Festgäste zur Aufführung gebracht wurde. Trotz des seltenen unbezweifelten Namens entstammt der Komponist des zum Nationalgesang gewordenen Chores „Das deutsche Lied“ einer gut deutschen Familie in Prag, wo er am 21. März 1800 geboren wurde. Er starb am 3. Dezember 1866 in Karlsruhe als Hofkapellmeister.

— In Rom ist ein junger Baritonist aufgetreten, der sich selbst rasch einen Namen gemacht hat. Er nennt sich nämlich Adelfino Patti.

— In New York ist am 5. Mai das Denkmal enthüllt worden, welches die Dratorios- und Arion-Society für Leopold Darnofsch errichtet hat. Den musikalischen Teil der Feierlichkeit leitete Herr Frank van der Steden.

— In Philadelphia beabsichtigt man ein Beethoven-Denkmal zu errichten. Innerhalb zweier Jahre sollen zehn Musikfeste zum Besten des Denkmalsfonds abgehalten werden.

— Beethovens Gebeine sind nun im Zentralfriedhof in Wien unter großer Feierlichkeit beigesetzt worden. Musikalische Beiträge und Reden an der neuen Grabeshöhle — hoffentlich der letzten, es ist schon die dritte — haben dem Ernst der Scene die höchste Weihe gegeben.

— Wiesbaden. Das künftige Hausministerium hat in der Theaterplatzfrage unserer Stadtverwaltung in den weitesten Grenzen freie Wahl gelassen und nur die Bedingung gestellt, daß der betreffende Neubau so gelegen sei, daß sich dieser für den Besuch des Publikums günstig erweise, damit eine stärkere Einnahme als bisher von der Theaterkasse erzielt werden könne. Denn es sei wünschenswert, daß die Subvention aus der künftigen Privatgaststube sich auf eine geringere Summe, als bisher nötig gewesen sei, beschränke. Auf diese Thatfachen sind die Meldungen verschiedener Zeitungen zurückzuführen.

Rätsel.

Bald Zeitwort und bald Hauptwort stets ich war
Und in der Mode bin ich heut fürwahr.
Zus. Welch der Töne schleiche ich mich ein,
Der Stimmer pflegt mit mir bekannt zu sein;
Der Dieb läßt mich am fremden Eigentum;
Dem Autor bring' beim Stoffe ich kaum Ruhm;
Dem Koch mißlingt durch mich ein jed' Gericht,
Nur wenn beging im Leben je mich nicht?
Um dann zu spät es trauernd einzusehn,
Daß er in seinen Mitteln sich verfehlt. E. P.

Auflösung der rätselhaften Aufschrift in letzter Nummer:
do mi si la do re = Domicile à Doré.



Sin aller Musikant.

(Aus der Mappe eines alten Musikers.)

Von Franz Henschel.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Feste (ein Vergnügungsort im Berliner Tiergarten) ein beliebter Ausflugsort für alle Berliner. An schönen Sommertagen versammelten sich hier in den Vorgärten der Feste Künstler, Gelehrte und reiche Kaufleute, um sich zu zerstreuen und von der Musikern durch Quartettspiel unterhalten zu lassen.

Drei der letzteren waren junge Leute, die durch ihre laubenden Angaje einen vortheilhaften Eindruck machten. Selbst nach gegen diese Männer dagegen der Vierte, der zweite Violinist, ab. Es war ein sehr alter, hagerer Mann mit langen, wirren Haaren und in den Jahren vernachlässigtem Anzuge. Wahrheitsgemäß wurde der Mann hier aus Mitleid beschäftigt, aber weil er das unbehagliche Einfließen mit dem Notenblatt übernehmen mußte. Der Wirt nannte ihn „den alten Friedel“, seine Kollegen „Herr Friedemann“.

Der alte Mann hatte viele Eigenheiten. Schweigend, ohne sich mit seinen Kollegen zu unterhalten, saß er da, und schien fortwährend zu brummen, doch nach Beendigung eines Musikstückes machte er oft laute Bemerkungen über dasselbe. Er lobte niemals, und mit beikendem Spotte griff er die Komponisten an.

Wurden Länze gespielt, dann steigerte sich sein Unmut noch mehr.

„Herr Sufmann!“ redete er den ersten Violinisten an. „Du wählst in der Hölle aus Länze gespielt werden? Wenn ich dort auch zweite Violine spielen dürfte?“ — „Gehtiger Gott, dieses“, schrumm, schrumm — ist schon Hölle genug!“

Auch eine eigentümliche Gewohnheit von ihm war die, jedesmal vor dem Einfließen erst nach der Schenke zu gehen, um mit einem Zuge — ein Glas Schnaps zu leeren.

An einem schönen Sommertage traten zwei Herren und ein hochgewachsener Knabe in den schon gefüllten Garten.

Er waren diese der alte, ehrwürdige Konzertmeister Franz Wenda, sein Schwiegersohn, der königliche Kapellmeister Joh. Friedr. Reichardt, und der Lieblingshülfe Wendas, der später berühmte Karl Möser. Alle drei waren vortheilhafte Violinisten.

Sie nahmen Platz, und bald darauf brachte der Kellner den bestellten Kaffee und für den alten Herrn die damals gebräuchliche lange weiße Theepfanne.

Das Rauchen war damals noch nicht allgemeine Sitte. Reichardt, der für seinen Schwiegersohn wenig Sympathie empfand, verfiel doch:

„Ich kann nicht begreifen, wie ein gebildeter Mann daran Gefallen finden kann, aus einer Möhre stundenlang Rauch zu blasen!“

„Mir ist das Rauchen ein großer Genuß“, entgegnete der alte Herr verlegen. „Meine besten Gedanken bringen mir diese Rauchwolken. Bin ich mürrisch oder verdrießlich, so verdamme ich sehr bald alle üble Launen.“

„Der Glaube macht selig!“ meinte Reichardt höhnisch. „Glücklich sind vielleicht diejenigen, die in dieser Weise ihr Leben qualvoll verträumen!“

Wenda, der seinen Schwiegersohn als einen unruhigen, revolutionären Kopf kannte, erwiderte belebte: „Besser doch, als man beschäftigt sich mit unnützen und tolen Ideen, welche den Zweck haben, die Welt zu erschüttern.“

Reichardt hatte die Andeutung sehr wohl verstanden. Gereizt antwortete er:

„Glauben Sie, daß die Zeit der Schlafmügen und Dörpe ewig dauern wird?“

„Enden nur den Streit. Ich liebe vergleichen Gespräche nicht“, verlegte Wenda zurück. „Sagen Sie mir lieber, wie steht es mit Ihrer neuen Oper?“

„Ich habe wenig Aussicht, dieselbe aufzuführen zu sehen“, erwiderte Reichardt unmutig.

„Daran sind Sie selber schuld, lieber Reichardt!“ sagte Wenda wieder einlenkend. „Treten Sie weniger grob auf; ein diltend Wort hilft oft zum Ziel.“

„Meinen Sie!“ brauste Reichardt auf. „Soll es mir vielleicht ebenso ergehen, wie meinem Freunde Schulz, welcher der Prinzessin Amalie in tieffter Verehrung seine „Alfissa“ mit der Bitte überreichte, doch so gnädig sein zu wollen, diesem Werke ihren Namen voranzusetzen zu gestatten. Lesen Sie die Antwort, mein launfrohmer Schwiegersohn. Hier ist der Brief!“

Wenda hatte das Schreiben gelesen und reichte dasselbe Reichardt schweigend und mit Achselzucken wieder zurück.

„Nun, Sie schweigen?“ fuhr Reichardt mit glühendem Gesicht auf. „Leider herrschenden Franzosen mit ihrem hohlen Kathas im Drama und Italiener mit ihrem Gellengel und Getriller unsere Bühnen. Aber es wird anders werden. Auf meinen vielen Reisen habe ich gesehen, mit welchem Enthusiasmus man „die Jagd“, „das Donauweibchen“, „den Dorfbarbier“ und des jungen Mozart unübertriffliche „Entführung aus dem Serail“ anhöret. Auch ich werde alles thun, deutschen Gesang zu fördern. Gewinne ich erst Zeit, so errichte ich einen großen Gesangchor.“ Freund Fash hat sogar die kühne Idee, hier einen großen Saal zu bauen, worin Dilettanten klassische Musikstücke aufzuführen werden, und der Zuhörerraum gegen tausend Personen fassen soll.“

„Vergessen beide Herren nur nicht“, bemerkte Wenda lächelnd, „daß in Berlin niemand singt, bis auf das kleine Häuflein von Damen der reichen Bankiers oder begüterten Kaufleute.“

Reichardt, der ziemlich ruhig gesprochen, fuhr jetzt von neuem heftig auf:

„Den Zeisel auch! Ist man denn ein Narr? Nun habe ich's satt, mich mit Ihnen herumzustritten. Ich werde schweigen! Sie sind ein alter, eigenfinniger Bedant!“

„So enden jedesmal unsere Gespräche“, verlegte Wenda unmutig. „Sie dulden keinen Widerspruch.“

Nun beide Männer schwiegen, sagte der junge Möser beschiden:

„Sie erwählten eben den Herrn Fash, Herr Kapellmeister. Ich war vor einigen Tagen bei ihm, wo er mit dem Orchester sämtlicher Werke der königlichen Bibliothek beschäftigt war. Unter anderem zeigte er mir auch sechs Sonaten für eine Violine vom alten Bach.“

Aber unpraktischer, unspielbarer und ungenießbarer ist wohl nie für die Violine geschrieben. Der alte Herr hätte besser gethan — Fugen zu schreiben.“ Beide Herren hatten bei ihrem Streit nicht bemerkt, daß der alte Musikant näher getreten war, um einzusammeln. Das Gespräch schien ihn zu interessieren — er horchte.

Auch den Ausdruck des jungen Möser hatte er gehört. Einen gewaltigen Eindruck mußte derselbe auf ihn machen, er war gleich vor Zorn erhob, die Augen glühten, seine gebeugte Gestalt erhob sich. Schnell war das Notenblatt in die Seitentasche verschoben, und mit bebender Stimme verlegte er:

„Ich höre, Sie sind Bachmänner. Wie ist es möglich, daß Sie solche Nachkommen eines dummen Jungen ruhig mit anhören können!“

Verwundert sah Reichardt den Sprecher an. Der ängstliche Wenda jedoch hielt den jungen Möser zurück, der aufgesprungen war, um in seiner ledigen Weise dem alten Musikanten eine derbe Entgegnung ins Gesicht zu schleudern. Dennoch war das Wort „elender Musikant“ schon aus seinem Munde.

„Nal scandal — silence mon cher Charles!“ verlegte Wenda. „Cet homme est enivré ou aliéné.“

„Vone avez peut-être raison“, gab der alte Musikant schlagfertig zurück, „aber ich bin auch einer, der sein Weiter kennt. Wahrhaftig!“ fuhr er fort. „Eine töstliche Zeit, wo jeder glaubt, etwas Großes zu sein, wenn er ein diltigen Klavier hämmert und die Geige fragen kann. Sie scheinen derselben Meinung über einen großen Mann zu sein.“

Wenda, der sich in den verhöhten Meister und nicht halb anderer Meinung sein. Warten Sie einen Augenblick!“

Mit raschen Schritten ging er nach dem Tische seiner Kollegen und griff nach der Violine und dem Bogen des jungen Sufmann, indem er sagte:

„Geben Sie mir Ihre Violine. Sie ist gut und sauber bezogen, mein Kasten taugt nichts!“

Schreiben und Mir hatt seiner Arbeit das Musikalische Rollen-geldere seines Kindes geschickt hat, beweist ich nicht die geringste wissenschaftliche Kunst darin bemerkt, hingegen von Anfang bis zum Ende jederlei Jodeln in Kadenz, Sinn und Verstand in der Sprache, als auch in dem Rhythmus. Der Meos contrarius ganz hinten angelegt, seine Harmonie, sein Gesang, die Zerge ganz ausgelassen, kein Zorn geübt, man muß rathen, aus welchem es gehen soll, keine canonischen Nachahmungen, nicht den geringsten Contrapunkt, lauter Quinten und Octaven, und das ist Musik sein? Seit wann diejenigen, welche sich eine heilige Meinung von sich haben, die Augen öffnen, den Verstand erläutern und erkennen lassen, daß sie Stümper und Falscher sind. Ich habe sagen hören, daß das Werk der Meister rühmen müsse, anjetzt ist alles Berühmt und Verworren, die Meister sind die einzigen, die sich loben, wenn aus ihre Werke fluten. Hiermit genug.“

Derselbe wurde hochbedrückt.

Die Singakademie.

Der treuergehrte Wenda hatte recht. Außer den geistlichen Liedern sang das Volk gar nicht. Was sollte es auch singen?

Für Friedemann war geschrieben, unter dem Titel: *Studia assidue. Sonate per il Violino Solo senza basso* par J. S. Bach.

„Um Gotteswillen! Bleiben Sie ruhig, Herr Friedemann!“ sagte ängstlich sein Kollege. „Was wollen Sie machen?“

„Ich will Ihre Violine. Können Sie nicht verkehren?“ rief dieser auf, ergriß Violine und Bogen des ersten Geigers und eilte zu den beiden Herren wieder hin, indem er leise flüsterte: „Ihr Geister meiner Augen, leht noch einmal zurück und heist meinem Gedächtnis!“

Jetzt stand er vor den beiden Männern und legte die Violine an die Schulter.

Das Publikum war aufmerksam geworden, es sah neugierig nach dem alten Musikanten und den beiden Herren.

Wenda lenkte verlegen den Kopf, Reichardt war ungeschlüssig, ab er sich entfernen oder sitzen bleiben sollte, doch der feste Möser sagte lachend: „Lassen Sie doch den Mann tragen, was klümmert's uns!“

Eine kleine Pause, sich zu bestimmen, hatte der alte Mann gemacht, dann begann er mit festem und reinem Ton das Grave der A-moll-Sonate.

Kaum hatte er einige Takte gespielt, und schon sahen beide Herren und der junge Möser mit Verwunderung und Erstaunen nach dem Spieler. Das war ein edles Spiel, eine meisterhafte Bogenführung.

Nach der Rantille rollten die Zwiellundbrechfigkeiten wie Perlen unter seinen Fingern. Jetzt kam das Allegro, die sehr schwere Fuge. Aber fest und sicher überwand er alle Schwierigkeiten; doch kaum bis zur Mitte des Allegro gekommen, rih er plötzlich über alle Saiten und schloß mit einem schneidenden verminderten Septimenakkord.

Die Violine ablegend, sagte er trocken: „Es ist genügen!“

Ich glaube Ihnen gezeigt zu haben, daß diese Sonate sehr schön und auch spielbar ist.“

Bitter lachend fügte er hinzu: „Was hatte es für einen Zweck? Ich habe wieder eine Dummheit begangen. Leider besteht mein ganzes Leben aus lauter Dummheiten.“

Nach stand das Publikum ianlos da und die drei Musiker blickten erstaunt auf den alten Musikanten.

Der feurige Reichardt nahm zuerst das Wort und sagte: „Wer sind Sie? Ein Phantom, oder ein gealter Engel? Wie wäre es sonst möglich, daß Sie auf diese Weise Ihr Brot verdienen mühten!“

Die künstlerische Begeisterung war von dem alten Manne geweichen, nur das höfliche Nicken war geblieben. Er neigte sich zu Reichardt hin und verlegte halblaut: „Früher hieß ich Friedemann Bach, jetzt nennen mich die Musikanten „den tollen Friedel.“

Er nahm die Violine unter den Arm, zog das Notenblatt wieder aus der Tasche und hielt es den beiden Herren hin, indem er sagte: „Fast hätte ich's vergessen! Meine Kollegen blühen durch meine Rathheiten keinen Schaden leiden.“

Reichardt und Wenda legten mehrere Silbermünzen auf das Notenblatt.

Ausnahmsweise ging Friedemann auch nach dem Sammeln wieder zur Schenke, um — ein großes Glas Schnaps mit einem Zuge zu leeren.

Als nach einiger Zeit die drei jungen Musiker abermals gekommen waren, um zu musizieren, erklärten der vierte Mann nicht. Friedemann Bach, der Sohn des großen Sebastian, war indessen gestorben.

Des Kaisers Tod.*

Ich kam am frühen Abend gegangen über den Hof zu einer kleinen Gasse, die fern beim Walde stand. Vor ihrer niederen Thüre, da sah ich einen Mann — Ich sah, wie's aus den Augen ihm schimmernd niederrann.

Da hab ich an zu fragen und sprach ihm freundlich zu: „Was weinst du, guter Vater? Was stört deine Ruh?“ Da leuchtete tief der Mte, als er mir Antwort bot: „Und soll ich denn nicht weinen? Der Kaiser, der ist tot!“

Und wieder schütt ich weiter auf meinem stillen Gang; Da lag ein kleines Kindchen an eines Mädchens Hand. Und bei dem ersten Schritt ein junges Weib ich sah, Die ihr Gesicht bedeckte mit ihrer weißen Hand.

Und ich begann zu fragen, wie ich's vorher gekannt: „Vertrau' mir deinen Kummer und sag, was dich das an?“ Da nahte die Hand des langsam dem Auge thranerrot: „Und soll ich denn nicht weinen? Der Kaiser, der ist tot!“

Und wieder ging ich weiter und kam der Gasse nach — Ein feischer Knabe war es, den ich zuerst erkannte. Er kam vom lustigen Spiele, und auf den Boden stieß er den Helm, in Händen das Buchsbaumholz von Holz.

Doch um die Lippen zuckte ein still verhaltener Schmerz; Ich frag: „Du kleiner Streiter, was brüht dein junges Herz?“ Da hat aus seinem Auge ein schneller Thrän gelobt: „Und soll ich denn nicht weinen? Der Kaiser, der ist tot!“

Ich aber stand noch lange und sah ihn abwendet: „Und ich er auch gestorben, er ist für und nicht tot. Sie werden ihn begraben im leeren Grab von Gra.“

Doch ewig wird er leben in seines Volkes Herz.“

Heinrich Mann.

* Den Münchner „Neuesten Nachrichten“ entnommen.

Hon. Kuppel. H. T. 204 in 184

Sch. in P. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

G. & A. Klemm,
 Rich. Schuster
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.
 — Gegründet 1817. —
 Marknaukirchen (Sachsen).
 Beste und billigste Bezugsquelle für Violon.
 Celli, Bass, Zithern, Blasinstrumente aller
 Art. Saiten etc. Preiskur grat u. franko.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Oranienbaum. H. D. 204 in 184
 1. prachtl. kreuzsaitige Stutz-
 Flügel in schwarzem Gehäus v. A. Klemm,
 1760, 17. Kreuz. Stutz-Flügel
 v. K. 1800 verk. B. Bachrodt,
 Leipzig, Reichstr. 1111.

Wunder-Füte! Ohne Verleumdung! Stöße
 spielen! 12. 125 Mk.
 C. Laffert, Breslau.

Harmoniums
 (Cottage-Organen)
 mit und ohne Pedal
 für Haus von 20 Mark
 an, für Kirchen, Kapellen,
 Schulen und Vereine mit
 Pedal von 225 Mark
 an.

empfehl. Ratzkes Orgelfabrik,
 Neulise in Schlesien.
 Illustrierte Preisliste gratis.

6 italienische Violinen
 darunter: Instrumente 1. Ranges verkauft
 sehr preisw. J. Siebert, Königl. sächs.
 Kammermusik. S. D. Radebeul bei
 Dresden.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Franko.
Alleinstellend.
Amerik. Ealey Cottage Orgeln.
 Köln,
 Untere Gold-
 schmied Nr. 28.
 Harmon.
 40 Nenerweg 40.
Rudolf Ibach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
 Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

Verlag von **Hugo Pohle in Hamburg.**

Neue billige Ausgaben

meiner sämtlichen

Original- und Konkurrenz-Werke,
 letztere in den vorzüglichsten Textrevisionen und besten Bezeichnungen.
 Verlagsverzeichnisse werden auf Verlangen gratis und franko gesandt.

Neue billige Pracht-Ausgaben. — Grosses Musik-Format.

Händel, Klavierwerke. Rev. und bezeichnet von Carl Reinecke. In einem Bande
 M. 5.—. In 27 Heften à 50—60 Pf.
Haydn, Klavierwerke. Rev. n. bez. von W. Speldel. In 5 Bänden
 20 Klavier-Bez. Rev. und bez. von W. Speldel. In 2 Bänden
 M. 1.—. In 15 Heften à 50—60 Pf.

Mendelssohn, M. 2.—. In 45 Heften à 30—40 Pf. Trios für Pianoforte,
 Violine und Viol. (bez. von W. Speldel, E. Slager, S. Cossmann) op. 49 und 50 à M. 1.50.
 — op. 54 Violon-Konzert (bez. von Lauerbach) mit Pianoforte M. 1.—. Sonaten für
 Viol. und Pte. (bez. von Speldel und Cossmann) op. 46 und 58 à M. 1.—.

Mozart, und E. Slager. Jede Stimme in einem Karton Bande M. 2.—. In 15
 Heften à 40—100 Pf.
Schumann, Werke. Rev. und bezeichnet von Charles Davids, Rob. Hochmann,
 Herm. Ritter, Xaver Scharwenka. Klav.-Quartett, op. 44, M. 3.—. Klav.-Quartett, op. 47,
 M. 1.50. Trios, op. 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315,

IX. Jahrgang Nr. 14.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich 75 Pf., mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in sechs- und achtseitigen, für Pianomusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Künstler-Texten, illustrierte Musikgeschichten u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals B. J. Zenger in Leipzig)
Inserate die halbesährliche Monatszahl 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expt. Wort 2.
Kleinere Annahmen von Inseraten und Beilagen bei
Karl Hesse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. d. besten Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 60 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wird früheren Jahrgänge hat neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken a M. 1.—, Prachtdecken a M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Das Musikfest in Stuttgart.

Epilog.

Die Kunst ist eine gar feine und köstliche Speise, — aber es geht wie mit allem Ledern: genießt man zu viel und zu oft davon, verdirbt man sich den Magen und wenn dieser nicht frisch und fröhlich arbeitet, ist der ganze Mensch keinen Nutzen wert. So geschieht es denn, daß wir uns inmitten der reichen und ausserordentlichen Kunstgenüsse, welche die Winteraison bietet, je länger, je härter nach der naturgemäßen Jahreszeit sehnen. Und wenn unsere Sehnsucht erfüllt und diese in ihrer ungelindesten Schöpfung gekommen ist, — wie haben wir uns dann in den leuchtenden Bogen des Sonnenlichts, wie tranken wir dann in vollen Zügen die frische, balsamische Luft! Was ist der prächtigste Tanzsaal gegen den von Linden und Buchen überwölbten Rasenplan, was ein ganzer Ball mit seinen Quadrillen, Cotillons und langschleppigen Kleidern gegen eine Stunde ungezwungenen Spiels im Freien. Ein einziges selbstgepflegtes Weiden buftet süßer und lieblicher als Laa de mille fleurs und wenn die Lerche ihre Triller zum Morgenhimmel hinausschmettert, wenn die Nachtgall im blühenden Hag von Liebeslust und Liebesleid singt und dann der Chorus der niedern Geister mit einstimmt — man mag mich einen Barbaren scheitern, aber das nenne ich schönen Gesang, herrliche Musik! Wein was find wir nicht für lausliche Menschenkinder! „Kinder“, wieberholte ich, die immer das wollen, was ferne liegt; anstatt aus diesem herrlichen Naturgenusse für jetzt genügen zu lassen und der Liebeslust der Salon-Konzerte in der eigentlichen Saison wieder entgegenzusehen, lassen wir uns zu Tausenden in einen geschlossenen Raum einengen, um im Schweige unseres Angesichts das zu genießen, was wir später viel mühseliger haben könnten. Freilich sind die Arrangements der Sommermusiken mehr und mehr ins Unpopuläre gewachsen, mehr, als dies verschiedener Umstände halber in der eigentlichen „Saison“ möglich sein kann, und diese Großartigkeit begründet die Berechtigung ihres Bestehens. So spielte sich auch das hiesige dreitägige Musikfest in großen Dimensionen ab, hatte aber auch künstlerisch im allgemeinen einen durchschlagenden Erfolg. In An-

rechnung an die vielgebrauchte Nebenart, „die Verdienste der einzelnen mitwirkenden Faktoren im Hinblick auf das allgemeine Gelingen durch kleine Monitoren nicht schmälern zu wollen.“ Könnten wir uns an unserer summarischen Beurteilung genügen lassen, allein wir stehen erstmals einem hiesigen musikalischen Ereignis gegenüber, das eingehend zu behandeln verschiedene Gründe bedingen.

Der erste Abend war der Aufführung des „Josua“ von Handel gewidmet und zwar in der instrumentalen Ergänzung von Jul. Rieg. Ueber die künstlerische Bedeutung dieses großartigen Werkes haben wir uns bereits in den Spalten unserer Festnummer, welche von den Festbesuchern sichtlich mit Interesse aufgenommen wurde, ausgesprochen. Es erübrigt also nur die Beurteilung der Aufführung, und diese war im großen und ganzen eine vortreffliche. Des Dirigenten Dr. Zimmerns Leitung ist etwas derbe Direktionsweise war so recht dem kräftigen Werke angemessen, — sein Tempo war vergriffen, sein Einsatz zweifelhaft, und wie sehr faßt in das Verständnis unserer großen alten Oratorienmeister eingebrungen, erkannte man am besten an der unbedingten Schlagfertigkeit der Chöre, die ja den Schwerpunkt des Meisterwerkes und den Prüfstein für die Leistungsfähigkeit eines Chores bilden. Wie oft hat man erlebt, daß alte Musik, sei es aus sich selbst, oder unter dem Einflusse des Leiters, durch eine schwungvolle, begeisterte Ausführung neu belebt, gewissermaßen modernisiert wurde. Man muß sich vor allem in die Stelle der blühenden Personen versetzen, ihre Worte aus warmem, wahrtem Gefühl des erhabenen schönen Inhaltes heraus neu empfinden, dann ergeben sich auch die dieser Auffassung entsprechenden Tempi von selbst. So schien auch die vielförmige musikalische Körperlichkeit unseres Musikfestes bestrebt, die dramatische Situation ins Gefühl aufzunehmen, durch den Akt des Nachdenkens zu neuem Gefühlleben zu gelangen und aus eigener Auffassung selbstschöpferisch wieder zu geben; und so ist es ihr — nach unserer Auffassung — allein möglich geworden, die Chöre so plastisch-schön und doch so frisch und schlagfertig wieder zu geben, wie es in der That geschah. Gut ab vor solcher Meister- und Musterleistung!

Auch die Wahl der Solisten darf eine recht glückliche genannt werden. Zumal schien die Partie des

Dithiel Fräulein Hermine Spieß aus Wiesbaden auf den Leib geschrieben. Bekanntlich verfügt die Künstlerin über keinen allzugroßen Stimmumfang, — nicht viel über eine Decime; was aber innerhalb dieser Grenze liegt, ist so voll Poesie, warmer und wahrer Empfindung, so voll künstlerischer Vollkommenheit, daß wir uns kaum bewußt werden, wenn bei Ueberschreitung ihrer natürlichen Stimmgrenze, deren Marstein das zweigefächerte Es zu sein scheint, sich der Eindruck des Forcierten geltend machen will. Kurz: Fräulein Spieß hat sich wieder als Künstlerin „von Gottes Gnaden“ erwiesen und begeisterte die Zuhörerchaft in ungemessenem Grade. Auch der Sopranistin Frau Schmidt-Köhne aus Berlin künstlerische Eigenschaften heischen vieles Lob. Ihre gleichzeitige Stimme ist von hellem, weichem, lyrischem Klang und guter Schwingung, welche sich vorzugsweise in den colorierten Partien vortrefflich äußerte. Der ganz bedingungslose Vortrag wurde indessen dadurch in etwas beeinträchtigt, daß der Kampf mit vermeintlichen physischen Schwierigkeiten eine gewisse Outiertheit und eine Neigung zum Zuhörsingen verriet. Recht vortrefflich machte sich auch Fräulein Dietrich von der hiesigen Sopran in der kleinen Sopranpartie bemerklich, wenn gleich oder vielleicht gerade weil ihr erster Einsatz unmittelbar nach dem sonoren Organ von Fräulein Spieß etwas kindliches hatte, welcher Kontrast dem Charakter der Partien besonders angemessen war. Ganz vortrefflichen Eindruck machte Herr von Mide, aus Weimars Sängergilde“. Frei von allen künstlichen Effekten entauß seinem Munde eine edle, fernige und trefflich geschulte, ausdrucksfähige Stimme; sein Vortrag und das seine Verständnis in der Wieberegabe seiner Partie sind nicht hoch genug anzuerkennen. Auch Herr Ritter aus Hamburg als Titelhelfer — der schwierigsten Partie des Abends — welcher für den in Aussicht genommenen Mitorey aus München eingepfunden war, zeigte, was ein Sänger von guter Schaltung bei glücklicher Stimmgebung zu leisten vermag. Wenn seinem besonders in der Mittellage schönen Organe auch das der Partie eigentlich inwohnende Gelbte abgeht, so verlierte doch alles in seiner Art zu singen, sehr sympathisch; besonders mußten seine Kolorturen ein Musterherz durchaus erfreuen. Von den verstärkten Orchester endlich ist ebensowohl das bewundernswürdige Bemühen als der ausgiebigste Erfolg zu

konstatieren. Einzelnes Wünschenswerte, wie z. B. die Uebereinstimmung der obligaten Oboe mit dem Tenorsoloflöt in einer Koloratur-Arie, ist zweifellos auf örtliche Faktoren zurückzuführen und verschwindet in dem überwältigenden Strudel des Ganzen.

Der Mit uns romantische Land hat für uns Menschenkinder immer etwas Verlockendes und so wurde dem zweiten Abend, dessen Programm sich vorzugsweise in seinen phantastischen Gründen abspielte, mit besonderem Interesse entgegengekommen. Die wunderbaren Töne des Parfissal-Vorpiels bildeten gewissermaßen die goldene Brücke nach jenen geheimnisvollen Regionen und wenn dasselbe, losgelöst von seinem großen Ganzen, auch nicht eine unbedingte zwingende Gewalt ausübt, so vermochte es, zumal in solch fein ausgearbeiteter Wiedergabe, doch unüberwindlich zu sein und vorzubereiten auf den slavisch-romantischen Chopin, dessen K-moll-Quartettkonzert nun folgte. Chopin Romantiker zu nennen, was manchem nicht recht unangenehm sein, allein ist es es nicht? Spiegeln nicht seine Kompositionen eine in allen möglichen Varianten schillernde geheimnisvolle Empfindungswelt? Werden sie nicht den Fingern eines echten und rechten Künstlers nicht sänftlich lebendig, jene glänzenden und feinsten Gestalten, die zwischen den Notenzeilen erst nur geahnt werden, flüstern sie einander nicht alle möglichen Geheimnisse zu in seinen reichsten musikalischen Bildern? So sind wir also richtig gestimmt zum Genuß des „eloig schönen, von begeisterten Feiern der Jugend durchglühenden“ unvergleichlich schönen Werkes. Und wer sollte sich als Interpret desselben besser eignen, als der ebenfalls von der Flamme des Genius durchdrungene jugendliche Klaviermeister Eugen d'Albert? In einem verhältnismäßig nur kurzen Zeitraum hat er alle früheren brüderlichen Elemente aus seinem Spiele abgetoßen und ist aus seinem Prozesse der gewalttätigen Unterdrückung aller subjektiven Regungen tiefer hervorgegangen und nun müssen wir vor seinen geklärten Leistungen bewundernd verstummen. Und welch ein Gegensatz, zwischen der äußeren Erscheinung des jungen Mannes und seiner künstlerischen Kraft! Ein rundes Sturmbannerköpfchen mit fast verstellten dreingehenden Augen, ein kleiner gedrungenen Körper, der nur aus Versehen in den Front hineingeraten zu sein scheint; Aermchen, welche daran mit der Unbedenklichkeit rubinroter Organe haften, dazu eine Verbeugung, die einen Komplimentierender geradezu unmöglich machen würde, — so etwa schilderte ihn J. J. ein Künstlerkollege (wenn wir nicht irren Moskauwört!) und darin faßt sich auch heute noch der äußere Eindruck zusammen, welchen der Künstler seinen Leistungen voranschiebt. Aber seine ersten Töne schon deuten auf die wahre Rangstufe hin, die er künstlerisch einnimmt. Wir sind uns sofort bewußt, daß wir Erleuchtung und Jugend ganz aus dem Spiele lassen müssen, um zu dem richtigen Maßstabe seiner Leistungen zu gelangen. Die Figur des Spielers gewinnt plötzlich an Bedeutung und Poesie über Poesie strömt in stetem Anwachsen durch diese kleinen, aber mit eiserner Muskeleinheit ausgestatteten Hände. So spielte er auch das mit unglaublichen Schwierigkeiten gefüllte Chopinsche Konzert mit dem denkbar höchsten Glanze und entwickelte dabei eine solch wunderbare Tonfülle, die im raresten Piano, wie im Fortissimo gleich schön klang und eine so gefällige Wärme der Empfindung, wie wir es noch kaum gehört zu haben glauben. Das Publikum war auch „rein toeg“ und feierte den Künstler in maßloser Weise. Als Zugabe spielte er noch Chopins Verence in Des dur, ebenfalls eine in poetischen Düst getauchte Leistung.

Das weitere Hauptwerk des Abends, „Paradies und Peri“, die schönste Blüte des Hochschumannschen Kunstschaffens, dessen tiefster Inhalt zu recht dem ganzen Fühlen und Denken des großen Romantikers entsprossen und der, wie keiner, berufen war, die ganze, wunderbare Poesie dieses ideal-schönen Stoffes in Tönen wiederzugeben, darf mit Recht das Prädikat „gut“ in Anspruch nehmen, übt jedoch die erhoffte „glühende“ Wirkung nicht ganz aus. Mag es gelegen haben, woran es will, — kurz, es fehlte jenes unbestimmbare Etwas, das wie ein sympathisches Flimmern Ausstrahlung und Anhörer durchströmt und jene erhabene Begeisterung bei beiden erweckt, die den Genuß eines Kunstwertes zu der Höhe einer moralischen Tat erhebt. Wenn man nach Gründen forschen will, so mögen diese einerseits in der fast unmerklich hohen Temperatur des Saales gelegen haben, andererseits in der Erschöpfung und Ueberanstrengung der Mitwirkenden, namentlich des solistischen Teils, veranlaßt durch die vorzügliche überaus anstrengende Aufführung und die

Proben. Trotz alledem vermochte Fräulein Spieß mit einer technischen Geschicklichkeit und angeborenen Feinfühligkeit, die nur dem echten Künstler zur Verfügung stehen, über ihre stimmliche Angelegenheit und die für sie im ganzen etwas hohe Lage der Partie zu täuschen und so hatte sie prächtige Momente und viel Anerkennung. Nicht minder Frau Schmidt-Röhner, deren Leistung im Vortrage der ersten Nummern gipfelte, deren Organ aber namentlich in der Höhe auch nicht mehr so recht variieren wollte. Unbedingte Zustimmung nahm heute Fräulein Dietrich in Anspruch; sie schien seit gestern um Haupteslänge künstlerisch gewachsen; klar und ungezwungen entfaltete sie ihre jugendliche Stimme und ihre sonstigen Gesangsgebunden und forberte so zu lebhafter Anerkennung ihrer Kunstleistung heraus. Herr von Milde glänzte nach wie vor in seinen bezwingenden Künstlerereigenschaften, — er allein unter den Haupt-solisten schien unverwundlich, dies zeigte besonders der wunderbare Gesang „Sei dank des Abends goldner Schein“. Auch Herr v. Stomoda von der hiesigen Oper bewährte sich als der feingebildete vornehme Sänger, als welcher er seit langem bekannt ist. Herr Valsuff, ebenfalls der hiesigen Hofoper angehörig, fand ebenfalls Gelegenheit genug zu glänzen und bewährte sich denn auch in einer ihm sehr ehrenvollen Weise. Der Chor spielte in diesen Werken zwar nicht — wie im Tosca die erste, sondern eigentlich die letzte Rolle; trotzdem sind ihm die bedeutendsten Schwierigkeiten aufgelassen. Diese wurden aber auch heute nicht nur technisch brillant bewältigt, sondern er leistete auch wieder Vorzügliches im humanen Wohlklang und in wirklicher Durchdringung des Vortrages. Dirigent des Abends, gleichwie des folgenden Schlußkonzertes war Hofkapellmeister Dr. Paul Kengel und dieser ist — vorweg betont — mit ganz außerordentlichen Leistungen vor ein großes Konzertpublikum getreten. Eine durchaus künstlerische, oftmals eigenartige, aber immer ideale Auffassung trägt er in die Kunstwerke hinein und der Bund von Sachkenntnis, Intelligenz und Veranlagung sei bei ihm hohe Triumphe. Mit dem Bewußtsein des eigenen Wertes durfte Kengel die begeisterten Ovationen des Publikums entgegennehmen.

„Finis coronat opus“ war die Devise des dritten und letzten Abends und damit des ganzen Festes, das ein, in seinen Hauptteilen höchst ansehnliches Programm beschloß. Mit neuem Schritt ging die gewaltige Orgel-Dezenta von Bach (instrumentiert von Esler) an uns vorüber und hinterließ in ihrer majestätischen Tonfülle großen Eindruck, bei den Zuhörern, welchen das Verständnis für solche Musik — nicht fehlt. Am eile reichte sich das neue Doppelkonzert für Violine und Cello mit Orchester von Brahms, das um so mehr Interesse in Anspruch nahm, als zwei Künstler „von hoher Art“, der Geigerkönig Joachim und der treffliche Cellist Jnl. Kengel sich in den Solopart teilt. Das Werk selbst ist in symphonischer Stil gehalten, an dessen Aufbau sich die Soloinstrumente selbständig beteiligen und der Komposition ein durch das Wesen derselben bedingtes bestimmtes Gepräge aufdrücken. Wiedergabe und Beifall ließen nichts zu wünschen übrig. Daß die Solisten, die uns unter Wirkung des trefflichen Orchesters die interessante Bekanntschaft dieser neuen Tonfindung in großartiger Weise vermitteln, in dieser ihr künstlerisches Vermögen nicht so wie in einem landläufigen Konzert an den Tag legen konnten, liegt in der Natur derselben. Dafür waren die späteren Soliststücke da und die Wahl derselben war in einer Weise getroffen, daß die individuellen Vorzüge der berühmten Künstler im hellsten Lichte strahlen konnten. Joachim spielte das Adagio aus dem (6.) Violinkonzert von Chopin, nebst dem vorangehenden recitativischen Mittelteil (welch letzterer auch häufig in abgekürzter Form als Einleitung zu Ernst „Grieg“ verwendet wird) und zwar in der vollendeten und erhabendsten Weise, — seine Geige strömte eine erdärmende Fülle von Musik aus. Nicht endwählender Beifall veranlaßte den begabten Künstler noch zu einer Zugabe, bestehend in dem Bourée der II. (H-moll.) Solo-Violin-Sonate von Bach. Auch Kengel knüpfte bei Bach an und spielte (am Klavier von seinem Bruder Dr. Paul Kengel begleitet) Sarabande und Gavotte aus der 6. Cello-Sonate in höchst edler, ausdrucksvoller Weise. Seine sabelhafte Technik erwiebs er an einer eigenen, sich selbst „auf den Leib geschriebenen“ Komposition „Thema und Variationen“, die jedoch auf Bach paßte, wie die Faust aufs Auge. Summieren wir indes das heutige Schlußkonzert und dies mag die Wahl des nichts als Technik enthaltenden Stüdes rechtfertigen, da man nach allen Seiten hin das Bedeutendste erwartete.

Der ob seiner verblüffenden Technik angehaunte Meister wurde immer und immer wieder gerufen.

Als Wiederhängerinnen kamen die Künstlerbamen Spieß und Schmidt-Röhner wieder zu überrollen Ehren. Erstere sang Nieder von Schubert und Brahms, letztere von Mozart, Mendelssohn, Grieg und Brahms, — beide gaben auf rastloses Drängen je ein paar Nieder zu. Das Chorwerk mit Orchester „Garaib“ von Jos. Krug-Waldsee wurde von dem einheimischen Komponisten mit Feuer geleitet, das sich auch dem Chor und Orchester mitteilte. Das Werk selbst zeugt von sehr tüchtiger, geschickter Macht, unter Anwendung aller modernen musikalischen Ausdrucksmittel. Die Gegensätze sind ängstlich wirksam, — die Männerchöre besonders von prächtigem Fluß, die lyrischen Partien oft von bezauberndem Wohlklang. Das Finale ist in kolossaler Weise aufgebaut und wirkt durch seine Macht fast meuchlings auf die Zuhörer. In bewundernswürdiger Weise, zumal der Sopran, welcher mit fast übermenschlicher Ausdauer die hohe Lage bewies. Herr Stomoda sang die Variationen mit entzückender Wirkung. Der Komponist wurde ungemein lebhaft gefeiert, und das mit Recht.

Den Schluß des Abends und zugleich des Festes bildete eine ganz vorzügliche Aufführung der „Grieco-Symphonie“ von Beethoven. Kengel hat auch heute wieder als ganz vorzüglicher Dirigent sich bewährt und erwiesen, was selbst mit einem aus so verschiedenen Elementen zusammengefügten Orchester zu machen ist. Jeder Teilnehmer schien übrigens auch von der Weise der wunderbaren Tonfindung durchglänzt zu sein und so schloß nun das schöne Fest, welches auch Ihre Majestät die Königin und die hier anwesenden Mitglieder des königlichen Hofes durch ihre Gegenwart vergrößerten, in erhabendster Weise. Frau Wulst hat wieder vollen Segen ausgebreitet, denn nirgends saß er reicher liegen, als wo sie das Scepter führt und goldene Töne in klingender Fülle unter ihrem Zauberflute ertönen.

Ergänzend möge noch bemerkt sein, daß vor Beginn der „Grieco“ Herr W. Stemann, der sich mit dem ganzen Festkomitee um das Arrangement des Festes ungemein verdient gemacht, vom Dirigentenpulte aus im Namen des Komitees herzlichste Worte des Dankes an die Mitwirkenden richtete. Auch Sr. Hoheit Prinz Weimar dankte den in der Künstlerloge versammelten Musikdirektoren der gemächten Ehre, die mitgewirkt haben, für ihre große Begeisterung für die Sache, welche das Gelingen des Festes gesichert. Mag daselbst kräftig dazu beitragen, daß diese Veranstaltung zu einer dauernden, sich in angemessenem Zeitraum wiederholenden Institution werden, — so daß, was in erster Arbeit errungen und geschaffen wurde, sich nicht rasch wieder verflüchtigt, sondern dauernden Wert und Zusammenhalt gewinne im raschen Wechsel der Zeiten.“ Alle Faktoren, welche dies Bestehen bedingt, sind ja vorhanden. Stuttgart ist ja — wie selten eine Stadt — an sich schon ein Magnet, welcher Fremde anzuziehen die Kraft hat, zumal in der Jahreszeit, in welcher sich die Natur in ihrer vollen Schönheit zeigt und warmes Leben ausstrahlt und Lust und Freude. Wie befinde doch gleich Karl Gerok, unser heimatländischer Dichter, unsere schwäbische Heldenzug?

„Da liegt du nun im Sonnenglanz,
Schein wie ich je dich sah,
In deiner Berge grünem Krauz,
Mein Stuttgart, wieder da.
Nicht da, vom Abendgold umflammt
Im Thale hingekünnigt,
Gleich wie gefast in grünen Saum
Ein glühendes Kleinod liegt.“

Sollte bei solcher Schilderung nicht auch dem Nichtschwaben das Herz anschauen und das Verlangen werden, diese, von den bedeutendsten unserer Poeten angebildete Stadt, auf die wir — offen gestanden — stolz sind, kennen zu lernen? Wir halten nun die heutige Gelegenheit gleich beim Schopf und gewähren unsern Fernen Feiern in nachstehendem Umfang wenigstens einen bildlichen Einblick in dieselbe.

Schon beim Verlassen des Bahnhofs, beim Eintritt in die Stadt, fesselt der prächtige Anblick des Schlossparks und seiner malerischen Umgebung euer Auge. Kunst und Natur vermählen sich hier zu einem ungemein reizvollen Bilde. Unsere Illustration veranschaulicht diesen Glanz und zugleich Zentralpunkt Stuttgarts, der sich mit den schönsten Städt- und Residenzplätzen Europas messen kann. Das große Gebäude in französischem Renaissancestil ist das neue königliche Schloß, unter König Friedrich im Jahre 1807 vollendet. Der Hauptbau, dessen Mitte eine

goldene Krone überragt, und die beiden Flügel sind in streng symmetrischen Verhältnisse geordnet, und das Ganze in einem großartigen, in sich harmonischen Charakter gehalten. Einer Würde nach ansehnlich entspricht die überaus reiche und geschmackvolle Einrichtung des Innern, der Aufwand künstlerischen Schmuckes jeder Art, in Werken der Skulptur, Architektur und Malerei, in kostbaren Metallarbeiten, Gobelins u. s. w. Vor dem Schlosse ziehen sich sorgsam gepflegte Alleen, Blumenbeete und andere Gartenanlagen hin, belebt durch zwei große, mächtige Fontänen. In der Mitte des Parks erhebt sich die 18 m hohe, imposant wirkende Jubiläumssäule, welche 1841 von den württembergischen Ständen zum Andenken an die 25jährige Regierung des Königs Wilhelm errichtet wurde. Ihren Gipfel schmückt die Gestalt der Konfördia, am Sockel sind allegorische Figuren sowie Bronzereliefs mit Darstellungen aus der württembergischen Geschichte angebracht. Nach der Westseite (auf der Illustration nicht sichtbar) ist der Schloßplatz begrenzt durch den in antiken Stil aufgeführten Königsbau, ein wirklich majestätisches Bauwerk, von Oberbaudirektor Dr. v. Leins im Jahre 1880 angeführt. In seinem ersten Stock enthält der Königsbau einen glänzend ausgestatteten Festsaal, in welchem während des Winters die gemächlichen Abonnementskonzerte der k. Hofkapelle abgehalten werden. Von den Gebäuden, welche den Schloßplatz umrahmen, sind noch das an den nördlichen Flügel der neuen Residenz sich anschließende k. Hoftheater und das gegen Süden gelegene alte Schloß hervorzuheben. Weiteres ist ein halb Zehntausend hindurch der Aufenthalt der regierenden Fürsten gewesen. Es bewahrt noch heute die Formen einer mittelalterlichen Burg und bildet damit einen interessanten Kontrast zu der neuen Residenz und dem Königsbau. Es würde zu weit führen, alle die zahlreichen, interessanten Bauwerke aus alter und neuer Zeit namentlich zu nennen, welche an den verschiedensten Punkten Württembergs Hauptstadt schmücken, ebenso müssen wir des beschränkten Raumes halber davon absehen, die mannigfachen öffentlichen Gärten und Vergnügungsorte aufzuzählen, nur die herrlichen königlichen Anlagen, die sich bis Berg und Gansbach hinziehen, sowie den im Zentrum Stuttgarts gelegenen Stadtpark und die vielbesuchte Silberburg wollen wir besonders hervorheben.

Die zweite diesem Artikel beigegebene Illustration zeigt den großen Saal der Lieberhalle, die glänzende Schmuckstätte der Stuttgarter Musikfeste. In diesem Saale hat sich der „Edne Nacht“ schon hundertfach glänzend erprobt. Am 24. Oktober 1875, zwölf Jahre nach Inangriffnahme des Baues der Lieberhalle, wurde der Festsaal vom Liebertranz eingeweiht als ein „Tempel der Musik, insbesondere des Volksgefangs, als eine Stätte des Friedens und der Eintracht, edler Freude und Erholung.“ Die Grundform des in strengster und edelster Renaissance gehaltenen, von dem trefflichen Leins erbauten Saales ist ein getreutes Rechteck; er teilt sich ab in Schiff und Nische. Die Länge beträgt 60 m, die Breite 22 m bei einer Höhe von 13 m. An den vier Umfassungswänden zieht sich eine über 3 m breite, auf Pfeilern ruhende Galerie hin. Diesen Pfeilern entsprechen oberhalb der Galerie schlank Säulen mit reichen korinthischen Kapitellen. Auf den Kämpfergeheimen setzen Rundbögen an, welche das kräftige Hauptgesimse tragen, dessen Ausladung auf Doppelskonsolen sich stützt. Die Zwischenfelder sind mit den mannigfaltigsten Emblemen geschmückt. In der Nische ist die Gliederung der Wände eine andere als im Saale selbst; weniger durchbrochen, ist die Architektur etwas derber; die Säulen sind nur angelehnt an die Wand und fassen die Arkaden der innerhalb derselben gebildeten Logen, drei an jeder Seite, zwischen sich. Je die mittlere Loge ist über die beiden Nebenlogen stark erhöht und enthält in ihrem Giebelende ein Bild, von P. I. G. r a n z Meisterhand gemalt, und zwar zwei weibliche Figuren, einerseits Poesie und Musik, die, im Liebe vereint, die Flamme der Begeisterung entzünden, andererseits Komödie und Drama. Die Logenwände sind ausgefüllt durch annuitige Kinderfiguren, die vier Jahreszeiten darstellend, in deren Streifen die im Saale gefeierten Feste sich abwechseln. Es dürfte vielen neu sein, daß an Raumausdehnung der Lieberhallsaal den Grenzen in Köln noch übertrifft, — seine Bodenfläche umfaßt 1320 qm, während der Gürtzurm nur 1160 qm umfaßt. Außer seinen vortrefflichen Raumverhältnissen und seiner vornehmen künstlerischen Ausstattung besitzt der Festsaal der Lieberhalle auch den besonders wichtigen Vorzug einer ausgezeichneten Akustik. Kurzum dieser Saal hat durchaus alle Eigenschaften eines musterhaften Tempels der Musik; er ist in der That ein Festraum, nicht nur der feierlichen Stimmung würdig,

sondern auch im Stande, in jedem Besucher eine gehobene, festesinnige Stimmung hervorzurufen.

Schon bei Einweihung des Lieberhallsaals war dem Gedanken Ausdruck verliehen worden, es möchte recht bald ein „großes Musikfest“ in diesen herrlichen Sälen veranstaltet werden. Erst zehn Jahre später sollte sich dieser Wunsch verwirklichen. Inzwischen hatte das Musikfest in der schwäbischen Residenz kräftigsten Aufschwung genommen und sich zu vollster Blüte entwickelt. Die Pflege der Musik, zwar schon in frühen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hier eifrig betrieben, aber meist doch nur in engeren, abgeschlossenen Zirkeln, hatte nun breitesten Boden gewonnen, und nachdem insbesondere der „Verein für klassische Kirchenmusik“ unter Dr. Fajst's tüchtiger Leitung das Verständnis für den höheren Stil in der Musik außerordentlich gefördert hatte, fehlte es in seiner Weise mehr an günstigen Vorbedingungen zur Veranstaltung eines großen schwäbischen Musikfestes. Der „Verein zur Förderung der Kunst“, der in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens unter dem Ehrenpräsidium des künftigen, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens hochverdienten Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar schon nach verschiedenen Richtungen hin höchst verdienstvoll gewirkt hat, ergriß die Initiative und in einmütigem Zusammenwirken aller hervorragenden musikalischen Kräfte kam dann in den Junitagen des Jahres 1885 das 1. große Musikfest in Stuttgart zustande, dem sich nun das eben verfloßene glänzend anreihete. So hoffen wir denn, daß es der „Neuen Musik-Zeitung“ bei dem nächsten heiligen Musikfest vergönnt sein möge, recht vielen unserer fernem Leser wiederum ein herrliches Willkommen entgegenzunehmen. Die schwäbische Residenz wird auch in herrlichem Schmucke empfangen, auch in vollem Glanze ihrer natürlichen Anmut und Lieblichkeit entgegenzutreten —, laßt sie nicht vergeblich warten. Gewiß wird, ganz abgesehen von den zu erwartenden vortrefflichen Musikgenüssen, dann auch — wie diesmal — von ihr mit Recht gesagt werden können:

„Offen stehen euch viele Pforten,
Gastlich winkt euch manches Dach,
Euch erwartet allerorten
Reicher Tisch und gut Gemach.“ —



Christoph von Gluck an einem kleinen deutschen Fürstehofe.

Episode aus dem Leben des Tondichters

von

T. Molitor.

(Zur Erinnerung an des Meisters Geburtsdag.)

Es darf als ein Fortschritt in den Anschauungen unserer Zeit betrachtet werden, daß ein hoher Wert auf die Bedeutung der Memoiren-Literatur gelegt wird. Für die Anforderungen einer eingehenden Geschichtsforschung erscheint es unerlässlich, Schriftstücke dieser Art, wo sie sich nur finden, sei es in Privatbesitz, sei es in öffentlichen Sammlungen, emsig aufzusuchen und im Interesse einer getreuen Darstellung geschichtlicher Vorgänge zu verwerten. Denn, während die größere Zahl unserer Historiker nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern gestützt auf anderweitige Beobachtungen oder mündliche Ueberlieferung ihre Aufzeichnung macht, kommt dem Memoirenschreiber der Vorzug zu, daß er das, was er miteilt, selbst erlebt und meistens auch selbst mit angesehen hat. Seine Wahrnehmungen tragen das Gepräge des Unmittelbaren und des durch keine Zwischenperson übertragenen frischen und lebendigen Eindruckes. Von besonderem Wert erscheinen sie, wenn es sich um Detailzeichnungen in dem Charakter von Personen handelt.

Solche Memoiren besitzen wir in dem handschriftlichen Nachlaß des ehemaligen Münchener Galeriedirektors Christian von Mannlich. Dieselben beschäftigen sich unter anderem auch, und zwar nicht ohne eine gewisse Vorliebe, mit der Person und einzelnen Episoden aus dem Leben unseres deutschen Tondichters Christoph von Gluck.

Die Zeit, in welcher von Mannlich mit Gluck und dessen Familie in nähere Berührung kam, war das Jahr 1774. Herzog Christian IV. von Pfalz-

Zweibrücken, ein Abkömmling Wittelsbachschen Stammes und als solcher ein feinsinniger und wohlwollender Förderer und Protektor aller Künsterthätigkeiten, hatte den Komponisten in seinen besonderen Schutz genommen und stand ihm in Paris bei seinen Kämpfen gegen die Richtung der Lulius und Rameaux mit allen Kräften einflussreich zur Seite.* Auf seine Einladung hin bezog Gluck nebst Frau und Tochter das dem Herzog gehörige Hotel de Denpouts in der Rue royale. Der junge Mannlich, welcher als Schilling des Herzogs während seines Pariser Aufenthaltes daselbst Hotel ebenfalls bewohnte, kam dadurch in die engsten Beziehungen zu dieser Familie, und gleichzeitig mit ihm sein Freund, ein gewisser Fontenet.

Wir übergehen hier die in den Memoiren geschilderten Vorfälle in der Seinedstadt, wiewohl sie, insbesondere in kunsthistorischer Beziehung, viel Interessantes darbieten, und knüpfen an den Sommer 1774 an, in welchem Gluck nebst Frau und Tochter in Begleitung von Mannlich und Fontenets von Paris nach Zweibrücken sich begab und daselbst bis spät in den Herbst d. J. verweilte, eine Episode, welche seinen Biographen bisher völlig unbekannt gewesen zu sein scheint.

Wir lernen hierbei Gluck sowohl in seinem Auftreten als Künstler, wie auch in seiner damaligen Lebensweise kennen. Mannlich und Fontenet waren höheren Ortes beauftragt, ihm und seiner Familie die Honeurs und den neuen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Es stand ihnen zu diesem Zwecke eine herzogliche Hofkapelle zur Verfügung, welche sie auch dazu benutzten, die schöne Umgebung Zweibrückens kennen zu lernen. Das Hofleben in der pfälz-zweibrückischen Residenzstadt bot vielfach schöne und heitere Genüsse dar, teilweise wohl angeregt durch Gräfin Marianne von Forbach, eine sehr gebildete Dame, welche früherhin selbst der Bühne angehört hatte und mit welcher der Herzog morganatisch vermählt war. Die Ehe war eine in jeder Hinsicht glückliche und, wie uns berichtet wird, der Regierung des Landes nicht nachteilig. So kam es, daß an dem lebensfrohen Hofe häufig die nächsten fürstlichen Verwandten zu längerem Besuche sich aufhielten, so der in Rappoltsheim residierende Pfalzgraf Friedrich Michael und dessen beiden Söhne Karl August und Maximilian Joseph, der spätere König von Bayern.

Die Spaziergänge, welche die Gluck'sche Familie hier machte, die Theateraufführungen und Konzerte, welchen sie beizuwohnen, waren für sie eine angenehme Unterhaltung. Der von dem fürstlichen Landesherren hochgeachtete Maestro dirigierte den musikalischen Teil selbst, und Gräfin Maria Anna Gluck sang sehr häufig in diesen improvisierten Hofkonzerten. Dieselbe war indes nicht die Tochter, sondern eine Nichte und Adoptivtochter der Eheleute Gluck. Im Jahre 1759 in Wien geboren, soll sie als Sänglerin im Lieblich der Kaiserin Maria Theresia gewesen sein.

Im Hause von Mannlich fanden die fremden Gäste die freundlichste Aufnahme. Fontenet nebst Fontenet führten den Vorstoß bei der Tafel. Gluck, der kein Kostverächter war, hatte schon in Paris an Mannlich die Bitte gestellt, daß, wenn er nach Zweibrücken komme, jener ihm doch so eine Mahlzeit mit Sauerkraut bereiten lassen möge, was Mannlich auch gern anfragte. Das in Paris in Aussicht gestellte Lieblingsgericht hatte der Komponist des Orpheus zu Zweibrücken keineswegs vergessen. Es wurde ihm daher, so wie er es gerne aß, im Hause Mannlich's durch dessen Mutter und Schwester bestens zubereitet, wobei es an der Tafel sehr munter herging. Gluck erregte sich nicht nur mit Wohlbehagen an seiner heimatlichen Küche, sondern begann auch, einer heimlichen Neigung folgend, zum ersten Male wieder mit seiner Frau so recht nach Herzenslust deutsch zu sprechen, was nach einer Zeit langer Entbehnung der lieben Mutterzunge die herrschende Verkehrtheit nur noch mehr erhöhte. So lange aber Gluck in Zweibrücken sich aufhielt, wurde, wie Mannlich berichtet, jeden Abend nach dem Nachessen musiziert, und zwar oft spät bis zum Mitternacht.

Ein für Gluck bisher unbekanntes Schauspiel bildeten die damals von Herzog Christian in großartigem Stil veranstalteten Hirschjagden. Bei dem sich hieran knüpfenden Vorfälle lernen wir unseren Tondichter zugleich als einen passionierten Schachspieler kennen. Was diesen Jagdport betrifft, so hatte derselbe damals, wie auch heute noch, daß

* Was Stiller hat diese Vorgänge in einem eigenen Buchdrama, betitelt „Gluck in Trianon“, sehr gelungen wiedergegeben. Dasselbe wurde auf dem Münchener Residenztheater im Jahre 1881 mehrmals zur Aufführung gebracht.

Eigentümliche, daß das Tier, welchem die Jagd gilt, nicht im Verfolgen getödtet, sondern nahe bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte gehegt wurde, und erst dann, wenn es vor Ermattung niederfiel, den Todesstoß erhielt. Solche Jagden begannen zuweilen in den Wäldungen der nächsten Umgebung Zweibrückens, häufig bei Jägersburg, wo sich das von Palzgraf Gustav Samuel Leopold erbaute Jagdschloß „Humbertsburg“ befand, zogen dann an den Dörfern Kleinottweiler, Altstadt und Beeden vorüber in das Erbschloß, worauf sie bei Zweibrücken endeten, und zwar in solcher Nähe der Stadt, daß, wie Mäulich berichtet, das Hallali in dem Schloßgarten erfolgte, nur etwa hundert Schritte von dem Schloßchen der Gräfin von Forbach (heutigem Landgestüt) entfernt.

Während des Oktobers im Jahre 1774 veranstaltete nun der Herzog eine solche Jagd und es ergingen an viele Personen Einladungen dazu, teils zur Teilnahme am Jagden selbst, teils zum Zuschauen. Letzteres geschah auch der Familie Gluck gegenüber nebst ihren Freunden. Zu diesem Zwecke hatte ihnen der Oberstallmeister eine offene Kalesche, sowie zugleich Mäulispferde zur Verfügung gestellt, um damit unterwegs wechseln und dem Hirsch überall hin, namentlich durch die in die Wälder gemachten Durchhauungen und Schenken folgen zu können. Wenn

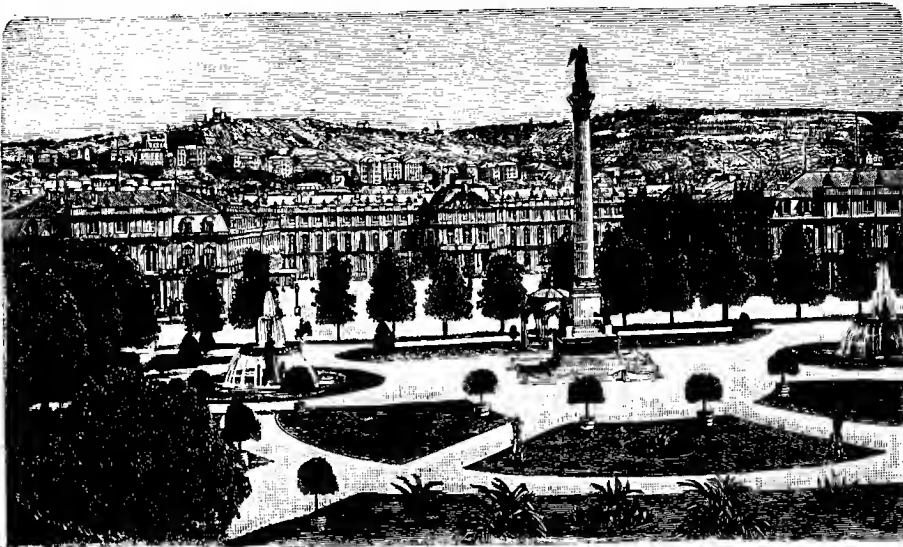
der Hirsch, begünstigt durch ein wunderliches Herbstwetter, gefiel allgemein sehr, insbesondere den Damen, und ließ Gluck seine unterbrochene Schachpartie auf einen Augenblick fast vergessen. Nunmehr kam jedoch die Kalesche. Der Hirsch wendete sich und brach nach einer anderen Richtung in den Wald ein. Um zu sehen, wie es dort aussehe, mußte der Wagen daher ebenfalls gewendet werden und nachfolgen. Der Postillon hieb wieder auf die Pferde ein und nun ging der Wagen zum Entsetzen der Insassen über Stock und Stein, über Gräben und Hecken in rasendem Laufe nach der vermutbaren Stelle. Doch hatte man sich getäuscht; der Hirsch kam hier nicht zum Vorschein. Man mußte stille halten, um zu hören, nach welcher Richtung hin zu fahren sei, und nun ging die wilde Jagd, das tolle Hin- und Herfahren zum Jammer der im Wagen unaufhörlich gerüttelten und geschüttelten Zuschauer: gesellschaft von neuem wieder an. Gluck ward darüber alsbald sehr ungeduldig: „Ist das die Jagd?“ fragte er in italienischer Sprache, erstunt darüber, wie man darin ein Vergnügen finden konnte. Als Mäulich solches bejahte, rief er aus: „O, welch ein Geschmack!“ Dem Kompositionen, welcher gewohnt war, eine Jagd der Göttin Diana und ihrer Nymphen harmonisch durch einen anmutigen und in gleich-

nach Hause. Die Thüre des Zimmers, worin das verlassene Schachbrett stand, wurde vernünftiger Weise von Gluck noch immer wohlverwahrten Schlüssel geschlossen, das Spiel sogleich fortgesetzt und der so lange hartgeprüfte Maestro hatte die Genugthuung, die unterbrochene Schachpartie nicht nur zu beendigen, sondern auch zu gewinnen.

Letzteres geschah noch vor dem Abendkonzerte bei Hofe, welches Gluck dirigierte und worin seine Tochter zwei Alten sang.

Nach dem Konzerte fand ein Souper im Schloße statt, bei welchem Gluck mit Befagen verweilte. Die erschütternde Bewegung des Wagens während der Jagd hatte ihm Appetit gemacht. Er aß von allen Blatten, die da kamen, trank zwei Flaschen alten Rheinwein und als man das Dessert servierte, nahm er zum Schluß noch ein Rebhuhn und eine gute Portion Salat. Mäulich wurde darüber etwas bedenklich und sagte, da er üble Folgen fürchtete: „Bapa Gluck! essen Sie nicht zuviel, es könnte Ihrer Gesundheit schaden!“ „Bah!“ erwiderte dieser lachend, „darauf schlafe ich ganz beruhigt. Ich weiß gar nicht, was Indigestion ist.“ So sprach der Liebhaber der Mäulen, der in unzähligen Arien und Liedern die hochpoetischen Gefühle enthusiastischer Priesterinnen und idealer Selben vortrefflich darzustellen verstand; und er konnte so sprechen, da er trotz seines hohen Alters eine unverwundliche, kräftige, deutsche Natur besaß.

Nicht nahe der Winter heran, wo Gluck nach Wien zurückzukehren beabsichtigte. Die Gräfin von Forbach, welche seine Tochter sehr lieb gewonnen hatte, wünschte, daß diese den Winter über bei ihr in Zweibrücken verbleiben möge, von wo sie dann im nächsten Frühjahr mit dem nach Paris gehenden Vater dahin zurückkehren könne. Sie versprach letzterem zugleich, sein Kind unter ihren besonderen Schutz und Aufsicht zu nehmen.



Das königliche Residenzschloß und der Schloßplatz.

An dem festgesetzten Tage fuhr der herrschaftliche Jagdwagen zur bestimmten Zeit vor dem Hause vor. Alle waren in etikettmäßiger Hoftracht gekleidet und zum Einsteigen bereit; nur Gluck war nicht zum Aufbruch zu bewegen und zwar deswegen, weil er eine Partie Schach begonnen hatte, welche gerade an einen kritischen Punkt gelangt und noch nicht zu Ende war. Seine Frau und Tochter, seine Freunde Mäulich und Fontenai bestürmten ihn mit Witten und Flehen, doch vom Spiele abzulassen und mit ihnen aufzubrechen. Aber vergebens. Er war nicht dazu zu bringen und fuhr fort, sich in die Chancen des Spiels zu vertiefen. Man stellte ihm vor, wie sehr es die fürstliche Durchlaucht ungnädig aufnehmen werde, wenn man zu rechter Zeit nicht zur Stelle sei; auch dauerte die Jagd nicht so lange und könne das Spiel ja dann fortgesetzt werden. Allein der deutsche Musikmeister widersezte sich in seinem Eifer für die Kombinationen der nächsten Schachzüge diesem Ansuchen so hartnäckig, wie wenn man ihm zugemutet hätte, in seinen Kompositionen eine kontrapunktische Disharmonie nicht auszulösen oder ohne die notwendige Schlusskadenz ein Tonstück zu beenden. Endlich, nach langem fast verzweifeln dem Kampfe der Seinen entschloß er sich, nachzugeben, jedoch nur unter folgenden Bedingungen: erstlich forderte er die Anwesenden auf, ihm feierlich Zeuge zu sein, daß er am Tage sei; ferner mußte das Schachbrett unberührt stehen bleiben und drittens schloß er selbst das Zimmer, worin es stand, ab und steckte den Schlüssel höchsten in seinen Sack. Nach Erledigung dieser wichtigen Vorhismahregeln ließ man endlich die Jagdkalesche. Der Postillon hieb auf die Pferde ein, so daß der Wagen im Galopp dahinschante und glücklicherweise gerade noch in dem Moment bei der Jagdgesellschaft anlangte, als der Hirsch aus dem Walde hervorbrach, verfolgt von der wilden Meute der Hunde und der in reichen Jagduniformen glänzenden herzoglichen Hofgesell-

mächtigem Schwünge gehaltenen Thor im 1/2 Takte zu schildern, war es geradezu unsagbar, wie sehr wirrer Lärm und solch eine grausame Tierhege ein menschliches Herz erfreuen könne. Und wenn eine Viertelstunde später, nach martervollem Hin- und Herrennen, derselbe Fall wieder eintrat, konnte er sich nicht enthalten, wiederum zu fragen: „E là la caccia?“ und auf die Antwort Mäulichs: „Si Signore!“ entrüstet auszurufen: „O che gusto! Torniamo a casa!“ In der That wollte er umgekehrt in die Stadt zurückkehren, zweifelslos in der Nebenabsicht, seine Schachpartie zu Ende bringen zu können. Leider war dies aber nicht möglich, da man durch eine solche Geringschätzung des Festes Anstoß bei der Hofgesellschaft erregt haben würde. Es gelang dem auch, durch vieles Zureden und nach langer Mühe, Gluck zu beruhigen und zum Ausbarren zu bestimmen.

Endlich war der Hirsch getödtet. Die Biqueurs bliesen das Hallali. Alles war freudig erregt und Gluck atmete neu auf. Nur der jungen Fräulein Marianne kamen die Thränen in die Augen, als sie das für ihr artzeloitetes Gemüt so grausame und blutige Ende des Schachspiels sah. Als bald darauf Herzog Christian, der ein leidenschaftlicher Jäger war, herankam und Gluck fragte, wie es ihm gefallen habe, war dieser politisch genug, zu sagen: „Durchland! ich finde es sehr schön.“ Nunmehr verlor er aber keine weitere Minute Zeit mehr. Man bestieg eilends den Wagen und fuhr in raschestem Tempo

Gluck ging jedoch durchaus nicht darauf ein und wagte sogar der hohen Frau gegenüber die freimütigste Bemerkung zu machen: wie denn die Gräfin seine Tochter beaufsichtigen wolle, da sie selbst ja für ihre eigenen Kinder Hofmeister und Gouvernanten nötig habe?

An einem der folgenden Tage in der Frühe erfolgte denn auch die Abreise der ganzen Familie von Zweibrücken und zwar zunächst nach Mannheim, bis wohin Mäulich sie noch begleitete, und dann nach Wien. Damit hatte Gluck der freundlichen Residenzstadt Zweibrücken auf immer Lebewohl gesagt, denn er kehrte nie mehr dahin zurück. Auch schied sein großmütiger Gönner, Herzog Christian IV., bereits in darauffolgenden Jahre aus dem Leben.



Kaiser Wilhelm und Richard Wagner.

Von Theodor Braun.

Die „Ultra-Wagnerianer“ haben die Publikation des Briefwechsels Richard Wagners mit Franz Liszt, der auch in diesem Blatte bereits eingehend besprochen worden, nicht durchaus günstig aufgenommen. Sie lieben es überhaupt nicht, wenn man von Einflüssen auf Wagner, von seinen Protektoren und Helfern spricht; sie meinen, Wagner

* „E là la caccia?“ — O, che gusto!
** „Kehren wir nach Hause zurück!“

wäre doch geworden, was er heute ist, auch wenn kein Mensch von ihm Notiz genommen hätte. Sie sagen: so sicher wie die Gieße wächst, sich ausbreitet und mächtig gen Himmel strebt, weil sie muß, weil es ihre Natur ist, und so wenig dieses Wachstum von der Pflege oder Fürsorge der Menschen abhängt, so wenig richtet sich das künstlerische Genie nach den Wünschen und Gefinnungen der Welt. Und, im Grunde genommen, haben sie Recht. Sie vergessen aber, daß auch die Wurzeln der Gieße in fruchtbarer Erde liegen müssen und daß auch im menschlichen Leben alles Große und Schöne nur durch die Liebe und Freundschaft zu Tage gefördert worden ist.

Man kann daher nicht sagen, Wagner sei Meyerbeer, gegen den er sich recht undankbar benommen, oder Franz Liszt, oder irgend einem andern Dank schuldig gewesen, man darf nicht sagen, daß er ohne die Gieße des einen oder des andern nicht der berühmteste Komponist unserer Tage geworden wäre, wohl aber hat man die Verehrung, den Wurzeln nachzuspüren und den Grund zu untersuchen, auf welchem diese Gieße groß geworden, das heißt, den Beziehungen nachzugehen, aus denen sich die Bedeutung Richard Wagners allmählich entwickelt hat. Und da könnte es denn höchlich auch von Interesse sein, zu erfahren, wie Richard Wagner in den ersten Jahren seines

Lebens und Schaffens von einer Seite gefördert und protegirt wurde, von der damals eine solche Förderung am wenigsten zu erwarten war. Sicher war es einzig und allein zunächst der Einfluß seines unermüdblichen Freundes Franz Liszt, der das Interesse des hochseligen Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta für Richard Wagner erweckte. Schon im Jahre 1849, also kurze Zeit nach dem verunglückten Maiaufstand in Dresden, nach welchem sich Richard Wagner bekanntlich als Revolutionär und Hochverräter aus Deutschland flüchten mußte,

wagte er es, auf dieses Interesse zu hoffen und denkt an ein kleines Jahrgesalt von hoher Seite, das eben nur ausreichen sollte, um ihm mit seiner Frau in Zürich ein ruhiges Leben zu sichern. Er hofft, daß die Großherzogin von Weimar, der Herzog von Koburg und die Prinzessin von Preußen (die jetzige Kaiserin Augusta) diese Summe zusammenstücken würden und er wollte gern „alle seine künstlerische Thätigkeit an diese drei Beschützer gewissermaßen als Ersatz und Gegenleistung hingeben und sie hätten die Genugthuung, ihn rüstig und frei seiner Kunst erhalten zu haben.“ Wagner war ein Idealist; er hatte kein Verständnis dafür, daß weder eine solche Dotation noch auch selbst die Bitte um dieselbe zu jener Zeit möglich gewesen wäre. Gleichwohl wird er sicher nicht ohne Grund die Prinzessin von Preußen und ihren hohen Gemahl zu seinen Beschützern gezählt haben. In der That interessierten sich sowohl der Prinz wie dessen erlauchte Gemahlin in jenen Jahren lebhaft für Wagner. Als beide im Herbst 1852 in Weimar waren, wird ihnen zu Ehren, wie Liszt freudig an Wagner berichtet, der „Lohengrin“ aufgeführt. „Das Theater war wieder sehr gefüllt und Grafenlin Fromann, die eigens dazu von der Prinzessin berufen war, wird Dir darüber geschrieben haben,“ fügt Liszt hinzu, ja er zweifelt nicht im geringsten daran, daß es nun die Aufgabe Berlins sein würde, den Hauptwerken Wagners, „Tannhäuser“, „Lohengrin“ und „Niederholand“, Platz zu schaffen.

Fretlich, der Widerstand, den der damalige Generalintendant, Herr von Hülss, dem Eindringen

Wagners in das Berliner Musikleben entgegensetzte, war ein Faktor, mit dem weder Liszt noch Wagner vorher gerechnet hatten. Wagner bekundete darauf, daß Liszt die erste Oper, die von ihm am königlichen Hoftheater zur Aufführung kommen würde, selbst dirigieren müsse. Hülss sträubte sich dagegen mit allen Kräften und konnte die Bedenken, Liszt noch Berlin zu berufen, nicht aufheben. Am 27. Dezember desselben Jahres berichtet letzterer seinem Freunde: „Bei seiner letzten Anwesenheit hier sprach der Prinz von Preußen mit mir über meine Beteiligung bei dem Einstudieren des „Lohengrin“ in Berlin. Der Prinz hat eine hohe Meinung von Dir als Dichter und Musiker und schien sich für das Gelingen Deiner Werke in Berlin zu interessieren.“ Wagner ist nun voll froher Hoffnung, er weiß wohl, daß es noch Zeit kosten wird, den Widerstand des einflussreichen Berliner Generalintendanten zu beseitigen, gleichwohl ist er voll froher Hoffnung, daß es Liszt gelingen werde, „durch den Prinzen und die Prinzessin schon für künftigen Winter seine beiden letzten Opern in Berlin aufzuführen.“

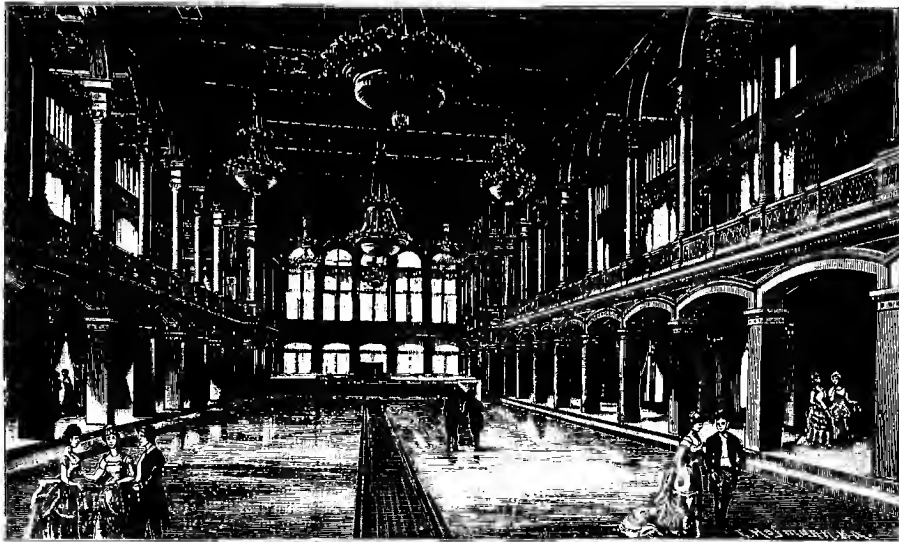
Diese Hoffnung erweist sich allerdings als irrig; es werden wohl Unterhandlungen angeklopft, dieselben führen aber zu keinem Resultat, da Wagner auf seiner oben genannten Forderung besteht. In-

Wert auf die königliche Bühne zu bringen, die Verwaltung keinen dritten unternehmen kann, solange ich die Ehre habe, an der Spitze derselben zu stehen, versteht sich von selbst.“ Aber Liszt weiß sofort Walsam auf diese Wunde zu träufeln, indem er Wagner mit der Versicherung tröstet, daß die Sache nicht in diesem negativen Stadium verbleiben werde und daß man „allerhöchsten Orts“ nicht abgeneigt sei, ihn nach Berlin zu berufen. Das fand nun auch in der That statt. Herr von Hülss hatte etwas voreilig seinen Entschluß gefaßt. Der „Tannhäuser“ wurde in Berlin mit großem Beifall aufgeführt und man geht wohl nicht irre, wenn man alles dies dem Interesse zuschreibt, welches der Prinz von Preußen und seine hohe Gemahlin für den Komponisten schon damals an den Tag legten.

Ich sage „schon damals“, weil in jenen Tagen die allgemeine politische Stimmung noch sehr gegen Wagner eingenommen war. Als ein Zeichen der Zeit, schreibt der geheime Demokrat Varnhagen von Ense in sein Tagebuch am 8. Dezember 1854 ein: „Im gestrigen Konzert wurde zum ersten Male eine Ouvertüre von Richard Wagner hier aufgeführt und mit leidenschaftlichem Beifall betrachtet, teils aus Anerkennung seiner Musik, teils aus Widerspruch gegen die Regierung und Herrn von Hülss.“ Ja, mit

Schadenfreude vergleicht er sogar die That sache, „der Prinz Karl entfernte sich in großem Mergel, die Königin schon früher“ — aber er vergißt, hinzuzufügen, daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen ostentativ bis zum Schluß des Konzertes blieben und daß ihnen dies damals in Hoffreien wohl sehr verüßelt worden war.

Allmählich gewöhnte sich Richard Wagner daran, bei dem hohen Paare so oft es nötig war, Protektion und Förderung zu suchen. Als Ende des Jahres 1856 Kriegsunruhen in der Schweiz befürchtet wur-



Festsaal der Alteschloß.

zwischen wird der „Tannhäuser“ zum ersten Male in Berlin — bei Stoll — aufgeführt und Liszt berichtet seinem Freunde im Frühling 1853: „Mit der Prinzessin von Preußen habe ich dieser Tage mehrmals über Dich gesprochen; die königliche Aufführung des „Tannhäuser“ ist verschiedentlich kommentiert.“ Wagner hat darauf keine andere Antwort als einen Verzweiflungsschrei über alle möglichen und unmöglichen Einflüsse und im besondern über Herrn von Hülss. Mit dieser heftigen Auslassung ist Franz Liszt allerdings nicht einverstanden; er hofft im Gegenteil sehr viel von dem Einfluß des für alles Gute und Schöne begeisterten Prinzenpaares und er wird nicht müde, diesem Wagners Bedeutung zu preisen und Wagner selbst über den hohen künstlerischen Sinn des Prinzen und der Prinzessin zu berichten. So schreibt er im Juni desselben Jahres: „Die Prinzessin von Preußen hatte ich die Ehre vorgestern zu sehen; sie verweilt hier in Belvedere ohne Kammerherrn oder hohme d'honneur, ganz als liebende und näherst liebenswürdig die Tochter bei ihrer Mutter, der Großherzogin und Großfürstin, und Zigejar, der bei der Großfürstin als dienstthuender wirklicher Kammerherr und Hausmarschall verbleibt, erzählte mir Wunder über die Grazie und Anmut der Prinzessin von Preußen. So habe ich natürlich mehreres und vieles von Dir gesagt und erzählt.“ Nach solchen Berichten mußte es selbstverständlich Wagner in die höchste Aufregung versetzen, als er etwa im Juni des nächsten Jahres ein Schreiben des Herrn von Hülss erhielt mit folgenden Schlussworten: „Daß nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch, dies

den und er an eine Sicherstellung gegen alle möglichen Unannehmlichkeiten denken muß, bittet er Liszt, ihm vom Prinzen von Preußen als Chef der Armee einen Schutzbrief gegen mögliche üble Behandlung oder Gefangenennahme seitens der preussischen Militärbehörden auszuwirken, da er sich sonst bei dem etwaigen Einrücken der Preußen nach Frankreich flüchten müsse. Schon am 1. Januar des darauffolgenden Jahres berichtet ihm Liszt darüber: „An den Prinzen von Preußen habe ich vorgestern direkt in Deiner Angelegenheit etwas ausführlich geschrieben. Wahrscheinlich wird er mir antworten lassen, was ich Dir zur Zeit mitteilen werde. Die Kriegsgesahren der Schweiz scheinen mir zwar nicht sehr extrem, jedoch hielt ich es für eine passende Gelegenheit, den Prinzen auf Dein kümmerliches Schicksal, was in so schreckendem Mißverhältnis mit Deinem Ruf und Deiner künstlerischen Wirksamkeit steht, aufmerksam zu machen. Der Prinz ist ein ehrenvoller Charakter und es ist zu erwarten, daß Dir seine Verwendung später zu gute kommt. . . . Sobald der günstige Moment eintrifft, den ich erwarte, schreibe ich Dir folglich. Bei Gelegenheit der Aufführung des „Lohengrin“ zur Vermählungsfeier des Sohnes des Prinzen von Preußen, rate ich Dir nochmals, an den jungen Prinzen in dem zwischen uns besprochenen Sinne zu schreiben; wahrscheinlich werde aber wird sich dahin Deine Angelegenheit schon in ein anderes Stadium eingetretten sein.“

Es ist selber nicht bekannt, welche Erfolge diese Intervention Liszts hatte; das Wohlwollen der Fürstin war Richard Wagner jedenfalls gesichert,

aber ob die damaligen Zeitverhältnisse eine Ausföhrung derselben gestatteten, ist eine andere Frage, die Wagner und Liszt wohl damals nicht erwogen hatten. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß aus jener Zeit etwa der Brief des Prinzen von Preußen an Hilfen kam, der vor einigen Wochen die Kunde durch alle Blätter machte, auch in dieser Zeitung zum Abdruck kam, und in dem der Prinz die Ausföhrung der Wagner'schen Opern in Berlin warm empfiehlt. Trotzdem bleibt zunächst doch alles noch in statu quo ante und noch im Winter 1859 beabsichtigt Wagner, sich an den Kaiser von Oesterreich, auch Prinzen von Preußen und vielleicht noch an einen andern ihm geneigten Fürsten mit dem Gesuch zu wenden, unter sich oder vermittelt einer Verhandlung am Bundesrat ihm den Aufenthalt in ihren selbstständigen Staaten ausnahmsweise zu gestatten. Er übersieht dabei, daß eine solche Erlaubnis nur von den Könige von Sachsen ausgeben konnte.

Endlich lichtet sich das Dunkel, welches über dem Leben Wagners in jenen Jahren lagert. Die Mittheilung nach Deutschland wird ihm gestattet, und es scheint keine Frage zu sein, daß die Intervention des Prinzen und der Prinzessin von Preußen ihm einzeln und allein diese Erlaubnis erwirkt habe. Auch der folgende Brief von Franz Liszt an Wagner vom 14. August 1860 deutet darauf hin; er beginnt mit den Worten: „Es ist ganz passend und angemessen, daß Du der Frau Prinzessin-Regentin Deine Dankesaufwartung machst. Bei der ausgezeichneten Wohlgeartetheit, welche die Prinzessin für Dich hegt und der bekannten Bewandlung ihrer Sympathien wird sie gewiß nicht unterlassen, auf die Gestaltung Deiner nächsten Verhältnisse sehr günstig einzuwirken. Deine persönliche Präsentation ist am geeignetsten dazu, ihr Interesse an Deinem Wirken womöglich noch zu steigern.“

Wagner ließ sich das nicht zweimal gesagt sein; er hatte auch nach dem Rhein noch nicht gesehen. Auf der preussischen Gesandtschaft sagte man ihm, die Prinzessin von Preußen werde im Herbst am Rhein eintreffen und der sächsische Gesandte fügte hinzu, es wäre ihm sehr lieb und würde auch dem König von Sachsen angenehm sein, wenn er der Prinzessin für ihre Teilnahme an der gütigen Wendung seines Geschicks danken würde. All diese verschiedenen Anreize bildete er nun zu dem Plan einer kleinen Rheinfahrt aus, allerdings durfte er dabei, wie er selbst sagt, an bedeutende und ansehnliche Entschädigungen zu seinen Gunsten von seinen teuren Hofes noch denken. Dennoch wagte er in seiner kühnen Phantasie schon die Möglichkeit eines gänzlichen Umstüßes der Berliner Theater- und Directionsverhältnisse, wenn auch nur aus der Ferne, ins Auge zu fassen. In seiner Antwort auf den oben erwähnten Brief von Liszt schreibt er an diesen: „Ich kann nicht sagen, daß ich so sehr war, mit Erwartungen eines bedeutenden Ginkommens von ihrer Seite her aus die Prinzessin von Preußen getreten zu sein; ich war ganz zufrieden, in der Prinzessin eben die erwartete geistvolle, gelehrte und lebhaftes Fran zu finden, die ich mir vorgestellt hatte; es genigte mir, ihr meine Anerkennung und Dank für ihr ununterbrochenes Gedenken an meinen Arbeiten auszubringen, ohne mich andererseits im mindesten verletten zu lassen, irgendwelchen Plan, irgendwelchen Wunsch ihr mitzutheilen.“

Dies ist die letzte Mittheilung, die wir aus dem Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner über seine Beziehungen zu dem preussischen Prinzenpaare erhalten. Was nun folgt, ist bekannt. Wagner faud am Hofe des Königs von Preußen und des deutschen Kaisers stets die wohlwollendste Förderung seiner Absichten, die eifrigste Teilnahme für seine Werke. Mit der patriotischen Erhebung im Jahre 1870 wuchs natürlich seine Bedeutung als deutscher Dichterkomponist. Der „Ring der Nibelungen“ wurde eine nationale Angelegenheit, und es ist bekannt, in wie lebhafter Weise sich Kaiser Wilhelm und dessen hohe Gemahlin für die Ausföhrung dieses Werkes interessierten, dessen erste vollständige Darstellung im August 1876 der Kaiser durch seine Anwesenheit verherrlichte.

Demmy Sind in Bonn.

Wahrscheinlich ist niemals am Rhein ein schöneres Musikfest gefeiert worden, als im Jahre 1873 das Schumannfest in Bonn. Die größten Künstler hatten sich vereinigt, um den Tagen den größten Glanz zu verleihen und die herrlichen

Werke des unsterblichen Meisters in möglichster Vollkommenheit vorzuführen. Dazu kam, daß die Anwesenheit von Frau Clara Schumann jedem mit voller Seele Theilnehmenden die Feier menschlich nahe rückte, kurz, es herrschte eine aus Nahrung und Begeisterung gewobene Stimmung, wie ich sie nie wieder auf einem Feste erlebt habe. Die Sänger und Sänginnen gefanden, daß die innere wehmüthige Ergriffenheit sie manchmal mitten in einem Liede zu überwältigen drohte, und daß es für sie oft der größten Anstrengung bedürfte, um die zur Wiedergabe ihrer Partien nötige Fassung zu bewahren. „Das Paradies und die Peri“ war vollendet schon aufgeführt, ebenso am zweiten Tage der III. Teil des Raust, das Nachtlid 2c. Frau Joachim, Julius Stochhausen, Franz Diener hatten vielleicht niemals schöner gesungen, wie hier; Clara Schumann wie schöner gespielt. Die Stimmung steigerte sich am dritten Tage noch, infolgedessen dies möglich war. Das Publikum weinte und juchzte und war in unbeschreiblicher Erregung. Als Stochhausen in seiner unvergleichlichen, großartigen Künstlerkraft die „Wölbentant“ gesungen hatte, brach die Begeisterung alle Dämme; man sprang auf die Stühle, winkte mit Tüchern und rief ihm unanständig zu: „Frühlingnacht! Frühlingnacht!“ Dem ungestümen Drängen nachzugeben, sang er die „Frühlingnacht“, jenes herrliche Lied, welches seinen Ruhm begründet hat. — Die letzte Nummer des Programms bildeten „Lieder, gesungen von Frau Joachim“. Die herrliche Künstlerin hatte „Wegmut“ und „Sonntags am Rhein“ gewählt. Es ist unbeschreiblich und unvergänglich, wie sie mit allem Zauber ihrer wunderbaren Stimme sang:

„Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich glücklich sei!“

den Blick auf Clara Schumann gerichtet, welcher langsam die Thränen über die Wangen flossen. Niemand wagte laut zu atmen, es war eine feierliche, ergreifende Szene.

Das nachfolgende reizende Rheinlied entzündete den Enthusiasmus der Rheinländer bis zu einem schier lebensgefährlichen Grade. Unter einem Blumenregen wandte sich Frau Joachim wieder zum Flügel und sang, nein, jubelte, juchzte, „Du meine Seele, du mein Herz!“

Schöneres hat man vielleicht nie gehört. Da stürzte, als Frau Joachim wieder vom Podium herabgestiegen war, aus dem erregten Publikum eine zierliche, sehr distinguirt aussehende Dame. In den reichen grünen Roden, die ein Silberseil zusammenhielt, hing eine Rose. Sie eilte auf Frau Joachim zu, schloß sie in die Arme, und sie wiederholt küßend, rief sie: „Du Erbin meines Ginkommens!“ Diese Dame aber war Frau Jenny Lind-Goldschmidt, die schwedische Nachtigall! — Und an demselben Abend nach dem Konzert ergab sie in einem kleinen Kreise, dem auch die Schreiberin dieser Zeilen angehörte, ihr Zusammenkommen am Rhein mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, welches ich den Lesern und Lesefinnen der Musik-Zeitung in der vorigen Nummer mitgeteilt habe, als ein Gedenkblatt an unsern theuren, allzu früh heimgegangenen Kaiser Friedrich III.

I. Balth.



Kaiser Friedrich und die Musik.

Nachtrag.

Am letztenmale hat sich der verstorbene Kaiser am Montag vor seinem Tode an den Klängen der Musik ergötzt. Der Monarch hatte den Wunsch ausgedrückt, daß ein Künstler ihm auf einem (im Nebensaal stehenden) Flügel etwas vorspiele und die Kaiserin hatte hierfür den bekannten Komponisten Philipp Müller ausersehen, der den kaiserlichen Prinzessinnen seit Jahren Orgelunterricht erteilt. Aus einem Briefe dieses Künstlers entnehmen wir darüber die folgenden interessanten Mittheilungen:

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr dieses traurige Ereignis mich ergriffen hat. Denken Sie, daß ich ihm (dem Kaiser Friedrich) noch am Montag, den 11., in Friedrichskron Klavier vorgespielt habe. Doch wie es kam, muß ich Ihnen erzählen. Wie gewöhnlich hatte ich Ihrer königlichen Hoheit

der Prinzessin Viktoria in der Kirche zu Vorstehert Orgel-Unterricht erteilt. Nach der Stunde sagte sie mir, daß ihre Mutter, die Kaiserin, mich bitten ließ, im Fall ich Zeit hätte, auf eine halbe Stunde nach Friedrichskron zu kommen, um dem Kaiser, der schon einmal den Klavier geübt hatte, mich zu hören, etwas vorzuspielen. Es würde eine kleine Zeremonie für ihn sein. „Sollten Sie keine Zeit haben,“ sagte sie mir, „so hat es nichts zu sagen. Vielleicht kommen Sie dann ein andermal.“ „Dazu habe ich immer Zeit,“ erwiderte ich, machte mich auf den Weg und war in Friedrichskron um 1 Uhr. Sofort wurde ich von der Kaiserin empfangen, sie bedankte sich, daß ich gekommen war, und nun hat sie mich, einige Stücke zu spielen, und zwar von sanfter Charakter, weil der Kaiser, der im Nebenzimmer war, — die Thüre war halb offen — sich etwas matt fühlte. Die Kaiserin, die eine Verehrerin meines Opus 27 ist, ersuchte mich, Nr. 5 und 6 daraus vorzutragen. Danach wollte sie den Marsch aus „Merlin“ hören, jedoch nahm ich Abstand von diesem Stück, weil sie fürchtete, es würde wohl etwas geräuschvoll für Seine Majestät sein. „Nun, mir nach ein kleines sanftes Stück,“ sagte die hohe Frau und ich spielte zu ihrer großen Zufriedenheit die Arie aus Schumanns Piano-Sonate, Opus 11. Die Kaiserin bedankte sich bezüglich sowohl in ihrem als in des Kaisers Namen, gab mir die Hand und verabredete mit mir, daß ich den künftigen Donnerstag nach der Stunde in Vorstehert wieder nach Friedrichskron kommen sollte. „Ueberraupt,“ sagte sie mir, „wäre es sehr liebendswürdig von Ihnen, wenn Sie jedesmal nach der Unterrichtsstunde auf eine halbe Stunde hierher kämen.“ Ich verabredete mich, nicht abzuweichen, daß ich zum letztenmale da war, denn Mittwochabend wurde mir depechiert, daß ich nicht kommen sollte, und Freitag um 11 Uhr 12 Minuten war der Kaiser tot! Es ist ein Trost für mich, ja, eine große Ehre, möchte ich behaupten, mich sagen zu dürfen, daß ich der Letzte war, der dem Kaiser eine kleine Freude bereitet, denn ein paar Stunden darauf hatte sich sein Zustand derart verschlimmert, daß an ein Aufkommen nicht mehr zu denken war.“



Das Volkslied.

Jung Wendelins Traum.

Von Johs. Glanvill.

(Fortsetzung.)

„Nun liegt der Wald hinter ihnen. Wendelin betritt an der Hand des Fremden die stille Dorfstraße. Vermuthlich sind die Lehmhäuser der Bauern, dürftig die kleinen Gärten, säficht, voller Löcher und Wisse die Landstraße. Hier und dort klappt ein verlassener Hund ein wenig, sonst ist alles totenstill. Ein schwaches Licht schimmert herüber aus der kleinsten Hütte. Wendelin füllt sich dorthin geleitet. Durch das trübe Hornfenster blickt er hinein in ein niederes Gemach. Neben der greußtun bemalten Holztische, am Boden, kniet ein junges Weib, bemüht, den schreienden Säugling zur Ruhe zu betten. Jetzt gerlingt ihr's, der kleine Schreihals wird stiller, mit großen Augen blickt er die Mutter an. Leise hebt diese an zu singen, anfangs fast unhörbar, dann lauter und lieblicher. Es ist nur ein schlichtes, einfaches Liedlein, was die Frau singt, ohne Kunst und zierliche Schmörkel. Dem Junfer dünkt es aber noch schöner als das Jägerlied und leise versucht er nachzusingen:“

„Leise weht des Windes Flügel
Lieber Thal und grüne Hügel,
Bägel schläft im Auenbaume,
Wägen nicht wie im Traume —
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“

„Stille ward es auf der Heide,
Lämmchen schlummert bei der Weide,
Abendglöckchen ist verklungen,
Alles ruht vom Schlaf bezwungen —
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“

„Engel schwebt ins kleine Zimmer,
Licht der Lampe trüben Schimmer.
Büchlein schlief die Augen ab,
Träume süß, du meine Freude —
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!“

Schon ist Wendelin aber entrückt dem schlummernden Dorfe, weit fort, dorthin, wo unter freundlichen Nebenhügeln der grüne Rhein vorüberbraust. Purpurn und golden glänzt die schwere Traube im rankenden Weinlaub und zahllose heitere Wälder und Wälderinnen sind beschäftigt die köstliche Ernte zu bergen. Jubelnd schallt ihr Beschlagelied hin und her. — Ein Liebespaar hat sich ein schattig Plätzchen in der Hohlunterlande erkoren und blüht wie weltverloren hinein in die süßige Herbsteslust. Auf den Lippen des Jünglings schwebt ein zärtlich Minnelied, das schwermüthig hineinklingt in den frühlichen Sang der Wälder.

Noch zittern die Klänge Wendelins im Ohr nach, als das Nebengeläute vor ihm verschwindet, laut dem lachenden Rheinstrom, der blühenden Friederleinde. Ueber hallendes Pfister schreitet sein Fuß, eine enge gewundene Treppe empor, zu niederm gemöbltem Gewach. Dort saßen süßliche Wälder gehend am runden Eichenstisch. Neuer Wein summt in den hohen zimmernen Kanen, Lebenslust in den leuchtenden Augen. Der Wirt rollt hin und wieder auf der Tischplatte, dazu wirft Gelächter, auch wohl hier und dort ein Fluch, neben lautem Sang. Nittlings sitzt ein junger Landsknecht auf dem ungeschliffenen Holztisch. Der febergeschmückte Hut ist zur Seite geschoben, die nervige Faust trommelt auf dem Tische und laut schmetternd singt der Wirt dazu das feste Lied:

Der Wald hat sich belaubet,
Des freuet sich mein Mund,
Nun hütet sich der Bauer
Und meint er wohl beugt!
Das macht des argen Winters Born. —
Der hat mich heranget,
Des klag' ich heut und morn.

Willst du dich ernähren
Jungere Nittermann,
Folge meiner Lehren,
Sitz auf, im Trab zum Barn.
Halt dich zum grünen Walde;
Wenn der Bauer ins Folge fährt,
So reinn ihn ledlich an.

Erwisch ihn bei dem Tragen,
Erstreck das Herze dein,
Nimm ihm was er habe,
Spann aus die Herbe fein.
Sei frisch und unverzag,
Und wenn er gültne Fleu'ge hat,
Nupf ihm die Bursel ab.

Ich weiß ein' reichen Bauer
Auf den hab ich's gerich,
Ich will ein' Weile lauern,
Wie mir dabei geschick.
Er hilft mir wohl aus aller Not,
Gott grüß' sein schönes Töchterlein,
Gott grüß' ihr Mähdlein rot."

Die Andern stampfen mit den hohen Stiefeln, an denen die Pfundsporen nur so klirren, auf den Boden. Einer der Landsknechte drückt einen herzhaften Kuß auf den Mund der drallen Schenke. Die weicht lachend den Uebermüthigen ab. Ein alter narbenzerfetzter Kriegsmann lacht stumm dem freisten Liede und neigt nur dann und wann das borstige, grane Haupt.

"Lustige Kumpare zeigst du mir, freundlicher Geist, — soll ich mir auch deren festen Sang zu eigen machen?"

Reife neigt der Gott das lockige Haupt, dann ergreift er Wendelins Hand und wie verweht ist vor dessen Blicken das Gemach samt den zehenden Landsknechten. Auf freiem Felde umgeben von wogenden Kornärgern steht sich der Junfer inmitten der Schütter.

Wie im Taft geht die blanke Senfe hin über die gelben Saaten. Grützelier erschallen dabei aus dem Munde der Arbeitenden, die nirgendes verkommen, trotz der heißen Glut, welche die Sonne herabschickt. Jetzt, als der erste hochbedeckte Erntewagen heimfährt, steigt der Jubel am höchsten.

Stimmend schreitet Wendelin neben dem Fremden her. "Ich wußte nimmer, daß es so viel Sang und Klang in der Heimat gab, so viel, daß selbst der Arme sich dabei das schwere Tagewerk zu versüßen weiß. — Allüberall singt man, nur mir bleiben die Lippen verschlossen. Gab' Dank, du Freundlicher, der du mich einstimmen läßt in das süßliche Lied der Menschen."

Weiter und weiter dehnt sich Flur und Weide vor den Wandelnden aus. Jetzt betreten sie Gegenden, die Wendelin nie vorher ersahnt. Selbst gemorne Wälder lassen ihre Zweige gleich langen, schlanken

Armen hinabgleiten bis zur Erde, wo große rote und weiße Glockenblumen neben wirt gesagtem Farnkraut die stillen Gesichter nach dem Wanderer umwenden. Zahllose bunte Vögel schweben in den Zweigen. Sitzt ihnen ihr Lied durch die weiche Lust und auch sie blühen Wendelin mit flügenden Augen an und nicken ihm geheimnisvoll zu. Ja, wenn er recht hinschaut, so sind es gar keine Vögel und Blumen die ihm winken und lächeln, sondern blühende, liebliche Mädchen-gesichter mit rosigen Wangen und klaren, unergründlichen Augen.

Weiter geht es hinein in den süßigen, dastenden Wald; schimmernde Pracht liegt auf Rosen und Mandelbäumen, und leise zärtliche Wüst ist laut durch die Blütenzweige. Wie verzaubert blüht Wendelin umher. "Wo bin ich," flüstert er, "führst du mich ins Paradies?" "Nicht doch," wehrt der Gott, "du bist in Walden. Zur Frau Morgane will ich dich führen. Sie weiß die schönsten, die besten Lieber. Ihr müßt du lauschen, schon, dort steht sie." Der Junfer blüht hin. Vor ihm schwebt Frau Abunde vorüber. Jetzt tastet sie im lockigen Reigen mit dem Gespielen. Ihr lachendes Gewand, ihr nachschwarzes Lockenhaar klammern im leisen Winde. Ein Mandelblütenkranz schmückt ihr Haupt. Jetzt steigt das Kränzlein beim raschen Wirbeltanz herab, Wendelin springt hinzu; er hat es erhascht. — "Glückselig," ruft lachend Frau Morgane und freudig klatschen die Gespielen in die weichen Hände. Die eine bringt der Herrin jetzt ein güldnen Kränzlein, — das fliegt nicht so schnell herunter wie der Blumenzweig. Jetzt treten auch ernste Männer hinzu. Wendelin erkennt manchen. Da ist Herr Wolfram von Eschenbach, — zwei große Pergamentrollen tragen seine Hände, darin liegt man die Rieder vom Titurel und Parcival. Die so edel befehlungen Helben treten aber jetzt selbst hinzu und mischen sich in den frühlichen Reigen. Auch Herr Balthar von der Vogelweide kommt herzu, und lauter singt die Nachtigall bei seinem Kommen. Dem folgt Ramelet von See samt Erck und Weim den stolzen Helben. Wigamur und Wiglas schreiten Arm in Arm und grüßen voll Züchten die schöne Frau Abunde. Schon naht in prächtigem Gewande, umgeben von seinen Nittern, der König Artus. Durch die Vorberhecken und Rosenpämme hindurch, die seinen Weg einschließen, schaut Wendelin den Glanz des Graalstempels herüberleuchten und schier gebendend schließt er die Augen.

Merlin der Alte führt Tschiatulanda herbei, die hohe Gattin des Parcival, Bohengrins des Schwanenritters Mutter. Rängst getrocknet sind die Thränen auf ihrem Antlit, — sie lächelt in süßlicher Lust. — Von fernher, weit durch die Ebene wallt es heran; das sind die tapfern Abteilungen, die Helben und schönen Frauen. Friede herrscht jetzt unter ihnen. Grimhild reicht Brunhild schwermüthig die Rechte, und Siegfried schreitet lächelnd neben dem grünen Hagen. — Von allen Seiten dringt es heran zu Frau Abundes frühlichem Kreis. Aus Mittag und Abend, aus Morgen und Mitternacht wallen die Sänger und Helben herbei. Größer und weiter dehnt das Thal Walden sich aus, Raum gewährt noch vielen Sängern und Streichern. Sitzt gebendend blicken Wendelin die Andern entgegen, schier gebendend ist sein Blick vom Anschaun. Suchend schweift sein Auge umher den Führer zu erblicken. Der steht am Stamme eines Vorberbaumes und neigt sich lächelnd zu Frau Morgane. Wie seliger Zauber erfasst es jetzt den jungen Nittermann. Er ergreift eine der schönen Gespielen bei der Hand und läßt sich hinein ziehen in den tollen Wirbeltanz. Immer schneller, immer rasender dreht sich der Reigen, der Atem stockt dem Junfer in der Brust, dazu bisten die Rosen immer süßer und bezaubernder. Gleich einem Feuerstein brant das Blut in seinen Adern. Da im schnellsten Tange sucht er den Mund seiner Schönen zu küssen. Wie er sich neigt, glaubt er Frau Morgane selbst zu umschlingen, — neckend weicht sie zurück und ist verschwunden, Hilbes lachend Gesicht blüht ihm entgegen. Kaltig will er die Geliebte an sich reißen, doch die entzundet sich ihm gleichfalls, ungebüldig strebt er nach ihr hin, — da schlägt sein Arm hart auf — er ist erwacht. — Verwundert schaut er umher, der Rosenblüth umfängt ihn noch, auch die leise Musik erklingt weiter; doch verschwunden ist das Thal Walden samt Frau Abunde, dem lockigen Gott, den schönen Frauen und stolzen Helben, der weichen Hilde.

Jetzt tritt der greise Hüter herein.

"Verzeiht, Jungherr wenn ich läre. Doch Ihr schließt die ganze Nacht hindurch auf dem Holztischlein hinein in den hellen Vormittag. Es ist Zeit, daß Ihr Speis und Trank zu Euch nehmet. Um mich wach zu halten," plaudert der Alte weiter, "habe

ich die Nacht hindurch die Laute geschlagen, und alles geblasen und gesungen, was der Herr Vater zu singen verstand. Nun, Euch werb' ich nicht gestört haben in Eurem Schlummer und um das Zugehören schere ich mich nicht." Wendelin nicht gedankenvoll mit dem Kopfe, doch spricht er sein Wort. Selbstam, je mehr er sich erinnert, je mehr entschwindet das Andenken an den Traum. Jetzt wo er sich erhoben hat und hinaus blickt in die sonnige Landschaft ist alles ver-gessen. —

Gast ist die Trist verstrichen, welche die über-müthige Wechthildis dem Nitter Wendelin von einem Liebeshof zum andern gewährt hat. Der Junfer ist entschlossen am Tage nach Himmelfahrt nicht Herrn Godwins schnippsches Töchterlein aufzusuchen, viel-mehr wenige Tage darauf vom treuen Günter be-gleitet eine Reise hinaus ins Welschland zu machen, um dort den Othmar, Frau Wises Bruder aufzusuchen.

In Othmar wird das Blut des Jongleurs wieder lebendig. Schon sieht er sich und jung Wendelin spielend und singend auf den Nitterburgen, wie vor dreißig Jahren der Junfer Arnolt mit seinem treuen Jongleur das Land durzog. Die Kunst des Trom-meters wird Herr Wendelin schon erkennen, so er nur erst an der Seite des mackeren Günters durchs Weite reist. Alles ist zur Fahrt bereit; die Burg der treuen Othmar von Günters jüngeren kraftvollem Br-uder anvertraut. Am Himmelfahrtstage läßt Wendelin sich vom Kaplan das Abendmahl reichen; denn nie-mand kann wissen, welche Fährlichkeit die Reise vom deutschen Vaterlande bis Mailand mit sich bringt. Schwer fällt es dem Junfer aus's Herz, daß er ohne Abschied von Herrn Godwin forgehen soll. Au Hilbe mag er nicht denken, er will dem Fräulein zeigen, daß er nicht mit sich spotten läßt. Doch den Nitter und seine Gemahlin, die allzeit gleich lieben Ver-lobten dem jungen Reisenburger entgegenstehen, darf er nimmer ohne Lebewohl verlassen. Ungern muß sich Wendelin entschließen noch einmal Nitter Godwins Beste aufzusuchen. —

Voll tiefer Gedanken tritt er auf mutigem Ren-ner durch den blumigen Hag. Leicht erschien es dem jungen Nittermann grab' nicht, heut an dem von Wechthildis voller Mitwillen eingestiegenen Tage zum Abschied sich einzustellen. Drum jagte er erst hin über Wälder und Dorn um seiner Gedanken Meiler zu werden. Als er eintritt durch das wolldunkelste Burchthor von Godwins Schloß, da schen ihm das Wappengitter, der springende Panther samt dem Sperber höhnische Kraken zu schreien. Das Hof-geinde zögerte und klärte spöttlich, der Edelknappe sprach fast wider den Narren geordnet: "Schau, da kommt ja der lieblichste Sänger, der edelste Preiser der Frauengunst." Rönig blühte Wendelin auf den Knaben, schon hob er die Hand zum wichtigen Schlage, doch schnell verdrängte der Born, da er bedachte, daß er morgen bei Tagesanbruch schon die Heimat ver-ließ und hinauszog ins Welschland.

Der Nitter samt der Hausfrau empfingen den Jungherrn voll Guld und Freundschaft. Liebel er-klang ihnen die Nachricht von Wendelins Reise, denn Godwin hatte in dem edlen Reisenburger von jeher den willkommenen Gdarm erblickt. Voller Unmut schalt er auf Hilbe. Wendelin sollte nichts auf das thörichte Geschwätz des unerfahrenen Mägdleins geben; und wenn anders er ihrer als Hausfrau begehrte, ohne Schen sich gegen den Vater und die Nitter darüber auszusprechen. Aber der Jüngling mochte nicht die Braut, welche ihm des Vaters Gewaltspund schaffte. Frei und voller Liebe sollte sie ihm angehören, sonder Zwaden und Drohen.

"So thut wie Ihr mögt Jungherr," sprach God-win, "Gott schütze Euch auf der Fahrt, kehrt gesund und froh heim. — Wollt Ihr der Jungfrau noch Euren Guld erwidern, so findet Ihr sie brünten beim thü-richtigen Mummenschanz auf der Weise." — Wendelin schritt die breite Burchtreppe hinauf und wandte sich quer durch das wolldunkelste Würggärtlein nach der großen Weise. In dem Garten nickten ihm Märdlein und Mohr freundlich zu, Rose und Gelbgelein stützten miteinander. Dazu flüsteren Schmetter-ling und Salbei und deutlich vernahm der Junfer wie eine Nachtigall in der Fliederhecke sang. — Zanderabe, Zanderabe! — ganz so wie es Herr Walther von der Vogelweide hörte, da er das Lied vom Lindenbaume sang. Stumm und bumm hatten dem Jüngling sei-ter die Wäldlein gedeutet; das Zwitschern der Vögel war ihm bis dahin nie ans Herz gedrungen, und jetzt lachte er dem Rauschen der Bäume wie alten, wolldunkelsten Liedern; Vögelein und Blumen schienen sein trauetsten Freunde. —

(Schluß folgt.)

Probatum est!

Von Marie Krauß.

Amerika ist das verlockende Dollarsland, welches bekanntlich in letzter Zeit so viel langgestandene Theatermitglieder zum Treubruch gegen ihre väterländische Direktoren verführt hat; der Bühnenverein hat zwar die strengsten Maßregeln gegen „Fahnenflüchtige“ getroffen, aber was hilft's? Wer einmal den überseeischen Opernvertrag in der Tasche trägt — muß „hinüber!“ So besand sich denn auch bei Beginn der Saison der erste Tenorist eines größeren Stadttheaters — brillanter Hohenstein, nennen wir ihn Carlo — in ganz „amerikanischer“ Stimmung. So und so viel Tausende hatte ihm der Impresario für eine Tournee, welche die Tour von New York bis San Francisco umfassen sollte, zugezahlt, und es handelte sich für unsern Schwannritter nur noch um den kleinen Umstand, mit guter Manier alle Verpflichtungen gegen den europäischen Direktor los zu werden, ohne „kontraktbrüchig“ zu heißen. „Dazu würde nichts in der Welt sich veranlassen können!“ beteuerte er seinem Kollegen, dem Bassisten, als beide eines Abends, nach der Vorstellung in der beliebten Weinstube, „zur frühlichen Tasse“, beim verendenden Sekt saßen und — amerikanische Anstichlöcher dauten. „Aber ich besitze ein unschlares Mittelchen, mich dem Direktor so furchtlich zu machen, daß er mit Freunden in meine Entlassung willigen wird.“

„Wie heißt dieses Mittelchen?“ frug der andere. „Probatum est!“ lautete die dumme Antwort. Vertram, der Bassist, schüttelte bedenklich den Kopf. Gute Tenoristen sind feine Leute, das wußte er. Carlo war der Damenliebling, ganz unentbehrlich im Repertoire und last not least: mir mit einem bescheidenen Gehalte engagiert, ein Umstand, welcher für den Direktor sehr schwer ins Gewicht fallen mußte bei der bekannten Höhe, zu welcher jetzt die Gagen der „Schwannritter“ durch die Haufe des Tenors an der Theaterbörse der Agenturen hinaufgetrieben werden.

„Verredne dich nicht! der Alte ist ein Fuchs!“ meinte der Bassist. „Ein klein wenig Mutterwitz besitzen wir Tenoristen auch!“ lachte Carlo; er neigte sich zum Ohr des Fremdes und flüsterte ihm mit süßkauten Lächeln einige Worte zu.

Ein langgedehntes, stauenvolles Ahi war die Antwort Vertrams. Einen offenen Kontraktbruch würde ich indessen solchen diplomatischen Kniffen vorziehen, meinte der andere. Bassisten sind, immer wieder, wie Tenoristen; nicht nur die Politik — auch das hohe U verdrückt den Charakter.

„Wo denkst du hin!“ rief Carlo, sich in die Brust werfend, „ich bin in Sachen der Ehre sehr penibel! ein Kontraktbruch bei meinen Grundfätzen! Nie! nie! du wirst sehen, daß mich die List sicherer zum Ziele führt. Probatum est!“

Nachdem Carlo dem Freunde noch eine Zeit lang in distretem Flüsterton die nötigen Auseinandersetzungen gemacht hatte, zog er einen Brief aus der Tasche und schloß mit den Worten: „Diesen Brief mußt du aus der Tasche verlieren, doch so, daß der Direktor ihn findet.“

„Nach derühmtem Muster!“ lachte der Bassist. „Morgen vormittag im leinen Korridor, den er immer nach Schluß der Vorkursteude passiert. Wir beobachten die Portierloge aus — er wird nach der Vestibüle furchtlich toben!“ Welche Pläne treibt nicht das Gehirn eines Jüngers — mit einem glänzenden Vertrage für Amerika in der Tasche!

Am andern Vormittag fand der Direktor auch wirklich, als er zur gewohnten Stunde von seinem Bureau kam, ein kleines, offenes Briefchen im Korridor, das scheinend jemand verloren hatte. Das Briefchen verrät ihm sofort Carlos Hand und enthält nachstehende Zeilen: (Sein Maritistischer Fels hätte sich des Verzeßergusses zu schämen gebraucht): „Lieber Freund Vertram! Ich widerstehe nicht länger meinem Gefühle! Du allein sei es gekanden: Ja, ich liebe Roma! die Unvergleichliche, die Einzige! Keine Verarmungsründe — keine Rücksichten auf die geistlichen Rechte eines andern können mich von meiner Leidenschaft heilen! Also — schleunige Flucht! Jedes längere Verweilen würde eine Flamme nur nähren, die zu erlöschen ich doch nicht mehr im stande bin! Ich werde daher bei dem Direktor um meine sofortige Entlassung einkommen!“

Es muß nun erwähnt werden, daß der Direktor des Theaters seit längerer Zeit von der Primadonna seiner Bühne — Fräulein Roma, einer mit großen Stimmmitteln, aber noch größerer Raunenhaftigkeit

besetzten Dame mit einer breiten Kalmückenmähne und tiefen Negerlippen — in Fesseln geschlagen war; er galt als ihr Verlobter und die Roma sagte dem zärtlichen Bräutigam grünnige Gesichts nach. Auf diese Dickschleibigkeit des Direktors also baute der pfiffige Opernheld seine Pläne.

Der Direktor las also diese Zeilen — lächelte selbstsam höflich — zündete sich ein Wohlbehagen eine Cigarette an — steckte dann das Briefchen zur größten Freude der beiden lauschenden Verschmörer in die Brusttasche des Leberrodes — und begab sich unverzüglich zu seiner Primadonna, Fräulein Roma.

Carlo hatte bereits am selbigen Morgen das offizielle Entlassungsgeld eingereicht. Mit großer Sicherheit erwartete er die Antwort des Chefs. „Es kann gar nicht fehlen!“ sagte er selbstbewußt zu Vertram, „du wirst sehen: das Mittelchen schlägt an! Ihr seid ja ohnedies alle eifersüchtig auf mich! Probatum est! Er löst meinen Vertrag.“

Bereits am andern Tage, auf der Probe, erhielt Carlo den Befehl — einen eigenhändigen Brief seines Chefs. Er durchsah die Zeilen — stützte — las noch einmal — und schaute plötzlich ängstlich betroffen drein. Endlich übergab er Vertram den Brief, dieser enthielt folgendes: „Lieber Freund! Keine Ursache zum Fliehen! Meine Verlobung ist seit einigen Tagen total gelöst! Ihrem Glück steht nichts im Wege! Habe bereits mit Roma gesprochen; sie haben Chancen! Gratuliere!“

„Chancen!“ rief Carlo ganz entsetzt; „die — entsetzlichen selbst einen Kontraktbruch! Nun muß es sein!“ Noch in selbiger Nacht glug er durch — nach Amerika!



Kunst und Künstler.

— In München ist Richard Wagners Jugendoper „Die Feen“ erstmals aufgeführt worden. Die Partitur wurde nicht einem zweiten Bühnenwerk aus annähernd derselben Entstehungszeit (Das Liebesverbot) im Nachlasse König Ludwigs II. gefunden, — Geschehe Wagners an seinen hohen Schöner. Die Feen sind 1834 in Würzburg beendet worden und wenn man sich fragt, warum Wagner die beiden Werke erst 1866 — wie in der That geschehen — seinem künftigen Freund und mächtigen Mäcen zu Füßen gelegt, so kann die einzige Antwort nur die sein: Der letztere sollte offenbar einen Einblick bekommen in die Uransätze, aus denen sich das weltbewegende Genie des frühen von ihm erkannten Meisters entwickelte. Und von diesem Standpunkte aus will auch die Aufführung im Münchner Hoftheater beurteilt werden. Es hat auch in der That einen eigenen Reiz, in diesem Jugendwerk neben vielen Mittelmaßigkeiten und Unfertigkeiten die ersten Regungen des Genies zu beobachten. Ludwig Hartmann vergleicht die Oper mit einem echauffierten, erstbigen Menschen, der rasch herzutritt, schnell und lebenshaftig spricht und beschleunigt atmet. Es wäre nun ein Irrtum, anzunehmen, daß wir von diesem Menschen mehr Genuß hätten, wenn wir ihn abgetüßt sehen. Gerade dieses Vorstürmen ist das Reize an den Feen. Knifig betrachtet, sind sie vielfach leer und ohne Empfindungsintensität und doch Kennzeichenjäger ihre gute Rechnung finden würden, ist nicht zu verwundern, — sucht ja doch jeder Anfänger in der Komposition zunächst auf demjenigen Vorgänger, der seine Zeit beherrscht, aber ihm innerlich am nächsten steht. So tragen große Stücke von Wagners Erstlingsoper unverkennbar den Stempel Beethovens und Weberischen, in zweiter Linie auch Glucks- und Marschnerischen Einflusses; aber häufig entdeckt man auch Spuren von Menzies, Holländer und Tannhäuser und dann blüht und glitzert es wie Edelmetall aus der Muff heraus. Aber die pathetische Weise des Meisters von Bayreuth von 1876 an, ist in den Feen nur in homöopathischer Verdünnung nachweisbar. Im allgemeinen ist die Musik jedoch bereit feurig, energisch und fortstürmend, daß sie nicht wie Nachschmiedung und Plagiat wirkt, sondern wie Explosion. Im Fortschritt klingt alles so bühnenreicher und — knifig; doch wenn man die Details betrachtet, ist man nicht recht befriedigt, es berührt dann — wir möchten fast sagen — kalt und gemütharm. Es ist das Stämmeln eines Menschen, der viel sagen möchte und viel weiß, der aber der Sprache noch nicht mächtig ist. Man wird, wenn man Jugendwerke Webers, Beethovens und Mozarts betrachtet, in ihnen vollendete Schönheit und Eben-

maß in vollem Maße finden. Wagner als Antididakt und im ersten Beginn der Sturm- und Drangperiode, baute minder von unten auf. Er ging früh seinem Instinkt nach, einem ungezügelter Drange. Als er gewachsen war und einsichtig geworden, lehnte er lieber frühere Versuche ab, als daß er sie umgearbeitet und verbessert hätte. Und daraus erklärt sich einerseits das stürmende Ungenügende in dieser Oper, andererseits Wagners Abneigung gegen das Jugendwerk. Man sage: es ist nicht hervorragend, aber man darf nicht sagen: es sei überflüssig; — im Entwicklungsstadium eines bedeutenden Menschen ist nichts überflüssig, nicht einmal das Mißlungene.

Den Inhalt der Oper bildet eine phantastische Liebesgeschichte. König Arindal und Fee Ida werden nach langer und schwerer Prüfung zur ewigen Seligkeit im Feenreich vereint. Wir geben die Fee am besten mit den eigenen Worten des Textes. Ida sagt:

„Von einem Sterblichen und einer Fee Bin ich erzeugt, und so der Mutter gleich unsterblich. Da hab ich dich, und dich die Meinesgleichen Mußt ich all' meine heisse Liebe zu; Sie war so groß, daß ich, um dein zu sein, Freiwilling der Unsterblichkeit entsagte. — Der Feen-König rührte mir darnun, Und da den Mächtigst er nicht wehren konnte, Sucht' er ihn dadurch zu erschweren mir, Daß er mir dieses als Bedingung gab; Ich zahlte dir zu verheirathen, wer ich sei, Und dann den letzten Tag auf dich so viel Der Qualen und der Schreden aufzubringen, Als dich verleben könnte, mir zu fluchen. Nur wenn dein Herz standhaft aus Liebe sei, Soll ich das Los der Sterblichkeit erkalten, Wenn nicht, so sollte ich unsterblich bleiben Und dann noch mein Begehren dadurch flößen, Daß ich auf hundert Jahr in einen Stein verwandelt sei!“ —

Natürlich entzaubert Arindal allen Schrecken zum Trotz den Stein und wird in das Feenreich aufgenommen. Der Text ist nicht ohne Geschick gearbeitet, — er verrät das dort den überaus glücklichen Blick des erst 19jährigen Dichters für das dramatische Wirken. Charakteristisch ist das formliche Suchen nach Gelegenheit zu heimatlicher Brachentastung. Nach dem Gesagten muß also die Musik gewisse Empfindungen wecken, — den selbstständigen und Unfertigen eine Fülle des Schönen und Ueberraschenden gegenüber. Eine groß angelegte Ouvertüre schildert das und Arindals Liebesleben in zartem, welchem Melodienflut. Eine Art Liebesmorio, geistreich symphonisch sich fortentwickelnd, verliert sich allmählich in weitläufigen Reflexionen, um mit einem kurzen melodischen Satz, hart an den Schluß der Elisabeth-Arie in „Tannhäuser“ erinnernd, zu schließen. Der erste Akt beginnt mit einer an die erste Scene in „Oberon“ gemahnenden Balletszene, anmutig, aber lange nicht so zart und düftig, wie diese. Uebrigens ist gerade der erste Akt musikalisch am unbedeutendsten. Die Behandlung der Recitative läßt fast alles zu wünschen übrig. Da ist ein unbeholfenes, unsicheres Laufen nach den rechten Accenten. Weit höher steht der zweite Akt. Hier begegnen uns wahre Genieblüthe. Mächtige, mächtige Ensemblestücken, eine sehr schöne Arie der Ida, ein liebenswürdiges, vom glücklichsten Humor angehauchtes Liebesduett zwischen Gernot und Drollen. Der dritte Akt bringt eine Genuß von heimatlicher Effekte, musikalisch fällt er gegen den zweiten ab. Zu erwähnen ist aber das Gebet a capella (Quintett mit Chor), welches von ganz entzückender, auch später kaum übertroffener Schönheit ist, und die große Wahnsinnszene Arindals.

Der Beifall des Publikums war nach dem ersten Akt schon sehr lebhaft, nach dem zweiten und dritten begeistert. Oft erkante spontaner Beifall bei offener Scene. Die Dekorationen waren prachtvoll und stellen fast alles bisher Gesehene in Schatten. Der Bühne, welche Wagners Erstlingswerk in so großartiger Weise zum Leben erweckt, gebührt Dank und Anerkennung. Ob die Feen aber eine Laus haben haben werden, möchten wir fast bezweifeln. Sie dürfte anständig der Kunstansstellung auch in München mehr als allerdings sehr interessantes Objekt einer Wagner-Ausstellung betrachtet werden. In solchem Sinne genommen und so wie München das Wert als ein heimatliches Kunststück reizend und erfreulich glänzend hinstellt, wird es vorübergehend eben fesseln, der für die Entwicklung des Genies das Verständnis besitzt.

(Fortsetzung auf Seite 173.)



— Johannes Brahms hat wieder seinen Sommeraufenthalt in Hoffetten bei Tübingen genommen. Die durch viele Blätter gelaufene Nachricht, der Meister hätte sich nach Italien begeben, um eine Oper vorzubereiten, ist somit dadurch schon demontirt. Die folgende Mitteilung Brahms an den Redakteur dieses Blattes ist aber besonders geeignet, seine Abneigung, eine Oper zu komponieren, festzuhalten. „So verlockend“ — schreibt er u. a. — „eine Neigung klinge (Opernrecht betreffend) und so wenigstens sie machen könnte — ich habe mich längst strengte verboten, auf dieser zu hören.“

— Das Preisausschreiben des Sängerklosters des Lehrervereins in Frankfurt a. M. hat einen ausgezeichneten Erfolg gehabt; es fielen im ganzen 175 Chöre eingegangen; 14 wurden in die engere Konkurrenz verwiesen.

Den Ehrenpreis (200 Mk.) erhielt Richard Seiff in Berlin für seinen Stiftungen Männerchor: Nachreise von Uhlant, den II. Preis (100 Mk.) Hermann Franke, königlicher Musikdirektor in Sorau für seinen Chor: Tragödie von Heine; weitere Preise erhielten Gustav Schred, Lehrer am königlichen Konservatorium in Leipzig, für seine Doppel-Canon: „Am Strande von H. Fuchs und Robert Schumann, königlicher Musikdirektor in Königsberg, für seinen Chor: Hoffnung von Geibel. Die beiden letzten Preise bestanden in musikalischen Werken in Prosaform.

— Kammerlänger Dr. Gustav Gunz, welcher im Herbst seine Lehrtätigkeit an Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M. beginnt, geht nach Wien, um einige Zeit bei dem berühmten Professor Seidl zu arbeiten. Dr. Gunz war bekanntlich i. J. praktischer Arzt und will sich die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Pathologie zu eigen machen, was für seinen künftigen Beruf nur förderlich sein dürfte.

Kommunikationsrat J. C. Engel, der Bekher des krossen Establishments in Berlin, ist, 67 Jahre alt, ganz unerwartet an einem Herzkrampf verstorben. Durchaus in aufsteigender Linie hat sich dieses Leben bewegt: aus beherrschenden Verhältnissen ging der kleine jüdische Musikant Josef Engel einst hervor, der als königlicher Kommunikationsrat Bekher des großen Gartens, auf den er so stolz war, und als einer der populärsten Persönlichkeiten der deutschen Theaterwelt enden sollte. Sein Gelingen wird bei allen, selbst bei denen, die ihn nur von ferne kannten, Anteil erwecken, denn er war mit seinen Vorzügen und Wunderlichkeiten, mit seinem Witz und seinem Egoismus ein echtes Original. Engel war in Best gehen.

— Christine Nilsson hat nunmehr in London vom Publikum endgültig Abschied genommen, da sie fortan ganz ihrem Titel als Gräfin Miranda leben wird. Die Sängerin hat eine 24jährige künstlerische Laufbahn hinter sich, von der sie 21 Jahre fast ausschließlich in englisch sprechenden Ländern sang. In London trat sie zuerst als Violetta in Verdis „Traviata“ am 8. Juni 1867 und bezauberte sofort durch ihre äußere Erscheinung und die ungeheuersten Schmelz ihrer Stimme. Leider war es ihr nicht vergönnt, diese Vorzüge in derselben Weise zu bewahren, wie ihrer großen Nebenbuhlerin Adelina Patti, die heute noch so ziemlich ist, was sie vor 20 Jahren war. Nichtsdestoweniger blieb sie der Bewunderung des Publikums, wie dies auch wieder ihr Abschied bewies.

— Der von dem jüngst verstorbenen Professor Karl Michel in Leipzig gegründete und hinsichtlich seiner Leistungen zu großer Berühmtheit erhobene Nibelische Gesangsverein hat in dem jetzigen Universitäts-Musikdirektor Prof. Dr. Hermann Kresschmar einen neuen Leiter erhalten.

— Man schreibt uns aus Weimar: Der General-Intendant des großherzoglichen Hoftheaters, v. Bronsart, von welchem in verschiedenen Zeitungen (auch in unserer letzten Nummer) geschrieben wurde, er sei nach dem Tode Michels vom Allgemeinen Deutschen Musikverein zum Vorstehenden gewählt worden, erklärt in einer Zuschrift an die Weimarer Zeitung, daß ihm von solcher Wahl nichts bekannt sei, die Sache aber vielleicht auf einer Verwechselung insofern beruhe, als ihm nach Michels Tode vom Direktorium des Ehrenpräsidium angetragen worden sei, welches er aber aus besonderen Gründen abgelehnt habe.

Jermischles.

— Der Vorstand des Vereins „Liedertafel und Damengesangsverein“ in Mainz setzt zwei Preise von 1200 bzw. 800 Mk. zur Erlangung von Entwürfen zu einem Konzerthaus aus. Dasselbe soll folgende Räume enthalten: einen großen Saal, der 150 Sänger, 60 Musiker und 1100 Zuhörer faßt, einen kleineren Saal von 200 qm und einen Probensaal von 150 qm; an der Straßenfront sollen Musikalien sowie eine öffentliche Gastwirtschaft Platz finden. Die auszuwerfene Bausumme beträgt 200.000 Mk. Verlangt werden Skizzenhafte Zeichnungen in 1:100, ein Erläuterungsbericht und ein Kostenüberschlag; die Bewerbungen sind bis 30. August 1888 einzureichen.

— Der bekannte Musikchriftsteller und Komponist Professor Emil Naumann ist am 23. v. M. in Dresden nach längerem Leiden gestorben. Derselbe war am 8. Sept. 1827 zu Berlin als Enkel des Kirchenkomponisten J. G. Naumann und Sohn des Professors der Medizin Adolf Naumann geboren. Bald danach wurde letzterer nach Bonn berufen, wo der begabte Sohn seine erste musikalische Ausbildung durch den „alten“ Nies und Frau Matthien erhielt. In Frankfurt a. M. unter Schuyder von Marienfeld und dann am neugegründeten Leipziger Konservatorium brachte er seine Studien zum Abschluß. Das Doktorium „Christus, der Friedensbote“, 1848 in Dresden zuerst angefertigt, war sein erstes größeres Werk. Nach Abschluß seiner musikalischen Studien studierte er noch Philosophie in Bonn. Neben seinen Arbeiten als Komponist beschäftigten ihn selbst auch immer literarische Aufgaben auf dem Gebiete der Musikgeschichte. 1856 veröffentlichte er eine Schrift „Die Einführung des Psalmengesanges in die evangelische Kirche“, welche ihn die Ernennung zum preussischen Hofkirchenmusikdirektor eintrug. Als solcher schrieb er für den Berliner Domchor zahlreiche Psalmen und Motetten und gab auf Wunsch des Königs ein Sammelwerk „Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evangelischen Jahres“ heraus. Die philosophische Doktorwürde erhielt er für die Abhandlung „Das Alter des Psalmengesanges“, den Professortitel nach Herausgabe des Buches „Die Zukunft in der Kulturgeschichte“ (1869–70). Mit diesem Bunde eröffnete Naumann eine fruchtbare Tätigkeit auf dem Gebiete der ästhetischen Musikgeschichte. Die Bücher „Deutsche Tonbilder von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart“, „Italienische Tonbilder von Palestrina bis auf die Gegenwart“, sowie seine „Musikerte Musikgeschichte“ fanden trotz mancher Einseitigkeiten und Irrtümer große Verbreitung. Gegen Wagner schrieb er 1876 die Schriften „Musikdrama und Oper“ und „Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft“. In ähnlicher polemischer Richtung bewegt sich die Schrift „Der moderne musikalische Popul“. Während des letzten Jahrzehnts lebte Naumann in Dresden. Er schrieb während dieser Zeit bis zuletzt die Musikkritiken der „Dresdener Zeitung“. Naumann war ein hochgeachteter Musiker und Musikkenner, der als Schriftsteller ebenso über seltene Gelehrsamkeit wie eine reiz- und lebensvolle Darstellungsweise verfügte.

— Wie der Reichskanzler mit — dem sechs-jährigen Kronprinzen steht. Vor kurzem wollte Fürst Bismarck dem jetzigen Kaiser, damaligen Kronprinzen Wilhelm, im Schloß Vortrag halten. Da er ihn nicht zu Hause traf, beabsichtigte der Fürst den Heimgang anzutreten, als der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm, welcher gerade mit seinen Brüdern nach den Klängen eines Leierkastens Tanzversuche anstellte, den „Onkel Bismarck“ anforderte, ein bißchen mit ihm zu tanzen. Der eiserne Kanzler antwortete lächelnd: „Tanzen kann ich alter Onkel nicht mehr, aber etwas vorspielen will ich gewiß.“ Und so geschah es. Als die jungen Prinzen nach den Klängen des vom Fürsten gebrachten Leierkastens sich froh im Kreise bewegten, trat plötzlich der Kronprinz ein, gab dem Fürsten die Hand und sagte zu demselben in jovialer Tone: „Lieber Fürst, ich danke Ihnen von Herzen für das Vergnügen, welches Sie meinen „Stiften“ bereiten.“

— Die A. Brannerische königl. Hofmusikalien- und Kunsthandlung in Dresden feierte am 1. Juli ihr 50-jähriges Bestehen.

— Stuttgart. Bei der Konkurrenz für das Schudenburg-Deumal in Luttlingen erhielt der Wübhaner Adolf Jahn aus Berlin den ersten, Franz Bernauer aus München den zweiten Preis.

Sittensatur.

Kohnt, Dr. Ad., Leuchtende Fackeln. (München, Beck, C. Bruns.) Es sind die kleinen heidnischen Abhandlungen aus dem Gebiete der Kultur, vornehmlich aber der Theater- und Kunstgeschichte, und nach uns für dieselbe einnehmend, ist der Umfang, daß sie durchsichtige interessante Motive behandeln, welche mit einem gewissen Raffinement hervorgehoben und ohne Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit in einem Band vereinigt sind. So finden sich in der ersten Abtheilung: I. Studien über Friedrich den Großen und seinen Zusammenhang mit Baron von Bülow, mit Moses Mendelssohn, mit dem deutschen Buchhandel und — dem Meister Pergolesi; II. Betrachtungen über Savonarola, Ruzerzio und Katharina Cornaro; III. Die Gründung des Pörsions, der Kulteppung und der — Pestarte; ferner IV. Aulmarische Studien; V. Kulturhistorisches Wörter. Die zweite Abtheilung ist ausschließlich der Theater- und Kunstgeschichte gewidmet und gliedert sich in mannigfaltige Erinnerungen an hervorragende Sitten der Kunstwelt. Ganzjährig, es ist ein buntes Mädel und durch diese Abwechslung gibt es gerade zur Schärfe, zum unfern Sehen, welche die interessante und leicht verständliche Schreibweise des Verfassers — unseres Mitarbeiters — kennen und lieben gelernt haben.

Sammlung beliebter Kinderlieder, in welchem Klavierfach bearbeitet und der Klavier spielenden Jugend gewidmet von G. Ehler. Erste Abtheilung. Fünfte, verbesserte Auflage. Preis geheftet 75 Pf. (Der Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien.)

Auf dem musikalischen Markt wurden in jüngster Zeit eine Menge Sammlungen von Liedern aller Art, Overturen u. dergleichen, die sich durch große Willigkeit auszeichnen, welche aber häufig dem künstlerischen Zweck zuwiderlaufen. Die neuesten Auflagen der besten Sammlungen sind nach dieser Richtung hin auf pädagogisch bearbeitet worden und empfehlen sich daher nicht nur zur allgemeinen Benutzung in Familien, in denen das Kind in der ersten Kindheit eine Stätte findet, sondern auch zum unterrichtlichen Gebrauch, und in letzterer Beziehung hauptsächlich für Lehrer, welche nach den Prinzipien der heutigen Konjunkturbildung unterrichten.

N. E. Simonet: Ein Fortschritt in der Geigenbaukunst. Mit 6 Illustrationen. (Alphons, A. Sutter.) Ein sehr interessantes Buch des rühmlichst bekannten Basler Geigenbauers, welches geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Geiger voll in Anspruch zu nehmen. In demselben ist das Resultat dreißigjähriger Studien, Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt, welches in der Einführung gewisser, durch Verwendung sogenannter Unterlageblätter, sowohl alten als neuen Instrumenten bisher ungekannte Klangwirkungen zu verleiht. In der That scheint diese (sensationelle) Erfindung nicht bloß eine theoretische zu sein, sondern sie ist durch zahlreiche Mädel hervorgerufen der Geiger als eine praktische Erfindung und als solche angelegentlich empfohlen. Selbst der berühmte Basler Konservatoriumsprofessor Stadl begünstigt den Basler Meister in seiner Erfindung. Da das Buch aus Studien, Illustrationen u. dergleichen, ist, enthält, ist dasselbe allen Geigern und Geigenbauern in doppelter Hinsicht zu empfehlen.

van Gelder, Martin: Die Kapelle. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Stuttgart, Sätze & Galle 60 Pf.)

Hegeler, Ernst: Der Fischer. Waldd für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Ebenfalls 60 Pf.)

Werner, Siegfried: Gott schützt den deutschen Aar. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Ebenfalls 60 Pf.)

Unter den gegenwärtig sehr zahlreichen patriotischen Kompositionen, welche die innige Teilnahme an den Schicksalsfällen unseres kaiserlichen Kaiserhauses hervorrief, darf das letztgenannte der obigen Lieder einen bevorzugten Platz beanspruchen. Mit glühender Hand wußte der Dichter Friedrich Guntz, ein in San Francisco lebender Sohn unseres großen Karl Gustav, die das deutsche Volk bewegenden Empfindungen in drei packenden Versen zu prägnantem Ausdruck zu bringen, welche die hingeschriebene Musik besonders wertvoll und kräftig. Das Lied wird sich nicht nur zum Einschlagen, sondern besonders auch für einmündigen Chorgesang wirksam erweisen.

Jahn, Fr. Wilh.: Zigeunerlied für gemischten Chor. (Leipzig, S. 124.)

Ein leichtes, frohmisches Liedchen! Fließige Melodie, klarer Rhythmus, wirksame Kontraste, langsame, lebendige Stimmführung und besonders originelle Behandlung — das sind die Eigenschaften des reizenden Opus, welches eher einem jugendlichen Komponisten zugeföhrt werden könnte, als einem Veteranen der Kunst.

Rätsel.

Ein Kleid war es, das einst ein Lieb besang,
Das, alt geworden, dennoch nicht verlag.
Dem Alter galt's, des Kleides Treue,
Das auf ein Dasein ohne Reue,
Wenn dies ein Kleid vernag, zurückzief.
Und ob's auch längst verging, es ist noch da
Im Lied. Ihm leben Brüder ohne Zahl;
Du trägst es selbst gewiß nach deiner Wahl.
Doch hüte dich, trag's Kleid nicht nach dem Wind,
Denn Windeslennen gar bedenklich sind. E. P.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Vergreifen.

Briefkasten

der Redaktion.

Anfragen ist die Abonnements-Lieferung beizufügen. Anonyme Zuschriften werden nicht beantwortet.

Sämtliche in „Briefkasten der Redaktion“ angeführten Werke und Musikalien, deren Verleger mit genannt sind, können durch die Buch- und Musikalien-Handlungen bezogen werden.

Die „Kaiserschlacht-Instrumente“ in unserer letzten Nummer „Domäne à Doré“ haben die folgende Liste: S. 2. Morand, Jeanne de Gournay.

Düsseldorfer J. G. Meinen Sie! So auf diesen geteilt ist ein Redaktor gerade nicht, — ich im Gegenteile. Wie soll man aber auch die Wünsche aller berücksichtigen? Die Schrift groß, so ist nicht überall genug für das Gedr. da; ist sie klein, so verdirbt man sich die Augen beim Lesen. Ziehen wir jemand aus der Mitte heraus, so laden die anderen, während jener sich ärgert; ziehen wir aber die anderen aus einer vorwunderbaren Stelle, so schimpfen sie, und erklären sich als unzufrieden. Können wir jemand, so sind wir parteiisch; thun wir es nicht, so sind wir es nichtig und werden wegen wir einen Vorteil, der den Namen gefällig, so sagen die Männer, es wäre gewiss, berücksichtigen wir aber die Wünsche des Frauen nicht, so eignet sich das Blatt nicht für das Gesch. — Und aus diesem Grundpunkt soll man sich herausreißen!

Regensburg, J. H. Wo sollen wir Ihre Komposition unterbringen? — Sie ist ja so lange wie die Zeitungen!

Köln, Des-Dur. Daben werden Sie nicht „fett“ werden. Versuchen Sie es indes mit Louis Dericks Verlag in Hannover und J. Neuberger in Würzburg.

München, G. W. Unsere nächste Nummer enthält bereits das nötige und so ist also nichts zu machen, so gern wir Ihnen unter den mitgeteilten Umständen begünstigt gewesen wären.

Esslingenhausen, Sch. Als das Komitet des Musikervereins in Altan, ad 2: Für den genannten Zweck können doch wohl nur 1, 2 und 3 Stimmige Männer gemittelt sein; ein recht gutes, handliches Blättchen ist: „Vom Preis zum Wert“ 300 verschiedene Lieder (Quedlinburg, Wierwag Verlag), sowie Wänselbüchlein für Bürger- und Volkschöre (Leipzig, W. G. Hoff).

Sie können solche von Ihrer Buch- oder Musikalienhandlung zu gar nichts verlangen.

Passau, K. Sobald wir nicht mehr so sehr belästet sind, werden wir das Wertchen durchgeben.

Berlin, Rich. Fremdenland Dant für Ihr Interesse, — unsere letzte Nummer, zum großen Teil aus dem hergegangenen Kaiser geteilt, wird Sie wohl befriedigt haben.

Frankfurt, H. Meiner Sie! Ich ziehe die Ihre Methode, so ist der betreffende Schüler in einem Jahr durchfallen, ist — wie man zu sagen pflegt — ein Quader, und der spätere Erfolg sehr lohnenswert.

Zschoppau, J. S. Wendelstehad Ottet op. 20 gilt nicht in der Beschreibung für Klavier 4händig, zwei Violinen, Viola und Cello (von C. Burdach arrang.). Klaffende Divergenzen existieren in mehrbändig Klavierbegleitung mit Violine und Cello, bearbeitet von Friedrich Hermann (Leipzig, Feilich).

ad 2: Ihre weitere Frage vermögen wir nicht sicher zu beantworten, wir glauben aber bei Richter in Leipzig.

Breuel, H. B. Jedenfalls ist es Wiener Verlag, — wahrscheinlich Diabelli & Co.

Berlin, „Euer für Viele.“ Da haben Sie unsere Nr. 7 jedenfalls gar nicht gelesen, noch der Musikverleger einen Brief geschickt; unsere Nr. 13 mögen Sie etwas näher ansehen, bevor Sie so — fonderbare Briefe schreiben.

Gundersdorf, H. B. „Im Himmel und auf Erden“ ist op. 139 Nr. 6 von Nr. 1, bei 3. März in Offenbach erschienen. Das andere Dieb ist uns nicht bekannt.

Bamberg, „Weitpost.“ Ist sehr zu empfehlen.

Markirch, W. D. Wenden Sie sich an Emil Grünwaldt Musik-Verlag und Antiquariat in Leipzig.

Hamburg, E. G. Sind in diesem Genre für unabweisbare Zeit versehen. Danke!

Bromberg, H. S. Die betreffende Divergenz spiegelt so ziemlich alles, was in der Oper vorkommt und da Sie diese doch wohl gewisslos kennen, dürfte Ihnen die Auffassung leicht werden. Die lebensschöne Stelle nach der getragenen Einleitung soll die Solistenklänge des Zitherns annehmen.

Hunkensbüttel (Hannover). J. P. Das allein richtige ist, — werden sich an einen Instrumentenmacher, — jeder andere Weg ist ein Zufallsweg.

Militär-Musikschule

Berlin S. W., Jerusalemstr. 9. Vorberufungsanstalt zum Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 24. Juni 1882. Nach beendeten Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister Aspiranten ein Zeugnis des Reichs-Militärtheoretischen Unterrichtes auch brieflich.

H. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

Neue Vaterländische Musik.

Reincke, Carl, op. 201 Unser Kaiser Wilhelm, Gedicht v. Ernst v. Wildenbruch, 1. Singst. hochst. Part. Klav. u. 60 Pf. 1. Männerchor, Part. 25 Pf. Stimm. 60 Pf. 1. Schulausg. 8 Stimm. 10 Pf. 3 Stimm. 10 Pf.

Op. 200 Trauermarsch auf den Tod des Kaisers Wilhelm I. Für Klavier und Violoncello u. 20 Pf. Viol. u. Klav. 1.20. Cello u. Klav. 1.20. Viol. u. Klav. 1.20. Horn u. 20. Orchesterpart u. Stimm. 42. —

Mitt. Orch. 2. Viol. Cello u. Kl. 2. — Keyll, B. F., op. 48 Ubi bene ibi patria. Vaterländischer Walzer mit Text 1.50.

Neueste u. beste Schulen. — C. Colloschule v. H. Heberlein, 2 T. geb. 4. — *Kaiserschule v. R. Kietzer, 3 T. geb. 4. — *Kaiserschule v. J. A. Sokoloff, 1. — *Kaiserschule v. J. A. Sokoloff, 1. —

Op. 114. Letzt. Meisterwerk des berühmten Pädagogen, 3 T. geb. 4. — Konzertinschule, 4 Stimm. v. Sokoloff, 1. — Konzertinschule, 4 Stimm. v. Prussak, 2. — Konzertinschule, A. F. Bagant, 2 T. geb. 4. —

Flötensschule v. E. Köhler, 2 T. geb. 4. — Harmonikschule v. J. A. Sokoloff, 1. — Harmonikschule v. A. Michaelis, 1. —

Op. 1. Organisten, 2 Teile, geb. 4. — Harmonikschule v. F. Dräseke, 1 geb. 4. — Harmonikschule v. E. Köhler, 1 T. geb. 4. —

Violoncello v. A. Michaelis, 1 geb. 4. — Violoncello v. A. F. Bagant, 3 T. geb. 4. — Zitherschule, Wiener, v. Mayer, 1 T. geb. 4. —

Op. 1. Kleine Rubinstein, für junge Pianist, 70 ersten, heitere, kl. u. mod. Stücke, 100 Seiten, mit Fingersatz v. F. Friedrich, Pracht. Ausg. 4. — Billige Ausg. geb. 2. —

Verlag v. Jul. Meier, Zimmermann, Leipzig, sowie durch jede Buch- u. Musikhandl. —

Wirkt die D. Trauerfeier i. neuen Gewand heraus, Leipzig, Grossart u. wehwe. — die Signale schreiben über die Grosse Klavierschule von Louis Köhler, op. 114. — Das ausserordentlich gründliche u. bis ins einzelne gehende Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung.

Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen.

Die Violentechnik von C. Courvoisier. Preis Mk. 2. Ein unentbehrlicher Leitfaden für jeden Violinspieler, speziell für Tonbildung und Bogenführung. Verlag von P. J. Tonger, Köln.

Musikalien für Blas- und Streichorchester empfiehlt A. E. Birkendahl Verlag, Hb.-Schied-Söllingen.

Ersparnis!!!

Die richtige u. billige Gründung. Suchst du nachhaltigen Gewinn für den Familienhaushalt von 40 bis 60 Pf. Prospekt gratis u. franko. Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

95000 in neuem Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Preis-Klavierschule. Goldenes Melodienbuch. Leipzig. Preis 1.50. —

Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M.

gestiftet durch Vermächtnis des Herrn Dr. Joseph Paul Hoch, eröffnet im Herbst 1878 unter der Direktion von Joachim Raff, seit dessen Tod geleitet von Prof. Dr. Bernhard Scholz.

beginnt am 20. September d. J. in seinem neuerbauten Hause, Escherheimer Landstr. 4, den Winterkursus.

Der Unterricht wird erteilt von Frau Dr. Clara Schumann, Frau Marie Schumann, Frau Eugenie Schumann, Frau Florence Bassermann-Rothschild und den Herren James Kwast, Valentin Müller, Lazzaro Uzielli, Jakob Meyer und Ernst Engesser (Pianoforte), Herrn Heinrich Delhaar (Orgel), den Herren Dr. Gustav Gunz, Dr. Franz Krükl, Konst. Schabert und H. Hübner (Gesang), den Herren Konzertmeister H. Neumann, J. Haret-König und Fritz Bassermann (Violine und Violsche), Prof. Bernhard Cossmann und Val. Müller (Violoncello), W. Seibt (Kontrabaß), M. Kreitzschmar (Fagott), L. Mohler (Klar.), C. Preusse (Horn), Direktor Prof. Dr. Bernh. Scholz, J. Knorr und A. Egidi (Theorie und Geschichte der Musik), Dr. G. Veith (Literatur), Karl Hermann (Deklamation und Mimik), L. Uzielli (italienische Sprache).

Das Honorar beträgt für ein Hauptfach und die obligatorischen Nebenfächer M. 300, in den Perfektionsklassen der Klavier- und Gesangsschule M. 450 per Jahr und ist in zwei Terminen pränumerando zu entrichten.

Anmeldungen erbittet die Direktion schriftlich oder mündlich möglichst zeitig. Die Administration: Senator Dr. von Mumm. Professor Dr. B. Scholz.

Für Piano ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Neu! Drei Kaiser Gavotte Neu! von H. Hofmann, Preis 1 Mark. H. Hofmanns Musik-Verlag, Kirchberg 1. S.

E. Schmidt: Deutscher Sängerbain.

Geistliche und weltliche Männerchor. Mit sorgfältiger Berücksichtigung des Stimmumfangs. IV, 140 S. 8. Preis nur 80 Pf., geb. 1 M.

Für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Probe-Exemplar gratis. C. Bertelsmann in Göttingen.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld. Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikspreisen: Garantiert solide schwarze Seidenstoffe, weisse und erbsene Seidenstoffe, schwarze und weisse karierte und gestreifte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe für Wuschkleider, schwarze Sammet- und Peluche etc. etc. Uebrigens 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.

ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO. HAGEN Westph. PATENT-IEGELGUSSTAHLDRABT Spezialität. Garantie. KLAVIERSAITEN.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Gerhard Adam, WESEL empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten. Große Auswahl. Garantie 5 Jahre. Franklieferung.

Ein Libretto zu einer Operette für einen Männergesangsverein gesucht (event. Sopranstimme). Auftr. Dr. G. Sch. an die Exp. des Kölner Zeitblattes in Deutz.

Höchst interessante Novität! **Adlerflug.** Novelle aus Beethovens Jugendzeit von Wilhelm Koch. (Auf Grund zahlreicher, bisher unge-druckter Briefe aus Archivalien, welche über Beethoven bearbeitet.)

Dem grossen Tondichter ist hier zum erstenmale ein umfassendes, volkstümliches Denkmal gesetzt. Die Erzählung ist im höchsten Grade fesselnd u. lebendig geschrieben, elegant ausgestattet u. myt. dem Bilde Beethovens gezeit. — Preis M. 1.50. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung FRAZ GREVEN in Köln.

2 Texte eine Oper und ein Konzertwerk sind zu vergeben. Anfragen sub H. 4036 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

Eben erschienen in neuer Auflage: **Sehr leichte Tanzalben** a Bd. Mk. 1. — Schmetterlinge, 13 Tänze von H. Necke.

Märchen, 6 Tänze v. B. Rosella, Balkkönigin, 7 Tänze v. F. Burgmüller.

Lustiger Kinderball, 10 Tänze von Walter von Rosen. Verlag von P. J. Tonger in Köln.

A. Brücker Hammig & Co. Markneukirchen. Instrumentenfabrik.

Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten. Reparaturen schnell und billig. Preislisen franko.

6 italienische Violinen darunter Instrumente 1. Ranges verkauft sehr preisw. J. Siebert, Königl. ehem. Kammermusiker a. D. Kadebeul bei Dresden.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt. Ein Schmuck für jedes Zimmer. Solidität, Schönheit, Wohlklang.

franko. Katinallung gesendet. Köln, Untere Goldschmied Nr. 38. Barmen, 40 Bernweg 40. Rudolf Ibach, Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Violinen, ausserordentlich schöne Werke der heutigen Geigenhandwerk, ebenso Sittern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. Glasel & Herwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

Bei Auswahl einer Klavierschule

Bitte **Bild**
Kinderklavierschule
(8 M.) und

Reiser
Universalklavierschule

(8 M.) in Betracht zu ziehen.
Bild ist für jüngere und weniger talentierte Kinder sehr zu empfehlen.

Die billige und reichhaltige 150 Seiten große Notenformate umfassende **Reisende Schule** wird von Fachmännern u. Musik-Zeitungen als **„die beste Schule überhaupt bezeichnet“**.

Rob. Schumann Klavierkompositionen

mit Fingersatz, Vortragsbezeichnungen und instruktiven Erläuterungen versehen von Dr. O. Neitzel.

- Band I. Jugendalbum, 43 Klavierstücke.
II. Kinderszenen, 13 leichte Stücke.
III. Albumblätter, 20 Klavierstücke.
IV. Bunte Blätter, 14 Klavierstücke.
V. Waldszenen, 9 Klavierstücke.
VI. Phantasiestücke, Arabeske, Blumenstück.
VII. Humoreske, Toccata.
VIII. Davidsbündler, 18 Charakterstücke.
IX. Karneval, 21 seines mignones.
X. Kreisleriana, 8 Phantasien.
XI. Am spätesten von allen ist diese, Pianisten und Lehrern zu empfehlende Ausgabe. Dr. Spiro, Allg. Musikzeitung.

Tanz-Freuden.

16 leichte fortgeschritten geordnete Tänze für 1 und 2 Violinen mit und ohne Klavierbegleitung.

- Von Herrn. Necke, op. 39.
Für 1 Violine M. 1, Für 1 Viol. u. Klav. M. 2.
1. Schneeglockchen-Walzer. — 2. Namens-Tag, Schottisch. — 3. Schwanen-Rhein-land. — 4. Bistest-Galopp. — 5. Frühlings-lieder. Polka-Mazurk. — 6. O schöner Rhein! Walzer. — 7. Jockey-Polka. — 8. Ferra-Rheinländer. — 9. Liebesanruf. Polka-Mazurk. — 10. Immer stott, Galopp. — 11. Rucke dich, Schottisch. — 12. Träume der Liebe, Walzer. — 13. Künstlergrüße, Quadrille (Contre). — 14. Huldigungs-Polka. — 15. Frisch vorn, Marsch. — 16. Volkstanz, Quadrille à la cour (Lancers).
„Abgesehen davon, dass es wenige Tanzsammlungen für Violine gibt, zeichnet sich dieses Werk durch frische Melodien, glücklichste Klangwirkung und leichte Spielbarkeit aus.“

„Als Meisterwerk der Pädagogik“

empfiehlt das „Literaturblatt für Unterrichts-Statistik“ die

Preis-Violinschule

von H. Schröder (3 M.).

Klavier-Alben

à Bd. 1 Mk.

Sehr leichte Salonalbums.

- D. Krug, Doldenes Musikbuch, 64 Übungs- und Unterhaltungsstücke.
E. Rohde, Volkslieder-Album, 10 Volkslieder in leichtester Spielart.
E. Dreslaur, 32 Klavier- und Singstücke, beide Hände im Umfang von 5 und 6 Tönen, 2 Bände.
H. Necke, Schmetterlinge, 18 Tänze über beliebte Kinder-Volkslieder und Opernmelodien.
Jac. Bild, Taschenbibliothek Bd. I, 118 Volks- und Gesellschaftslieder.
Fr. Spindler, Blumenkörbchen, 4 melodische Übungsstücke.
B. Rosella, Mädchen, 6 Tänze.
Jugend-Album, 18 leichte Salonstücke.

Leichte Salonalbums.

- H. Hofmann, Skizzen, 9 Klavierstücke.
J. F. Kayser, Studentenpotpourri, enthaltend 27 Studentenlieder.
— Soldatenpotpourri, enthaltend 26 Soldaten- und Kriegslieder.
— Volkspotpourri, enthaltend 29 Volkslieder.
C. Bohm, Aus der Jugendzeit, 6 Bilder in Tönen.
Jac. Bild, Taschenbibliothek Bd. II, 82 Volks- und Gesellschaftslieder.
Leichtes Salon-Album, 12 beliebte Salonstücke.
Transkriptionen-Album, Bd. I, 12 Phantasien über beliebte Volkslieder. Bd. II, 12 der bekanntesten Lieder.
Fr. Behr, Alpenklänge, 8 Phantasien über beliebte Alpen-Melodien.
M. Oesten, Matrosenleben, 6 charakteristische Tongemälde.

Mittlere Schwierigkeit.

- Familienfeste, 12 charakteristische Gelegenheits-Kompositionen.
Frühlingsgrüße, 12 ansehnliche Vortragsstücke.
Rhein-Album, 14 ansehnliche Salonstücke.
Walzer-Album, 10 neue Walzer.
Monatsrosen, Bd. I, 11 beliebte charakteristische Salonstücke.
Monatsrosen, Bd. II, 12 neue charakteristische Salonstücke.
Lebensbilder, 12 charakteristische Salonstücke.
Gebirgsklänge, 12 neue Salonstücke.
H. Kipper, Kaiser-Parade, grosses Tongemälde in 6 Abteilungen.
— Kaiser-Serenade, grosses Tongemälde in 5 Abteilungen.
Kaiser-Album, 6 patriotische Kompositionen.

Einführung in die Klassiker.

Klavierstücke älterer Meister. Ausgewählt, mit Vortragszeichen und Fingersatz versehen von

N. J. Hompesch.

Eingeführt am Kölner Konservatorium. A Band Mark I.

- Bd. I. Ferd. Ries, 12 leichte instruktive Klavierstücke aus op. 124.
Bd. III. F. Kuhlau, 5 Rondos aus op. 41.
Bd. IV. W. Fr. Bach, 10 leichte 2stimmige Klavierstücke.
Bd. V. W. Fr. Bach, Schwerere Klavierstücke 1. Folge.
Bd. VI. — do. do. 2. Folge.

Balladen
Band IV

Band I—III je 14 Tänze enthaltend, erschienen wiederholt in neuen Auflagen und sind gleich Band IV à Mk. 1.— zu beziehen.

Loreley Männerchöre.

152 der beliebtesten

Partitur-Ausgabe, bequemes Taschenformat.

- Eleg. brosch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.
„Hier reht sich Perle an Perle.“
„Ein Bäder für Männergesangsvereine.“
„Ausgezeichnete Inhalt in würdiger Ausstattung.“
„Vom Guten nur das Beste.“
„Nur Perlen deutschen Sangs.“
„Eine unübertroffene Auswahl.“

Trombador gem. Chöre.

153 ausgewählte

Partitur-Ausgabe, bequemes Taschenformat.

- Eleg. brosch. 2 Mk., in Leinw. geb. 2.75.
Ein Pendant zu dem Männerchorwerke Loreley, bietet diese Sammlung das gediegene Alte im Wechsel mit neuen originalen Kompositionen.

Sängers Lieblinge.

Sammlung beliebter

Lieder mit Klavierbegleitung.

6 Bände je 12 Lieder enthaltend, à Mk. 1.50.

Band 1-4 für Sopran oder Tenor enthalten Lieder von Abt, Berens, Beyer, Dielrich, Fuchs, Gené, Draben-Hoffmann, Dröschel, Gumbert, Häser, Heiser, Hiller, Hirschfeld, Hompesch, Keller, Knappe, Kücken, Liebe, Liszt, Marschner, Methfessel, Necke, Standke, Stark und Weidt.

Band 5, 12 Lieder für Bariton.
1. Franz Abt, Dort hinter jenem Fensterlein.
2. A. Dreger, Rheinlich dich grüss ich dir breiter grüngoldiger Strom.
3. F. Gumbert, Die Thräne. Macht man ins Leben kaun.
4. C. Häser, Frühlingsfroste. Ich trinke dich.
5. K. Kreutzer, Warnung. Ziel nicht an den Rhein.
6. L. Liebe, Mein Heimathal. Hoch vom Himmel drohen.
7. L. Liebe, Herr Meister und Frau Meisterin.
8. H. Marschner, Trennung. O du lieber Schatz.
9. H. Marschner, Kein Tändeln mehr im Becher.
10. E. Methfessel, Walzerlied. Wenn Blüten umklingen.
11. Paul Schumacher, Rheinlied. O du mein Verlangen.
12. H. Weidt, Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen.

Band 6, 12 Lieder für Bass.
1. Jean Becker, Hier her. Mein Vater gar ein wackerer Mann.
2. A. Dreger, Op. 33, Nr. 1. Wirtstochterlein.
3. Franz Wirtin, Op. 33, Nr. 2. Die Wissenschaft beim Reben-saft.
4. A. Förster, Wunsch. Lassst einen Kiesen-wunsch.
5. Carl Häser, Op. 6, Nr. 2. Ins Herz hinein. Siehst du die Sternlein.
6. W. Häser, Op. 140, Nr. 3. Unwandelbarkeit der Liebe. Siehst du den Frühling währet nicht lang.
7. Ludwig Liebe, Op. 52, Nr. 1. Auf Wiedersehen. Sonnenschein.
8. L. Liebe, Op. 6, Nr. 4. In dem Winkel hinterm Ofen.
9. Franz Liszt, Im bist wie eine Blume.
10. Fr. Voss, Das Lied vom Dursi. Ein schlüpfames Ding.
11. H. Weidt, Op. 30. Wie schön bist du. Wie gerne dir zu Füssen.
12. F. W. Wolf, Op. 30. Ständchen. Steh auf.

Im Familienkreise

12 kleine und leichte Unterhaltungsstücke für Violine und Klavier

- von H. Hässner, op. 27. 2 Bde. à 1 M.
Band I. Romanze C dur — Scherzo G dur — Schilflein. H dur — Romanze G dur — Romanze D dur — Scherzo D dur.
Band II. Flieg e moll — Barcarolle G dur — Romanze F dur — Allegretto F dur — Melancolie A moll — Gondellied A dur.
Reizendere Stücke als diese leichtfertiger. Hässner'schen durften kaum existieren.

Lieder für
48 adser-
Lieder für
Stimme mit leichter Klavierbegleitung 4 Hefte à 1 M.
zusammen in 1 Bände 3 M.
Hefte 1 und 2 je 12 Volkslieder.
3 Beliebte Lieder von Schubert, Weber, Beethoven und Gurschmann.
4 Beliebte Lieder von Mendelssohn.

Verlag von P. J. Tonger in Köln am Rh.

IX. Jahrgang Nr. 15.

Stuttgart, 1888.



Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musik-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig

(vormals W. F. Zenger in Köln).

Inserate die halbjährliche Honorarstelle 75 Pfennig.

Belagen für je 1000 Expt. Carl 5.—

Kleinste Annahme von Inseraten und Belagen bei Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mfr. 1.—, Prachtdecken à Mfr. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Händler zu beziehen.

Peter Cornelius

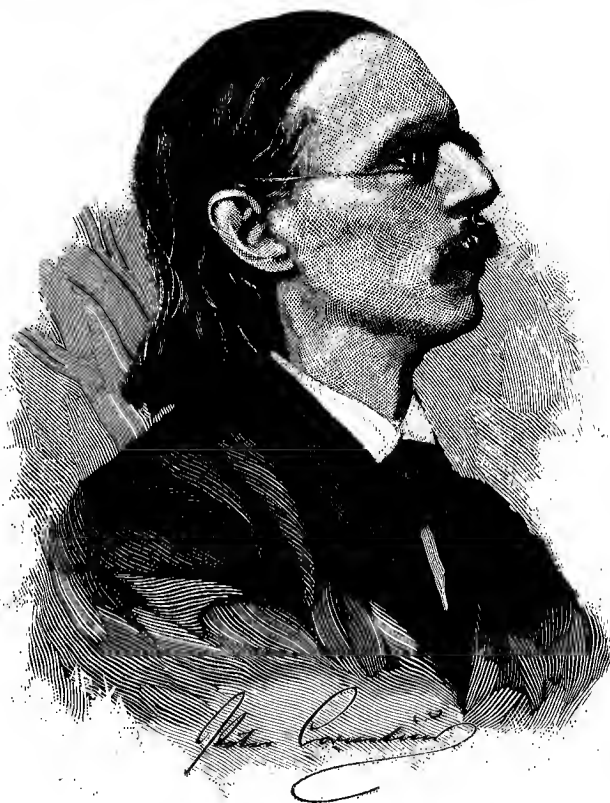
von

Hans von Basedow.

A 8

Wenn auch wenig bekannt und genannt, ist doch Peter Cornelius mit einer der bedeutendsten unserer neueren Komponisten. Eine eigenartige Künstlernatur! Sinnig, hart, von innen heraus schöpfend und doch wieder leidenschaftlich, kräftig ja gewaltig. Weiche, edle Harmonien gepaart mit schroffen Uebertönen und grellen Dissonanzen — gefühlvoll, ohne in ungehobelter Sentimentalität zu verfallen, voll von edlem, echtem Humor, der sich namentlich im „Barbier von Bagdad“ und einem Teil seiner Chöre ausdrückt. — Trotz ihrer hervorragenden Eigenschaften und ihres großen Gehalts findet man selten einmal ein Werk von Cornelius auf dem Repertoire. Das ist ein schlechtes Zeichen und beweist, daß nicht alle Dirigenten kunstverständlich sind und guten Geschmack haben. Speziell für Männerchöre hat Cornelius Werke geliefert, die auf keinem Programm fehlen sollten, sie sind zwar schwer auszuführen, aber ihre Schwierigkeiten durchaus nicht unüberwindlich, man verdient oft mehr Mühe an Werken, die nicht eine Probe wert sind.

Auch der Lebenslauf Cornelius' ist wenig bekannt. Hier sind die Hauptdaten: Am 24. Dezember 1824 wurde dem Mainzer Schauspieler Cornelius ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen seines berühmten Onkels:



Peter erhielt. Der Vater war, obwohl Schauspieler, ein fein gebildeter Mann, aus dessen Feder einige, allerdings längst vergessene Lustspiele stammen. Schon frühzeitig unterrichtete er seinen Sohn in den mannigfaltigsten Fächern, obgleich er ihn zum Schauspieler bestimmt hatte; er ging dabei von dem sehr gesunden Prinzip aus, daß auch einem Bühnenkünstler wissenschaftliche Bildung nicht schaden könne. Schon als Kind sah Peter große Liebe zur Bühne, wie es ja nicht anders möglich. Auf junge Phantasiebegabte Gemüter macht die Bühne mit ihrem bunten Flitter, das schimmernde poetische Theaterleben einen großen Eindruck — dazu kommt noch das bestechende Hervorgehobenwerden, das Ueberallgenanntwerden — wie leicht läßt sich das auf der Bühne erreichen, man reicht ein wenig Coullisse, streut dadurch dem Publikum Sand in die Augen, der Applaus, der Sturm ist da! — So die Meinung — ein schöner Gedanke, 's ist aber anders! — Diese Lust hegte auch Peter, der für Kinderrollen in Mainz engagiert war und seine Gage auch regelmäßig in Gestalt einer Zuckerrübe ausgezahlt bekam. Die Theaterleidenschaft, die der Vater kräftig unterstützte und nährte, da sie mit seinen Ideen harmonierte, hinderte aber nicht, daß Peter auch für die Musik schwärmte.

Der Vater, selber der Musik sehr zugehen, bemerkte des Knaben Zuneigung, ging liebreich darauf ein und ließ ihm Unterricht erteilen, vorläufig im Ge-

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

sang und Klavierpiel bei einem Choristen des Stadttheaters, namens Scharrer, der, wie das viel zu finden, Unterricht erteilte, um seinen mageren Gehalt aufzubessern. Scharrer war ein gebiegender Lehrer, der manches Talent für die Bühne ausgebildet, seine musikalische Befähigung, sein Unterricht war aber mehr konventioneller Natur und entbehrte der künstlerischen Weisheit.

Im Hause des Vaters sammelte sich ab und zu eine Anzahl von Hausfreunden zu kleinen musikalischen Unterhaltungen, Proben neuer Kompositionen etc. — Diese waren es auch, die Peters Liebe zur Musik erheblich steigerten, wenn er auch noch nicht im entferntesten daran dachte, selbst einmal Musiker zu werden: Bühnenkünstler war sein Ideal! Von den Hausfreunden waren es namentlich der unglückliche Violonist Baumy und der später zur Bedeutung gelangte Kapellmeister Robert Gieser, von denen er künstlerisch befruchtet wurde.

Ein hitziges Nervenfieber warf Peter aufs Krankenlager; — in Wiesbaden, wo er als Schauspieler debütierte, hatte er einen argen Mißerfolg erlebt; dies mochte wohl die Strafe sein zum Ausdruck gebracht und seine Leidenschaft zum Theater gedämpft haben, — er rang heftig mit sich, der Gedanke Musiker zu werden schien ihm nicht so unsehbar, blieb er doch als Komponist „solus inter Opera“ in fester Verbindung mit dem Theater. Außerdem hatte er als Musiker schon einen gewissen Erfolg zu verzeichnen: In seinem 16. Lebensjahre war er nämlich schon als zweiter Violonist mit nach London gegangen, wohin das Münzger Orchester, das damals eines der besten war, an die deutsche Oper engagiert war. Fester und fester wurde sein Plan und als er genau, wollte er ihn dem Vater mitteilen — es war zu spät, der Vater starb.

Der Onkel, der berühmte Vater, der Schöpfer des Fausts, der Odyssee, der Begründer einer großen Schule übernahm nun die Sorge für Peter. Er erkannte des Jünglings Fähigkeit und gab ihm zu Dehn nach Berlin, der damals einer der bedeutendsten Lehrer war, aus dessen Schule Männer wie Aukrat, Vargel, Kiel etc. hervorgingen. Bei seiner Ausbildung wurde namentlich auf die Komposition Wert gelegt, auf das Gelingen und Eben seiner Anlagen, außerdem wurde sein bedeutendes pädagogisches Talent liebreich gepflegt. Im großen und ganzen war der „strengste Stil“, die „veraltete“ Schule, die nur an wohlgeleiteten Sonaten, an Vokalen etc. Gefallen fand, nicht Cornelius' Sache — das freie Schaffen, unangeführt vom Schulzwang, den das Genie ja doch umfassen muß, war seine Leidenschaft. Drei Jahre studierte er eifrig bei Dehn, um dann, angestaltet mit einem „Meisterbrief“, den er von Friedrich Schreier in Dessau auf Grund vorgelegter Kompositionen, unter denen sich eine Symphonie, eine Messe, ein Stabat mater, Sonaten, Quartette etc. befanden, erhielt, Berlin zu verlassen — bald aber kehrte er zurück.

In die Zwischenzeit fällt seine erste Liebe! Ihr haben wir den Bräutigam Cornelius zu verdanken, denn er ließ sein Gefühl in einem Bündchen Gedichte ausdrücken.

In seiner zweiten Berliner Periode waren es vor allem Wagners Werke, die er fleißig studierte. Sie gründlich kennen zu lernen, war sein Wunsch, der ihm in Berlin nicht erfüllt wurde, deshalb entschloß er sich 1853, „ein paar Tage“ nach Weimar zu gehen, um dort diesen Wunsch zu realisieren. Kaum dort angelangt wußte er, daß die Tage Jahre werden würden, — er kehrte nicht nach Berlin zurück. Liszt's faszinierende Persönlichkeit zog ihn mächtig an, hier amete er Künstlerluft, war frei von den fleischlichen Reizen der Berliner Schule.

Er schwamm in seinem Elemente, war unter kongenialen Naturen.

Weimar war damals der Ausgangspunkt der modernen Musik, mit Liszt zog ein neuer Geist in den alten Musikweltkreis ein, die „Ältere“ war seit 1848 der Sammelplatz aller einigermaßen bedeutender Musiker. Weimar allein bot die neuesten Werke, Liszt hatte dort der „Wagnerischen Richtung“ Eingang verschafft, und ebenso die Bekanntschaft mit dem großen Franzosen Verlioz, der 1852 nach Weimar kam, vermittelt.

In diesem Kreise fühlte sich Cornelius wohl, das geistreiche, wenn auch etwas teichte Leben sagte ihm zu. Hier schuf er seine komische Oper „Der Barbier von Bagdad“, die Liszt 1859 zur Aufführung brachte. Diese Oper war auch später die causa movens des Mißtrittes Liszt's vom Kapellmeisterposten am Hoftheater. Kritikloses Publikum, sagen wir unverständiger Meos, Meider und Feinde Cornelius' und Liszt's brachten durch gemeines Zischen und Pfeifen

Liszt dahin, den Dirigentenstab hinzunehmen und zu gehen.

Der Weimarer Sängerin Mosa von Witte widmete Cornelius 12 Sonette (erschienen Wien 1859).

1860 siedelte Cornelius nach der Stadt Weimars, nach Wien über. Er arbeitete hier an seiner zweiten Oper „Gid“, weit schwächer als der „Barbier von Bagdad“, die auch nur einmal in Weimar gegeben wurde. Im übrigen war er hauptsächlich schriftstellerisch tätig. Seine Feder erfreute sich eines solchen Rufes, daß ihm einige Redaktionen angetragen wurden.

Richard Wagner hatte ihm freies Gedenden bewahrt und berief ihn 1864 nach München. Cornelius leistete dem Rufe natürlich Folge und wurde daselbst Professor der Harmonie an der kgl. Musikschule.

Hier bewährte sich namentlich sein hervorragendes pädagogisches Talent. Eine Reihe seiner besten Werke schuf er hier, die Oper „Gid“, die er nicht vollenden sollte.

Cornelius, der stets leidend war, erkrankte heftig, so daß die Ärzte schlimme Zustände rieten; er beschloß, einige Wochen nach seiner Vaterstadt Mainz zu gehen. Mit guter Hoffnung reiste er ab — er sollte nicht zurückkehren — am 24. Oktober 1874 erlag er seinen Leiden.

Ein edler Mensch, ein großer Musiker war mit ihm aus dem Leben geschieden.

Vorher wir Cornelius den Meister betrachten, wollen wir einen kurzen Blick auf Cornelius den Dichter werfen.

Seine Lieder (Best 1861) atmen eine Fülle von Poesie und Ammut, es sind echt volkstümliche Strophenlieder, durch die zum großen Teil ein religiöser Zug geht. Die Programme zu Liszt's symphonischen Dichtungen überließ er, ferner dessen „Lieder der Wagner und die Musik in Ungarn“ (Best 1861), sowie die Sonette von Mikiewicz, die er seiner Schwester widmete, die als Lyrikerin (Mönnig und Dichter, Verhängnisvolle Perioden etc.) bekannt ist. (Die Sonette erschienen in Weimars Universalbibliothek Nr. 76.) Außerdem kamen aus seiner Feder Zeitschriftenartikel, musikwissenschaftliche Aufsätze etc.

Wenn wir zum Musiker über. In seinen Gesangskompositionen ist vor allem die Anpassung des Tones an das Wort bewundernswert, dann die stets charakteristische Begleitung, die einzelne Epochen aus dem Texte heraushebt und musikalisch verarbeitet. So wird im op. 3, „Trauer und Trost“, der Ton h im ersten Liede von einer Singstimme ausgehalten, im zweiten von Klavier. Der Inhalt des Gedichtes veranlaßt die Komposition zu dieser Tonmaterie. Ein Wort ist ihre Basis für den musikalischen Ausdruck.

Die Weihnachtslieder op. 8 zeichnen sich durch ihren wahr empfindenden religiösen Zug aus. Die Behandlung der Singstimme ist, wie immer, genial. Die Begleitung bildet oft ein Gewebe für sich.

Die Tränenlieder op. 9 für Männerstimmen beweisen Cornelius' glänzende Begabung für Chorcomposition. In unserer gesamten Chorliteratur findet man wenig Kompositionen von dem tiefen Gehalte, der edlen Gestaltung, dem klaren Ausdruck dieser Tränenlieder. Nicht minder bedeutend sind die Chorlieder op. 11. Wie wunderbar sind die Gefühle in dem Heimgedanken Liede „Der Tod“, das ist die kühle Nacht“ ausgedrückt. Gemüthlich schreiet der erste Chor daher, friedlich, still der zweite.

Ebenso bedeutend war Cornelius als Opernkomponist. Die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ genahmt im Ausdruck des volkstümlichen Humors an Marchner und Weber, während der orchestrale Teil oft von Wagnerischem Geiste befeuert ist. Mehr darauf einzugehen mangelt der Raum. Große Gestaltungskraft bewies Cornelius in der unvollendeten „Gid“.

Um ein abschließendes Urteil zu fällen, sagen wir: Cornelius war ein großer Künstler, der seine eigenartigen Wege mit vollster Berechtigung ging. Geistreich wie er war, schuf er nichts, was nicht den Vorwurf vollständig dächte. Wenn ihn unsere Zeit nicht anerkennen will oder — kann, stellt sie sich selbst damit ein testimonium paupertatis an.



Der Kindergesang und seine Pflege

von
Dr. Aug. Reißmann.*

I.

Kann der Gesang im jugendlichen Alter gesundheitsgefährlich werden?

Die jungen Mütter tragen noch vielfach Bedenken, ihre kleinen Lieblinge früh schon zum Gesange anzuregen, weil sie fürchten, dem zarten Organismus derselben damit zu schaden. Sie verstehen durchaus nicht, welchen Reicher schon die elementare Wirkung von Ton und Klang auf den Sängling auszuüben vermag; wie das geungene Liedchen dann dem sich allmählich auch geistig entwickelnden Kinde nicht nur höchste Freude bereitet, sondern geradezu fördernd auf die Entfaltung seines geistigen Lebens einwirkt; aber daß es auch schon früh selbstthätig am Gesange beteiligt, daß es sein Stimmsein heil und frisch selbst ertönen läßt, das suchen sie häufig geradezu zu hindern, aus Furcht, die körperliche Entwicklung damit aufzuhalten.

Wie wenig begründet diese Befürchtung ist, das lehrt die oberflächliche Betrachtung der beim Gesange beteiligten Organe. Dazu gehören in erster Reihe die Lungen, welche durch die Einführung der Luft in die zur Erzeugung des Tones nötige Luft zuführen.

Die Kräftigung der Lunge, durch äußere Anregung zur Thätigkeit derselben, gehört aber zu den Hauptforderungen einer geistig-physiologischen Pflege des körperlichen Wachstums selbst der Sänglinge. Es ist hinlänglich bekannt, daß es die Lunge sehr genügt, wenn die Kinder im frühesten Alter Grund zum Schreien haben, als Lungenprobe und Lungen gymnastik. Wenn nicht andere Nachteile dadurch herbeigeführt werden, lassen sie es gern geschehen, daß die den Sängling zu seinen Mundgebungen veranlassenden Schmerzen nicht sofort gestillt werden, weil der Gebrauch der Lungen diese entschieden fröhlich.

Gewissenhafte Lehrer und Erzieher aber achten mit peinlicher Sorgfalt darauf, daß Kinder, wenn sie längere Zeit stillstehen sollen oder gar in einer etwas gebogenen Stellung beim Schreiben oder Lesen verharren müssen, von Zeit zu Zeit wieder ganz aufrecht sitzen und, möglicherweise nach dem Tempo, mehrmals recht tief aufatmen und den Atem langsam ausströmen lassen, weil solches die Lunge außerordentlich kräftigt und ihre Thätigkeit befördert.

Gewissenhafte und auf das körperliche Wohl ihrer Schüler bedachte Lehrer verhalten sich selbst gegen das laute Atmen, wie gegen die etwas starken Ausdrücke der Freude und des Jähzorns der Kinder nicht so streng abweisend, so lange die Ausrufungen sich nur einigermaßen noch in den Grenzen der Wohlthatigkeit halten, weil auch derartige Lungenproben gesundheitsförderlich sind.

Der Gesang aber ist zunächst im Grunde nichts weiter als eine solche rein äußerliche Lungenprobe, in welche durch die Anlehnung zum Singen nur System gebracht wird.

Während man sonst bei allen Lungenübungen die Kinder halten muß, recht tief Atem zu holen und die Luft in der Brust ohne Anstrengung etwas stehen und dann langsam ausströmen zu lassen, werden sie beim Gesange inständig dazu veranlaßt. Das Ausströmen und Anhalten des Atems aber bildet bekanntlich auf den unteren Stufen schon eine wichtige Disziplin des Gesangsunterrichts.

Der gewissenhafte Gesangslehrer wird seine Schüler früh zur Atemdisziplin anhalten, damit sie so wenig wie nur möglich Luft ausströmen lassen. Das wird namentlich durch den mit halber Stärke — oder wie man sagt: mit halber Stimme — ausgeführten Gesang, der auf dieser Stufe einzig zur Anwendung kommen darf, namentlich gefördert. In dieser Weise ausgeführt, kann der Gesang des Kindes nicht anders als nur wohlthätig auf die Entwicklung der Lungen einwirken, wohlthätiger als jede der anderen angeführten Übungen der Lungenübungen.

Wie bei jeder andern Entfaltung der Muskelthätigkeit muß natürlich auch hier Vorzicht obwalten, daß man die Kinder nicht aufrege oder zur Unzeit, wenn sie ermüdet oder erhit sind, oder unmittelbar

* Diese treffliche Arbeit des berühmten Autors behandelt:
I. Kann der Gesang im jugendlichen Alter gesundheitsgefährlich werden?
II. Der Gesang in der Ackerkinder.

III. Der Schulgesang.

nach dem Essen, oder mit hungrigem Magen singen läßt, weil sie dann meist auch unfähig selbst zu dieser sonst so beliebten Thätigkeit sind.

Werden diese, in der Natur aller Organe begründeten, allgemeinen Vorkehrungsregeln beobachtet, dann kann der Gesang in der vollendeten Reife den Lungen nicht nur nicht gefährlich werden, sondern er muß außerordentlich stärkend auf sie einwirken und ihre Thätigkeit regeln und beleben helfen. Welch wichtigen Teil aber die Lungen im ganzen Organismus des Körpers bilden, dem sie die atmosphärische Luft als eines der wichtigsten Lebensbedürfnisse zuführen, ist hier nicht weiter zu erweisen.

Weiterhin kommen der Kehlkopf und vor allem die Stimmbänder in Betracht, deren Organisation eine Schädigung in früherer Jugend durch Gesang kaum befürchten läßt. Sie sind so geschmeidig und leicht beweglich, daß auf der frühesten Stufe ihres Gebrauchs nicht einmal Ermüdung eintritt. Der Sängling macht sich selber durch sein Kreischen, Schreien und vergnügtes Krähen müde, nicht aber auch seine Stimmwerkzeuge, und die gleiche Beobachtung kann man fortwährend an Kindern von zwei und mehr Jahren machen, die oft stundenlang ununterbrochen vor sich hin singen, ohne die mindeste Ermüdung der Stimmbänder oder des Kehlkopfes zu zeigen.

Wenn Mütter und Erzieher es verstehen, die in diesen frühen Jahren sich zeigende Gesangslust in die rechte Bahn zu lenken, dann ist gar nicht die geringste Gefahr vorhanden, dann müssen auch diese Organe durchdauern zur leistungsfähigen durch die Pflege des Gesanges werden.

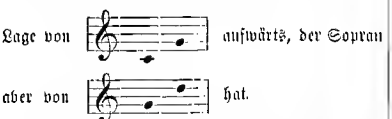
Nicht das Singen an sich schadet der Stimme, sondern nur die Vernachlässigung der natürlichsten Erfordernisse der Pflege derselben.

Ist irgend ein Organ besonders erkrankt und erregt, so ist es gefährlich, es plötzlich abzufallen; aus dem Grunde ist es auch zu vermeiden, die durch Gesang in Bewegung gesetzten Lungen, die Luftschläue, den Kehlkopf und die Stimmbänder durch Einlaß der rauhen Luft oder des kalten Wassers plötzlich zu erkälten. Man darf also nicht sofort nach dem Gesange sich in kalte Luft begeben oder ein kaltes Getränk trinken und muß namentlich vermeiden, daß das Kind thut.

Diese sind ferner leicht geneigt, ihre Gesangsorgane hauptsächlich in den höheren Lagen zu brauchen, und hier ist es Sache der Mütter und der Erzieher, die Kinder an einen mittleren Normalton zu gewöhnen, damit er ihnen als der natürliche geläufig wird. Die anhaltende Verwendung der höheren Lagen des Organs in diesem Alter fördert das Organ entschieden nicht, wenn es vielleicht auch keinen direkten Schaden bringt. Soll der Gesang auch in diesem frühen Kindesalter gedeihen, so ist es erste Aufgabe: die Kinder an die ihnen bequemste Lage zu gewöhnen und dann ist jede Gefahr vollständig ausgeschlossen.

Diese beginnt erst in späteren Jahren, in der Zeit, in welcher der Knabe zum Jüngling heranreift, das Mädchen zur Jungfrau, weil sich alsdann auch eine Veränderung in Tonlage und Klang der Stimme vollzieht. Auch vorher wird allerdings schon die Einwirkung in die betreffende Stimmklasse notwendig. Wir wissen, daß es auch bei den Kinderstimmen schon hohe und tiefere Stimmen gibt, Sopranstimmen und Altstimmen, die beide hauptsächlich im Kehlkopf unterschieden sind und dementsprechend auch in Tonlage und Stimmklang. Der Kehlkopf der hohen Kinderstimmen ist etwas kleiner und feiner gebaut, als der der tieferen; daher die höhere Tonlage der Sopranstimme und die hellere Klangfarbe den Altstimmen gegenüber. Da es indessen Altstimmen gibt, die auch eine beträchtliche Höhe haben und die Unterschieden im Stimmklang namentlich auf dieser Stufe nicht immer entschieden hervortreten, so sind Mißgriffe in der Stimmereinrichtung leicht gemacht und diese können nicht nur der Stimme, sondern der Gesundheit gefährlich werden.

Der Lage nach sind diese Stimmen um etwa eine Oktave getrennt, so daß die Altstimme ihre bequemste



Stellt man nun einen Altstimm unter den Sopran, und umgekehrt, so haben beide vorwiegend in den ihnen weniger bequemen Lagen zu liegen, was nach-

teilig für die Stimme und selbst für das allgemeine Wohlbefinden werden kann.

Sicherer noch als aus dem Stimmklang und dem Klang ist in solchen zweifelhaften Fällen aus dem Gesichtsausdruck zu erkennen, ob das betreffende Organ in die entsprechende Stimmklasse eingereicht ist oder nicht. Zeigen sich auf dem Gesicht Spuren des Unbehagens während der Schüler die, der betreffenden Stimmklasse bequemen Töne singt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er in eine andere, höhere oder tiefere Stimmklasse gehört. Der gewissenhafte Lehrer muß eben auf alles achten lernen, um namentlich auch in zweifelhaften Momenten das Nützliche zu ergreifen.

Daß aber bei der richtigen Behandlung auch Kehlkopf und vor allem die Stimmbänder nicht nur keinen Schaden erleiden, sondern ebenso wie die Lungen in ihrer Entwicklung gefördert werden, ist kann noch weiter zu erweisen. Wie der mit Vorsicht aber auch Energie gehöte Gebrauch aller Glieder diese nur stärkt und widerstandsfähiger macht, so gewiß auch die Stimmorgane und Muskeln des Kehlkopfes durch die Thätigkeit beim Gesang, und die Fälle, daß Kinder und Erwachsene sich im Anzuge befindliche Heiserkeit hinwegzuringen haben, dürften viel häufiger sein, als die umgekehrten, daß durch unvernünftige Heiseranregung solche herbeigeführt wurden. Ganz berast aber muß der Gesang und die Unterweisung darin auf die Entwicklung der Sprache den wohlthätigsten Einfluß ausüben.

Kundst ist es ja doch wohl unbestritten, daß das gesungene Organ auch einen stimmungsvollen Sprechton erzeugen muß, und jede Lebung des reinen Singtons muß selbstverständlich auch den Sprechton entwickeln helfen.

Die Unterweisung im Gesange macht aber zugleich auch systematisch betriebene Sprachübungen notwendig, namentlich bei uns Deutschen, weil bei unserer Vokaleinheit eine viel energiegeladene Durchdringung von Wort und Ton geboten ist, als bei den übrigen Nationen. Das deutliche Lied und die deutliche Vokalmusik überhaupt erfordert eine so gewissenhafte Berücksichtigung des Wortes und so enge Verknüpfung des Tons mit dem einzelnen Wort, daß früh schon mit dem Gesangsunterricht Sprechübungen verbunden werden müssen und daß die Verbindung von Wort und Ton ganz besonderer selbstständiger Übung schon auf den untersten Stufen der Unterweisung bedarf.

Als ganz ungerechtfertigt muß endlich das Bedenken: als könne der Gesang in der Kinderstube leicht nervös reizbar machen, zurückgewiesen werden. Bei den Klängelementen konnte man eine solche Wirkung eher annehmen und daß auch der Klavierklang leicht bei Kindern schon nervenanregend wirkt, ist nicht zu leugnen.

Der Ton der Menschenstimme aber wirkt vielmehr beruhigend als anregend selbst in seiner sinnlich reizvollsten Färbung, in welcher er wohl in der Kinderstube nicht leicht erlösen dürfte. Das müssen arg verwöhnte Nerven sein, die bei der kindergesungenen nicht zu beruhigen vermag, nimmer aber dürften solche unter den Kindern selbst zu finden sein. Bei diesen wird die Wirkung des Gesanges, den sie selber ansprechen oder den sie zuhören dürfen, immer die gleiche sein, welche wir bereits andeuteten. Sie wird den Schmerz stillen und die Freude erhöhen helfen und sich zugleich als ein vortreffliches Erziehungsmittel auch nach dieser Seite bewähren.

In einer Kinderstube, in welcher der Gesang eines der wesentlichsten Mittel der Unterhaltung bildet und auch die Spiele der Kinder regeln hilft, werden auch Freude und Anbel nicht bis zu ferner lebenden Ausgelassenheit ansatzten, welche leicht Gefahren für Körper und Geist der Kinder mit sich bringt; besser noch wie Unterweisung und Ermahnung oder gar Strafen ist er im Stande, auch unter lebhaften, zu Ausdehnungen leicht geneigten Kindern Gewissung zu verbreiten. Weil er mehr als alle andere Unterhaltung fest und anregt, ist er am meisten geeignet, die Kinder in geordneter Theilnahme an Übungen zu erhalten und sie so zu einem wohlthatigen Verhalten zu erziehen.

Nachteilig konnte der Gesang in der Kinderstube nach alledem nur dann werden, wenn er unvernünftig betrieben wird, und das ist auch bei allen andern, auch noch so nützlichen Übungen und Fertigkeiten der Fall. In entsprechender Weise eingeführt, muß er selbst zu einem, die körperliche Entwicklung des Kindes fördernden Hilfsmittel der Erziehung desselben werden, und man soll unbedingt damit beginnen, und zwar in der Kinderstube, sowie im Kinde selber sich die Übung dazu zeigt. Wenn es verdrückt, einzelne Phrasen des Liedchens der Mutter oder der Amme nachzusingen, wenn es bei seinen Spielen

ohne äußere Anregung einzelne Töne vor sich hin zu singen beginnt, dann mögen Mütter und Erzieher oder ältere Geschwister ihre helfende Thätigkeit beginnen, indem sie diese einzelnen Töne angreifen, durch Vorsingen festhalten lassen, um daran dann eine interessante Unterweisung zu knüpfen, wie sie im nächsten Kapitel dargelegt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Haydn-Autograph.

Von
Emil Jonas.

Die Bibliothek der königlichen Musikalischen Akademie in Stockholm, welche schon bei mehreren früheren Gelegenheiten großartige Proben der Freigebigkeit des Königs Oskar II. erfahren hat, hat kürzlich ein außerordentlich wertvolles Geschenk von dem Könige erhalten, nämlich einen eigenhändigen Brief von Joseph Haydn. Dieses kostbare Autograph ist für die Akademie von ganz besonderem Interesse, und zwar aus folgender Veranlassung.

Am 7. Februar 1798 waren die Mitglieder der Musikalischen Akademie im Plenum versammelt; als Vorsitzender fungierte der Kanzleirat Henrik Alexander; am Schluß der Sitzung schied der damalige Sekretär Krigel einige ausländische Komponisten zur Aufnahme vor, deren Namen später der Nachwelt überliefert worden sind: Europas größten Instrumental-Komponisten Joseph Haydn, J. G. Albrechtsberger, Geyrin und d'Alnaco.

Dieser Vorschlag, mehrere so hervorragende Meister der Akademie einzusprechen, wurde „ohne Votierung und mit Acclamation“, wie es im Protokoll heißt, einstimmig angenommen.

Es wurde beschlossen, daß die Mitglieds-Diplome den Auserwählten zugesandt werden sollten.

Indessen wurde in der Herbst-Zusammenkunft desselben Jahres angezeit, daß mit Rücksicht auf das zwischengekommene Hindernisse die obengenannten Diplome noch nicht abgesandt worden wären; aber man beschloß, daß dies jetzt gleichzeitig mit der Absendung des bei dieser Gelegenheit unerwählten Mitglieds, des schwedischen Chorgesängers F. S. von Silfverholpe in Wien, geschehen solle. Und so geschah es in der That.

Haydn erhielt sein Diplom durch den eben genannten Silfverholpe, der bereits damals einer der intimsten Freunde des berühmten Meisters war. Silfverholpe war bei der Gesandtschaft in Wien im Jahre 1796 angestellt worden, war aber schon zehn Monate dort gewesen, bevor es ihm gelang, den gezeichneten Kompositionen zu sehen. Dies geschah im folgenden Jahre, im März 1797, in einem der Konzerte, welche in der Karnevalszeit beim Fürsten Schwarzenberg gegeben wurden, und zu welchen der schwedische Diplomat Zutritt hatte. Er ließ sich dort auch Haydn vorstellen, und dieses Ankenntnis gab die Veranlassung zu einer Freundschaft, die nicht nur während Silfverholpes Anwesenheit in Wien bestand, sondern mit unerminderter Kraft viele spätere Jahre überdauerte.

Der kunstliebende junge Diplomat hatte schon Gelegenheit gehabt, den alten Meister mit der Tonkunst der Gegenwart in Schweden bekannt zu machen, und hatte ihm verschiedene Kompositionen von Strauss gezeigt, für welchen Haydn ein großes Interesse nährte.

Man kann sich deshalb leicht Silfverholpes Freude vorstellen, als er den Auftrag erhielt, dem berühmten Tonkünstler die Vernehmung als Mitglied der schwedischen Musikalischen Akademie zu überbringen.

Nach erzählt er selbst in seinen Memoiren, daß Haydn sich durch das Diplom der Akademie sehr geschmeichelt zeigte, und er unterließ es keinem, auf seinen im Druck erscheinenden Musikwerken den Ehren-titel dieser Gesellschaft anzubringen.

Haydn entwarf ein Dankschreiben an die Akademie, doch nur im Konzept, denn er wollte, daß sein Freund Silfverholpe es erst durchlese.

Dieses Konzept wurde dann abgeschrieben und an die Akademie abgesandt. Es wurde beim Anwesenheit der Akademie am 5. Juli 1799 vorgelesen und bei dieser Gelegenheit auch zugleich die Dankschreiben der in Wien lebenden Komponisten Albrechts-

berger und Salieri vorgetragen — und zu den Alten gelegt, wie man glaubte.

Dies ist jedoch nicht geschehen, denn mit Erstaunen und Verwunderung war man genötigt zu konstatieren, daß dieser Brief, merkwürdig genug, in dem sonst so vollständigen Protokoll der Akademie für das genannte Jahr sich nicht vorfand.

Besonders hatte man alle Ursache, den Verlust des Haydnischen Briefes zu beklagen, da es natürlicherweise von höchstem Interesse gewesen wäre, zu erfahren, in welchen Worten eine der hervorragendsten Größen der Tonkunst sich mit der schwedischen Kunstanstalt in Verbindung setzte.

Im vergangenen Sommer erfuhr der Bibliothekar der Musikalischen Akademie, Herr Fritz Hof Kronhamm, durch einen Zufall, daß ein jetzt in Stockholm wohnender Musiker einen eigenhändigen Brief von Joseph Haydn besitze, den er zu verkaufen bräuhigete, wenn dies nicht bereits geschehen sei.

Er suchte natürlicherweise sofort den Mann auf. Dieser nahm eine kleine mit Goldbleiten eingerahmte Tafel unter Glas von der Wand. Sorgfältig durch das Glas geschaut und auf einen Papbogen gestellt, befand sich darin ein mehrere Zoll breiter, vom Alter vergilbter Papierstreifen.

Aber was war es, das auf demselben geschrieben stand? Beim ersten Anblick war es nicht leicht, es zu entziffern, obgleich die Schrift nur unbedeutend verblasst sich zeigte. Bei näherer Beschichtigung fand man in steiler aufwärtiger Handschrift einen Brief Joseph Haydns.

Man kann sich die freudige Überraschung des Bibliothekars vorstellen, als er entdeckte, daß er das so lange vermiste und gewünschte Dankschreiben an die Akademie vor sich hatte, wenn auch nur im Konzept; denn hier lag gerade jener Entwurf vor, den Haydn Silberstolpe gezeichnet hatte.

Nicht ein Wort darin ist geändert, und wäre der Brief nicht mit ein paar Initialen nur unterzeichnet und das Papierformat so minutiös, wie es ein zufällig ergriffenes Stück Papier zu sein pflegt, so würde man kaum glauben, daß man hier nur ein Konzept, und nicht den Brief selbst, vor sich habe.

Von Silberstolpe war der merkwürdige Brief in die Hände des bekannten Musik-Theoretikers Abraham Wankel gekommen, der seinerzeit kleine geistliche Konzerte in der Mariakirche in Stockholm zu veranstalten pflegte, wo er viele Jahre hindurch als Organist wirkte. Ihm ein erhöhtes Interesse bei den im Chor mitwirkenden Damen und Herren zu erwecken, veranlaßte Wankel an einem Frühlingstage des Jahres 1837 eine kleine Lotterie, in welcher allerlei Dinge zu gewinnen waren, und unter diesen Gewinnen befand sich auch der eben erwähnte Brief Joseph Haydns. Derselbe wurde bei der veranstalteten Ziehung von dem oben genannten Musiker gewonnen.

Dieser hatte photographische Kopien von dem Briefe machen lassen und dieselben nach London geschickt, um auf dem reichen englischen Markte Käufer für dieses merkwürdige Autogram zu finden.

Diesem Umstand mußte natürlicherweise vorgebeugt werden, und durch König Oscar's Dazwischentreten wurde diese drohende Gefahr abgewehrt. Der König ließ unverzüglich das kostbare Dokument für die Akademie erwerben, in deren Autographensammlung es nunmehr ruht, neben einem anderen wertvollen Haydn-Autograph: einer eigenhändig geschriebenen Symphonie in Partitur, welche zu Anfang des Jahrhunderts von einem der Schüler des großen Meisters an die Akademie geschenkt wurde.

„Es ist mir unmöglich,“ schreibt Haydn unter anderem in diesem Briefe, „mit Worten die Lieberachtung und die Freude auszudrücken, welche ich fühle und stets fühlen werde, als ich von dem Herrn Legationsrat von Silberstolpe das Diplom der Königlich-schwedischen Musikalischen Akademie empfangen, in Folge dessen ich unter ihre Mitglieder aufgenommen worden bin.“

Ich beklage nur, daß ich in meinem hohen Alter und mit einem schwachen Talent nicht dieser großen Ehrenbezeugung entsprechen kann. Aber wenn die Vorlesung mit noch einige Jahre hindurch die erforderlichen Kräfte dazu giebt, dann würde ich der hochwichtigen Gesellschaft eine kleine Erinnerung schenken.

Ich bringe meine aufrichtige Dankagung dem Herrn Präsidenten C. F. von Fredenheim (Vorzutendamt, Präsident der Musikalischen Akademie 1798 bis 1799) und der ganzen hochgeschätzten Akademie dar...

Das Volkslied.

Jung Wendelin's Traum.

Von Johs. Glanvill.

(Schluß)

Wie hell schien auch jetzt die Sonne herab vom blauen Himmel; so leuchtete sie doch sonst nicht. Nun betrat er die Wiese; dort lagerten wie vor Mondesfrucht die Frauen und Herren im bunten Kranze. Hilde schien des Reisenburgers gehart zu haben, denn mächtig schoß ihr das Blut ins Gesicht bei Wendelin's Ankunft. Noch sprach sie aber nicht zu ihm, sondern lauschte dem Sang eines Ritters, der mit verzückttem Augenansichlag ein provenzalisch Liedchen flötete. Gar süßlich dünkte Wendelin Text und Melodie und ungebüßig trat er den Takt dazu mit spornbewehrtem Absatz. Wechthilbis aber lauschte dem höchsten Sänger mit Wohlgefallen. „Euer ist das Kränzlein Ritter Kuno, falls kein anderer Euch übertrumpft. Ist wer hier, der den Sang erneuern will?“ Alles schweigt; da tritt Wendelin vor. Was ihn treibt, weiß er selbst nicht, und doch zwingt es ihn zum Gesang. Sein nächtlich Traumbild steigt plöblich herauf, das Lied, das der Jüngling an der Hunderlaurbe am grünen Rhein sang, ertönt nun von seinen Lippen:

„Ich weiß eine Jungfrau schön,
Preis Gott, denn sie ist mein;
Von Perl und rotem Golde
Trägt sie ein Kränzlein.“

Von Perl und rotem Golde
Trägt sie ein Ehrenkranz.
Mit ihren schneeweißen Händchen
Führt sie mich zum Tanz.“

Ich war in fremden Landen,
Da lag ich einsam und schlief,
Da träumte mir so süße,
Daß mich Feinsliebchen rief.

Und als ich nun erwachte,
Da war es alles vordel. —
Es war nur die Nachtigall,
Die sang im Baume so frei.

Ich ritt darauf allsolange,
Als ich mich Feinsliebchen fand.
„Wie konnt' ich du mich verlassen
Und mich vergessen ganz?“

„Wie soll ich dein vergessen,
Du edler Aneshilt,
Der du in meinem Herzen
So tief gebettet bist.“

Drauf gab sie mir zum Wande
Vergilgmeinicht, ein' Braut,
Denn gab sie mir zum Wande
Mit ihrer schneeweißen Hand.

Drauf reich' ich ihr dawider
Von Gold ein' Ringlein klein:
„Du trag' nun meinethwillen,
Herzallerliebste mein!“

Einfach war die Weise, nach der Wendelin die schlichten Worte sang und doch fand sie fröhlichen Widerhall im Herzen aller Hörer. Wechthilbis selbst hielt die Hand über die blauen Augen, doch ihr allzeit rebeherziges Mäulchen blieb tinnend. Der Sänger des höchsten Liedchens murmelte etwas wie: „plumper, ungeschlagener Sang“ in den Bart. Ein anderer aber rief ihn an: „Nicht halt' Ihr, fremder Jungherr, plump und ungehört klang das Lied, doch so schauan auch unsere Geigen und Buchen aus, die sind nicht rant und laucht auf wie Euer jüdländisch Gewächs, sondern stecken voller Anorren und Kette. Wie ein frischer Waldbaum mit seinem reinen kräftigen Odem dünkt mich das Lied. Wohltaun wißt Ihr ein meeres, Herr Wendelin?“ — Dem tönt jetzt her mancherlei Sang in den Ohren, den er erlaubt auf Feld und Walb, in der Hütte und bei den gedenken Reiterkenten. Frisch und ohne Zaudern singt er die schlichten Gesänge, auch das feste Lied des deutegierigen Landknechtes gibt er preis. Ruch gebent er eines Sanges, den er von Frau Rundes Mägdlein gehört, dem singt er an mit lautem übermäßigem Ton:

Rosengarten.

„Jungfräulein soll ich mit Euch gehn
In Euren Rosengarten?
Und da die roten Rosen stehen,
Die feinen und die zarten?
Und auch ein Baum dort blühet,
Von Meisen ist er breit,
Und auch ein klarer Brönnen.
Der kühl darunter leitet.“

„In meinen Garten kommst du mit
An diesem Morgen früh,
Den Gartenschlüssel findest du mit,
Der ist verborgen hier.
Er liegt so wohl verschlossen,
Er liegt in guter Hut —
Der muß sein unverdrossen,
Der hier den Garten aufthut.“

Ich kam doch in den Garten,
Wie manch' gut' Geßell auch thut,
Da stand das selbige Jungfräulein
In allerbesten Gut.
Es sang mit heller Stimme,
Daß es im Garten erscholl,
Die Wäglein in den Büschen
Gaben fröhlich Widerhall.

Ich kam zu ihr getreten, —
Wohl mancher also thut,
Ich wollt' sie haben gebeten,
Ich bot ihr meinen Gruß.
Doch sie hieß mich verstummen.
Vor Scham stand ich da rot.
In allen meinen Tagen
Führt ich nie größer Not.

„Gut Geßell drum du mich bitten thust,
Das kann und wird nicht sein,
Du wirst' mir nur getreten
Die lieben Blümlein.
So sehr dich nur bald wieder,
Und ziehe wieder heim,
Du brächtest mir nur Kummer,
Fürwahr bist mir zu klein.“

Ich kehrt nun wieder außer,
Ich ging nun wieder heim,
Da stand das selbige Jungfräulein
In seinem Garten allein.
Sie pflanzte ihre gelben Haare,
Die Gold war ihr Farb',
Mit ihrem roten Munde
Sie mir den Segen gab.

„Ein Heuchler seit Ihr, Ritter Wendelin!“ ruft Hilde jetzt zornig. „Lieblich weiß Euer langstirrer Mund neue, nie gehörte Melodien zu schaffen. Erst der Drohung von mir bedurfte es, Euch zum Singen zu bewegen. Schämt Euch, Ihr seid ein unlieber Geßell!“

Ihr irrt wohllebte Jungfrau, wenn Ihr vermeinet Eure Ungunst habe solches vermocht, als käme ich, ein girender Zauber, Eure Minne zu erlösten und zu erlösen. Ich kam um Abschied zu nehmen, ich reite hinab in die Lombardi. Nicht weiß ich recht eigentlich, wie mir die Lieber auf die Lippen traten. Auch ist es nicht eigner Sang, den ich vortrag; hier und dort erlaucht ich die Wieder. Niemand wird singen und sagen vom Gesange des Reisenburgers. Es sind des Volkes Lieder, die ich Euch sang; kein Versteht sich davon mein eigen. So Ihr sie merkt, nennt sie „Volkslieder“. Nun lebt wohl eble Jungfrau, auch Ihr Ritter und Damen. Draußen harret der wazere Winter mein, morgen früh geht's hinab ins sonnige Italien. Leb wohl!“

Stolz erhabenen Hauptes schreitet Wendelin von dannen. Im düstigen Burggärtlein verlangsamte er den Schritt. Wehmütig gleiten seine hellen Augen hin über die äppigen Büschen, die ihm jetzt alle den Schiedegrüß guntken. Seine Lippen summen leise:

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen herans.

Die eine heißet Susanne,
Die andre Anne-Marein,
Die dritte darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.

Da unten in jenem Thale,
Da treibt das Wasser ein Thab,
Don treibt nichts als Liebe
Don Morgen bis Abend spat.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe, die hat ein End',
Und wenn zwei Herzlieb thun scheiden,
So reichen sie einander die Hand'.

Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat doch das Scheiden erdacht,
Der hat mein jung frisch Herze
So frühzeitig traurig gemacht.

Noch hat Wendelin sein Lieb nicht zu Ende gebracht, als ein halber Schritt auf dem Sandboden hinter ihm ertönt. Erschrocken wendet er sich um; vor ihm steht Wendelins mit glühenden Wangen und wehenden Locken. Vergebens ringt ihr Mund nach Worten; jezt reicht sie dem Ritter die weiße Hand. Der blickt ernsthaft auf das Mägdlein, dann ergreift er langsam mit seinen beiden Händen Hilbs zierliche Rechte. „Ich mag Euch nicht in Groll und Unlust scheiden sehen, Jungherr,“ stammelt sie schwach, „gedenket freundlichen Sinnes meiner drunten im fernem Welschland. Vergeht nicht die Freunde in der Heimat.“ „So seid Ihr meine Freundin, Jungfräulein? Ich vermeinte, der ungelente Geßel sei Euren Augen nicht genehm?“

„Schweiget doch, Wendelin. — Soll ich es Euch denn sagen — ich —?“

„Nun, Ihr verkommenet?“

„Jungherr, Ihr sprachtet eint zu mir von Eurer Liebe und laßt mich nun also nach Worten suchen, mir zur Qual.“

„Nicht wage ich es zu glauben, was Euer lieblicher Mund sich sträubt anzusprechen,“ entgegnet Wendelin. Dabei schielt ihm das heiße Blut in gewaltigem Strom zum Herzen, wie im Fieber beendigt steht er vor der Jungfrau.

„Ich will Euch zu Hilfe kommen, Hilbe, lieblich Jungfräulein. Ihr beruht, mich mit schönem Wort gekränkt zu haben, und seid gewillt, mir freundlich Lebenswohl zu gönnen.“

„Mehr als das, Jungherr.“

„Darf ich's glauben Hilbe? Wahr und wirklich glauben, daß Ihr mir hold in Minne seid?“ Die also Geragte neigt verschämt das Köpfchen und birgt ihr Gesicht in beide Hände. Wendelin aber umschlingt mit tüchem Arm das zitternde Mägdlein. Laut klingen sein heller Jubelruf hinein in die Sommerluft und lockt die Gäste des Minnehofes samt dem stauenden Elternpaar herbei.

„Seine Lieber haben's mir angethan,“ flüstert Mechtild. „Seine lieblichen tranten Gesänge. Ist mir's doch, als feunt ich sie schon seit der Kindheit Tagen. Nicht will ich dich von mir weisen und nachher mein gelbes Haar darob vor Kummer in die Erde eingraben; lieber will ich dir angehören für alle Zeit.“ Jezt, fest drückt Wendelin das Mägdlein an seine Brust und küßt ihr goldenes Haar. Ueber den glücklichen aber rauscht der dunkle Lindenbaum und Frau Walsigall sang dazu: „Tandarabel, Tandarabel“ hervor aus dem freundlichen Grün. —

Alt und jung singt und sang Jung Wendelins Lieber. Groß ist die Zahl der frühlichen und wehmütigen Gesänge, die von der Reisenburg herab ihren Weg fanden ins deutsche Land, in das Herz des deutschen Volkes. Jeder der den einfachen Sang vernimmt, glaubt alte, langbekannte Weisen zu hören; wie aus vergangenen Tagen klingt es wieder an unser Ohr in vergessenen süßen Tönen. Keine Klumbe ward von Jung Wendelin weisers. Niemand weiß, wem er die Lieber verdankte, die in unerschöpflicher Kraft und Schönheit ein Leben führen, wie am ersten Tage ihrer Entstehung.

Eine Stätte fanden sie bei Reich und Arm; jeder lauscht gern ihrem freundlichen Klange, dem schlichten Worte des „Volksliedes“.

Episode aus dem Leben Molières.

Von Adam Löffler.

Es war im Januar 1659, soeben hatte die Uhr vier geschlagen und schon dunkelte es am Firmament; ein kalter Stauregen verfluchte den Himmel und erhöhte das trostlose Aussehen der Straßen, welche das eingetretene Tauwetter mit Sturzflüssen und Gießschollen bedeckte. Die

feuchte Luft drang überall durch und erweckte selbst in den beschwerlichsteu Zimmern ein leises Frösteln.

Die ersten Worte, welche ein hoher und bleicher Mann bei seiner Ankunft im Hause an seine Haushälterin richtete, lauteten:

„Laforet, hast du Feuer?“

Während die gute alte Frau, die am Kamin saß, die unter der Asche glimmenden Kohlen anschnürte, darauf Holz herbeibring und im Kamin die erwärmende Flamme hochauflodern machte, wickelte sich der hagere große Mann aus seinem weichen Kleid und nahm die Perücke ab, deren Ungehalt durch die damalige Mode geheiligt war. Er bedeckte hierauf sein Haupt mit einer Mütze, hüllte sich in einen Schlafrock von schwarzem Samt, ließ sich in einen großen Lehnstuhl nieder und setzte die Füße auf den Rand des Kamins.

Anfangs überließ er sich ganz dem angenehmen Gefühl, das ihm ward, als die Wärme seinen Körper durchdrante; jeine Stirn erheiterte sich, seine Augen strömten einen seltenen Glanz aus. Aber bald wich diese heitere Stimmung und machte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz; der rötliche Schein, den das Feuer in gewissen Zwischenräumen auf den Mann warf, zeigte ihn von Traurigkeit niedergebengt; um seine Lippen schwebte ein bitteres Rädeln.

Blöglich schrie er zusammen; in denselben Augenblick trat seine Haushälterin ein, um ihm einen Versuch zu machen.

„Ich wollte heute gern allein bleiben, Laforet; ich leide, ich bin betrübt.“

„Der Herr arbeitet zu viel! Der Herr verdirbt sich das Blut. Ich habe es dem Herrn oft genug gesagt, auch Herr Mowvlain hat es gesagt. Aber was helfen Arzt und eine treue Haushälterin? Der Herr hören weder auf den einen, noch auf die andern. Ich werde also dem jungen Mann sagen, daß er ein andermal wiederkommen soll.“

„Geh, mir ist's heute recht.“

„Er ist bereits verschiedentemale hier gewesen. Ich habe ihm vorher gesagt: Sein Sie so gut und kommen Sie nach 4 Uhr wieder, dann finden Sie ihn ganz bestimmt, denn um diese Zeit kommt er an den Tagen, wenn nicht gespielt wird. Es schadet indes nicht; er kann morgen vorgelesen werden.“

„Nun, Laforet, du interessierst dich für den jungen Mann, wie es scheint.“

„Nun ja, Sie haben Recht; der Junge ist recht sauber in seiner Garderobe und dabei so sanft, so traurig, so schwärmerisch!“ „Ist Herr de Molière zu Hause? Kann ich die Ehre haben, ihn zu sehen?“ Würden Sie wohl die Güte haben, Madame, und ihn fragen, ob er meinen Versuch annehmen will?“ Und er sagt das mit einer so einsprechenden Stimme, und er richtet mit seinen schönen, großen Augen so bittende Blicke auf mich — ich hatte mich überzeugt, daß er bei den ersten Worten Jhr Herz gewinnen würde.“

„Nun denn, Laforet, führe deinen Schlingling herein.“

Frau Laforet war eine gute Menschenkennerin; der junge Mann näherte sich Molière mit solcher Bescheidenheit, solcher Verlegenheit und Grazie, daß der Kranke in seinen Empfang mehr Wohlwollen und Dienstfertigkeit legte, als man sonst wohl bei einer unbekanten Person zu thun pflegt.

„Mein Herr, ich heiße Racine; ich wollte Sie bitten, mich Ihres Rates zu würdigen; ich bin der Verfasser eines heroischen Schauspiels,“ brachte er vorlegen hervor.

„Das ist eine sehr gefährliche Laufbahn, die Sie da beginnen, junger Mann,“ senkte Molière, „und wenn Sie nicht von einem gebieterrischen Auser, dem man, wie ich weiß, nicht widerstehen kann, forgerissen werden, stehen Sie davon ab und ergreifen eine andere Beschäftigung.“

Entnügt durch diesen strengen Eingang, beobachtete Racine einige Augenblicke das Schweigen. Molière war wieder in sein kühneres Nachgrübeln verfallen.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr!“ sagte Molière endlich, „aber ich empfinde stets einen tiefen Schmerz, wenn ich einen jungen Mann voll Lebenshoffnung und Phantasie sehe, der die Freuden seiner Jugend, seine Heiterkeit, sein sorgenloses Leben, sein jugendliches Lächeln, kurz alles für die Sorgen, Widerwärtigkeiten und steten Zweifel, welche die dramatische Laufbahn ihm darbietet, einzuhandeln will; dieser Reiz des Ruhmes ist ein bitterer Reiz. Er ist, bis zum Tode, mit Bitterkeit und Tränen gefüllt, wie der an der Schädelschuppe. Ein glücklicher Erfolg ist nicht hinreichend, das Herz mit Freude zu erfüllen; ein mißlungener aber erfüllt es mit Verzweiflung. Auch Sie werden mehr als einmal diesen grausamen Zweifel empfinden; Sie werden erfahren, was Sie durch ihn

leiden müssen, nicht zu gedenken der Verleumdung, der Verfolgungen, des eiferfüchtigen Hasses und — vielleicht der Armut, denen Sie bloßgestellt sind.“

Er bedeckte seine Stirn mit der Hand, und die Thränen liefen ihm von der Wange herab. „Aber Verzeihung, mein Herr, Verzeihung! Ich lasse mich zu sehr von schmerzlichen Gefühlen und Erinnerungen hinreißen. . . . Welches ist der Titel Ihres Stückes?“

„Théagène et Cariclé, mein Herr. Hier ist es. Und jetzt werde ich Ihnen einige Verse daraus vorlesen, wenn Sie es mir gestatten.“ Molière nickte zustimmend.

Als der junge Racine seine Lektüre beendet hatte, erhob sich Molière und ergriff die Hand des jungen Mannes:

„Sie werden eines Tages ein großer Dichter sein, mein Sohn! und gewiß würde Ihr Stück bei der Darstellung einen Erfolg haben, mit dem sich viele begnügen würden. Aber ich will nicht, daß Sie sich dabei beruhigen, Ihr Debit muß glänzender ausfallen. Legen Sie Ihre Cariclé und Théagène bei Seite und arbeiten Sie eine andere Tragödie aus. Mein Theater ist Ihnen geöffnet; man wird Ihr Stück, mit Zurücksetzung aller andern, selbst der meinsten, spielen. Unterdessen,“ fuhr er, nicht ohne Verlegenheit fort, „weiß ich sehr wohl, daß die Hippocrène nicht der Patroklus ist, und es ist unmöglich, etwas Gutes schreiben zu können, wenn man an Notwendigen Mangel leidet. Darum, mein Sohn, bitte ich Sie, diese hundert Louisdor auszunehmen.“

„D, mein Herr, welche Güte! Meine Dankbarkeit . . .“

„Sie sind mir dafür nicht verdankbar. Es ist eben ein Dienst, den ich Ihnen leiste; ich leiste ihn, um ihn gegen einen Dienst auszutauschen, den man mir bei meinem ersten Debit als Schriftsteller erwiesen hat. Ich leide Ihnen nichts, ich trage nur alte Schulden ab. Vergessen Sie nicht, sich bald an die Arbeit zu machen und nur eine gute Tragödie zu schreiben. Der alte Cornelle hat sich ganz den Mörnern geweiht, denken Sie an die Griechen; Sophokles und Euripides sind die bewundernswürdigen Meister. Am übrigen aber studieren Sie diese Dichter, doch ahnen Sie sie nicht slavisch nach. Es gibt nur eine Meisterin, die man kopieren muß: die Natur.“

„O Dank, Dank, mein Wohlthäter.“

Der junge Mann weinte und bedeckte Molières Hände mit Thränen und Küßen.

„Nun, mein Sohn, beruhigen Sie sich in etwas, und lassen Sie uns einander gute Nacht sagen; es wird spät, und ich bin krank. Sie sehen, Frau Laforet zittert schon zum zweitenmale in die Ohren, daß ich bereits zu Bett sein möchte. Adieu. Denken Sie daran, daß ich für Sie stets zu Hause bin, und daß Frau Laforet nicht vergehen wird, jeden Mittag Jhr Couvert zu besorgen.“

„D,“ rief Racine im Herausgehen, „Sie sind so großmütig gegen mich! Aber mindestens, das fühle ich, werde ich kein Undankbarer sein!“

„Möge er wahr sprechen!“ jagte Molière, „möge er wahr sprechen, und es nicht machen wie alle übrigen.“

Einige Zeit war darauf verstrichen, als Frau Laforet fragte:

„Guter Herr, soll ich das Couvert für Herrn Racine immer wieder ansetzen? Es ist nun schon über acht Tage, daß er keinen Verbrauch davon macht.“

Molière antwortete mit einem verneinenden Kopfschütteln.

„Ist Herr Racine denn krank?“

„Im des Himmels willen, Laforet, sprich seinen Namen nicht mehr in meiner Gegenwart aus! Der Undankbare!“

Frau Laforet ließ den Kopf mit dem Silberzeug fallen, den sie in der Hand gehalten: „Er, ein Undankbarer. Ach, du mein Himmel, wem soll man in Zukunft denn noch glauben?“

„Ja, Laforet, er ist ein Undankbarer. — Was willst du? Er braucht mich nicht mehr. Er läßt sein Stück im Hotel de Bourgogne aufhängen, weil er einige Louisdor mehr dafür bekommen. Und wenn es mir das wäre! Er hat ein beßeres Epigramm auf mich gemacht, und eben jezt . . . eben jezt ist er an mir vorbeigegangen, ohne mich eines Blickes zu würdigen, ohne an den Hut zu fassen. . . . Du weißt es, Laforet, wie ich ihn empfangen habe, wie ich ihn liebe. Aber mag es sein! Sie sollen aus mir keinen Egoisten machen.“

Der Herr Racine . . . Herr Racine hat das gethan? Ach, du mein Schöpfer, gibt es denn wieder Dankbarkeit noch Tugend mehr auf dieser Welt? Wenn er nur noch die schönen neuen zehn Stück

Senden zurückgeschickt hätte, die Sie ihm geliehen haben. Aber welcher Satan schlägt denn so hart gegen die Thür? Ein Bettler! Gott helfe Euch, wir können Euch nichts geben."

"Nicht hier nicht! Hier ein großer blauer Herr ins Haus gegangen? — Ja, ich sehe ihn dort in der Stube. Mein Herr, Sie haben mir soeben ein Almosen gegeben."

"Ja! Nun?"

"Nun, Sie haben aus Versehen anstatt eines dreißig Souveräns einen doppelten Konisbor in meinen Sack geworfen, ich bringe ihn zurück."

"Wo zum Hund will sich die Ehrlichkeit hin verirren?"

Der Arme machte eine Bewegung.

"Verzeihung, Verzeihung, wackerer Mann! Es gibt Ereignisse, welche uns oft an der Tugend zweifeln machen; Ihr habt mir diesen edlen und heiligen Glauben zurückgegeben. Behaltet das Goldstück, Ihr seid noch lange nicht hinlänglich damit bezahlt."

Der Bettler ging.

"Ein ehrlicher Mann," sagte Molière.

"Was will das sagen?" entgegnete Frau Laforest. "Nicht nur noch solche junge Leute kommen, die gute Protektion in Anspruch nehmen und gute Freunde leihen wollen; ich will sie schön empfangen, Sie werden sehen."

"Du wirst sie also nicht wieder in deinen Sack nehmen; wirst sie nicht wieder hineinlassen, wenn ich leide?"

"Gewiß nicht. . . Niemals!"

"Wer ist da wieder an der Thür? Ach, es ist Baron!"

"Guten Tag, lieber Vater (der berühmte Schauspieler Baron war der Advokat Molières), guten Tag Laforest. Ich habe soeben ein betrübtes Schauspiel gesehen. Ein armer Schauspieler, Mondorge, er ist ohne Brot, ohne Mittel, seine Truppe wieder zusammenzubringen."

"Mondorge! Er war früher mein Kollege. Wie viel soll man ihm geben, Baron?" warf Molière hastig dazwischen.

"Der Konisbor, dachte ich."

"Gib ihm vier Konisbor von mir, und hier diese zwanzig gib ihm in deinem Namen. Das Alter muß sparen, die Jugend mit vollen Händen austreuen. (Ist da Laforest, wirft ihm mein neues mit Gold gefülltes Sammetstück, ich darf es nicht angeben, daß mein alter Kollege wie ein Bettler einhergehe.)"

"Ach, guter Herr," rief Frau Laforest mit einer Mischung von Unzufriedenheit und Freude, "Sie werden ein wahrhaftiger Geizhals! Ich sage es Ihnen hiernächst, Sie sind unverbeßerlich."

"Ja, unverbeßerlich! Denn wenn es schwache und undankbare Menschen gibt, so gibt es auch treue, erprobte Freunde! Nicht wahr, Baron?"

Baron ergriß Molières Hand und brühte sie eifrigst aus seine Lippen.

Ein Jahr später entführte dieser Molières Gattin.



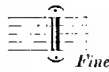
Deutsche Harmonie.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß der Sinn für Harmonie jetzt überall in Deutschland zu Hause ist und das Volk in allen Fragen des Grundaccords und der den Nachbarn gegenüber anzuschlagenden Tonart — ob dur oder moll — mit seinem Dirigenten einig geht. Infolgedessen preist unser schönes Vaterland längst nicht mehr wie zu Zeiten trüber Dissonanzen auf dem letzten Loch, sondern spielt vielmehr jetzt die erste Geige im europäischen Konzerte. Das hat insbesondere die letzte Woche des Juni wieder glänzend gezeigt. Rings im Chor landeten a tempo alle Völker auf den Ton und die Stimmung, die von unserem neuen gottbegnadeten Dirigenten in der zu seinem Antritt komponierten Festouvertüre angegeben wurden. Gut, wie spitzten sie die Ohren und wie tief alles enthusiastisch bravo und ca capo, als er vivace und con fuoco mit richtigem Takt die richtige Melodie zum Vortreten gab, eine Melodie klar und bestimmt, angenehm für

Ohre und Herz, zugleich dolce und maestoso, ohne Miston, nicht zu forte und nicht zu piano. „Sie sind gute Leute, aber schlechte Musikanten,“ so hieß es früher lange von den Deutschen, aber heute zutage ist man sie auch als gute Musikanten und respektiert ihren Vorschlag und ihre Vorzeichnung. Man anerkennt, daß sie sich nach Noten auf Taktarten, Pedaltritt, richtig Geigen, Bän, Kanonieren und Einweisen verstehen. Die deutsche Harmonie ist keine Phantasie mehr, keine bloße Sphärenmusik; es kann sie jetzt jeder hören, denn gewaltig tönt sie ins Weite und bis in die fernsten Weltteile ist die Wirkung ihres Klanges zu verspüren. Heute horcht der Deutsche nicht mehr rechts und links, bis ihm ein Fremder den Ton angibt, nein, heute wagt er sich frei herans mit seiner eigenen Stimme und wählt sich selbst seine Metodie. Ja die Stimmung hat sich gewaltig geändert: in gleichem Rhythmus und Tempo, in verständlichen moll-Accorden wirken jetzt zu eigenem Ruh und frommen alle Deutschen in Nord und Süd verständig zusammen, so daß ein vorzügliches Ensemble hergestellt ist. Die Partitur liegt offen da und wenn der Dirigent aufspielt, hielt nicht mehr jeder was ihm jast einfällt, sondern sie sehen auf die Noten, folgen dem Taktloos und spielen ihr Musikstück so präzise und korrekt, daß alle Welt voll Bewunderung aufhorcht. Das exakte Zusammenenspiel, das den Deutschen so lange abging, verstehen sie jetzt aus dem KK. Besonders froh stimmt uns nun der Musikant, daß zur Zeit die Friedensschafferei am Spiele ist, und daß der neue Kapellmeister gleich seinen ausgezeichneten Vorgängern die Kriegstrompete, die Trommel und Pfeife nicht eher einsetzen und die granige Musik der Pönbren und Granaten nicht eher ertönen lassen will, als bis ein toller freudiger Musikant die friedliche Melodie untwilling zu fördern sich unterfängt. Das dürfte aber gottlob so bald nicht geschehen trotz des zeitweiligen agitato der französischen Kammermusik und speziell der Pariser Stimmung, zumal die Tonangeber in Österreich und Italien mit uns in ein Horn blasen und ihr Accompagnement durch das gleiche friedliche Leitmotiv veranlaßt ist. Gegenüber diesem harmonischen Dreiklang, dessen Resonanz in aller Welt vernnehmbar ist, wagt wohl sobald kein Piccolo, sich mit einem furioso übermäßig vorzudrängen; auch der Brummhag im Sten fesselt sich aus starker Voracht einen Dämpfer auf. Wir wollen hoffen, daß dieses Terzett noch lange zu aller Segen erfolgreich zusammenwirkt und daß die reine Stimmung, die angenehm friedliche Melodie des gegenwärtigen Augenblicks sobald nicht aufhöre, sondern vielmehr crescendo Jahre hindurch weiterklinge. Wir schließen uns unsere musikalischen Betrachtungen mit den wärmsten Segenswünschen für den neuen schneidigen Dirigenten, der jetzt an unserer Spitze steht und dessen Dvns I gleich so allseitigen Beifall gefunden hat. Ihm und seinem altbewährten Malgeber, dem großen Meister, der wie kein anderer sich auf Noten und aufs Aufziehen der richtigen Saiten versteht, ein fröhlicher



Und damit



Willi Widmann.



In lausend Rengeln.

Von
Dr. Ch. Anruh.

Der zu Anfang dieses Jahrhunderts in der alten Kaiserstadt Wien die stürmisch-erregte durchwandelte und die Reihen der Häuser betrachtete, dem mußte sofort ein altmodisches, düsteres, niederes Haus auffallen, das gegen die benachbarten Häuser sehr abfiel. Neben der Thüre saß man in großen vergoldeten Leitern die Inschrift: „Apothek zum Adler.“ Der Bewohner und Inhaber dieses alten Hauses

nannte sich Apotheker Nikolaus Johann van Beethoven. Er war Junggeheile und dabei ein großer Conterling. Augesthan mit einer Schürze von grünen Zeug und mit Nermelberzeugen von gleichem Stoffe und gleicher Farbe, in großen Schuhen und in einem langen Gewande einherstreichend, machte er im übrigen den Eindruck eines gutmütigen Menschen, der, wie man zu sagen pflegt, seinen Kinde zu nahe tritt. Nur an den Betrieb seines Geschäftes vom Morgen bis zum Abend bedacht, mußte Herr van Beethoven die Spatel von blauem Stahl, statt deren seine Herren Kollegen silberne Instrumente von neuer und komplizierter Form eingeführt hatten, aufs beste zu handhaben; er lächelte, wenn er die anderen Pharmazenten ihr Laboratorium wie eine Angewandte ausmühten sah, während dasjenige der Wohnung eines mittelalterlichen Alchimisten und Zauberkünstlers ähnelte. Hier hauste er unter den Metorten und sonstigen Gefäßen einen großen Teil des Tages, denn er war bis zum Karaktismus gewissenhaft in der pünktlichen Befolgung der ärztlichen Rezepte, holz auf die Reinheit seines Aufses und auf den Ruhm seiner alten Firma, und ließ seinen einzigen Gefühlen nur ungern und selten statt ihrer in tiefen von ihm als Heiligtum betrachteten Gemache arbeiten. Dabei war er ein Mann von Kenntnissen und Erfahrungen. Nach einer harten und enderbendreichen Jugendzeit war er vom Meistlichen vor einer Reihe von Jahren nach Wien gekommen, hatte hier in mehreren Apotheken mit Treue und Fleiß gearbeitet, war dann mehrere Jahre Provisor in dieser Apotheke „zum Adler“ gewesen und hatte dieselbe nach dem Tode seines Prinzipals von dessen Erben für eine verhältnismäßig geringe Summe erstanden. Nun hatte er bereits den Kaufpreis in jährlichen Raten ganz abgetragen; ja, er war schon in der Lage, vor dem Thore der Stadt sich ein niedliches, kleines Landhaus mit einem Garten erwerben zu können, wo er in Wochenstunden gern weile und den Garten mit allerlei pharmazeutischen Kräutern besauste. So viele Verdienste konnten auch nicht unbelohnt bleiben; er hatte unter seinen Kunden so ziemlich alles, was Wien an alten adeligen Familien und reichen Leuten besaß. Doch trug auch dieser Prestizius, der so große Stolz auf seinen ehrenwerten und nützlichen Stand hielt, an den der Wohlstand und der gute Ruf ihm einst verschaffen konnten, der für vier essen konnte, der nie von seinen Medikamenten selbst Gebrauch machte, den die Gebrechen und Beschwerden des nahenden Alters zu fliehen schienen, seine Dornenkrone und hatte seinen geheimen Kummer, den er bisher still mit sich herumgetragen hatte. Genug, die eigentliche Ursache seiner geheimen, mit Geduld getragenen Leiden, die nur zuweilen die Stürze des würdigen Meisters in Mangel und seine von Natur reizbaren Nerven ziemlich straff zogen, war einer seiner Brüder, den, wie er meinte, das Unglück auf die Laufbahn eines Musikers geworfen hatte. Dieser Sorgenbruder hieß Ludwig und hatte um diese Zeit schon einen ziemlichlichen Ruf erlangt. Sie sahen sich beide sehr selten, jeder wie, so viel wie möglich, den andern; von brüderlicher Zuneigung konnte keine Rede sein. Beide waren Conterlinge nach ihrer besondern Art und Weise. Und doch kümmerte sich der Apotheker um Ludwig mehr, als dieser um jenen, und das fast daher, weil Herr Nikolaus Johann van Beethoven jeden Augenblick befürchten mußte, daß die fonderbaren Streiche Ludwigs ihn seine besten Kunden kosten und man ihn, den cristen, bedächtigen und gewissenhaften Mann, der zu dem sogenannten Verufe seines Bruders nie die Hand geboten und der es nur bedauerte, unter seinen Angehörigen einen so unordenlichen und sonderbaren Menschen zählen zu müssen, für den Instum eines Musikers in Anspruch nehmen möchte. Während er sich über die Metorte und über den Desillustrierten bedachte, während er der Chemie nicht Gold, sondern die noch verborgenen Schätze der erhabenen Pharmazie abzugewinnen bemüht war, arbeitete der Ludwig sich die Finger auf dem Klavis eines Fortepianos milde und ließ den Erzherzog Max und andere hohe Gönner des brüderlichen, angeblichen Musikanten, die sicher nicht gleiches für das aufkommende Genie des geschicktesten Apothekers gethan hätten, schweres Geld für den Unterricht Reeses zahlen. Aber das war nicht das einzige, was des Herrn Nikolaus Johann erinnerungsreiches Herz zuweilen mit Unmut erfüllte, sondern er mußte in solchen düsteren Sorgenstunden auch gleich daran denken, wie der Ludwig von Giteitst getrieben, in der Welt umherzog, sich ohne weiteres in eine hohe, vornehme Dame verliebte, was Herrn Nikolaus Johann bisher auch nicht im entferntesten eingefallen war, und wie er sich überall durch seine

unbegangene Lanne viele Freude gemacht hatte. Und wenn er mindestens ordentlich gelebt hätte und sich darnach kummerte, gut zu verdienen, dann könnte man noch das Beste hoffen und sich einhalten ruhig sein. Aber der sonderbare Mann trieb es so weit, daß der alte würdige Hand, von ihm durch das Licht leuchten lassen wollte, ihn nur für einen mittelmäßigen Künstler hielt und ihn abwieh, sowie auch Albrechtsberger, als er ihn gehört hatte, mit Achselzucken gesagt haben sollte: „Er spielt gefällig, aber das ist auch alles.“ Konnte so etwas wohl zur Verhöhnung des Herrn Apothekers betriebs des Bruders beitragen? Mit einem tiefen Seufzer pflegte er dergleichen Betrachtungen zu schlichten und sich dann, um gleichsam das viele, schöne Geld, was der Ludwig gekostet hatte und was er durch seinen unordentlichen Wandel noch verschwendete, wieder zu erwerthen, mit um so größerem Fleiße seiner pharmazeutischen Thätigkeit zu widmen. Aber als der Sorgenbruder nun auch nach Wien gekommen war, da hing die Not erst recht an, wie der gute Name und Ruf Beethovens anrecht zu erhalten sei, denn kaum dort angekommen, hatte der Ludwig sich zum Nebenbühler des berühmten Komponisten und nicht minder berühmten Pianisten Wolff gemacht, dessen gesamte Familie seit zwanzig Jahren ihre medizinischen Bedürfnisse beim Apotheker van Beethoven bezog. Sobald aber Herr Wolff die nahe Verwandtschaft seines Apothekers mit seinem Nebenbühler erfahren hatte, ließ er sich sofort die Rechnung geben und wandte seine Klundigkeit einem jungen Apotheker zu, der sich erst vor wenigen Monaten dem Hause beizugehen, den er verlassen, gerade gegenüber etabliert hatte, so daß Apotheker van Beethoven nun täglich sehen mußte, wie sein früherer Kunde seinen jüngeren Kollegen und Konkurrenten in Nahrung setzte. Daß ihn dies sehr verdrießen mußte, läßt sich denken, um so mehr, da er wußte, daß sein Bruder hierzu die Veranlassung gegeben war. Doch dieser Nebenbühler war nur das Vorbild einer Menge anderer ähnlicher, um Schlag auf Schlag erfolgenden Einbußen. Ludwig van Beethoven besaß eine wahre Manie, seine Wohnung zu verändern; es kam vor, daß er, wenn es ihm plötzlich einfiel, deren drei oder vier mit einem Male miethete, ohne sich dabei wegen der Bescheidenheit und des Preises der betreffenden Wohnung Strupel zu machen; und wenn er sich kaum dort eingerichtet hatte und fragte, warum er geworden war, dann zog er wieder aus. Daß dies nicht ohne Haber und Straich mit den betreffenden Vermietern abging, war selbstverständlich; doch was kummerte ihn dies, der nur seiner augenblicklichen Lanne folgte. Die Folge hiervon war aber die, daß die über die Beinträchtigung ihrer Interessen erzürnten Hauseigentümer dies seinen Bruder, den armen Apotheker, entgelten ließen, indem sie ihre Klundigkeit diesem entzogen, sobald sie erfahren hatten, daß jener der Verwandte ihres bisherigen Meisters sei. So ersah Herr Nikolaus Johann fast täglich allerlei Niederträchtigkeit durch seines Bruders trübseligen Benehmen. Nur der Gedanke vermochte ihn einigermaßen zu trösten, daß er die Klundigkeit mancher vornehmer und reicher Familien, namentlich die eines der reichsten Aristokraten Wiens, des Fürsten von Lichnowski, unentgeltlich dem Rufe und Ruhme seines immer angesehener werdenden Bruders zu verdanken habe, und daß dadurch die Verluste, die er bisher erlitten, ziemlich ersetzt wurden, zumal da der sehr reiche Fürst eine zahlreiche Familie, eine große Dienerschaft und einen alten, bewährten Hausarzt besaß, der nicht wie andere Ärzte dem neuesten Systeme huldigte, sondern noch immer in krankheitsfällen viele und teure Medikamente verschrieb. Andererseits gefiel es dem Apotheker, der sehr zurückgezogen lebte und wenig für sich ausgab, durchaus nicht, daß sein Bruder Ludwig gerade mit den höchstgestellten Personen Umgang hatte und dadurch, wie er glaubte, in die Notwendigkeit versetzt ward, große, über seinen Stand und sein Vermögen hinausgehende Ausgaben zu bestreiten. Besonders war es ihm ein Dorn im Auge, daß Ludwig selbst mit dem kaiserlichen Hofe, besonders mit dem künftlichen Erzherzog Rudolf, immer mehr in Berührung kam, obgleich es ihm auch wieder schmeichelte, daß der Name Beethoven auf diese Weise im Ansehen stieg.

Als er sich eines Tages nach gelanger Arbeit, in seinem Sorgenhause sitzend, solchen Gedanken und Betrachtungen hingab, klopfte es plötzlich an die Thüre und auf sein „Gute!“ erschien ein feiner gekleideter Diener, der ihm mit fleister Verbeugung ein an Herrn van Beethoven gerichtetes, zierliches Billet überreichte. Der Apotheker nahm es und brach es auf, in der Meinung, es werde irgend ein Rezept

enthalten; oder wie groß war sein Erstaunen, als er folgende Einladung las:

„Se. Durchlaucht der Fürst von Lichnowski ersucht Herrn van Beethoven, einer musikalischen Abendunterhaltung beizuwohnen zu wollen, die heute Abend im fürstlichen Palais stattfindet und in welcher Herr Ludwig van Beethoven einige Werke seines „Fidelio“ vortragen wird. Man versammelt sich um 7 Uhr.“

Wien, den 11. März 1807.“
Wohl selten hat man eines Menschen Gesicht sich so reich und so glänzend verklären gesehen! Sich vor dem fürstlichen Diener fast bis zur Erde verneigend, mit stotternder Stimme antwortend, daß er sich beeilen werde, dem Befehle Sr. Durchlaucht nachzukommen, und dann spornstreichs aus dem Zimmer stürzend, war die Sache eines Augenblicks für unsern überglücklichen Apotheker. Alle Sorgen waren im Nu verschwunden! Ohne sich dann weiter um die Stunden zu bekümmern, die in der Apotheke aus- und eingingen, und abgerufen werden wollten, ohne auf den erkrankten Blick seines Gehilfen zu achten, der seinen Prinzipal wohl noch nie mit einem so verstärkten Ansehen kommen sah, eilte er hinaus, um seine alte, langjährige Haushälterin mit heiligen Worten zu fragen, ob sie Hemden mit Spitzenabends zur Hand habe, und befehl, sie ihm sofort zu bringen. Er besah sie, ein nach dem andern, suchte sich das weißeste und feinste darunter aus und verfuhr ebenso streng in der Wahl der weißen Halsbinden. Danach holte er aus einem dreifach verschlossenen Kästchen eine goldene Tabatiere hervor, die er nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten führte, und während er mit einem oon ihm selbst bereiteten Pulver die Kette seiner Uhr blank machte, schaute er die Dienstmagd zum Verkleinlicher und ließ ihm sagen, präzis sechs Uhr zu erscheinen, um seine neueste Perücke einzuputten und ihm anzusetzen. Dann füllte er die Tabatiere mit frischem Spaniol und probierte dieselbe, ob er auch noch zu gebrauchen sei, denn für gewöhnlich schmeckte der spanische Mann eine geringere Sorte. Ersticht durch eine Prie eilte er nun muthig von einem Zimmer zum andern, dies und das zum Anzuge ordnend. Ganz erstaunt und darüber nachdenkend, ob es mit ihrem Prinzipal auch wohl ganz richtig sei im Überfließen, thut die Haushälterin, wie ihr befohlen war. Aber sie war vollends aus den Wolken gefallen, als die Magd, von der Sendung zum Verkleinlicher kaum zurückgekehrt, die zweimal wiederholte genaue Weisung ihres Herrn erhielt, zu dem ersten und besten Fuhrmann der Stadt zu eilen und die eleganteste Kutsche zu mieten. Als sie dann ganz ängstlich zurückkam, um ihrem Herrn zu melden, daß ein solcher Wagen fünfzehn Gulden kosten würde, sagte er ihr ohne weitere Zögerung, sie solle nur gleich wieder hingehen, die Kutsche mieten und es dem Kutscher angeliegentlich empfehlen, auch ja um sechs Uhr vor der Thüre zu halten. Dennoch war es bereits bald sieben Uhr, als Herr van Beethoven in der glänzenden Toilette, den Hut unter dem Arm, leicht und grazios aus der Thüre trat und dem Wagen betrug. Sie hatte die gute Haushälterin ihren Herrn so schön gesehen, wie so munter und ansehnlich geworden, das Angeleutete, ein seines Lächeln umspielte den Mund, huldvoll grüßte er beim Einsteigen die umherstehenden und gaffenden Zuschauer, die aus allen Thüren hervorgeeilt waren, um dies unerhörte Schauspiel mit anzusehen, denn noch nie hatte ein so glänzendes Fuhrwerk des Apothekers Haus aufgesucht, noch nie, soweit man sich erinnern konnte, hatte der Apotheker ein solches benutzt, was mochte nur die Veranlassung dieses außerordentlichen Ereignisses sein? Man grübelte darüber nach und warf allerlei Vermuthungen auf. Da endlich, als Herr van Beethoven schon im Wagen saß und seinen prächtig gefrässten Kopf noch-mals aus dem Wagenfenster richtete und dem Kutscher zuwachte, ersah die Menge den Ort, wohin die Kutsche gehen sollte. Mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme rief er dem Kutscher die gewünschten Worte zu: „Nach dem Palais Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Lichnowski, wo heute Abend Konzert stattfindet wird!“ — Dann rollte der Wagen dahin und verlor sich in der Dämmerung der Leute im nach. Die alte Haushälterin ging aber, höchst bedenklich das Haupt schüttelnd, ins Haus zurück. — Herr Nikolaus Johann war im Augenblick der Abfahrt voll Muth und Selbstvertrauens gewesen, denn solche Ehre, an den Vergnügungen der hohen Aristokratie teilnehmen zu dürfen, wo heute gewiß auch die Prinzen des kaiserlichen Hauses erscheinen würden, war ihm noch nie zu teil geworden. Wie wird heute der Name und Ruhm der Beethovens durch die glänzenden Säte

schwirren! Wie konnte er sich heute so schön in dem Glanze der Berühmtheit seines sonst so sonderbaren Bruders sonnen! Mit Hodgegkeit schwelgte er noch eine Weile in diesen Gedanken. Indessen, je näher er dem Ziele kam, um so mehr verloren sich diese stolzen Gefühle und Betrachtungen und es trat statt ihrer eine ängstliche Spannung und Schüchternheit ein. Das Rauschen der eleganten Equipagen, mit denen die feine Gesellschaft sich doch nicht messen konnte, und die jetzt von allen Seiten herbeikamen, und die vornehmen Herrschaften, die er aussteigen sah, machten ihn ganz verzagt und kleinlaut. Endlich hielt sein Wagen vor der hohen Klampe des fürstlichen Palais, das glänzend geschmückt und erleuchtet war. Als die Dienerschaft herbeistürzte und ihm aus dem Wagen half, ach, da ward ihm gar sonderbar zu Mut! Gleich und mit ängstlichen Mienen betrat er den schon mit feingepulsten Gästen angefüllten Konzertsaal. Unwillkürlich griff er nach dem Arm des neben ihm gehenden, ihn aber gänzlich unbekannten Tonschaffers, der sich verwundert nach diesem Angestrichen umah und ihn fragte, ob er sich unwohl fühle, weil er so bloß ansehe. In diesen Worten lag aber ein leiser Ton von Spott, den unser armer Apotheker aber nicht merkte. — Nun erfolgte aber eine Liebertragung, die Herrn Nikolaus Johann fast ganz aus der Fassung brachte. Nämlich einer der Diener, den es befremden mochte, den Apotheker in einer so glänzenden Gesellschaft zu sehen, forderte ihn auf, seine Einladungskarte zu zeigen. Aber, o Schrecken! unser Freund hatte davon nicht gedacht, sie mitzunehmen, hatte auch wohl eine solche Formalität, noch dazu in einem solchen Saale, für unnöthig gehalten. Bis zu den Fingerringen erstreckte und mit diesem Angestrichen vor der Stirne, wollte er sich eben, so unmerklich wie möglich, entfernen, als der fürstliche Diener von weiten die lebhafteste Debatte seines Dieners mit dem armen Bedrängten bemerkte und den ersten zu sich rief und sich nach der Ursache dieses lebhaften Wortwechsels erkundigte. Sowie er aber den Namen Beethoven vernommen hatte, eilte er selbst an den Apotheker zu, nahm ihn ganz vertraulich beim Arm und sagte höchst verbindlich zu ihm: „O kommen Sie doch, mein Herr, denn gerade für Sie, oder ich will lieber sagen, durch Ihre freundliche Gegenwart und Vermittelung bin ich in die glückliche Lage versetzt worden, diese musikalische Unterhaltung heute hier in meinem Hause veranstalten zu können. Denn hören Sie mir, unser berühmter Herr Ludwig van Beethoven hatte mir diesen Morgen sagen lassen, daß ein Bruder von ihm gestern von München angekommen sei, der den anderen Tag, also heute, weiter nach Berlin, wenn ich nicht irre, reisen wolle, und daß derselbe ihm dringend gebeten habe, ihm den ganzen Abend etwas vorzuspielen, was er ihm auch versprochen hätte und welches Verprechen er um seinen Preis unerfüllt lassen könne. Da habe ich denn gedacht, daß es Ihnen, mein Herr, am Ende gleich sein möchte, die Musik hier oder bei Ihrem Herrn Bruder zu hören, und so habe ich mir die Erlaubnis genommen, Sie zu dieci, wie ich hoffe, sehr unterhaltenden Soiree einzuladen, mich überaus glücklich schätzend, den Mann kennen zu lernen, der die Kunde des Muths und eine so zärtliche Liebe mit meinem derühten Freunde vereinigen. Thun Sie darum heute ganz so, als wenn Sie hier zu Hause wären und amüsieren Sie sich so gut wie Sie können.“ — Während der Fürst sich so ausdrückte, überließ es den Pharmazeuten einkalt, denn er sah nun ein, daß es ein Versehen des Dieners gewesen war, daß ihn in dies Palais geführt hatte. Denn nicht ihm, sondern seinem Bruder Karl Joseph, der tags vorher hier angekommen war, von dessen Anwesenheit er aber bis jetzt noch nichts erfahren hatte, sollte die Einladung gelten. Nun kam man sich die Bestätigung, die Verweisung des Armen denken. Er hätte, wer weiß was, darum gegeben, wenn er jetzt mangelndes und unbemerkte verschwinden könnte; denn er durfte sicher darauf rechnen, daß wenn Ludwig den Bruder, den er erwartet hatte, nicht fände, dagegen dem nicht erwarteten hier begegnen würde, ganz bestimmt ein unangenehmes Rencontre eintreten und eine Störung dieser Soiree herbeigeführt werde, denn seine bizarre Auswühlung kamte in solchen Fällen keine Grenze. Schon sah sich unser Apotheker in Gedanken mit Hohn und Spott seitens des Bruders verfolgt, von den Gästen als Zügeliche des Gelächters und allerhand Witzleien behandelt, ja vielleicht als ein nicht Berechtigter mit Schimpf und Schande aus dem Saale vertrieben. Und wie würde eine solche Behandlung seinem Anse, seiner Klundigkeit schaden! Bald würde die ganze Stadt von diesem Auftritte erzählen! Er hatte dem freundlichen Wirt kein Wort erwiedert können; be-

täubt und diesen schrecklichen Gebilden seiner Phantasie hingegeben, stand er da, nicht wissend, wie er sich aus dieser Klemme herausziehen sollte, da wurden plötzlich die Flügelthüren des Saales von einem Diener geöffnet, der die laute Meldung machte: „Herr Einwig von Beethoven! Herr Karl Joseph von Beethoven!“ — (Schluß folgt.)



Vor zweihundert Jahren.

Eine heilere, historische Geschichte
von H. Niclail.

„Sie meint also wirklich, ich erhielt die Stelle nicht?“ fragte der Kandidat und ließ sich mit geduldig mitleidiger Miene auf das stümliche Sofa des kleinen Stübchens nieder.

„Ja habe wie gewohnt wenig Hoffnung, werter Freund,“ erwiderte der Schulmeister. Die Predigt, so ihr mir da vorgelesen, mag gar viel Gelehrtes und des Wertes enthalten, aber sie reicht nicht aus, Euch den Sinn unseres geliebten Herzogs geneigt zu machen. Er ist nämlich ein gar sonderbarer Herr. Zwanzig Kandidaten, die vor Euch hier gepredigt haben, sind alle von ihm heimgesegnet worden, wieweil sie auf die musikalischen Scherzen unseres Landesherren nicht hingehört haben, der ein großer Musikant, insbesondere ein stürmischer Bass-Geiger ist; dieses Instrument muß ihn sogar in die Kirche begleiten, und er lebt es, zu den Stellen der Predigt, die ihm fürnehmlich behagen, zum Zeichen dessen, seinen Bogen kräftig zu streichen. Aber es muß in diesen Stellen von der vielen Musik die Rede sein. Wenn es Euch gelang, etliche Worte und Witzlein aus dem Reiche dieser Kunst darin zu bringen und zu verwerten, so wäre vielleicht Euer Glück gemacht; aber für jetzt wollet mich entschuldigen, ich muß meine Studien unterrichten. Gott befohlen!“

Damit eilte der Schulmeister aus dem Zimmer, während sein Gast mit einem tiefen Seufzer nach seinem Hute griff und gleich darauf das Haus verließ. Von Mitternacht war er gekommen, um als Vorbereiter für die Domprediger der Herzog Christian in Merseburg sein Glück zu versuchen. Seiner Mutter Bruder, der Schulmeister, hatte ihn gastfreundlich aufgenommen, um galt es, noch den Rest des Samstags gemächlich hinzubringen, damit die Anstrengung ihn nicht ganz verwirre.

Er schritt durch die engen Straßen der alten Stadt, erklagte die Höhe des Dompfahrs und durchwandelte den schattigen Schlossgarten, um nach einiger Zeit, erfüllt von lieblichen traumhaften Gedanken, zurück in das Haus seines biedern Gastfreundes zu wandern.

Nach einfachem Zubis bei einem Glase Merseburger Bieres verlebte er noch stündlich eine Abendstunde und begab sich anschließend zu friedlichen Gemüths zur Ruhe.

Es war Sonntag und unter dem Läuten der Glocken strömten die Bewohner von Merseburg in die Domkirche, die bald bis auf den letzten Platz gefüllt war. Das Eingangslied war gelungen, noch ein kurzes, melodisches Nachspiel des Kantors auf der Orgel und der Kandidat betritt die Kanzel. In demselben Augenblick erscheint in der gegenüberliegenden Loge auch der Herzog Christian, eine imponierende Gestalt mit energischem Gesichtsausdruck. Der Kandidat sieht, wie ihm von zwei Lakaien die Waggeige gereicht wird, und das Blut steigt ihm siedend heiß zum Kopf — aber nur einen Augenblick, dann hat er sich gefaßt und beginnt mit fester Stimme:

„Das Leben ein Saitenspiel!“
Ein kräftiger Ausruf durch den herzoglichen Loge belebte ihn, daß er mit seinem Thema einen Schuß ins Schwarze gethan. — „Das gefällt ihm!“ „Der wird's!“ flüstern sich die Leute zu, und der Redner fährt fort:

„Liebliche Klänge, den Tönen der Mehlsharfe verwandt, sind es, die das Ohr des Kindes umschweben, Lusthaude einer schonen besten Welt, schweben sie dahin, leicht, freundlich u. s. w.“ Bei einer kurzen Pause, die der Redner macht, schenkt es ihm, als zitterte drüben in der Loge ein harter Hauch über die Saiten, dann fährt er fort:

„Schwärmischer, lauter ertönt die Leier des Jünglings, dem die Phantasie mit den wilden Tönen der

Ideale vor die Augen stellt, die ihm die Wirklichkeit nicht geben kann.“ — „Da — hoch!“ drüben ein lautes „huh — hum.“ — „Ein lebhaftes Feuer regiert die Saiten, stürmend brausen die Klänge dahin, oft führen Dischordanzen den rauschenden Gesang.“ „Hum,“ macht zustimmend der herzogliche Bogen.

„Langsam und ernst ist des Mannes Lied. Das wilde Feuer ist erloschen, milder Ernst bedeckt die Stirn, Ruhe spricht aus seinen Widen. Er nimmt das Saitenspiel zur Hand — „huh — hum!“ bestätigt drüben in der Loge der Bogen — und feierlich begrüßt er den Herrn der Heerschaaren. Von der treuen Gattin, den blühenden Kindern umgeben begrüßt er die Mähen des Tages und im Reich der Töne verkündet sich der männliche Wille!“

Ein energischer Strich des Herzogs folgt diesen Worten, der Redner blüht strahlenden Auges hinüber, dann hebt er noch einmal an: „Lied muß der Geist!“ mit milder Hand schafft er nagebrochene Accorde, bis ihm die Leier entfällt und der Engel des Todes ihn lächelnd emporträgt in das Blütenland der ewigen Gelänge. Die zauberischen Klänge der Kindheit begrüßen ihn hier und wiegen ihn ein unter den Palmen des Friedens!“

Hier ein langes, leises Dröhnen in der herzoglichen Loge.

Der Kandidat ist mit seiner Predigt, von welcher wir hier nur die Hauptmomente geben, zu Ende, sein Asten verfallt, die Orgel setzt ein und ihre brausenden Klänge ziehen durch den weiten Raum. Der Redner versteht, was diese jubelnden, siegesgewissen Klänge sagen sollen: Die Predigt hat den Beifall des Herzogs gefunden, die Stelle wird sein.

Mit hochklopfendem Herzen verläßt er die Kanzel und eilt aus der Kirche in die Wohnung des Gastfreundes.

Eine Stunde später, und der Würfel ist gefallen. Der Kandidat hält zitternd vor Freude die Bestätigung zum Domprediger, der Schulmeister aber eine flache Champagner in der Hand, die der Herzog zur würdigen Feier des Tages dem Ueberbringer des Schreibens mitgegeben.

Und so sahen denn die beiden aufstrebenden Menschen in ihrer Freude, die auch durch eine Schramme nach dem Sturz des Schulmeisters von dem dagegen gesonnenen Champagnerfort nicht beeinträchtigt war, beisammen, und ließen an auf einen guten Fortgang des begonnenen Glückes und auf das Wohl des gnädigen Herzogs.

It auch die herzogliche Anheige nicht wie der Rebe mit dem Ring, ein Wahrzeichen Merseburgs geworden, so hat sie sich doch in der Erinnerung dort allzeit lebendig erhalten. Und noch heute spricht man von ihr zu den Fremden, wenn er in den Gassen und Kreuzgängen des schwärzigen Domes herumwandelt und die verwirrten Gradmäler der alten Herzöge betrachtet.

Kunst und Künstler.

— Das große Sängersfest in St. Louis war, wie man uns mitteilt, nicht allein ein künstlerischer, sondern auch ein finanzieller Erfolg. Der Ueberdunk wird nahezu 8000 Dollar betragen. Indes muß doch manches recht wünschenswert gewesen sein, denn Frau Lilli Lehmann-Kaislich erklärt in der „Zf. Staatsztg.“ einen offenen Brief, worin sie erklärt, daß der Fest-Dirigent total unfähig sei, Dyrn-Musik zu dirigieren. Nur der Tüchtigkeit des Thomasischen Orchesters und der Künstler sei es zu danken gewesen, daß die Konzerte noch so gut durchgeführt wurden, wie dies geheißen. Andererseits spricht Eugen Lünig sein Urteil dahin aus, daß er zwar den Festdirigenten (Frohlich) in seiner Weise verteidigen wolle, denn er habe offenbar die Routine nicht, ein großes Orchester in schwierigen Werken flottweg zu dirigieren, aber deshalb bleibe es doch Thatfache, daß der ganze große Standal in St. Louis nur durch die maßlose Unverschämtheit, mit dem heutzutage gewisse Primadonnen und Virtuosen aufzutreten sich gestatten, hervorgerufen worden sei. „Es ist der Fluch der Kunst,“ fährt er fort, „daß diese Unerschlichkeit nicht schon längst gebrochen wurde; diese selbe Ansicht hegen die bedeutendsten Dirigenten der Welt; fragen Sie einmal bei Nilow oder Thomas nach, ob diese Herren nicht derselben Ansicht sind, obgleich sie sich nicht halb so viel gefallen zu lassen brauchen. Aber eine Primadonna kann, wenn sie böswillige Absichten hat, den tüchtigen Dirigenten zur Verzweiflung bringen, und das hat Frau Lilli Lehmann gethan, — sie verdient die Strafe.“ So ist das Festzeltum in sehr

gefeigertem Grade weiter, — inwieweit Ursache hierzu vorhanden, wissen wir nicht, interessant ist nur die Mitteilung über das vorerfliche Gelingen des Festes, dem unmittelbar ein ausgearbeiteter Werbefuß folgt. — Hofmusikdirektor Richard Strauß in München ist von den hervorragenden und größten Konzertschaffern Italiens, der „Società del Quartetto“ in Mailand, durch Ernennung zum Ehrenmitgliede und Ueberreicherung eines prachtvollen Ehren Diploms ausgezeichnet worden.

— Adolf Henckell in Petersburg erhielt den russischen Annenorden 1. Klasse.

— In Milwaukee, Wisc., ist Wilh. Widler, mehrjähriger Dirigent des dortigen Musikvereins und Leiter anderer Vereine, 64 Jahre alt verstorben. Er war in Darmstadt geboren und hatte den Ruf eines tüchtigen Musikers.

— Ein nachzu verschollenes Werk „Der ewige Jude“, Oper in fünf Akten, gebichtet von Scribe und St. Georges, in Musik gesetzt von F. Halévy, wird in der nächsten Saison im neuen deutschen Theater in Prag zur Aufführung gelangen.

— Ernst Frank, der frühere Kapellmeister in Hannover, und Komponist der „Hero“ und des „Sturmes“, der vor einiger Zeit von Geistesgeistesheit befallen wurde, ist jetzt in Wien für unheilbar als dumm erklärt und unter Kuratel gestellt worden.

— Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat dem Generalintendanten Herrn Graf von Hochberg in Berlin das Großkreuz des Greifenordens verliehen.

Termisches.

— Am 8. Juli wurde in Reichenberg eine von der Stadt gestiftete Gedenktafel an den im Jahre 1864 in Prag verstorbenen blinden Tonmeister und vorerflichen Klavierpädagogen Josef Protsch an dessen Geburtshaus aufgestellt.

— Die bekannte Musikalienhandlung Falter & Sohn in München ist in den Besitz des kgl. bayr. Hof-Musikalienverlags Jos. Mibl übergegangen.

— Ein hübscher Scherz, der sich an die Befegung der Intendantur zu Berlin knüpft, macht gegenwärtig die Runde: Da bekanntlich der jetzige Intendant Graf von Bodo — obwohl Komponist einer Oper — doch nur musikalischer Dilettant ist und Namen wie von Verfall, Graf Platen, von Bronsart, von Seeborn ze. von anerkannt künstlerischem Rufe sind, so ist die Frage aufgetaucht, warum man gerade Graf Bodo an die Stelle gewählt habe. „Das ist ganz einfach,“ sagte ein Witzbold — „Graf Hochberg war der einzige, der in die Stellung paßt. Es liegen tausende Briefbogen und Couverts bei der Berliner Verwaltung mit den Initialen B. v. H. (Bodo von Hülsen). Für diese gab es nur dann Verwendung, wenn Graf v. Hochberg angestellt wurde, der ebenfalls B. v. H. (Bodo von Hochberg) heißt!“

— In Frankreich will man jetzt Dentmäler für Mädel (in Givet) und für Georges Bizet, dem so jung verstorbenen Schöpfer der „Carmen“, errichten.

— Zur Reform des deutschen Armeemusikwesens. Neben diesen Gegenstand bringt die Straßb. Post einen Aufsatz, der beachtenswerte Klagen und Vorschläge enthält. Der wichtigste Punkt, wird ausgeführt, sei die dienstliche Stellung des Kapellmeisters. Der Chef einer Regiments- bzw. Bataillonkapelle ist nach den heutigen Erfordernissen eine auf musikalischen Hochschulen gebildete Persönlichkeit, die ein umfangreiches und schwieriges Amt zu verwalten hat, eine große Verantwortung trägt, in der Zivilbedienleistung meist allgemein bekannt und beliebt ist, und dabei in der Arme in den Rang — eines Feldwebels beisteht. Diese Stellung steht nicht im Verhältnis zu ihren Leistungen und ihrer Bildung. In allen anderen, namentlich in der französischen, russischen, österreichischen, haben die Direktoren der Regimentsmusik Offiziersrang und können es im Laufe der Jahre bis zum Hauptmannsrank bringen. Sind wir auch sonst gewohnt, was Heereseinrichtungen betrifft, dem Auslande als Muster zu dienen, so können wir in diesem Falle wohl das Fremde nachahmen. Es ist unbedingt nötig, den Kapellmeister zu heben, ihn mindestens in die Stellung der höheren Militärbeamten mit Offiziersrang (nach Art der Zählmeister) zu bringen, wenn man auf die Dauer so gebildete und anständige Leute bekommen will, wie dies das biederliche Interesse verlangt.

Nur und Noll.

— F. R. Malizjós. Der einst beliebte italienische Opernkomponist Ferdinand Paer brachte in Wien eine Oper „Leonore oder die eheliche Liebe“ zur Aufführung. Beethoven gefiel die oberflächliche Komposition gar nicht, das Textbuch von Gabor aus desto besser, so daß er an jenem Abend den Plan zu seinem „Fidelio“ faßte. Als er nach der Vorstellung dem Komponisten begegnete, sagte er diesem daher mit seiner gewöhnlichen Geradsicht: „Ihre Oper gefällt mir sehr, — ich will sie in Musik setzen!“ Der Italiener machte natürlich ein sehr lautes Gesicht dazu, aber die Nachwelt hat den Ausdruck Beethovens gerechtfertigt, denn sie kennt Paers „Leonore“ nicht mehr, während die Musik zum „Fidelio“ unsterblich ist.

— Schreibmotive. Im Klub zur „Eintracht“ ist ein Blatt angeheftet, welches also lautet: „Sebe Unterhaltung über Religion, Politik und Richard Wagner ist streng verboten! Der Vorstand.“

— Die vier Jahreszeiten von Haydn. „Wie hat Ihnen die geistige Aufführung gefallen?“ „Famos... aber Erkältung zugezogen. Kann den schneidigen Temperaturwechsel nicht vertragen.“

— F. R. Weber und Mozart. Während Karl Maria von Weber Kapellmeister in Prag war (1813–1816), hörte er eines Tages, als er mit einem Freunde durch die Straßen wandelte, einen Mann aus dem Volke das „Non più andrai“ (dort vergh' leste Fiehn) aus „Figaros Hochzeit“, deren Weisen schon gleich nach der ersten Aufführung (1786) Lieblingmelodie der Prager geworden waren, bald singen, bald pfeifen. Da sagte der jugendliche Musiker, der seinem Volke später den „Freischütz“ schenken sollte, bewegt zu seinem Begleiter: „Der beweisenswerte Mozart! Für das Glück, seine Melodien schon bei Lebzeiten auf allen Gassen zu hören, dürfte er gern jung sterben!“ — Weber ahnte damals noch nicht, daß seine im tomschen Zorn über eine seiner Melodien, die man in Berlin nach der ersten Freischütz-Aufführung ebenfalls „auf allen Gassen hörte“, 1822 schreiben würde: „Wie man in der Goetheischen Elegie den armen Briten von dem „Marborough'sen vateren guerre“ verfolgt sieht, so werde auch ich von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied „Wir wurden dir den Jungfernkranz mit weissenblauer Seide“. Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit forgerückt, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwischend, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wittin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz“. Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe herauf singen. Die kleine Wädlerin kommt mit „Laudenel, Myri und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf drohnt.“

— F. R. Die Arten des Lachens. Man will beobachtet haben, daß das Lachen eines Menschen je nach dem darin vorherrschenden Vokal einer besonderen Gemüts- und Geistesart entspricht. Die Personen, in deren Lachen das A vorherrscht, sind offen und ehrenhaft, lieben den Lärm und die Bewegung und sind mitunter leicht veränderlichen Sinnes.

Das Lachen in E eignet den Phlegmatischen und Melancholischen. Vorzugsweise mit I lachen die Kinder, sowie naive, dienstfertige, furchtsame und unentschlossene Leute.

Das Lachen, bei dem man vorzugsweise O hört, deutet auf Ekelstirn und Stumpfheit. Hört man aber vor den Menschen, die mit U lachen, denn es sind Misantropen.

J. J. Cherubini, der berühmte Florentiner Komponist, hatte viele Eigentümlichkeiten und Absonderlichkeiten, welche jedoch niemanden schädeten, und ihm zum Leben unentbehrlich waren. So konnte er durchaus keine Parfums vertragen; sie drachten ihn so außer sich, daß er sich nicht selten mit dieser Aversion lächerlich machte. Ueber alles aber ging die ihm die Ordnung. Alles hatte bei ihm sein Gelee, wie in der Kunst, so im Leben. Jedes, auch das kleinste Toilettenstück, war nummeriert, und selbst an dem Morgen seines Sterbetages, am 15. März 1842, ließ sich der Zweihundachtzigjährige nicht von der strengen Handhabung der eingeführten Hausordnung abbringen. Er verlangte ein Taschentuch; es wurde gebracht. Als

er nach der im Büssel stehenden Nummer gesehen, sagte er: „Das ist nicht das rechte; Sie geben mir Nr. 8, ich habe Nr. 7 noch nicht gebraucht.“ — „Ich weiß es wohl“, antwortete die Person, welche ihn bediente, „aber auf Nr. 7 fiel ein Tropfen Kölner Wasser, und da ich weiß, daß Sie das nicht riechen könnten, so...“ — „Ah was, Ordnung muß sein!“ — Cherubini ließ sich Nr. 7 geben, gebrauchte es, schnitt dabei jedoch ein gräßliches Gesicht, warf es bei Seite und sagte: „Nun, da ich Nr. 7 gebraucht habe, können Sie mir Nr. 8 geben!“ — Es war das letzte Taschentuch, das er gebrauchte.

— Die Vorelen in neuer Fassung. Eine reizende Satire auf die in der deutschen Sprache üblichen Fremdwörter gibt ein pseudonymer Herr „Jean Erlanger, Salonpoet, Haute Nouveauté“ in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins durch folgende Umschreibung der Vorelen:

Die Vorelen.
(Mit Approbation der Maiten des Autors.)

Ich weiß nicht, warum misera bel
Zu mir und ich so moro.
Eine längst antiquierte Fabel
Läßt mich partout nicht los!
Das Thermometer sinket,
Phlegmatisch fließt der Rhein,
Die Vergatteraffe blinzt
Superb im Abendchein!

Dort oben hat sich placiert
Ein Mädchen charmant in der That;
Sie ist mit Brillanten garniert
Und macht Toilette gerade.
Mit gold'nem Kamm sich frisierend
Eine Arie sie intoniert,
Die, komplett elektrifizierend,
Ganz virtuos war komponiert!

Den Schiffer im Liliputfahrer
Erreicht vehementes Weh!
Er sieht nur die Contifane
Dort oben im Regie!
Enfin, das Ende der Fabel:
Er sank mit Gelat in den Rhein,
Und dafür ist responfabel
Die Voreley allein!

— F. R. Zu jung. Eine namhafte Sängerin, der man es noch nicht ansieht, daß sie bereits eine erwachsene Tochter besitzt, führte diese, nach dem sie aus der Pension zurückgekehrt, tüchtig in die Gesellschaft ein. „Ihre Tochter ist wirklich reizend erblickt, da werden sich die Freier gar bald einstellen“, versicherte ein guter Bekannter, jedoch die Mama meinte: „Ach was, das Kind kann doch noch nicht ans Heiraten denken, — dafür bin ich ja noch viel zu jung!“

— F. R. Wurft wider Wurft. Mailart, der Komponist des „Lara“ und der höchsten, auch in Deutschland beliebten Oper „Das Glöckchen des Eremiten“ (gest. 1871) erhielt eines Tages eine Einladung von einem ihm nur oberflächlich bekannten Osefabrikanten. Am Fuße der Karte stand, wie das in Paris oft geschieht, die Drohung: „On fera de la musique“ (man wird Musik machen). Mailart fand sich ein und spielte so bereitwillig Klavier, daß sein Amphitruon ganz entzückt von ihm war. Kurz darauf erhielt er aber von dem Komponisten, der einen guten „schlechten Witz“ über alles liebt, ebenfalls eine Einladung, am Fuße der Karte stand diesmal: „On fera des poëtes (man wird Deseu machen).“

Literatur.

Anna Morsch: Der italienische Kirchen-gesang bis Palestrina. Zehn Bände, gehalten im Victoria-Bureau zu Berlin 1885. Berlin, R. Oppenheim.

Die Verfasserin hat sich durch ihre mannigfachen, mustergültigen Artikel in Fachzeitschriften bereits den Ruf einer gründlich unterrichteten und gewissen Interpellation der Musikwissenschaft erworben. Die vorliegende größere Arbeit beschäftigt diesen Ruf auf glückliche Weise. Das Werk zeugt von einem erstaunlichen Fleiß, von einer an einer Dame höchst seltenen Vertiefung in einen Stoff, der dem Verständnis der meisten ziemlich fern liegt und besonders leicht auch die Art und Weise der Darstellung nach besondere Anerkennung.

Der reiche Inhalt des Werkes ist in zehn Kapitel gegliedert. Nachdem in der Einleitung die Entwicklung der kirchlichen Musik beleuchtet ist, schließen sich an: der Kirchengesang unter Ambrosius und Gregor I., der gregorianische Gesang, Organum und Neumenchrift, Theorie und Symbolik, der Einfluß der niederländischen Kunst, die Künstler in Rom vor Palestrina, Palestrina, seine Nachfolger in Rom, die Renaissance. — Wenn wir im ganzen die Bezeichnung dieses schwierigen Materials, die klare,

lichtvolle Darstellung, die schöne Diktion der Sprache zu rühmen haben, so möchten wir doch noch besonders auf die Behandlung der ersten Kapitel aufmerksam machen. Es ist der Verfasserin gelungen, die dunkle, bornige Wertigkeit unserer Musik, die Zeit der Theorien und Grillereien, der unfruchtbaren Spekulationen, wo, wie sie selbst sagt, „man den Grund hat, als sei unsere Tonkunst aller Poesie entleert, als müsse sie für ihre Zeitgenossen mehr eine Plage, als ein himmlisches Gnadengeschenk gewesen sein“, gleichfalls durch ihre von Liebe und Begeisterung getragene Darstellung zu einem fesselnden Gemälde zu gestalten. Zu den grauen Zahlentheorien gefügt sich überdies die in mystischen Reizen gehaltenen, symbolisierenden, mittelalterlichen Anschauungen, als Hintergrund der Färbung der Geschichte und der geistigen Stimmung der vorangehenden Epochen. Im fachmännischen Zeichnung, von sonnenigem Glanze erfüllt ist dann die Schilderung der Höhepunkte der italienischen Kirchenmusik in Rom und Venedig; hier kam der Autorin neben ihrem wissenschaftlichen Studium noch das eigene Hören der verklärten Schöpfungen in den gefestigten Sälen San Pietro's und der Capella Sistina, für die ein Palestrina und Vittoria sie einst schuf, zur Hilfe. — Wir wünschen dem Buch einen recht reichen Reichtum, damit es den Wunsch der Verfasserin, Liebe und Interesse für das Studium der Geschichte in weiteren Kreisen anzuregen, in weitem Maße erfüllt.

Bahlen-Rätsel.

10	14	1	8	10	1	18	8	4
6	14	10	11	5	18	9	1	2
7	5	14	10	1	2	4	18	5
11	8	4	7	3	17	4	3	10
3	4	17	11	4	13	2	1	3
3	16	4	10	13	11	4	2	12
13	14	8	1	12	11	8	2	6
12	1	8	18	8	18	9	1	18
3	10	11	19	1	8	15	1	14

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wogerechten Reihen:

- 1) eine Bezeichnung aus der Musik,
- 2) eine Stadt in Rußland,
- 3) eine Stadt in Spanien,
- 4) eine Bezeichnung für Unglücksnachricht,
- 5) einen griechischen Dichter,
- 6) eine europäische Hauptstadt,
- 7) eine Frauengestalt aus der deutschen Heldensage,
- 8) eine deutsche Hauptstadt,
- 9) ein europäisches Volk.

St alles richtig gefunden, so erscheint an den durch dicke Umrahmung bezeichneten Stellen der Name einer berühmten Sängerin. C. L.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Mantel.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mark.

Inhalt Nr. 14.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Vasqué. XV. Der Wasserträger. Oper von Cherubini. Im Morgenrauschen. (Frischgezogen.) Gedicht von A. Nicolai. (Mit Illustration von F. Flinger.) Noch einige Etüden aus Richard Wagners Rindheit. Erzählt von A. V. Gofche. (Schluß.) Ein musikalischer Drache. (Aus Professor Theodor Kullas Jugendzeit.) Von C. Kaab. Ein Sommertag. Märchen von A. Nicolai. Kapellmeister und Instrumentenmacher. (Unterhaltungsspiel.) Musikalisches Plaudereden. Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Gratisbeilage:

Stieler, „Deutsche Tonmeister.“ Seite 89–96.

Briefkasten

der Redaktion.

Wragen ist die Abonnements-Contingierung beizufügen. Anonyme Aufschriften werden nicht beantwortet.

Sämtliche im „Briefkasten der Redaktion“ angeführten Werke und Musikalien, deren Verleger mit genannt sind, können durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen bezogen werden.

Das Rätsel in unserer letzten Nummer hat richtig gelöst: Frau E. Kraft, Dresden. (Einer Ihrer Briefe zu gelegentlicher Berwertung reserviert.)

Darmstadt. J. H. Sie fragen den Redakteur, ob er derjenige ist, dessen gleichnamige Beaufassung Sie f. j. in Bildbad gemacht haben? Bevor er antwortet, möchte er erst fragen, was Sie wollen!

Ungarische Abonnenten. Eine vorzügliche Gefangenschaft ist: Gedächtnis „Gefangenschaft und Stimmführung“ (Edition Peters, III, 3-5).

Berlin. H. Sch. Sie schreiben in recht respektvoll über Ihre Eltern, die es Sie wohl auch einsehen werden — sicher nur gut mit Ihnen gemeint haben! Wollten Sie sich gegenseitig nicht mehr so leicht schreiben Sie inoffiziell doch ein Buch, worin Sie die Eltern über Ihre Stellung zu den Kindern aufklären!

Chemnitz. J. M. Wir staunen in der That über Ihre Variationen, die, ganz über, was die Geschmacklosigkeit sich auszu-lassen darf, ohne das reizende Thema von Mozart entstellen zu können.

Hagen. R. „Opernalbum“, 34 der-liche Melodien, arrangiert und mit Finger-zaug versehen von J. Meßling (Edition Bittorf, III, 150).

Hofelberg. G. G. Ein vortref-liches Musikstück; soll schon in einer un-erwünschten Nummer erscheinen.

Greifswald. H. F. Vom Kontra-punkts mißverständnisse ist Ihnen, ad. 2. Brief verstanden. Lassen Sie sich vom Kon-servatorium, das Sie auferlegen haben, einen Prospekt kommen, der gratis versandt wird und das enthält, was Sie zu wissen wünschen.

Chemnitz. F. B. Die Oper müssen Sie Theaterdirektoren zur Aufführung an-bieten, — vor einer erfolgreichen Aufführung werden Sie kaum einen Käufer resp. Verleger finden.

Unterachsenberg. S. Als erst Verfall nicht über, — zur Vererbung jedoch reicht es doch nicht.

H. V. in G. Romanen wir trotz aller Mühe nicht erreichen.

Graz. V. B. Widmann: Die strengen Formen der Musik, in klassischen Beispielen (III, 270). Vom Selbstunterricht können wir Sie Subjekt, „Ratichismus der musikalischen Formen-richtig“ vorandringen lassen. (III, — 30.) Welche Befähigung G. Wertheimer in Leipzig, ad. 2. Brief wissen Sie, seinen Vater, — der gute Wille nicht viel, wenn die Mittel fehlen.

Köln. B. Wollen Ihnen gerne be-nehmen, es aber der Besprechung halber nicht Wir befragen nur Konzepte, deren Pro-gramme beauftragen, von bekannter Feder be-urteilte Musikalien erhalten. Auf einzelne Setzungsanfragen können wir und nicht ein-laffen. Wenden Sie sich an die Musikalien-Handlungen für später möglich.

Frankfurt a. M. Wie hoch wir Ihre Kompositionen tagelien? Auf gar nichts, inklusive Papier und Tinte.

Grätz. C. F. Jede dritte Nummer erscheint am Vogen, ad. 2. Briefschreiben mit Wertheimer in Breslau, ad. 3. Bei G. H. Spina in Wien, Preis 12 Mt.

Altona. W. G. Für Ihre Freude genügt die Gefangenschaft vom Franz Mt. Aus-gabe für Tenzor. (Edition Bittorf, 3 Mt.)

Konzepte. Thürk. C. S. Sie wünschen mit jemand in Konzeption zu treten, welcher Ihnen einige gute Stücke und einige leicht, gegen tüchtige, räumlicher und geistlicher Musikstücke und gegen tüchtige Brief-matten? Wenden Sie sich jemand insofern bleier Notiz, dann sollen Sie Antwort an dieser Stelle finden.

W. H. Sind in diesem Genre allzu reichlich versehen.

S. in G. Das machen Sie und nicht weiß, daß viel Ihr erster Kompositionenver-fall sein soll! Trotzdem vermögen wir denselben nicht zu verwenden, weil wir alljährlich Vorrat bleier hat.

Elberfeld. J. C. Rats! Preis-rästel sind einem Kontorierpflichtig gleichge-setzt und neuerdings gesetzlich verboten.

Memmingen. H. S. Das müßte eine schöne Grulerei geben!

Rathor. A. P. J. J. Zenger's Res-

III. Internationale und Jubiläums-
Kunst-Ausstellung
im Glaspalast
bis Ende Oktober 1888.

München

Deutsch-nationale
Kunstgewerbe-Ausstellung
am Isar-Quai
bis Ende Oktober 1888.

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet Mittwoch, den 3. Oktober, vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Kompositionslehre, Piano- und Orgel, Violine, Viola, Violoncello, Kontrabass, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Direktions- und Chorgesang- und Orgel- und Chorgesang- und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache und Deklamation — und wird erteilt von den Herren Professor F. Hermann, Professor Dr. R. Papperitz, Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. C. Reinecke, Th. Coccius, Universitäts-Professor Dr. O. Paul, Dr. F. Werder, Musikdirektor Dr. S. Jadaesohn, L. Grill, F. Rehling, J. Weidenhach, C. Piutti, Organist zur Kirche St. Thomä, J. Lammer, B. Zwintacher, H. Kleese, kgl. Musikdirektor Professor Dr. W. Ruet, Kantor an der Thomasschule, A. Reckendorf, J. Klengel, Kammervirtuos A. Schröder, R. Bolland, O. Schwabe, W. Barge, G. Hinke, F. Gumpert, F. Weinschenk, R. Müller, A. Brodsky, P. Quasdorff, E. Schaecker, H. Sitt, W. Rehberg, C. Wendling, T. Gentsch, P. Homeyer, Organist für die Gewandhaus-Konzerte, H. Becker, Frau Professor A. Schimon-Regan, den Herren A. Ruthardt, G. Schreck, C. Beving, F. Freitag.

Die Einweihung des neuen großen Gebäudes, welches von der Stadt Leipzig dem Königlichen Konservatorium errichtet worden ist, hat am 5. Dezember 1887 stattgefunden.

Die Direktion der hiesigen Gewandhaus-Konzerte gewährt den Schülern und Schülerinnen des Königlichen Konservatoriums freien Zutritt nicht nur zu den sämtlichen General-Proben der in jedem Winter stattfindenden 22 Gewandhaus-Konzerte, sondern in der Regel auch zu den Kammermusik-Aufführungen, welche im Gewandhause abgehalten werden.

In den Räumen des Instituts sind zu Unterrichtszwecken drei Orgeln aufgestellt.

Mit Rücksicht auf die Befähigten zu erteilende vollständige Ausbildung für die Oper ist in dem neuen Hause eine Uehungs-Bühne errichtet. Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 360 Mark, welches, in 3 Terminen: Ostern, Michaelis und Weihnachten, mit je 120 Mark pränumerando zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme 10 Mark Einschreibgebühr zu zahlen.

Ausführliche Prospekte werden vom Direktorium unentgeltlich ausgegeben, können auch durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

LEIPZIG, Juli 1888.

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.

Dr. Otto Günther.

Konservatorium der Musik in Köln

unter Leitung des städtischen Kapellmeisters

Herrn Professor Dr. Franz Wüllner.

Das Konservatorium besteht aus einer Instrumental-, einer Gesang- und einer Musiktheorie-Schule, einer Opernschule, sowie einem Seminar für Klavier-lehrer. Es besitzt Vorbereitungsklassen für Klavier, Violine, Cello und Sologesang und lässt Hospitanten zum Chorgesang, zu den Orchesterübungen, Vorlesungen und zum Unterricht in Harfe, ev. auch in Cello, Kontrabass und Blasinstrumenten zu. Als Lehrer sind thätig die Herren: Prof. Dr. Franz Wüllner, W. Book, A. Eben-schütz, Direktor Dr. Erkelenz, L. Hegyesi, E. Hauser, Konzertmeister O. Holländer, N. Hompeach, W. Müller, Konzertmeister O. Japh, Professor O. Jensen, Fräulein Felicia Jung, E. Keitz, Dr. O. Klauwell, W. Knudsen, Carl Körner, A. Krögel, O. Kunze, O. Krause, Organist E. Lowinger, A. Mendelssohn, Kgl. Musikdirektor E. Mertke, M. Fauer, Dr. C. J. Schwarz, Professor J. Selas, stellvertretender Direktor, Kammerkänger B. Stolzenberg, Tomasini, F. Wolcke, E. Wehner, Dr. Ludwig Wüllner, H. Zachmann, H. Zöllner.

Das Winter-Semester beginnt am 17. September d. J. Die Aufnahme-Prüfung findet an diesem Tage, morgens 9 Uhr, im Schulgebäude (Wollstrasse No. 3) statt. Das Schulgeld beträgt für ein halbes Jahr die obligatorischen Nebenrichte Mk. 300 p. a., ist das Hauptfach Sologesang, Mk. 400, und wenn Beteiligung an der Opernschule hinzutritt, Mk. 450 p. a., ist das Hauptfach Kontrabass oder ein Blasinstrument, Mk. 200 p. a. Für die Beteiligung am Seminar zahlen die betr. Schüler ein- für allemal Mk. 50.

Wegen weiterer Mitteilungen, Schulgesetze n. s. w. wollen sich schrift-lich an das Sekretariat des Konservatoriums (Wollstrasse 3) wenden, welches auch Anmeldungen entgegennimmt.

Köln, im Juli 1888.

Der Vorstand.

Unter dem Protektorat I. K. Hoheit der Grossherzogin von Baden

Konservatorium für Musik in Karlsruhe.

Lehrgegenstände: 1. Piano- und Orgel, 2. Violine, 3. Violoncello, 4. Orgel, 5. Sologesang, 6. Musik-Theorie, 7. Musikalisches Diktat zur Ausbildung des musikalischen Gehörs, 8. Allgemeines Musiklehre, 9. Methodik des Klavierunterrichts, 10. Höhere Kompositionslehre, 11. Ensemble-Spiel, 12. Chorgesang, 13. Geschichte der Musik, 14. Italienische Sprachunterricht.

Scheidt, Musikdirektor, Josef Siebenrock, Ed. Steinwurz, Alex. Wolf, W. Wörrl, Geh. Hofrat Professor Dr. W. Schell, Konzertmeister H. Desoek, Hofmusikler F. Ameling, L. Heitz, H. Schübert, C. Wassmann, Kammerkänger J. Hauser, Hofkapellmeister Vinzenz Lechner, Fräulein K. Adam, P. Krämer, J. Mayer, G. Saal, E. Meyer.

Der neue Kursus beginnt Montag den 17. September 1888. Die Aufnahme-prüfung der nicht schon vorher geprüften Schüler und Schülerinnen findet Samstag den 16. September vormittags 9 Uhr im Konservatorium statt.

Das Honorar beträgt für das Unterrichtsjahr in den Oberklassen M. 250, in den Mittelklassen M. 200 und in den Vorbereitungsklassen M. 100 und ist in zweimonatlichen Raten pränumerando zu entrichten.

Der Prospekt des Konservatoriums ist gratis und franko zu beziehen durch die Direktion, die Musikalienhandlungen der Herren Doeri, G. Laffert's Nachf. und Sohner, sowie durch die Herren Hofpiano- und Orgelfabrikanten Gebrüder Trau & L. Schweigert in Karlsruhe.

Anmeldungen sind bis zum 5. September schriftlich und von 5. September ab schriftlich oder mündlich zu richten an den

Direktor Heinrich Ordenstein

Hirschstrasse 61.

Sprechstunde vom 6. September ab täglich von 9—11 Uhr vormittags.

Kgl. Konservatorium für Musik in Dresden.

Beginn des Wintersemesters am 1. September. Aufnahmeprüfung am selben Tage nachmittags um 3 Uhr. Prospekt, Lehrplan, Verzeichnis der Lehrer, auch Jahresbericht durch das Sekretariat des Königl. Konservatoriums.

Das Direktorium.

K. Musikschule in München.

Beginn des Schuljahres 1888/89 am 15. September d. J. Anmeldung am 14. und 15. im Sekretariate (K. Odeon). Prüfung am 17. und 18. September. Musikalische Abteilung: Solo- und Chorgesang, Klavier, Orgel, die Orchesterinstrumente, Kammermusik und Orchesterspiel, Harmonielehre, Kontrapunkt und Kompositions-lehre, Partiturspiel und Direktionslehre.

Dramatische Abteilung: Vollständige Ausbildung für Oper und Schauspiel. Das Honorar für ein halbes Jahr nebst den Nebengebühren beträgt je nach dem Haupt-fach 300, 240, 180 M. und ist in 3 Terminen zu bezahlen. Bei der Anmeldung ist eine Gebühr von 15 Mark zu erlegen. Näheres im Statut, zu beziehen durch das Sekretariat.

München, den 14. Juli 1888.

Die Königliche Direktion. Karl Freiherr von Perfall.

Verlag von Hugo Pohle in Hamburg.

Neue billige Ausgaben

meiner sämtlichen

Original- und Konkurrenz-Werke,

letztere in den vorzüglichsten Textrevisionen und besten Bezeichnungen. Verlags-Verzeichnisse werden auf Verlangen gratis und franko gesandt.

Neue billige Pracht-Ausgaben. — Grosses Musik-Format.

Händel, Klavierwerke. Rev. und bezeichnet von Carl Reinecke. In einem Bande Mk. 3. In 27 Hefen à 50—60 Pf.

Haydn, 20 Klavier-Sonaten. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel. In 2 Bänden Mk. 1.50. In 20 Hefen à 40—50 Pf.

Mendelssohn, Klavierwerke. Rev. u. bez. von Wilh. Spieldel. In 5 Bänden Mk. 2. In 45 Hefen à 20—40 Pf. Trios für Piano- und Violine und Violoncello, bez. von W. Spieldel, E. Singer, E. Cossmann, op. 49 und 66 à M. 1.50.

— Op. 64 Violon-Konzert (bez. von Lauterbach) mit Piano- und Violon- und Violine. (bez. von Spieldel und Cossmann) op. 45 und 58 à M. 1.—

Mozart, Sonaten für Pflrte und Violine. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel. In 4 Bänden Mk. 1.50. In 40 Hefen à 40—50 Pf.

Schumann, Werke. Rev. und bezeichnet von Charles Davidoff, Rob. Hookman, Berth. Hirschberg, F. Gust. Janßen, Joh. Lauterbach, Rud. Wilmann, Herm. Ritter, Xaver Scharwenka. Klavier-Quintett, op. 44, M. 2.—, Klavier-Quartett, op. 47, M. 1.50. Trios, op. 63, 80, 110, à M. 1.50, op. 59, 132 à M. 1.—, Streich-Quartette à M. 1.—, Duos für Klavier und Violine (oder Violoncello, Oboe, Klar., op. 70, 73, 94, 102, 105, 121, 123, à 60—100 Pf. Violon-Konzert M. 1.—, Phantasie für Violine, op. 131, M. 1.—, Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme (jedts 108—111 Lieder) à M. 3.—, Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, à M. 1.20.

Justus Albinus, 13 Duette für Sopran und Tenor, 13 Duette für Sopran und Alt, à 60 Pf. Rued. Pilgerfahrt, Klavier-Auszug, M. 1.50. Klavier-Werke in 52 Hefen à 40—100 Pf. Symphonien zu 4 Händen, à M. 1.—

Handelt es sich darum, im Geiste der Autoren textlich revidierte Ausgaben ihrer Werke zu besitzen, so kann man nur zu den Polnischen greifen. In Rück-sicht dieses Umstandes und der glänzenden Ausstattung können wir dem Publikum diese Ausgaben als die besten und billigsten empfehlen. Die sämtlichen Preise, auch diejenigen der Originalwerke obigen Verlags, sind derartig billig, dass sie sich nicht verlohnen, die Werke aus den Leihbibliotheken zu entnehmen. Man achte jedoch genau auf die in den Verlagsverzeichnissen vermerkten Preise! Überall dorthin, wo seine Ausgaben gar nicht oder nur zu höheren Preisen erhältlich, liefert der Verleger postfrei!

Flügel, Pianos, Harmonium.
Niederlage in Berlin bei
Carl Simon, Markgrafen-
strasse 21.
Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart
Hof-
lieferanten Seiner
Majestät des Deutschen Kaisers,
Seiner Majestät des Königs von Würt-
temberg, Ihrer Majestät der Königin von England.

ing in Köln das Anbeterleben wie Sie sie wünschen, — auf Berlangen erhalten Sie solche gewiss gerne zur Ansicht.

Berlin. Gesellschaft. Wenn in den Stunden nicht vorgelesen ist, werden die Beiträge zum Vorteil der ephemerischen Vereinsmitglieder veräußert. In der Regel oder merkt man bald einen guten Zweck zu.

Waldmohr. C. B. Das ist für die ohne Kenntnis der Partitur unmöglich zu verstehen, — der „Rur“ steht indes gegenwärtig sehr niedrig.

Neutischeln. J. B. Was für Instrumente? ad 2: Das ist sich nicht sagen, — es kommt auf die Geige an. ad 3: Bei C. Merseburger in Leipzig. ad 4: Raga, op. 86, 75 Etudes melodiques, 8 Heft (Berlin, H. Simrod), oder Rayser, 36 Etudes élémentaires (Hamburg, N. Grap). ad 5: Schumann wird vorgelesen.

Hannover. K. P. Der Zensur- schiff ist, den Schreibe gemäß, gemein. ad 2: Eine solche Sammlung ist und nicht bekannt. ad 3: Ja wohl, die gibt es; Preis 5 Mark jährlich, bei wöchentlichem Erscheinen, ad 4: Unbestimmt.

Braunschweig. T. H. Ihr Brief vertritt große Interesse an unserer Kunst und hat recht recht, — Ihr Wunsch wird sich nach und nach erfüllt werden: ad 2: Eine Erklärung ist so richtig, daß wir eine solche nicht wagen dürfen, — es denken nicht alle Leute wie Sie. Der Betreffende hat sein Schicksal längt im Tode, jedoch nicht aus der Quelle, die Sie meinen, — dieselbe ist schon früher getroffen.

Nürnberg. F. Mit leichtesten Sonaten von Mozart, beginnen mit der in C dur; nach „Kleider ohne Worte“ von Mendelssohn, reduziert von Richter (Kölnter Klavier-Verlag), von angesehener, 1. u. 2. Nr. 4, 9 u. 10. zur Unterhaltung dienen die mittelmäßigen und leichtesten Klavier-Alben der Ausgabe Zenger in Köln.

„Ungezügelter“ in O. G. Göttinger ist schon 1877 gestorben.

Innsbruck. J. R. Als Anleitung dient Ihnen die „Praktische Gesangslehre“ von Franz Wrt (Ausgabe für Orgelproben, Kollent Klavier).

Wien. O. S. Sind zu reichlich vorgelegt, — danke!

xy. Recht hübsch, — doch haben wir zu viel Vorrat in diesem Werte.

Wien. G. K. Rein.

Köln. H. S. Una corda ist gleichbedeutend mit Berührung.

Rawlisch. Abonnenten. Wert, op. 100 und op. 308 sind leichter, ad 2: Berühren Sie sich mit Liebesschulden gefälliger, melodischer Art.

Hamburg. D. K. Wir haben nicht die Ehre, die „Größe“ zu können, — finden seinen Namen auch in keinem unserer vielen Werke.

Karlsbad. W. M. Wie und Ihre „Gedankenflitter“ gefallen? Wir denken, sie breiten recht gut!

Buffalo. J. M. Nichtig gelöst. Respekt vor Ihren Konzert-Programmen!

Wien. K. Es kommt alles, — nur etwas Geduld. Die letzte Nummer war zum Teil dem Abenden unserer Kaiserin gewidmet und dem mußte auch in der Beilage Rechnung getragen werden.

Karl Maria. Sind alle reichlich vorgelegt. Überdies sind beide Zitate unrichtig: Das Manuskript in Es dur müßte naturgemäß im Selbstverleichte (Begründung: Begründung), das in B moll im reinen Bierschiff (hat Alla brevi) geschrieben sein.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Die Theorie und Praxis des Orgelbaues.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage des

Lehrbuches der Orgelbaukunst

von J. G. Töpfer.

Für den Gebrauch des Orgelbauers, Orgelrevisors, Organisten und Architekten

herausgegeben von

Max Allihn.

Mit Atlas von 65 Tafeln.

1898. gr. 8. Geheftet. 30 Mark; in feinem Einband 36 Mark.

Ausführlicher Prospekt gratis durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Brieflicher, gründl. Unterricht

in Harmonie, Komposition, Kontrapunkt (Spezialität). — Wiedereröffnung 15. September. Prospekt gratis.

Genf. Prof. O. Moser
15, Boulevard des Philosophes.
In m. vorz. renom. Stadtschüler-Musik-Inst. u. Pension für angeh. Lehrerinnen K. Z. 15. Sept. u. 1. Jan. 2. m. vorg. bef. Mädchen eintr. Ansbild. zu freil. tücht. Lehrerin od. a. sonst. Beruf — fr. Pension mäßig. Haushaltsverh., Familienangeh., später Stellung Off. bald Z. Postamt II Hannover.

Neue sehr wirksame Humorstica.

Blumenthal, Paul. Op. 17. Herr Cantor, er hat Recht! für Bariton und Piano-forte. (Männerchor ad lib.) 1 M. 20 Pf.
Fels, Rich. Op. 20. Der Handoch von Schiller, humoristisches Potpourri für 4 Männerstimmen. (Soloquartett und Chor ad lib.) mit Klavier 5 M.
Lier, Emil. Op. 10. Musikalische Gegenstände, humoristisches Quartett für 4 Männerstimmen mit Klavier. 4 M.
Lier, Emil. Op. 12. Lorencez Ley, ein tragikomischer Rheinsang für Männerstimmen mit Klavier. 4 M.
Palme, Rud. Op. 35. Drei frische Lieder für Männerchor. 1. Dem Gesang (T. 20). 2. Der Sänger. 3. Der Wein a capella. 2 M. 50 Pf.
Schaeffer, Aug. Op. 180a. Der verleihte Hering. „Ein Hering liebt eine Auster“ für Männerchor a capella 1 M. 40 Pf.

Voigt, Herm. Op. 71. Oaa liebe Schmelchützchen. Kuss-Polka für Männerchor a capella. 1 M. 40 Pf.
Obige keiserschen Kompositionen eignen sich ganz vorzüglich für alle Vereine und für Garten- und Volkskonzerte.

Die vielen zustimmenden Kundgebungen lassen mich hoffen, dass es bald keinen Gesangsverein geben wird, der nicht mehrere dieser Werke mit Vorliebe singt.

Preis billigst, wie bekannt.
Carl Simon, Musikverlag, Berlin S. W., Markgrafestraße 21.

Durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen:

Die Violentechnik
von C. Conrvoisier.

Ein unentbehrlicher Leitfaden für jeden Violinspieler, speziell für Tonbildung und Bogenführung.

Verlag von P. J. Tonger, Köln.



Zither.

Unterichtsbrieft
von Franz Fiedler.

Eine neue praktische Lehrmethode für den Selbstunterricht im Zitherspiel. Brief I—VII à 50 Pf. Prospekt gratis und franko. Verlag des „Echo vom Gebirge“ in Tölz, Bayern.

Die schönsten Lieder

sind in nachstehenden Sammlungen enthalten:

Alt. Volkslieder-Album (173 Lieder) 1 M. 3.

Hauptteil, 100 Lieder berühmter u. beliebter Komp. M. 3.

Liederkranz 75 berühmte Lieder M. 3.

Liederquell von Teichroth 251 Lieder M. 3.

Liederschatz von Erk Band I. II. III. A. M. 3.

(Bitten um Angabe ob hoch oder tief.)

Alt-Album 51 berühmte Arien M. 2.

Sax. (Berlitz-) Album Berühmte Arien I. II. A. M. 2.

Mezzo-Sopran-Album Berühmte Arien I. II. A. M. 2.

Sopran-Album 50 berühmte Arien M. 3.

Tenor-Album 38 berühmte Arien M. 2.

Zu beziehen durch die Oesterle'sche Buchhandlung in Tübingen.

PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)

patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten verwendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen

J. A. Pfeiffer & Co., Piano-fortefabrikanten, Stuttgart.

Neu! Drei Kaiser Gavotte Neu!
von H. Hofmann. Preis 1 Mark. H. Hofmanns Musik-Verlag, Kirchberg i. S.

Im Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart erscheinen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Konversations-Lexikon der Tonkunst.

Herausgegeben von Robert Müsli.

Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage klappe, aber erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leicht-verständlicher und treffender Weise erklärt.

Kemmerich's
Pepton
cond. Bouillon
Fleisch-Extract
Von Autoritäten empfohlen.
16 Ehren diplome und Goldene Medallien 16
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich“.
Zu haben in den Delicatessen-, Dregan- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

Amerik. elektro-magn. Gichtkissen,
bewährtes Mittel gegen Rheumatismus, namentlich Kopfreissen (schlaf), versendet das Stück gegen Nachnahme oder Einsendung von 3 Mark.

OTTO VENZKE, Dresden, Streichenstrasse.

Im Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart erscheinen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Taschenbüchlein
der gebräuchlichsten
Musikalischen Kunstausdrücke
von Franz Litterscheid.
Preis gebunden 30 Pf.
Dieses musikalische Fremdwörterbüchlein ist besonders als Nachschlagewerk für Musikschüler bestimmt, die darin alles für den Unterricht Notwendige und Wissenswerte aus der musikalischen Sprache finden werden.

Gerhard Adam, WESEL
empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten.
Grosse Auswahl.
Garantie 5 Jahre.
Frankolieferung.

Wer f. s. Komp. o. Verl. sucht, d. schreibe n. M. 555 postl. Hauptst. München.

Ersparnis!!!

Die richtige u. billige Ernährung. Kochbuch u. Haushaltungsbücher für den bescheidenen Haushalt von **Odette Paffy** — geb. M. 2. Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Luppa, Mein Schatz
humoristische Gesangsulka für Piano-forte, — 80 Pf. Gegen Einsendung d. Beitrags franko.

A. Neudecker's Musik-Verl. Striegan i. Schlesien.

Aug. Kessler jr.
(früher J. C. Schuster).

Musikinstrumenten- und Saitenfabrik **Markneukirchen (Sachsen)**

empfiehlt Musikwaren aller Art; sowie deutsche u. italienische Saiten unter Garantie zu äusserst billigen Preisen.

Schul-Violine,
vorz. i. Ton, Ebenh., Oarn. m. f. Bogen, stark gefittet. Holzkl., best. Bezug 15 Mk.

Schul-Zither
vorz. i. Ton, 3 Saiten, best. Bez. m. Schall-sol, Ring u. stark gefitt. Holzkl. 20 Mk.

liefern franko P. Ed. Hones, Trier, h. bayr. Musikfabrik.

Salon-Pianos,
neue Instrumente, schön von Ton, in drei Größen unter Garantie zu verkaufen.

a) Mk. 500. — b) Mk. 600. — c) Mk. 700. —
Adalbert Heckl, Kapellmeister, Mannheim, B. 4, 11.

Harmonium b. z. verkaufen. Fr. Off. mit. M. 20 postl. Oultz.

Violine =
Aut. Stradivarius unbedingt echt gesichert.

Gebrüder Wolff.
Streichinstr. Fabrik, Krenznach.

Amerikan. Steinwayflügel. fast neu, grösstes Format, zu verkaufen. Näheres unter R. 3465 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

ROM
Beste Bezugsmöglichkeit für echt gemachte Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisverantw. franko. —
E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

Violinen, Zithern etc.
Instrumente am vorteilhaftesten direkt von der Instrumentenfabrik **C. G. Schuster jun.**

255/56, Rühlbacher-Strasse, Markneukirchen, Sachs. Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Violinen Zithern
u. alle anderen Arten v. Streichinstrumenten, sowie alle anderen u. it. musikalischen Gegenstände, Cello etc. für Dilettanten u. Künstler liefern unter den vollständigsten Bedingungen ausgereifte vortreffliche

Raten
ohne Zinsverhöhung. Garantie. Unbedingt gefittet. Preisverantw. franko.

Hamma & Co.
Saiten-Instrumenten-Fabrik Stuttgart, Engenstr. 4.

STREICHINSTR. & ZITHERN

ohne Nachnahme od. Vorauszahlung u. unter Gestattung der Rücksendung:

Violinen mit Ebenholzgrn. v. 8 M. an; mit Ebenholzgrn. 7 M. 50 Pf.; Ordinate v. 2—4 M. 50 Pf. Brasilholzgrn. v. 2 M. 50 Pf. an. Imitationen alt. ital. Meister Violinen v. 12 M. an.

Cellos mit Ebenholzgrn. v. 24 M. an. Ordinate v. 12 M. an.

Zithern von 10 M. an. Reparatur- u. Garantie. Saiten halbjährlich u. rein.

Preisverzeichnis m. vielen Anerkennungs-schreib. grat. u. froo.

OTTO JAGER, FRANKFURT

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
Ein Schmuck für
jedes Zimmer.
Solidität, Schönheit,
Wohlklang.
franko.
Köln.
Untere Gold-
schmidt Nr. 39.
Barmen,
40 Neuerweg 40.
Rudolf Ibach,
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Violinen,
unübert. Meisterwerke
der heutigen Feigenhan-
kunst, ebenbürtig u. adä-
quater Instrumente compo-
nirt, unter obiger Garantie.
Glasel & Herwig
in Markneukirchen i. S.
Preisliste gratis u. franco.

G. & A. Klemm,
Rich. Schuster
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.
Gegründet 1817.
Beste u. billigste Baugesetze für Violinen,
Celli, Basses, Zithern, Blasinstrumente aller
Art, Saiten etc. Preislist. grat. u. franko.
Vorzügliches Cello v. F. Ruppert zu
verkauft.
O. Mückel, Berlin, Neue Grunstrasse 39.

Wihl. Ed. Voigt jr.
Markneukirchen i. S.
Gegründet 1860.
Musik-Instrumenten-
und Saiten-Fabrik.
Einzel-Versand
auserechter Hand.
Anerkannt vorzügl.
u. billigste Bezugs-
quelle. Illustrierte
Preisverzeichnisse
gratis und franko.

Preisbücher gratis franko.
Bigotphones,
Sommerspiele, Luftballons, Turnapparate
Coffinen und Carnerel-Artikel,
Cartonreger, Attrappen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik
Markneukirchen i. Sachsen.
Preislisten auf Wunsch frei.

Ein tüchtiges Bad erhält die Gesundheit.
Wohl! Wohl! Wohl!
sticht. Wohl! Wohl! ein
warmes Bad. Unent-
behrlich für jeden.
Schwache, Kranke,
C. F. W. Berlin, W. 41.
Selbstgegründet 1834.
Franzosenbäder. Monatsabgaben.

Nach Angabe und unter Kontrolle von Dr. SCHWEISSMIEDER
EICHEN
HARTWIG & VOGEL
CACAO
DRESDEN
Niederlagen sind durch Plakate
erkenntlich.

Der Gacilienverein Frankenthal (Rheinpfalz) sucht zur Leitung
seines gemischten Chores auf 1. Oktober nächsthin
einen Dirigenten.
Derselbe hätte alljährlich zwischen dem 1. Oktober und 1. Mai drei bis
vier Konzerte vorzutreiben und zu leiten. Offerten an den Vereins-Ausschuss.

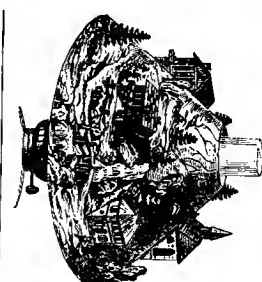
Reich illustriert. — Schön ausgestattet.
Musikalische Jugendpost.
6 Nummern vierteljährlich 1 Mark
(mit zahlreichen Gratisbeilagen).
Bestellungen nehmen alle Buch- und Musikalien-
handlungen, sowie sämtliche Postanstalten jedw. Zeit
entgegen.
Die „Köln. Ztg.“ nennt die „M. J.“ eine
„vortreffliche Musikzeitung für die Jugend“.
Das „Berl. Tagebl.“ schreibt:
„Der Inhalt ist ein so frischer und anmutender, dass
wir diese eigenartige Zeitschrift auf das allerwärmste
empfehlen können.“

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.
RUD. IBACH SOHN
Piano- u. Flügel-Fabrik
Stylvolle Flügel und Pianinos.
Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Die praktischsten
Lehr- und Nachschlagebücher
für Musiktreibende.
Katechismus der Harmonielehre
von Prof. Louis Köhler. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.
Konversations-Lexikon der Tonkunst
von Rob. Müsiel. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 6.
Probabogen gratis und franko.
Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

P.J. Tonger Köln 7/Rh.
Illustr. Preis-
gratis Verzeichnis
zu Franco.

Im Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart er-
scheinen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu be-
ziehen:
Katechismus der Harmonielehre
von Prof. Louis Köhler.
Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen.
Preis broschiert Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.60.
Inhalt: Harmonie, Melodie, Tonleiter, ganze und halbe
Töne. — Intervalle. — Akkord. Dreiklang. — Dur- und Moll-
Tonarten und Tonart-Akkorde. — Das Tonsystem. — General-
bass und Generalhassuhängen. — Von den Umkehrungen des
Dreiklangs. — Verwandtschaft der Dreiklänge. — Konsonanzen
und Dissonanzen. — Vorhalt, Quartquintakkord, Vorhaltakkorde,
melodische Vorhalte. — Septimenakkord. — Nachhange der
Tonarten. — Tonleitern und Septimenakkorde des übergreifenden
Tonartensystems. — Nichtakkordische Töne. — Orgelpunkt.
Schlüsse. — Modulation. — Springende Modulation. — Gehende
Modulation. — Zwischenakkord. — Spezielle Beispiele. — Mo-
dulationen in ferne Tonarten. — Modulationen von und zu Moll-
tonarten. — Enharmonie und enharmonische Modulation.



Relzende Neuheit. „Lampenschlimer“
als Modellierbogen, Landschaft mit er-
leuchtenden Häusern. Preis per Stück
gegen vorherige Einsendung von 40 Pf.
10 Marken franko. 10 Stück 3 Mk., 25 Stück
6 Mk. (in 3 Tagen 1000 Stück versandt).
H. Kump, Warmbrunn i. Schl.
Glasf. Glühlampe,
hergestellt seit 1868, mit
einem, dem alt. Mod. 1882
Nürnberg, für vollkom. Aus-
führung d. Fabrikate in jeder
Größe u. mit jedem Modell
am 1. April 1883 u. a. w.
Vor Nachbarn wird gewarnt.

G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDE- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.

**Patent-
Kinderwagen**
mit und ohne
Gummibekleidg.
das Vorzöglich-
ste für gesunde
wie kranke
Kinder.
Preis von
12—120 Mk.

Kranken-Fahrräder
neuester und bewähr-
tester Construction
in allen Größen,
gepolstert wie unge-
polstert mit und ohne
Gummibekleidung.
Preis v. 36—350 M.
Kiserna

Netztetstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ansonderl. pract.
und elegant in ver-
schieden Größen,
Bücher, Legersätze,
besonders kleinere
Kinder.
Preis v. 12—20 Mk.
Reich ausgestattete illustrierte Kataloge
gratis und franco.

PATENT KINDE- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.
G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.

**Verkauf eines
Pianoforte-Geschäfts.**
Ein Pianoforte- und Harmonium-Ges-
chäft in Leipzig mit guten Mus.-Instru-
menten, welches seit langen Jahren be-
steht, ist wegen Uebernahme einer Pia-
noforte-Fabrik zu verkaufen. Zur Ueber-
nahme sind 15—20 Tausend Mark erfor-
derlich.
Die Miet-Instrumente allein bieten schon
eine gute Existenz.
Gefl. Anfragen mit Angabe von Refer-
enzen und Mitteilung über die zur Ver-
fügung stehenden Harmonien beifügt
sub O. 9100 Rudolf Mosse, Leipzig.

Bucksings, Kammergarn,
Cheviots,
neueste Dess. zu Anzügen, Palet-
tots etc., schwarze Tuche, versen-
det jedes Mass ab Fabrik, Muster franko.
Herrn. Friedr. Schultz, Cottbus.

Geistliche Arie.
„Es ist so still geworden.“ Für eine
mittlere Singstimme mit Orgel oder Piano-
forteleitung von Jnl. Bellmann op. 51
a M. i. Ganz in neuerem Stil gehalten
— von natürlicher Schönheit und eigen-
artiger Klangfarbe — Allseitige An-
erkennung unaussprechlich!
Verlag von Jnl. Schneider, Berlin C22.
Weinmeisterstr. 6.

Harmonium-
Musikalien, Spezialität.
E. Simon, Stettin.
Auswahlsend bereitwillig.
Illustrierte Preisliste von
Harmoniums gratis.
Musikalien-Katalog 1 Mark.

„War einen musikaubenden
den Kindern eine Freude
machen will, bastalle ihnen
die „Musikalische Jugend-
post“.

„Thüringische Schulzeitung“
Vierteljährlich 6 Nummern 1 Mk.
Probennummern gratis u. franko
durch jede
Buch- u. Musikalienhandlung,
sowie vom Verleger
Carl Grüniger, Stuttgart.

Ritterbratsche,
eine
echte
die nachweislich Mk. 250.— kostete, mit
brillanten Tönen ist inkl. Kasten, Bogen,
Ritterschule, Stücken zu verkaufen
m. w. s. an A. W. p. Adr. Herrn Feuer-
stein, Seltermeister, Heilbrunn.

Vogelliebhaber
erhalten gegen 40 Pf. Marke frei mein
neuestes Preisbuch über alle Arten Vögel
mit naturgetreue Vogellisten.
Gustav Voss, Köln a. Rh.

Unverantwortlich
ist es, dass immer noch Damen Hattenadel
oder Steeknadeln ohne H. F. Neumanns
(Aachen) Patent-Globerthaltsche tragen.
Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von Mk. 30 versende
mit Fass ab hier 50 Liter selbstgepressten
grat und Weisswein, absolute
Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

Angebot.
Ein j. geb. Mädl. kath., a. nobil. Fam.,
w. tücht. im Hausarb., gew. im f. Bügeln
und Nähen erf. ist, e. Stellg. in eu f.
Privatb. z. Stütze d. Haner., w. sie wtr.
grdl. Anbild. im Klaviersp. n. hes. Gesang
erlgt. Sakr. n. Del. Familienanschl. Bedg.
Offerten unter V. 4110 an Rudolf
Mosse, Stuttgart.

Gesuch.
Eine j. Dame w. Stell. als Musiklehrerin
(Klavier n. Gesang) in einem Institut od.
in e. Familie. Sehr gutes Zeugnis steht
zur Verfügung. Gefl. Anträge zu richten
unter Nr. 120 an Herrn Musikalienhändler
Dört, Carlsruhe in Baden.

Eine tüchtige
Klavierlehrerin
für ein Institut in Holland gesucht. Fa-
milien-Anschluss und Pension im Hause.
Off. mit Gehaltsansprüchen erbeten unter
N. 858 Buchhandlung Firma Pall in
Apeldoorn, Holland.

ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.
HAGEN Westph.
PATENT-IEGELGUSSTAHLDRAHN
Spezialität
Garantie
KLAVIERSAITEN

IX. Jahrgang Nr. 16.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Exkursion, illustrierte Musikgeschichte u. v. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig
(Normal B. A. Zenger in Köln).
Inserate die halbjährliche Monatsrate 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expt. Markt 5.—
Kleiner Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Der Kindergesang und seine Pflege

von
Dr. Aug. Reishmann.
(Fortsetzung.)

II.

Der Gesang in der Kinderstube.

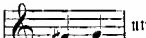
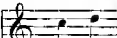
So lange der Gesang in der Kinderstube nur als Beruhigungsmittel geboten wird, ohne daß die Kinder selbst sich dabei beteiligen, ist es natürlich nicht absolut notwendig, eine besondere Auswahl zu treffen. Auf der unteren Stufe der Entwicklung des Kindes ist es nur der Klang, der seine Wirkung ausübt, nicht auch die Melodie oder der Text. Sobald aber auch diese vom Kinde aufgefaßt werden, dann ist es der Sache halber notwendig, auch die geeigneten Melodien und Texte zu wählen, möglichst solche, welche später die Kinder selbst singen sollen. Zudem ist dies niederzuschreiben, singt der etwa vierjährige Knabe meines Nachbarn ganz flott: „Du mein Stern, mir nah und doch so fern“ und geht dann in den „Schneeflocken“ über. Er wird dabei wohl kaum Schaden an Leib und Seele nehmen, aber irgendwelchen Gewinn hat er noch weniger, während ihm passende Lieder einen solchen ganz sicher bringen würden.

Ueber die Zeit, in welcher die Pflege des Singens bei den Kindern beginnen soll, lassen uns diese gewöhnlich nicht lange im Zweifel; sie fangen meist früher selbst zu singen an, als zu sprechen, und darauf muß man achten. Meist sind es unbestimmte Töne und Phrasen, die sie zu singen versuchen, und diese muß man dadurch bestimmt bei ihnen zu fixieren suchen, daß man sie ihnen möglichst in derselben Lage vorbringt. Dabei ist es meist nicht notwendig, sie aufzufordern, mitzusingen, sie thun dies gewiß von selbst, und wenn man möglichst jede, in dieser Weise gebotene Gelegenheit benutzt, ohne sie direkt zu suchen, so werden schon auf dieser untersten Stufe die Kinder so weit Herrschaft über ihr Gesangsorgan erreichen, daß sie einzelne Töne rein und bestimmt zu singen vermögen und diese bieten dann sichere Ausgangspunkte für den systematischen Gesangsunterricht.

Ein solcher kann unbedenklich beginnen, wenn die Kinder im Stande sind, die Texte der Lieder nachzusprechen und auswendig zu lernen. Sie singen natürlich jetzt noch nach dem Gehör, aber sie werden schon zu einem angenehmen, in gewissem Sinne selbst kunstmäßigen Gesange erzogen.

Dabei erfordert selbstverständlich das Gesangsorgan selber zunächst die meiste Berücksichtigung. Dies ist ein, wie erwähnt, empfindlicher Organismus, der durch verständigen Gebrauch nur geteilt, durch unvernünftigen verderben, möglicherweise für alle Zeit unbrauchbar gemacht werden kann.


Hier sind zunächst schon die von der Natur gegebenen Registerunterschiede zu beachten, welche in der Kinderstimme bereits vorhanden sind. Die Grenzpunkte

liegen zwischen  und 

und hierauf muß zunächst Rücksicht genommen werden. Zwischen f, also etwa mit fa, beginnt das sogenannte Mittelregister und reicht etwa bis es d, wo das sogenannte Falsettregister anfängt.

Nur weil diese Eigentümlichkeit des Organs bei den Kindern zu wenig oder gar nicht berücksichtigt wird, verlieren sie die Sicherheit im Gebrauch ihres Organs, werden zum Schreien veranlaßt und die Stimme erhält jene schreiende Schärfe, mit welcher uns gerade Kinderstimmen häufig förmlich wehe thun.

Eine naturgemäße Entwicklung des Organs auch der Kinder muß vom Mittelregister ausgehen, zunächst den ganzen Gesangstakt in seinem Umfange halten und erst wenn sie diesen beherrschen und Klangschön zu erzeugen vermögen, mag die Erweiterung des Stimmumfangs durch Uebergreifen in das andere Register erfolgen. Singen dabei die Kinder vorwiegend mit halber Stimme, d. h. mehr leise als stark, so stellt die Natur den Uebergang selbst her und die Kinder werden das namentlich bei ihnen so süß klingende Falsettregister


ebenso leicht gebräuchlich lernen, wie das, durch solchen Gesang sich gleichfalls immer mehr kräftigende Mittelregister und das unter ihm liegende Brustregister.

Unerlässliche Forderung aber ist es, daß die Kinder auf dieser Stufe schon einen möglichst schönen Ton zu erzeugen suchen, den Text gut und deutlich sprechen und sinngemäß Atem holen.

Kann die Mutter oder Erzieherin oder der Lehrer den Kindern einen schönen Ton vorsingen, so wird es nicht schwer werden, ihnen dadurch die rechte Zungenlage und Mundstellung beizubringen. Andernfalls müssen sie sich die Mühe nicht verdriegen lassen, durch sorgfältige Unterweisung und geduldige Ermahnung dies zu erreichen. Die rechte Zungenlage gewinnen die Kinder schon, wenn sie den Vokal „a“ recht frei sprechen und lang halten.

Zu betrieß der Mundöffnung lassen sich weniger bestimmte Regeln geben, da hierbei die Natur des Organs wesentlich mitpricht. Ursprünglich dunklere Stimmen werden ihn weiter öffnen müssen, als hellere, die durch geringere Mundöffnung den Ton etwas abdämpfen müssen, während ihn jene durch die größere Mundöffnung zu erhellen suchen.

Die Lage der Zunge bedingt in noch höherem Maße die Natur des Klanges, als die Mundstellung; nur bei möglichst horizontaler Lage der Zunge strömt der Ton frei aus; hebt sie sich dagegen an der Zungenwurzel, so erhält der Gesangsorgan einen unangenehmen Beiklang, den man mit Rektion bezeichnet; wölbt sie sich in der Mitte nach der Spitze zu, so entsteht der Nasenton, den man bei Kindern häufiger antrifft, als den Rektion, der weniger leicht zu befeitigen ist.

Man fürchte ja nicht, durch solche, schon in die Kinderstube verpflanzte Unterweisungen die Kinder zu früh zu beschweren; ganz im Gegenteil wird dadurch die Freude am Gesange nur erhöht und belebt. Die Spiele der Kinderstube gewinnen ganz besonderen Reiz und die Kinder lernen hier spielend, was ihnen in späteren Jahren zu lernen oft unter großen Mühen und Anstrengungen nicht gelingt.

Zunächst lassen sich die Auszählverschen, die ja schon in der Kinderstube in Anwendung kommen, leicht in Melodien bringen, mit denen zugleich die Stimme entwickelt werden kann:



Und Zwei! Drei! Du bist frei!

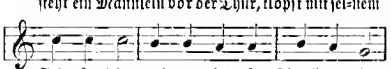
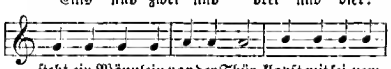
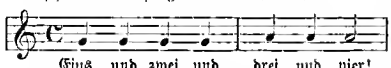
Diese drei Töne sind wohl für alle Kinderstimmen bequem ausführbar; nur in seltenen Fällen macht sich im früheren Lebensalter der Charakter der Stimme so geltend, daß auch für diese ersten Uebungen die ihnen bequemere Lage — eine Quint tiefer — angenommen werden muß. Erörterungen über Zungenlage, Mundstellung u. dergl. können hier nur ganz beiläufig gemacht werden; die hauptsächlichste Forderung ist hier, daß die Melodien gut vorgefungen werden, namentlich mit guter Vokalisation, also

Uns — zwai — drai — du bist frei.

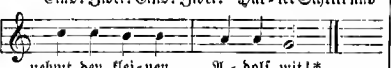
Wenn man auch den Kindern hier noch nicht sagt, daß der Vokal „a“ der günstigste für Tonbildung ist und daß man daher beim Gesänge statt „ei, au und eu“ ganz direkt „ai, au und ai“ spricht, so muß man es ihnen doch nur so vorführen und sie werden es nachzulesen sich bemühen und eine gute Vokalisation sich früh aneignen.

Besoo notwendig ist weiterhin die gewissenhafteste Beobachtung einer scharfen Accentuation, damit das rhythmische Gefühl früh in den Kindern geweckt wird.

Mit einem zweiten solchen Auszählversuchen kann man schon den Umfang etwas erweitern:



Auch ein Marschliedchen wird auf dieser untersten Stufe den Kindern schon Freude machen; und dazu lassen sich die vier Töne sehr gut so verwenden, daß sie als Gesangsübung dienen:



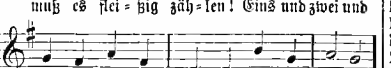
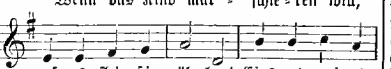
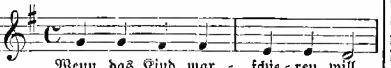
Selbst besonders ist es notwendig, auf die Accentuation zu achten und darauf zu halten, daß auch die Kinder es genau nachmachen, wenn sie auch noch keine besondere Auffassung über die Notwendigkeit derselben erhalten: jetzt heißt es immer noch vorwiegend die Kinder an das Rechte zu gewöhnen. Deshalb ist es auch gut, daß sie ihr Tausend erhalten, das ihnen wieder sehr viel Vergnügen macht, und dabei auch einen neuen Rhythmus bringt.

Dazu ist das bekannte Tausendliedchen im Mai: „Zum Meigen herbei,“ das sich im Umfange von bis h hält, vortrefflich zu verwenden. Mit dem Wiegenlied: „Schlummere schlumm, schlumm! im Schoß“ erfolgt die Erweiterung des Umfangs um einen Ton nach oben: g—a.

Eine vorzügliche Tonstudie auf dieser Stufe bietet die bekannte Melodie zu: „Wer hat die Blumen nun erdacht?“ ebenso wie das Volkslied: „Wenn ich ein Vöglein wär,“ die beide hier eingereicht werden müssen.

Um den Umfang organisch nach unten etwas zu erweitern, mögen nun die bekannten Melodien: „Summ, summ, summ! Mäuschen summ herzu!“ — „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Walde“ — „Winter ab!“ — sämtlich in F dur — gefungen werden.

Darauf mag das nachstehende Marschliedchen angereicht werden, der Uebung der tieferen Töne halber:



* Statt dieses Namens ist jeder andere im betreffenden Falle zu setzen; die kleine B da oder den kleinen Nag auch mit u. s. w.

An dem bekannten Wiegenlied: „Alles still in süßer Ruh“ mag dann der ganze Umfang von einer Oktave geübt werden.

Damit aber ist die Aufgabe der Gesangsanweisung in der Kinderstufe wohl erfüllt und es muß da beginnen, bei welcher die Kinder nicht mehr nur nachahmen, sondern mit Verständnis schon zu fingen bemüht sind.

(Schluß folgt.)



Lohengrin.

Eine Plauderei von Ernst Pasqué.

(Mit Bild.)

Das Brantlied mit seinen süßen Weisen verklingt in der Ferne. Nach allem, bedeutamen Branch haben die Frauen die Reuermächten, ihre Sprüche singend, umfreit, Wagen entleerten das junge Paar der prunkvoll-schönen Obergewänder, Kaiser Heinrich umarmte freudig die nun für das Leben Verbundenen, und wie sie gekommen, zogen sie, der Kaiser mit seinen Ritters in die Burg, die Frauen in die Kamrate, davon. Ihr letzter Sang: „Siegereicher Mut, Mäue so rein, eint Euch in Treue zum seligsten Paar!“ — verhallt wie ein glückverheißender Hauch, und Lohengrin und Elsa sind allein.

Lohengrin geleitet sein süßes Weib zu den Aufhängen im Fenster und in seinem Verein stehen jetzt beide den Gefühlen, die sie befehlen, Worte. Doch nur zu bald erodeten im Herzen Elsas die Zweifel, welche Orund mit dämonischer Gewalt in ihr zu wecken wußte. Die liebreiche Lohengrin Elsas Denken in andere Bahnen zu lenken sucht, wie er bittend, dann eruster mahnt — immer mehr erschaffen Furcht und Zweifel das holde Gerdenbild, Furcht, den geliebten Mann zu verlieren und in ihrer Verzweiflung ihm nicht einmal mit seinem Namen rufen zu können! — Kein Bitten und Mahnen hilft, sie muß die verbotene Frage thun — und das Schicksal beider ist entschieden, ihr kurzes Glück dahin für immer!

Welche Mühe der Dichter-Komponist sich auch gegeben hat, diese Schuld Elsas zu rechtfertigen, es ist ihm wohl nur half gelungen, die Darstellerin, ist sie befähigt dazu, muß das Lebrige thun. Diese Scene im Brautgemach (von unserem Zeichner wiedergegeben) ist mir der Prüffstein für das Talent, die wirkliche Begabung der Künstlerin, welche sich an die von Wagner gestellte schwierigere Aufgabe wagt. Siebenunds-dreißig Jahre sind seit der ersten Aufführung des Lohengrin vergangen, viele berühmte, hochtalentirte Künstlerinnen haben als Elsa gegläntzt, doch keine von ihnen hat auch nur den Versuch gemacht, die Begründung Wagners zu ergänzen, die Schuld Elsas vom rein menschlichen Standpunkt aus zu verteidigen und dies dem Publikum in ihrer Weitergabe der Rolle darzulegen — außer Einer! Und wunderbarerweise war diese Eine auch die erste Elsa Wagners.

Von dieser ersten Aufführung Lohengrins und dieser ersten seltenen Elsa will ich erzählen.

Es war, wie bekannt, 1850, am 28. August, an Goethes Geburtstag und zur Nachfeier des Herderfestes (25. August), als Lohengrin, durch Liszts rastloses und erfolgreiches Mühen, auf dem Weimarer Hoftheater ins volle Bühnenleben trat. Dies süßhe Wagners fand sich durch einen ganz ungewöhnlichen, weittragenden und besonders nachhaltigen Erfolg gekrönt. Der größte Teil der von allen Seiten herbeigeeilten Musiker staunte Wagners Oper wie eine neue herrliche Offenbarung — wie ein Wunderwert an, während das gewöhnliche einheimische Publikum, wenn auch durch die Tannhäuser-Aufführung (1849) einigermaßen vorbereitet, sich unbewußt dem mächtigen Eindruck, den die durchaus neuartige musikalische Darstellung übte, empfand und bewunderte, was es noch nicht in voller Klarheit zu erkennen vermochte. Doch auch an Tadeln und Rügen fehlte es nicht, die nur eine Verbreitung der Oper hemmen, nicht hindern konnten: für Weimar blieben ihre verneinenden Bemerkungen ohne den geringsten Erfolg. Während nach drei Jahren anderwärts (Wiesbaden, Frankfurt — Berlin und Dresden erst 9 Jahre später!) die ersten Versuche gemacht wurden, Wagners Lohengrin zur Aufführung zu drängen, feierte Weimar bereits eine „Wagner-Woche!“ Am 27. Februar 1853 wurde dort der „Tannhäuser“, am 2. und 5. März „der

fliegende Holländer“ und „Lohengrin“ aufgeführt.

Woher der dortige nachhaltige, in Deutschland einjige Erfolg der Werke Wagners? woher die stets sich steigende Wirkung, das stets klarer sich gestaltende Erschaffen und Erkennen des Kunstschaffens des Meisters?

In erster Linie ist hierfür Liszt zu bezeichnen, seine Begeisterung für die genialen Entschöpfungen, der Zauber seiner Persönlichkeit, dem sich alle freudig, mit Lust und Liebe beugten, verbunden mit dem entschloßenden, ganz ungewöhnlichen Können und einem ernsten, energischen Willen — sodann noch ein junges Mädchen, das nur wenige Jahre bei der Bühne, sich bereits als Elisabeth im Tannhäuser, nun aber in der Rolle der Elsa als ein Talent ersten Ranges, als eine echte „Wagnerfängerin“ erwiesen hatte. Diese seltene Elsa war Fräulein Rosalie Agthe, welche ein Jahr nach Aufführung des Lohengrins, 1851, ihrem Todfeind Tannhäuser, Feodor von Wille, mit der vollen Liebe Elsas als Gattin angehörte (die Wege der Vorziehung und der Liebe sind auch hinter den Coulissen wunderbar!) und unter diesem neuen Namen, Rosa von Wille, eine Verbrüderung der deutschen Opernübungen werden sollte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich ihr — und ich rede hier als mehrjähriger Ohren- und Augenzeuge — einen großen Anteil an den ersten, so nachhaltigen Erfolgen der drei oben genannten Wagnerischen Opern zuschreibe. Ihre Darstellung, ihr Gesang hatten einen gleich befruchtenden Reiz: dem Zauber des feinen Blickes ihrer schönen Augen konnte sich niemand entziehen, er hielt im Verein mit der süßen Stimme, dem wunderbar innigen Ausdruck, der ihr ungekünstelt inwohnte, die Zuhörer gefangen, bis der letzte Ton verklungen war. Wie ist wohl der Auftrieb, die Vision Elsas im ersten Akt, ihr Gruß an die Liszt inniger, die Brautscene des dritten Akts, welche unser Bild zeigt, so feuch und rein und dennoch so voller draußender Liebessehnsucht und dabei so verständnisvoll erklungen, als durch Frau von Wille! Sie war die erste und echte Fortpflanzung der drei herrlichen Wagnerischen Frauengestalten: Senta, Elisabeth und Elsa! Wer sie jemals in einer dieser Rollen gesehen und gehört hat, von ihrem feinen Blick getroffen wurde, vergißt sie nie! Sie war es, die neben Liszt hauptsächlich den Erfolg und das geistliche Leben der jungen Schöpfung Wagners: „Lohengrin“ begründete und florierte.

In ihren Zeitgenossen fand Frau von Wille anspruchlos begabteste Verehrer; Liszt hielt sie hoch wie ein seltenes, teures Kleinod, und die Dichter der Altenburg besangen sie in schwungvollen Versen. Peter Cornelius, der hochtalentirte damalige Schüler Liszts, Poet und Komponist („Barbar von Bagdad“), schilderte sie in folgenden, von ihm improvisierten Verszeilen:

Frän Rosalie von Wille.

„Du, deren Name auch ihr Wesen
Uns treffend malt in Klang und Bild.
Die Wagners Muse sich erlesen
Zum Heroth, anmutreich und mild;

Elisabeth und Elsas Klage,
Sie wird durch Dich Triumphgesang,
Und es durchzuckt mit mächtigem Schlage
Uns Senta's Liebe ahnungsabg.“

Eines Tages fand auf der Altenburg, der Residenz Liszts, zwischen Frau von Wille, der Frau Fürstin von Wittgenstein, Liszt und Cornelius eine lebhafteste Erörterung über die Schuld oder Mithildigkeit Elsas, oder die Milderungsgründe für den begangenen Mordbruch statt, und Frau von Wille verteidigte ihre Schwester Elsa so lebhaft und dabei so erfolgreich, daß der laute Witzesprung den Ton herabstimmen mußte. Cornelius legte diese Verteidigung der vortrefflichen Frau und Künstlerin einem Sonett zu Grunde, enthalten in einem ihr vom Dichtermusiker gewidmeten „Sonettentranz“, der 12 ihrer bedeutendsten Rollen umfaßt. * Dies interessante Dokument jener schönen Zeit „Men-Wintern“ mag unsere Plauderei, die „par ordre superieur“ nur eine kurze sein darf — wohl bereits eine allzulange geworden ist — schließen.

* Es sind: Elisabeth — „Tannhäuser“, Senta — „Holländer“, Elsa — „Lohengrin“, Agthe — „Freischütz“, Euphonia; Bechner — „Fidelio“, Gennova (von Schumann); Thersia — „Benvenuto Cellini“ (von Berlioz); Elisabeth — „Hansgrosch Ludwig's Brautwahl“ (von Lassen); Camala (von Scholten); Alister; Margiana — „Barbar von Bagdad“ (von Cornelius). Auch diese Titel allein geben ein Bild von der überaus regen künstlerischen Thätigkeit der Weimarer Oper unter Liszt im Jahre 1850.

Elsa.

(Frau Rosalie von Milde-Elsa spricht:)

„Du warst ein Andrer, da ich Dir's versprochen,
„Ich eine Andre, die Du liebst schwören;
„Nun wir uns ungetrenntlich angehören,
„Sei mit dem Gürtel auch der Schwur gebrochen.

„Fühl ich Dein Herz in meiner Brust nicht pochen,
„Und willst in mir Dein eigen Selbst bestören?
„Es mag die eigne Seele Dir zerstören,
„Wenn mir die Brust von Zweifeln wird zerstoßen.

„Ein höh'res Recht ist Deiner Liebe Gabe
„Als jener Schwur, den ich zu brechen wage,
„Auf daß ich ganz Dich fasse, ganz Dich habe.

„O sprich ein Wort, daß mir ein Himmel tage!
„Du meines Lebens Aem, Licht und Labe,
„Woher die Fahrt? Dein Name! Sprich! — ich frage!“



Der Taufpate.

Erzählung von Wilhelm Appelt.

Es war an einem wonnigen Frühlingstage des Jahres 1803. Golbig glitzerten die Sonnenstrahlen durch die Wipfel der hohen Tannen des harzduftigen Waldes, der sich sanft hinabzog bis an den Saum eines fremdbildigen, fern von dem lauten Weltgeräusche liegenden Dorfes Niedersterrichs.

Auf dem einsamen Waldwege kam ein hochbetagter feingelebter Greis daher, welcher eine sorgfältig frisirte Perücke trug, die in einem stattlichen Kopfe endete. Aus seinem tiefgefrachten Gesichte sprachen Milde und Herzengüte und auch eine reiche Fülle kinderhafter Heiterkeit.

Er hatte die schöne Frühlingszeit dazu benützt, einen kleinen Ausflug zu unternehmen, um sich fern von Wien an der neuverjüngten Natur zu erfreuen. In allen Zweigen sangen, zwitscherten und flöteten nun die Vögel und gurrten zugleich mit blühenden Aeuglein nengierig nach dem freundlichen Greise, ohne sich in ihrem Konzerte stören zu lassen, — schienen sie doch zu wissen, daß von diesem guten Menschen ihnen keine Gefahr drohe. Darin hatten sie sich nicht getäuscht, denn mit innumigen Vergnügen lauschte er dem Gesänge der deslebenden Künstler. Aber auch in seiner Brust schien es zu trillern und zu jubelieren, als sähen lustige Vögelchen darin. Während seine hellen Augen in feuchtem Glanze strahlten, falteten sich unwillkürlich seine Hände und umitten der leuchtendsten Wädesprache sprach er, überflügelte von der herrlichen Schöpfung, ein innumiges, tiefempfundenes Dankgebet.

So schritt er langsam dahin. Als er aber an eine Biegung des Weges gelangte, blieb er plötzlich stehen, denn unweit von ihm sah auf einem Moosbühl ein junger Mann, dem Kopf traurig in die eine Hand gestützt, während die andere einen entfalteten Brief hielt, welcher die Ursache seiner Schwermut zu sein schien.

Auf einmal erklang dem Traurigen sanft und mild die Stimme des Greises:

„Wo seht es, junger Mann, ist vielleicht die Liebe untreu geworden und hat einen Abschiedsbrief geschrieben, oder gibt es sonst ein schweres Leid zu tragen? Nur den frohen Lebensmut nicht verlieren, dann wird schon alles wieder gut werden!“

Nach erhob sich der junge Mann, welcher der Dorfantor Wilhelm Reichardt war, und in einiger Verlegenheit stand er gleich darauf vor dem Greise, dessen Augen teilnahmsvoll auf ihm ruhen blieben. Nach einer Weile erst begann er zu verlegen:

„Mein Liebesgarn ist es, verehrter Herr, der mich brückt, obwohl ich auch diesen fernen gelernt habe, denn meine Marie, welche aus einer wenn auch armen, so doch angesehenen Linger Bürgerfamilie stammt, sollte nicht so tief herabsteigen, die Frau eines unbedeutenden Dorfantors zu werden, wie ich einer bin, wegen besonders ihre vornehme Verwandtschaft eifernde. Da gab es schwere Kämpfe zu bestehen und oft floßen unsere Thränen im gemeinsamen Leide. Aber in unzerreißbarer treuer Liebe

hing sie an mir und so überwandten wir endlich alle Schwierigkeiten. Schon vier Jahresfrist ist sie mein trantes Weib, das mir von Tag zu Tag werter wird. Und jetzt, wo sie mich mit einem Kinde, einem herzigen Knaben, beschenkt hat, erschein ich mir als junge Mutter als der Inbegriff des Glückes.“

„Wie aber harmoniert dazu der Stummer, in den Sie vorhin ganz versunken waren?“

„Derselbe würde mich weniger aufsehen, wenn er nicht auch mein Weib in tiefer Seele trübe, weshalb ich ihn doppelt schwer empfinde!“

Auf die freundliche Aufforderung des Greises hin begann der Dorfantor zu erzählen:

„Zu den vornehmen Verwandten meiner Frau gehört auch ein Vetter, welcher Kapellmeister in Wien ist, und gerade diesen hatte ich trotz meiner Bedenken zum Vaten unseres Kindes anersuchen. Um sie nicht zu verleben, schrieb ich endlich in unser beider Namen und bat in herzlichster Weise, es nicht zu verschmähen, gütigst die Patenschaft bei unserm Kinde annehmen und mitunter der ehelichen Ehegattin zur Taufe erscheinen zu wollen. Um dem Herrn Vetter eine Ehre zu erweisen, beschloß ich, vor dem Taufakte eine kleine musikalische Festlichkeit bei mir zu veranstalten, zu welcher alle Sängler, Sängerrinnen und Musiker unseres Dorfes mit Freunden bereit waren; der eifrige von allen war dabei unser alter Pfarrer, ein recht guter Violoncellspieler, dessen ganzes Sein die Musik erfüllt. Einstimmig wurde beschlossen, Haydn's „Jahreszeiten“ zur Aufführung zu bringen. Wie hätten wir uns auch ein Werk eines erhabeneren Meisters wählen sollen? Um recht würdig zu bestehen, hatte ich die Taufe am vierzehn Tage hinausgeschoben, welche Zeit wir in beglücktem und unausgeletem Proben zubrachten, so daß wir uns, wenn man unsere beisehenden Mittel in Anschlag bringt, vor wohlwollenden und nachsichtigen Menschen wohl getrost hören lassen konnten.

Da keine Abgabe kam, glaubte ich selbstverständlich, daß die Patenschaft angenommen worden sei und so sandte ich denn heut früh unseres Pfarrers Jahrgesandten nach Wien, um den Kapellmeister nebst dessen Frau zum Taufakte abzuholen, was ich bei der Einladung gleich betannt gegeben. Nach dem Mittagessen ging ich den erwarteten Gästen ein Stündchen entgegen, doch der Wagen kam leer zurück und nur einen Brief brachte der Kutscher mit. Derselbe rührte von des Kapellmeisters Frau her, ist an meine Marie gerichtet und ist voll verlebenden Hochmuts. Wie mein Weib in ihrer Ueberhebung und Verblendung glauben könne, — so schrieb sie — daß ihr Mann, der wohlbestellte Kapellmeister, bei dem Kinde des simplen Dorfantors Platz stehen werde. Wer freiwillig zu dem Böbel binabsteige, wie meine Frau es gethan, möge auch unter dem Böbel seine Taufpaten wählen!“

Der junge Mann mußte innehalten, denn vor Bitterkeit verlagte ihm die Stimme. Nach einer Weile erst konnte er fortfahren:

„Aber auch der Herr Kapellmeister“ — fuhr er fort — „brühte durch einige Zeilen seine künstlerische Empörung aus. Begnugnehmend auf unser kleines musikalisches Fest vor der Taufe schreibt er: „Wie man den Namen Gottes nicht eitel nennen soll, so sollen auch Menschen mit geringem Können nicht die erhabene Kunst in den Staub zerren. Es sei ein freventliches Beginnen, unseres Haydn unterthiliches Werk durch kümperhafte Aufführung zu vernachlässigen. Der Schuster soll eben bei seinem Leisten bleiben! Gewiß würde sich unser Vater Haydn über die zu erwartende Verachtung der „Jahreszeiten“ entsetzen, wenn er derselben betheiligen müßte!“

Wie vorhin der Schmerz, so machte den Kantor jetzt der Born verkommen, der ihm die Sprache raubte; dann aber ging es erregt und stürmisch weiter: „Es ist eine Probe, uns den Vorwurf zu machen, daß wir die Kunst in den Staub zerren und das erhabene Musikwerk durch unsere Aufführung vernachlässigen, so daß sich der Vater Haydn davor entsetzen würde. Der Vater Haydn! Ja, freilich lieben und verehren wir ihn, wie einen Vater und sicher würde er unser Untun nicht so liebloß vernachlässigen, wie unser gemüthloser und hochmüthiger Stabvater.“

Lächelnd hatte der Greis dem Bornesausbruche des Kantors zugehört, welcher nun, nachdem die erste Hitze vorüber war, wieder traurig und bestimmt zu Boden blühte. Dann fuhr er recht kleinlaut fort:

„Welchen Schmerz wird mein liebes Weib darüber empfinden, wenn ich ohne den ersten Taufpaten komme, und doch die Götter schon versammelt! Ich traue mir gar nicht nach Hause und spränge fast lieber ins Wasser!“

Schmerzvoll schlang er die Hände vors Gesicht und lange stand er so da. Langsam und teilnahmsvoll zog ihn dann der Greis dieelben herab. Da rollten nun die Thränen manischgallen über die Wangen des jungen Mannes, mißte er doch das Leid ausströmen lassen, das ihn heft getroffen. Als der Greis dieses sah, begann er milde, indem ein Strahl der reichsten Menschlichkeit sein Antlitz verklärte:

„Trösten Sie sich und nehmen Sie sich die Verlorenheit der Verwandten Ihrer Frau nicht so zu Herzen! Der Unfall hat uns beide heutzutage zusammengeführt. Wie wäre es, junger Mann, da der erhoffte Pate ausgeblieben, wenn Sie nun mit mir dazu erwählen würden, von ganzem Herzen gern bin ich dazu bereit!“

Bei diesem Anerbieten, an dessen Ernste er nicht zweifeln konnte, kehrte freudige Hoffnung in das Herz des Kantors ein. Als er sich aber den Greis etwas näher betrachtete, wurde ihm recht besangen zu Mute, denn derselbe machte einen ungemein vornehmen Eindruck. Und der große Brillant an der Brustmadel blühte und flimmerte, daß es fast die Augen blendete. Doch das herzensgute Gesicht des Greises gab ihm bald seine frühere Vertraulichkeit zurück und wie warmer Sonnenschein flog es über sein Gesicht, als er fortfuhr:

„So gern ich die Patenschaft annehme, ebenso freue ich mich auf das kleine musikalische Fest, denn auch ich liebe die Musik über alles, ist sie mir doch seit meiner Kindheit schon das Theuerste auf Erden!“

Da rief der Kantor voll Eifer, innig des Greises Hand erfassend:

„Ich danke Gott, daß er mir einen so edlen Mann voll reicher Menschlichkeit als Vaten für mein Kind gesandt!“

Auf das herzlichste wurde der Greis dann von den im großen Musikzimmer bereits Versammelten begrüßt, als der Kantor ihnen denselben als Vaten seines Kindes vorstellte und mittheilte, wie er dazu gekommen. Als sie aber auch erfuhr, wie herabwürdigend sich der Wiener Kapellmeister über sie und ihre musikalische Festlichkeit ausgelassen, da wurde die Stimmung eine recht kriegerische und trotz der sonstigen Bescheidenheit der schlichten Leute machte sich doch das in so roher Weise verletzte Ehrgefühl derselben in erregten Worten Luft.

Nachdem einige Ruhe eingetreten, sprach der Pfarrer entscheidend zum Gaste:

„Verehrter Herr, ich bitte dieses Ausdrück des Unwillens gütigst zu vergeßen, da derselbe ein so wohlbegründeter ist! Sind wir auch nur einfache Menschen mit nicht allzugroßem musikalischen Können, so tragen wir doch die Liebe zur Kunst und deren großen Meistern tief im Herzen und nur mit heiliger Andacht gehen wir stets an ein erhabenes Werk derselben! Der Vater Haydn aber würde uns wegen der Aufführung der „Jahreszeiten“ gewiß nicht zürnen, sondern sich an unserer Freude über seine Musik selbst erfreuen! Ach, ich finde ja nicht genug Worte, um Josef Haydn voll zu preisen!“

Da jubelte es recht eigen um den Mund des Greises, als der Pfarrer gedenkt, und feucht schimmerte es in seinen Augen als er begann:

„Kein höherer Lohn kann dem Künstler für sein Schaffen werden, als die Liebe und Verehrung guter, tadelloser Menschen, und gewiß würde Haydn, wie Sie richtig meinen, Herr Pfarrer, eine rechte Herzensfreude daran haben, der heutigen Aufführung beizuwohnen zu können!“ Lächelnd fuhr er dann fort:

„Da durch das Nichterscheinen des Wiener Kapellmeisters die Stelle des Dirigenten unbesetzt ist, so würde es mich freuen, wenn Sie mir die Ehre übertragen wollten, heute diesem Feste vorzustehen; ich habe mich durch mein ganzes Leben hindurch mit Musik befaßt und auch bereits zum öftern die Aufführung der „Jahreszeiten“ geleitet, bin also durchaus nicht Neuling in der Sache.“

Mit Freuden wurde dieses Anerbieten angenommen.

Als dann der Kantor in das Wohnzimmer ging, um seiner Frau alles mitzutheilen, da gab es, als sie den Abschiedsbrief ihrer Verwandten gelesen, bittere Thränen des Leides und der Entrüstung, welche sich jedoch gleich darauf in Thränen der Freude verwandelten, als sie erfuhr, welcher Erfolg ihnen in dem lieben alten Herrn geworden.

Als die Besucherin dann mit dem Kinde auf dem Arme unter den Versammelten erschien, um den Greis als werten Gast zu begrüßen, da farbte helles Rot der Freude und Verlegenheit ihre Wangen, als sie ihm in innigen Worten dankte. Der Greis aber wußte so lieb, so kinderhaft heiter mit ihr zu plaudern

und zu schmerzen, daß es der jungen Mutter war, als stehe ein teurer Vater vor ihr. Und als er ihr dann das herzeigende Kind aus den Armen nahm und sich nicht genug an demselben erfreuen konnte, da faßte sie seine Hand und führte sie zum Kusse an die Lippen.

Nachdem nun die Instrumente gestimmt waren und die Sänger ihre Plätze eingenommen hatten, trat erst und feierlich der Greis in die Mitte derselben an das Dirigentenpult; mancher mochte wohl fürchten, daß der verehrte Gast seiner Aufgabe nicht gewachsen sein werde. Doch kaum hatte er den Dirigentenstab ergriffen, schien er ein anderer geworden zu sein und gleich einem siegreichen Feldherrn stand er mit leuchtenden Augen da, seine Scharen nochmals übersehend. Dann ein Klopfen an das Pult und das erhabene Werk voll unvergänglicher Zugesprüche nahm seinen Anfang. Wie von einem Zauber wurden alle durchdrönt und diese Wunderkraft ging einzig von dem hochbetagten Greise aus. Wie trefflich wirkte er das Werk zu leiten und Schönheiten daraus hervorzuheben, von denen die anderen bisher keine Ahnung hatten!

Und als endlich der Schlußaccord erklang, da war es allen, als weiten sie sich noch immer in einer schüneren Welt. Dann aber verließen sie ihrem Entschieden Worte. Wie der Greis dies alles sah und hörte, da erfasste ihn ein unnenbares Glück, das sich nur in Tränen Luft machen konnte, welche ihm unaufgehalten perlengleich über die Wangen rollten, als er mit frommgeschalteten Händen und emporgehubtem Gesichte gleich wie im Gebet versunken da stand.

Als dann alles zur heiligen Handlung der Taufe fertiggestellt und der Patentbrief von dem Greise geschrieben war, übergab man diesem das Kind, auf welches er, während er es in den Armen hielt, innig niederblickte, und das auf seinen Wunsch den Namen „Josef“ erhielt.

Nachdem die Taufe zu Ende war, brachte der Pfarrer das große Kirchenbuch herbei und sich zum Tische legend, um den alle Anwesenden sich sammelten, sprach er zum Greise, die Feder in die Hand tauchend:

„Und nun bitte ich, verehrter Herr, mir Ihren Namen und Stand zu nennen, um Sie als Vater des Kindes hier in das Kirchenbuch einzutragen, wodurch uns zugleich die Freude wird, zu erfahren, wer heute als unser Dirigent das Werk so ausgezeichnet leitete; ich bitte also nochmals, mir nun gütigst Ihren Namen zu nennen!“

Da zog ein leichtes, schalkhaftes Lächeln um den Mund des Greises, als er mit starrer, vollstündiger Stimme sprach:

„Mein Name ist Ihnen bereits kein fremder mehr: ich heiße Josef Haydn!“

„Und Ihr Stand?“ kam es ätternnd und kaum vernehmbar über des Pfarrers Lippen, der fast nicht im Stande war zu schreiben.

„Komponist!“ lautete die Antwort des Greises. Da war es auf einmal, als sei ein Gott unter diese schlichten Menschen getreten. Aber nicht jubelvolle Freude gab es, sondern tiefe, heilige Stille herrschte rings umher und nur glühend bingen aller Blicke an dem Greise. Was aber die Herzen derselben dabei durchzog, dafür gibt es keine Worte.

Endlich erhob sich stillhinhin der Pfarrer und mit überirdisch leuchtenden Augen starrte er dem Greise ins Gesicht und je länger er es that, desto tieferer Blässe überzog seine Wangen. Ach, diese lieben, guten Züge hatte er ja im Wille schon gesehen! Dann aber tief er tief erschüttert:

„Ein heißer Wunsch war es stets von mir, einmal den großen, unsterblichen Meister Josef Haydn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und nun hat Gott mir denselben noch schöner erfüllt, als ich je zu hoffen wagte!“

Mit diesen Worten hatte der Pfarrer auch schon des Greises Hand erfaßt und mit heißen Küssen bedeckt. Dann aber fand die Freude lauten Ausdruck und es wollte ihnen nicht zu Sinne, daß der geliebte Vater Haydn auch wirklich unter ihnen weile. Der Dorfantor konnte nur in unangenehmhängenden Worten seinen Glück Ausdruck geben; die junge Mutter aber schlang, ihrer selbst nicht mächtig, ihren Arm weich um den Hals des Greises, indem sie unter Tränen sprach:

„Nicht so groß und hochberühmt, aber so gut und edel möge mein liebes Kind, mein kleiner Josef, werden, wie sein von allen Menschen so verehrter Vater ist! Meinem Vetter waren wir zu gering, Josef Haydn aber, dessen Namen in unvergänglicher Ruhmesglanze strahlen wird, hat uns so hochbeglückt! Dank, tausend Dank dafür!“

„Wage auch dir, mein liebes Patentkind,“ er-

widerte Haydn weich, „stets das Wunderblümchen der Beschcheidenheit in dem Herzen blühen, auf daß du Gott und den Menschen wohlgefällig werdest!“

Nachher saßen sie alle bei dem Taufschmaus und lauschten den Worten Haydns und trauten sich kaum zu flüstern. Als das Hauptstück der Scheibenden Sonne bereits in vollen, rothglühenden Fluten durch die Fenster drang, setzte sich Haydn an das unscheinbare Klavier und gleich darauf erklang dasselbe in den lieblichsten Melodien, welche die Herzen der Hörer mit hoher Wonne füllten.

Als Haydn gendelt und noch eine Weile gedankenvoll am Klavier sitzen blieb, erhob sich der greise Pfarrer und mit tiefbewogener Stimme begann er: „Nicht irdische Klänge sind es, die der große Komponist geschaffen, der heut in unserer Mitte weilt, sondern Klänge einer irdischen Welt, Klänge, welche noch in fernen Zeiten die Menschen wie ein seliger Jugendtraum umziehen werden! Uns allen aber werden die glücklichen Stunden, die wir mit ihm verleben durften, in heiliger Erinnerung liegen bleiben! Das Glas erhebend rufe ich nun freudig: Heil und Segen dem unsterblichen Meister der Töne, Heil und Segen dem guten Vater Haydn!“

In lauten Jubel klangen die letzten Worte wieder und stürzend trafen sich die Gläser.

Beim Scheiden faßte Haydn nochmals das Kind in seine Arme und leis einen Kuß auf dessen Stirn hauchend, sprach er gerührt:

„Der Herr segne, schütze und bewahre dich! Und wenn ich einst längt in kühler Erde ruhe, dann denke mitunter liebevoll meines Vaters, der dir aus Vorgesangsgründe alles Gute wünscht!“

Und als sich dann der Wagen in Bewegung setzte und der milde Greis den Zurückbleibenden noch segnend seinen letzten Abschiedsgruß zuwinkte, erscholl es wieder laut wie Sturmesdröhnen:

„Heil und Segen unserm guten Vater Haydn!“



In tausend Augen.

Von
Dr. Th. Anruß.

(Schluß.)

Alle Blicke wandten sich dem berühmten Komponisten zu, der mit seinem jüngeren Bruder, Arm in Arm, hereintrat und von allen herzlich begrüßt wurde. Während der Fürst hocherfreut auf das Brüderpaar zugetrie, benutzte er nicht unglücklicher Apotheker die allgemeine Aufregung und die auf den berühmten Maestro ausschließlich konzentrierte Aufmerksamkeit, um sich in der Menge zu verlieren und sich in den verborgenen Winkel des Saales zu flüchten. Hier setzte er sich nieder und spielte, ängstlich zusammengekauert, den stillen Beobachter. Es war nicht möglich, eine edlere und poetischere Gestalt als die des berühmten Meisters zu sehen: sein etwas düsterner Blick mit den beiden Fingerringen, die Schwerhörigkeit, an welcher er schon litt, sein ganzes Aussehen und Benehmen verbreitete über sein sonst so interessantes Wesen eine Art von edler Schwermut und stiller Geistesmühsal. Man mußte ihn immer wieder ansehen. Er schien stolz darauf zu sein, seinen Lieblingsbruder hier einführen zu können, denn man konnte bemerken, wie sein dunkles Auge oft heller und freundlicher leuchtete, sobald es auf die jugendliche Gestalt des Bruders fiel, der sich nicht weniger zu freuen schien, daß Ludwig überall so begeisterte Aufnahme fand. Letzterer begrüßte schwiegend die Fürstin, die auf ihn zu kam, drückte deren Gemahl die ihm freundlich bargebotene Hand, und lächelte den sich zu ihm drängenden Herren Golling und Brenning, den Bearbeiter des neuen Fidelio-Leges, annützig zu. Dann nahm er zwischen dem Baritonisten Wagner und dem Tenoristen Hädel Platz, mit denen er sich in seiner lauschten und abgemessenen Stimme unterhielt und denen er einige Anweisungen zu geben schien. Nachdem ersterer ihn eine Weile mit größter Achtung und Aufmerksamkeit angehört hatte, wagte er es, nachdem er sich vorher mit den verbindlichsten Lebensarten entschuldigt hatte, ihm die beschriebene Bemerkung zu machen, daß mehrere Stücke der Partitur, namentlich die Arie von Pizarro, aus welcher, seiner Meinung nach, kein Sänger etwas

Gewisses machen könne, am besten ganz ausgelassen werden müßten. Kaum hatte er dies aber im höflichen Tone gesagt, als plötzlich Beethoven wütend und mit blühendem Auge aufsprang und ganz entschieden erklärte, der Fidelio solle gar nicht zur Ausführung kommen, wenn auch nur eine einzige Note daraus gestrichen würde. Nun wurde auch Wagner erregt und gab seinerseits die Erklärung ab, daß er die Arie nicht singen werde, und zog sich dann erregt nach demselben Winkel zurück, wo sich Herr Mikolans Johann versteckt hielt, dem er, ohne es zu bemerken und ohne sich weiter zu entschuldigen, auf die Hüften trat. Der Sänger war ein Hypochonder und bezog die Medikamenten, die sein in der Einbildung bernhardes Leiden ersehe, aus des Apothekers Laden. Nun denke man sich des Vermissen Verzweiflung, als er, nachdem er kaum den heftigen Schmerz der in ihrer Ruhe gestörten Hüften überwinden hatte, seinen Kunden in den Wartezimmer hörte: „Gute der Teufel diesen Beethoven und alle, die diesem Trostlos nahe stehen! Ich will nichts damit zu thun haben.“ Wieder ein Kunde weniger,“ dachte unser Apotheker und tief den Kopf noch tiefer hängen. Wie sollte das wohl werden, wenn das so fortging? „O dieser heillose Bruder, der mir überall in den Weg tritt!“ — Das Kongert sollte nun beginnen, aber Ludwig von Beethoven war noch zu angeregt, obwohl man sich bemühte, ihn zu beruhigen. Er nahm aber seine Maßen an und setzte sich mit verschränkten Armen murrend in eine Ecke, bis endlich die Fürstin, eine geistreiche, junge Dame, herbeikam und alle Hilfsmittel ihres Geistes und ihrer anmuthigen und einschmeichelnden Liebesgabe aufbot, den starrköpfigen Maestro zu erweichen, welches Wunder ihr denn auch endlich mit großer Mühe gelang. Ebenso begab sie sich zu dem Baritonisten und wußte auch diesen zu bewegen, seinen Platz am Pulte einzunehmen. Nun begann die Aufführung dieser Oper, die, obgleich sie schon im Jahre 1805 unter dem Titel „Leonore“ aufgeführt worden war, nun mit dem neuen Titel und Text den größten Beifall fand. Alle waren erstarrt über das Talent des großen Künstlers, das sich auch hier wieder aufs glänzendste bewährte hatte; selbst der schmollende Bruder dort in der stillen Ecke konnte sich nicht enthalten, in den allgemeinen Applaus, der dem Ludwig am Schluß seines Werkes zu teil ward, aus vollem Herzen mit einzuschlagen. — Als der „Fidelio“ zu Ende war, setzte sich der berühmte Pianist Himmel, auch eine sehr beliebte Persönlichkeit in den Musikkreisen der alten Kaiserstadt, an das Klavier; um ihn besser hören zu können, lehnte sich Beethoven über das Instrument. Nachdem Himmel das Präliminum beendet hatte, begann er in meisterhafter Weise zu improvisieren, so daß die Zuhörer entsetzt lauschten. Als dies ungefähr eine Viertelstunde fortgesetzt wurde, wandte sich der schwerhörige Beethoven zu seinem Bruder Carl Joseph um und sagte ganz laut zu ihm: „Wann wird er denn endlich aufhören?“ Darüber indigniert stand Himmel sogleich auf und verließ den Saal.

Der Apotheker seufzte tief auf. Wieder ein arger Anerkannt in seiner Rechnung! Himmel, der erst vor kurzer Zeit in Wien angekommen war, hatte seine Wohnung dicht neben der Apotheke „zum Adler“ genommen. Er war infolge der Nöthe erkrankt und hatte, wie der würdige Pharmazeut sofort gemerkt, seit seinem Eintritt in den Saal fast ohne Aufhören geküffelt, daher der geistliche Werfertiger von Witten gegen dies Hebel schon im stillen berechnete, wie viel Latrigentia, Brustbonbons u. s. w. er den andern Tag an den Pianisten absetzen würde, denn schädlicher Weise konnte Himmel doch zu keinem anderen gehen, als zu dem Bruder seines Kollegen, um so mehr, da er dicht neben diesem wohnte und es darum auch so bequem hatte. Aber nun Adel! ihr schönen Berechnungen! Ihr schon in Gedanken eingezeichneten Gulden und Kreuzer! Der gottlose Ludwig hatte ihm auch diese Freude zerstört, ihm auch diesen Kunden verweigert! Wann werden diese Reiben aufhören? Um in der Unzufriedenheit, welche Himmels Verschwinden erzeugt hatte, eine Ablenkung herbeizuführen und einer Auflösung der noch nicht beendigten Soiree vorzugeben, winkte Beethoven nun seinen Schüler Ferdinand Ries herbei, der sich später auch als vortrefflicher Musiker einen Namen gemacht hat und bei Beethoven sehr viel galt. So wie derselbe sich an das Instrument gesetzt hatte, begann er eine so reiche, mächtige und geistvolle Improvisation, daß man Himmel und diesem widerwärtigen Kränkung darüber ganz vergaß und sich von allen Seiten ein Gemurmel des Beifalls hören ließ. . . . Plötzlich wurden die Thüren des Saales weit geöffnet und herein traten

der Graf und die Frau Gräfin von Z. Natürlich entstand hierdurch eine momentane Störung, denn das hohe Paar war den meisten Gästen bekannt und mußte daher begrüßt werden. Auch Ries unterbrach sein Spiel und wollte sich erheben, um sich von den eben Angekommenen, in deren musikalischen Kreisen er oft verkehrte, grüßend zu verbeugen. Aber Beethoven, der sich nicht erheben hatte, hielt ihn fest und drückte ihn auf den Sessel zurück, indem er ganz laut ausrief: „Weißt du nicht, wie ich dich nicht an solche dumme Menschen!“ — Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieser grobe Mißfall machen mußte; auch erwartete der arme Apotheker nichts Besseres, als daß man seinen Bruder und ihn zur Thüre hinauswerfen würde. Inzwischen war die Fürstin schon vermittelnd zwischen den erzürnten Grafen und Beethoven eingeschritten und hatte durch freundliche und begütigende Vorstellungen dem heftigen Wortwechsel, der zwischen jenen bereits entstanden war, soweit beigelegt, daß Beethoven sich, wenn auch mit großem Widerstreben, erbot, sich an das Klavier zu setzen und ein Stück zu spielen, das, wie er meinte, ein Lieblingsstück des Grafen war. Dies sollte gewissermaßen eine Art von Satisfaktion sein. Die Gesellschaft war froh, daß dieses löbende Intermezzo auf diese Weise in Vergeßtheit gebracht wurde, und schon beruhigten des Meisters Finger die Tasten, als er in einem Spiegel bemerkte, daß sein Schüler Ries dicht hinter seinem Sessel stand. Er lehnte sich sofort nach dem jungen Manne um, sah ihn finstern an und sagte in schroffem Tone: „Warum stehst du hier? Habe ich dir nicht schon mehrmals gesagt, daß ich in deiner Gegenwart nie spielen werde? Entferne dich!“ Ries ging tief betrübt und mit Thränen in den Augen aus dem Saale, und dann erst begann Beethoven zu spielen.

„Ein merkwürdiger Mensch,“ sagte ein in der Nähe des Apothekers stehender Herr zu einer benachbarten Dame, „wissen Sie auch, warum er seinen Schüler und besonders den braven Ries, in so brutaler Weise anfängt und forschicht? Sehen Sie, vor ungefähr einem Jahre hatte Beethoven die Sonate A. minor, sein dreißigwärtziges Werk, beendet und spielte sie Ries vor. Als dieser denselben Abend hier beim Fürsten war, ersuchte er auch des neuen Meisters dieses Werkes, das er als jeden gehört habe und das ganz vortrefflich sei. Auf Beethoven des Fürsten trug der junge Mann, der ein ausgerechnetes Gedächtnis besitzt, mehrere Stellen daraus vor, die er sich besonders eingeprägt hatte. Der Fürst, wie Sie wissen, selber ein vortrefflicher Musiker und besonderer Freund Beethovens, ließ sich diese vorgetragenen Stücke noch einmal vortreten, ging dann am andern Tage früh zu Beethoven, setzte sich an das Klavier und trug die Tags vorher gehörten Passagen ganz richtig vor. Beethoven erblachte, sagte sich aber gleich wieder und sagte bloß: „Ries hat eine Indistinktion begangen, er wird nie wieder von mir eine Note zu hören bekommen.“ Und davon haben ihn weder die Bitten des Fürsten, noch der Kummer seines Schülers abbringen können.“ Wie lauflachte unser Apotheker, als er diesen Vorfall vernahm, hütelte sich aber wohl, sich in das Gespräch zu mischen, weil sonst vielleicht sein Name bekannt werden könnte, aber innerlich ärgerte er sich, daß seines Bruders Tollheiten, wie er sie zu nennen pflegte, zum Stadtgespräch geworden seien. Mußte sein eigener Ruf nicht immer mehr darunter leiden? Aber er sollte noch mehr von seinem Herrn Bruders Verdächten hören. Die Dame, an die sich jener Herr gewandt hatte, schickte nun auch auf, was sie von dem wunderbaren Komponisten gehört haben wollte, und der arme Apotheker wurde ans neue in Aufregung und Ärger versetzt. „Was sagen Sie aber dazu?“ fragte die Dame an, „daß die Mutter der Fürstin, die einkaufende alte Gräfin Tann, einst vor dem Trogkopf gelegen und ihn flehentlich gebeten haben soll, noch ein wenig zu spielen — und der Eigenstümme finstere die Wägen geschüttelt und sich geweigert habe, dem Wunsch der alten, ehrwürdigen Dame zu willfahren? Ist es nicht entsetzend? Was aber allem die Krone aufsetzt, ist folgender Fall, der kaum glaublicher scheint: Als in einer Soirée die junge Gräfin Kinsky seine schöne und melodische Stimme lobte, da soll der übermüdete Mensch voll lauchender Herablassung ganz laut gesagt haben: „So küssen Sie doch diese Stimme!“ — „Und hat sie es?“ — „Ja wohl, sie soll ihn geküßt haben; so verwöhnen und verzärteln die hohen Damen diesen Menschen; ist es da zu verwundern, wenn er immer lecker und launenhaft wird? Unser liebenswürdigster Wirt trägt auch sein Teil dazu bei, denn wozu ist es nötig, daß er ihn hier in seinem Palais eine Wohnung einräumt und

ihn speiset? Aber er hat es mit allen Vermietern verborben und niemand will ihn in seinem Hause haben. Und wenn er sich hier wenigstens noch manierlich und dankbar bewies, aber auch das nicht einmal; — so wurde mir kürzlich erzählt, daß er sich sehr häufig bei der Mittagsstunde verpöset und dann verlangt, daß für ihn allein angerichtet werde; auch murt er darüber, daß er sich dann besser ansiehende und rasieren müsse. Die Geduld und Zartheit des fürstlichen Ehepaares gegen diesen Sonderling hat wirklich etwas Fabelhaftes, ja sogar Rührendes, denn was sagen Sie wohl dazu, daß der Fürst aus Schonung seiner Empfindlichkeit dem Diener den Befehl gegeben haben soll, wenn er und Herr von Beethoven zu gleicher Zeit klingelten, dann erst diesen zu bedienen. Und — es ist kaum zu glauben — als der Starbopf diesen Auftrag zufällig hörte, da verlangte er für sich einen eigenen Diener!“ — „Aber, meine Gnädigste,“ begann nun der Herr, „daß ist ja unerhört; ist denn niemand da, der dem Halsstarrigen einmal gehörig den Kopf zurecht setzt? Hat er denn keine Angehörigen, die ihm ernstliche Vorstellungen machen müßten? Ich höre doch, daß er Brüder haben sollte — wenn ich nicht irre, wurde einer derselben hier erst genannt.“ — „Wie fuhr der Apotheker zusammen, als er dies hörte! Unruhig rüdte er auf seinem Stuhle hin und her; schon wollte er sich leise entfernen, aber die Neugierde siegte, als er sah, daß die Dame sich anschickte, darauf zu erwidern. Und was mußte der Herr denn hören? „Ach ja,“ begann jene, „er hat hier einen Bruder wohnen, ich glaube gehört zu haben, daß er Apotheker sei, aber wie man sagt, soll dieser dem Komponisten, was Schrauben und Sonderbarkeiten betrifft, ziemlich ähnlich sein, so daß —.“ Da brach die Rede ab, denn in demselben Augenblick begann Ludwig von Beethoven ein neues Stück zu spielen und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit jenes sich eben unterhaltenden Paares auf sein Spiel. Aber unser armer Apotheker hatte genug gehört: also in solch üblem Fuß stand er? Er, der ankündigte, still für sich lebende Mann, wurde diesem Sonderlinge, diesem Unhöflichen gleichgestellt! Das hatte er nicht geglaubt, daß man so über ihn urteilen werde — und daran war kein anderer als der Ludwig schuld, der ging auf seinen göttlichen Minus an! O dieser gottlose Bruder! Ganz geknickt lag der Herr da und hatte sein Ohr für die prachtvolle Improvisation seines Bruders, der alle entzückt lauschte. Als der Komponist einige Minuten pausierte, trat der vorhin von ihm so tief beleidigte Graf von Z. selbst auf ihn zu, drückte ihm voll Enthusiasmus die Hand und sagte ihm die größten Schmeicheleien. Der Meister dankte herablassend und begann aufs neue zu improvisieren und als hörten wieder mit Stämmen und in der größten Stille zu, als seine Augen zufällig nach jenem Winkel schauten, wo der betäubte Pharmazeut durch den stehenden Blick seines Bruders gebannt, wie ein Vogel durch den Blick einer Schlange, in sich aufzumengensinken, sah. Ludwig hörte sogleich auf zu spielen, erhob sich, ging mit hastigen Schritten auf seinen Bruder zu und sagte, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken ansah, ohne sich weiter um die Gesellschaft zu kümmern, etwa folgende Worte: „Mein Herr, als ich eines Tages kein Geld hatte und mich an Sie wandte, da haben Sie mir zehn thalige Thaler verleiht, wofür ich mit ein Klavier mieten wollte, um meiner herrlichen Kunst zu dienen, wodurch der Name Beethoven berühmt geworden ist. Sie sind nicht wert, diesen Namen zu führen und haben kein Recht, hier zu weilen und mich zu hören. Sie sind ein Elender! Auf der Stelle fort von hier! hinaus mit Ihnen! Sozt werden Sie. Durchlaucht Diener kommen und Sie hinauswerfen!“ Dann drehte er sich ruhig um, als wenn nichts vorgefallen war, und setzte sich wieder an das Instrument, um weiter zu spielen. Man kann sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie die Anwesenden den Mann ansahen, als er diese vernichtenden Worte an den tief erschrockenen und wie Speien aus zitternden Brüdern richtete. Dieser aber, und den sich um aller Augen richteten, eilte bekümmert, der gebietrigen Weisung Folge zu geben, und schritt wie wahnwitzig zum Saale hinaus. Wie er nach Hause gekommen, das kam ihm noch lange Zeit nachher nur wie ein wilder Traum vor. Die alte treue Haushälterin wollte ihren Augen kaum trauen, als ihr Herr, der so fröhlich vorher abgegangen war, nun verstört, bleich wie der Tod und im traurigsten Auszuge plötzlich vor ihr stand und auf ihre ängstlichen Fragen, das ihm denn angetoßen sei, nur die dumpf hervorgerufenen Worte: „O dieser Unvernu! Welch ein Bruder!“ vernahm. Lange, lange konnte der arme Mann diesen harten Schlag nicht überwinden. —

Als die Soirée vorbei war, und die Gesellschaft sich verabschiedete, nahm Ludwig seinen Bruder Carl Joseph bei der Hand und sagte, indem er ihn dem Fürsten von Richnowski vorführte, mit größter Herzlichkeit:

„Dieser hier ist mein guter Engel gewesen. Obgleich noch sehr jung und unerfahren, hat er Tage und Nächte damit zugebracht, Noten oder Akten zu kopieren, um mir, auf dessen Unterstützung er angewiesen war, erlennlich dafür zu sein und mir die Zeit zu lassen, mich in meiner Kunst zu vervollkommen. Auch würde ich heute Abend eher Go. Durchlaucht Ungnade riskiert haben, als ihm nicht heute während des ganzen Abends vorzuspielen. In der Regel spiele ich, wie Go. Durchlaucht ja wissen, nur ein Stück, aber heute habe ich mehr gespielt, lediglich seinem Wohlgefallen. Denn streng genommen ist es sein Eigentum, ich trage ihm nur eine Schuld ab.“

Als er dies sprach, wuschte er sich eine Thräne aus dem Auge und ging dann mit dem Bruder fort, die Zeugen dieser Scene nicht minder gerührt als erstaut über ebensoviele Sonderbarkeiten und Tugenden, als echte Seelengröße und Herzengüte zurücklassend.*



Rache ist süß.

Eine lustige Begebenheit aus dem Theaterleben.

Erzählt von

Fritz Keller.

Unter der üblichen Maske eines dreimaligen Probestiels debitierte am der Sommeroper zu M. ein junger talentvoller Tenorbuffo, zwar mit gutem Erfolg beim Publikum, doch ohne vor den Augen des geltend Herrn Kritikers, eines Dr. P., Gnade zu finden, dessen jeder den Engagementenkontrakten am Theater dortselbst immer die engstellige Signatur zu geben pflegte. Umsonst war dem jungen Theatrischärner — Alberti nannte er sich — der Rat erteilt worden, nicht auf seine Leistungen allein sich zu stützen; wohlwollend hatte man ihm zugeraten, daß der arggeflüchtete Herr Doktor, ein großer Freund kulinarischer Genüsse, Einladungen zu solchen Feineswegs verschmähe; — Alberti haßte derartige unanständige Mittel zu künstlerischen Erfolgen, morast, wie man sich in solchen Fällen, auch bei ihm das Ende vom Liede war, daß der Direktor das Engagement zurückwies, da: — „Bei aller Anerkennung des Publikums, die Kritik jedoch gar zu ablehnend sich verhalten hätte.“

Mühsam traktierte sich der junge Künstler nach seinem Absteigequartier zurück, brückte sich in die ärmste Ecke des einsamen Gastzimmers und hing seinen Gedanken nach. Mit der Zeit jedoch konnte er — als Menschenbarsteller — einem unwillkürlichen Interesse an den außer ihm noch anwesenden, höchst charakteristischen Personen sich nicht entziehen. Es waren dies ein hagerer, phlegmatischer, schneidender und der vierstündig phlegmatische, ebenso kurz angebundene als unblühend rechtshaberische Wirt, welche beiden — jener vom Stammtisch aus, dieser hinter dem Büffet hervor — die seltene politische Frage von dem Revanchebedürfnis der Franzosen diskutierten. Des Schneiders Argumente gipfelten unaufhörlich in dem geistvollen Ausspruch: „Rache ist süß!“ während der großförmige Wirt gleich unverdrossen bei der ebenso inhaltsschweren Behauptung verblieb: — „So wie ich sag, so ist's allemal!“ Immer höher klang der Diskurs der Debatte, immer kräftiger wurden die gegenseitig fallenden Anredeformen und Ehrenitel, und als der Schneider endlich ein paar allerdingens kaum noch mißzuverstehende „Gef!“ weit über den Schenkstisch hinweggeschleuderte und dem biden Nachbarn dabei doch gar zu ausgiebig nahe kam, griff ihn dieser mit seiner Linken, duckte ihn vollends nieder und gab ihm fastig ein Nördrchen zu kosten, das sich die Rechte — a tempo damit — vom Flaschenhantel des Büffets herunterlangt. Einige zu Vo-

* Später wurde das gute Einvernehmen mit dem Bruder Carl auch gelöst; er ersah auch von selbst vieles mangelhafte Stränke. Carl hinterließ einen reichbegabten, aber sehr leichtsinnigen Sohn, den Ludwig dann adoptierte. Aber der schwärzeste Lubant war sein Leben. Der ungerechte Rache beleg und betrug den väterlich geküßten Diener. Er bescherte Liebe und Zuegen und gab sich allerlei Ausschweifungen hin und der Pflegerarbeit glaubte ihm nur zu leicht. Das arme, weiche Herz Ludwigs sollte sich an dieser aufopfernden, verzeihenden Liebe allmählich verblenden.

den kirrenden Gläser befreiten den Schneider aus seiner gedrückten Lage, der gleich Schirm und Ginfänder nahm und unverzüglich zur Thüre hinaus entflohen, doch nicht ohne unanfechtlich noch sein „Nache ist süß!“ gemeldet zu haben.

Darin konnte nun Freund Alberti dem armen Teufel nur beistehen, zunaeh er unwillkürlich seines fröhlichen Doktors gedenken mußte. „Gast recht, Schneiderlein!“ murmelte er vor sich hin, „Nache ist süß!“ Damit erhob er sich und dem biederbärtigen Wirt, der das Röhrchen eben wieder an den gewohnten Kufe wenn nicht Knebelposten legte, freundlich die Hand bietend, schied er mit den Worten: — „Ich muß jetzt in die Stadt, — damit Sie's wissen, falls jemand nach mir fragen sollte.“

Er ging aber nicht auf die Straße hinaus, sondern in sein Logierzimmer. Dort wechselte er flugs den Anzug, hing sich einen knipprigen Wollbart an, machte mit wirrer Berücke und großem Schlafputz sich vollends unkenntlich und stand nach wenigen Minuten schon wieder in der Gaststube seinem Wirt gegenüber, der jeden Anderen eher als seinen Zimmergast nun vor sich zu sehen wußte.

„Herr Alberti zugegen?“
„Nein!“ lautete kurzschlüssig die Antwort.
„Warum nicht gar! So hätte er nicht auf mich gewartet!“

„Nein!“ war die Erwiderung, barsch wie zuvor.
„Nicht möglich! unbedingt! Er wird an meinem Zimmer —“

„Nein! nein! nein! nichts da! Ist fort!“

„Sie irren sich ganz gewiß, Herr Wirt.“
„Dienen solche bereits das Blut in die Höhe: —
„Zum Saten, Herr, — ich irre mich nie — verstanden? — So wie ich sag!“

— so ist's noch lange nicht allemal, Sie Mecht-haber, Sie! Der Sänger Alberti ist wohl hier gegen — er steht sogar vor Ihnen, wie Sie sehen —
— hallo! — So lachte nun dieser, indem er, Hnt, Bart und Berücke entwerfend, dem Hystopf sich zu erkennen gab. Der rix natürlich verblüfft die Augen auf: — „Gegenwärtig! Knebelreißer! alte Leute zum Besten zu haben!“

„Ein Scherz — für Sie eine Lehre zugleich! Doch nichts für unglück! Ab! ab!“ Die Probe war gelungen, — die Vorbereitung zur Nache getroffen.

Der Dide, den es bereits in den Fingern juckte, suchte brunnend seine alte Gese wieder auf, wo er mühslich den Kopf hinsten läßt, bis die Augen ihn zu fassen und er allgemach einzusehen beginnt. Doch mochte wohl kaum erst ein Viertelstündchen verstrichen sein, da knarrt die Thüre, und der Schwarzer fährt wieder in die Höhe. Die Dienstmagd auf dem Kopf, den Kopf hoch hinauf zugedreht, Alten unter dem Arm, erscheint ein Gerichtsvolksgesche.

Der Dienstherr Alberti logiert bei Ihnen; — ich habe den Auftrag, denselben wegen verweigerten Offenbarungseides sofort zu verhaften.“

„Echt doch! Schade! Vogel ist ausgeflogen.“
„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Wirt, den Arrestanten vor mir zu verbergen.“ bemerkt trocken Tones der für alle Einreden durchaus unempfindliche Beante, „ich weiß genau, daß der zc. Alberti zwar abgesehen im Begriff steht, augenblicklich jedoch sich bei Ihnen noch aufhält. Sollten Sie dies zu befreien fortfahren, so müßte ich kraft meines Amtes —“

Nun war's genug! „Herr,“ erumpelt stoßweise der hochrot Erglühende, Fener und Flamme Seiende, „Sie unterstellen sich — in meinem Hause — wegen so eines Lumpen — mit dem ich ganz und gar nichts gemein haben mag —“ doch das Wort errikt ihm auf der Zunge, indem der Gerichtsvolksgesche Mühe, Berücke, Nase und Bart abnimmt und lächelnd wieder der Schelm Alberti zum Vorschein kommt.

„Das Donnerwetter!“ wütet der abermal's Gefoppte und langte zum Maßschensdrücker hinan. Doch Alberti springt flugs zur Seite und gewinnt die Thüre, bevor noch der wichtige Hieb auf ihn niederfällt.

„Nun ist er gefallt, — so will ich ihn haben!“ lachte er sich ins Häutchen, indem er, auf seinem Zimmer wieder angelangt, um in den besten Witzenausgang sich warf. Nun Doktor B. ging's nun, wo er mit erbeuchelter Freundschaft ungefähr also anhob: — „Sie haben mir zwar arg mißgepielt, Herr Doktor, indes — ein offener Tadel gilt mir höher, als ein befangenes oder gar beeinflusstes Lob. Aus jenem wird man immerhin etwas lernen können. Gewiß haben Sie in dem beschränkten Rahmen der Zeitungsblätter nur zum geringsten Teil Ihrem Herzen Luft machen können, — möchten Sie daher, um noch weiter mir den Text zu lesen, vielleicht an meinem

heutigen Abschiedsbumme teilzunehmen das Vergnügen mir bereiten?“

„Er warum denn nicht, mein ebenso liebenswür-diger als recht verständiger junger Fremd! Hätte ich Sie hier in dieser Weise kennen gelernt —“

„Schr verbunden, Herr Doktor! Ich logiere im „Deutschen Hause“; dort bitte ich — punkt 2 Uhr — im Gastzimmer am Büffet gefälligst nur nach dem Sänger Alberti zu fragen. Der Wirt, ein zwar etwas derber, jedoch freuzreicher Mann, wird ungewisselhaft Ihnen fogleich ganz gebührende Webe stehen.“

Ein diabolisch verschmitztes Rächeln spielte um die Lippen des Mimen, als er den Doktor verließ. Rasch kehrte er ins Hotel zurück, bezahlte, was er schuldig, packte seine Koffer und schickte sie auf die Eisenbahn.

„Doch müßt Ihr nicht etwa denken, daß ich schon abreise, Gewatter Hegerinn,“ rief er dem Wirt hinter dem Schenktisch zu, der ihn keines Wides zu wür-digen schien. „Damit hat's noch Zeit, und man kann gar nicht wissen, ob wir uns nicht — auf irgend eine Art — inzwischen noch einmal wiedersehen.“ fügte er recht spitzig hinzu — „Ich gebe einwillen zum „goldenen Hirsch“ hinüber, wohin ich nur einige brave Kollegen zur Abschiedsfeier geladen habe. Sollte vielleicht nach mir Nachfrage gehalten werden —“

— so weiß ich Weisheit und werb's bestens anrichten!“ unterbrach ihn mit plötzlich seltsamer Freundlichkeit der durch Schaben und Spott nun doppelt gekränkte, während er zwischen den Zähnen murmelte: „Ach, wollte er es doch nur ein einziges Mal noch riskieren — die Hölle sollte es ihm lohnen!“

— so weiß ich Weisheit und werb's bestens anrichten!“ unterbrach ihn mit plötzlich seltsamer Freundlichkeit der durch Schaben und Spott nun doppelt gekränkte, während er zwischen den Zähnen murmelte: „Ach, wollte er es doch nur ein einziges Mal noch riskieren — die Hölle sollte es ihm lohnen!“

Dem Deutschen Hause gerade gegenüber, im „goldenen Hirsch“ saß — wie gewöhnlich zur Mittagszeit — ein stattlicher Kreis lustiger Theaterleute um den Stammtisch herum und „Willkommen! Prost!“ scholl es aus allen Kehlen, als Freund Alberti nun auch noch erschien. „Aus Fenster, ihr Herren!“ kommandierte dieser gleich beim Eintreten, „ich will euch zum Abschied ein Schauspiel noch bereiten, wie's wohl keiner von uns bisher erlebt.“ Aber daß ihr mir auch ein dankbares Publikum abgibt und dem Selben des Stückes bei seinem Abgange recht lauten Beifall flackst, „Echt, dort kommt er schon!“ Im Nu, von der Kueger beflügelt, hatte die ganze Gesellschaft sich um das geöffnete Fenster gruppiert, das nicht allein freie Ueberblick über die Straße, sondern auch den ungehinderten Einblick in das geradeüber gelegene Gastzimmer des „Deutschen Hauses“ gewährte.

„Echt doch!“ tönte es aus dem Munde aller, als man auf der anderen Straßenseite Dr. P., den gefürchteten Kritikus, schmunzelnd herantreten sah. Am „Deutschen Hause“ machte er Halt, blinzelte erst ein wenig um den Eingang herum und trat dann durch die Seitenthür ins Gastzimmer dafelbst. Deutlich konnte man nun vom „goldenen Hirsch“ aus verfolgen, wie der Doktor sich ans Büffet begab und etwas zu fragen schien. Gleich darauf kam hinter letzterem eine gewaltige Paule zum Vorschein, die den Doktor packte und eifern feibelt, während ein Mädchen mit Witzschänke auf den jämmerlich Zappelnden ununterbrochen niederfuhr.

Das war ein Gaubinn im „goldenen Hirsch“, ein Hüpfen und Springen, Zuckeln und Jubilieren, wie wenn die lustigen Brüder allseamt plötzlich von Nachkrämpfen geschüttelt würden. Und als endlich die Gastkubentür drüben sich öffnete und Hals über Kopf der Herr Doktor heransretirierte kam, da empfing ihn vom gegenüberliegenden Fenster, zu dem er unwillkürlich hinaufsehen mußte — eine Beifalls-jalbe, wie sie der Herr Kritikus trotz seiner langen Theaterpraxis gewiß noch nie zuvor erlebt haben dürfte. Es war die sprechendste Illustration des Sprichwortes: „Nache ist süß!“

Das war ein Gaubinn im „goldenen Hirsch“, ein Hüpfen und Springen, Zuckeln und Jubilieren, wie wenn die lustigen Brüder allseamt plötzlich von Nachkrämpfen geschüttelt würden. Und als endlich die Gastkubentür drüben sich öffnete und Hals über Kopf der Herr Doktor heransretirierte kam, da empfing ihn vom gegenüberliegenden Fenster, zu dem er unwillkürlich hinaufsehen mußte — eine Beifalls-jalbe, wie sie der Herr Kritikus trotz seiner langen Theaterpraxis gewiß noch nie zuvor erlebt haben dürfte. Es war die sprechendste Illustration des Sprichwortes: „Nache ist süß!“



Aus Bayreuth.

Und wieder sind zwei Jahre ins Land gestrichen, wieder ist der Ruf an deutsche Sänger und Tonkünstler ergangen, sich um den heiligen Gral auf Wunsalvat zu scharen, wieder sind Ausführende und Schmeiden in hellen Scharen zur kleinen, hübschgelegenen Stadt nach Norbahren geeilt. Mit Müß und Not gelingt es dem Sämennden, der nicht schon vier Wochen vorher ein Büffet bestellt, im

lekten Augenblick durch die Freundschaft des Verwaltungsrats das Büffet einer solchen erkrankten Auerkaterin zu erstehen, und wenn ihm das Wohnungsbüreau seine Unterkunft mehr nachzuweisen vernag so bietet ihm ein altes Mitterchen, das mit Argusaugen die Besucher des Theaters beobachtet, ein „schönes“ Zimmer zum dem Preise von 3 Mark nämlich — denn den Tag über ist man nie zu Hause — und selbst wenn dasselbe in der engsten Gasse liegt, niedrig und eng ist, und seine Schönheit erst dann beginnt, wenn man dasselbe verläßt — „dort, wo du nicht bist, ist das Glück“ —, so murret man nicht, denn man ist ja in Bayreuth, und das Brot schmeckt nie besser, als wenn der Brotkorb ein wenig hoch hängt, der Genuß ist nie vollender, als wenn man denselben durch allerhand Mißlichkeiten erkröpfen muß. Eine Galerie gibt es ja im Festspielhause nicht, oder nur eine solche über der Füllenege für die Eingeborenen Bayreuths, welche für ihre freiwilligen Dienste, als da ist: Ueberbergung der mitwirkenden Künstler, mit einem Freipass auf der Galerie befristet werden. Wir aber, die wir von den Grenzen Deutschlands herbeigezogen sind, haben, wofern nicht firtliches Blut in unseren Adern fließt und wir aus der Füllenege auf die vor uns stehenden gedöhlten Sterblichen hinabsehen, für unsere 20 Mark das Vorrecht, neben dem Millionär oder Dichter, neben dem General oder Engländer als gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinde in Bayreuth zu sitzen. Die Rechte eines solchen Mitgliedes sind allerdings nur passiver Natur, sie heißen: Zuhören! Denn den aus den Eintrittskarten gültig gewährten Besuch der freigestalteten Restaurationen kann man eigentlich nicht als besonderes Recht bezeichnen, da dieses auch jedem Andern, vielleicht nicht nach dem Wackaben der Verordnung, aber doch durch die Unmöglichkeit der Kontrolle freisteht. Ja, wenn noch freie Verpflegung dabei wäre! Jenem Recht des Zuhörendbüßens steht aber eine gewichtige Pflicht gegenüber, deren Ausübung nach einer sehr wenig guttrefenden, obgleich häufig angewendeten Nebenart sogar g o l d e n e n Wein auswerfen soll: die des Stillschweigens. Daß man als wohlherzogener Bayreuther nicht die Vorstellung in der Mitte durch unzulässigen Beifallsturm stört, ist selbstverständlich. Aber nicht einmal nach den einzelnen Akten soll das geschehen. Doch wohin mit dem während des Akts angelammelten Zündstoff der Begeisterung? Wir haben also nach den einzelnen Akten stichig applaudiert, wir haben bewiesen, daß das unter gutes Recht war, und es ist sogar gut zu klatschen; denn vor weis, wohin der stehengebliebene Enthusiasmus sonst noch führen könnte! Zur Schwärmerie? Zur Ueberpantheit? Es wäre schade, wenn das fröhliche, herzerfreuende Leben und Treiben in Bayreuth dadurch eine Einbuße erleiden müßte, und darum haben wir lieber geklatscht nach Herzenslust! Daß der Vorhang immer geschlossen blieb trotz des Klatschens, was verblüfft das! Die Leute dahinter und die da unten im Orchester haben doch vernommen, wie es uns ums Herz ist, und zu einer Konzession hat sich doch auch die eiserne, mittellose Bayreuther Bühne gegen den Zuschauer bereit finden lassen; sie hat am Schluß jeder Oper — Verzeihung, jedes Witz-dramas — ich bitte um Vergebung, jedes Witz-dramas — die Meisterfänger sind ja doch kein Bühnenmeisterfänger! — Rettung! ich hab's: jedes Festspiel den Vorhang noch einmal auseinandergezogen (in Bayreuth geht bekanntlich der Vorhang nicht in die Höhe, sondern auseinander, was sich viel schöner macht), um dem Zuschauer noch ein kleines Zwischen mit auf den Weg zu geben. Das war aber auch das Auserkter, und ich habe mit der Uhr in der Hand nachgesehen, wie lange der Beifall, das Rufen, Rufen, Rufen, Rufen nach der ersten Vorstellung der Meisterfänger dauerte, es waren bis zum Schluß des letzten Aufzuckens der Begeisterung in den sechshändigen Händen einiger Jünglinge — die Andern hatten schon vor Schmerzen nicht weiterklatschen können — genau gezählt 7 Minuten 43 Sekunden, für Beifall eine erschrecklich lange Zeit, beinahe so lang, als wenn man bei seinem Vorgelegten Audienz hat und man auf ihn warten muß. Doch eher hätte unser Klatschen die Mauer des Bayreuther Festspielhauses zu erschüttern vermocht, als das harte Herz desjenigen, der an entscheiden hat über Fallen und Aufgehen des Vorhangs. Ich habe da natürlich nicht mitgeklatzt, sonst hätte ich nicht so aufmerksamt die Uhr verfolgt können. Wenn ich jemanden nicht zur Liebe zwingen kann, so stehe ich von meiner Liebessüß ab, und Grundstücke sind doch auch dann heilig, wenn sie sich gegen uns selber richten. Ich habe mir meinen Bayreuther Enthusiasmus eben nach den lokalen Erfordernissen zurechtgelegt, ich treue mich nach innen,

und überschreite meine Befugnisse. „Zuhören und Stillschweigen“ nicht um eines Haars Breite. Ich habe die angenehmsten Erfahrungen mit meinem Entlassungs gemacht, und kann versichern, daß er mir viel besser bekommt, als meine laute Begeisterung früher, als ich noch jung war und noch dachte, daß sich dem Jüngling alles öffnen muß, sogar der Vorhang in Bayreuth. Vor allem hält meine Begeisterung viel länger vor; es ist mir nach Monaten noch, als hätte ich das alles erst gestern erlebt. Unter der Äsche meines schmerzlichen äußeren Menschen glüht eben unaussprechlich der Funke der Bayreuther Nach-erinnerung, er erwidert mich vielleicht mehr, als einen andern das Strohhalm lobender Begeisterung, und ich kann mir allen den wohlmeinenden Rat geben, sich ebenfalls in dieser Weise zu verhalten.

Eine musterhafte Ordnung herrscht in allen äußeren Anordnungen. Die lange Wagenreihe, welche sich von der Stadt am Bahnhof vorbei in dem hochgelegenen Theater entlang zieht, wird durch das strenge Gebot des Heilhaltens geregelt, und die willkürlichen Preise der Kunstler gehören einer längst vergangenen Vergangenheit an. Die Polizei ist den Uebertretern ihrer Satzungen hart auf den Fersen; ich habe es selbst erlebt, daß eine Ueberforderung drei Stunden nach erfolgter Anzeige geahndet wurde. Im Festspielhause mit seinen vielen Ausgängen vollständig sich alles mit größter Ruhe und Ordnung, und nach dem Erschallen des Signals — in Bayreuth fragt man nicht: „Hat's schon geklingelt“, sondern „hat's schon geblasen?“ — nehmen alle ihre Plätze ein. Zu spät kommen darf man freilich nicht. Denn während des Vorspiels herrscht ägyptische Finsternis, allen erwünscht, die anständig der unsichtbaren Musik lauschen, nur denen nicht, die nach Plätzen suchen, und später gibt nur der Widerschein der Bühnenbeleuchtung dem Zuschauer Raum ein spätes Licht. Doch habe ich auch mehrere Nachzügler bemerkt, die mit Erfolg ihre Plätze gefunden haben, dank der allgemein herrschenden Liebenswürdigkeit aller Festspielgäste. Es ist als ob der Aufenthalt in Bayreuth alle freundlicher, entgegenkommender stimmte. Von irgendwelcher Mißlichkeit, wie sie bei dem scharfen Parteikampf in der Wagnerfrage früher in Bayreuth nicht gerade selten waren, ist mir nicht das Geringste bekannt geworden, es sei denn, daß sich zwei Musiker in etwas empfindlicher Weise über das Zeitmaß des Parsifalvorspiels stritten.

Das Vorspiel wurde allerdings so langsam gespielt, wie ich's noch nie gehört habe. Es war, als ob diesen Tönen das menschliche Maß schelte, als ob sie uns in die Welt der Unendlichkeit, des Schauers, der heiligen Stille versetzen wollten, und ich gestehe, daß mir dabei abwechselnd kalt und heiß zu Mute wurde. Dabei war dennoch von der Empfindung einer Länge nicht die Rede, und wenn alles gehend und uner-schöpflich schien, so war es doch eines mächtigen Eindrucks gewiß. Schon an diesen Vorspiel, das alle die Vorstellungen am 22. Juli nachmittags um 4 Uhr eröffnete, konnte man sehen, daß der junge Kapellmeister Fritz Motz als Karlsruher, der bis-herigen Parsifaldirigenten, den schwererkranken Münchener Hofkapellmeister Levi zum ersten Male vertrat, mit Feingut und Sicherheit seines Amtes zu walten wußte. In der That stand während des ganzen Bühnenwechspiels das Orchester wieder auf der sonstigen Höhe. Einen noch glänzenderen Beweis hiervon bot die Vorstellung der Meisterfänger unter dem Wiener Hofkapellmeister Hans Richter am 23. Juli. Die verwinkeltesten und vielschönigsten Konzepte wurden mit wahrhaft plastischer Klarheit wiedergegeben, und die Hauptmotive hoben sich immer deutlich von den Nebenmotiven oder dem verzerrten Beliebel ab. Dabei war die Klangfarbe des Orchesters an heißen Abenden eine blühende und reiche, im Parsifal vielleicht noch im einzelnen mehr verfeinert und abgedünnt, in den Meisterfängern in schönen, großen Strichen gezeichnet; es war ein Vergnügen, allein das Orchester zu hören. Doch das Orchester ist ja in der Oper nicht die Hauptache, wenn es auch eine noch so be-ehrte Sprache spricht; es soll ja nur ein Dolmetscher der Empfindungen der Personen auf der Bühne sein, und muß also diesen unbedingt das erste Wort ab-geben. Das hat Wagner gefordert, und um seine Forderung nicht durch eine Verarmung der orchestralen Mittel zu erreichen, hat er das Orchester verfeinert und gedämpft. Und wenn noch so wenige Theater seinen Grundfah sich zu eigen gemacht haben und manche nach schwachen Versuchen wieder zu dem „altbewährten“ System des sichtbaren Orchesters zurückgekehrt sind, so ist doch ganz zweifellos die Bayreuther Anordnung für alle modernen Opern das einzig Richtige, und es steht zu hoffen, daß trotz

Strähmwindel und Philistertum dies richtige Prinzip doch eines Tages zu allgemeiner Geltung gelangt sein wird.

Ginsichtlich der Bezeichnung der einzelnen Rollen schienen anfangs über Bayreuth wieder einer jener Unklarer zu walten, welche jedem Theater in Gestalt von Heiserkeit, Erkrankung eines Künstlers, von bösem Willen zu schweigen, verhängnisvoll werden können. Der vortreffliche frühere Darsteller des Parsifal Winkelmann mußte leider infolge seiner angegriffenen Gesundheit auf die Mitwirkung verzichten. Da erwies sich denn ein junger belgischer Tenorist aus Antwerpen mit dem berühmten Namen van Dyck als Retter nicht allein der Ritterhaftigkeit des Grales, deren König er wird, sondern auch der Vorstellungen des Parsifal, in denen sonst her bewährte Wagner-fänger Jäger allein hätte die Titeltrolle singen müssen. Trotzdem er noch nicht lange mit der Welt der Breiter vertraut ist, trotzdem er noch weniger in der Kenntnis der deutschen Sprache langjährige Übung hat, wagte er den Versuch, und derselbe ist nicht allein als Versuch glänzend ausgefallen, sondern hat viel-fach die Höhe einer vollendeten Kunstleistung erzielte und jedenfalls in den Parsifal ein sympathisches, neues Element eingeführt. Schon seine Erscheinung macht ihn zu einem prädestinierten Parsifal, und das Aussehen, das er überall erregt, wo er sich auf der Straße blicken läßt, folgt ihm auch auf die Bühne, wenigstens er hier nur ganz von seiner Rolle erfüllt erscheint. Er war mit einer Eingebung bei der Sache, die unübersehbar auf seine Zuschauer wirkte und die über einige Mängel des Gesangs und der Aussprache gern hinwegsehen ließ. Uebrigens ist seine stimmliche Anlage eine sehr bedeutende, und er zeichnet sich durch die Frische und die natürliche Tongebung seines Tenors vor vielen vortrefflich aus. Seine Vauieren waren durchaus seiner Rolle gemäß, besonders im zweiten und dritten Akt, es gab nichts Gefälliges, nichts Steifes bei ihm. Man darf auf die Laufbahn dieses neuen Sterns wohl gespannt sein und vor allem die Hoffnung hegen, daß er sich auch später als Walther Stolz, für welche Rolle er ursprünglich in Aus-sicht genommen war, hören lassen und bewähren wird.

Ihm stand Frau Materna, die hochberühmte Brundilde der früheren Nibelungenvorstellungen, als Kundry gegenüber. Fräulein Maltz und Frau Sucher werden mit ihr in dieser Rolle wechseln, die letztere zum ersten Mal, während die erstgenannte schon früher oft und mit ganz außerordentlichem Erfolg in dieser Rolle aufgetreten ist. Daß auch Frau Sucher an der Kundry eine glänzende Aufgabe lösen wird, steht außer Zweifel, nachdem sie als Eva in den Meister-fängern am 23. Juli eine Leistung geboten hat, wie sie nicht feiner und annäherlicher gespielt und gesungen werden kann.

Die Herren Reichmann und Scheidemantel werden uns abwechselnd das Leiden des Grafsüßigs Amfortas zu Herzen bringen und singen. Reichmann hat das schon in früheren Jahren getan, und dieser Sänger, dessen Stimme ebenso sympathisch ist wie sein Gesicht, paßt ausgezeichnet zu der Rolle. Aber auch Scheidemantel, der junge, hochbegabte Dresdener Hofopernsänger, hat in der Gröffungs-vorstellung eine von Verstand und großem Können gleich zeu-gende Rollenwiedergabe vollbracht.

Den Zaubrer Klinglor, dessen Blumenmädchen mit Kundry an der Spitze die frommen Graßritter auf die Wege des Lasters verlocken müssen, sang bis-her Herr Blauf, der sich mit Scheidemantel ablösen wird. Während stimmlich beide einander ziemlich ebenbürtig sind, hat doch der letztere aus natürlichen Gründen mehr Geschmeidigkeit in der Darstellung vor-jetzt voraus, wofür Herrn Blauf mehr Nachdruck in den Kraftstellen, wie in der Beschwörung der Kundry und seinen an Parsifal gerichteten Schlussworten, zu Gebote steht.

Für den Gurnemanz bot Herr Wiegand eine recht tüchtige Vertretung. Die Chöre der Graßritter und der Blumenmädchen mit ihren malerischen Ge-wändern gelangen vortrefflich, und nicht wenige Künst-ler, die im Winter erste Rollen darstellten, hatten sich hier mit den bescheidenen, aber wichtigen Stellen der Chorführer begnügt. Alles war wieder darauf angelegt, mit allen Mitteln des Ausdrucks, des Ge-sangs, des Spiels und ganz besonders der Scene im Zuschauer den höchstmöglichen Grad der Spannung und des Ereignisses zu erzeugen. Daß dies voll-kommen gelang, dafür zeugte der stürmische Beifall am Schluß, noch mehr aber die ausdächtig-sinnende Haltung des Publikums, als es aus dem schönen Traum im Theater wieder zum Leben in der Wirk-lichkeit erwachte.

Mit der Tags darauf stattfindenden Vorstellung der Meisterfänger hat die Festspielverwaltung das er-zielt, was man in der Lotterie und im Journalisten-Jargon einen Haupttreffer nennt, und das ganze Theater stand an diesem Abend in dem Zeichen des glücklichsten Geschehens. Wer hätte vor beinahe 20 Jah-ren daran gedacht, als in Berlin Abend für Abend die Brüggelkette ausgepfiffen wurde, daß einmal der Tag kommen würde, wo sie umgestürzt und zum höch-lichen Ergötzen des Publikums über die Breiter gehen würde? Dieser Tag ist am 23. Juli erschienen, und es muß ausdrücklich gesagt werden, daß an dem Beifall, der nach ihr und dann nach dem gefaltvollen und umfangreichen dritten Akt losbrach, nichts Ge-machtes und Geschraubtes war. Trotzdem seine ein-zige Note gestrichen war, hatten sich alle förtlich unter-halten, ihnen war das Herz aufgegangen an dieser wunderbaren Klarheit der Handlung, dem genauen Zweitandergreifen von Orchester, Gesang und Vor-gang, an den besten Bildern und farbenprächtigen Dekorationen. Einen vorzüglichsten Hauch Sachs gab Herr Reichmann, und der schon genannten Eva reichte Herr Gubelins, ein sehr lobenswerter Walther Stolz, Herz und Hand. Mit wunderbarem Humor flackte Herr Friedrichs den Beduener aus, und Herr Hof-müller war gerade für den David der geeignete Sönger, wie Frau Staubitz aus der Magdalene eine lebendige und muntere Gefährtin Evas machte. Die Fülle des Wohlwills in der Wagner in den Meisterfängern schwebt, erfüllte die Sänger mit wahr-er Lust an ihren Rollen; es herrschte auf der Bühne eine Begeisterung im Spiel, wie sie sich nur erzeugt, wenn alle ganz in ihren Aufgaben aufgehen. Kein Wunder, daß sich diese Stimmung bald des Publi-kums bemächtigte und daß es, in der Erwartung, noch einmal die Darsteller zu sehen zu bekommen, die ihm den genussreichen Abend bereitet, das Haus am Schluß gar nicht verlassen wollte.

Ist es da nicht natürlich, daß man nur mit Behmut von Bayreuth scheidet und beim letzten Blicke auf das Festspielhaus das Herz den anrichtigsten Wunsch auf die Zunge brängt: Vivas, flores, crescas!



Kunst und Künstler.

— Der Violoncellistose Walde mar Meyer hat von der kaiserlich japanischen Regierung durch die Konzert-Direktion von Hermann Wolff in Berlin die Professur an der kaiserlichen Musikschule in Tokio mit 17 000 Mark Jahresgehalt angetragen erhalten. Der Künstler hat jedoch diesen vorteilhaftesten Antrag abgelehnt, da er es vorzieht, in London zu bleiben.

— Dem königlichen Musikdirektor, Mitglied der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, Karl Reintaler zu Bremen, ist das Präsidat „Pro-fessor“ beigelegt worden.

— Hofkapellmeister F. Albert in Stuttgart hat wegen andauernder Kränklichkeit um seine Pen-sionierung nachgesucht und dieselbe erhalten. Mit Albert scheidet wieder eine äußerst verdienstvolle Per-sönlichkeit vom Stuttgarter Hoftheater. Ein geborner Bühnemeister, der am Konservatorium in Prag seine Stu-dien machte, kam Albert durch den komponistischen Ein-punktner an das Orchester des Stuttgarter Hof-theaters, und zwar als Kontrabassfist. Der junge Bühnemeister machte sich indessen bald als tüchtiger Mus-iker bekannt, er wußte ansprechend zu komponieren und wagte sich an die Komposition einer Oper „Atorga“, die auch in Stuttgart mit vielem Erfolg aufgeführt wurde. König Karl ernannte ihn 1866 zum Hof-Kapellmeister. Mit der Oper „Gefährd“ führte er sich als Komponist vorteilhaft auch auf an-deren Bühnen ein.

— Sarasate hat in London eine neue Ballade mit Orchesterbegleitung von Moriz Moszkowski zum erstenmale und mit großem Erfolge gespielt und gebucht das Werk im kommenden Winter auch in Deutschland zu Gehör zu bringen.

— Hans von Bülow ist nach glänzender Absolvierung seines Beethovens-Studiums in London von dort nach Hamburg zurückgekehrt.

— Im Alter von 66 Jahren ist in Wiesbaden, wohin er am 1. Oktober v. J. übergesiedelt war, der königliche Musikdirektor Albert Barlow gestorben. Barlow war der erste Marinekapellmeister; er hat als solcher in den Jahren 1852 und 1853 die ganze Welt umsegelt. Nach dieser Weltreise kam Barlow

als Kapellmeister zum Pommerischen Füsilier-Regiment Nr. 34 in Mainz, das im Jahre 1860 nach der Bundesfestung Hattstatt verlegt wurde. Von dort aus hatte Barlow mit seiner Kapelle sehr viel in Baden-Baden vor der Königin Augusta zu spielen, welche die Kapelle mit neuen Instrumenten ausstatten und die Zahl der Musiker auf 65 erhöhen ließ. So war es Barlow möglich, mit der „Kapelle der Königin“, wie sein Musikcorps fortan genannt wurde, in Lyon bei einem Wettstreite von 12 französischen Militärkapellen mit der Tannhäuser-Ouvertüre den ersten Preis zu erringen. Am folgenden Tage mußte Barlow noch ein Konzert geben, das 60 000 Franken einbrachte, welche Summe er wohlthätigen Zwecken überwies. Im folgenden Jahre spielte Barlow in Paris vor Napoleon. Bekannt ist die Antwort, die Barlow hier dem Kaiser gab, als derselbe nach einer ihm gebrachten Morgenmusik in den Kreis der Musiker tretend, bei Besichtigung der Instrumente fragte, was man mit den großen Basinstrumenten, die um den ganzen Körper ihrer Träger gehen, auf einem Rückzug mache. „Nächst, was auf einem Rückzug geschieht, wird bei uns nicht eingeübt,“ lautete die Antwort. Aus dem französischen Kriege 1870/71 kehrte Barlow mit dem Eherne Kreuz heim. Das 34. Regiment wurde jetzt nach Stettin, der Heimat Barlows, verlegt, wo letzterer noch bis zum Jahre 1877 bei demselben verblieb, um dann mit einem von ihm zusammengelegten großen Orchester regelmäßig im Winter in Hamburg, im Sommer in Kreuznach zu koncertieren. 1887 wurde Barlow im Eisenbahnwagen von einem Schlaganfall getroffen, der ihn zwang, den 35 Jahre lang mit Ehre geführten Dirigentenstab nieder zu legen.

Wenn fälschlich tot gesagte Personen — wie behauptet wird — ausnahmsweise lange leben, wird der Münchener Hofkapellmeister Levy ein Art Methusalem werden. Wie wir bereits in einer unserer jüngsten Nummern mittheilten, sind die Nachrichten über das Iluvohlssein Levys sehr ausgebaut worden, französische und amerikanische Blätter berichten indes bereits über seinen Tod und widmen ihm mehr oder minder lange Nekrologe. Von einem in New York lebenden Better erhielt nun der Bruder des Totgegangenen vor einigen Tagen ein Kondolenzschreiben, auf welches dieser selbst in einem sehrhalt gehaltenen „Briefe aus dem Eghinn“ antwortete. Dieser uns zur Verfügung gestellte Brief ist wohl am besten geeignet, alle die übertriebenen Gerüchte über das Befinden des verdienten Musikers zu widerlegen. Das Schreiben lautet: „Lieber Herr Better! Als ich vorhin in die Vortherloge des heiligen Petrus eintrat, konnte ich mich nicht enthalten, durch das an dem Frühboden angedachte Guckloch einen Blick auf die Erde hinaus zu thun, und da sah ich meinen Bruder, in großer Bewegung und eine Thräne im linken Auge gedrückend, einen Brief von Ihnen lesen. Ich blickte lieber seine Schritte weg in den Brief hinein und ersah aus denselben zu meiner großen Freude und Ueberraschung, welch innigen Anteil Sie an meinem verstorbenen Leben und Wirken genommen haben, obgleich ich unsere Wege, so lange ich noch auf der Erde wandelte, so selten gekreuzt hatten. Gaben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Gesinnungen und für den Anteil, den Sie an dem Schmerze meines Bruders nehmen, und seien Sie meines freundschaftlichen Empfanges sicher, wenn Sie dereinst — über 100 Jahre — unsere Gesithe betreten werden. Von meinem hiesigen Leben kann ich Ihnen nur Gutes berichten. Ich habe das Glück gehabt, eine Stelle als Ausläufer und Kleiderpüger bei Herrn von Bethoven zu bekommen, und darf, wenn nachmittags die Herren Reichslos, Michels-Angelo und Wagner zu einem Spielchen kommen, den Kaffee servieren, und mit diesen Herren scheint mein Herr sehr oft und gern zu verkehren; im übrigen ist er sehr erlustigt, und wenn z. B. die Herren R. A. N. zc. Karten bei ihm abgeben, zerstreut er dieselben mit einer ganz zornigen Miene und schärft mir ein, dergleichen Leute niemals vorzulassen. — Ihrem Großvater J. geht es recht gut; ich habe ihn schon mehrmals besucht, und fand ihn immer auf sein Schreibpult gebückt und Arbitragen ansprechend, ob es billiger sei, das Ambrosia von dem Sirius oder von der Venus zu beziehen, und ob er es mit den Fixen oder mit den Hauffsternen halten soll. Nun leben Sie wohl und haben Sie nochmals Dank für Ihren Nachruf von Ihrem ergebenen Better. Levy.“ Der verdiente Intendant des Meininger Hoftheaters, Herr Ludwig Chroneng, ist vom Herzog von Meiningen zum Geheimen Hofrat ernannt worden. — Die Amerikasahrt der Meininger ist für die kommende Saison nummehr definitiv aufgegeben

worden, da keine passenden Theater zu haben waren und auch die das allgemeine Interesse vollständig absorbierende Präsidentswahl das Gastspiel ohne Zweifel geschädigt haben würde.

Jermischtes.

Der große B. J. Longersche Verlag in Köln ist in den Besitz von Carl Mühle in Leipzig und Mendrik übergegangen.

Uns Bayreuth, 25. Juli, wird geschrieben und nicht von Petersburg: Kaiser Wilhelm hat dem zu einer Konzertsreise sich rüstenden Musikcorps des Leibgarde-Husaren-Regiments den Auftrag gegeben, am Grabe Wagners in Bayreuth eine Morgenmusik zu bringen. Nachdem das Musikcorps in München und gestern Abend hier öffentlich konzertiert hatte, kam es heute vormittag 11 Uhr dem ihm gewordenen Auftrage nach. Ein zahlreiches Publikum hatte sich in dem angrenzenden Hofgarten und dem zugehörigen Teile des Wagners-Gartens eingefunden. Die Mitglieder der Kapelle nahmen Aufstellung am Grabhügel Wagners, indem sie die nötigen Anweisungen dazu von dem in Zivil anwesenden Regimentsadjutanten Lieutenant v. Gehlens vom Leibgarde-Husaren-Regiment erhielten, welcher im kaiserlichen Auftrage handelte und während des Beginns nachdenklich (Choral: „Jesus, meine Zuversicht“) ein stilles Gebet am Grabe verrichtete. Die Musiker erhielten nach dem Choral, um den Grabhügel herumgeführt, jeder ein Blatt von dem Vorber der Ruhestätte und wurden dann im Wohnhause (Wagners) herumgeführt. Es folgten hierauf im Garten noch einige Musikstücke, so der Paradenmarsch von Friedrich dem Großen, die Nibelungen-Phantasie, Huldigungs-marsch von H. Wagner und andere. Zum Schluß wurde das Musikcorps im „Wagners“ mit einem Frühlingslied bedacht. — Das „Bayr. Tagblatt“ bringt folgende Zwischenzüge aus der Nibelungenstadt: Welche Nelke von gemüthlichen Scenen sich im Verlethe der Künstler unter sich und mit den hiesigen Einwohnern abspielt, ist nicht allen bekannt. Von zweien wollen wir Notiz nehmen: Hans Richter ist ein so jovialer Vater, daß er, wenn er mit seinen sechs hier anwesenden Kindern zu Wagen einen Ausflug macht, auf dem Wege sitzend, durch die Straßen der Stadt das Posthorn mit großer Virtuosität bläst, zum großen Ergötzen nicht bloß der Nüchternen Nachkommenschaft, sondern auch der Bahreuther Jugend. Felix Motzli steht seinem Kollegen an Humor nicht nach; ließ er doch am 24. d. M. den Chor der Wimmermäddchen, die teuflich holden Frauen, im Gänsemarsch durch die Kanzleistrasse vor das Angermannsche Bierlokal marschieren; dort mußte Kundin, nicht eine der wirklichen, sondern nur die sogenannte, jeder der Blumen ein Glas Münchener reichen, worauf das ganze „gierige Geschlecht“ der Dirigenten hochleben ließ. Inzwischen wurden, um diesen weihewollen Akt nicht zu stören, nicht durchgelassen. Die Blumenfeen verschoben dies durch Vorhalten der Sonnenschirme. Nur als die Post mit ihrem Briefstapfenwagen vorbeifuhr, ließ Motzli die Sperre durchbrechen und den bährlichen Postillon durch seine Blumen ehrfurchtsvoll grüßen.

Aus Mailand schreibt man: Der Konfurrenzreiz der Musikverleger Ricordi und Sonzogno nimmt immer größere Dimensionen an und das Publikum ist der sich freuende Dritte. Sonzogno hat das Erscheinen der beliebtesten Opern Meyersbeers und Donizettis angezeigt und verlangt bei 16 Seiten Musik und Text 25 Centesimi. Daraus kündigt Ricordi eine neue Opernsammlung an: „Le maseae universale“, welche in Heften von 16 Seiten zum Preise von 15 Centesimi erscheinen wird. Sonzogno erwidert, indem er den Preis seiner Vorferrungen auf — fünf Centesimi herabsetzt. Bei den Preisen Ricordis wird eine ganze Oper auf drei Lire, bei den Preisen Sonzognos gar nur auf eine Lire zu stehen kommen. Am Ende erhält jeder „Käufer“ vielleicht noch eine Lire zugezahlt.

Nur und Noll.

Ein Brief Vorhings an seinen Freund Reger (bisher noch nicht veröffentlicht) schildert die Kunstzustände Wiens im Jahre 1848 wie folgt: „Also ich lebe in Wien! Wie? davon später. Begehrlich fühle ich mich in keiner Beziehung. Der sogenannte gemüthliche Wiener gefällt mir nicht und das Musik-

weisen erst recht nicht! — Kein guter Geschmack. Hier gilt nur italienische Musik. — — — Beethoven kennt man nicht mehr. — Es wurde, so lange ich hier bin, nur eine Symphonie zur Aufführung gebracht, und ich bin 1 1/2 Jahre in Wien. — Von Spohr und Wajarsch weiß man hier fast gar nichts mehr zu sagen, und tauchen sie auf, schläft das Publikum dabei ein. — Wenn ich nun von meiner Benignität reden darf, so bin ich hier ganz verflochten! — Außer „Bar und Zimmermann“ hat keine meiner Opern viel gemacht. — Die Darsteller für meine Opern sind hier schwer zu finden, und meine „Urbine“ fand nur teilweise Anklang. Wie gesagt, nur italienischer Kram macht hier Glück. — O mein lieber Freund! Der arme Komponist, der auf den Ertrag seiner Werke angewiesen ist, wird irre, er weiß nicht mehr, wie er's anfangen soll! — Bei meinen letzten Opern — die „Urbine“ ausgenommen — wirkt man mir Fälschlichkeit und Gott weiß was alles vor. — O hättest Du die hiesigen Blätter gelesen — doch nein, es ist besser, daß Du sie nicht gelesen, denn ich bin doch noch so dumm, zu glauben, Du hättest Dich geirrt wie ich. — Und nun lebe wohl, mein Guter, ich will mit dem wenigen Toilette machen (leider ist alles zu weit) — bin heute Abend ausgebehen, freue mich sehr! Warum? brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, aber wenn Du hier, würde es Dir verraten, mein — Wagn. — Und nun einen brüderlichen Gruß von Deinem, kein Glück habenden Vorhings!“

K. J. Ein konfervierter Kuß Rossinis. Es war im Jahre 1860, als man in Paris ein Dilettanten-Konzert zu Ehren Rossinis veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der gefeierte Maestro einem eilen Financier, welcher mit mehr gutem Willen als Talent das Geld verarbeitet hatte, einen — Kuß auf die vor Freude erglühende Wange drückte. — Diese Aufmerksamkeit war natürlich nur ein Höflichkeitensbeweis des liebenswürdigen Italiens, eine Art von Bewandje für die Bemühungen und Anstrengungen des dilettantischen Geistes. — Doch — wie Frau Fama, die allzeit geschäftige, boshafte — wenigstens berichtet — entzückte diese Auszeichnung des berühmten Komponisten die Finanzgräbe in so hohem Grade, daß er sich nicht entschließen konnte, diese „Reliquie“ einer Musikgröße durch eine profane, alltägliche Reinkung zu vermischen. Er soll deshalb seit dieser Stunde lieber auf das Waschen des Gesichts verzichtet haben, um den kostbaren Kuß Rossinis zu konfervieren! —

Bahlen-Rästel.

C. L. Wenn 4, 3, 7 es erlaubt,
Daß 7, 4, 3, 6 mich labt,
So nehme ich 3, 4, 8 auf's Haupt
Und greife froh zum Wanderstab;
Begrüßt vom Abendsonnenlicht
Leut' ich den Schritt zum nahen Hain.

Dort schallt aus 5, 4, 1, 2, 3
Der leichtschwingigen Sänger Chor,
Und von des Tages Sorgen frei
Setzt sich mein Herz zu Gott empor;
Doch frohen Mutes sing' ich dann
Ein Lied, das 1 bis 8 erfann.

Auflösung des Bahlen-Rästels in letzter Nummer:

C	R	E	S	C	E	N	D	O
A	R	C	H	A	N	G	E	L
B	A	R	C	E	L	O	N	A
H	I	O	B	S	P	O	S	T
S	O	P	H	O	K	L	E	S
S	T	O	C	K	H	O	L	M
K	R	I	E	M	H	I	L	D
M	E	I	N	I	N	G	E	N
S	C	H	W	E	I	Z	E	R

Christine Nilsson.



Lohengrin und Elsa.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

Briefkasten

der Redaktion.

Anfragen in die Abtheilung des Culturbelügenden. Anonyme Zuschriften werden nicht beantwortet.

Sämtliche im „Briefkasten der Redaktion“ angeführten Werte und Auflagen, deren Verleger mit genannt sind, können durch alle Buch- und Musikalienhandlungen bezogen werden.

Petershof, A. F. Die Symphonien Beethoven von C. v. Citterlin (Dresden, A. Brauer), oder von J. L. S. Bürenberg (Leipzig, S. Wittenberg).

Elberfeld, J. C. Der bekannte Nimmerlauf hat nicht alles zu sich genommen, was Sie für ihn bestimmen, den Hölle'sprung hat er verfehlt und uns zu gelegentlicher Verwendung überlassen.

Troppau, Z. Nicht möglich, der Rouleau zu helfen.

Berlin, J. C. Warum der Brief der Schreiber, der den gegenwärtigen Stand der Blätter macht, den „Gefühlsschmerz“ betreffen, nicht auch in unser Blatt „übergegangen“ ist? Einmal deshalb, weil wir denselben schon vor mehreren Jahren brachten.

Aachen, A. S. Die Reparatur können Sie unmöglich selbst machen, das muß ein Instrumentenmacher befehlen. ad 2: Gute Weinbinder liefert J. H. Riechers, Schulmstr. 14 in Berlin.

Endels, A. S. Dant. — können vorerst keinen Gebrauch davon machen.

Worms, G. H. W. Nicht verwendbar. Beiden Dank!

Hamburg, W. Sind zu gut verloren.

Hannover, R. H. Haben ungefähr 900 ähnliche Bücher-Manuskripte vorrätig, welche der Verwendung harren.

Konstanz, A. Dann gehen Sie sicher eines mehr zu den vier Millionen in Deutschland vorhandenen Büchern im Alter von 17 bis 60 Jahren, denn Ihre Kompositionen sind in kein Register, wie Sie glauben.

Dresden, R. S. Sind nicht bei uns, — ähnliche Vorfälle finden auch nur selten, fast gar nicht mehr statt.

Riga, B. H. In welcher Nummer von einem solchen Werte die Rede sein? Wahrscheinlich meinen Sie die Aufhängung, das die Künstler biographische Skizze und Bildnis in unserer Blätter erscheinen werde.

Hamburg, H. G. Männergötze bringen wir nicht.

Brandenburg, A. H. Soll bald geliefert.

Berlin, Kollege. Besten Dank für die erbetene Mitteilung und „Gute Zeit“ für die Sommerreise. Wüßte der seltsame Zöbster auch und nicht wieder:

Gezeiten dort's regnet — Und heut regnet's, und morgen regnet's wieder — Und übermorgen's!

Silistra, Aboument. So wenig schadet nicht, ad 2: Indes ist nicht bei uns.

Schmalz, F. J. Die Briefe, die Sie zu Bettung's Behufe für die Zeitung „Morgenpost“ an mich geschickt haben, sind in der Zeitung der Musikalien und Reparatur der verschiedenen Arten Orgeln und Organ 3: Nicht: Die Weigenmacher der alten alt. Schule.

Deggendorf, S. Der Preis einer neuen Weigenmacher läßt sich ungefähr bestimmen, wie der eines fremden Pfeifers.

Danau, C. T. Wieder vermag ich Ihnen leider nicht zu dienen. Werden Sie sich noch verständigweise an die Königl. Akademie der Künste (musikalische Section) in Berlin.

Berlin, G. G. C. Krause, Berlin O., Königsstraße 50.

Rothkappchen. Wenn ein Hebamme etwas „in Aussicht stellt“, dann ist so rasche Erledigung noch nicht zu erwarten. Unsere Dispositionen hängen von vielen Faktoren ab. Doch dürfte Ihre Wunsch immerhin im Laufe der nächsten Saison erfüllt werden ad 2: Sie sollen in Zukunft ausnahmsweise besehen sein.

Mannheim, J. A. Also noch ausgefallen? Und doch ist das Heften gegenwärtig der Güter höchstes nicht, der Hebel größtes aber ist — das infame Wetter.

Reichenbach, A. M. Einen musikalischen Beruf sollen wir Ihnen vor schlagen, der nicht sehr anstrengt? Wissen Sie was, werden Sie Tamamtimmer.

Rawitsch, K. H. Es ist und nicht möglich bekannt, ad 2: Telegraphenbeamter geht in Stuttgart ist der Gefährte, der Apparat ist indes sehr kompliziert und daher teuer, ad 3: Die Dreifachen von Holtzmar (Köln, Zenger), von welchen Sie auf Verlangen sicher eine Anfertigung bekommen können.

III. Internationale und Jubiläums-Kunst-Ausstellung im Glaspalast bis Ende Oktober 1888.

München

Deutsch-nationale Kunstgewerbe-Ausstellung am Isar-Quai bis Ende Oktober 1888.

Grosse, gemeinsame Ausstellungslosterie. — Auf 300 Tausend Lose 150 Tausend Treffer.

Jedes zweite Los gewinnt. Wer ein gerades und ein ungerades Los nimmt, sichert sich mindestens einen Treffer. Preis des Loses 2 Mark. Genauer Gewinnplan gratis und franko. Gegen Einsendung von M. 4.30 verschiebt das unterzeichnete Lotteriebureau und dessen zahlreiche Verkaufsstellen 2 Lose und die Ziehungsliste (mindestens 1 Treffer garantiert); für M. 8.30 = 4 Lose (2 Treffer garantiert); für M. 12.40 = 6 Lose (3 Treffer garantiert); für M. 16.40 = 8 Lose (4 Treffer garantiert); für 21 Mark 4 Lose und 1 Freilos (also 31 Lose, mindestens 5 Treffer garantiert). Wird die Sendung eingeschrieben gewünscht, so sind je 20 Pf. mehr zu senden. Adresse: „Lotteriebureau der Ausstellungen“, München.

Unter dem Protektorat I. K. Hoheit der Grossherzogin von Baden

Konservatorium für Musik in Karlsruhe.

Lehrgegenstände: 1. Pianoorte, 2. Violine, 3. Violoncello, 4. Orgel, 5. Sologesang, 6. Musik-Theorie, 7. Musikalisches Diktat zur Ausbildung des musikalischen Gehörs, 8. Allgemeine Musiklehre, 9. Methodik des Klavierunterrichts, 10. Höhere Kompositionslehre, 11. Ensemblespiel, 12. Chorgesang, 13. Geschichte der Musik, 14. Italienischer Sprachunterricht.

Lehrpersonal: die Herren H. Ordenstein, A. Fuhr, Harold von Mikwitz, Julius Scheldt, Musikdirektor, Josef Siebenbrunn, Ed. Steinwahr, Alex. Wirt, F. Worret, Geh. Hofrat Professor Dr. W. Schell, Konzertmeister H. Gaeke, Hofmusiker F. Amelang, L. Moltz, H. Schubert, K. Wassmann, Kammerorganist J. Hauser, Hofkapellmeister Vincenz Lachner, Fräulein K. Adam, P. Krämer, J. Mayer, O. Sall, E. Mayer.

Der neue Kursus beginnt Montag den 17. September 1888. Die Aufnahmeprobung der nicht schon vorher geprüften Schüler und Schülerinnen findet Samstag den 16. September vormittags 10 Uhr im Konservatorium statt.

Das Honorar beträgt für das Unterrichtsjahr in den Oberklassen M. 260, in den Mittelklassen M. 200 und in den Vorbereitungsklassen M. 100 und ist in zweimonatlichen Raten vorzunehmen zu entrichten.

Der Prospekt des Konservatoriums ist gratis und franko zu beziehen durch die Direktion, die Musikalienhandlungen der Herren Anst. G. Laforte's Nachf. und Schuster, sowie durch die Herren Hofpianosfabrikanten Gebrüder Trau & L. Schwesig in Karlsruhe.

Anmeldungen sind bis zum 5. September schriftlich und vom 5. September ab schriftlich oder mündlich zu richten an den

Direktor Heinrich Ordenstein, Hirscherstraße 61.

Sprechstunde vom 6. September ab täglich von 9—11 Uhr vormittags.

K. Musikschule in München.

Beginn des Schuljahres 1888/89 am 16. September d. J. Anmeldung am 14. und 16. im Sekretariate (K. Odeon). Prüfung am 17. und 18. September. Musikalische Abteilung: Solo- und Chorgesang, Klavier, Orgel, die Orchestersinstrumente, Kammermusik und Orchesterspiel, Harmonielehre, Kontrapunkt und Kompositionellehre, Partiturspiel und Direktionsübung.

Dramatische Abteilung: Vollständige Ausbildung für Oper und Schauspiel. Das Honorar für ein Hauptfach nebst den Nebenfächern beträgt je nach dem Hauptfache 300, 210, 180 M. und ist in 3 Terminen zu bezahlen. Bei der Anmeldung ist eine Gebühr von 15 Mark zu erlegen. Näheres im Statut, zu beziehen durch das Sekretariat.

München, den 14. Juli 1888.

Die Königlich Direktion. Karl Freiherr von Perfall.

Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M.

geöffnet durch Vermählung des Herrn Dr. Joseph Paul Koch, eröffnet im Herbst 1878 unter der Direktion von Joachim Raff, seit dessen Tod geleitet von Prof. Dr. Bernhard Scholz.

beginnt am 20. September d. J. in seinem neuerbauten Hause, Ebersheim'scher Landstr. 4 den Winterkursus.

Der Unterricht wird erteilt von Frau Dr. Clara Schumann, Fräul. Marie Schumann, Fräul. Eugenie Schumann, Frau Florentine Bassermann-Rothschild und den Herren James Kwast, Valentin Müller, Lazzaro Uzielli, Jakob Meyer und Ernst Engesser (Pianoorte), Herrn Helmer Gelhaar (Orgel), den Herren Dr. Gustav Guntz, Dr. Franz Krühl, Konst. Schubarth und H. Herborn (Gesang), den Herren Konzertmeister H. Hermann, J. Harst-König und Fritz Bassermann (Violine und Bratsche), Prof. Bernhard Ensmann und Val. Müller (Violoncello), W. Seitz (Kontrabaß), M. Kretschmar (Flöte), L. Mohler (Klar.), C. Preuss (Horn), Direktor Prof. Dr. Bernh. Scholz, J. Knorr und A. Egid (Theorie und Geschichte der Musik), Dr. G. Veltz (Literatur), Karl Hermann (Deklamation und Musik), L. Uzielli (italienische Sprache).

Das Honorar beträgt für ein Hauptfach und die obligatorischen Nebenfächer M. 450, in den Perfektionklassen der Klavier- und Gesangsschule M. 450 pro Jahr und ist in zwei Terminen pränumerando zu entrichten.

Anmeldungen erbitet die Direktion schriftlich oder mündlich möglichst zeitig.

Die Administration: Senator Dr. von Mumm. Der Direktor: Professor Dr. B. Scholz.

Gerhard Adam, WESEL



Franklieferung.

Wertvolle Neuigkeiten

(gute brauchbare Hausmusik)

aus dem Verlage von

Carl Rühle in Leipzig-Reudnitz

(vormals P. J. Tonger).

- Behr, Fr., op. 456. Schmelzblitzchen. Scherzpolka für Pffe. M. 1.50.
- 500. Flammfächer. Polka-Mazurka für Pffe. „ 1.50.
- Tümler-Polka für Pianoorte „ 1.50.
- Eilonberg, R., op. 40. Goldblondchen. Salonstück für Pffe. „ 1.50.
- op. 81. Lora-Walzer für Pianoorte „ 1.50.
- Leybach, J., op. 288. Canzona Capollana. Caprice brillante f. Pffe. „ 1.50.
- op. 284. Eine Pöte a Tolo. Bolero brillante für Pianoorte „ 1.50.
- op. 285. Danes ventillantes. Caprice brillante für Pianoorte „ 1.50.
- op. 286. Souvenir d'Alsace. Caprice Valse für Pianoorte „ 1.50.
- Ballabend Band V. (Neu) enthaltend 14 wertvolle neue und gut klingende Originalklänge (darunter auch Violoncelle, Donau-Willen-Walzer) von den besten Komponisten der Neuzeit „ 1.50.
- M. Clementine berühmte 8 Sonatinen op. 88 (bez. Ausstattung und Korrektheit, sowie Billigkeit die beste Ausgabe) mit einem Märchen von A. Pieper kplt. „ 1.50.

Ich mache auf diese Ausgabe besonders aufmerksam; jede der 8 Sonatinen enthält als Vorwort ein Kapitel dieses Märchens, das dem Lernenden auf angenehme Art die Verständnisse der einzelnen Sonatinen erleutert und ihm Lust am Studium derselben macht.

Es ist kein Versuch, der hiermit gemacht wird, der Verfasser hat die Anwendung mit seinem Märchen in der eigenen Praxis

mit Erfolg

erprobt. Jeder tüchtige Klavierspieler dürfte von nun an nur diese meine Ausgabe der Clementinen Sonatinen verwenden.

Vollständige Lager meiner Verlagsartikel befindet sich in Berlin bei Rühle & Kunze, W. Friedrichstraße 55, sowie bei W. Sulzbach, W. Tauentzienstraße 15, in Köln bei W. J. Tonger, Hofmusikalienhandlung, in Hannover bei Louis Cortel.

Anßerdem besorgt jede Buch- und Musikhandlung die angezeigten Werke ohne Preisaufschlag.

Für Piano ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neu! Drei Railer Gannite Neu!

von H. Hofmann, Preis 1 Mark. H. Hofmanns Musik-Verlag, Kirchberg i. S.

Atelier

Cremoneser Geigenbau

von

Otto Migge in Coblenz.

Neue Streichinstrumente, anerkannt altitalienischen an Güte gleich.

Prospekte auf Wunsch.

Reparaturen bezüglich Wiederherstellung des Tones nur an altitalienischen Instrumenten, aber unter Garantie.

Amerik. elektro-magn. Gichtkissen,

bewährte Mittel gegen Rheumatismus, namentlich Kopfreissen (Sciatic), versendet das Stück gegen Nachnahme oder Einsendung von 3 Mark.

OTTO VENZKE, Dresden, Streblenerstrasse.

ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO

HAGEN Westph.

PATENT-IEGELGUSSTAHLDRAHT

Spezialität. Garantie.

KLAVIERSAITEN

Grosste Auswähl.

Garantie 5 Jahre.

Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 9.
Vorbereitungsanstalt zum Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 26. Juni 1892. Nach beendeten Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister-Aspiranten ein Zeugnis der Reife. Theoretischer Unterricht nach H. B. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

Brüderlicher, gründl. Unterricht

in Harmonik, Komposition, Kontrapunkt (Spezialität) - Wiedereröffnung 15. September, Prospekte gratis.

Prof. O. Höser
16, Brandenburg des Philosophen.

Geistliche Arie.

Es ist so still geworden. Für eine mittlere Singstimme mit Orgel oder Pianoforte. Ausgabe von Jul. Belmann op. 51. Ganz in neuem Stil gehalten von herrlicher Schönheit und eigenartiger Klangfarbe. - Allseitige Anerkennung unaussprechlich!
Verlag von Jul. Schneider, Berlin C 22, Weinmeisterstr. 6.

100 Bände Klaviermusik

billig zu verkaufen.
R. Wolf,
Nürnberg a. S., Lange Strasse 4.
Bei L. Sorge in Thalburg (B. Bürgen) neu erschienen: Sorge L. op. 5.

Neuer Leutnantsmarsch

u. Text f. Piano. Preis 30 Pf. 25% d. Ueberr. für d. Rechte best. Eignet sich gut z. Vortr. in Vereinen u. Gesellschaften.

Neue sehr wirksame Humoristica.

Bismuthal, Paul, Op. 17, Herr Cantor, er hat Recht! für Bariton und Pianoforte. (Münchener Ad lib.) 1 M. 20 Pf.
Polz, Rich., Op. 20, Der Handschuh von Schiller, humoristisches Polka für 4 Männerstimmen. (Soloklavier und Chor ad libit.) mit Klavier 5 M.
Lier, Emil, Op. 10, Musikalische Gegenstände, humoristisches Quartett für 4 Männerstimmen mit Klavier. 4 M.
Lier, Emil, Op. 12, Lorchens Ley, Ein tragikomischer Rheinsang für Männerstimmen mit Klavier. 4 M.
Palme, Rud., Op. 85, Drei frische Lieder für Männerchor. 1. Dem Gesang (Tosapella). 2. Der Sänger. 3. Der Weib capella. 2 M. 60 Pf.
Schaeffer, Aug., Op. 130 a, Der verteilte Hering. Ein Hering lobt eine Auster für Männerchor a capella 1 M. 50 Pf.
Voigt, Hermann, Op. 71, Das liebe Schmelzkätzchen. Kuss-Polka für Männerchor a capella. 1 M. 40 Pf.

Obige weitere Kompositionen eignen sich ganz vorzüglich für alle Vereine und für Garten- und Volkskonzerte.

Die vielen zutreffenden Kundgebungen lassen mich hoffen, dass es bald keine Gesangsvereine geben wird, die nicht mehrere dieser Werke mit Vorliebe singt. Preise billig, wie bekannt.

Carl Simon, Musikverlag, Berlin S.W., Markgrafstrasse 21.

35000 in neuem

Preis-Klavierschule.
Goldenes Melodienbuch.
LEIPZIG

Die schönsten Lieder sind in nachstehenden Sammlungen enthalten:

Abt. Volkslieder-Album (178 Lieder) M. 8.-
Hauptst. 100 Lieder berühmte u. beliebte. Komp. M. 8.-
Liederkränz. 75 berühmte Lieder M. 8.-
Liederquell von Tschirn. 251 Lieder M. 8.-
Liederhats von Erk. Band I. II. III. M. 3.-
(Bitte um Angabe ob hoch oder tief.)

Alt-Album. 51 berühmte Arien M. 2.-
Basso (Sartori) Album. Berühmte Arien I. II. M. 2.-
Mezzo-Sopran-Album. Berühmte Arien I. II. M. 2.-
Sopran-Album. 50 berühmte Arien M. 3.-
Tenor-Album. 50 berühmte Arien M. 2.-

Zu beziehen durch die Osterlische Buchhandlung in Tübingen.

Musikalische Jugendpost.

= Illustrierte Zeitung für die Jugend. =

= Preis pro Quartal nur 1 Mark. =

Die „Musikalische Jugendpost“ erscheint vierteljährlich 6mal und enthält illustrierte Erzählungen, Märchen, Gedichte, Rätsel, Unterhaltungsspiele, belehrende Aufsätze, sowie zahlreiche Musik-Beilagen: Leichte und gefällige Klaviertücke zu zwei und vier Händen, Lieder, Duette, Kompositionen für Violine und Klavier, ferner als ständige Extra-Beilagen huzenweise: Stieler, Deutsche Tonmeister, biographische Erzählungen und Charakterbilder, reich illustriert von C. Ofterdinger, Paul Thumann und anderen hervorragenden Künstlern.

Einige Urteile der Presse über die „Musikalische Jugendpost“.

Die Jugendpost wird ausserordentlich zweckmässig bearbeitet und ist ein sehr empfehlenswertes Bildungsmittel für unsere Kinder. Nord und Süd.

Die „Musikalische Jugendpost“ ist bei dem regen musikalischen Streben der Gegenwart ein durchaus zeitgemässes Unternehmen, welches bezweckt, das junge Volk zum Studium der Tonkunst fördernd anzuregen. Die bei billigsten Abonnementspreisen (1 M. vierteljährlich) sehr reichhaltige und hübsch ausgestattete „Musikalische Jugendpost“ kann Eltern und Lehrern für ihre Pflegebefohlenen nur empfohlen werden. Gartenlaube.

Wir empfehlen Eltern und Lehrern und deren Pflegebefohlenen diese kleine Musikzeitung. Gegenwart.

Der Preis für diese prächtigen Beilagen beträgt allein vielmehr als der billige Abonnementspreis. Anzeig. für die neueste pädagogische Literatur. Leipzig.

Man kann sie unbedenklich älteren Kindern in die Hände geben; sie bietet des Anregenden und Bildenden, nicht bloss für Musikheffense, recht viel. Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens.

Da muss ja unsere musiktreibende Jugend vor Freude aufjauchzen und Lust und Liebe zur Musik bekommen. Haus und Schule.

Der Musikrezensent der „Reichs. Lehrerzeitung“ schreibt u. a. mit bezug auf die „Musikalische Jugendpost“: „Raten Sie Ihren Lesern an, sich Probenummern senden zu lassen; die Probenummern sind in diesem Falle die besten Abonnentenwerber.“

Ich möchte allen Vätern das reichhaltige Blatt für ihre musikalischen Kinder empfehlen. Preuss. Lehrerzeitung.

Ein glücklicher Gedanke und zeitgemäss dazu! Denn gerade die Jugend weist ja die weitaus grösste Anzahl Musikstudierender und Musikliebender auf. Elsass-Lothring. Schulblatt.

Wer seinen musiktreibenden Kindern eine Freude machen will, bestelle ihnen die „Musikalische Jugendpost“. Thüringische Schulzeitung.

„Eine allerliebste Zeitung für Kinder, die Musikunterricht haben, gerne Fortschritte machen, sich die Mühe nicht verdriessen lassen und sich über Musik und Musiker gerne unterhalten.“ Süssdeutscher Schulbote.

Die ersten und beliebtesten Jugendschriftsteller, Musikpädagogen, Komponisten und Zeichner sind Mitarbeiter der „Musikalischen Jugendpost“.

Probe-Nummern gratis und franko durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt vom Verleger. Abonnements-Bestellungen auf die „Musikalische Jugendpost“ nimmt jederzeit die nächste Buch-, Musikalienhandlung oder Postanstalt entgegen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Dieses Unternehmen ist der allgemeinen Unterstützung wert, der es hiermit empfohlen sein soll. Freie deutsche Schulzeitung.

„Die letzten Nummern der „Musikalischen Jugendpost“ (Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart) bieten wieder des besten, Jung und Alt ergötzenden Inhalts in Hülle und Fülle. Schlesische Schulzeitung.

„Was die „Musikalische Jugendpost“ betrifft, so darf gesagt werden, dass sie sich mit Geschiek eines leichten, kindlich-einfachen Stiles bedient und geeignet ist, nach und nach in das Verständnis der Musik einzuführen, soweit dies überhaupt für Kinder möglich ist. Die musikalischen Beilagen dürften jungen Klavierspieler sehr willkommen sein.“ Luzernisches Schulblatt.

Die „Musikalische Jugendpost“ verdient wegen ihres trefflichen Inhalts die weiteste Verbreitung. Die gute Ausstattung entspricht dem wertvollen Inhalt. Deutscher Schulwart. München.

Bei billigen Preisen wird hier der deutschen Jugend eine gediegene, reichhaltige und zugleich bildende, stets nach richtigen pädagogischen Gesichtspunkten gewählte Unterhaltung geboten. Zeitschrift für das Realschulwesen.

In unterhaltender, Phantasie und Gemüt anregender Weise bringt die „Musikalische Jugendpost“ eine Fülle die Kinder interessierenden Stoffes. Ungarischer Schulbote.

ein schmucker, mit zahlreichen hübschen Abbildungen gezielter Band, welchen Carl Grüniger in Stuttgart am den Weihnachtstisch legt. National-Zeitung. Berlin.

Der letzte Quartalband der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ und der „Musikalischen Jugendpost“ zeigen wieder, mit wie grossem Fleiss diese beiden Journale geleitet werden. In der Zeitungs-literatur der Musik nehmen sie ohne Zweifel mit Recht die ersten Plätze ein. Deutsche Wesp.

Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriften-literatur bildet die von L. Heilborn trefflich geleitete „Musikalische Jugendpost“. Dieselbe gewährt dem Spiel- und sangesfreudigen „jüngsten Deutschland“ eine solide Grundlage zu einer tüchtigen musikalischen Bildung und bezweckt zugleich, vermittelst einer gesunden und anregenden Lektüre das junge Gemüt zu hüten und zu hegen und in der Freude am Guten und Schönen zu erziehen und zu fördern. Berliner Tageblatt.

Sowohl die prosaischen und poetischen Beiträge dieser Zeitschrift, als die Musikbeilagen zu derselben gehen ein Zeugnis für das erfolgreiche Streben der Redaktion, ihren jugendlichen Lesern das Beste auf dem von ihr kultivierten Gebiete zugänglich zu machen. Berliner Courier.

An der Ausführung der zahlreichen Illustrationen beteiligten hervorragenden Künstler. Als Festgabe wird der sehr gut ausgestattete Band der „Musikalischen Jugendpost“ gewiss freudig begrüsst werden. Schlesische Zeitung.

Wir zweifeln nicht daran, dass das Journal bei diesen löblichen Grundsätzen auch fernerhin diejenige Anerkennung und Verbreitung bei Alt und Jung finden wird, welche es in reichem Masse verdient. Möge die zahlreiche Schaar seiner Anhänger sich auch fernerhin vermehren! Breslauer Zeitung.

Der abwechslungsreiche Inhalt ist durchaus geeignet, bei jugendlichen Musikbedürfnissen, durch Lehre und Beispiel eine idealere Auffassung der Tonkunst zu erzielen. Breslauer Morgenzeitung.

Für die musikalisch angelegte und musikalisch sich bethätigende Jugend eignet sich der soeben fertig gewordene zweite Jahrgang der „Musikalischen Jugendpost“. Der literarische Teil bringt in reicher Abwechslung Biographien und Episoden berühmter Musiker, Erzählungen etc. etc. Der sehr hübsch ausgestattete Band kostet nur 6 Mark. Frankfurter Zeitung.

Die ganze Zeitschrift ist so hübsch und vortrefflich in allen ihren Teilen, dass selbst Erwachsene ihre Freude daran haben werden. Sie können nur mit warmer Empfehlung darauf hinweisen. Didaskalia.

„Fachschriften für die Jugend gehören zu den schwierigsten Unternehmungen auf dem literarischen Markte. Bezüglich der Musik, für welche ja unsere Jugend heute einmal von Kindesbeinen an erzogen wird, dürfte das Problem, eine geeignete Lektüre zu schaffen, durch das im dritten Jahre bestehende Unternehmen des Carl Grünigerschen Verlags in Stuttgart-Leipzig gelöst sein. Eltern, denen an einer musikalischen Unterhaltung für die Kinder gelegen ist, mögen auf die „Musikalische Jugendpost“ ihr Augenmerk richten.“ Kieler Zeitung.

darf es namentlich musiklebenden Eltern empfohlen werden, für ihre Kinder auf die anmutige Zeitschrift zu abonnieren. Leipziger Zeitung.

Mitarbeiter der „Musikalischen Jugendpost“.

Alles bekundet die geschickte Leitung, die warme Liebe für die Kinderwelt, das Verständnis für das, was ihr frommt. Die „Musikalische Jugendpost“ wird vortrefflich redigiert, sehr hübsch und reich ausgestattet, der Abonnementspreis ist dabei ein sehr geringer. Hannoversche Schulzeitung.

Mit Jubel wird gewiss von den kleinen Freunden und Jüngern der Tonkunst der in einem stattlichen, reich verzierten Bande vorliegende 11. Jahrgang der „Musikalischen Jugendpost“ begrüsst werden. Diese vortreffliche Musikzeitung für die Jugend. Kölnische Zeitung.

Die jüngsten Nummern der „Musikalischen Jugendpost“ lassen erkennen, dass das Blatt auch in dem neuen Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart dieselbe Bahn einhält, die vom dem früheren Verleger mit so viel Glück betreten wurde. Kölnische Volkszeitung.

ein prächtiges, frisches Unternehmen, das sich bereits weit und breit gute Freunde und Freundinnen erworben hat. Königsberger Hartungsche Zeitung.

Einen reichen Schatz von Belehrung und Unterhaltung gewährt die illustrierte Jugendpost. Der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts entspricht die hübsche Ausstattung. München. Allgemeine Zeitung.

Die „Musikalische Jugendpost“ weiss sich den Beifall, den sie während des früheren Verlags (P. J. Tonger, Köln) sich rasch errungen, fortgesetzt zu sichern und verdient solchen in der That. Der Preis (1 Mk. pro Quartal) ist in ansehender des Gebotenen massig. Bayaria. Würzburg.

vortreffliche, illustrierte Jugendblatt ist bereits ein Lieblingsblatt der musikalischen Jugend und versteht es, in herzerfrischender Art und Weise das musikalische Wissen und Können zu bereichern. Schweiz. Frauen-Zeitung. St. Gallen.

Eine passende Gabe für den Weihnachtstisch ist der uns vorliegende Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“, die eine Fülle musikalisch-belletristischer und belehrender Aufsätze über Musik und Musiker, zahlreiche Musikbeilagen für Klavier, Violine und Gesang, unterhaltende Spiele etc. enthält, und der Kinderwelt viel Freude bereiten wird. Pester Lloyd.

Für die musiklebende Jugend ist die letztgenannte Zeitschrift eine wertvolle nutzbringende Lektüre. Bohemia. Prag.

Mitarbeiter der „Musikalischen Jugendpost“.

Probe-Nummern gratis und franko durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt vom Verleger. Abonnements-Bestellungen auf die „Musikalische Jugendpost“ nimmt jederzeit die nächste Buch-, Musikalienhandlung oder Postanstalt entgegen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Alles bekundet die geschickte Leitung, die warme Liebe für die Kinderwelt, das Verständnis für das, was ihr frommt. Die „Musikalische Jugendpost“ wird vortrefflich redigiert, sehr hübsch und reich ausgestattet, der Abonnementspreis ist dabei ein sehr geringer. Hannoversche Schulzeitung.

Mit Jubel wird gewiss von den kleinen Freunden und Jüngern der Tonkunst der in einem stattlichen, reich verzierten Bande vorliegende 11. Jahrgang der „Musikalischen Jugendpost“ begrüsst werden. Diese vortreffliche Musikzeitung für die Jugend. Kölnische Zeitung.

Die jüngsten Nummern der „Musikalischen Jugendpost“ lassen erkennen, dass das Blatt auch in dem neuen Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart dieselbe Bahn einhält, die vom dem früheren Verleger mit so viel Glück betreten wurde. Kölnische Volkszeitung.

ein prächtiges, frisches Unternehmen, das sich bereits weit und breit gute Freunde und Freundinnen erworben hat. Königsberger Hartungsche Zeitung.

Einen reichen Schatz von Belehrung und Unterhaltung gewährt die illustrierte Jugendpost. Der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts entspricht die hübsche Ausstattung. München. Allgemeine Zeitung.

Die „Musikalische Jugendpost“ weiss sich den Beifall, den sie während des früheren Verlags (P. J. Tonger, Köln) sich rasch errungen, fortgesetzt zu sichern und verdient solchen in der That. Der Preis (1 Mk. pro Quartal) ist in ansehender des Gebotenen massig. Bayaria. Würzburg.

vortreffliche, illustrierte Jugendblatt ist bereits ein Lieblingsblatt der musikalischen Jugend und versteht es, in herzerfrischender Art und Weise das musikalische Wissen und Können zu bereichern. Schweiz. Frauen-Zeitung. St. Gallen.

Eine passende Gabe für den Weihnachtstisch ist der uns vorliegende Jahrgang 1887 der „Musikalischen Jugendpost“, die eine Fülle musikalisch-belletristischer und belehrender Aufsätze über Musik und Musiker, zahlreiche Musikbeilagen für Klavier, Violine und Gesang, unterhaltende Spiele etc. enthält, und der Kinderwelt viel Freude bereiten wird. Pester Lloyd.

Für die musiklebende Jugend ist die letztgenannte Zeitschrift eine wertvolle nutzbringende Lektüre. Bohemia. Prag.

Mitarbeiter der „Musikalischen Jugendpost“.

Probe-Nummern gratis und franko durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt vom Verleger. Abonnements-Bestellungen auf die „Musikalische Jugendpost“ nimmt jederzeit die nächste Buch-, Musikalienhandlung oder Postanstalt entgegen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Ersparnis!!!

Die richtige u. billige Ernährung. Reich u. Haushaltungsgüter für den parfümten Haus. Seit von **Guille Pauly** - geb. 24.2. - Berlin von Th. Knaur, Leipzig.

Eine Musikalien-Handlung, Lelansstift u. Verlag, einer Stadt Sachsens ist billig zu verkaufen. Gef. Offerte sub H. 4200 an Rudolf Mosse, Stuttgart, erbeten.

Eine gute Violine Todesfalls wegen billig zu verk. bei Bloch, Berlin, Schöneburgerstr. 59.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für jedes Zimmer.

Solidität, Schönheit, Wohlklang.

franko.

Köln, Unter Geldschmid Nr. 38.

Harmen, 40 Neuerweg 40.

Rudolf Ibach,

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Amerik. Ester Cottage Orgeln.

Bestenfalls geteilt.

Alle Arten von **Instrumentationen** sowohl von kleinen als grossen Musik-Kompositionen übernimmt (unter Dis-krektion) bei billigen Honorar und sehr effektvoller Ausführung Adalbert Heekel, Kapellmeister, Mannheim B. 4. 11.

A. Brücken Hammig & Co. Markneukirchen. Instrumentenfabrik. Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten. Reparaturen solid und billig. Preislisten franko.

G. & A. Klemm, Rich. Schuster. Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik. Gegründet 1817.

Markneukirchen (Sachsen). Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen, Celli, Bass, Zithern, Blasinstrumente aller Art, Saiten etc. Preislisten, gratis u. franko.

ROM Beste Bezugsquelle für alle römischen Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. - Fabrikpreise. - Preislisten franko. - E. Tollert, Rom, Ripetta 57.

Violinen Zithern

in alle anderen Arten u. Einrichtungsinstrumenten, sowie edle alte deutsche u. italienische Meistergeigen, Celli etc. für Dilettanten u. Künstler liefern unter den billigsten Bedingungen auch gegen monatliche

Raten

ohne Preiserhöhung. Garantie. Umsonst gehalten. Brechturanti franko.

Hamma & Co.

Saiten-Instrumenten-Fabrik Stuttgart, Eugenstr. 4.

Violinen Zithern etc. Instrumente an vortheilhaftem direct von der Instrumentenfabrik **C. G. Schuster jun.** 255/56, Rillbacher-Strasse, Markneukirchen Sachs. Muster Kataloge gratis u. franko.

Violinen, unübert. Meisterwerke der hiesigen Geigenbau-kunst, ebenso Zithern u. alle andern Instrumente empfehl unter absoluter Garantie. Glasen & Harwig in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franko.

RIEBIG Company's

Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *Riebig* in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.

Für Monat September abonniert man bei allen Reichs-Postanstalten für 1 M. 75 Pf.

Vünfzig Gelegenheit zur Bestellung eines

Probe-Abonnements

auf das

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit Effecten-Versandungsliste noch sieben hervorragenden Separat-Beiblättern: Musik-Beiblatt „ULK“, techn. Sonntagblatt „Technische Welt“, wissenschaftl. Beiblatt „Der Gelehrte“, Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft.

Im Roman-Heftchen erscheint im September eine reizende Novelle von **Emil Peschkau**: „Frau Regine.“

Die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater werden in den

Theater-Feuilletons von **Dr. Paul Lindau** einer eingehenden Beurteilung gewürdigt, während unter Mitarbeiterschaft gebil-deter Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Literatur, Kunst, Wirt-schaft, Chemie, Technologie und Medizin im „Berliner Tageblatt“ regelmäßig

wertvolle Original-Feuilletons

erscheinen, die in den betreffenden Interessententeilen eine besondere Beachtung finden.

Das „Berliner Tageblatt“ hat circa 70 Tausend Abonnenten, davon sind über 40 Tausend ausserhalb Berlins über die ganze Deutsche Reich und im Aus-lande verbreitet, daher anerkannt das

wirkungsvollste Anzeigebblatt Deutschlands!

Nicolas Amati-Geige gesucht.

Muss anspruchsw. gut u. preiswürdig sein. Off. nebst gen. Angabe des Datums der Herstellg., der Echtheit etc. etc. unter C. V. L. durch **Rauhe & Plothow, Potsdamerstrasse 7a, Berlin W.**

P.J. Tongers Köln? Ah

Illustr. Preis-gratis Verzeichniss zu Franco

Billigste, kürzeste und bequemste Route.

Berlin-Kopenhagen

über

Warnemünde-Gjedser

täglich / aus Berlin 8⁰⁰ M. in Kopenhagen 8⁰⁰ M. Ab. / täglich / aus Kopenhagen 8⁰⁰ M. in Berlin 8⁰⁰ M. Ab. /

Einfache Billets: I. Klasse 39.00 M. II. Klasse 30.00 M. III. Klasse 20.30 M. Retour-Billets: I. 59.00 II. 45.50 III. 30.60

Dauer der Seefahrt nur zwei Stunden.

Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

R. K. Hof-Pianoforte-Fabrik

Stylvolle Flügel und Pianinos.

RUD. IBACH SOHN

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Harmonium h. z. verkaufen, Fr. Off. unt. M. 20 postl. Deutz.

Mehrere gute Cellis zu verkaufen, Offerte sub A. E. 100 bef. Rudolf Mosse, Coblentz.

Für Musiker oder Dilettanten: Tenorhorn, ganz neu, elegante Façon, zu verkaufen. Preis 60 Mk. Offerten sub O. 3738 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Rheinwein. Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Fass ab hier 60 Liter abgetasteten reze und **Weisswein**, für dessen Naturreinheit ich garantiere. **Friedrich Lederhos, Ober-Isarheim a. Rh.**

Buckskins, Kammerne, Chevis, neueste Dess. zu Anzügen, Paletots etc., schwarze Tuche, versendet jedes Mass ab Fabrik. Muster franko. **Herrn. Friedr. Schmitz, Coblentz.**

Für Taube. Eine Person, welche durch ein einfaches Mittel von zehnjähriger Taubheit u. Ohrenge-schmerzen geheilt wurde, ist bereit, eine Be-schreibung desselben in deutscher Sprache bei gr. z.ubers. Adr. **Nicholas Wilm. Kölling, A.**

J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant. **Antikate bestrenommt. Fahnen-Manufactur.** Nur Handsticker.

Uhren-Fabrik E. Naumann, Leipzig, Kölnigpl. 6. vers. frk. b. verh. Eins. der Kasse f. Nuss. Regulaturn. Schlagwerk. Nr. 1 M. 25, Nr. 2 N. 21, Preis-Kurant gratis.  Ein tägliches Geb. erfüllt die Grundsätzl. Zweck! **Reichl'sche Uhren-Fabrik** ein namhaftes Bach. Invent. befindet sich in der Schen. **Wiesbecke, gräflich, C. Hietel, Berlin, W. 41, Leipzigerstr. 134, Antikatefabrik.**

Glasen-Hochlichte, nachbrennend, entzündl. 6 mal prism., zerbr. all. 1843. **München, für Volkstum, Aus-wand. u. Fabrikate in jeder Gattung. 8118. Medaille Am-sterdam 1884 u. a. w. Vor-Ausstellung wird gewährt.**

CACAO-VERO. entölter, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfeh-len wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zerkleinerung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. Preis per 1/2 1/4 1/8 = 24.-Dose 500 500 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Preisbuch gratis u. franko

Geibke Benedictus Dresden.

Garantie-Seidenstoffe der Seidenwarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld** Fabrikmarks. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen. In beliebigem Meter-Masse zu Fabrikpreisen:  Garantiert solide schwarze Seidenstoffe, reisse und creme Seidenstoffe, schwarz und weiss karierte u. gestreifte Seidenstoffe, Robenstoffsche, für Wäsche, schwarze Sammet- und Frottee etc. etc. Gegründet 1878. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.

Amerikanische Steinwayflügel, grösstes Format, fast neu, zu verkaufen. Anträge an B. Jourdan, l'ainz.

Unverantwortlich ist es, dass immer noch Damen Hutnadeln oder Stecknadeln ohne K. F. Neumannsche (Sachsen) Patent-Sicherheitskappe tragen. Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.

G. E. HÖFFGEN, DRESDEN-N. PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde u. kranke Kinder. Preis von 12-120 Mk.

Kranken-Fahrräder neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung. Preis v. 30-350 M. Einsame.

Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren.  Reich ausgestattete Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK. G. E. HÖFFGEN, DRESDEN-N.

Tüchtiger Klaviermacher und Stimmer sucht eine Stadt, in der er seine Existenz finden könnte. Gefällige Anträge an Rudolf Mosse in Wien unter Chiffre „O. 10804“.

Konzertistinnen, welche in Violine, Cello, Harfe oder in sonstigem Instrument einige Soli spielen können, so auch eine Sängerin, werden engagiert. Offt. sam. Gänge-Ansprüche, Repertoire und Photographie sind an die „Direktion“ des Grand-Concert-Etablisse-ments **Riga** (Russland), Elisabethstr. 53 einzusenden.

Geh. i. Mädchen werd. in einem Musik-Heftlitz gratis zu Klavierlehr. ausgeh. Pen-sion 400 oder 500 Mark je nach Fortschritt. Off. erh. Fr. postlagernd Mainz.

Wo könnte sich e. tücht. gut empfohl. No durch Professor Kulak ausgeh. Klavierlehrer dauernde Existenz gründen? Gef. Offerten erbeten an Fr. Bau-inspektor **Rothbar, Landsberg a. W.**

Interessierte, aus guter Familie, eternaslo, welches mehrfach als Er-zieherin und als Lehrerin in den Rechten, Wissenschaften, Sprachen u. Zeichen u. als Musiklehrerin (Klavier, Gesang, Harmonie) thätig gewesen, sucht mit guten Zeugnissen versehen, an derweitig Stellung. Gef. Offerten an **Johanna Eder, Leipzig, Auerbachstr. 1, Treppe B. IV.**

Klavierlehrer. Ein an grösseren Theatern thätig ge-wesener Kapellmeister, ausgez. Pianist u. Orgelspieler, der während seiner konservatorischen Laufbahn dreimal den Ehrentitel, folgedessen sein Einj.-Frei-williges erwirbt, und dessen die vorzüg-lichen Zeugnisse zur Seite stehen, sucht sofort o. 1. Okt. Stellung als Lehrer an einer Musikschule für höheres Klavier, event. auch Orgelspiel. Unterricht in andern Fächern nicht ausgeschl. Gef. Anträge erb. unt. O. W. Wemar, Wagner. 20 L.

IX. Jahrgang Nr. 17.

Stuttgart, 1888.



+ Auflage 51000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Kammermusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals D. J. Tonger in Leipzig)
Inserate die häufigste Konzeptions-Blatt 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expt. Mart 6.
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. broch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachdecken à M. 1.50 buch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Morian Zajic.

Biographische Skizze von
C. A. Frey.

NS

Mit dem Künstler, von welchem wir hier eine kleine Charakterzeichnung geben wollen, beschäftigt sich die musikalische Welt erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, aber sie preist ihn einstimmig als eine interessante und hochbedeutende Erscheinung. Und in der That ist der Violin-Künstler Florian Zajic unzweifelhaft eine solche: Interessant durch seine aus den kleinsten Verhältnissen bis zur ehrenvollsten Kunststufe stetig fortschreitende Entwicklung, hochbedeutend durch das, was er auf seinem Instrumente leistet.

Florian Zajic erblickte am 4. Mai 1853 in dem kleinen böhmischen Orte Unhošť als der Sohn braver, aber recht armer Eltern das Licht der Welt. Sehr früh zeigte sich bei dem Knaben eine ausgesprochene Neigung und Befähigung für die Musik, doch Vater und Mutter, die mit der Sorge um das tägliche Brot kämpfen mußten, hätten wohl nie daran denken können, ihrem Jungen die notwendige Ausbildung zu teil werden zu lassen, wenn nicht eine hochgestellte Persönlichkeit auf das Talent des Kindes aufmerksam geworden und bereit gewesen wäre, den kleinen Florian mit nach Prag zu nehmen und ihn dort dem hochbedeutenden Violin-Lehrer am Konservatorium, Moriz Milbner, vorzustellen, der die Begabung des Knaben prüfen sollte. Milbner



ließ ihn „vom Blatte spielen“ und war so überrascht und erfreut von seinem Talent, daß er seine sofortige Aufnahme in das Konservatorium vermittelte, trotzdem eine solche nur ausnahmsweise gestattet werden konnte, weil die Gelege des Konservatoriums vorschrieben, stets nur nach Ablauf von je drei Jahren — von denen jetzt erst reichlich eines verstrichen war — neue Schüler dem Institute zuzuführen. Hier empfing Zajic die für den künftigen Musiker hochwichtige künstlerische Grundlage, für welche er seinem von ihm innig verehrten Lehrer, der ihm leider schon nach drei Jahren durch den Tod entzogen wurde, herzlichste Dankbarkeit und Liebe bis auf den heutigen Tag bewahrt. Als Nachfolger Moriz Milbners wurde der als ausgezeichnete Geiger und vornehmlich als Quartettspieler berühmte Anton Bennewitz an das Konservatorium berufen. Als ein schönes Zeugnis, in wie hohem Grade die Lehrer mit den Fortschritten und dem Betragen ihres Zögling zufrieden waren, kann der Umstand gelten, daß abermals zu gunsten Zajics ein Ausnahmeseß im Konservatorium gestattet wurde: Der 14-jährige Knabe, der nach 5 Unterrichtsjahren die Instalt hätte verlassen müssen, erhielt um seiner eminenten Begabung willen die Vergünstigung, noch einen 3 Jahre umfassenden Kursus durchzumachen, so daß Zajic im ganzen 8 Jahre dem Prager Konservatorium angehörte. In diesem Zeitraume hatte eine so glückliche Umwandlung mit dem armen, kleinen Geiger aus Unhošť stattgefunden, daß er nun als ein stattlicher Jüngling, die Brust

Abonnement-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

von fremdigen Hoffnungen geschwaelt, es wagen durfte, sein böhmisches Vaterland zu verlassen, hinauszuwandern „ins Reich“ und weiter, um als ein Verehrer der Kunst die Welt sich zu erobern! — Viele Welt beschränkte sich allerdings zunächst auf einen Wtag im Theaterorchester zu Augsburg. Aber es war der Platz des Konzertmeisters, den der erst Sechszehnjährige mit so viel Ehren ausfüllte, daß bereits nach wenigen Monaten zwei Hofkapellmeister von Hof: Franz Wt in Braunshweig und Vincenz Lachner in Mannheim auf den jungen Jazic aufmerksam geworden und entschlossen waren, ihn unter ihre Fahnen zu berufen. Jazic entschied sich für ein Engagement in Mannheim, zunächst als Geiger im Hoftheaterorchester, jedoch mit der Aussicht auf ein schnelles Vorrückent, da er in die Konkurrenz um die Konzertmeisterstelle mit eintreten durfte. „Wenn Sie wirklich so gut gehen“, hatte Vincenz Lachner gedankt, „wie mein Bruder Franz mir sagte, dann dürfen Sie auf die Konzertmeisterstelle rechnen.“ Und Florian Jazic geigte wirklich so gut, daß er sich nicht verrechnet hatte, denn schon nach 8–10 Monaten erhielt er seine Ernennung zum „Konzertmeister“, der achtzehnjährige Mann! Mit welchem Jubel wurde das Ernennungsdekret begrüßt, mit welchem Stolz! Und wie mußte die Nachricht von der Ernennung die fernern Eltern in Linzstadt mit gleich freudigen Gefühlen, wie den Sohn, erfüllen! — Doch diese anfängliche als ein hohes Glück gepriesene Stellung brachte mit den Jahren für Jazics Karriere verhängnisvoll zu werden. Wohl strebte er rastlos vorwärts, aber an seine Berufung, ein wahrhaft großer Künstler zu werden, wagte er nur in seinen glücklichen Stunden zu glauben. Es fehlte ihm eben die Gabe des selbstbewußten Auftretens vor die Öffentlichkeit, des Selbstgläubens und der praktischen Verwertung der künstlerischen Leistungen. Durch Unterrichtsuche suchte der junge Konzertmeister seine pekuniäre Lage zu verbessern, an dem Beifall, den seine Solo-Vorträge in den Mannheimer Abonnementskonzerten erhielten, ließ er sich genügen, anstatt sich in die Weisen der ersten Virtuosen zu treten und mit ihnen um die Palme zu ringen. So vergingen 10 Jahre und Jazic wäre wohl in dieser zwar höchst achtbaren, aber im Verhältnis zu dem, was er leisten konnte, immerhin bescheidenen Stellung verblieben, wenn nicht ein guter Genius in Gestalt eines jungen, schönen, edlen Weibes dem Künstler sich genah hätte. Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind macht; die echte, wahre Liebe sieht scharf und erkennt die Fähigkeiten des Geliebten oft besser als der Geliebte selbst. So war es auch hier, als „der Liebe heiliger Götterknecht“ die Seele zweier Menschen getroffen hatte. In der geschätzten Künstlerfamilie Wlzel, in welcher Jazic längst ein gern gesehener Gast war, begagnete er einer ausnehmenden Mädchengestalt, die nicht nur einem der angeblühenden Geschlechter Mannheims, sondern des ganzen großherzoglichen Landes angehörte. Die junge vornehme Dame erhielt Gelangunterricht im Hause der eben genannten Künstlerfamilie. Die erste Begegnung war entscheidend: Eine geheime innere Stimme sprach beiden jungen Leuten sofort von ihrer geistigen Verwandtschaft und einer gegenseitigen Ergänzung ihrer Lebensinteressen: sie liebten sich und ihre Liebe gab ihnen Kraft zu den kühnsten und edelsten Entschlüssen. Solche waren nötig, um die Hindernisse zu besiegen, welche einer eheichen Verbindung zwischen der Tochter des frühern Ministers, dem Wirklichen Geheimrat Präsident Dr. Lamen, und einem mit äußeren Glücksgütern sehr sorg beendeten, wenn auch rechtschaffenen Künstler entgegenstanden. Doch die Mütter der jungen Dame nahen sich der Liebenden gütig an und bemüht sich mit echt weiblich zartbesaitetem Gemüt die Dissonanzen aufzulösen, die eine Vereinigung zwischen dem Vater der Geliebten und dem Künstler tödten mochten. Eine reine, harmonische Vereinigung sollte herbeigeführt werden und — der Vater selbst schuf sie, nachdem er auf sein Nachfragen über den Herrn Schwiagersohn in spe die günstigsten Resultate erhalten hatte. Er beorderte den jungen Mann in sein Haus; mit klopfendem Herzen folgte der kühne, erst so zaghafte Bewerber der erhaltenen Aufforderung, denn er beschränkte in dem gestrengen Herrn Vater Minister im Geiste den Engel mit dem feurigen Schwerte, der ihn aus allen seinen Himmeln stützen würde. Doch vor beschränkt die Seligkeit, als nach dem notwendig einleitenden Begrüßung der Vater die Hand des jungen Mannes ergreift, ihn in den Salon vor den Geburtstagsstisch der Geliebten führt und ihn mit bewegter Stimme der Geliebten als kostbarsten Geschenk einbeschert.

Diese unvergeßliche schöne, erhebende Stunde bildete einen Wendepunkt von großer Bedeutung in

Jazics Dasein. Durch die Liebe einer edlen Frauenseele sollte der Künstler zum vollen Bewußtsein gelangen, welche herrliche Gaben nach in ihm ruhten und zum Segen für ihn selbst und zur Freude der Kunstfreunde aus Licht des Tages heraufgeführt werden konnten. Nicht ließ Jazic dem neuen hohen Glück sich sorglos einmengen, nein, jetzt begann für ihn erst recht die künstlerische Arbeit, denn nun galt es ja, die auf ihn gestellten Hoffnungen nach allen Seiten hin in glänzendster Weise zu erfüllen. Durch beispiellose Energie festigte die treue Lebensgefährtin den Glauben des Künstlers an sich selbst, sein Vertrauen wuchs und mit ihm sein mutvolles Aufwärtstreben zu den höchsten Höhen seiner Kunst. Raslos wurde gearbeitet, 8–10 Stunden täglich geübt, um auch die größten technischen Schwierigkeiten auf der Geige leicht bewältigen zu können, deren Beherrschung notwendig, damit der Gebante des Kunstwerkes klar und rein zum Ausdruck gelange. So zu einer hohen künstlerischen Durchbildung herangereift, trat Florian Jazic nach seiner Verheiratung aus dem stillen Wirkungskreise seiner Mannheimer Thätigkeit als Violin-Virtuose in auswärtigen Konzerten auf und sein Name wurde mit bewundernder Anerkennung genannt. Bald folgte er einer Einladung zu einem öffentlichen Auftreten in der Hanstadt der Reichslande; daselbst war von solch glänzenden Erfolge begleitet, daß man dem Künstler sofort die Stelle eines ersten Violin-Lehrers am städtischen Konservatorium (als Nachfolger F. Vottos) antrug, die er acceptierte. 1881 verließ er sein Mannheimer Domizil, in welchem er 10 Jahre gewohnt, mit einem bleibenden Wohnsitz in Strahburg, von dem aus er größere Kunstreisen unternahm. Überall, wo er erschien: in den Hauptstädten Deutschlands, in der Schweiz, in London und Paris, wurde er eines großartigen Erfolges sich rühmen. 1885 wurde ihm das Glück zu teil, die Geige des am 18. Juli 1873 entschlafenen, unvergessenen Ferdinands David zu erwerben. Diese Geige, eine echte Guarneri, die mit ihrem wunderbaren Ton schon Tausende von Menschenherzen entzückt hatte, war wohl geeignet, das heilige Feuer der Schaffenslust in Jazic noch mehr zu beleben. Immer größere Ehren wurden ihm zu teil, selbst der strengste Arroganz erklärte, daß die kostbare Violine in ihrer würdigen Künstlerhänden sich befinde. — Im Jahre 1885 wurde Jazic vom Großherzog Friedrich durch Verleihung des Titels eines Großherzoglichen Vadiischen Kammer-Virtuosen ausgezeichnet, eine Ehre, deren bisher in Baden nur er teilhaftig geworden. — Ich hatte zum erstenmal die Freude, Florian Jazic am 25. Dezember 1886 im Abonnementskonzert in Stuttgart zu hören. Unsere Schwaben beobachteten gewöhnlich ihnen unbekannten Künstlern gegenüber eine reservierte, kritisch abwartende Haltung; selten oder nie erlebte ich hier, daß ein Künstler die Herzen des Auditoriums sich so im Sturm eroberte wie Jazic. Schon nach dem ersten Satz des Mag. Bruchens G-moll-Konzertes hatte er gestimmt und nach Schluß desselben wachte der enthusiastische Beifall kaum enden. Gleiche Triumphe erlebte er in London und Berlin, in welcher letzterer Stadt er am 19. Januar 1887 in der bürgerlichen Kammermusik-Soirée auftrat und man ihn sofort als „zu den ausgezeichnetsten Geigern unserer in diesem Fache gewiß anpruchsvollen Zeit gehörend“ öffentlich anerkannte. — In Paris, waleht Jazic im vorigen Jahr in einem der berühmten Concerts Populaires des M. Jules Pasdeloup spielte, wurde er infolge eines patriotischen Stambals, der über den Arglosen hereinbrach, plötzlich der Held des Tages. Einige französische Heißhörner hatten den edlen Vortag gefehlt, den ihnen unbekannten Künstler und vermeintlichen Altemand, auszuweisen. Als Jazic bei seinem Erscheinen in dem mächtigen, dichtgefüllten Saale des Cirque d'Hiver von Publikum und Orchester mit Beifallstößen empfangen wird, gellen schrille Rufe durch das Haus. Die Versammlung erhebt sich erlaut, entzückt; der Tumult wächst und nicht eher gelinkt es dem alten wackeren Pasdeloup, seinen Gast verteilend, die Bogen der Empörung zu beschwichtigen, bis die unverschämten Schlingel uraufst und Freie befreit worden. Endlich konnte Jazic, der während des Vortages eine außerordentliche Kaltblütigkeit bewahrt hatte, sein Vieuxtemps-Konzert beginnen und feierte einen Triumph, wie er selbst bei den schnell erregten Franzosen selten ist. Wahre Beifallstürme umwühlten ihn, alles jubelte, Damen und Herren eilen auf ihn zu, schüttelten ihm die Hände und hielten ihm die Unart der Aufseher ab; der würdige Pasdeloup aber erluchte ihn, in seinem 14 Tage später stattfindenden Karfreitags-Konzert nochmals aufzutreten. — Reiche Vorbeeren emtete unter Künstler in dieser Saison vornehmlich in Köln, Paris, Baden, Zürich, Prag und in Leipzig; er

riß das vernünftige Publikum der Gemandhaus-Konzerte zur vollen begeisterten Bewunderung hin. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ schreibt hierüber: „Wer, wie Herr Jazic, dem Bruchschen G-moll-Konzert noch die und da neue Seiten abzugewinnen weiß, ist gewiß heutigen Tages eine beachtenswerte Erscheinung; wer nun vollends in Bachs tiefen großer „Gaconne“ eine Meisterleistung entwickelt, die nahezu an die von Joachim, gerade in diesem Tonstücke bewiesene herangeht, der erobert sich die Hochachtung aller Genährten mit einem Schlag. Die Kunstwelt umgibt Jazic mit Freuden begrüßen und hat alten Freund, den Namen dieses hochbegabten Künstlers tief sich einzuprägen.“ Und die „Leipz. Nachrichten“ äußern u. a.: „Wie vorgestern hatten wir geglaubt, Joachim sei der einzige, der mit der Bachschen Violinkomposition vollständig fertig zu werden vermöchte. Jetzt sind wir erfreulicher Weise eines Besseren belehrt: auch Herr Jazic ist ihr in jeder Hinsicht gewachsen: nach der virtuellen wie nach der künstlerischen Seite.“

Jazic ist als Mensch wie als Künstler, die nach meiner Ansicht nie ganz zu trennen sind, eine gleich hochachtungswürdige und liebenswürdige Persönlichkeit. Von seinen charakteristischsten Eigenschaften möchte ich nennen: anmutende Bescheidenheit verbunden mit großer Energie, innige Hingabe an seine Thätigkeit vereinigt mit vorzüglichem Geschmack für gute Musik, Anerkennung und Hochschätzung fremder Vorzüge und dankbare Erinnerung für ihm bewiesene Liebe und Teilnahme. „Ich gehöre gottlos noch nicht zu denen“, sagt er, „welche es selbstverständlich finden, daß man gut über sie schreibt; im Gegenteil, da ich mit meiner Leistung bis jetzt noch zu zufrieden war, raubte es mich, wenn man überhaupt Gutes über mich berichtet.“ „Mein Fach“, äußert er ferner, „ist ernste deutsche Nüchternheit und klassische Kammermusik.“ — Jazic ist ein Virtuoso im edelsten Sinne, d. h. das, was er bietet, versteht er mit vollständiger Virtuosität auszuführen, aber das, was er ausführt, sind keine virtuellen Kunststücke. Jazic blendet nicht, aber er erregt und erhebt; er sucht und findet seine Aufgabe nicht im effektvoll Außerordentlichen, in einer staunen-erregenden Technik, aber er besitzt diese Technik, die ihm jedoch nur als Mittel zum Zweck dient, den idealen Gehalt des Kunstwerkes zum Ausdruck zu bringen. Die Seele in Jazics Spiel ist das wunderbare Ergreifende. Von ihm kann man mit Recht sagen: er singt auf seinem Instrumente; darum ist er vor allem ein Meister der Kantilene, die er mit tiefster Innigkeit vorträgt. Sein Ton ist groß, voll und rund und von absoluter Reinheit, seine Technik so eminent, daß es für ihn keine Schwierigkeiten mehr gibt; die gewagtesten Doppelgänge fließt er mit spielender Leichtigkeit und in tadelloser Reinheit aus, im feurigsten Prestissimo perlen die Töne ebenso klar, wie in dem schwebendsten Adagio. Was ihn jedoch vom hochbedeutenden Virtuosen zum großen Künstler erhebt, ist sein durchgängiger, stiller Vortrag. Mit genialer Verständnissinnigkeit versteht er sich in den Geist des Kunstwerkes, folgt dem Kompositionen in die Tiefen seiner Gedanken- und Empfindungswelt, denkt und fühlt mit ihm und so durchdrungen von dem Geiste der Komposition, offenbart er uns dieselbe in all ihrer Schönheit mit künstlerischer Feinfühligkeit, Wärme der Empfindung und jener Keuschheit, die nur das Kunstwerk, nicht das subjektive Ich zur Geltung bringen will. Daher wird Jazic jedem Stile voll und ganz gerecht, so daß er in Wahrheit Bruch, Mendelssohn, Beethoven, Bach spielt, darum aber auch elektrisiert er nicht nur seine Hörer, sondern er rührt, erschüttert und erhebt sie zu den höchsten Höhen der Kunst und offenbart ihnen die wunderbare Macht der Musik, von welcher der Dichter singt:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Was weiß nicht, von wannen er kommt und brant,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schiefen.“ —

Mag Florian Jazic noch lange durch sein edles Spiel die Menschenherzen erfreuen und begeistern, bedeutenden Talenten als Lehrer und Vorbild dienen, um so der Kunst dauernd zum wahren Segen zu gereichen!



was man nur von wenig Erwachsenen sagen und be-
weilen kann. Auch der Gehörnuntersicht in der Säule
darf sich nicht darauf beschränken, den Kindern eine
möglichst große Anzahl von Liedern einzulernen, son-
dern er muß sie zum schönen Gesang und damit zu-
gleich zum fruchtbringenden Genuß desselben erziehen.



Die Musik in der Münchener Kunst- Ausstellung.

Von
Alfred Bertrich.

Nicht, daß ich mich etwa unterfangen wollte, ein
Résumé abzugeben über die gegenwärtig in
den fontänengetränkten Anlagen des Kunst-
gewerbeausstellungsgebäudes am Marquai
täglich konzertierenden Militärkapellen und diversen
andern musikalischen Genüssen, die in solcher Festzeit un-
vermeidlich sind — nein, vielmehr möchte ich einmal
von der „stillen Musik“, wie das Wort im Unter-
haltungs spiel bei der Kinderwelt lautet, reden; von
der Musik, welche auf die Leinwand gemalt, uns
nimmer belästigt, sondern nur gerade das ausdrückt,
was der Ausstellungsbesucher gleichsam mit Augen zu
hören vermeint.

Und wahrlich sind in den 88 Sälen und Kabi-
netten des Glaspalastes, der die reichen Schätze der
bildenden Kunst auf samtüberzogenem Sockel und im
funkelnden Rahmen beherbergt, der Stoffe, die in
irgend einer Weise mit der Tonkunst in Beziehung
stehen, genug vorhanden, so daß es sich schon lohnt,
die Sache etwas näher ins Auge zu fassen.

Der Vorkursus den Vortag lassend, begegnen
wir zuerst einem schweizerischen Künstler, dem Schöpfer
der Fresken in der Zeiselskapelle, Ernst Stuckel-
berg in Basel, der unter anderen Werken ein „Herbst-
lied“ überschriebenes Gemälde ausgestellt hat. In
einer schattigen Gartenlaube, durch deren üppiges Blatt-
werk der Erker eines Schlosses am heitern Himmel
sich abhebt, stehen drei blühende Mädchengestalten um
eine Matrone — wohl die Großmutter — gruppiert,
die, auf der Steinbank sitzend, ihr großes Haupt mit
dem lauschenden, wehmütigen Gesichtsausdruck ge-
dankenvoll auf die Rechte stützt. In Gedanken folgt
sie den Worten, welche die Älteste der drei mittelalter-
lich angekleideten Jungfrauen zur Mandoline singt.
Ihre Schwester hat ein Notenblatt in den schlaf-
ferhängenden Händen und scheint ins Leere zu star-
ren, während die Jüngste, ein modern kostierter, herzi-
ger Kindskopf, an der Seite ihres Nechtlings nicht
mindesten anhängend den Klängen zu lauschen scheint.

Das Laub fällt langsam zur Erde wieder; Herbst-
stimmung in der Natur, Herbststimmung im Gemüt
der Greisin, deren Scheitel schon vom Winter verhärtet
worden ist. Wie das Stachelbergische Herbstlied wohl
heißen mag? — Der Dichter verrät es uns, wenn
er also singt:

Drum klag' ich nicht, drum zag' ich nicht,
So steh' ich fest in Not und Pein,
Und wenn mein Herz im Kampfe bricht,
So muß die Sehnsucht Trügel sein.
Da schwingt sie sich auf mit mir,
Daß hell wie Liebesgruß es schallt,
Und schwebt, und trägt mich heim zu dir,
O Jugendzeit, du grüner Wald!

Der in München ansässige Schwede, Thure
v. Cederström, bringt uns eine gemüthliche Kloster-
scene à la Grüner. Das Bild heißt „das hohe C“. In
hochgeduldetem Bibliotheksaal sitzen ein halbes
Dutzend Konfratres beisammen. Der eine von ihnen,
eine köstliche Paltastfigur, begleitet seinen Gesang
auf der Gitarre, der, aus den Rippen der Umstehen-
den so schüchtern, hoch ergötlich sein muß. Die in der
Nähe befindlichen Trümpfchen verrathen dem Be-
schauer, daß der wackere Sängler sich seinen Mut zur
Erklimmung des hohen C künstlich zu erzeugen ge-
wöhnt hat.

Von Cederström zu Beullière y Gil, der
uns in seinem Kollofialgemälde wie durch einen Zaubers-
schlag aus dem Kollofium der Siebenbürgelst ver-
setzt. Der Vorwurf zu seiner Arbeit, die der Künstler „eine
Vision im Kollofium“ genannt hat, gab ihm folgende
Legende: Der heilige Almagno, ein Einsiedler aus

dem Orient, wurde am 1. Januar 401 von den Sla-
viatoren des Kollofiums, deren Geächte er hindern
wollte, getödtet. Von jenem Tage an hörten der-
gleichen blutige Schaulpiele auf. — Seitdem geht der
Heilige am Ackerfeiertage in der Nacht durch jene
Ruine, von Wärrern und Gerechten aller Zeiten
begleitet, und stimmt das „Miserere mei Deus“ an,
worauf sich ihm von der Erde zahlreiche Seelen an-
schließen und folgen.

Es ist ein unheimliches, durchaus in grauen und
schwarzen Farben gehaltenes Bild, ein phantastisches
Nachtstück, das sich uns hier darbietet. In Tausen-
den wirbeln die den Gräbern entstiegene, sich wild
fasteienden Gestalten durch die vom rötlichen Voll-
mond gepenstert beleuchtete Ruine, irrlichterartig
verschwinden und wieder auftauchend, psalmisierend
in schauerlichem Chor. Das Ganze ist wild und
dämonisch im Stile Perlioz' und Bizis.

Weit freundlichere Töne entklangen dem Porträt-
bilde Eugénie Monas, das der Künstler unter dem Titel
„Morgen“ in die Welt gesendet. Vom dunkeln Hinter-
grund hebt sich eine jugendliche Frauengestalt in schne-
weißem Gewande vortrefflich ab. Statt eines Hutes
hat sie ein schillerartiges Tuch um das Köpfchen ge-
schlagen, aus dessen lachendem Antlitz ein paar schalk-
hafte Augen und eine Reihe bläulicher Zähne hervor-
leuchten. Mit den nach abwärts leicht ausgebreiteten
Händen die Blumenköpfe und Halme berührend, so
schreitet sie munter singend in den lachenden Morgen
hinein. Morgensund hat Gold im Mund und in der
Stehle; vielleicht zwar trillert sie bloß — wer weiß;
also ein Lied ohne Worte.

Weiter zur Instrumentalmusik und fangen wir
gleich bei dem Hochbeladensten aller musikalischen In-
strumente, dem Klavier, an.

Fautin-Latoré (Paris) führt uns zu einem
solchen, um das sich ein halbes Dutzend musikalischer
Größen, sämtliche im schwarzen eintönigen Ge-
sellschafts-Anzug, gruppiert haben. Gabrier sitzt am
Klavier und spielt den Herren Kollegen eine neue Kom-
position vor. Das Bild macht den Eindruck einer
erklärten Porträtgruppe.

Reizend dagegen in Auffassung gleichwie in der
Ausführung ist die „Musikstunde“ von Clara
Walt her in München. Ein Pädagogin, dem
noch der Kopf nach hinten hängt, sitzt aufrecht vor
einem tafelförmigen Instrument, und zwar auf einem
Stuhl, der von manchem Theaterregisseur ohne Zan-
dern als Thronfessel verwendet würde; der musizier-
den Kleinen geht nämlich die Lehne bis über den
Kopf heraus, was ungemein komisch wirkt. Das noch
kleinere Schwesterlein, dessen ungerichtetes Näschen mit
einer Untrennung der Fußspitzen gerade bis zu der
Klavatur heraufreicht, probiert im Laß einige Tasten
anzutippen.

Neben der in der bildenden Kunst gern verwen-
deten Lyra ist die Violine am meisten vertreten.

Sogar ein Geigenmacher, der berühmte Mathias
Klog aus Mittenwald (in der Nähe von Oberammer-
gau und Partenkirchen) ist in einer Bronze statue ver-
ewigt, die aus dem Atelier F. von Millers in Mün-
chen hervorgegangen ist. Noch jetzt ist Mittenwald
ein oft besuchter Fremdbort für gute Violinen, und wenn
Ganghofer und Reutter ihr zweites bayerisches Volks-
stück „Der Geigenmacher von Mittenwald“ nannten,
so konnten die Verfasser sicher sein, schon mit dem
populären Titel einen Treffer gemacht zu haben.

Toby Rosenthal hat die Geige in sinniger
Weise behandelt. Ein Junge, dem es während seiner
Krankheit nicht vergönnt war, auf seiner lieben Vio-
line zu spielen, fühlt sich heute zum erstenmal kräftig
genug, um heimlich aus dem Bett zu schlüpfen und
sein Instrumentchen zur Hand zu nehmen. Wie er
so im Hemde auf seinem Schmerzenslager sitzend der
Geige nach lang geknurrter Aß wieder die ersten Töne
entlockt, da tritt die Mutter über die Thürschwelle,
Freudenthränen in den Augen: Gottlob! der Ge-
nesung entgegen!

„Endigung für François Servais“ (der größte
Cellovirtuose seiner Zeit) nennt Mme. Meunier in
Brüssel ein Stillleben, das ein Violoncello, geimmet
mit Lorbeeren, weißen Rosen und einer roten ebenen
Schleife darstellt. Nicht minder glücklich hat die näm-
liche Dame einen ähnlichen Gegenstand, eine mit Ven-
ises überzogene Violine, zu einem poetischen Still-
leben benutzt.

Heinrich Weltering in Karlsruhe zeigt uns in
seiner lustigen Gipsstatue einen „Hans am Weihnachts-
morgen“. Für den kleinen Hans hat nämlich gestern
unterm Tannenbaum eine glänzende lackierte Violine
gelegen, und nun heute bei Zeiten munter geworden,
hält es ihn nicht länger im weichen Reitsattel, er springt
auf, und bald streicht der junge Künstler im flatter-

den Hemdchen seine vier Saiten; denn was Hänschen
nicht bei Zeiten angreift, das lernt Hans in seinem
Leben nicht mehr.

Am meisten hat mich eigentlich ein Gemälde von
H. o. Gall (München) zu fesseln gewöhnt. Es hängt
im Saal Nr. 4 ganz in der Ecke. Adagio consolante
ist seine nähere Bezeichnung. Döcklin hat es wirk-
lich vortrefflich verstanden, die gewollte Adagiostim-
mung beim Beschauer wachzurufen. Es ist eine Voll-
Melodie oder auch wieder diejenige des Schumann-
schen Abendliedes, welche uns beim Anblick dieses
klosterlichen Gelasses umfängt.

Am geöffneten Fenster, durch welches die voll-
ausgeblühten roten Rosen des Klostergartens herein-
grünen, sitzt in brauner Kutte ein silberlockiger Greis.
Er spielt wie träumend in freier Improvisation die
Geige. Ein Schönen erfasst ihn, er spielt weiter, und
während es draußen zu dümmern beginnt, tritt lang-
sam eine Frauengestalt im Trauergewande in die ge-
öffnete Schwelle. Hier bleibt sie, an die Thüre ge-
lehnt, stehen und lauscht mit angehaltenem Atem, das
schöne, schmerzdurchdrungene Antlitz leicht zur Seite ge-
neigt, den Klängen des Alten. Adagio consolante!
Sie ist's wohl selber, die „himmlische Melandiosse“,
die da draußen am Thürrahmen leht, unter Tränen
lächelnd. Die Stimmung, die von diesem Gemälde
ausgeht, hat Paul Heyse in einem seiner schönsten
Gedichte ausgedrückt, aus dem ich hier zwei Stro-
phen anführe:

Es kommen Blätter, es kommen Blüten,
Doch keinen Frühling erlebt mein Herz,
Ich sitze trauernd, ein Grab zu hüten,
Und um Cypressen schweigt mein Schmerz.

Wer darf vergessen, der je belesen,
Was tief im Herzen so tener war?
Doch gibt's ein Gärtnchen, da steh'n Cypressen,
Die tragen Rosen im dunkeln Saar.

Außer den schon angeführten wären übrigens noch
alle erdenklichen Musikinstrumente — ein volles Or-
chester — aus den hier ausgestellten Kunstobjekten
herauszufinden. Genüßvolle Quartettstücken, Pau-
sen schwingende Cornen, Harfenspieler, Dubel-
pfeifer, Trommel, Flöte und Klarinette — alles ist
vorhanden, sogar eine Fiedel-Harmonika hat auf einem
Gemeinbildchen von Domenico Pennacchini ihre
artige Verwendung gefunden. In gutem Humor nennt
er sein Bild „sonate à quatre mains“: ein unwillkür-
lich, echt italienisches Liebespärchen sitzt da im Grünen,
von denen jedes auf beiden Händen ein Ende der
zum roten Wurm in die Länge gezogenen Harmonika
festhält, deren Töne sicherlich die aufdringlichsten Liebes-
geständnisse repräsentieren sollen.

Eine vollständige Frühlings-Symphonie hat Cy-
sis (München) zum besten gegeben; das in scharfen
Farben gehaltene, Bäcklin sein stolze Bild mit seinen
musizierenden, halbnackten Amoretten ist leider so ver-
schömmen und dabei so wenigsgend, daß man es
gerne vermissen würde.

In ihrer Art Meisterwerke sind die beiden Pen-
dants von dem Belgier Albert Cuynais, der es
unternahm, die zwei gleichwertigen fordrwürdigen Künste
Poese und Musik uns lebendig vor Augen zu führen.
Beides sind annähernde Frauengestalten. Auf beiden
Gemälden sind lautes Grün, Grau und Rosa ton-
angebend. Ebenso ist das Laubhaftliche sehr zart
und duftig ausgeführt.

Von Musikern ist Beethoven durch eine Bronze-
büste von Zadow (Berlin), Rubinstein durch eine
Gipsbüste von Römer, ebenda, vertreten. Die Jüge
des großen Musikgelehrten und Kulturhistorikers W.
F. Nibel (besonders bekannt durch seine bei Cotta
erschienenen musikalischen Charakterköpfe) sind in der
Büste von Hans Clement (predigend wiedergeboren.
München) (München) hat die Büste des verstorbe-
nen Komponisten Hier ausgestellt, während Nibel im
Lenbachsaal neben anderen zeitgenössischen Größen,
wie Bismarck, Wolke etc. zu finden ist. Eine Ma-
dierung von Etzel (Rom) bringt ebenfalls Bizis
dämonisch eigenartigen Charakterkopf.

Um bei der graphischen Abtheilung zu bleiben,
sei noch eines vorzüglichen Kupferstiches von Ma-
tey Darel (Paris), die letzten Augenblicke Mozarts
nach Wundtachs gleichbenanntem Kupfergemälde dar-
stellend, in abschließender Weise erwähnt.



Von der Zauberflöte zum Parfissal.

Unter diesem Titel schreibt Ludwig Hartmann folgende vergleichende Worte in der „Sächsischen Landeszeitung“: Während auf dem Festspielbühnen zu Bayreuth die schwermütigsten Künste der Parfissal als Totenopfer für einen längst verstorbenen zeitgenössischen Meister emporsteigen, erstarrte die königliche Hofbühne zu Dresden ein neues Spieljahr am 1. August mit dem ewig jugendlichen unübertroffenen Wunderwerke W. A. Mozarts.

Wie hat es nur kommen können, daß man beide Kunstschöpfungen, deren höchste Epigen sich in der Titelerschöpfung dieses Aufzuges berühren, als Gegenstände aufgeführt? Man handelt damit schnurstracks gegen die kunstphilosophischen Ansichten Richard Wagners selbst. Wagner hat niemals, zu keiner Zeit und in keiner Form etwas gesagt oder gethan, das ihn in einen Gegensatz zu Mozart gebracht hätte. Er hat Mozart als den göttlichen Musiker — seine eigenen Worte — bewundert, und mit unbegrenzter Verehrung zu L. van Beethoven emporgehoben. Sind Lauffähigkeiten in Wortfreigeistigkeit in Zeitungen und Broschüren vorgekommen, welche in kläglichster Kurzsichtigkeit das Moderne erhoben zum Nachteil der Klassiker, so war sicher Wagner daran nicht schuld.

Man muß diesen großen und praktisch weisen einsichtigen Mann nicht mit seinen Meßstein und Nachsetzern verwechseln. So wenig R. Wagner billigen würde, wie heute Bayreuth sich zu einem fanatischen Sektentum entwickelt hat, bei welchem die Priester zu Göttern geworden sind, so wenig hat Wagner teil an der tollstallbunnen Ansicht, die klassische Kunst sei durch seine Erhebungen und Erfolge hinwiegend gemacht. Es wird hohe Zeit, daß wir Wagnerianer der alten Überwanz öffentlich ansprechen: daß Wagners Lehre von glühender Verehrung für J. S. Bach, Gluck, Mozart und Beethoven durchdrungen war, daß er stets mündlich und schriftlich die strenge Kontinuität der Kunstentwicklung anerkannt und sich lebhaft als ein Glied in der Kette der Entwickelungen betrachtet hat. Das Beste was über Mozart und über Beethoven je geschrieben worden ist, rührt von Wagner her, der ein so großer Kritiker war, wie er als schaffender Künstler eine Welt in Bewegung zu setzen vermochte. Gegen die Entartung der Kunst ist er besterhafter losgefahren — niemals gegen irgend eine bedeutende Art die vor ihm geblüht hat.

Von der Zauberflöte zu Parfissal — ist denn der Weg so ungeheuerlich weit, daß die Menschen Ausgang und Ende in einem nicht zu überschauen Vermögen? Sind die Ideen im Parfissal erhabener als in der Zauberflöte? Anders sind sie, aber gradezu sind sie nicht verschieden. Parfissal fußt auf dem Mysterium der Menschwerdung Christi und der Gutmachung durch die Kraft des Glaubens und der Liebe. Die Zauberflöte fußt auf den erhabenen Geheimnissen der Wahrheit, Tugend und Gerechtigkeit und Menschenliebe. Widen Ziele und Mittel verschieden sein, in einem konnte Wagner Mozart schon nicht mehr überbieten: in der tiefsten Auffassung des Wesens aller Kunst. Die hehren Gedanken, die Mozart in den Briefershören der Zauberflöte infamierte, die erschütternden Wunderklänge seines Regiments, — sie stehen so himmelhoch über der Welt des Wirklichen, daß das Eingeständnis was je eine spätere Tonkunst vermag, in der Fortführung der Gedanken Mozarts besteht.

Die in Bayreuth wissen davon nichts mehr. Vergaltete sind nicht zugleich einsichtsfähig. Aber Wagner selbst hat es genug, hat es bezeugt und hat es gelebt: Es gibt nur einen Mozart.

Was sich nach Mozarts Tod vollzog, war naturgegeben. Der Ausdruck des Rein-Kunststillschen war durch ihn erschöpft. Die unmittelbare Göttlichkeit seiner Melodien, die wie die Sonne, wie die Sterne, wie die Blumen nur geschaffen scheinen, um das Dasein Gottes in der Natur zu beweisen, — ist nie wieder erreicht worden. Die zauberhafte Schönheit der Musik der Zauberflöte und des Requiem ist ein Werkstein in der Geistesgeschichte der Menschheit. Generationen werden in heiliger Scheu sich hüten, diesen Werkstein verändern zu wollen.

Als dieser göttliche Musiker starb, mußte die Kunst sich andere Wege finden. Ihre Raubvater, ihre seltsamsten Kinder war zu Ende. Schmerz, Bewußtsein, Größeln, Philosophie zogen ein in das sonnenlose Königreich der Tonkunst, das Mozart verwaist gelassen. Ein Titan, Ludwig van Beethoven, führte das Scepter, das nun nicht mehr blumenumwunden eine

ätherische Welt regierte, sondern unter welchem die wunderbarsten Tiefen des Denkens und der Metaphysik sich erschlossen. Wie Beethovens Zeit voll war der gewaltigen Kämpfe auf geistigem und politischem Gebiet, so ist seine Kunst gewaltig und das Innerste aufwühlend. Beethoven war die notwendige Ergänzung Mozarts. Diejenigen aber, welche mit und nach diesen beiden schufen, verloren selbstverständlich alle generelle Eigenart. Schreier kann man (wie in weit niedrigeren Grade auch Mendelssohn) als Mozartianer auffassen; in wesentlichen auch G. M. v. Weber. R. Schumann bagegen und R. Wagner stehen ganz direkt unter Beethovens einseitigen Einfluß. Wagner indes hat vor Schumann (die unendlichen Verschiedenheiten ihrer Kunst bleiben hier selbstredend ganz außer Betracht) voraus: die gleichzeitige Aufkündigung des Gebantlichen. Aber trotz seinem Größeln, trotz allem Schopenhauer und der Erbs-Philosophie hat in Wagner etwas von jener entzückenden Kindlichkeit Mozarts. Das beide, Mozart wie Wagner, in ihren letzten Werken, dieser die religiöse, jener die philanthropische Erziehung vom Gemeinen erstrebten, darin liegt wohl nur eine zufällige Ähnlichkeit. Wichtiger dagegen ist die Gemeinsamkeit der beiden großen Musiker in der Sinnigkeit zum Kindlichen. Freilich an Parfissal und an das selbige Bayreuth darf man dabei nicht denken. Aber Siegfried und Rheingold — sind sie nicht wie Nachklänge Mozartscher Märchenzauberkunst anzuhören? Und so ergibt sich die ganz merkwürdige Erkenntnis: Was Richard Wagner in gänzlich verschiedenen Einzelwerken einzeln erstrebt und erreicht hat, das ist bei Mozart in einem Werke verbunden. Siegfried und Parfissal haben ihr gemeinsames Vorbild in der Zauberflöte.

Und hier berühren wir zugleich einen Unterschied im Kunstschaffen von früher und von jetzt: Mozart war nicht einseitig, wie es nach ihm schon Beethoven war und wie es in höchster Potenz R. Wagner ist. Die außerordentliche Beharrlichkeit Wagners bei dem einmal Erfaßten, seine endlosen Längen, die durch ihn herbeigeführte physische und psychische Ermüdung, das alles fällt bei Mozart fort wegen der unbeschreiblichen wechselnden Beweglichkeit seines Genies. In einem Atem der holdste Lust, eine Vermummung wie für Kinder, und hartbei die tiefste erschütterndste Andacht im Mysterium der Freimaurerei! Wagner dagegen hat die Götter in den Parfissal, das Märchen in den Siegfried versteckt.

Wagner hat zeitlebens geglaubt die Hauptsumme seines Vermögens von Beethoven geerbt zu haben. Und in der That der heilige Ernst und das auch bei Wagner „titanenhafte“ Ansehen scheinen dieser Annahme Recht zu geben. Als Philosoph fand Wagner Beethoven so nahe wie möglich. Aber der Humor Mozarts ist unbetheuert, der weißt auf Mozart. Auch wenn Beethoven lachte, hat man oft zu zittern, wie seine synkopischen Scherzgesänge beweisen und seine Bizarrieren in den letzten Streichquartetten. Dagegen der Humor Wagners in dem Drama Siegfried ist echt mozartisch. Er ist das selbige Selbstvergessen aller elenden Wirklichkeit. So hell, so leicht, so freudestrahlend wie die Lieber der Zauberflöte hallen Siegfrieds Lieber in unsern phantasiebesessenen Herzen wieder. Das deutsche Märchen mit seiner holden Thorheit und weisheitsvollem Hintergrund wird lebendig in den Tönen beider Meister, in Mozarts Zauberflöte und in Wagners Siegfried.

Wohl — die Mittel beider Tonmeister sind ja so verschieden. Wer wollte das bestreiten. Innerhalb der diatonischen Skala hat Mozart schließlich das Gleiche erreicht, wozu Wagner die Unsumme aller Harmonik und Chromatik gebraucht hat. Schlimm; aber das konnte der moderne Künstler nicht anders, und es ist ein Erkenntnisgegnis der pseudoklassischen Kritik, wenn sie einst über Wagner hergefallen ist, er habe zu viele Mittel angewandt. Jetzt hat sich die Allgemeinheit an das damals Außerordentliche schon gewöhnt und nur betrachten die besagtenwerte Säunung der Kunstmittel als etwas gegen die Klaisler weit Zurückstehendes, gegen welches der moderne Autor machtlos ist, das er nicht vermeiden kann.

Nach also endlich ab, Wagner und Mozart als „Gegenstände“ zu betrachten. Ob in Bayreuth Parfissal, in Dresden Zauberflöte oder Hamburg Fabelio erklingt: es ist eine Kunst, die Kunst der Genies. Die Kunst der Talente mag verschiedener sein. Sie lieft heut emsig zusammen die buntesten Bräuen, und alles was sie an Gesallen erreicht, ist in zwei Jahren vergessen, verweht, „wie gewesen“. Aber die Kunst der Genies, an welcher zu allen Zeiten der

Reid und die Kleinlichkeit genergelt haben — an Beethoven und Mozart genau so wie an Wagner — diese Kunst ist unter sich eingekerkert: sie wirgelt in den Herzen derer, die sie uns schenken und bourselt in Gott, der sie ihnen schenkte.

Anders hat Wagner nie gedacht. Ist der Ultra-Bayreuthismus mit seinem eiteln Personen- und Parteibienstand anderer Ansicht — gegen Wagner verhält es sich nicht, glühender Mozartbewunderer zu sein. Wagner ist nur durch den Tod verhindert worden, außer seinen Werken auch Gluck, Weber, Mozart u. s. w. in Bayreuth „stillergeret“ aufzuführen. Das war sein Plan, den die Gegner der Welt verschweigen. Alsdann sollte die Einseitigkeit Bayreuths durchbrochen werden. Am 13. März 1882 schrieb noch Wagner in Palermo wörtlich: „Zur freien Kritik des Publikums sind wir genötigt, ohne welches die Existenz eines dramatischen Kunstwerkes gar nicht zu denken ist.“ Nach Einlösung seiner Verpflichtungen gegen die Patronat-Verein sollte die erweiterte Thätigkeit Bayreuths beginnen. Die Zauberflöte neben Parfissal unter Wagner in Bayreuth! Man darf dem Gedanken nicht nachhängen, es ist überaus traurig, daß er unerfüllt blieb. Elf Monate nach obigen Zeilen starb der große Mann und ließ Bayreuth nicht nur einsam, sondern einseitig zurück. Auf dem Rückwärts-Wege von Parfissal zur Zauberflöte ist sein Geist von uns geschieden, und wir vermögen ihn schwerer als jene die bei Parfissal-festspielen vergessen — was Wagner noch auf Erden gewollt hat!



Von Juan.

Schizze aus Mozarts Leben.

(Aus dem Böhmischen der „Roth“ von Tyl.)

In einem heitern Nachmittage hielt vor dem Hotel zu den „drei Löwen“ ein bestaunter Reiterwagen. Dienstfertig sprang der künste Aufwärter herbei, öffnete den Aufschenschlag und half einer allerbildeten jungen Dame beim Heransetzen; nach ihr schob sich ein kleiner, schmächtfleiger, dreißigjähriger Mann, ein lustiges Lächeln, aus dem Wagen heraus.

„Ihnen mein heiliger Neponom!“ rief der Zuhörer des Gasthofes, der sich in der Einfahrt postierte, um die Gäste zu bewillkommen. „Ist denn möglich? Herr Mozart wieder einmal in Prag?“

„Nun, sehr Ihr, Wäandchen, daß ich Wort halte!“ sagte Mozart freundlich grüßend. „Da habt Ihr mich und könnt mich nun den ganzen Herbst behalten. Da bringe ich mich auch mein liebes Wäandchen mit — und dies nur Euch zu lieb, damit Ihr nicht fürchten müßt, daß ich gar zu viel dumme Streiche mache.“

Der höfliche Wirt verbogte sich tief vor der niedlichen Dame, und da er eben Lust zu einer langen und gahltreichen Bewillkommungsrede verspürte, begann er mit großem Pathos: „Hochzuverehrende Frau von Mozart...“ Aber Mozart ließ ihn nicht ansprechen.

„Nacht die langen Introduktionen, sagte er, Männchen, und führt uns lieber in ein Zimmer. Dabei vergeht mir ja nicht auf einen belästigen Imbiß — und dann, Männchen, seid so gefällig und schickt mir jemand zu Herrn Guaradoni — eine Empfehlung, und daß ich hier bin.“

Darauf richtete er seiner reizenden Dame den Arm und folgte mit ihr dem artigen Wirt in die neue Wohnung; den Schluß des Tages bildete der Gaststreich mit Koffer, Schachteln und andern Reiseeffekten.

Wenige Augenblicke danach kam der „drei Löwen“ ein junger, schöner, schwarzäugiger Mann vorüber. Am Wagen und in der Einfahrt wurde noch Mozarts Name wiederholt. Wie er diesen hört, steigt der junge Mann preislich die Treppe hinauf, kramt schnurgras ins Zimmer und stinkt dort Mozart in die Arme.

„I, daß dich der Teufel, du wilder Brausekopf, siehst Mozart, wie hast du mich erschreckt!“

Dann wandte er sich zu seiner Frau, und selbstgefällig lächelnd und mit einer gewissen kindlichen Freude stellte er ihr den schönen Mann vor.

— Nun, wie gefäht er dir? Das ist unser Enigi Bassi. Nicht wahr, ein schmecktes Männlein das?

— Maestro Mozart, sprach Bassi mit freudigstolzem Selbstvertrauen, heut Abend singe ich den Großen in Eurem „Figaro“!

— Ah, das ist schön! erwiderte Mozart. Nun, und was sagen die Brüder zu meiner Oper?

— Kommt nur abends ins Theater, da werdet Ihr es selbst sehen und hören! In sechzehn Tagen geben wir sie zum zwölften Male — und heute auf den Wunich des fächlichen Prinzen Anton.

— Hoho! lächelte Mozart gleichmüthig, und eine leichte Röthe überflog seine weißen Wangen. Und was sagt Strohbach dazu?

— Der singt dem ganzen Orchester das alte Lied. Nach jeder Vorstellung hört man ihn verkünden, sie würden gern gleich wieder von vorne anfangen, obgleich es ein fächliches Eitell Arbeit ist.

Mozart rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu seiner Frau:

— Nun, mein Engel, siehst du? Uns hab ich dir gesagt? O, ich wußte es wohl, daß mich Prag die Verdrüßlichkeiten in Wien vergessen macht. Schon recht! die Prager verstehen mich, und ich werde ihnen dafür eine Oper schreiben, wie man sie nicht alle Tage aus dem Vornel schüttelt. — Einen Kapitalkrieg hab ich dir dazu, Männchen, fuhr er zum Bassi gewendet fort, ein verdammtes ausgelassenes Libretto, unser Lorenzo da Ponte hat es mir geschrieben. Für einen Andern hätte er so was nicht gemacht, sagte er, denn die Andern hätten nicht Courage genug dazu. Oh, nur kam es eben recht! Die Musik dazu nimmt mir schon lange im Kopfe — nur wußte ich bis jetzt nicht, was damit anfangen, es bot sich mir keine Gelegenheit dazu. In „Obonauco“ und im „Figaro“ fündest du, Männchen, freilich einige Anklänge; aber das alles ist nicht das Wahre — kurz, es war mir schon lange im Kopfe und im Herzen, als sollte und wollte der Frühling kommen, aber als könne er noch nicht. Auf allen Wänschen, auf allen Bäumen hast du tausend und tausend Knospen, aber sie sind noch verschlossen. Da kommt ein Gewitter und der Donner ruft: „Wänschen ertheile!“ ein lauter Regen riefelt aus den Wolken und mit einem Male blüht und strahlt alles in nie gesehener Pracht! — Hol' mich der Teufel, wenn mir nicht gerade so ums Herz war, als mir der verbaunte kleine Ponte das Libretto brachte! Du kriegst die Hauptrolle, Männchen, und der Teufel wird dich wirklich helen.

Bassi hätte freilich gern mehr von der neuen Oper erfahren; aber Mozart mochte nicht weiter mit der Farbe heraus; er lächelte nur pfiffig und verwies den Ungeheueren zur Geduld.

Mittlerweile war es Abend geworden, das Opernhaus war gedrängt voll und als Mozart in die Loge trat, begrüßte ihn stürmischer, lange anhaltender Beifall. Auch während der Aufführung des „Figaro“ wiederholte sich diese Auszeichnung fast nach jeder Nummer der Oper.

Dieser glückliche Erfolg mußte Mozart um so mehr Freude verursachen, als „Figaro“ in Wien nicht sonderlich gefallen hatte; denn die unwürdigen Intriguen Salieris hatten zur Folge, daß diese Oper schlecht befiel war und noch schlechter gegeben wurde. Mozart schwor aber auch, nie mehr für Wien eine Oper zu schreiben. — Vivat! erscholl es von allen Seiten, als Mozart nach der Oper in den Wagen stieg und nach Hause fuhr. In seiner Wohnung fand er einige seiner liebsten Freunde, den gemalten Duschek, den fleißigen, guten Strohbach und Guadagnoni, den gewandten, umflüchtigen Impresario, welche ein splendides Souper bestell hatten; später kam Bassi, Bondini mit seiner hübschen Frau und die reizende, feurige Saporiti. So manches schöne Wort über Musik und Gesang und heiterer zwangloser Scherz würzten das köstliche Mahl und feigerten die gesellige Lustigkeit; als aber der Champagner zu schäumen begann, da streifte die Munterkeit bis an die Grenze der Ausgelassenheit, nie aber übertrat sie dieselbe.

In einer solchen Laune konnte Mozart nicht so hartnäckig bleiben gegen die ungeliebten Witten und Fragen des feurigen Bassi, und nach und nach ließ er sich so weit erweichen, daß er ihm die Skizzen seines neuen Werkes zeigte, von welchem die Arien bereits vollständig waren.

— Das ist alles recht schön, Maestro Amadeo! meinte Bassi, doch diese Arien sind für mich denn doch etwas zu unbedeutend.

— Was sagt du, Männchen? fragte Mozart, Bassi mit einem schalkhaften Lächeln betrachtend.

— Ich meine, sagte dieser, daß darin gar keine

Schwierigkeiten vorkommen, daß das alles gar zu leicht ist.

— Glaubst du, Männchen?

— Und dann, nicht wahr, teurer Maestro, darum schreibst Ihr mir noch eine recht große und schwere Arie, oder gebt mir eine aus Eurem Vorrat. Nicht wahr, Ihr thut es?

— Nein, das thut ich nicht! erwiderte Mozart kopfschüttelnd und fortwährend lächelnd; ich thut's nicht, nein, herzlichstes Bassettchen, das thut ich auf keinen Fall!

Bassi sah ihn ein wenig verdrüßlich an, doch Mozart fuhr gutmüthig fort:

— Siehst du, Freundchen, daß die Arien nicht lang sind, das ist wahr; aber sie sind gerade so lang, als sie sein müssen, und keine darunter, meine ich, ist kürzer, als nötig! — Und was die große Leichtigkeit anbelangt, über die du dich beklagst, Männchen, so mach du dir deshalb keine Sorgen! Ich weiß sehr wohl, daß du dich thätig zusammennehmen mußt, wenn du sie so singen willst, wie sie gesungen sein müssen.

— So? fragte Bassi in gebetnem Tone.

— Zum Beispiel, sing mir mal diese Arie:

„Fin chan dal vino!“

Dabei setzte er sich ans Klavier und Bassi, ein wenig verstimmt, trat hinter ihn; kaum in die Noten schend, brach er wie im Galopp los, und das eben nicht sehr melodisch.

— Langsam, langsam, mein Junge! rief Mozart herzlich lachend, indem er gleich nach den ersten Tönen zu spielen aufgehört. Nur nicht so oon furio über Berg und Thal! Oder kamst du nicht bald genug mit meiner Musik fertig werden? — Wo ich presto geschrieben, mußt du denn gleich prestissimo wiehern? Und was hast du vergessen, was forte ist und was piano? He, ich frage, Junger Springinsfeld, singst das ein betrunkenen Hausknecht oder ein gemüthlicher spanischer Kavalier, dem mehr irgend eine Schöne als der Wein im Kopfe herumjuckt? Dieser soll ihm nur dazu verhelfen. Er aber, um seinen Genuß zu verdoppeln, malt sich jene in seiner erdhigen Phantasie versüßter aus. Ich bitte dich, geh und trink ein Glas Champagner, denke an dein Liebchen, und dann gehst du, wie es dir in den Ohren summen wird — in dem weichsten, zärtlichsten Tempo, — piano — piano! — crescendo — forte! — forte! — bis zuletzt niles in der wildesten, lautesten Lust aufjauchst — so denst ich mir's.

Und Bassi sprang auf, holte ein Glas Champagner aus, schloß der prächtigen Saporiti einen Kuß und sang die Arie von vorne an — und nun so vortrefflich, mit solchem Feuer und Ausbruch, daß es die ganze Gesellschaft wie elektrisches Feuer durchzuckte; er mußte sie wiederholen.

— Nun, Männchen? rief Mozart schmunzelnd, nachdem Bassi die Arie zum dritten Male abgesungen — nun? was hab ich gesagt? läßt es sich nicht pafabel anhören?

Und bevor es der große Meister verhindern konnte, ergriff der Sänger seine Hand, küßte sie cherbietig und sagte demüthig:

— Maestro, ich werde mich nach Möglichkeit bestreben, daß Ihr mit mir zufrieden seid!

Duschek drang so Inne in Mozart, bis dieser sich entschloß, seine Wohnung in der Stadt aufzugeben und sich hinter das Anseher Thor in den Weingarten Vertramta, Duscheks Eigentum, zu übersiedeln.

Es war an einem heitern frischen Septembermorgen, als Mozart seine neue Wohnung außerhalb der Stadt bezog. Duschek hatte insofern ein kleines Fest veranstaltet, und Mozart war freudig überrascht, als ihn an der Schwelle seines Landhauses seine liebsten Freunde bewillkommten. Seine heitere Laune wurde noch höher gestimmt, als ihm Duschek eine von vielen Autoritäten Brags unterzeichnete Anforderung überreichte, worin er angegangen wurde, ja recht bald ein Koncert zu geben. In diesem Zwecke wurde ihm das Theater angeboten, und Graf Thun machte sich anheißig, die Hälfte der Kosten zu tragen.

Mit Freunden versprach Mozart dieser Einladung zu folgen und setzte gutzuherzig hinzu:

— Nein, das hätten die Wiener doch nicht für mich gethan!

— Es scheint überhaupt, grölste Duschek, als ob deine lieben Wiener, wie du sie nennst, nicht einmal wüßten, wer du bist, und was sie von dir fordern sollen. Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie sich deiner nicht besser annehmen.

— Nun, nun, werd nur nicht böse, du ehrsiche

Geschehe! beschwichtigte ihn der gutmüthige Meister. Gar so arg ist's denn doch nicht. Die Herren dort haben auch auf gar zu viel andere Sachen zu denken, und ihr Urteil wird auch nicht von den besten Richtern geleitet. Was aber die Wiener selbst anbelangt, die laß du mir ungeschoren, Freunden! — Das sind dir brave Leute, und mein Lebenslang werd ich's nicht vergessen, wie sie mich empfingen, als ich von Salzburg kam. Es kam mir nicht anders vor, als wäre ich im Himmel. Freilich hören sie es gern, wenn man sie großmüthig nennt und als große Kunstseiner rühmt — und wer ihnen dieß beikändig vorleert, den vergöttern und verhäßeln sie wie ein Kind. Ich aber tauge nicht recht zum Schmeichler — und so mögen sie denn einstweilen diesen Salieri behalten und ihn mit ihren Lederbissen füttern — ihr aber gebt mir ein Glas Burgunder!

Und bevor sich noch Duschek umwandte, um dem Freunde den Boten zu freubigen, trat ein hoher, breitschulteriger Mann mit roten Wangen heran, und reichte dem gezeierten Meister mit freudestrahrender Miene und sich cherbietig verbiegend ein umfangreiches Glas mit dem roten Nebenfaß!

Behaglich leerte Mozart den mächtigen Boten, reichte dann seinem herrlichen Mundschiff freundlich die Hand und besamerte mit komischem Pathos:

„Schön willkommen, Pan Nepomut, Es grüßt Euch Mozarts Handgedruck!“

— Wie, der Herr Kapellmeister kennt mich noch? rief entzückt der stämmige Ganyne.

— Et, wie sollte ich nicht kennen den bekannnen, wackern Botschaften, Pan Nepomut Stradsky? erwiderte Mozart. Und ich bin sehr erfreut, daß er heute im Kreise meiner liebsten Freunde nicht fehlt. Es ist dies ein schöner Tag, der in meinem Gedächtnis mit goldener Schrift aufgezeichnet bleibt.

Und es waren in der That seltsame, vergnügliche Stunden, die an diesem Tage in dem freundlichen Weingarten verfloßen. Unvermerkt kam der Abend heran und überraschte die lustige Gesellschaft in höchster Laube beim köstlichen Gelage. Da erscholl in der Nähe die Musik eines Prager Musikchors; es war dies eine der schönsten Melodien aus „Figaros Hochzeit“. Mit Wohlgefallen horchte Mozart der trefflich ausgeführten Musik, diese aber verlor sich nach und nach in dem nahen Gaine, immer lauter, immer wehmüthiger wehten die süßen Töne aus der Ferne herüber, bis sie zuletzt in leisen Klageklängen langsam erstarben; in den benachbarten Bergen tauchte der Mond auf und ringsum herrschte heilige Stille; tief ergriffen erhob sich Mozart, wünschte seinen Freunden eine herzliche, gute Nacht und begab sich dann auf sein Zimmer, wo er bis spät nach Mitternacht am Klaviere saß.

Mozart arbeitete indessen fleißig an seiner neuen Oper, und am 4. Oktober 1787 zeigte er dem Impresario an, daß sie bereits, einige Nebenrollen in der Instrumentierung und die Avertüre ausgenommen, vollendet sei.

Der gute Impresario war auch außer sich vor Freude bei dieser Nachricht, und hatte nichts Willigeres zu thun, als Mozart das beühnende Honorar von hundert Stück Dukaten auszugeben; als aber dieser von der Verteilung der Rollen zu sprechen begann, da gestand das geplagte Oberhaupt der Opernhelden, daß ihn diese Angelegenheit schon durch vier Wochen zittern gemacht; denn seinem scharfen Herrscherauge war die innere Gärung nicht verborgen geblieben, die das Gerücht von der neuen Oper in seinem Reiche verbreitet hatte und die, je mehr sich die Oper ihrer Ausföhrung näherte, immer drohender wurde, weil jeder Sänger und jede Sangerin auf die Hauptrolle Anspruch machte.

— Meine Leuten sind zwar sonst recht gute Geschöpfe, schloß er seinen Vortrag, und unser Bassi, der ist die Gutmüthigkeit selbst; aber in gewissen Umständen können sie einen armen Impresario doch zur Verzweiflung bringen, besonders die allerliebste Saporiti und die kleine niedliche Bondini, das find Satanskinder, wenn sie sich einmal etwas in das Köpfchen setzen.

— Laßt nur keine Furcht bliden, sagte Mozart; sie haben mich ein bißchen lieb, das weiß ich, und ich werde sie schon zur Reize zu bringen suchen.

— Unter uns, bemerkte der Impresario mit schlaunem Lächeln, die Saporiti fürcht' ich eigentlich nicht, die wird uns die wenigsten Hindernisse in den Weg legen, denn wenn sie auch die Stöße spielt, so sieht sie Euch doch gern und ich vermute, daß dahinter noch etwas anderes steht.

— Ah, hört doch auf! unterbrach ihn Mozart, sich wohlgefällig die Hände reibend; denn obwohl er seine Frau liebte und ehrte, soll er ihr doch nicht immer so recht treu gewesen sein.

Guarabasi! fuhr er fort:

— Wie ich Euch sage; denn unlängst sagte sie selbst zu mir: „An Signor Amadeo könnte ich mich verlieben, denn er ist ein großer Genius, und da würde mich seine nicht eben gefällige Gestalt nicht abstoßen.“

Was war's mit der Freude bei Mozart. Er war fürchterlich aufgebracht, daß sich die reizende Saporitti auf solche Weise über seine Gestalt geäußert, und das noch vor dem plauderhaften Impresario.

— Schickt sie mir nur alle her, Signor Guarabasi, lief er ganz im Feuer. Ich werde ihnen ein Kapitel lesen, daß sie gewiß singen werden!

Dieser versprach auf den kommenden Tag sämtliche Opernmitglieder in den Theaterjalon zu berufen.

* * *

Am andern Morgen war die Oper vollständig im Theaterjalon versammelt; Mozart trat mit feierlichen Schritten ein, grüßte schweigend mit dem Kopfe links und rechts, und begann dann langsam, gemessen — bald aber, gemüthlich wie er war, immer ungemühter und freundlicher zu sprechen:

— Sehr geehrte Damen und Herren! Es wird euch nicht unbekannt sein, daß ich im vorigen Jahre von euren Impresario die schmeichelhafte Einladung erhielt, für seine Gesellschaft eine Oper zu schreiben. Ich ergreife diese Idee um so freudiger, als ich euch schließlich genau kenne, und überzeugt sein kann, daß ich für wahre Künstler arbeite.

Mein Werk ist vollendet und ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich mit ganzer Seele dahin strebte, nicht nur meiner gesamten Arbeit, sondern auch jeder einzelnen Partie derselben einen effektvollen Erfolg zu sichern. Ich hege die Hoffnung, daß meine neue Oper gefallen werde; zugleich aber habe ich die Ueberezeugung, daß sie nur dann vollen Beifall erhalten kann, wenn sie sich in den Händen solcher Künstler befindet, wie ich sie in euch gefunden habe.

— Und in der That! wo findet sich ein vollkommener Don Giovanni, als mein junger Freund, Luigi Bassi? Seine herrliche Gestalt, seine brillante Stimme, sein Temperament und seine Gutmüthigkeit, die seinen Charakter auszeichnen, das alles macht ihn zum gebornen Helden meiner Oper. Von Leichtsinne und Lebensgefährlichkeit wird, glaube ich, gerade so viel in ihm stecken, als für einen ledernen Vogel nöthig ist, und daß er allenfalls auch zur eigenen Lebensrettung — einen alten, aufgebrauchten Vater seiner Schönen ersehen kann — aber nicht mehr! Denn mein Held ist kein gemeiner Verbrecher, sondern ein feuriger, lebensgünstiger Jüngling!

— Und könnte ihm wohl eine passendere, trefflichere Donna Anna gegenüberstehen, als unsere schöne, stolze, aber tugendhafte Saporitti? Sie wird uns alle die Kontraste des Gefühls: den Haß und die Liebe, Mache und Mitleiden durch Gesang und Spiel so vollkommen veranschaulichen, als ich sie mir dachte, als ich ihre Rolle schrieb.

Und wer könnte die treue, zornanmende und immer wieder verständliche, liebende Elvira ergreifender darstellen, als unsere reizende, schwermüthige, anmuthige Miscelli? Sie ist Giovanni's warmer Geist, der ihn erst in den letzten Augenblicken verläßt. Ach! solch ein Engel könnte auch mich beehren, obwohl ich ein bedeutender Sünder bin, trotz meiner ungeschicklichen Gestalt.

— Und nun die niedliche, begehrliche, schelmische, unerfahrene, aber gelegriehe Zerline! O, reichet mir das Händchen, Signora Bonibini! Auf Ehre, Weibchen, ein Kuß würde auch nicht schaden; Ihr seid ja wie zum Küssen geboren, und wenn mein Brauchener „Vedrai carino“ so singen könnte, dann wäre es ja nicht auszuhalten.

— Daß unser guter Pongiani mit dem Leporello und der vortheilhafte primo tenore, Antonio Baglioni, mit seinem Ottavio zufrieden ist, das freut mich ungemein. Signor Velli übernahm bei seinem schweren Gouverneur auch noch den Maffetto, weil er wünscht, daß alle Partien aus dem besten seien. Ich danke ihm bereits unter vier Augen und thue es öffentlich.

— Ich hoffe deshalb, daß wir insgesamt einen mit Erfolg geträumten Abend erleben werden und daß sich meine neue Oper aus den Fingern erheben wird. Mit diesen Worten schloß er seine Rede, verbeugte sich und entfernte sich. Die Versammlung klatschte Beifall und ging heiter und vollkommen zufriedengestellt auseinander.

Am 28. Oktober war „Don Juan“ vollendet

fertig — bis auf die Duvertüre, und die Proben begannen.

Am andern Morgen vor der Hauptprobe promenierte Mozart in der alten Allee. Vor ihm schritt die Gestalt des bekannten Posannisten Stradachy. Er schien in tiefes und ernstes Nachdenken vertieft. Mozart holte ihn ein und klopfte ihm auf die Schulter.

— Nun, was gibst du? rief dieser in seiner Art ziemlich grob und schrie sich unwillig um; doch Mozart erkennend, verbeugte er sich fast bis zur Erde und sprach hochgeachteter Herr Mozart! Ich war in Gedanken und dachte, es wäre ein Schalk, der mich foppen will; wollet es nicht übel nehmen.

— Et, was ist da übel zu nehmen, Mäuschen? lachte Mozart. Niemand hat's gern, wenn man ihn im Nachdenken stört, ich auch nicht. Aber sagt mir einmal, Bane Stradachy, über was habt Ihr denn so tief nachgedacht?

Mit heiterer Miene erwiderte der Posannist: — Auf was hält ich denn sonst denken können, als auf Eure Oper, verehrter Herr Kapellmeister! Ist denn nicht ganz klar vor Erwartung? Hol mich der Teufel, wenn man mich nicht überall, wo ich hinkomme, gleich fragt: „Nun, Herr Stradachy, wann ist die erste Probuction?“

— Wie denn, mein Lieber, unterbrach ihn Mozart, Ihr habt die Vakanzinne, nicht wahr?

— Zu dienen.

— Habt Ihr auch Eure Partie schon durchgespielt, Herr Stradachy?

— Ei, das versteht sich, schätzbarster Herr Mozart! und ich freue mich wie ein Kind auf die vollen, gedehnten Töne! Aber hin und wieder gibt es verdammt schwere Stellen!

— Ei was, Ihr werdet sie schon treffen, Ihr Mordmännchen, nicht wahr?

— Nun, wir werden trachten, daß wir sie treffen. Unter solchen Gesprächen gingen die beiden eine Weile die Allee auf und ab und begaben sich dann ins Theater.

* * *

Die Generalprobe begann; Mozart war überall, in allen Winkel — bald im Orchester, bald auf der Bühne; bald dirigirte er die Musik, bald ordnete er die Gruppierungen auf der Scene. Beim Ball im ersten Akte, wo Bassi nicht nach seinem Geschmack taugte, stellte er sich selbst in die Reihe und tanzte mit Zerline den Menuett mit einem Anstand, einer Tournee, die seinem Meister Roverre alle Ehre machte.

Auch mit Zerline hatte er eine kleine Kollision. Sie schrie ihm nämlich, um Hilfe rufend, nicht durchdringend genug. Drei Mal ließ sie wiederholen, und doch war er nicht zugehört. Man fing die Nummer zum vierten Male an, Mozart schlich sich hinter die Sängerin, die schon ein wenig ärgerlich wurde, und als man zu der besagten Stelle kam, kniff er sie unversehens so stark in den Arm, daß sie nun wirklich durchdringend ansah.

— Bravo, mein Tändchen! rief Mozart lachend; so will ich es haben! so müßt Ihr abends aufschreien.

Mit der herrlichen Schlussszene endete die Probe. Mozart war mit den Sängern und dem Orchester annehmend zufrieden, und die Künstler versprachen sich alle den schönsten Erfolg.

So kam endlich der Tag vor der ersten Aufführung des „Don Juan“ heran, und Mozart hatte seine Duvertüre noch immer nicht fertig, ja nicht einmal angefangen. Der Impresario schwelte in tausend Klagen, er bat, beschwor — auch Mozarts Freunde wurden befragt — er aber lachte sie aus, und sagte endlich:

— Heute Nachmittag werde ich sie schreiben. Aber der Nachmittag kam, und Mozart schrieb nichts, sondern machte eine Ausfahrt ins Freie.

Da begann Guarabasi zu verzweifeln.

— Ihr werdet sehen, es wird nicht gehen! jamerte er beständig. Was! es kann ja nicht gehen!

— Und er laube ihnen Worten nach dem andern in alle Gegenden aus, aber umsonst! Von Mozart war nichts zu sehen, und Strohhack ließ sich schon vernahmen, er werde morgen im schlimmsten Falle die Duvertüre aus dem „Don Juan“ spielen lassen.

Es war nahe an Mitternacht, da endlich hielt Mozarts Wagen vor seiner Wohnung. Ganz aufgeregt kam er aus einer lustigen Gesellschaft zurück. Seine Freunde, den unglücklichen Impresario an der Spitze, erwarteten ihn noch, und umringten ihn mit Klagen, Witten und Beschwörungen. Er aber sprang mit lautem Gelächter unter sie.

— Jetzt laßt mich, jetzt wird's gehen! Mit diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu, setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben; aber nach wenigen Minuten sprang er wieder auf, rief seine anmüthige Frau zu sich und sagte zu ihr:

— Es geht noch immer nicht! Ich muß mich ein wenig schlafen legen! In einer Stunde werde mich und bereite mir dann ein Glas Punsch!

Damit streckte er sich angelockert aufs Bett. Seine Frau bereitete unterdessen den Punsch, und trat nach einer Stunde aus dem Zimmer um ihn zu wecken, konnte es aber nicht übers Herz gewinnen, als sie ihn so sanft schlummern sah. Sie ließ ihn daher noch eine Stunde schlafen; dann aber mußte sie ihn wecken — und that es auch.

Mozart rief sich die Augen, behaute sich ein wenig, dann legte er sich wieder zum Tisch und schrieb weiter. Seine reizende Lebensgefährtin setzte sich neben ihn, schenkte ihm fleißig von dem beliebtesten Getränk ein, und begann allerlei hübsche Märchen, lustige Schwänke und schauerhafte Geistergeschichten zu erzählen. Mozart lachte und schrieb in der stilligen Stille ohne Unterlaß fort. Am Morgen nach sieben Uhr lag die Duvertüre fertig vor ihm.

Der Schwindel ergriff ihn, als er vom Schreibtische aufstand, dann erhielt er sich auf den Füßen. „Diesmal ging's!“ — sprach er matt in sich hinein, „aber zum zweiten Male will ich es nicht versuchen.“ Dann sank er erschöpft aufs Lager.

Am 8. Uhr holten die Kopisten die Partitur ab, um so schnell als möglich die Stimmen abzuschreiben. Sie wurden damit aber so spät fertig, daß die Oper erst ein Viertel auf neun Uhr beginnen konnte. Nach und nach voll Strands wurden die Noten im Orchester verteilt.

Unmittelbar vor der Aufführung standen die Mitglieder des Orchesters noch plaudernd auf der Bühne.

— Meine Herren, — sprach Mozart in ihren Kreis tretend, die Duvertüre konnten wir nicht probieren; aber ich weiß wohl, was ich bei Ihnen wannen darf, und deshalb in Gottes Namen! es wird schon gehen!

Die sonderbare Entstehungsgeschichte der Duvertüre hatte sich schnell im Publikum verbreitet; die Erwartung war sich höchste gespannt, und als endlich Mozart ins Orchester trat, ward er von dem überfüllten Hause mit donnerndem Hurra und stürmischem Beifall begrüßt. Er dankte mit tiefer Bezeugung — ergriff das Taktstäbchen — gab das Zeichen — und wie das Schmettern und Dröhnen der Trompeten am jüngsten Gericht, ertönten die ersten Accorde des schauererregenden Aduante. Das wackere Orchester führte dieses, sowie das folgende Allegro voll Begeisterung aus, und als die Duvertüre verstummte, wollte der Jubel und betäubende Beifallsturm des Publikums gar kein Ende nehmen.

— Glühende Noten sind zwar zu Boden gefallen, sagte freundlich Mozart während der Introductio, aber im ganzen ging die Duvertüre gut.

Daß der Beifall und das Entzücken des Publikums während der Aufführung der Oper einen immer höherem Grad erreichte, braucht nicht erst erwähnt zu werden; welcher Beliebtheit sich aber dieses geniale Tonwerk seit der ersten Aufführung am 4. November 1787 bis heutigen Tages vor jedem gebildeten Publikum erfreut, weiß die ganze Welt.



Der Sängerrinnen Kluch oder die beiden Kivalinnen.

Von Marie Knauff.

Einige Leute behaupten, daß die Bühnenkünstler groß seien im „Aufschneiden“ (wer kennt nicht die Bedeutung dieses Scherzwortes!); ich aber bestreite mit vollkommener Entschiedenheit, daß „Aufschneiden“ eine Spezialität des Theaterwüthchens ist. Ueberall — in allen gesellschaftlichen Kreisen — bei Hoch und Niedrig — zu allen Zeiten — hat es Leute gegeben, die es mit der Wahrheit nicht so genau nahmen, und z. B. mehr Ehrenbezeugungen für sich registrierten, als ihnen thatsächlich zugekommen waren. Fastkaff, der von seinen



Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

— Bei einem der letzten Recitals in Saint-James-Hall wurde Andriette, die englische Blätter erzählen, im Besitzbild von einer eleganten Dame in dem Augenblicke angehalten, als er sich anschickte, den Konzertsaal zu betreten. „O, Meister Rubinstein, wie glücklich bin ich, Sie zu treffen. Denken Sie nur, ich war nicht im Staube, auch nur ein einziges Billet zu erhalten, könnten nicht Sie mir eines verschaffen?“ „Madame,“ entgegnete der große Pianist, „ich kann nur über einen einzigen Platz verfügen, allein wenn Sie auf diesen rechenken wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen denselben auszureiten.“ „Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an, Meister, und — wo ist Ihr Platz?“ „Am Klavier, meine Gnadige.“

— Der königliche Musik-Direktor Richard Schmidt in Berlin ist durch Verleihung des Prädikates „königlicher Professor“ ausgezeichnet worden.

— Adeline Patti wird, wie man dem „V. L.“ aus London schreibt, am 1. September in England zurückwartet. Buenos Ayres erwies sich für sie als ein Eldorado im eigentlichen Sinne des Wortes. Vierundzwanzig Vorstellungen lieferten einen Ertrag von 2094355 Pesos. — wobei der Anteil, welcher auf die Partie entfiel — sich auf 40000 Pesos, per Abend belief. Ihre Tour währte vier Monate mit einem Ertrag von 1500000 Pesos, und zwar netto! Von England wird sie sich nach Paris begeben. Vor ihrer Abreise von Buenos Ayres machte sie sich für ein Wiederauftreten im nächsten Jahre und zwar für dreißig Vorstellungen verbindlich, und in wenigen Tagen waren schon alle Sitze „vorgemerkt“.

— Rudolf Herold, der Pionier deutscher Musik, ist in San Francisco gestorben. Er war 1831 in Wüdrach geboren, wurde unter Mendelssohn und Moscheles in Leipzig ausgebildet und kam im Alter von noch nicht 20 Jahren nach Amerika. Er wendete besonders in Kalifornien das Interesse für Musik und hat viele Jahre hindurch an der Spitze jedes größeren musikalischen Unternehmens in San Francisco gestanden. Im Jahre 1870 wurde Herold auf einer Reise nach Europa vom Schlage gerührt; seitdem hat er sich nie wieder ganz erholt.



Nur und Noll.

— Ein Musik-Feind. Von Labiche, dem berühmten französischen Lustspieldichter, erzählt ein früherer Freund desselben und Mitarbeiter des „Monde“ einige interessante Details in betreff des Abganges dieses Schriftstellers vor der Musik. „Er wurde stets ganz wild,“ so berichtet jener, „wenn er Musik hörte, und suchte seinen Haß gegen die Göttliche auf jeden zu übertragen, mit dem er umging. Eines Tages begegneten wir Holanzier, dem damaligen Leiter der Großen Pariser Oper. „Sie lieben ebenfalls nicht die Musik, bekennen Sie es nur!“ rief er ihm zu, „denn Sie machen ein Gesicht mit ihr, und ist etwa ein Balletenbäder gern Paßisten?“ Ein einziges Mal ließ sich Labiche mit unendlicher Mühe dazu verleiten, eine Oper zu besuchen. Es war zur Zeit, als er sich verheiratet wollte. Die Freunde und Bekannten hatten eine Zusammenkunft mit seiner Aufkündigung an einem dritten Ort vorge schlagen. Sie wählte die Große Oper und wollte mit ihren Eltern diese Vorstellung besuchen; also wurde auch Labiche dazu eingeladen. Bei der bloßen Mitteilung entsetzte sich der Dichter. „Eine Frau, welche die Musik liebt? Oh! Nie!“ Trotzdem ließ er sich schließlich überreden und ging, um nicht geradezu unhöflich zu erscheinen, an dem bestimmten Abend ins Theater. Es wurde Rossini's „Wilhelm Tell“ gegeben. Labiche betritt etwas bleich, aber gefaßt seine Loge und setzt sich neben seine Auserkorenen. Alles schien gut zu gehen. Aber schon in der Mitte des ersten Aktes beginnt der Dichter Zeichen der Unruhe

und Aufregung von sich zu geben, die seine Umgebung nicht wenig stören. Der zweite Akt beginnt — Labiche hält es nicht mehr aus — springt auf, verläßt die Loge und rennt mit großen Schritten, aufgeregt, auf dem Korridor hin und her. Zurückgekehrt und mit allen Bitten und Barmhertzigkeiten festgehalten, sitzt er, die Stirn von Angstschweiß bedeckt, sich mit den Händen die Ohren zuhaltend. Da endlich, noch ehe der Akt zu Ende war, ist er nicht mehr Herr seiner Qual, er erhebt sich heftig, so daß der Stuhl mit Geräusch umgeworfen wird, er stürzt hinaus und verläßt die Loge, das Theater und die ihm zugedachte Braut — er hat die letztere nie wiedergegesehen!“

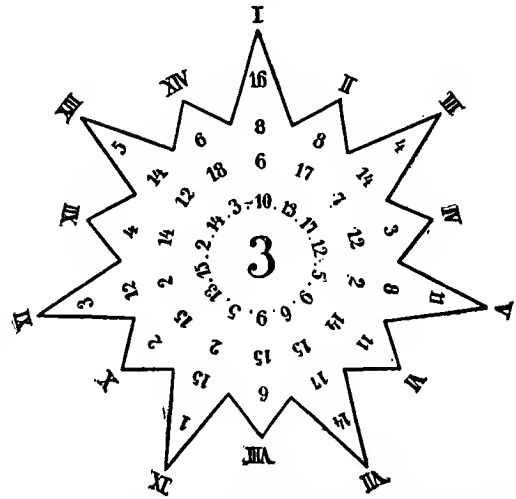
— F. R. Das Lampenfieber. Man könnte ein höchst unterhaltendes Feuilleton über das Verhalten der verschiedenen Komponisten während der ersten Aufführung einer Oper schreiben. Einige sind tapfer und fähig, oder wissen es doch wenigstens zu scheinen, während andere das Lampenfieber bekommen, wie manche Rekruten das Kanonenfieber. Zu den letzteren gehörte auch Auber, der trotz so langer Erfahrung und so zahlreicher Triumphe diese Angst bis zu seinem Lebensende nicht los zu werden vermochte. „Ich sehe ihn noch,“ berichtet der jüngst verstorbene Akademiker S. Blaze de Bury, „am Abend der ersten Aufführung von „Marco Spada“ beim Finale des zweiten Aktes plötzlich zittern und erlassen, bis ihm ein Freund, der sich mit hinter den Gontissen befand, eine Hand auf die Schulter legte und ins Ohr flüsterte: „Aber so beruhigen Sie sich doch, verehrter Meister, es ist ja nur die Widelsföte!“ Auber wachte, einen Pfiff vernommen zu haben. Seine Rüge erhielten sich wieder, aber er faute noch an den Nägeln, wie er in schwierigen Momenten immer that, und fragte miträusch: „Die Widelsföte, wissen Sie das bestimmt? Ich kann mich gar nicht erinnern, hier die Widelsföte angewendet zu haben!“

— F. R. Zwei Landbesitzer. Als Rossini, den man in Wien über alle Maßen gefeiert hatte, nach Paris kam, wollte er auch seinem berühmten Landsmann Gherardini, dem Direktor des dortigen Konservatoriums, seine Anwesenheit machen. Dieser

konnte, wenn er das auch nur in seiner humoristischen, originellen Weise zu verstehen gab. „Sie sind ein großer Meister, Herr Gherardini,“ sagte er eines Tages, „ich dagegen bin nur ein Ignorant und habe nichts als meine Pizzicati.“ Das hieß mit anderen Worten: „Ich bin ein Melodist, und Sie sind es nicht,“ und nach einigen Jahren bewies dann der Sohn des Trompeters von Besaro durch seinen „Wilhelm Tell“, daß er doch auch noch mehr hatte, „als seine Pizzicati.“

— F. R. Kenio'se Auszeichnungen. König Ferdinand VII. von Spanien war einer der leidenschaftlichsten Raucher, die es je gegeben hat. Er behielt daher auch seine Zigarre im Munde, als ihm eines Tages Rossini auf der Durchreise durch Madrid durch den Gesandten Aguado vorgestellt wurde. Nach einigen Worten der Unterhaltung nahm der Monarch, um sich dem berühmten Maestro besonders gnädig zu zeigen, die schon halb aufgerauchte „Buro“ aus seinen Lippen und reichte sie dem Komponisten, der aber sich tief verneigend diese kuriose Auszeichnung unter dem Vorwande ablehnte, daß er nicht rauche. „Sie haben mit Ihrer Ablehnung sehr unrecht gethan,“ flüsterte ihm die Königin Marie Christine, seine Landsmännin, zu, „man erzeigte Ihnen damit eine Ehre, die nicht aller Welt zu teil wird!“ — Eine nicht weniger befremdliche Auszeichnung erwartete den „Schwan von Besaro“ bei dem Infanten Don Francisco, dem Bruder des Königs, der für des Meisters Musik schwärmte. „Ich fand ihn allein mit seiner Gemahlin Klavier spielend,“ erzählte Rossini, „wir plauderten zunächst über eine meiner Opern, die er gerade aufgeschlagen vor sich hatte. Dann unterbrach mich der Prinz plötzlich mit der Bemerkung, daß er eine Günst von mir erbitten wolle und sagte gleich hinzu: „Erlauben Sie mir, Ihnen die Arie des Assur vorzutragen, aber in dramatischer Weise, wie auf dem Theater.“ Neue Ueberraschung und neue Verlegenheit. Ich setzte mich also an Klavier und begann mit dem Vorspiel, worauf ich dann den Prinzen am anderen Ende des Salons die allerfeinsten Stellungen annehmen sah, und er seine Arie mit dem Gesen und dem Vortrag eines tollgewordenen Tragöden begann.“

Stern-Zahlenrätsel.



C. L. Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so entstehen in den einzelnen Zaden dieses Sterns vierzehn Wörter mit gemeinsamen Endlaut (= 3). Die einzelnen Wörter sind: I. ein israelitischer Kriegsführer, II. ein Frauenname, III. ein europäischer Vulkan, IV. ein Fluß in Italien, V. eine beliebte Oper, VI. ein Fluß in Rußland, VII. ein alttestamentlicher Prophet, VIII. ein indischer Gott, IX. ein asiatisches Reich, X. eine Stadt in Rußland, XI. eine Stadt in Oberitalien, XII. eine griechische Göttin, XIII. die Helbin eines Dramas von Grillparzer, XIV. eine Stadt in Belgien.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen bedeutenden Komponisten der Gegenwart.

Auflösung des Zahlenrätsels in letzter Nummer:

Mhr. Ruhe. Ruf. Busch. Schubert.

Euphorion. Wir haben bereits früher etwas Ähnliches aus der Feder Louis Köhlers gebracht. Es ist uns sehr und gute humoristische Sachen stets willkommen. ad 2. **London.** J. S. In letzter Zeit ein- schneidenden Lebensfragen geben wir seinen Rat, — ein Erfolg hängt von zu vielen Fak- toren ab, — ad 2. Weiten Sie sich event. an die akademische Hochschule für Kunst in Berlin, Potsdamerstrasse 130.

München. C. S. J. Mehlische Rästel **Poren. B. T.** bringen wir nicht.

Hände. A. S. Wir kennen den Be- züger nicht, doch kann Ihre Musikalien- handlung zweifellos Auskunft geben. Wahr- scheinlich ist das Werk bei Hof. Mühl in Mün- chen verlegt.

München. J. H. Die „Reife- musika-Bibliothek“ von Fritz Schmidt ist in der Hofmusikalienhandlung von Fritz Schmidt in München erschienen.

B. G. in R. Die Zeitschrift des „Har- moniker“ von Adolf Schulz (Reinhold-Verlag, Carl Neufeld, ad 2. Markt, Gasse 10, Aus- gabe für Hof von Franz Hof (Braunfeld, Hof-Verlag, ad 2. Markt, Gasse 10) dürfte Ihren Zweck er- füllen. „Sängers Liebling“ Band 2 (Steu- der, C. Neufeld, ad 2. Markt, Gasse 10), faden, oder Gesangsstücke für Kinder? Im letzteren Falle, „Die vier Jahreszeiten“ von Heiser (Neufeld, Markt, Gasse 10). Jede Jahreszeit ist einzeln zur Aufführung bestimmt.

Berlin. C. G. Schiden Sie Hofmusik- oder Retourenkarte, damit wir Ihnen die Adresse mitteilen können.

Aussee. W. B. Recht nett, aber zu harmlos.

Spanien. J. H. Die Antwort auf Ihre Anfrage, würde zu viel Raum erfor- dern, — doch finden Sie Auskunft in jedem Regimen unter „Musikalisches Drama“.

Böpingen. A. G. Die finden Sie in „Ertz, „Ertz“ Band 1 (Edition Peters).

Markireh. W. D. Wohnt in Hana- burg als Solist des philharmonischen Orchesters.

Görlich. F. Können das Opus leider nicht verwenden, — sind aber über Gebühr ver- zogen, — sind aber zu sehr versehen.

Dittenhansen. H. Recht charak- teristisch, — sind aber zu sehr versehen.

Lonsheim. K. D. Warum können Sie sich mit Retourenkarte nicht direkt dahin? Wir wissen leider nichts.

Krotoschin. R. H. Ad. Schulz, „Die Zeitschrift des „Harmoniker“, eine Zu- weisung in das Buch von Hof. Neufeld, ad 2. Markt, Gasse 10, unter „Ertz“ zu finden. (Reinhold-Verlag, Carl Neufeld, ad 2. Markt, Gasse 10).

Cleveland. H. M. Gaben zu viel Bortat. Dantel.

London. „Deutscher.“ Ein sich auch nicht ganz „ohne“ füllender Abonnent begleitete sein Schreiben (mit Manuskripten) mit folgendem Motto:
„Gefährlich sind Streifenentwürfe,
Und furchtbar der Poeten Rat“, —
Jedoch der furchtbarste der Schreien
Ist sicher Kompositionen!
Und Sie versehen sich dreifach gegen diesen Spruch! Welch gefährlicher Mensch müssen Sie sein!

E. in B. Hoff sind Sie im Stande, und durch Ihre Mithilfe werden Ihnen musika- lische Briefe zu senden, wenn dies überhaupt möglich wäre, — allein zwischen Ihrer Musika- lienhandlung und uns selbst steht ein Wall von bereits acceptierten Manuskripten, die der Ver- öffentlichung harren. Und dieser Wall ist über- recht nicht zu übersteigen, selbst nicht von Ihrem ausgefallenen Begabung.

Nieuwediep (Holland). W. Tante- abgelehnt! Manuskripte nach dem Auslande schicken wir nicht zurück, es müßte denn das Porto vergütet sein.

Monastir. Die Adresse von C. S. kann nur direkt mitgeteilt werden, also sind den Anfragen Retourenkarten beizufügen. Dies als Erwiderung auf sehr viele Briefe.

Gotha. G. N. Ihre Frage kann Ihnen sehr Musikalienhandlung beantworten. ad 2. Schon zu bekannt, — dank!

Leipzig. F. H. Ja wohl, nur nicht denken zu lassen, ad 2. Da müssen Sie erst harmonische Studien, sonst gibt es immer Misserfolg.

L. in L. Die betreffende Schule kennen wir nicht; geben Sie uns einige Anhaltspunkte, wie weit Sie geht, dann sind wir gerne zu Diensten.

Tägerwollen. S. eines der Gedichte haben wir früher schon gebracht, — das zweite ist nicht besonders anspruchsvoll. Humori- stische willkommen, für event. Retourenhandlung ver- pflichten wir uns.

Stuttgart. A. S. Sie haben recht: Das vorletzte Musikfest fand am 17. 18. 19. Juni 1888 statt. Der erste Abend war dem „Sam- son“ gewidmet.

Emm. J. H. Schöne Arbeit, — wird recht bald vertrieben.

München. J. M. Ebenfalls Guter- brot für unsere Leser. Unser Kompliment!

In neuer Auflage erschienen:
Reissiger, Friedr. Aug. Op.
sächsische Zecher und der Tausel, f. eine Bass- (od. Bariton-) Stimme m. Begl. d. Piano- forte (Mtl) nach dem Gemälde Ed. Gütz- ners) Mtl. 1.—

Leipzig, Dresden und Chemnitz,
Ang. 1888. C. A. Klemm,
Kgl. Sächs. Hof-Musik-Verlag.

Geistliche Arie.
„Es ist so still geworden.“ Für eine mittlere Singstimme mit Orgel oder Piano- fortebegleitung von Jul. Bellmann op. 51 & M. 1. Ganz in neuem Stil gehalten — von natürlicher Schönheit und eigent- licher Klangfarbe — Allseitige Aner- kennung ausnehmend! Verlag von Jul. Schneider, Berlin C 22. Weinmeisterstr. 6.

Im Verlage von A. E. Fischer in Bremen erschienen:
Bohne, R., op. 61.
Opern-Boquet.
Sammlung der schönsten Melodien aus den beliebtesten Opern, in Form von Polkas, leicht arrangiert.
Nr. 1—12 für Violon u. Pian. a. M.
„ 1—12 „ Flöte „ „ a. M.
„ 1—12 „ Cello „ „ a. M.
„ 1—12 „ Klarin. „ „ a. M.
„ 1—12 „ Tromp. „ „ a. M.
„ 1—12 „ Streichquartett a. M.
Vollständige Kataloge versende gratis und franco.

Schul-Violine,
vorz. i. Ton, Ebenh. Garn. m. f. Bogen, stark gefurht. Holz, best. Bezug 15 Mk.

Schul-Zither
vorz. i. Ton, 31st., sel. Ring u. stark, gefurht. Holz, 20 Mk. Preis nach P. Ed. Kanes, Trier, i. Bayr. Hoflieferant.

Violinen Zithern
wie alle anderen Arten u. Streichinstrumente, sowie alle andere deutsche u. italienische Violinen, Zithern etc. für Dilettanten u. Künstler liefern unter den kulantest. Bedingungen auch gegen monatliche Raten ohne Freiheitsbürgung. Garantiert. Unbedingt gefastet. Preisreduktionen. **Hamma & Co.** Salten-Instrumenten-Fabrik Stuttgart, Engenstr. 4.

Violinen Zithern etc.
Instrumente an vorzüglichsten direkt von der Instrumentenfabrik C. Schuster jun., 255/56, Eilacher-Strasse, Markneukirchen, Sachs. Instr. Kataloge gratis u. franco.

Violinen.
unübert. Meisterwerke der heutigen Gelgenbau- kunst, ebenso Zithern u. alle anderen Instrumente empfehl. unter absoluter Garantie. **Glasel & Herwig** in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franco.

STREICHINSTR. ZITHERN
ohne Nachnahme od. Voranzahlung u. unter Gestattung der Rücksendung.
Violinen mit Ebenholzgr. v. 9 M. an; mit Ebenholzgr. 7 M. 50 Pf. Ordinaro von 2—4 M. 50 Pf. Basisholzgr. von 85 Pf. an; 1/2 gef. schwarzlack. Kästen v. 3 M. 50 Pf. an. Imitationen alt. ital. Meister-Violine v. 12 M. an.
Ceills mit Ebenholzgr. v. 24 M. an. Ordinaro v. 12 M. an.
Zithern von 10 M. an.
Reparaturen unt. Garantie. Saiten halbtar und rein.
Preisverzeichnis m. vielen An- erkennungszeugn. grat. u. franco.

OTTO JAGER, FRANKFURT

Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands nimmt das ca. 70 Tausend Abonnenten besitzende

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

unübertroffen einen der ersten Plätze ein.

Die hervorragenden Leistungen des Berliner Tageblatt in Bezug auf rasche und zuverlässige Nachrichten über alle wichtigen Ereignisse, durch unüßende besondere Teat- berichte seiner an allen Weltplätzen an- geschickten eigenen Korrespondenten werden allgemein gebührend anerkannt. Durch bewusste, für die Leser vorteil- haften, **Sonderausgaben** hat das Berliner Tageblatt einen neuen Wirkungs- kreis betreten, auf welchem es die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und unabhängige Berichterstattung zu wahren sich bemüht. In den **Theaterkritiken** von Dr. Paul Lindau werden die Auf- führungen der bedeutenden Berliner Bühnen einer eingehenden Beurteilung gewürdigt, während in der **Musikbeilage** des Berliner Tageblatt, „**Reich**“ sich die besten Schriftsteller mit beziehn und ge- schmackvollen Beiträgen zu Stellen geben. Das illustrierte **Wochenblatt „ULK“** er- reichte bei seinen Lesern weitestgehende Anerkennung, seine feine treffend witzigen und humorvollen Beiträge, fähig bei un- geheurer Einnahme der besten Vertriebs- weise, den Lesern, bringt als „**Illustr. des Tages**“ unter unüßlicher Ausbe- nutzung des Stoffes, Herz und Gemüth anregende Erzählungen, seine Aufsätze bezeichnen die besten für Zeitgenossen und Unterhaltung sorgen Reize, Mithel, Satir-Aufgaben u. d. e.

Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau und Sanitätswesen**, bringen neben selbstständigen Fachbeiträgen, zahlreiche Ratgeber für Haus und Hof, so daß jeder Abonnent durch die Berliner Tageblatt, gleichsam an wertvolles Material und Nach- schlagewerk besitzt. Im täglichen Monats- kalendarium des nächsten Monats erscheint ein neuer, ungemein interessanter Roman aus dem Berliner Leben der Zeitgenossen von Dr. Theophil Zölling: „**Der glückliche**“.

Unter Mitwirkung der bedeutendsten Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Literatur, Kunst, Wissenschaft, Chemie, Technologie und Medizin er- scheinen im „Berliner Tageblatt“ regelmäßig **Original-Aufsätze**. Das B. T. bringt ferner: **Rechnungsblätter** der Preussischen Lotterien, sowie eine besondere Berichtigungsliste aller wichtigsten in Deutschland interessierenden Ver- waltungs- Militär- und Sport-Nachrichten. Personal-Berichtungen der Militär- und Zivil- Beamten, Reichs- und Provinzial-Verordnungen, Verfügungen aus der Reichs- und Provinzial-Verwaltung, Interessanten-Veränderungen. Man abonniert auf das **Tageblatt** 2 mal in einer Monats- und Monats-Beilage erscheinende „**Berliner Tageblatt und Handels- Zeitung**“ bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs für alle 5 Quartale zusammen für 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich.

Probe-Nummern gratis und franco.

Für das jüngere und jüngste musikalische Publikum!

Musikalische Jugendpost.

= Reich Illustriert. =

Preis pro Quartal nur 1 Mark.

Die „Musikalische Jugendpost“ enthält Biogra- phien, Erzählungen ersten und heiteren Genres, Musikstücke für Klavier, Violine, Lieder etc. etc.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.

„Eltern, denen an einer musikalischen Unter- haltungsschrift für ihre Kinder gelegen ist, mögen auf die „Musikalische Jugendpost“ ihr Augenmerk richten.“
Kleiner Zeitung vom 19. IV. 88.

Für die musikalische Jugend ist die letzte- genannte Zeitschrift eine wertvolle nützliche und lehr- reiche.
Bohemia vom 11. IV. 88.

„sie bietet das Anregenden und Bildenden, nicht bloss für Musikbegeisterte, recht viel.“ Es sei hiermit von neuem auf sie aufmerksam gemacht.“
Zentral-Organ für die Interessen des Realchulwesens. (Hft. IV. 88.)

G. & A. Klemm,
Rich. Schuster
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.
Gegründet 1877.
Markneukirchen (Sachsen).
Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen, Celli, Bass, Zithern, Blasinstrumente aller Art, Saiten etc. Preisvergr. grat. u. franco.

ROM
Beste Bezugsquelle für echt römische Saiten aller Instru- mente. Versand franco nach allen Ländern. — Fabrikpreise. — Preisreduktionen. —
E. Toller, Rom, Ripetta 57.

Für Musiker
oder Dilettanten: Tenorhorn, ganz neu, eleganten Fagot, zu verkaufen. Preis 50 Mk. Offerten an C. 3738 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Harmonium
(v. Schmidtmer), 4 Spielle, Perkussion, 12 Reg., 2 Klaviers, 100 Pfeifen aus M. vollst. neu einstellbar sowohl in der alten, als in der F. 4264 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

A. E. Fischer,
Bremen, Katharinenstr. 30/31.

Musik-Instrumentenfabrik und Saitenspieler

(gegründet 1844)
empfiehlt von schönem, altem Holze gearbeitete

Violinen, 5 Jahre
Violen, Garantie.
Violoncelli, 5 Jahre
Zithern, Flöten,
Klarinetten, Oboen,
Trompeten,
Trompeten, Kornett
a Pistons, Waldhörner,
Posaunen etc. etc.

Sämtliche Blasinstrumente sind vom besten Material angefertigt und sehr sorgfältig abgestimmt. Ich liefere dieselben sowohl in der alten, als in der neuen tiefen Stimmung. Meine selbstverfertigten Instru- mente finden nicht allein in Deutsch- land, sondern auch im Auslande (Russ- land, Schweden, Dänemark, England, Amerika etc.) wegen ihrer Güte und verhältnismäßig billigen Preise grosse Anerkennung, und bin ich im Besitze von hochachtender Zeug- nisse etc.

Preisreduktionen gratis und franco. — Alle vorrunden Reparaturen werden schnell und billigst ausgeführt.

P.J. Tongers Köln 9/Rh.
Illustr. Preis-Verzeichnis gratis u. franco.

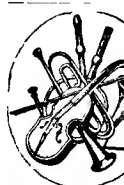
Unter Goldschmied 38 **KOELN** 38 Unter Goldschmied.

RUD. I. BACH SOHN
K.K. Hof-Pianoforte-Fabrik
Sylvolle Flügel und Pianinos

Neuerweg 40 **BARMEN** 40 Neuerweg.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.
Ein Schmuck für
jede Zimmer.
Solidität, Schönheit,
Wohltat.

franko.
Köln,
Untere Gold-
schmied Nr. 38.
Harmen,
40 Neuerweg 40.
Rudolf Kbach,
Orgel- u. Harmonium-Meister.



Wilh. Ed. Voigt jr.
Markneukirchen i. S.
Gegründet 1856.
Musik-Instrumenten-
und Saiten-Fabrik.
Einzel-Versand
auswärts franco.
Anerkennung vorzügl.
u. billigste Bezugs-
quelle. Illustrierte
Preisverzeichnisse
gratis und franko.

A. Beuthner, Markneukirchen.
Musik-Instrumenten- und Saiten-Fabrik.
Versand nach Fabrik-Preis unter Garantie.

Salon-Pianos.
neue Instrumente, schon von Ton, in drei
Größen unter Garantie zu verkaufen.
a) Mk. 500. — b) Mk. 600. — c) Mk. 700. —
Adalbert Heckt, Kapellmeister,
Mannheim, R. 3 15.

Jacob Stainer, Geige 1861, tadel-
los, echt billig zu
verkaufen. Fink, Berlin, Worthstr. 59 II.
Echte Giov. Batt. Chiodi-Violine,
vortrefflich erhalten, billigst zu ver-
kaufen. Ged. Offerten unter R. K. 74
befördert Rudolf Mosse, Götting.

Eine echte italienische Viola von Gio-
vanni Granello in Mailand (Schüler
von Guarneri), prachtvoll gebaut und gut
erhalten, namentlich für Kammermusik
passend, ist zu verkaufen im Musik-
Central-Bureau, Berlin W., Mauerstr. 211.

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik
Markneukirchen i. Sachsen.
Preislisten auf Wunsch frei.

SEKT
von O. & H. Gräeger in Hochheim a. M.
Sobanweinbrennerei, gegründet 1868.
Anerkannt bester Bezugs-Quelle.
I. Sorte (Kabinett) pr. Dtl. Mk. 36. —
II. „ (Riesling) „ „ 28.80
III. „ (Hoch-Moussaux) „ „ 21.60
IV. „ Rhein-od. Mosel-Moussaux 10.80
Versandt w. od. Pf. ab, auf Wunsch sortiert.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 30 verende
mit Fass ab hier 60 Liter solbakteri-
sation gutes und Weisswein, für dessen
gütige Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

Ein tägliches Bad erhält die Gesundheit.
Beste Heilg. Bade-
stube. Oberrheine ein
warmes Bad. Unent-
behrlich für Joden.
Bäder gratis.
C. P. Rein, Berlin, W. 41.
Selbstgeleit. 134.
Monatsabgaben.

Nach Angabe und unter Kontrolle von Dr. SCHWEISSINGER.
EICHEN
HARTWIG & VOGEL
CACAO
DRESDEN
Niederlagen sind durch Plakate
erkenntlich.

PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten ver-
wendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrerbildungs-Anstalten
sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen
J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.
Verlag von Hugo Pohle in Hamburg.

Neue billige Ausgaben
meiner sämtlichen
Original- und Konkurrenz-Werke,

letztere in den vorzüglichsten Textverfassungen und besten Bezeichnungen.
Vorlags-Verzeichnisse werden auf Verlangen gratis und franko gesandt.

Neue billige Pracht-Ausgaben. — Grosses Musik-Format.

Haydn, Klavierwerke. Rev. und bezeichnet von Carl Reinecke. In einem Bande
Händel, M. 2. — In 27 Heften à 50—60 Pf.

Haydn, 20 Klavier-Sonaten. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel. In 2 Bänden
gebunden à M. 1.50. In 30 Heften à 40—50 Pf.

Mendelssohn, Klavierwerke. Rev. u. bez. von Wilh. Spieldel. In 6 Bänden
Händel, M. 2. — In 45 Heften à 20—30 Pf. Trios für Pianoforte,
Violine und Viol. (bez. von W. Spieldel, E. Singer, & Cossmann) op. 49 und 50 à M. 1.50.

Mozart, 12 Violin-Konzerte (bez. von W. Spieldel und Piano-forte M. 1. —) Sonaten für
Viol. und Frlte. (bez. von Spieldel und Cossmann) op. 47 und 55 à M. 1. —

Mozart, Sonaten für Frlte. und Violine. Rev. und bezeichnet von Wilh. Spieldel
Mozart, und E. Singer. Jede Stimme in einem Karton. Bande M. 6. — In 18
Heften à 40—100 Pf.

Schumann, Werke. Rev. und bezeichnet von Charles Davidoff, Rob. Heckmann,
Herm. Ritter, Xaver Scharwenka. Klav.-Quintett, op. 44, M. 2. — Klav.-Quartett, op. 47,
M. 1.50. Trios, op. 63, 80, 110, & M. 1.50. op. 98, 132 & M. 1. — Streich-Quartette
& M. 1. — Duos für Klavier und Violine (oder Viol., Viola, Oboe, Klar.) op. 70, 73,
94, 102, 105, 111, 121, & 60—100 Pf. Viol.-Konzert M. 1. — Phantasie für Violine, op.
131, M. 1. — Lieder-Alben (pariser Format) für hohe, mittlere und tiefe Stimme
(Jedes 108—111 Lieder) & M. 3. — Kleine Ausgabe (43 Lieder) hoch und tief, & M. 1.20.

Schumann, Duett-Alben, 13 Duette für Sopran und Tenor, 15 Duette für Sopran und Alt, & 60 Pf.
Rosa Pflüger, Klavier-Ausg. M. 1.50. Klavier-Werke in 52 Heften & 40—100 Pf.
Symphonien in 6 Bänden & M. 1.50.

Handelt es sich darum, im Geiste der Autoren textlich revidierte Ausgaben
ihrer Werke zu besitzen, so kann man nur zu den Polischen greifen. In Rück-
sicht dieses Umstandes und der glänzenden Ausstattung können wir dem Publikum
diese Ausgaben als die besten und billigsten empfehlen. Die sämtlichen Preise,
auch diejenigen der Originalwerke obigen Verlags, & sind derartig billig, dass es
sich nicht verlohnt, die Werke aus den Leihanstalten zu entnehmen. Wen auch
jedoch genau auf die in den Vorlagsverzeichnissen vermerkten Preise! Überall
dort, wo seine Ausgaben gar nicht oder nur zu höheren Preisen erhältlich,
liefert der Verleger postfrei!

von Zimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reiner Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen
Heilmethode. Anspruchslos. Erfolge bei Magen-, Leber-, Herz-,
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh., u. a. w.,
Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Im Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart er-
schienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Konversations-Lexikon der Tonkunst.

Herausgegeben von Robert Müsioi.

Preis broschiert Mk. 5. —, elegant gebunden Mk. 6. —

Ein ganz vortreffliches Nachschlagewerk, das alle Gebiete der
Musik umfasst und auf jede, die Biographie, Geschichte, Aesthetik,
Formen- und Instrumentenlehre etc. betreffende, Frage knappe, aber
erschöpfende Auskunft gibt und die technischen Ausdrücke in leicht-
verständlicher und treffender Weise erklärt.

Gerhard Adam, WESEL
empfeht
kreuzartige
Flügel
und
Pianos
zu billigen
Preisen
gegen
har-
oder
monat-
liche
Raten.
Grosse
Aus-
wahl
Garantie
5 Jahre.
Franklieferung.

Bumbass! Neu.

Patent Flöschke.
Das neue Saiteninstrument,
des „Bumbass“, ersetzt bei
Begleitung einer Streichmusik
auf originelle Weise sämtliche
Schlaginstrumente und eignet
sich besonders zu öffentlichen
Auführungen. Dr. St. Mk. 52.
Prospekte franko.
Adolf Klinger,
Instrumenten-Spezialitäten-
Fabr. Reichenberg in Hohen.

Unverantwortlich

ist es, dass immer noch Damen Huthadeln
oder Stecknadeln ohne H. F. Neussche
(Aachen) Patent-Sicherheitsnadeln tragen.
Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung.

Der Charakter einer Person
entziffern ich aus der (ungekünstelten)
Handschrift derselben.
H. Richter, Berlin, S. W. Wilhelmstr. 118.

Honorar 1 Mark.

„Wer seinen musiktreibenden Kindern eine Freude machen will, bestelle ihnen die „Musikalische Jugendpost“.“

„Thüringische Schulzeitung“

Vierteljährlich. 6 Nummern 1 Mk.
Probennummern gratis u. franko
durch jede
Buch- u. Musikalienhandlung,
sowie vom Verleger
Carl Grüniger, Stuttgart.

„In welcher Stadt ist ein tücht. Musiklehrer nötig? Off. sub R. 7915 an Rudolf Mosse in Köln.“

Frñkl. gesetzt. Alters, kath., best. emp-
fiehlt, wünnest Stelle

als Klavier-Lehrerin

i. ein. Institut od. als Repräsentantin, Ge-
sellschaftsführ. od. Erziehlerin i. fein. Familie.
Lehrt auch Deutsch franz. Offerten unter
R. 4274 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

Louis Köhlers Zum Selbstunterricht vortrefflich geeignet:
mit zahlreich. Katechismus
in den Text „Allen Freunden der Musik ein willkommenes, zuverlässiger Ratgeber.“
gedruckten Noten-Beispielen. Preis brosch. Mk. 1. — geb. Mk. 1.60.
Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

Nicolas Amati-Geige gesucht.

Muss ausnahmsh. gut u. preiswürdig sein. Off. nebst gen. Angabe des
Datums der Herstellg., der Echtheit etc. unter C. V. L. durch
Raabe & Plothow, Potsdamerstrasse 7a, Berlin W.

Flügel, Pianos, Harmonium.

Niederlage in Berlin bei
Carl Simon, Markgrafen-
strasse 21.

Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart

Hof-
lieferanten Seiner
Majestät des Deutschen Kaisers,
Seiner Majestät des Königs von Würt-
temberg, Ihrer Majestät der Königin von England.

ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.

HAGEN Westph.

PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHT

Specialität

Garantie

KLAVIERSAITEN

8. Köhler.

Harmonium-

Musikalien, Spezialität
E. Simon, Steffin.
Anwartschaft bereitwillig.
Illustrierte Preislisten von
Harmonium gratis.
Musikalien-Katalog 1 Mark.

Die Stelle des artistischen
Direktors

An der behördl. konz. Musikschule in
Pettau kommt mit 15. September d. J.
zu beetzten. Bewerber, welche sich
mit Zeugnissen über Fortschritt im
Klavier- und Violinspiel und über ge-
dane Kenntnisse in Theorie, Chor-
gesang u. Musikgeschichte ausweisen,
und auch einen Birgtenposten aus-
stellen können, wollen ihre gehörig
belegten Gesuche bis 1. September
d. J. an die gefertigte Direktion ein-
senden.

Jahres-Gehalt 5. W. fl. 800. —, reich-
licher Nebenverdienst nicht ausge-
schlossen.

Die Direktion des Pottstauer Musikvereins
Pettau, Südtirolermark.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mk.
Inhalt Nr. 16.

Die erste Prüfung. Aus Pauline
Lucas Jugend. Von E. Gerbich,
Die Räuberzeit. Eine Waldbibli-
othek von E. Haack. (Mit 5 Illustra-
tionen.)

Ein Sommernachtsmärchen. Von
C. Gerbich.

Wie das Fied entstand. Waldmärchen
von S. Meiche.

Der böse Korp. Höchst schauderhafte
Vallée von W. R., vorgetragen
von Tuttnich und Quiesfischen.

Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Gratz-Verlage:

Stiller, Deutsche Tonmeister.

Seite 97—104. (Mit 3 Illustrat.)

IX. Jahrgang Nr. 18.

Stuttgart, 1888.



+ Auflage 51 000. +

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musik-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig
(Normals. v. H. Zenger in Köln)
Inserate die halbespaltige Nonpareille Seite 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expt. Markt 5.—
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct vom Verlag und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu angelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

An unsere Leser!

Die Sommeraison ist tot, es lebe die Winteraison! es ist nicht unsere Absicht, der ersten hier einen Nachruf zu widmen oder ihr gar nachzutragen, wie sie uns — und noch mehr das Publikum — mit ihren unvermeidlichen Seeschlängen und Enten geplagt. „De mortuis nil nisi bene,“ auch die Zeit der „faulen Curken“ hatte ihr gutes: während unsere Leser und Leserrinnen es sich in irgend einer Sommer-Idylle möglichst wohl sein ließen, wo sie hoffentlich die erwünschte Erholung gefunden haben, war der Redaktionsstab der „Neuen Musik-Zeitung“ rastlos thätig, sich für die Winterkampagne zu sammeln und zu rüsten, um einerseits, „bis an die Bühne“ mit kritischem Rüstzeug bewaffnet, dem Anprall der auf ihn einströmenden Konzert- und Theaterergebnisse gewachsen zu sein, sowie andererseits vom Kriegsschauplatz die neuesten Erfolge und die nicht ausbleibenden Niederlagen, von den Großthaten genialer Führer und von den ruhmreichen Leistungen wohl geschulter Massen schnell und getreulich zu berichten. Da es sich ja nun zum Glück nur um einen bevorstehenden Krieg im Frieden handelt, so werden auch die heiteren Momente, wenn nicht vorherzusehen, so doch voll zu ihrem Rechte kommen und so oft Waffenstillstand eintritt, wir meinen damit die wohlthunenden Ruhepausen,



Hermine Spier.

die gemüthlichen Familienabende, an denen man sich mit innigem Behagen in die Lektüre seines Lieblingsblattes vertieft, an denen man durch Pflege guter Hausmusik sich gemächliche Stunden verschafft, da wird die „Neue Musik-Zeitung“ überall da, wo überhaupt Musik Verständnis und Wirkbegriff findet, die allbewährten Dienste thun, denen sie ihre wahrhaft volkstümliche Gatt und Verbreitung dankend zu verdanken hat. Daß diese außerordentlich rege Theilnahme unserem Blatte nicht nur erhalten bleibe, sondern sich noch auf immer weitere Kreise des gebildeten Publikums übertrage, dafür tragen Redaktion und Verlag durch stete Vervollkommenung des Inhalts und der Ausstattung nach besten Kräften Sorge.

Welch' wertvolle Bereicherung des vielseitigen und originellen Inhalts unserer Zeitung die Leser bereits in nächster Zeit zu erwarten haben, das wollen man gek. aus dem beifolgenden Prospekt ersehen, um dessen genicgte Durchsicht, sowie Verbreitung in Freundeskreisen wir höchst bitten.

Redaktion und Verlag
der
Neuen Musik-Zeitung.

Die Erneuerung des Abonnements auf die „Neue Musik-Zeitung“ pro IV. Quartal bitten wir möglichst vor dem 1. Oktober besorgen zu wollen, damit die fernere, regelmäßige Anstellung keine Störung erfährt.

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

Hermine Spies.*

Henn alle Sängerninnen nur im Bühnengefänge das Heil ihrer Kunst und ihrer Laufbahn erblickten, so würde es bald keine Mithrasen mehr geben. Es ist merkwürdig, wie dieselben seit und nach von der Bühne verschwunden oder gezwungen worden sind, durch Hingabe einiger Töne in der Höhe die Tiefe einzubüßen und die richtige Mittelfarbe gegen eine Art Meszopopraufklang nach und nach einzutauschen. Eine Mithrasin, die nicht bis zum hohen A und B zu singen vermag, kann heute keine belangreiche Beschäftigung am Theater finden, und es ist bezeichnend, daß in fast allen Opernansätzen, die seit 50 Jahren gedruckt worden sind, an der zweiten Seite, welche das Verzeichnis der Personen und die Stimmlage angibt, entweder nur Sopran oder höchstens noch Meszopopra vorkommt, in jetzigen Fällen der Alt. Wie anders die Männer, bei denen der Bass, Bariton und Tenor, womöglich noch der Bassbariton, genau unterschieden werden. Ein reicher Alt, der also nach dem gewöhnlich als Autorität anerkannten Lablache sich vom kleinen F bis zum zweifelhafteiten E erstreckt, wird sich hüten, an so gefährliche Aufgaben, wie an die Fides in Meyerbeers Prophezeien oder an die Ortrud in Wagner's Logeangru herauszutreten, da dieselben leicht den endgültigen Verlust der Stimme zur Folge haben können; und die Rollen der Mithras, Wirtinnen, Kinderwärtinnen, schwelgenamen Freudenbinnen zu übernehmen, ist doch nicht die Sache einer begabten Künstlerin. Götter Wagner mehrere solcher Rollen geschaffen, wie die Erda im Ringe der Nibelungen, so hätte er auch wohl einen stärkeren Mithras zur Wiederbelebung der Altrollen gegeben. Die Klage, daß die Mithrasinnen nach und nach verschwinden, muß also eigentlich eine Klage darüber sein, daß keine Altrollen mehr geschrieben werden. Mithrasinnen gibt es immer noch genug auf Erden; die Natur, die früher für solche sorgte hat, läßt sich bekanntlich nicht durch die Mode oder Gesinnungsrichtung der Mithrasfreunde veranlassen, plötzlich ein anderes Stimmenregister zu bevorzugen, und von glühenden Jahrgängen pflegt ja wohl nur beim Wein die Rede zu sein, aber nicht bei Sängern und Sängerninnen. Wer sich mit dem wunderlichen Klange einer echten Mithrasin so recht vertraut gemacht hat, wird bemerken müssen, daß das Verschwinden der Mithrasinnen von der Bühne ein Verlust für die Mannigfaltigkeit des Gesangsmaterials ist. Von welcher gefälligen Wohlklang, von welcher ungemein wohlthätigen Klangfülle eine Vereinigung von Mithrasinnen ist, kann man im Paradies bewundern. So haben sich denn die Mithrasinnen, welche nicht gesungen waren, dem Theater die schöne Eigenschaft ihrer Stimme durch das Erhöhen ihrer Tonlage zu opfern, sich in das begrenztere, aber verkürzte Gebiet des Oratorien- und Liebesgesanges schichten müssen. Der Sopranistinnen, welche gleichzeitig auf dem Theater und im Konzertsaal wirken, gibt es viele, Mithrasinnen sehr wenige, da sie nicht zu gleicher Zeit in Oratorien die tieferen Lage, in Opern die höhere zur Verwendung bringen können. Glücklichlicherweise haben die Oratorien, auch die modernen, nicht an der Hinaufschraubung der Mithras, zu ihrem Glück und zu großer Bereicherung ihrer Wirkungen, teilgenommen. Wenn also eine Mithrasin durch ihre ganze Anlage, durch Erleuchtung, lebhafteste Empfindung, lebendiges Mithrasenspiel eigentlich dazu berufen ist, auf der Bühne zu wirken, und wir sehen sie nur im Konzertsaal, so trägt sie nicht die Schuld daran, und wir müssen uns freuen, daß wir uns an ihren künstlerischen Vorträgen wenigstens im Konzert erfreuen dürfen.

Eine solche Künstlerin von so vielseitiger Begabung, von einer so anscheinenden Stimme, von so nach innen und außen beständigem Vortrage ist Hermine Spies, und der unmittelbar folgende Eindruck, den ihr Gesang überall, wo sie singt, erzielt, ist die beständige Festhaltung für das Gefagte, daß sie nämlich eigentlich auf die Welt der Vertreter, die Welt des leidenschaftlichen Empfindens und des deutlich fühlbaren Gesangsanspruchs gehört. Auch ist die überraschende schnelle Laufbahn, die sie zurückgelegt hat, ein weiterer Beweis für das Zündende ihres Vortrags und die Schönheit ihrer Stimme. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß ihr Gesang uns an die Bühne erinnere oder zu seiner vollkommenen Würdigung die Bühne vermissen ließe; im Gegenteil! Hermine Spies ist eine so deutende und gesinnungsvolle Künstlerin, daß

sie die Unterschiede zwischen Bühnen- und Konzertgesang sehr wohl erkennt und daß sie wohl verstanden hat, die tiefe Empfindung, die ihren Vortrag durchströmt, in dem für den Konzertsaal passenden Maß zum Ausdruck zu bringen; und gar die Schaltung ihrer Stimme ist bis zu einem Grade verfeinert und vervollkommenet, daß sie die höchsten Aufgaben des Konzertgesangs, die überreich mit Verzerrungen ausgestatteten Altarien Wachs und Hühners mit der spielenden Leichtigkeit überwindet, mit welcher ein Instrumentist sein Instrument handhabt. Nach ihr Vortrag, worunter nicht allein die Wärme der Empfindung, sondern auch die himmelstiege Phrasierung, die Mithrasigkeit und Beharrlichkeit der Deklamation, die Mithrasierung, ja sogar der Gesichtsausdruck zu verstehen ist, atmet diese Zurückhaltung und Vornehmheit, die dem Konzertgesang zu eigen sein muß, soll er nicht als ein verpflanzter Bühnengesang erscheinen, soll der Konzertsaal nicht zur Konzertbühne werden.

Hermine Spies hat im Jahre 1861 in dem industrievollen Lusthause auf einem der Vorderhöfen Gärten in der Provinz Nassau, und zwar auf Löhnerbergshütte bei Weibung das Licht der Welt erblickt. Die dort beschiedenen Hüttenwerke bestanden sich im Besitz ihrer Verwandten, und ihrem Vater war die Leitung derselben übertragen worden. Mehr als es scheinen mag, hat dieser erste Aufenthalt dem künstlerischen Sinn der Sängern als feste Grundlage gedient. Fern dem ruhelosen Treiben der Großstadt, konnte sie hier das stille Wirken der Natur belauschen, hier die tausend Stimmen der wälderreichen Umgebung in sich widerhallen lassen und aus ihnen die Sangeslust ziehen, die sie stets erfüllte und die sie auch schließlich ihrer Laufbahn in die Arme trieb. Nicht durch Zerstreuungen und zahlreichen Spielgefahren abgezogen, konnte sie hier ihre frühesten Eindrücke in ihrer ganzen Mithrasigkeit durchempfinden und bei sich ansetzen. Mit regelmäßigen Schlägen hämmerte der Eisenhammer unermüdlich das rohe Metall zu kunstvollen Gebilden zurecht, daß die Funken flogen, und wenn hier das Tagelohn die erste und sicherste Mithrasung fand, so konnte sich auch das Auge an zwar wiederkehrenden, aber farbenreichen Bildern ergötzen. Sollte nicht die elementare Gewalt, die sie auf ihre Zuhörer ausübt, eher den elementaren Eindrücken, unter denen sie aufwuchs, als noch so vortrefflicher späterer Unterweisung entsprossen sein? Sollte nicht der Vater, der mit ihr die Wälder durchschritt und in ihr den Sinn für Waldesduft und Waldesbesinnlichkeit weckte, der mit ihr die blumenreichen Teppiche vor dem Hause säte und pflegte, der mit ihr hier einen verdorrten Zweig abhieb, dort ein Bäumchen pflanzte oder dem Unkraut wehrte, daß es nicht die garten Pflanzen erschnide, sollte dieser Mann, der die Gabe besaß, sein häusliches Leben in den reinen Schimmer idealer Auffassung zu tauchen, der den künftigen stets den wärmsten Sinn entgegenbrachte und den seinen stets das Beste und Beste aus Poesie und Musik in ihr stilles Heim schaffte, sollte er nicht ihr früherer und auch ihr bedeutendster Lehrmeister gewesen sein? Man mag von Mithrasen und Volksliedern denken wie man will; sie sind ja heute aus der Mode, und es gibt in den aufgeklärten Großstädten Erzieher und Eltern genug, die dergleichen Pallaß vollständig aus dem Erziehungsprogramm der Kinder streichen. Man braucht aber nur einen Blick auf die Stoffe der meisten Opern und den Inhalt der meisten Gefänge zu werfen, um zu erkennen, eine wie unerlöschliche Zündgrube gerade die Sagenwelt dem Dichter und noch mehr dem Konzertsänger für seine Gestalten liefert und welche Anregung er aus ihr für seine Phantasie nimmt. Da wird denn doch auch der reproduzierende Künstler weit mehr Herr seines Stoffes sein, er wird weit mächtiger, weit lebendiger vorzutragen wissen, wenn

* Den Geburtstag zu erfahren, wollte mir bisher nicht gelingen. Sängerninnen haben bekanntlich kein Alter, weil sie ewig jung sind. Man erinnert sich der Andote, wie eine Pariser Theaterbühne einmal ein Begonnen für den Gesicht zu sehen hatte und die ganze Pariser Gesellschaft sich aufgemacht hatte, um gelegentlich der vorgelesenen Fragen des Mithras die Anzahl der Jahre der Künstlerin zu erfahren. Nachdem sie Namen, Stand und Religion angegeben, erhielt endlich die Frage: „Wie alt sind Sie?“ Ganz Paris hielt den Atem an, um nur endlich die Antwort zu hören zu können. Die Soubrette erwiderte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „Schatten Sie, Herr Mithras, daß ich Ihnen diese Antwort in's Ohr sage!“ Der Dichter war galant genug, ihrer Bitte zu willfahren und ganz Paris konnte mit langer Nase aus dem Gerichtssaal wieder abgehen. Da ein Biograph nicht einmal von Staatswegen autorisiert ist, so inhaltschwere Fragen an die Künstlerinnen seiner Wahl zu stellen, so wird er sich hüten, von ihnen direkten Aufschluß zu erheben. So habe ich ihn nur aus Umwegen gegen einige leichten Beirathen gelangen können, nachzuweisen, was davon zu sagen. Da lagen und schreiben sie nicht das, was ich habe ich das Geburtsjahr nieher geschrieben; es zu sagen, werde ich nie zu bewegen sein.

er die Sagen an ihrer Quelle belauscht hat, als wenn er seine Kenntnis nur der Biederkeit verdankt. Darum sind begabte Großmütter, rebelle Mithras, ruhige Mithrasen weit größere Träger künstlerischen Sinnes, als die nüchternen Typen der Großstadt, und das enge Stübchen beim Dämmerlicht im Schrein des Kamins, während drängen die Stürme wirbeln, ist des Künstlers beste Erziehungsstätte. Wenigstens nahm die kleine Hermine mit ihr ihre erste geistige Nahrung in sich auf, und die Erinnerungen an ihre Kindheit sind heute noch mächtiger in ihr, als was sie nachher an guten und schlimmen Tagen erlebt; mag sein, daß ihr der Kaffee in der Stübchenhütte, mit dem sie nach ermüdendem Marsch den trocknen Gaumen legte, heute noch ein größeres Labial dünkt, als die ausgefuchsten Lederbissen, mit denen man gemeinlich die Künstler chrt. Und wenn ein Familienfeind den Kindern Unflath bot, statt sonst immer nur zu empfangen und zu nehmen, nun auch ihrerseits nach ihren jungen Kräften zu spenden und zu geben, ein Bouqueten zu pflücken, ein Sprüchlein zu lernen, dann kam wohl Hermine und sang zu aller Freude und Heberausung mit ihrer Silberstimme ein Liedchen, und die Eltern mochte wohl eine Mithras ergreifen, als ob bereinigt das traute Stübchen mit dem großen Konzertsaal verträufelt und aus dem Rinde eine freudependende Künstlerin werden würde.

Der Jahre war sie alt, da hatte die Natur ein weisses Kleid angezogen. Es war ja Freitag, denn der Erster war geboren. Am Weihnachtsmorgen sang sie das Kinderliedchen: „Zeit der Himmel strahlet hell und rot wie Blut.“ das ihr die Mutter für den Vater eingelehrt hatte; es war eine Scene freudiger Mithras, und bald schloß sie der Vater, bald die Mutter in die Arme und der Zärtlichkeit war kein Ende. Leider war es das letzte Lied, das sie von der Mutter lernte, und diese Freude die letzte, die der Vater von der Mutter erhielt. Der unerlöschliche Tod legte seine eiserne Faust auf das junge Familien Glück und entriß Hermine die fürsorgliche Mutter, dem Vater die liebende Gattin.

Nicht lange mehr litt es den Vater an der des Glückes beraubten Stätte. Er veräußerte seine Stellung mit einer ähnlichen, ohne jedoch das ihm liebgeordnete Lohnlohn zu verlassen. Die Erziehung seiner drei Mithrasen übertrug er einer Schwester seiner verstorbenen Gattin; er hätte keine bessere Wahl treffen können. Mit einer Hingebung ohnegleichen, mit dem feinsten Verständnis für alles, was den Sinn der Kinder für das Gute anregt, ihr Wissen erweitert, ihren Geschmack läutern konnte, stand sie dem Vater zur Seite. Auch wurde von nun an die Musik der Hauptgegenstand der Erziehung der Kinder.

So wuchs Hermine, von liebevollem Verständnis angeleitet, heran, und so nahte der Augenblick, wo sie zur Selbstständigkeit ihrer Ausbildung einem Pensionat übergeben werden sollte. Das geschah im Jahre 1875, und das Institut verharbt im freundlichen Wiesbaden durfte die der Kindheit soeben entwachsene Jungfrau bei sich aufnehmen. Dabei galt es als selbstverständlich, daß sie neben ihrer wissenschaftlichen Ausbildung im Pensionat auch der Musikpflege in möglichst gründlicher Weise obliegen sollte. Das bekannte Fremdenbergische Konservatorium in Wiesbaden wurde mit ihrer musikalischen Ausbildung betraut. Während 2 1/2 Jahren bildete sie sich zu einer vielversprechenden Kunstnarrin heran, und nicht ohne Bewahren und mit den glänzendsten Zeugnissen sah sie Lehrer, die das ebenso fleißige, wie begabte junge Mädchen liebgekommen hatten, sie in ihre stille Heimat zurückzuführen.

Wenn Hermine und ihre Lehrer dachten, daß ihr so kräftig aufkeimendes Talent nunmehr brach liegen sollte, so hatten sie ihre Rechnung ohne den Vater gemacht. Kaum daß er irgendwelche Belege von der ungeloblichen Beurlaubung seiner Tochter wahrgenommen hatte, so wies er ihr Mittel und Wege an, daß sie ihre weitere gesungene Ausbildung unter Professor Siebers Leitung in Berlin fortsetzen konnte. Hier wurde der Grund gelegt zu der wunderbaren Ausgeglichenheit ihrer Stimme und zu der Schönheit des Tons, der ihr zu eigen ist.

Zugewandt hatte sich ihr Vater genötigt gesehen, wegen eines Herzleidens seine Stellung aufzugeben. Als ferneren Aufenthaltsort, an welchem er seinem Leiden die nötige Behandlung angedeihen lassen konnte, wählte er Wiesbaden. Mit dieser Lieberhebung traf eine andere zusammen, die für Hermine's weitere künstlerische Entwicklung entscheidend wurde, nämlich diejenige Julius Stockhausen, des berühmten Mithras' deutscher Gesangsakademie, nach Frankfurt. Der Vater, der ungern seine Tochter in der Fremde wußte, konnte sie nun wieder bei sich haben, ohne daß er

* Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlegers gestattet.

ihre die reichste künstlerische Unterweisung, die das Deutsche Reich nur bot, vorzunehmen brauchte. So kam Germaine 1880 wieder nach Wiesbaden und bewohnte von hier aus das Dr. Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt, an welchem Hochhausen als Gesangslehrer wirkte. Das reiche Wissen, die eminente Schätzung, die natürliche Intelligenz, der künstlerische Geschmack dieses Meisterjüngers fanden in ihr den fruchtbarsten Boden, und wie Offenbarungen aus einer neuen Welt, so erschienen ihr seine Rhythmen und Rastschläge. Schon im selben Jahre konnte er sie nach Mannheim senden, daß sie dort auf dem Musikfest mit der kleinen Partitur in Mendelssohn's Walpurgisnacht die künstlerische Feuerprobe empfang, was denn auch mit Aufsehen erregendem Erfolge geschah.

Zu Gemächlichkeit ihrer immer entschiedeneren Fortschritte begann sie nach und nach auf dem schwankenden Boden der Öffentlichkeit festen Fuß zu fassen. Ein Konzert in Berlin, ihr Auftreten im Leipziger Gewandhaus in Frankfurt a. M. waren die ersten Werksteine auf dem Wege ihrer ruhmgekrönten bisherigen Laufbahn, und als der Vater im Jahre 1884 seine Augen für immer schloß, da trug er die beruhigende Gewißheit mit sich, daß seine Rhythmen die künstlerische Auszubildung seiner Tochter die reichsten Früchte getragen hatte und daß dieselbe fortan ihren Weg allein zu finden im Stande sein werde.

Außer ihren zahlreichen Mitwirkungen in Oratorien veranlaßte Fräulein Spies Wiederholende, die stets eine bedeutende Anziehungskraft auf das Publikum äußern, und mit solchen Vorträgen ist denn in der Regel ihr ganzer Winter schon bald nach Beginn der Saison angefüllt. Seltener bieten sich ihr Vorträge, und nicht wenige Konzertvorstände müssen auf ihre Mitwirkung verzichten, wenn nicht gerade Zeit und Ort günstig sind. Die Hauptorte ihres Wirkens sind Berlin, Wien und Kopenhagen; doch kennt man sie in Königsberg ebenso wohl wie in Köln und sie zählt niemanden zu ihren Zuhörern, weder Künstler noch Kunstfreund, der nicht immer wieder ihrer schönen Stimme und ihrem warmen Vortrag mit Vergnügen lauschte. Ihre Programme, soweit sie nicht durch die Oratorien fest bestimmt sind, berücksichtigen meist die Lieder der Klassiker und Romantiker: Beethoven, Schubert, Schumann. Von den Neueren hat sie besonders Brahms auf den Schild erhoben, und die Lirache der besondern Verehrung, die dieser Künstler für sie hegt, ist eben die lebensvolle Wiebegrabe, die sie seinen Liebern angedeihen läßt. Nach Anton Rubinstein befindet ihr den würdevollen Anteil und an Anfordernungen, nach Petersburg und Moskau zu kommen, hat es ihr nicht gefehlt.

Ein Beweis ihrer musikalischen Durchbildung ist ihr treffliches Klavierspiel, das von Raff, dem damaligen Direktor des Dr. Hoch'schen Konservatoriums für so hoffnungsvoll erachtet wurde, daß er sie von Josef Rubinstein unterrichten lassen wollte.

Auch Aufmerksamkeiten hochgeachteter Personen hat sie in Fülle erfahren. Der kaiserliche und königliche Hof sehen nie in ihren Konzerten und in Wien kann man jederzeit die frühere Königin von Hannover und die Prinzessin Mary ihren Liebesvorträgen lauschen sehen. Auch der hochgeehrte Kaiser Wilhelm hat sich in huldvollster Weise über den hohen Genuß, den ihm ihre Singweise verschaffte, geäußert.

Eine treue Beraterin und Freundin hat die Künstlerin in ihrer Schwester Minna gefunden, deren erste Sorge darin besteht, ihr alle die zeitraubenden und sorgenstiftenden geschäftlichen Erledigungen, die die Schattenseite einer künstlerischen Laufbahn bilden, abzunehmen; auch bei allen rein künstlerischen Fragen ist dieselbe fähig und erdödig, ein gewichtiges Wort mitzuerheben.

Die Erscheinung des Fräuleins Spies ist, wie auch das Bild zeigt, eine durchaus einnehmende und vorteilhafte, sie wird aber geradezu fesselnd und vergrößert nur noch die Gewalt auf ihre Zuhörer, sobald die Künstlerin zu singen anfängt. Das Gesicht wird dann der Spiegel des Gehörten, und zumal ihr Auge nimmt den Ausdruck der Befestheit und des Mitempfindens an.

Das erschöpfendste Bild ihrer künstlerischen Eigenart ergibt sich aus einer kleinen Zusammenstellung der Aussprüche gelehrter Geister über ihre Vortragungsweise. Hören wir zunächst, was ein Maler, Herr von Angeli, über sie äußerte: „Ein Maler glaubt, das Auge sei die Seele; wenn er Fräulein Spies hört, lernt er, daß die Seele in der Stimme liegt.“ Genauer charakterisiert sie der kürzlich verlebte Dresdener Musikschritsteller Emil Naumann: „Es ist nicht nur der direkt zum Herzen bringende warme Ton ihres großen herrlichen Aktes, durch den uns die Künstlerin rührt; sie fühlt und versteht zugleich

so völlig, was sie singt, und bringt hierdurch so tief in den Kern der vorgetragenen Komposition ein, daß wir den Konzertsaal und alles, was sonst Vortragende darin von konventionellen Manieren, von Skatellier und Salonallüren zur Schau tragen, völlig vergessen. An die Stelle des mehr oder weniger hergebrachten und durch die Mode Eingebürgerten tritt bei ihr eine hohe Einfalt, Wahrheit und Natur und ein starkes, reines unangestrichenes Gefühl. Sie trägt recht eigentlich ihr Herz auf ihren Lippen und macht so das alte deutsche Sprichwort in neuer Weise wahr, daß „von dem, was das Herz voll ist, die Lippen übergehen.“ Louis Ehlerz rühmte ihr „Schönheit der Stimme, Wärme des Herzens, Größe der Gestaltungskraft und Grazie des Geistes“ nach. Der Franzose Raubon, der sie in Basel in „Israel in Egypten“ gehört hatte, schreibt über sie in seinem Werkchen Etude sur un Oratorio: „Sie besitzt den wunderbarsten Alt, den ich je gehört habe, — sie singt alles mit einem so tiefen Verständnis und mit solcher Ueberzeugung, daß man an die Schönheit ihrer Stimme erst in zweiter Reihe denkt; ich dachte bei ihrem Hören nur an die Schönheit dessen, was sie vortrug, und die Uebereinstimmung zwischen der Absicht des Komponisten und ihrem Vortrage schien mir eine vollständige zu sein.“ Die genüßvollste Genüßung hat ihr wohl der holsteinische Dichter Prof. Claus Groß in Kiel dargebracht, indem er der Künstlerin folgende Verse widmete:

Du weest in oden Eiden,
Denn mit mirmer mal
En Baden* ut den Himmel
En Engel keen heidal.**

Garr Klänken*** an die Schülern,
En Palmblatt in de Hand
Un gang und brocht den Segen
Un Freden över Land.

De Eiden sund vöröver —
Wi Minschen blieft alleen,
Keen Tröster ut den Eiden,††
Keen Engel ward noch sehn.

Man kann mitto verzagen,
Wenn recht bedruckt dat Hart,
Wenn allens dunn und düster,
Wert' Winter wedder ward. —

Doch sieh, denn kunn — woher denn?
Un weint' keen Engel is —
Dum Himmel doch — en Sanger,
Als du, Germaine, bist.

De heet ov ehren Pfalter
För jede Ohr den Lüt,
De löst in't hart de Thranen,
De macht dat Gledut gut.

De wandert as en Baden,
En Notenblatt in Hand,
Un singt de himmlischen Leeder
Sin över dat düstle Land.

Un wenn se geist — dat Echo
Is lang noch nicht verstummt,
Dat klingt uns jümmer tröstlich,
Bek dat se wedder kunnmt.



Karl Theodor Körner.

Ein Erinnerungsablaß zum fünfundsiebzigjährigen
Todesstage des ritterlichen Sängers.
Von C. Gerhardt.

M am 26. August jähete sich wiederum der Tag, an dem man vor fünfundsiebzig Jahren in Wöbbslein bei Ludwigslust einen jungen Helben zur ewigen Ruhe bestattete, der in flammender Begeisterung für Deutschlands Befreiung aus fremdem Joch ins Feld gezogen und den Tod

fürs Vaterland gestorben, einen Helben, dem der Genius der Poesie den Weisheitszug auf die edle Stirne gedrückt und dessen sangesfroher Mund nun für immer verstummt war. Unter einer alten Eiche versenkte man die sterblichen Reste Karl Theodor Körners, des Dichterjünglings und ihres grünen Zweige breiteten sich schweigend über ihn, der so fern seiner Heimat gebettet; später errichtete man zur Erinnerung an ihn ein erzenes Standbild, aber dessen Bedürfnisse es nicht: Im Herzen des deutschen Volkes lebt das Andenken an den Sängler, der seine patriotischen Gefühle in zündenden Liedern aussprach, der sein Herabstirnen für das Vaterland vergoß. Heute schmückt man seine Ruhelstätte mit Vorbeeren und duftenden Blumen, heute singt man dem allzufrüh Heimgegangenen Trauerlieder und so laßt auch uns im Geiste an sein Grab treten und seines kurzen Lebensganges gedenken, der uns das Motto zu tragen scheint: Per aspera ad astra!

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater, der Appelationsrat Christian Gottfried Körner, der einen regen Sinn für Kunst und Wissenschaft besaß und dessen gastliches Haus der Vereinigungspunkt der berühmtesten Männer seiner Zeit bildete, war der intime Freund Schillers; nicht nur sein Briefwechsel mit diesem Weibling der deutschen Nation, sondern auch seine ästhetischen Ansätze, welche unter dem Titel: „Ästhetische Ansätze“ anonym erschienen, legen Zeugnis von seiner hohen Bildung, seinem Zureißer für die Litteratur ab.

So wuchs der junge Karl Theodor unter den glücklichsten Verhältnissen heran, in einem Kreise, der die Erinnerung an den unsterblichen Dichter liebend pflegte, sorgfältig erzogen von dem klugen Vater, der feinsinnigen Mutter, welche seine ersten gelungenen poetischen Versuche mit Freude begrüßte.

Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte Karl Theodor die Bergakademie zu Freiberg und studierte dort zwei Jahre lang Mineralogie; zu seiner weiteren Ausbildung bezog er 1810 die Universität Leipzig, nachdem zuvor dort seine ersten Gedichte unter dem Titel: „Kriepfen“ erschienen waren. Seine feurige Jugend, seine unreifen Ausflüsse von Gemüthsart verurteilten ihn indessen in Duelleitigkeiten, die ihn zwingen, schon nach einem Semester Leipzig und bald darauf auch Berlin zu verlassen.

Er wählte nun Wien zu seinem Aufenthaltsort und füllte sich in der geistig regiamen österreichischen Kaiserstadt überaus wohl. Sein dichterisches Talent geistigte hier schöne Blüten, in schneller Reihenfolge entstanden die dramatischen Arbeiten: „Die Braut“, „Der grüne Domino“, „Das und Lieber“, „Toni“, „Die Sühne“, „Der Nachtwächter“, „Der Better aus Bremen“, „Jüngling“, „Hofmanns“, „Schwob“. Er erreichte die Ausnahme sündlicher Stille, und, in vorzüglicher Befähigung dargelegt, errangen sie den freundschaftlichen Beifall der Kritik und des Publikums, wie er es selbst in interessanter Weise in seinen liebevollen Briefen an seine Eltern schildert.

Körner war ein Kind des Glüdes; seine liebenswürdige Persönlichkeit öffnete ihm überall die Herzen und die Häuser, sein edler Charakter, sein dem Höfen zugewandter, reiner Sinn gewann ihm zahlreiche Freunde, sein schönes Talent erwarb ihm viele Gönner und bald auch erblühte ihm in Wien das Glück der Liebe. Einer jungen Schauspielerin von untergeordnetem Rang zwar, aber von großer Schönheit schenkte er seine Neigung und wir finden nur den Namen seiner Toni in allen Briefen an die Eltern, die seine Wahl billigten, erwähnt. So schreibt er an seinem Geburtstage im Jahre 1812: „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Strang der Liebe ist um mich geschlungen und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgelegt.“

Durch seine Braut wurde er immer mehr dem Theater angelehrt und seine nähere Bekanntschaft mit demselben verliehen seinen Dramen eine erhöhte Reingerechtigkeit und Formreingewandtheit. Hoch beglückte es den jungen Poeten, daß ihm Goethe eine freundliche Anerkennung seines Talentcs schriftlich ansandte. Wie sehr man ihn in Wien schätzte, geht aus der Thatsache hervor, daß er im Jahre 1813 zum kaiserlichen Theaterdichter ernannt wurde. Er erhielt als solcher ein Jahresgehalt von 1600 Gulden und verpflichtete sich, jährlich zwei große und zwei kleinere Stücke zu schreiben, die ebenfalls gut bezahlt werden sollten.

So befand sich Theodor Körner in glücklichster Lebensstellung, in der Liebe süßen Bann, in dem Bewußtsein, immer Besseres und Schöneres leisten

* Note. ** herab. *** hatte Flügel. † brachte. †† Himmel.

zu können, und nur eines warf einen tiefen Schatten auf sein sonnenhelles Dasein — die Schmach seines unglücklichen, gekerkerten Vaterlandes.

Hätte er vorher schon sein Leid über die Unterdrückung des Lebens in einzelnen Jahren hingeben, so war es nun sein schüldestes Streben, nicht nur mit der Leier, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand für Deutschlands Ehre und Freiheit zu streiten.

„Deutschland steht auf!“, schrie er am 10. März an seinen Vater, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Hingebungen die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst senkt nach ihrem Vaterlande —, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Mute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Wenn es nicht lebermüht, Leichnam, Wüsthel! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Eternen meines Glückes in schöner Wildde auf mich niedersehen, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß ist für das höchste menschliche Gut, für meines Volkes Freiheit. . . . Eine große Zeit will große Herzen und fühl' ich die Kraft in mir, eine Kette sein zu können in dieser Völkerverbindung; ich muß hinaus und dem Völkertum die mutige Brust entgegenbrücken.“

In selbiger Begeisterung, in froher Hoffnung, wiederzukehren, zog Körner nach schmerzlichen Abschiede hinaus in den Kampf. Zu Anfang gefestete er sich den Völkerns Hingebungen zu, aber die Unfähigkeit, zu welcher dieselben nach der Schlacht bei Alken gezwungen waren, bewog ihn, in die Kavallerie des Korps zu treten. Seine militärische Tüchtigkeit machte ihn schnell zum Offizier und bald darauf zu Sikowas Adjutant; seine Untergebenen schwärmten für ihren jungen Führer und das ganze Korps sang seine, in begeisterten Momenten entstandenen, von stark Maria von Weber in Musik gesetzten Kriegslieder.

Als Sikowas Adjutant beteiligte er sich natürlich an all den mutvollen Streif- und Kriegszügen des Korps, wurde aber in dem Gefecht bei Stizen schwer verwundet und entging nur mit genauer Not der Gefangennahme. Er erkrankte nach Leipzig, wurde hier von Fremden liebevoll gepflegt, erholte sich darauf in Karlsbad, stieß aber, sobald es sein Zustand gestattete, wieder zu seinem geliebten Korps. Nach Beendigung des Massenstückes kämpfte er in mehreren Gefechten mit heldenhafte Mute. Zum letzten Male locht er zwischen Schwerin und Gadebusch unweit Rosenburg am 26. August 1813. Nach langem, beschwerlichen Nachmarsch dichtete er bei den Strahlen der aufgehenden Sonne sein „Schwertlied“, las es seinen Kameraden vor, entflammte sie dadurch zu todesmutiger Begeisterung, stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl und — fiel. Mit ihm sank der junge Graf von Gadebusch tödlich getroffen zu Boden und man begrub das edle Paar in dem Dorfe Wöbbelin mit militärischen Ehren.

Groß war die Trauer um den Feldjüngling; es beweinten ihn nicht nur seine Eltern, seine Frau, seine Kameraden, seine zahlreichen Freunde, nein, ganz Deutschland, dessen Herz er durch seine Lieber im Sturm gewonnen, trug Leid um ihn. Tief erschüttert legte sein Vater als herrlichste Opfergabe eine Sammlung der Kriegslieder des Gefallenen unter dem Titel: „Leher und Schwert“ auf sein Grab.

Die Liebe und Verehrung, welche man damals dem Hingegangenen widmete, galt ihm nicht allein als dem für des Vaterlandes Ehre gestorbenen Märtyrer, sondern auch als dem begabten Jünger unseres großen Dichters Schiller. Wohl steht er in seinem großen Vorbilde an schöpferischer Kraft, an Fülle der Lebenserfahrung, an Phantasie nach, aber der Entschlossenheit, der jenen befehl, durchglühte auch ihn, das Pathos, die Melodie, der Schwung der Sprache zeichnet auch seine Dramen aus und sein Talent hätte sicher noch reifere Blüten hervorgebracht, wenn ihm Zeit zu weiterer Entfaltung gegönnt wäre.

Sein Trauerspiel „Zinn“, dessen Gegenstand der Dyrer des ungarischen Helden bei der Belagerung Sigets durch Soliman zur Zeit Maximilians II. ist, war durch die Darstellung echten Heldentums gerade in jener Zeit von unendlich großer Wirkung. Goethe sagte, daß dieses Stück auch in Weimar als Nachklang kurz vergangener Epoche dem Publikum sinn- und artverwandt gewesen sei. Ebenfalls festsetzte das Trauerspiel „Malamunde“ durch die darin ausgesprochene Eingabe an alles Gute und Obel; beide

Werke sind in echt Schiller'schem Jambenpathos geschrieben.

Die Dramen „Toni“ und „Hedwig“ zeigen wohl viel Formenkenntnis, leiden aber an ihrem Mangel an Menschenkenntnis und echt dramatischem Leben. Sie konnten sich daher ebensowenig wie die vorgenannten auf der Bühne erhalten.

Eckständig ist Körner in seinen Lustspielen: „Der Nachwächter“, „Der Vetter aus Bremen“, „Der grüne Domino“, „Die Souveräne“. Sie gehören durch ihren Humor, durch ihre fliegende, melodische Sprache noch heute zu den besseren deutschen Komödien.

Unvergänglichlicher Ruhm aber wird Körner nunstrahlen als Dichter der patriotischen Lieder, welche zu den schönsten, hinreichendsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen gehören, welche die deutsche Literatur überhaupt besitzt. Kinder der That, oft mitten im Kampfgewühl der Seele ihres Schöpfers entsprossen, lebendige Zeugen eines aufrichtigen Glaubens an die gute Sache, Ausflüsse eines edlen, hochherzigen Gemütes, wurden sie selbst That und feierten die Reichen der Vaterlandskämpfer zu herrlichen Ruhmes-thaten an.

Wer hätte damals, wenn er ein deutsches Herz in der Brust trug, dem mahnenden Anruf widerstehen können:

„Früh auf, mein Volk! Die Flammenzeichen runden,
Heut aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen landen;
Früh auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen runden,
Die Saat ist reif; ihr Schwärmer, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das liegt, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Waise! — Wacht' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Mute rein!“ u. f. v.

Ebenfalls eine Perle in dem Genuß „Leher und Schwert“ ist das „Gebet während der Schlacht“:

„Vater, ich rufe dich!
Prüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzuden mich rasende Blitze;
Leher der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Füh' mich zum Siege, füh' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, du führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachten donnerwetter,
Irrquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand begeh' ich mein Leben,
Du kennst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schenken wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und segnend, prei' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir, ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Selten hat wohl merkwürdigeres Gottvertrauen, Ergebenheit in den Willen des Höchsten einen ruhigeren und erhabeneren Ausdruck gefunden, als in diesem Gebete. Jeder Gedanke wurde in jenen Tagen dem Dichter zum Liebe; ja, als er nach dem Gefechte bei Stizen „schwer verwundet und hilflos in einem Solze lag und zu sterben meinte“, sang er noch:

„Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl' an meines Herzens mattern Schlage,
Hier sieh' ich an den Werten meiner Tage —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben —
Nicht gütliche Bilder hab' ich mich zu schweben:
Das schöne Trauerbild wird zur Totenlage. —
Mut, Mut! — Was ich so tief im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —
Und was ich hier als Heiligum erkannte,
Wofür ich reich und jugendlich entbrannte.

Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph ich' vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.“

Damals bewahrte ihn das Schicksal noch zu größeren Thaten, mit neuer Liebe wandte er sich seinem Korps zu und besang es in dem feierlichen Liebe „Sikowas wilde Jagd“:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher dräuen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner jachen darein.
Und erfüllen die Seele mit Grollen.
Und wenn ihr die schwarzen Geleiten fragt,
Das ist Sikowas wilde, verwegene Jagd.“ u. f. v.

Mehr aber, als alle anderen Gesänge ist das Lied Völkergemut geworden, welches Körner wenige Stunden vor seinem Tode schrieb, das schon erwähnte „Schwertlied“:

„Du Schwert an meiner Hüfte,
Was soll dein heitres Rufen?
Schanst mich so freundlich an,
Hab' meine Freunde dran.
Hurrah!

Mich trägt ein wacker Reiter,
Drum bid' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freit dein Schwerte sehr.
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzlich.
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

Und zum Schluß heißt es:
Wohlauf, ihr festen Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Rehm's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Geht thut es an der Hüfte
Nur ganz verflochten klingen;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebevollen
Bräutlichen Mund von Güssen
An eure Lippen fest,
Stich! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!”

Und so, die Brust von Mut geschwellt, das treue Schwert hoch in der Rechten, sprengte der Jüngling, ein zweiter Tyrtaos in den Kampf, um sein edles Leben auszuhauchen. Er kam, er siegte und er starb, kann man von ihm sagen, aber sein kurzes Dasein war reich an Glück, reich an Liebe, ihm war es vergönnt, mitzukämpfen für unseres neuen deutschen Reiches Kraft und Herrlichkeit!

Darum trauern wir nicht um ihn, aber wir werden ihm Kränze ewig grünen Lorbeers und wissen, daß sein Name leben wird, so lang noch deutsche Herzen glücken! Begnügt sei sein Andenken!



Zur Naturgeschichte vieler Tenoristen.

Ein warnendes Wort.

Hier leben in der Zeit der Eisenbahnen, der Monumente, der Konstruktivbrücke, der Villengemeinschaften, der Musikfeste, der Kirmesengärten und — eines enormen Tenoristenmangels. Dieser Mangel erzeugt Ueberfluth an untergeordneten Organen, die in der Perseusdominieren; er erzeugt Ueberfluthung, Arroganz und

verhältnisslose Ansprüche, erzeugt tausenderlei Störungen und Lücken im Gebiete der Tonkunst, bildet Parteien, Fraktionen und wirft der Kritik einen ewigen Fehdehandschuh hin. Wir heben ihn auf, und der erste Streich, den wir führen, bringt sie ins Herz der Wahrheit. Herr A. z. B. könnte ruhig sein fröhliches Ichwachen im väterlichen Hause bis an sein fröhliches Ende, er könnte sein Liedchen singen zur eigenen Herzergöbung und Freude seiner Nachbarn. Aber der erste Ton, den man von ihm hört, wird auch gleich zum Schwanenliede seines stillen und zufriedenen Bürgerglücks. A. hört ihn, ist entsetzt und holt C. und D. zu Zeugen herbei. A. muß sein Liedchen wiederholen; die Auditoren rennen davon, wie beseelen und wie ein Heidebrand verbreitet sich die Geschichte von Herrn A. — Mein Gott, heißt es, Welch ein Glück wird er machen! Wie? Hat er den Geist der Weisen gefunden oder nimmt ihn eine reiche Frau? oder hat er eine brillante Anstellung gefunden? — Er was, Anstellung! A. braucht keine Anstellung; er wird sich bald selbst anstellen und das — binnem genug. Kurz, A. hat eine Tenorkanne. — „Da müssen Sie zum Theater gehen,“ heißt es nun überall, „und das schleunigst, ehe Sie wieder zur Besinnung kommen!“ — Von der Stunde an wird A. verwirrt. Sein ehr- und genüßiges Gewerbe stellt ihn an — er geht bei Tag herum wie ein Nachtwandler, träumt von Glanz, Ruhm, Lorbeer und Schätzen, einem glänzenden Leben, von Auktionen und Partetten und es dauert nicht lang, so behndt ihn Herr C. — Welche Gäre, Herr Musikdirektor! . . . A. wird also examiniert, in wenigen Minuten ist alles abgethan. C. ist entzückt von der Wunderstimme. „Zum Theater, zum Theater, Freunde!“ ruft er außer sich und führt ihn. — „Ich möchte wohl,“ heißt es mit todtetierter Beketheit, „aber ich kenne noch keine Note.“ — „Was Noten!“ meint C. „Papellen! Die Vergehen und Nachtgallen kennen auch keine und haben doch das größte Publikum. Sie haben unter den hundert Erfordernissen, woraus die Nachschle hervorragen, neunundneunzig, d. h. Stimme, das fehlende geben die Bretter. Ich brüte Sie aus, und es soll Ihnen kein Mensch anhören, daß sie noch vor vier Wochen ein rohes Ei waren.“

Der Kontrakt wird abgeschlossen und nach den Grundrissen der modernen Schule aufgeführt, betrifft der Gießermann den Varnach. Die Inmante kritisiert hat geschärfterweise eine allgemeine Spannung vorbereitet, und es konnte also nicht fehlen, daß jeder armseliche Ton, jeder eingetragene Schrei, daß jedes affektirte Melisma die Wäse waren, worauf die Beifallsdonner brüllten. Was zum geistigen Leben führen soll, führt zum geistigen Todschlag. Vox populi, vox Dei! O du mißverständlicher Spruch! „Gut mir nicht dieses ganze Volk entgegengebe!“ räsioniert A., den Kopf schon höher tragend. „Also bin ich auch ein Verurtheilter, bin Sängler di graco cartello!“

Kraft dieses Kennzeichens nun und des Hönigstiges der Journale — denn Rezensionen sind das Einzige, was A. vom Markt fiesst — zerren ihn Theaterverhältnisse und Egoismus von einer Grandcaso-Partie zur andern . . . Der Kampf mit der eigenen Unbehilflichkeit währt aber nur eine Zeit lange und die Grünnungen schlummern nicht ewig. Das Publikum wird endlich müde, nur Stimme und nichts als Stimme zu hören und darauf immer neue vergebliche Hoffnung zu bauen, seine Protoktoren, beständig leerer Stroh zu dreihen. Jedermann kommt doch schließlich dahinter, daß Herr A. das hundertste Ingrebiens fiesst: Talent, Gesinnung, Gefühl, Herz, Gemüth, Geist, oder wie wir das belebende Prinzip nennen wollen. — Um nun die Erleuchtung voll zu machen, kommt ein Wilsenen-Veteran daher, der nicht es gut mit dem bethörrten Geldenthor und gibt ihm den sachgemäßen Rat, von der begonnenen Bahn abzuweichen und neue eingehende Studien nachzugreifen. Und der alte Pratitler verstand die Sache, er hatte als Knabe schon Nachs Motetten vor den Häusern mitgegeben, war bereits durch und durch musikalisch, als er, ein schüchtern, wenig begabter Jüngling der Bühne von der Wile auf diente — erst Lantzenträger, dann Ritter wurde — er wurde an den Brettern goldweiss zum Meilen, allein, durch Protection der tanenwobneuden Kraft. Seine Prinzipien, ihm ins Blut getreten, zerichmolzen mit seiner tiefsten Empfindung. A. aber hatte ausgefangen, wo jener aufhörte. Seine erste Note war sein Testament, seine letzte sein Taufschrein. Allen, wer wird Sklave sein wollen, wo man König sein kann? Wieder von vorne anfangen, süßte sich A. zu stolz. Das falsche Klappergold fliehe bereits an seiner Seele fest, und mit Aufgebot aller Kräfte flog er von Forum zu Forum, flog immer weiter und rascher, um das Wahalla zu suchen, wo

Und auf und Kabale ihn nicht verfolgten. Unsonst! Er noch seinen eigenen Schatten und vergaß den unsichtbaren Geist der ewigen Wahrheit, der vor ihm herzog. — Nun endlich verließ den Armen sein Mut, denn — seine Stimme verließ ihn. Sie wurde, ehe er es ahnte, das no twendig frühe Opfer gescheiter Entwicklung, und andere Stützpunkte hatte er ja nicht. Die Verzweiflung, der Krampf der Anstrengung ward zum galoppierenden Tode für seine so mühsam begonnene Laufbahn; und das Ende vom Liede? . . . Der junge Gott wurde ein alter Kollektant.



Blumen der Musik.

Schneipblatt
von
Elise Polka.

Der Musik treibt, aus voller begeisterter Seele, der muß auch die Blumen lieben und pflegen, zwischen Blumen und Tönen besteht eben ein geheimnisvoller Zusammenhang.

Was wäre die Erde ohne die Blumen mit ihrem Glanz und ihrem Duft? Frene dich unserer Schönheit! Es gibt ja keinen Berg auf Berg und Thal, wo sie uns nicht entgegenreten, um tröstend zu flüstern:

Wir sind bei dir!
Wit nicht verarmt, bist nicht allein!“

Jeder gute Mensch liebt die Blumen und behandelt sie als seine treuen Lebensgefährten. Unsere Freuden wie unsere Trauerzeiten sind unendlich ohne ihren Schmuck, und wenn niemand mehr an uns denkt, da drängen auf dem stillen Friedhofe, die Blumen, denken an den, der da unten schläft und erzählen von ihm. Dort oben offenbart sich die Verbindung der Natur mit der eukühnenden Menschengehalt — für den, der sehen lernte. — Da schäuf ich ein Kind, — die Mutter starb längt vor Schmachtschmerz, — der Vater wanderte aus, und liegt wie in fremden Landen begraben, — wer weiß noch etwas von dem fröhlichen Verzeussiebling mit den lachenden Augen? Der Denkftein ist zerbrockelt, aber eine Gafelstange breitet ihre Zweige aus, über den kleinen Hügel, und trägt in jedem Frühlings das lustige Spielzeug der schimmernden Käschen herbei, — wer sie dorthin geklaut, weiß niemand. Und lebte kein Sohn, keine Tochter mehr, die Gräber eines Vaters, einer treuen Mutter zu schmücken, — Epheuranken und Pergelweinmüht kommen von selbst herbei auf leichten Füßen, und bedecken den eingeseutenen Hügel. Wo ein vergessener Tapferer nach heißen Kämpfe anrührt, dem keiner mehr dankt für das Opfer seines Lebens, — da blüht allmählich der Mittersporn und Eisenhut und die Schwertlilie an. — Himmelschlüssel und Schneeglockchen stehen neben der Anheulstätte eines jungen Mädchens, von dessen Lieblichkeit längst kein Mund mehr redet, und wer könnte die Hand bezeichnen, die sie dorthin trägt, Johans jahre? — Und nun gar die Dichtergräber und die letzten Anheulstätten der Musiker! Da dreiten sich blühende Deden aus und grüne Blätter, blühendste Lebensfälle, das geheimnisvolle Zeichen der Auf-erstehung; — denn zugleich diesen Anheuden und den Blumen gehen nun einmal, ich glaube es fest, im Leben und im Sterben goldene wunderbare Fäden hin und her. —

Wo gäbe es aber auch einen unserer großen und kleinen Meister im Reiche der Töne, dessen Hand nicht um die Wette mit den Dichtern nach den Blumen geistigen hätte um sie zu befragen — nämlich nach jenen Versen, die von dem Jander und dem Trost der Blumen reden?

Aus dem Leben und Schaffen eines jeden von ihnen weht Blumenhauch zu uns herüber. — Steht nicht Vater Bach, mit seinen ersten großartigen Schöpfungen, gleichsam unter dem Zeichen der Lilie? Finden wir auch bei ihm keine Blumenworte — so fühlen wir doch, daß z. B. jene sonnige, jubelvolle Arie aus seiner Pfingstkantate:

„Mein gläubiges Herze
Großhude, sing', lchere,“

nur entstanden sein kann, während die Fenster seiner Arbeitsstube, in dem alten Kantorhause auf dem Thomaskirchhof in Leipzig, weit offen standen, um den Linderblüthenhauch einzulassen, zugleich mit den Sonnenstrahlen? — Und den heitern Tanzweisen und Inventionen merkt man doch den Schritt des Spaziergägers vor den Thoren der Studentenstadt an, — wo Sebastian Bach sich so gern „erlusterte“, nach freier Arbeit, und nicht selten wie einer seiner alten Biographen erzählt, ein „Straußlein“ mit heimbrachte.

Daß Handel es liebte im Freien sich zu ergehen, wissen wir — er konnte sogar Zeit und Stunde der Proben vergessen im Umherwandern unter blühenden Bäumen, im Dahinschlendern über Wiesen, und stundenlang ging er in den Parkwegen in London auf und nieder. Die edle Arie: „Verdi prati“, die Johanna Bachmann-Wagner einst so gern und unvergleichlich schön sang — ist durchdringt von Sehnsucht nach dem frischen Grün von Wald und Thier. — Und die schöne Karolina Haase, wenn sie ihm mit ihrer wunderbaren Stimme etwas vorsang, während ihrer Triumphe in der englischen Hauptstadt, hat gar manche seltsame Blüte, manchen kostbaren Strauß aus seinen Händen empfangen.

Und Joseph Haydn? — Können wir uns das fremdliche Antlitz dessen, der uns die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ geschenkt, anders denken, als in einem Rahmen frischer Frühlingsblumen, und jenem Grün, aus dem für alle „Wunden“ „Heil“ spricht?

„Stumm holder Zeus“ —

so sang ein Herz, das sich an dem Jander der Blumen und Blüten wieder und immer wieder berauschte, und jene geeignete Zeit nie erwarten konnte wo:

„hoch der Adersmann“

Samen austretend, dem Pfluge „Ädten“ nachschreitend. Meister Gluck war nirgends glücklicher als in seinem Gartenhause, — und dort schrieb er denn auch eine Melodie nieder, die wie ein Waldblumenstrauch erscheint, gepflückt neben einem marmelosen Wäldwasser:

„Einen Bach der fließt
Und sich ergießt
Sauft wie Zephyr rauscht,
Nymphen belauschet,
Der sich schlängelt und lenkt,
Blumen und Wiesen tränkt,
Menschen Erquickung schenkt.“ —
(Wälder von Meffa.)

Man versichert von dem berühmten Wiener Hofkapellmeister, daß er stets ein paar Blumen und grüne Blätter auf seinem Klarer haben mußte, weil er sonst nicht spielen zu können behauptete. — Und daß er sich eine schöne, tanzende Frauengehalt auch nicht anders zu denken vermochte, als im Schmuck frischer Blumen, das merkt man jener reizenden, schattigen Gavatte an, die Maria Schumann mit besonderer Liebe zu spielen pflegt. Die Tänzerin trägt ohne alle Frage dunkelrote Kleider an der Brust, — Gluck's Liebungsblumen. — Wer aber überredet nicht fast atemraubender frischer Weichenduft bei dem Namen unseres geliebten Wolfgang Amadeus Mozart?

„Ein Weichgen auf der Wiese stand
Zu sich gebüht und unbekannt“ —

Kennt jemand auf Erden ein „herzigeres“? — Wie soll das „Wolfgangert“ als Knabe heimgekehrt sein von einem Spaziergange, ohne eine handvoll Blumen — waren sie auch noch so einfach — für seine Schwester, für die Mutter, den Vater, oder wer sie sonst immer haben wollte. Und unzertrennlich von dem kleinsten regellosen Strauß war dann die bekannte Frage der Augen und Lippen:

„Hast du mich lieb?“ —

Damals mag wohl mancher scherzend die Frage beantwortet haben mit einem lachenden, halbgezwungenen „Ja!“ — Wir aber antworten im tiefsten Ernst aus vollem Herzen, wenn uns aus Mozarts Musik diese Frage entgegenzinkt: „Wir haben dich lieb, so lange wir atmen, und denken dein, wo irgend jemals:“

„Ein Weichgen auf der Wiese stand —“

Nun hat bekanntlich das Grab Mozarts nicht wieder zu finden vermocht, auf den Wiener Friedhöfen — ich glaube, wenn man dort nach Weichgen gesucht hätte, man würde es entdeckt haben, denn die hatten bestimmt treue Wacht an jener geweihten Stelle. —

Gefallen Hauptes wandert Ludwig van Beethoven an uns vorüber:

„Im Frühlingsgarten

Wib vom lieblichen Zanbertlich umfließen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert — —

Wir schauen ihm voll schener Ehrfurcht nach,
und doch fühlen wir, daß seine Augen liebevoll an
den Blumen hängen, daß dies große Herz die Herr-
lichkeit und Erhabenheit der Schöpfung, die Schön-
heit der Erde — im weitesten Sinne des Wortes —
empfand und wie keiner sie tiefer zu empfinden vermochte.
Wer hätte das Goethe-Lied heller in Tönen zu
jubeln vermocht als er?!

„Wie herrlich leuchtet mir die Natur,
Wie glänzt die Sonne wie lacht die Flur. —
Es dringen Blüten aus jedem Zweig
und tausend Stimmen aus dem Gesträuch —
Und Freud und Wonne aus jeder Pflanz:
O Erd', o Sonne, o Glück, o Lust!“ —

Er gab uns ja auch eine Pastoral-Symphonie —
diesen Jubel aus das Leben in und mit der Natur. —
Es ist gewiß: die Blumenangen schauten tröstend
auch in das einsame kleinster-Dasein dieses Töchterlein.
Da winkt Einer mit frohen Augen einen un-
verwundlichen: „Schönen grünen Jungfernkranz“:

„Mit weichenblauer Seide — —

Karl Maria von Weber. Er streift mit
frischen Sinnen im Walde umher und schaut auch ge-
legentlich dem Schneeglöckchen zu, — das eben sein
Köpfchen hebt:

„Was bricht hervor bei Blüttenweih
Aus harter Winters Schnee und Eis?“ —

Deutsche Romantiker: — Blumen und Grün,
Sonn und blauer, blasse Gärten, dunkle Wälder — —
wer könnte sie trennen?

„Die Blum' im Tane spricht:

„Mein sie verriet dich nicht — —
singt leise und süß auch Gurhanthe. —

In der Lössung bei Dresden, so erzählte mir ein
alter Mann, geht von Lippe zu Lippe die Sage von
dem Komponisten des Freischütz, wie er auf seinen
Streitjagen in den Bergen, so oft im stillen Kampf
vor den wilden Erdbeerblüten gestanden, die er so
geru gepflückt, weil er sie ganz besonders liebte.
Und dennoch hat man ihn oft sagen hören: „bleibt
stehen in Frieden, — im Schöpfen, da bring' ich
auch meine Tungen, die mühen sich dann nach euren
Beeren blicken. Sie werden sich keinen Augenblick
bedenken, macht euch nur darauf gefaßt!“ —

Wo duftet der Flieder wohl beräuschender als
vor dem Hause des Hans Sachs in Wagners
Meisterjüngern, — und wo erklingt ein heiterer Malen-
gruß als im Liebe des Hirtin in seinem Tannhäuser:

„Der Mai ist da,
Der liebe Mai!“

Meister Spohrs leider längst vergessene Oper
„Rémire und Aor“ dagegen ist wie in Rosenluft
getaucht, und wie verlockend leuchtet der „Selam“
in schönen Frauenhänden, in seiner Fessonda,

„Der in glüh'nden Farben spricht:
„Sie vergaß dich nicht!“

Jenes berühmte auch schon beiseite gelegte Lied,
das Rosenpreislid,

„Mose wie bist du
Neizend und mild“ — —

konnte nur Einer so seelenvoll singen, der, in seinem
schmucken Garten in Kassel, jahraus jahrein die
herrlichsten, weit und breit bekannten Mosen zu ziehen
verstand, und mit Argusaugen behütete! Nur für
seine geliebte Lebensgefährtin schnitt der damalige
König der Geiger und Hofkapellmeister, dann und
wann vorzüglich eine Blüte, niemand sonst wurde be-
scheut — nicht einmal sein Lieblingshändler der nach-
malige Kantor der Leipziger Thomasschule, der ge-
lehrte Kontrapunktist: Moritz Hauptmann. —

Gar viele Mosen leuchteten langen und singen bis
zur Stunde unsere Vederkomponisten fort und fort
— wer könnte alle Namen hier nennen.

Wer ließ sich nicht begabern von unseres un-
vergleichlichen Franz Schuberts:

„Sah ein Knab ein Möselein stehn,
Möselein auf der Heiden — —

und wie duftet Schumanns:

„Ich sende einen Gruß, wie Duft der Mosen,
Ich send ihn an ein Mosenangeht — —

und wunderbar reizvoll sind die drei, noch immer nicht
genug bekannten, Mosenlieder von Robert Franz:

„Es hat die Rose sich beklagt,
Daß abznirah ihr Duft verwehe“ —

Das schallhafte:

„In dem Dornbusch blüht ein Möselein“

wie das tieferanrige:

„Und die Mosen die prangen,
Draüber hin fährt der Wind — —

Freigedacht wird das Lied von Johannes Brahms:
„Mosen brach ich nachts mir im dunkeln Hage —
Marzhuer — Löwe — Reinecke — Jenseu — Wierst
— Kiesel, Hiler, Rist — — sie alle komponierten
Blumenlieder, — und Louis Ehler besang auch
die Gvane, die blaue Kornblume, die geweihte Lieb-
lingsblume unseres heimgegangenen Kaisers Wilhelm.
Geheimnisvoller Klang aber umgibt jene Wunder-
blüte die, in einer mond hellen Frühlingsnacht auf
dem Wasserpfingel vorübergleitend, Robert Schu-
mann in Tönen malt:

„Die Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht — —

und einen Blumenkultus zarterer Art enthält uns
sein unvergleichliches:

„Du bist wie eine Blume
So schön, so rein und hold — —

Welch eine heisse Sehnsucht — — — — —
lebt in seinem:

„Du junges Grün, du frisches Gras — —
Wie manches Herz durch dich genas. — —

Aber einen ganzen Frühling bringt uns die
Ueberrückte der Weidenlieder unserer Komponisten.
Alle Poeten lieben und preisen von Alters her
das Weiden, alle Musiker singen doch mindestens
ein Weidenlied in ihrem Leben, und beide, Dichter
wie Komponisten, schämen sich dieser Jugendschwär-
meri, dieser Weidenliebe niemals, sie sind auch die
Lieblingsblüten unseres geliebten Kaisers Friedrich
gemessen. — Die Weiden sind erst die wahren
Frühlingsboten, mit ihnen sehen wir ihm selbst in
die Augen — und welches Menschenherz vermochte
sich jener Zeit zu verschließen, wo:

„Die blauen Tage brechen an,“

wo „die Welt in Weiden steht“ und ein „Meer von
blauen Gedanken“ uns überflutet!

Ich denke neben dem Mozart-Weiden an das
schlichte, reizende Duett von Friedr. Reichardt:

„Ein Weiden auf der Weiden stand — —
das wie von zwei schelmischen, frühlichen Schäferinnen
gesungen erscheint.

Da hat auch Ludwig Berger, der Lehrer
Mendelssohns und Lamberts, gebrochen von dem Tode
der geliebtesten Frau, seinem Gauden, die an seiner
Seite in der nordischen Niesenstadt an der Nawa, an
dem Heimweg nach Deutschland krankte und starb, ein
rührendes Lied gesungen:

„Von blauen Weiden war der Kranz,
Der Hauchens Loden schmückte,
Als ich zum erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte. —
Schant nun aus buntem Weidenkranz
Ein blaues Weiden still hervor:
Denn ich der sel'gen Stunden! — —

u. f. w.

Wer kennt diese hochpoetische Komposition?
Mendelssohn brachte uns sein holdseliges „erstes“
Weiden. — Tausend fragt in seinen herzigen Kinder-
liedern:

„Es was blüht so heimlich
Im Sonnenstrahl?
Das sind die lieben Weiden,
Die blühen im stillen Thale — —

Brahms umweht uns mit „Marzessendust“ in sei-
nen Liedern, bestet die Wiege im heimlichen Stüb-
chen der jungen Mutter mit: „Mosen und Rägeln“,
und wie seine Augen zu sehen verstehen, und wie
tief sein Herz empfindet, das sagt uns in ergreifender
Weise der Sang von der: „Felseninsamkeit.“ —
Und in unsern Volksliedern, erzählt da nicht
ein ganzer Garten von Gschweiglein, Myrte und
Thymian, von Rosmarin und Bergameinisch, von
Rägeln und Tausendblühn, Maingolden und Him-
melschlüssel? —

Also Blumen und Musik gehören von An-
fang an und für alle Zeiten, zusammen — — es
ist kein Zweifel, und somit gehört auch die Blumen-
pflege ins deutsche Haus, wie eben die Musik.



Es wohnt Sieb' bei Siebe.

Von Trup. von Sachser-Masoch.

Die Zigeuner spielten zum Tanz in der Königs-
burg zu Ofen. Während sich die jungen
Gosente und die schönen adeligen Frauen in
wildem Reigen drehten, saß König Ludwig II.
an dem Fenster, das auf die Donau ging und blickte
hinter vor sich hin. Er dachte an Sultan Soliman,
der vor kurzem den Thron bestiegen hatte, an die
Gefahren, welche seinem durch Partekämpfe zer-
rissenen Reiche drohten. Um ihn standen der Palatin
Bathory Graf Frankopan und einige andere Magnaten,
denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag.
Sie harrten des Augenblicks, wo der König gütigst
gestimmt war sie anzuhören, und da er die Musik
leidenschaftlich liebte, hatten sie die Zigeuner bestellt,
um ihn durch ihre Weisen auf ihren Plan vorzu-
bereiten. Nun schlen es Zeit. Auf einen Wink
Bathorys schwebte die Musik, die Tänzenden zogen
sich zurück, und dann begannen die braunen Schöne der
Siebe, leise erst, dann immer kräftiger und ergreifender
eine schwermütige ungarische Volksweise zu spielen.

Der junge König neigte gerührt das Haupt und
in seinen Augen glänzten Thränen.

Er war eine edle Natur und ein fühner Geist,
dieser jugendliche Herrscher mit dem Bart eines ge-
reisten Mannes, aber die ehrgeizigen und habgierigen
Großen hatten die verderblichsten Leidenenschaften in
ihm erregt und ließen ihn in einem Wirbel von Lust
und Vergnügungen untergehen, um ihn zu einer
Puppe in ihren Händen zu machen.

Während es an allen Vorfahrungen zur Ver-
teibigung der Grenzen gegen die Türken saßte, herrschte
am Hofe Ungezelligkeit und Verschwendung. Ein
Fest folgte dem anderen, Turniere, Jagd, Schachspiel,
Tanz, Gelage dienten dazu den König von den Staats-
geschäften abzuziehen, und den Mittelpunkt aller dieser
Vergnügungen bildeten schöne, herrschaftliche Frauen,
welche darin wetteiferten, den König zum Sklaven
ihrer Kanten zu machen.

Bathory benötigte die weiche Stimmung des
Königs, um ihm unerwartet von dem Verfall des
Reiches, von den drohenden Gefahren einerseits, von
dem Treiben an seinem Hofe andererseits zu sprechen
und brang mit den anderen Vaterlandsfreunden in
ihn, endlich seine Vermählung mit Maria von Oester-
reich zu vollziehen, mit der er schon als Kind ver-
lobt worden war.

Sie hofften durch diese Verbindung den König
allen schädlichen Einflüssen zu entziehen und auch
Hilfe von den Brüdern Maria's, dem Kaiser Karl V.
und Erzherzog Ferdinand zu erlangen.

Ludwig zeigte sich geneigt auf ihre Wünsche ein-
zugehen.

„Ist sie schön?“ fragte er.

Bathory zog ein Miniaturbild der Erzherzogin
hervor und zeigte es ihm.

Der König betrachtete es lange und verbarb es
dann an seiner Brust.

„Liebt sie Jagd und Turniere?“ fragte er weiter.

„Sie gilt als die kühnste Reiterin,“ erwiderte
der Palatin.

„Und liebt sie auch die Musik?“

„Es ist die Kunst, in der sie am meisten glänzt,“
sagte Frankopan.

Der König stand auf und rief: „So soll es
deun sein, reist unverzüglich nach Linz zu dem Erzherzog
und betreibt die Sache. Ich bin dieses Lebens müde.“
Noch in demselben Jahre fand die Vermählung
König Ludwigs von Ungarn mit Maria und des
Erzherzogs Ferdinand mit Anna, der Schwester
Ludwigs in Linz durch Prokuration statt. Dann
reiste die junge Königin zu Schiff bis Preßburg und
von dort, von einem zahlreichen und prächtigen
Dandurium ungarischer Adelsiger begleitet zu Land bis
Ofen, vor dessen Thoren sie Ludwig II. empfing.

Beide waren erst siebzehn Jahre alt und beide
von stolzer königlicher Schönheit. Der erste Blick
entschied für das Leben. Sie liebten sich und zwar
mit einer Leidenschaft und Treue, welche fast ohne
Beispiel war. Maria wurde der gute Engel ihres

Gemahls, aber ein Engel mit dem feurigen Schwerte, denn sie besaß ebensoviele Geist und Kraft als Anmut und Reize.

Das Beilager wurde mit großem Pomp gefeiert, ein Fest sollte das andere ab, aber die jungen Gatten atmeten auf, als alles zu Ende war und sie sich für einige Wochen nach dem schönen Schlosse Wiesegrad an der Donau zurückziehen konnten, um fern dem Hofe, ja der Welt, ganz nur ihrer Liebe und ihren Reizungen leben zu können.

Es spielte sich hier eine königliche Idylle, aber freilich im Geiste jener Zeit und ihren Sitten gemäß ab, und die junge Königin benutzte die erwünschte Gelegenheit, um alle ihre Talente und Reize zu entfalten und den leidenschaftlichen Jagellonen ihren Einfluß vollständig unterthan zu machen. Die schöne, königliche Amazone ritt mit ihrem ritterlichen Gemahl in die Wette, sie jagte mit ihm den Reher und hetzte Füchse und Hirsche; im Saal des stolzen Jagellschlosses zeigte sie ihre Mummie bei dem damals so sehr gepflegten Ballspiel. Vor allem begaberte sie aber den König durch ihr Spiel auf dem Klavier und ihren Gesang, den sie geschickt auf der Laute zu begleiten verstand.

Die Natur hatte sie mit einer herrlichen Mittheilung beschenkt, welche ein venezianischer Gesandter in seinem Berichte an den Dogen mit einer Orgel verglich. Ein italienischer Meister hatte sie in der Musik und im Gesange ausgebildet.

Als der König sie das erste Mal singen hörte, wurde er vollständig von ihr bewogen. Er hatte mit dem Palatin und dem Schatzmeister beraten und kehrte früher als Maria ihn erwartet hatte zurück. Im Gange draußen hörte er plötzlich ihren Gesang und blieb stehen, um demselben zu lauschen. Als er endlich eintrat, sah die Königin, die Laute im Arm, beim Fenster, vom Sonnenlicht in eine milde Glorie getaucht und sang ein heitiges Lied, das damals sehr beliebt war: „Es wohnet Lieb' bei Liebe.“

Der König warf sich ihr plötzlich zu Füßen und als er ihre Hände mit Küßen bedeckte, neigte er sie zugleich mit seinen Thränen.

Die Idylle wurde in beschleunigtem Maße in der Burg zu Osen fortgesetzt. Maria liebte die Wissenschaften und Künste, sie beschäftigte sich ebenso sehr mit den alten Meistern, als sie lebhaft an dem geistigen Kampfe ihrer Zeit teilnahm. Sie hatte eine kostbare Sammlung von Büchern und Handschriften mitgebracht und fand in der Osen Burg die Reste der berühmten Bibliothek des Mathias Corvinus. In ihren freien Stunden las sie dem Könige vor, aus Virgil oder Ovid, aus Dante und andern.

In Osen gefiel sich Maria ausnehmend gut. Die Stadt war vollkommen deutsch, und ein großer Theil der Bürger hatte sich Luthers Lehre zugewendet, mit welcher Maria ebenfalls sympathisch war als ihre Vorfahren sie bekämpften.

Es geschah, daß der ungarische Landtag ein Gesetz beschloß, der König möge alle Lutherner küssen lassen und ihre Güter einzuziehen, ein Gesetz, das allerdings niemals ausgeführt wurde, und zu gleicher Zeit war der Hofprediger Marias ein Lutherner, ihre vornehmsten deutschen Diener huldigten der neuen Lehre, und die geistvolle, freisinnige Königin selbst las mit ihrem Gemahl die Bibel und sang die Stürche Luthers.

Daß dieser eine solche Anhängerin hoch zu schätzen verstand, ist sehr begreiflich. Er leuchtete ihr geistliche Episteln und geistliche Gedänge und widmete ihr sogar ein Buch.

Während sie aber mitten in der großen Bewegung der Geister stand, welche den Aufgang einer neuen Zeit verheißte, und mit ihrem Gemahl schöne, durch Kunst, Dichtung und Musik verherrlichte Stunden heimeligen Liebesglückes genoss, verlor sie niemals ihre eigentliche Aufgabe aus dem Auge.

Sie bot ihren ganzen Einfluß, alle ihre Klugheit und Energie auf, um Ungarn vor dem Untergang zu bewahren, um ihrem Gemahl die durch äußere und innere Feinde bedrohte Krone zu retten.

„Diese Frau hat den Geist und den Mut von zwanzig Männern.“ schrieb der päpstliche Legat nach Rom.

Sie schien alle Hindernisse zu siegen, sie gelang ihr, eine große Partei des Adels um sich zu sammeln; der Papst und Venedig, endlich auch das Deutsche Reich versprachten Soldaten und Subsidien zu dem unvermeidlichen Kampfe gegen den Sultan.

Als dieser Beirathschau als Gesandten nach Osen schickte, um Tribut zu verlangen, eigentlich aber um die Lage des Reiches anzuspionieren und mit den unzufriedenen Verbindungen anzuknüpfen, war Maria sofort entschlossen, das demüthigende Aufsehen Solimans entschieden zurückzuweisen.

Der König empfing den Türken im Thronsaal, umgeben von den Grägen des Reiches. An seiner Seite saß die Königin Maria stolz und schön in Purpurant und Hermelin gekleidet.

Nachdem Beirathschau gesprochen hatte, senkte der König das Haupt und da er zu überlegen schien, wagte auch keiner von den Räten zu sprechen. Da erhob sich die junge Königin und rief: „Dies unsere Antwort Deinem Herrn, wir wir Dich zum Schand unserer Füße machen, ja soll er uns seinen Nacken darbieten, wenn wir ihn verschonen sollen.“

Auf ihren Wink ergriffen die Leibwächter den Gesandten, banden ihm Hände und Füße und legten ihn vor der Königin nieder, welche ihm nach orientlicher Sitte den Fuß auf den Nacken setzte.

Dann wurde er in den Turm geworfen. Als nach einiger Zeit durch Vermittelung des Boiwoden von Siebenbürgen ein großes Schreiben des Sultans eintraf, ließ Maria dessen Gesandten in einen Saal rufen und in die Donau werfen. Sie selbst wohnte der Ausführung dieses grausamen Beschlusses bei und begleitete den Fall des Unglücklichen in das Wasser mit einem lauten Lachen.

Auch dies war im Geiste der Zeit. Man war damals nicht sonderlich gefühlvoll, und die schöne Königin von Ungarn hatte mit einem Muselman nicht mehr Erbarmen als mit einem jungen Hunde. Wukie sie doch, wie barbarisch die Türken ihre Glaubensgenossen in der Sklaverei behandelten.

Die Folge dieser stolzen Zurückweisung der türkischen Annäherungen war die Kriegserklärung Solimans. Er drang an der Spitze eines Heeres von 300 000 Mann gegen Ungarn vor. König und Königin theilten hier ihr Volk zu den Waffen zu rufen, aber der Abbel kam nur zögernd herbei, und auch die Hülfsvölker trafen nur langsam ein. Maria wollte an der Seite ihres geliebten Gatten in das Feld ziehen, aber sie gab seinen Bitten nach und begnügte sich damit, ihn eine Strecke zu begleiten. Dann kehrte sie nach Osen zurück.

Als im ungarischen Lager der Annäherung der Türken zugleich aber auch das Anrücken der Siebenbürger, Böhmen und einiger Bundesgenossen gemeldet wurde, waren im Kriegsrath die Stimmen geteilt. Ludwig und einige Kriegsfahrene Große wollten den beträchtlichen Zug erst abwarten, die Mehrzahl stimmte aber für eine Schlacht, die verblendenen Magyaren wollten Sieg und Ehre nicht mit den Fremden theilen.

So geschah es, daß bei Mohacz nicht ganz 30 000 Ungarn den Kampf gegen die schuchhafte Uebermacht ausnahmen. In wenigen Stunden war das ungarische Heer vernichtet.

Ludwig II. war als Held gefallen.

Als die Nachricht in Osen eintraf, saß Maria ohnmächtig zu Boden. Man fürchtete für ihr Leben. Doch sie fachte sich bald aufgeteilt der schrecklichen Gefahr und eilte nach Preßburg an die österreichische Grenze. Während die Türken Ungarn plünderten, betrieb Maria hier, da ihre Ehe kinderlos geblieben war, die Wahl ihres Vaters des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn und Böhmen. Erst nachdem sie diese beiden Reiche ihrem Hause erobert und gesichert hatte, zog sie sich nach Luz zurück, um hier ganz nur der Erinnerung an ihren geliebten König und der Trauer um ihn zu leben.

Ihr Schicksal fand in ganz Europa Teilnahme. Luther sendete ihr ein Beileidschreiben, Erasmus schrieb für sie sein Buch „Von der Witwe“. In Deutschland entstand ein Volkslied von König Ludwig und Maria und von der Schlacht bei Mohacz, das nach der Lieblingsweise der unglücklichen Königin „Es wohnet Lieb' bei Liebe“ geungen wurde.

Um ihres mahllosen Schmerzes Herr zu werden, griff die schöne junge Witwe nicht zu wichtigen Zerstreuungen, welche ihr Gefühl nur um so mehr verletzen hätten, sondern suchte Trost bei den erlesenen Geistes, denen sie schon so viel in ihrem Leben verdankte. Sie fundierte die Klassiker, las viel in heiligen Büchern, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit namhaften Gelehrten und beschäftigte sich mehr als je mit Musik, welche sie in einem Briefe an den berühmten Mediziner Manardi in Ferrara, die Arznei trauer Seelen“ nennt.

Das Witwenjahr war indes noch nicht um, als ihr Bruder der Kaiser bereits daran dachte sie wieder zu verheirathen, um ihre Schönheit und ihre Geistesgaben seiner Politik wieder auf einem anderen Felde dienstbar zu machen. Zahlreiche Freier fanden sich ein, unter denen Jakob V. von Schottland von ihren Brüdern besonders begünstigt wurde.

Maria lehnte jedoch alle diese Anträge ab und erklärte, sie werde sich niemals wieder verheirathen.

In diesem Augenblick erschien ein neuer Bewerber, der Pfalzgraf Friedrich, ihr Jugendfreund, an dem das Haus Habsburg ein Unrecht gutzumachen hatte.

Der Pfalzgraf hatte Marias ältere Schwester, die Infantin Eleonore geliebt und hatte bei ihr volle Gegenliebe gefunden. Es war ein wahrhaft ideales Bündnis voll poetischen Duftes, das in granitamer Weiße durch die Mächtigkeiten der Politik zerstört wurde. Der Pfalzgraf wurde förmlich vom kaiserlichen Hofe verbannt, und die unglückliche Infantin mußte mit blutenden Herzen dem großen König Emanuel von Portugal die Hand reichen.

Jetzt wendete der Pfalzgraf seine Blicke auf Maria und fand diesmal an deren Brüdern bereite Zuhörer. Maria von Ungarn kam in eine peinliche Lage. Sie wollte den Jugendfreund nicht trüben, und doch konnte sie sich nicht entschließen, dem toten Gatten die Treue zu brechen. Zudem sie sich bemühte, den Pfalzgraf hinzuhalten, erweckte sie ihm wider Willen Hoffnungen.

Er wurde immer dringender und bat endlich um die Erlaubnis, sie in Luz besuchen zu dürfen. Die Königin lehnte in zarter aber entschiedener Weise ab. Einige Zeit hörte sie nichts vom Pfalzgrafen, dann kam ein Brief ihres Bruders Ferdinand mit Vorwürfen. Sie dachte eben im Eifer ihres Brunkgemachtes stehend, über die Wafung ihrer Sünden und entscheidenden Antwort nach, als sich im Hofe Gesang vernehmen ließ.

Eine schöne männliche Stimme sang die Weiße, die sie so sehr liebte: „Es wohnet Lieb' bei Liebe“, und jetzt vernahm sie auch die Worte.

Es war das Lied von der Schlacht bei Mohacz. Maria öffnete das Fenster und erblickte einen jener fahrenden Sänger, welche damals, als Nachfolger der Minnesänger, die deutschen Lande durchzogen. Sie jendete eine ihrer Frauen hinaus und ließ ihn herankommen.

Der Sänger trat ein, beugte ein Knie vor der Königin und sang dann das Lied von ihrer Liebe und Treue, von dem blutigen Tage, wo ihr Gemahl als Held gefallen und von dem herzerweichenden Leide der Witwe.

Maria hörte stumm, den Kopf in die Hand gestützt an, bis die Nahrung sie übermannte und sie in lautes Weinen ausbrach.

Da schritt der Sänger zu ihren Füßen hin und rief das Barock und den fahlichen Bart herab.

Es war der Pfalzgraf Friedrich.

„Ihr seid es.“ stammelte Maria.

„Ja, Königin.“ rief er, „ich konnte dem Drängen meines Herzens nicht länger widerstehen. Ich wollte alles wagen, selbst Euren Vorn, um von Euch selbst die Entscheidung über mein Schicksal zu erhalten.“

„Ich zürne Euch nicht.“ sprach Maria, „aber was bedrängt Ihr mich so sehr. Noch ist kein Jahr in das Land gegogen, seitdem mein König und Gemahl gestorben als ein tapferer Held und guter Christ, wie könnte ich das Herz haben an neue Liebe zu denken.“

„Ich will mich gern gebüden.“ erwiderte der Pfalzgraf noch immer auf den Knieen vor ihr, „so bald Ihr mir nur Hoffnung geben wollt, und weißt Ihr mich nicht für immer ab, so werde ich doch stets Euer treuer Diener bleiben, Euer Sklave.“

„Friedrich.“ sprach die Königin ruhig und sanft, „Ihr thut mir weh, Ihr reißt an meinem Herzen. Ich bin Euch gut und wollte, ich könnte Euer Gemahl sein, ja keinen anderen möchte ich mir erwählen als Euch, wenn ich jemals wieder den Witwenkleider ablegen sollte. Aber ich will es nicht, nun und nimmermehr. Es gibt niemand, der mich meinen Gatten vergessen machen könnte.“

„So wollt Ihr Euch niemals wieder vermählen?“

„Niemals.“

Der Pfalzgraf neigte sein Haupt über ihre Hände und bedeckte sie mit Küßen, während die Königin sich tief bewegt über ihn beugte und ihre Lippen, gleich einem Sande seine Stirn berührten.

„Wenn ich mich jemals wieder vermählen wollte.“ sagte sie leise, „nehme ich keinen als Euch. Seid Ihr damit zufrieden?“

„Ja, ich bin es zufrieden.“ erwiderte der Pfalzgraf, dann rief er sich los, nahm den Bart vor, zog das Barock in die Stirne und eilte hinaus.

Maria blinnte ihm vom Fenster aus nach. Noch lange hörte sie seine schöne Stimme die schmerzlichen Worte singen: „Es wohnet Lieb' bei Liebe.“

bann verflucht sie in der Ferne, wie der letzte Feind eines Sterbenden. Die Königin sank auf ihren Sitz nieder und begann laut zu weinen.

La Barberina.

Der Roman einer Künstlerin.

Von I. Erbad.

Das Leben selbst ist oft romanhafter,
als der phantasievolle Traum.

Die Barberina war im vorigen Jahrhundert ungefähr das, was in unseren Zeiten Paris ist: Der Sammelplatz aller dorer, welche Vergnügen und Genuß suchten, sowie derjenigen, welche beides boten. Es strömten daher nicht nur die Reichen und Mächtigen aller Länder, sondern auch die nach Ruhm und Schätzen begierigen Künstler und Künstlerinnen dort zusammen, wo sie einen glänzenden Schauplatz für die Entfaltung ihrer Talente fanden. Die einst so stolze Republik, die Königin der Meere, die Nebenbuhlerin der mächtigsten Mächte, war tief von ihrer königlichen Höhe hinabgesunken, trotzdem immer noch „Venezia la bella“. Die wunderbare Lage, die weiche, lichte Luft, die herrlichsten Schätze der Architektur, Malerei und Skulptur waren ihr geblieben, und sie suchte daraus ihren Nutzen und Vorteil zu ziehen.

So war denn auch der Carneval des Jahres 1750 ganz besonders glänzend und belebt. Maskenzüge in Gondeln, Feste, Feste und Theatervorstellungen wechselten miteinander ab. Einen vorzüglichen Anziehungspunkt bot das Teatro fenico, dessen erster Stern aber in dieser Stagione ganz ausnahmsweise nicht ein Tenorist, oder eine Sängerin, sondern eine Tänzerin war, welche bei jedem Auftreten die weiten Räume des Hauses bis auf den letzten Platz mit einem enthusiastisch begeisterten Publikum füllte. Zu der That war Signora Vincetta Barberini — kurzweg „La Barberina“ genannt — ein wahres Wunder von jugendlicher Schönheit, hinreißender Mimik und genialer Kunst, die bei ihr wiederum wie zur Natur geworden war, da man von der Mühe und Anstrengung der Schöpfung an ihren Leistungen nichts zu gewahren vermochte. Sie wußte den Gestalten der damaligen mythologischen und Schächerballade eine Wahrheit und ein dramatisches Leben zu verleihen, wie nur das gottbegnadete Genie es vermag.

Die Barberina war eine jener, nur in weiten Zwischenräumen erscheinenden Meteore, wie es in unserm Jahrhundert etwa die Götzler und die Taglioni gewesen sind. Sie verbrachte alle Primadonnen der sonst sehr guten Oper, und war der glänzende Mittelpunkt nicht nur des künstlerischen Interesses, da neben ihrer Kunst auch ihre Schönheit, ihr Geist und ihre Lebenswürdigkeit ihr die allgemeinste Beliebtheit erwarben. Mit seinem Takt wußte sie jedoch jede zudringliche, ein gewisses Maß überschreitende Annäherung zurückzuweisen und genuß daher eines Rufes, den selbst die bösesten Jungen nicht anzutasten wagten. Wenn sie einem ihrer Verehrer, einem jungen Engländer, einen gewissen Vorzug vor den übrigen zu schenken schien, so geschah dies mehr, weil sie von der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seiner Neigung überzeugt und dankbar dafür war, als weil sie dieselbe erwidert hätte.

Der „sehr ehrenwerte“ Mr. Algernon Burghers, der einzige Sohn des reichen und stolzen Lord Burghers, fühlte sein eheliches junges Herz von dem Zauber der schönen Künstlerin so tief ergriffen, daß er seinen Aufenthalt in Venedig schon weit über die ihm dafür vorgesehene Zeit verlängert hatte, ohne jedoch sein Ziel, die Hand der Barberina, erreicht zu haben.

„Signor Inglese“, sagte sie, als der schlichternte Bewerber stehend und in großer Verwirrung seinen Antrag aussprach, „es ist eine große soddisfazione für eine povera ballerina, daß Sie mit Ihrer Hand und Ihren, leider für mich unansprechlichen Namen anbieten, und ich sage Ihnen dafür mille grazie. Aber wir sind beide noch troppo giovane. Sie müssen erst die Welt und das Leben kennen lernen, und ich, ich liebe meine Kunst zu sehr, um ihr schon entsagen zu können. Ma restiamo amici!“

Dabei reichte sie ihm mit so strahlendem Lächeln ihre schöne Hand, daß er ihr weder zu zürnen, noch sich von ihr loszureißen vermochte.

Nach ein anderer Mann in Venedig interessierte sich sehr lebhaft für die schöne Tänzerin, wenn auch sein Interesse mit seinem Herzen nichts zu thun hatte. Es war dies kein Geringerer, als der königlich preussische Gesandte bei der erlauchtesten Republik Venedig, Baron von Bahlen. Sein Herr, der große König Friedrich II., suchte für seine von ihm neu geschaffene Oper in Berlin eine möglichst ausgezeichnete erste Tänzerin, und hatte seinen Gesandten im Aus-

lande, namentlich denen in Italien, den Auftrag gegeben, ihr Angenehm darauf zu richten.

Baron Bahlen ließ sich das wohl gesagt sein. Geling es ihm die Barberina zu gewinnen, so war er sicher, seinen Auftrag glänzend auszuführen und die volle Anerkennung des Königs verdient zu haben.

Er wußte wohl, daß seine Aufgabe keine leicht ausführbare sein würde, und als vorsichtiger Mann sondierte er zunächst das Terrain. Er bemühte sich, die Barberina für sein Vaterland, dessen Hauptstadt und für den König zu interessieren. Das letztere gelang ihm un schwer, denn der Ruhm von Friedrichs Thron hatte bereits die ganze Welt erfüllt, und die Barberina liebte, wie alle Frauen, die Helben und den Ruhm. Auch daß der große König ein Freund der Kunst sei und die Musik selbst ansah, erregte ihr lebhaftes Interesse. Aber von La Prussia, un paese freddo e barbaro — einem kalten, dardarischen Lande — und von Berlino, einer città soldatesca, vermochte der Gesandte es nicht, ihr eine gute Meinung beizubringen.

Als ihr der Baron die Vollmacht zeigte und übersehte, welche ihn ermächtigte, auf alle Bedingungen ihrerseits einzugehen, hörte sie zwar ernsthaft zu, versicherte aber, daß der Antrag zwar molto onorevole — sehr ehrenvoll — sei, daß sie ihn jedoch dankend ablehnen müsse. So mußte denn der Gesandte unverrichteter Sache abziehen.

Doch gab er die Sache noch keineswegs verloren, und beschloß, zunächst Hilfskruppen anzuwerben, indem er die Mutter der Signorina zu gewinnen suchte. Anfangs schlug diese zwar die Hände über dem Kopf zusammen, daß ihre Tochter in ein so fernes kaltes Land gehen sollte, fand aber den Kontrakt generosissimo und noch mehr gefiel es ihr, daß ihr der Gesandte, während des Engagements der Tochter, eine Pension zusicherte.

Schließlich erklärte sie, il signor barone möge nur ein wenig Geduld haben. Sie werde sehen, was sie bei ihrer Tochter auszurichten vermöge, die ja — grazie a la Madonna — noch auf ihre alte Mutter höre. Dies schien in der That der Fall zu sein, denn die Barberina zeigte allmählich immer mehr Interesse für Berlin, und ließ sich endlich bewegen, den Kontrakt, welcher sie auf drei Jahre Band, und ihr, außer freier Reise, zweitausend Dukaten jährlich garantierte, wenn auch immer noch etwas bedenklich und zögernd, zu unterschreiben.

Niemand war froher als Baron Bahlen, daß er diesen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen nach Berlin berichten konnte. Er erhielt, mit dem Ausdruck der königlichen Anerkennung, zugleich den Auftrag, alles für die Reise der Signora vorzubereiten. Endlich waren, gleichzeitig mit Schluß der Stagione, die Vorbereitungen beendet, und der Gesandte hat die schöne Künstlerin, den Tag der Abreise zu bestimmen. Mit Erlaunen und Befreunden vernahm er die kühle Antwort der Signora: Sie denke gar nicht daran abzureisen, es gefalle ihr sehr gut in Venedig und sie habe durchaus keine Schufucht, nach Berlin zu gehen.

„Aber der Kontrakt, Signora, der Sie vom ersten April an bindet!“

„Ah, il contratto! — — Ein Stück Papier, das ich zerreiße! — Ich will überhaupt nicht nach Berlino. Ich habe mich überreißt und bin überreißt worden.“

„Aber der König wird die Erfüllung des Kontraktes verlangen. Er läßt nicht so leicht scherzen.“

„Er kann seine Soldaten nicht nach Venedig schicken. Ich reise nicht.“

Umsonst blieb alles Anreden des entsetzten Gesandten. Auch an die Mutter wendete er sich diesmal vergeblich. Sie grüßte die Ähsteln, verdröhte die Augen und schwor, daß sie über ihre Tochter nichts vermöge, wenn dieselbe einmal ihren kopf aufgesetzt habe.

Mit Recht vermutete der Gesandte, daß Mr. Burghers, dem es durchaus nicht gefiel, daß die Barberina nach Berlin gehen sollte, den beiden Frauen eine abschreckende Schilderung von dieser Stadt, ja von dem König selbst gemacht habe, den er einen rücksichtslosen Tyrannen nannte.

So peinlich es dem Gesandten war, so blieb ihm doch nichts anderes übrig, als über die Weigerung der Tänzerin nach Berlin zu berichten.

Er erhielt darauf den Befehl, wenn die Signora Barberini ihrer Verbindlichkeit nicht nachkommen wolle, den Befehl der Regierung der Republik Venedig in Anspruch zu nehmen.

Es geschah. — Die Regierung der erlauchtesten Republik lehnte es aber zunächst kurzweg ab, in dieser Privatangelegenheit irgendetwas zu thun.

Erst als der Gesandte erst darauf hinwies, wie groß der Einfluß des Königs in ganz Europa und wie gefährlich es sei, ihn zum Feinde, wie vorteilhaft, ihn zum Freunde zu haben, befaß sich der wohlweisliche Rat eines anderen, und ver sprach seine Unterstützung. Es erschien daher eines Tages ein Beamter der Signorina — des Rates — und erklärte der Tänzerin, daß sie sich für den anderen Morgen reichzeitig zu machen habe. Bis dahin würden zwei Soldaten ihr Haus bewachen, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

Die Barberina hörte die Erklärung stumm und bleich, aber mit sprühenden Augen an. Sie wußte, daß jeder Widerstand vergebens war und gehörte nicht zu denen, die unnütz lamentieren.

Am anderen Morgen bestieg sie, nachdem sie von ihrer laut jammernden Mutter Abschied genommen, ebenso stumm und gefaßt die Gondel, welche sie bis zum festen Lande brachte. Dort hatte ihrer ein bequemer Reisewagen, der, soweit das Gebiet der Republik reichte, von einer militärischen Eskorte begleitet und bewacht wurde.

Baron Bahlen hatte in einem seiner Kanzlei-beamten, einem ehemaligen preussischen Feldwebel, namens Webbertopp, eine sehr geeignete Persönlichkeit gefunden, um als Reismariage und respektvolle Wächter der schönen Widerpenitenten zu dienen. Ihm war, außer dem Rüsther, noch ein zuverlässiger deutscher Diener beigegeben.

So setzte sich denn die Kavalkade in Bewegung. In nicht weiter Entfernung folgte derselben ein anderer Reisewagen, in welchem Mr. Algernon Burghers, treu und unheimlich, seiner Innamorata, wozin es auch immer sei, zu folgen seit entschlossen war.

Der wackere Feldwebel war zwar darüber sehr erzürnt, konnte es aber ebenso wenig hindern, als daß Mr. Burghers sein Quartier stets in denselben Gasthöfen, wie die Barberina, nahm. Doch wachte er streng darüber, daß nicht die geringste Annäherung stattfand, und einen Beschützungsvorbehalt des Mr. Burghers wies er in einer Weise zurück, die diesem eine mit Fürst gewählte Achtung anbot. Es mußte sich also der Verkehr zwischen der Barberina und ihrem treuen Anbeter auf Blicke und stumme Winke beschränken.

So fuhren denn die beiden Reisewagen allmählich dem Norden entgegen, und die Barberina hatte während der langen Reise volllauf sich mit ihrem Schicksal auseinanderzusetzen. Sie mußte sich selbst sagen, daß sie im Unrecht gewesen war, und daß das Verfahren gegen sie, wenn auch etwas rauh, so doch nicht ganz unerbittlich und unverbittlich sei. Sie beschloß daher mit den Thatsachen zu rechnen, erst das Weitere in Berlin abzuwarten, und sich jedenfalls, da sie sah, daß der König nicht mit sich scherzen ließ, ihre Stellung dort von vornherein nicht zu verberben. Nur so viel Groll und beläbiges Gefühl wollte sie zeigen, als nötig war, um ihren Wert zu erproben.

Endlich kam man in Berlin an, und der biedere Webbertopp war sehr froh, daß er seine „bebrütete Dämonin“ ohne Schaden abliefern konnte, untermal aber nicht, von der unerwünschten Begleitung des „verliebten Gefährten“ Werbung zu machen.

Die Barberina fand in einem schönen Hause „Unter den Linden“ eine bequeme und geschmackvoll für sie eingerichtete Wohnung, in welcher sie von einer freundlichen, französisch sprechenden Aofe, die sich ihr zur Verfügung stellte, empfangen wurde.

Das war eine angenehme Ueberraschung für die erschöpfte Reisende. Wenn dies ein Gefängnis war, so war es wenigstens hübsch und elegant. — Berlin schien doch nicht so ganz barbarisch zu sein. Wie schön war die Straße, in der sie wohnte. Zwar kein canal grande, aber dafür die herrlichen Linden, die gerade in ihrem ersten Frühlingsgrün prangten. In Venedig sah man so wenig Grün. Und dabei war es warm, wirklich warm im kalten Norden, und eine klare Maifonne strahlte vom blauen Himmel.

Die Barberina empfand also diese Eindrücke als wohlthuend, und beschloß ihrerseits auch einen möglichst guten Eindruck zu machen.

Sie empfing daher den am nächsten Tage sich ihr vorstellenden Intendanten des Hoftheaters, Grafen Hieronim, zwar etwas kühl und gemessen, aber höflich. Doch wußte der gewandte Weltmann mit leichtem Scherz über die etwas peinliche Situation hinwegzukommen. Die Barberina hielt es für das Beste, in seinem Ton einzustimmen und verstand es, ihn durch ihre Lebenswürdigkeit ganz für sich einzunehmen. Kurz man schied im besten Einvernehmen voneinander, und wenn der Graf, ihr Gehe, einen sehr guten Eindruck auf die Barberina gemacht hatte, so war dieser vollständig bezaubert von ihr.

(Schluß folgt.)

Kunst und Künstler.

— Ueber das Musikfest in Birmingham wird uns von dort geschrieben: Das in jedem dritten Jahre in Birmingham abgehaltene viertägige Musikfest fand am 28., 29., 30. und 31. August statt. Das Programm war ein sehr mannigfaltiges.

Stand das Musikfest seinen unmittelbaren Vorgängern an Werken, die absolut neu waren, auch entschieden nach, so sind doch die beiden Novitäten: das dramatische Oratorium „Judith“ von Barry und „Callirhoe“ von Bridge von so unzweifelhaften Werten, daß die musikalische Welt dadurch entschieden bereichert worden ist. Wir können freilich nicht den enthusiastischen Freunden, die „Judith“ mit Mendelssohn „Gias“ auf eine Stufe stellen wollen, Heerfolge leisten, verschließen uns aber durchaus nicht der Ansicht, daß es eines der effektivsten und genialsten Werke neueren Datums ist. Auch Dr. Bridge hat in „Callirhoe“ eine Kantate geliefert, die, mit seinen früheren Kompositionen verglichen, einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß sowohl in „Judith“, als auch in „Callirhoe“ der Schlußchor am wenigsten anpricht.

Das größte Interesse erregte die Aufführung der „Totenmesse“ von Berlioz, eines der merkwürdigsten Werke des merkwürdigsten französischen Komponisten. Die Zusammenstellung des Orchesters war nicht ganz den Vorschriften des Tonsetzers gemäß; es sollen nämlich mitwirken: ein Orchester von 140, darunter 108 Streichinstrumente und 12 Hörner, und vier kleinere Orchester von im ganzen 33 Musikern, ausschließlich Blech und an vier verschiedenen Stellen des Konzertsaals placiert; weiterhin 8 Paar Fanken, 2 große Trommeln, 4 Tamtams und 10 Paar Becken. Die Bläser waren beinahe vollständig vertreten; aber Dirigent Richter beschränkte die Zahl der Becken auf 5 Paar mit einer großen Trommel und einem Tamtam. Diese Reduktion der Schlaginstrumente wird ihm niemand verübeln; denn der Effekt war ohnehin unvermerksamer genug. Die Wirkung der Tuba mirum, Rex tremendae majestatis und Lachrymosa, in welchen Nummern diese außerordentliche Kombination von Instrumenten zur Anwendung kommt, ist einfach und bewundernswürdig, und unverwundbar Personen empfehlen wir, einer Aufführung dieser Messe fernzubleiben.

Ueber die Aufführungen der verschiedenen Tonwerke ist im allgemeinen nur Lobenswerthes zu berichten. Obenan stand die geradezu vollkommene Wiedergabe der Beethoven-Symphonie. Am wenigsten befriedigte uns Wachs „Magnificat“, worin nicht nur die Solisten, sondern auch der Chor begründeten Anforderungen nicht entsprachen. Fr. Fanny Davies erntete durch ihre geistvolle Interpretation des Schumannschen Klavierkonzerts wieder allgemeine Anerkennung und Bewunderung. Daß die Orchesterpietist durchweg auf der Höhe standen, dafür bürgt der Name des Dirigenten Hans Richter. Herr Grieg hätte besser getan, auch die Leitung seiner beiden Tonstücke dem Wiener Kapellmeister zu übertragen; denn die fischigen Bewegungen von Kopf, Armen und Beinen des skandinavischen Komponisten erregten die Lachmuskeln des Publikums in nicht geringem Maße.

Von musikalischen Standpunkt war das soeben beendete Musikfest recht erfolgreich, leider aber nicht in finanzieller Beziehung, und wird der einem hiesigen Hospital zufallende Reinertrag nur ein geringer sein.

— Der kgl. Musikdirektor Hermann Hauser in Berlin verstarb am 16. v. Mts. infolge eines Schlaganfalles in Bernau bei Berlin, wo er Erholung gesucht hatte, im Augenblick der Rückreise in die Heimat. Hauser erntete sich auf dem Gebiete der Kirchenmusik wie des Schulgesanges eines hochgeachteten Namens.

— Eugen d'Albert arbeitet an einer Oper. Die Dichtung ist von ihm selbst verfaßt. Der Künstler wird in diesem Winter in Berlin im ersten Philharmonischen Konzert unter Wilhows Leitung auftreten.

— Frau Fanny v. Wagner, einst gefeiert als Sängerin wie als Schauspielerin, wird im Monat Oktober von München nach Berlin übersiedeln, um dort als Gesanglehrerin zu wirken.

— Der um das Prager Musik- und Theaterwesen hochverdiente, langjährige Kapellmeister des deutschen Landes-theaters, Herr Ludwig Stransky, ist um seine Pensionierung eingekommen.

— Ein Veteran der englischen Musikdriftsteller ist im 78. Lebensjahre gestorben: William Chappell, der Sohn des Begründers des großen Musikgeschäfts

Chappell & Co. in Bock Street (London). William Chappell übernahm nach dem Tode seines Vaters das Geschäft selbst. trat aber 1843 zu Gunsten seines jüngeren Bruders Thomas zurück und beschäftigte sich seitdem mit der Herausgabe der englischen Balladenmusik. Sein Hauptwerk ist „Popular Music of the old Time“ in zwei Bänden.

*
Gemischtes.

— Demnächst werden wir in unserem Blatte Preisausschreiben sowohl für Penkelleons als für musikalische Kompositionen erlassen, woran wir unsere Leser schon heute aufmerksam machen.

— Der ungarische Magnat Graf Esterhazy ließ in seinem ungarischen Schloßes Totis ein glänzendes kleines Theater erbauen, in dem er von jungen Künstlern, die er ansiedeln läßt, bemerkenswerte neue Bühnenwerke, mangeführte Dramen und Opern vor seinen Freunden und Gästen aufführen lassen will. Das Theater ist nun fertig, eine eifrige Schar jugendlicher Talente herangebildet; die ersten Vorstellungen haben bereits stattgefunden und haben bedeutende Erfolge erzielt. Ein neues Opernwerk „Zulth“ von Karl Hofmann bestand am Esterhazy'schen Hoftheater in Totis in einzelnen Teilen bereits mit Glück die Feuerprobe.

— Das von dem Dresdener Bildhauer H. Schuber modellierte, für Waltersdorf bei Jittau, dem Geburtsort des Komponisten, bestimmte Friedrich Schubers Denkmal wird im nächsten Frühjahr enthüllt werden. Ein abgestufter, auf einer Stufe von zwei Meter im Quadrat ruhender Obelisk bildet das Podium der gelungenen Bronzebüste des verdienten Mannes.

Aus einem kalifornischen Goldgräberdorf wird folgender Vorfall berichtet, der an so manchen gemüthvollen Jüng in den „kalifornischen Erzählungen“ Bret Haries gemahnt. In jenem Dorfe gehören Frauen und Kinder noch zu den größten Seltenheiten; kein Wunder, daß die Männer auf der Straße stehen bleiben, wenn ihnen von Zeit zu Zeit ein so seltener Anblick zu teil wird. unlängst gab nun eine durchziehende Schauspieler-Gesellschaft eine Reihe von Vorstellungen im Dorfe. Eines Abends befindet sich zur freudigen Ueberraschung der Theaterbesucher auch eine Frau mit ihrem Kinde im Zuschauerraum. Das Orchester fängt gerade an zu spielen — da setzt auch das Baby seine Augen in Bewegung. Sofort erhebt sich ein alter Goldgräber und ruft mit mächtiger Stimme den Musikern zu: „Hört auf mit eurem verdammten Fiedeln und laßt das Baby schreien; so was habe ich seit 10 Jahren nicht gehört.“ Das Publikum war mit dieser Anforderung völlig einverstanden, das Orchester verstummte und das Kind führte sein Konzert unter allgemeinem Jubel zu Ende.

— Man schreibt uns aus Wien: Für das im kommenden Jahre hier stattfindende Bundes-Fest des Deutschen Sängerbundes sind die Vorbereitungen im vollen Gange. Der Festausschuß ist rastlos thätig, um das große nationale Fest in einer den Erwartungen der Sangesbrüder, die aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes zusammenströmen werden, entsprechenden Weise auszurichten. Demnächst wird derselbe wieder eine Sitzung abhalten, in welcher über die Ehrenpräsidentenschaft des Festes, sowie über mehrere andere noch ungelöste Fragen, die nachgerade drängend zu werden beginnen, beraten werden soll. Was den Besuch des Festes betrifft, so liegen heute schon Anzeichen vor, daß derselbe aus den deutschen Provinzen Deisterreichs sowohl als namentlich aus dem Deutschen Reich ein massenhafter werden wird. Ist doch keine Stadt mehr als unser laugefrohes Wien ge-

eignet, die Sänger aus allen deutschen Gauen anzulocken. Ueber die schöne, ja prächtige Kaiserstadt an sich schon einen eigenen Reiz auf jeden Besucher aus, so wird — des sind wir sicher — die Bevölkerung auch das ihre dazu beitragen, den zu erwartenden Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten.

Die Londoner Vierteljahrs-Musikschau „Quarterly Review“ bringt in ihrem Juli-Fest zwei bisher unbekannte Briefe von Richard Wagner in französischer Sprache, beide an den Violonisten Prosper Santos gerichtet. Einer derselben, vom 4. Juli 1875 aus Bayreuth, enthält folgende Worte: „Ich habe meiner Frau meine ganze Lebensgeschichte diktiert, sie wollte sie gründlich kennen. Sie ist nun niedergegeschrieben und wird meinem Sohne verehrt, daß er sie nach meinem Tode erscheinen lasse.“ Die Musikschau hört sich wohl, doch mir, mir fehlt der Glaube!

— Theaterdirektoren-Verband nennt sich eine eben in der Bildung begriffene Vereinigung von Bühnenleitern. Die Verbindung, ein Seitenstück zum großen Bühnen- (Kartell-) Verein, soll in der Kampfsache die Provinztheater-Direktoren umfassen.

— Shakespeare, dessen Hamlet-Gestalt von hervorragenden französischen Schriftstellern belächelt wurde, erhält ein Monument in Paris, und zwar am Kreuzungspunkte der Avenue Messina und des Boulevard Haussmann. Die Pariser Kunstkritiker zollen dem bereits fertigen Monument, welches ein Werk des Bildhauers Fournier ist und demnächst enthüllt werden soll, alle Anerkennung.

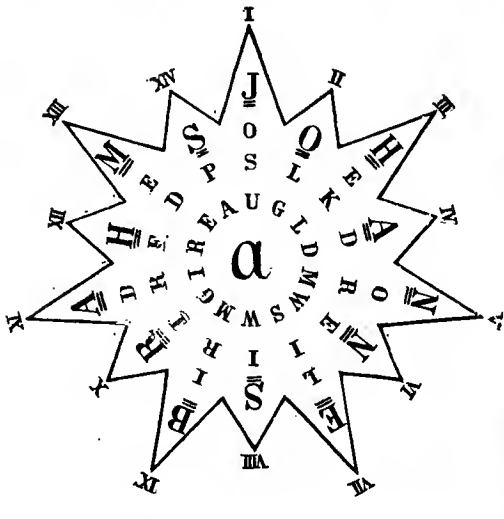
— Auch Franzensbad soll, gleichwie das benachbarte Karlsbad, ein neues Schauspiellhaus erhalten. Wie die „Hygiea“ meldet, beabsichtigt man in Franzensbad ein großes, nach den neuesten technischen, hygienischen und künstlerischen Prinzipien ausgeführtes Theater zu erbauen, das in den heißen Sommertagen gleichzeitig als lustige Arena dienen soll. Die Regierung ist für den Kurort so wertvollen Bereicherung ist von Johann Strauß ausgegangen. Zur Beschaffung der zur Ausführung dieses Prachtbaues nötigen Mittel sollen schon in der nächsten Zeit Theater-Vorstellungen, Konzerte, Bagare etc. veranstaltet werden, und die Konfiskation eines Komtecs unter der Leitung des Schöpfers der Idee soll bevorstehen.

*
Charade (vier Silben).

Was früher die ersten am Tische gebüht,
Mit hastenden Fingern genüßt und gelüht,
Wird jetzt durch das Wort, das die letzten erdacht,
In kürzester Frist oft zu stande gebracht.

Den Menschen zur Zeit hat in früherer Zeit
Das Ganze dem Lied seine Muse geweiht;
Von den ersten in Worte und Töne gelegt
Unzählige es lauschenden Hörer noch jetzt.

Auflösung des Sternwahrzeichenrätsels in letzter Nummer:



Wetzlar. F. H. Biedert Köln, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. über Stuttgart, in allen diesen Städten haben Sie Ihre Zweige der tüchtigen Schreiterei. Mehr läßt sich aus der Entfernung, ohne eingehende Kenntnis der Schläge, schwer raten.

Strasbourg I. E. K. L. Sie haben sich offenbar in der Kasse geirrt, denn Sie werden doch nicht im Ernst von uns erfahren wollen, um was für ein Leben das betreffende Künstler sich handelt. Wie können wir übrigens dazu, um so viele Angelegenheiten ganz privater Natur zu kümmern und was können Sie für ein ernstliches Interesse daran haben, darüber Auskunft zu erhalten?

Köln. B. R. Eine entsprechende Briefe blätterte die „Sa. Zeitung“ von Köln; sie ist bei Ihnen in Gegenwart erschienen, wo Sie eine Menge ähnlicher Worte haben können, ad 2: Schubert, „Der praktische Musikdirektor“ (Leipzig, Carl Neuberger, 90 S.) dürfte Ihnen helfen.

Leipzig. V. G. Ganz schöne Gedanken, aber alles durcheinander, wir kratzen und stützen, — Sie schreien Registrator zu sein. Wenn systematisch geordnet, werden wir das Manuskript gerne wieder sehen.

München. H. Die Sorgsamkeit ist in Ihrem Falle regelmäßig auch am Anfang, um ändert sich dieselbe gegen andere Instrumente je nach der Stimmung der betreffenden Instrumente, d. h. einer bestimmten Stimmung, entweder Es, F, B u. f. u. und die anderen Stimmen C, — da muß wohl die Vorsorge eine entsprechende sein. ad 2: Eigenart (Leipzig).

Gravenstein. C. N. Bekanntlich war der Komponist ein Schach- und Vielschreiber und vieles ist ihm nicht bühnen gelungen, so besonders auch die drei Opern, mit Ausnahme der Operette. Auch ist der Text nicht wirksam.

München. K. A. Wenn Tadel — und aber bereits allzu reichlich vorliegt. Das dürfte sich gelegentlich verwenden lassen.

Katzenburg. O. B. Frau v. Brunsen's Familienname ist Stort, nicht wie irrtümlich erwähnt wurde: Stort.

Brandenburg. Abemont. Was würden Ihnen die Anfangsbuchstaben helfen? Der Komponist will gewissermaßen halber nicht genannt sein.

Wiesig. M. E. Soll thunlichst bald erscheinen.

Hernburg. M. H. Können wir bis jetzt leider nicht aufpassen. Sie sind in dem nächsten Briefkasten wieder nach.

Für Musiker

oder Dilettanten: Tenorhorn, ganz neu, elegante Façon, zu verkaufen. Preis 60 Mk., Offerten an D. 3738 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Faß ab hier 50 Liter vortrefflichen guten und Weisswein, für dessen Naturgemäßheit ich garantiere. Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

* SEKT *

von O. & H. Graeger in Hochheim a. M. Schanweinbrennerei, gegründet 1845. Anekdote bewährte Bezugs-Quelle. I. Sorte (Kabinett) pr. Dtl. M. 86. — II. „ (Hochh. Nussens) „ 28. 80. — III. „ (Hochh. Nussens) „ 21. 60. — IV. „ Rhein- od. Mosel-Nussens 16. 80. Versandt v. 12 Fl. ab, auf Wunsch sortiert.

Ein tüchtiger Gedruckt hat Schindler, Westfälische Hofstadt, Dornstraße ein warmes Bad, Unentbehrlich für Jeden. Prospect gratis. C. H. Schindler, W. 41. Leipzig, Nr. 134. Monatszahlungen.

Unverantwortlich

ist es, dass immer noch Damen Hutmädel oder Stecknadeln ohne H. F. Neussche (Aachen) Patent-Sicherheitsnadeln tragen. Zu haben in jeder Kurzwaren-Handlung

Vogelliebhaber

erhalten gegen 20 Pf.-Marke frei mein neues, tes Preisbuch über alle Arten Vögel mit naturgetreuen Vogellbildern.

Gustav Voss, Köln a. Rh.

Uhren-Fabrik

E. Naumann, Leipzig, Königspl. 6, vers. fr. u. v. d. v. d. Kasse ff. Nussb. Regulatur-Schlagwerk. Nr. 1. M. 26. — Nr. 2. M. 21. — Preis-Kurant gratis.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.
Ein Schmuck für jedes Zimmer.
Solidität, Schönheit, Wohlklang.
franko.
Köln.
Unter Goldschmidt Nr. 38.
Harmen.
40 Neuerweg 40.
Amerik. Ester Cottage Orgeln.
Rudolf Ibach.
Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Alle Arten von Instrumentation und sowohl von kleinen als großen Musik-Kompositionen übernimmt (unter Diktion) bei billigem Honorar und sehr effektvoller Ausführung Adolph Heckl, Kapellmeister, Mannheim N. 4. 15.

A. Brücken Hammig & Co. Markneukirchen. Instrumentenfabrik. Vorzügliche Bezugsquelle aller Musik-Instrumente und Saiten. Reparaturen solid und billig. Preislisten franko.

Celli und Violinenverkauf. Auf meinen langjährigen Konzerten haben ich Cello und Violinen berühmter italienischer Meister aufgefunden, die ich nun gesonnen bin, zu verkaufen; darunter befinden sich einige Cello von Ruggieri, Alci, Montagna, auch einige von alten deutschen Meistern. Adresse: Josephine, Cellovirtuose, München, Giselstrasse 11.

G. & A. Klemm, Rich. Schuster Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik. — Gegründet 1817. — Markneukirchen (Sachsen). Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen, Cello, Zithern, Blasinstrumente aller Art, Saiten etc. Preisverk. grat. u. franko.

Violinen Zithern etc. Instrumente am vortheilhaftesten direkt von der Instrumentenfabrik C. G. Schuster jun. 255/56, Erlbacher-Strasse, Markneukirchen, Sachs. Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Violinen Zithern
u. alle anderen besten Streichinstrumente, sowie echte alte deutsche u. italienische Meistergeigen, Cellos etc. für Dilettanten u. Künstler liefert unter den billigsten Bedingungen und gegen monatliche Raten ohne Preiserhöhung. Garantie. Umkauf gebietet. Preisverantw. Hamma & Co. Saiten-Instrumenten-Fabrik Stuttgart, Eugenstr. 4.

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine selbstthätige Zimmerfontaine von Louis Heinrici Zwickau i. S. Man verlange Katalog! Leipzig.

Berliner Konservatorium
u. Klavier-Lehrer-Seminar, Berlin, Luisenstr. 35.
Unterrichtsgegenstände: Klavier, Violine, Violoncell, Gesang, Orgel, Harmonium (von den ersten Anfängen bis zur Konzertreife), Theorie, Komposition, Musikgeschichte und vollständige Ausbildung für das musikalische Lehrfach.

Prospekte frei. Prof. Emil Breslaur. Sprechstunde 5—6.

Konservatorium der Musik und Seminar zu Berlin W.,
31a Potsdamerstrasse 31a.

Unterrichts-Gegenstände: Piano-forte, Violine, Violoncell, Harmonium, Orgel, Solozugung, Chorgesang, Kompositionstheorie, Ensemble- und Partiturspiel, Pädagogik und Methodik des Klavierspiels, Geschichte der Musik, italienische Sprache. Das Wintersemester beginnt am 4. Oktober. Zur Aufnahme neuer Schüler und Schülerinnen sind die Unterzeichneten täglich von 4—5 Uhr, mit Ausnahme des Sonntags, im Konservatorium zu sprechen. Prospekte sind neugestaltlich durch das Sekretariat des Konservatoriums, sowie durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen. Gute Pensionen für Auswärtige werden nachgewiesen. Für die administrative Leitung: Der Direktor: Philipp Scharwenka. Prof. Xaver Scharwenka. K. K. Hofkapellmeister.

von Zimmermann'sche Naturheilkunst
bel Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diatetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Naturheilkunde gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Katechismus der Harmonielehre.
Von Prof. Louis Köhler. Mit zahlr. Notenbeispielen. Brosch. 31. — in Lwbd. geb. M. 1.50.

Konversations-Lexikon der Tonkunst.
Von Robert Mäciol. Brosch. M. 3. eleg. geb. M. 5.

Musikalische Kunstausdrücke.
Von F. Litterscheid. Originell broschiert 30 Pf.

Musikalisches Fremdwörterbuch.
Von Dr. G. Piumati. Elegant broschiert 30 Pf.

Musikalische Jugendpost.
Red. von L. Heilborn. II. Jahrg. Eleg. geb. M. 5.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

Dieses für den Selbstunterricht bestimmte Werk gehört zu den letzten und gediegensten Arbeiten des rühmlichst bekannten Musikpädagogen und -Theoretikers und ist aus dem Grundgedanken hervorgegangen, seinen Lesern gründliche Kenntnisse der Harmonie in erschöpfender und leichtverständlicher Behandlung zu verschaffen und ihnen die Möglichkeit zu bieten, bei gutem Willen und einigem Fleiss den Weg durch das musiktheoretische Gebiet sicher zu durchschreiten.

Das vorliegende Lexikon beantwortet die wissenschaftlichsten Fragen aus der Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentenlehre etc. der Musik in kurzer, aber erschöpfender Weise.

Ein praktisches, in erster Linie für Musiklehrer bestimmtes Nachschlagebühllein, in dem hauptsächlich das für den Musikunterricht Notwendige und Wissenswerte Platz fand.

Der Autor, Lehrer am Konservatorium zu Köln, stellt sich die Aufgabe, eine einfache, aber genaue Erklärung der üblichsten Fremdwörter im Gebrauche der Musiksprache mit Angabe der Aussprache und der notwendigsten Regeln zu bringen.

Urteil des „Berliner Tageblatts“: Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriftenliteratur. ... Dieselbe gewährt dem spiel- und sangesfreudigen „jüngsten Deutschland“ eine solide Grundlage zu einer tüchtigen musikalischen Bildung und bezweckt zugleich, vermittelt einer gesunden und anregenden Lektüre das junge Gemüt zu hüten und zu hegen und in der Freude am Guten und Schönen zu erziehen und zu fördern.

Geschäfts-Verkauf.

Wegen eingetretener Todesfälle steht die C. Schiller'sche Musikalien-, Saiten- und Instrumenten-Fabrikung zu Coburg unter sehr günstigen Bedingungen zum Verkauf. Das vor ca. 20 Jahren begründete Geschäft hat kompletten Warenbestand und geniest einen weitverbreiteten Ruf. Nähere Auskunft erteilt Friedrich Schiller, Coburg, Steinweg Nr. 25.

Für einen grossen Musikschülerchor in Berlin 42 Mann stark (Hochmusik) wird ein Lehrer gesucht, welcher mit sämtlichen Blechblasinstrumenten vertraut ist und nach Anweisung des ersten Dirigenten die Lehrgangsstunden zu übernehmen im Stande ist. Schriftl. Meldungen mit Zeugnisabschr. an J. E. 8740 an Rud. Mosse, Berlin SW., erl.

Sehr tücht. Theoretiker (guter Klavier- u. Violonp.) sucht wieder Stelle als Lehrer od. Dirigent. Geh. Offert. an F. 3970 an Rudolf Mosse, Berlin SW., erl.

Zu Geschenken für die Jugend empfohlen:

Musikalische Jugendpost

Jahrgang 1887 in Prachtlos gebunden, Preis 5 Mk. Reich und schön illustriert, mit vielen lehrreichen und gefälligen Musikbeispielen, (eigentlich) Musikalien, etc. etc. Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart.

Sieben erschien im Verlage von Carl Kühle (vorm. P. J. Tonger) in Leipzig-Reudnitz:

Ein Märchen, das uns die Sonatinen von

M. Clementi op. 36

Von A. Pieper.

erzählen können.
Preis mit den 6 Sonatinen 1 Mark.

Nicht ein Versuch, sondern ein in der Praxis erprobtes Unterrichtsmittel. In brillanter Ausstattung und trotz des beifälligen Märchens zu demselben Preise, wie andere billige Ausgaben der berühmten 6 Sonatinen, erscheinen dieselben hiermit in poetischer Gewandung; für jede der 6 Sonatinen ist ein Kapitel dieses Märchens vorgedruckt, das in ansprechender Form den musikalischen Gehalt der einzelnen Sonatinen darstellt. — Wir lassen des Verfassers Vorwort zur Erläuterung hier folgen:

„Liebe Kinder! Ein Notenheft mit einem Märchen ist euch wohl noch nicht vorgekommen. Ihr macht gewiss ganz erstaunte Augen dazu! Diese Sonatinen sind, wie ihr seht, von dem „Sonatinenvater“ Clementi komponiert, der es als grosser Klavierlehrer natürlich sehr gern hatte, wenn seine vielen Schüler immer gut litten. Damit ihr nun recht Lust bekommt, die Sonatinen auch gut zu üben, ist das Märchen vorgedruckt.“

„Hoch hört!“

Das Märchen gehört zu allen 6 Sonatinen. Die Texte zu den einzelnen Teilen gehen auch deren Inhalt noch genauer an, und misst ihr die Noten im Sinne des Textes spielen. Dann wird euer Spiel inhaltvoll und schön klingen, da es nichts hört sich schlechter an, als ein gedankenloses Spiel. In meinen Klavierstunden habe ich schon vielen Kindern das Märchen vorgelesen, und sie haben, dadurch angeregt, mit grosser Freude und Lobenswerten Eifer die vorher nicht besonders von ihnen geliebten Sonatinen geübt. Wenn ihr euch nun auch so über das Märchen freut und mit ebensolchem Lobenswerten Eifer das schöne und nützliche Werk Clementis übt, dann werden sich euer erstes euer Lehrer oder Lehrerin und eure Eltern sehr freuen, zweitens wird euer Verständnis für das Geheimnis der Töne wachsen, drittens werden eure Finger an Geländigkeit gewinnen, und viertens — nun braucht doch nicht immer mit „drittens“ aufzuhören, nicht wahr? — also viertens werde auch ich mich darüber sehr freuen.

Hoch nun schliesse ich das Vorwort mit einem freundlichen Gruss an euch.“

Clementi 6 Sonatinen

mit Märchen von A. Pieper

darf eines der besten und originellsten Erzeugnisse auf dem musik-literarischen Markte sein.

Vorrätig ist das Werk in den nachfolgenden Handlungen:

Kühle & Hüniger in Berlin W., Friedrichsstrasse 59 und S., Moritzplatz.

W. Stutzbach in Berlin W., Taubenstrasse 15 und S.W., Friedrichsstrasse 132.

P. J. Tonger, Hof-Musikalien-Handlung in Köln a/Rh.

Jede andere Buch- und Musik-Handlung kann es ausser den genannten ohne Preisaufschlag besorgen, wenn sie es nicht vorrätig haben sollte.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und reine Seidenstoffe, schwarze und weiss karierte und gestreifte Seidenstoffe, Hochseidenstoffe für Hochkleider, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Gegründet 1879. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.



Gerhard Adam, WESELE

empfiehlt kreuzsaitige Flügel und Pianinos zu billigen Preisen gegen bar oder monatliche Raten.

Grosse Auswahl.

Garantie 5 Jahre.

Frankolieferung.





Ziehung am 8. und 9. October 1888.

Kunst-Ausstellungs-Lotterie zu Berlin.

Gewinne: **80,000 Mk.** Werth
darunter 2500 goldene u. silberne

Drei Kaiser-Medaillen

v. 20,000 Mk., gefertigt von der Kgl. Münze zu Berlin

Original-Loose **à eine Mark**
empfiehlt und versendet der General-Debitteur

Carl Heintze, Berlin W.
Unter den Linden 3
Telegramm-Adresse: Lotteriebanc Berlin.

Carl Simon, Musikverlag,
Berlin SW., Markgrafenstr. 21.

Spezialist

für das

Harmonium

und Generalagent für Schiedmayer, Stuttgart, versendet die Preislisten der berühmten Harmoniums, sowie den Verlagskatalog über Harmonium-Musikalien gratis. Auswahl Sendungen, die ich als Fachkenner praktisch wähle, stehen billigst zu Diensten.

Einbanddecken à No. 1. —
Prachtdecken à No. 1.50
zu allen Jahrgängen der

„Neuen Musik-Zeitung“

komplette Jahrgänge à M. 3.20, sowie
einzelne Quartale à 50 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Grüniger, Stuttgart.

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers giebt sogleich das fertige Getränk) übertrifft Cacao.

Preis per 1/2 1/4 1/8 Pf. Dose
850 500 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Enthaarungsmittel

(Erfolg garantiert.) (Ganz unschädlich.)
zum Entfernen unbeliebter u. unschöner
Haare im Gesichte etc. Gegen Nachnahme à M. 2.
Louis Reiche, Halberstadt.

G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.



**PATENT KINDER- UND KRANKEN-
WAGEN-FABRIK.**
G. E. HÜFGEN, DRESDEN-N.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mk.
Zusatz Nr. 17.

Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Pasqué. XVI. Joseph und seine Brüder. Ein musikalisches Drama in drei Akten. Von Mehul.

Die Huldigung der Vögelin. Ein Sommermärchen. Erzählt von Tante Monika.

Sommerlust. Gedicht von H. N. (Mit Illustration.)

Franz Pögl. Seine Kindheit und Jugend. Von August Lefmple. (Mit Porträt.)

Der blinde Geiger. Von J. B. Die zwei Musikanten. Von Ludwig Göhring.

Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Musikbeilage:

Otto Fischer, Frischer Mut. A. Kängele, Polonaise, für Klavier zu vier Händen. August Wiltberger, Die stummen Goldvögel, Lied für zwei Singstimmen und Klavier.



Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.



ASBECK, OSTHAUS, EICKEN & CO.
HAGEN Westph.

PATENT-TIEGELGUSSTAHLDRAHN
Specialität. Garantie.

KLAVIERSAITEN

IX. Jahrgang Nr. 19.

Stuttgart, 1888.



Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals B. J. Klinger in Köln).
Inserate die fünfzehnte Nonpareille-Zelle 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 5.—
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Nikolai von Wilm.

Eine biographisch-kritische Skizze
von H. Rigoldt.

Ne

In dem Deutschrussen Nikolai von Wilm tritt uns nicht ein Bahndreher im Reiche der Tonkunst, wohl aber eines der lebenswürdigsten, sinnigsten Talente der Neuzeit entgegen, eine echte, harmonisch in sich geschlossene Künstler-natur, deren Werke ebenso frei sind von geistlicher Reflexion, wie geistloser Trivialität, vielmehr durchweg den Stempel einer gelunden, wohlkautvollen, in ihrem Schaffen glücklichen Persönlichkeit an sich tragen und daher auch den Hörer unwillkürlich froh und glücklich stimmen.

Das Leben des Mannes bietet keine spannenden Episoden, keine romanhafte abenteuerlichen Züge dar. Es fließt ruhig und sanft dahin gleich dem Strom, der sich sonnenbeglänzt durch freundliche Gefilde schlängelt. Aber wie des Künstlers Schicksal ja stets seine Lichter und Schatten auf das Kunstwerk wirft, so spiegeln auch die Kompositionen Wilms deutlich genug die Einbrüche wieder, welche die Außenwelt in seiner Seele erzeugt hat, und es trägt daher die Kenntnis seines Lebenslaufes wesentlich zum Verständnis seiner Tonrichtungen bei. Nikolai von Wilm wurde den 20. Februar (nach deutschem



Kalender 4. März) 1834 zu Riga in Livland geboren, wo sein Vater (verstorben 1879 zu Weimar), ein namhafter Rechtsgelehrter, Jahrzehnte lang die Stelle eines russischen Staatsbeamten bekleidete. Musikalisch gebildet, führte er selbst den Knaben in die ersten Geheimnisse des Generalbasses ein. Früh schon bildete das Wilmsche Haus einen Mittelpunkt des tonkünstlerischen Lebens der Stadt. Ward doch hier das erste Rigasche Streichquartett gegründet und vereinigte sich längere Zeit allwöchentlich einmal zur Pflege der edlen Kammermusik! Wie die künstlerischen Bestrebungen Wilms überhaupt im stammverwandten deutschen Nachbarland ihre Wurzel und Nahrung fanden, so setzte sich auch die städtische Theaterkapelle fast lediglich aus deutschen Musikern zusammen. Von den Mitgliedern derselben, die sich teilweise ebenfalls durch geistige, wie musikalische Talente hervorhoben und denen die Wilmsche Familie ein gastliches Heim bot, röhren zwei auf Nikolai bedeutenden Einfluß aus. Der eine war der 1871 zu Riga verstorben Konzeptsmeister Weller von Berlin, ein trefflicher Künstler und tiebenswürdiger Mensch, der unsern Komponisten bis zu seinem Abgang nach Leipzig Unterricht erteilte; der andere war der Sachse Marg-Markus, ein Schüler des alten Cellomeister Dobauer, der sich gleichzeitig mit Weller von Direktor Ringelhard, dem bekannten Leipziger Theaterunternehmer, für Riga

Abonnements-Bestellungen auf die „Neue Musik-Zeitung“ (80 Pfg. pro Quartal) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buch- oder Musikalien-Handlungen entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert.

hatte gewinnen lassen und im Wilmfchen Hause wohnte. Noch heute verbindet uns, ein Musiker ein treues Freundschaftsbund mit dem gegenwärtig als Professor an der Hofsängerkapelle in Petersburg thätigen Manne. Gleichseitig bereiten der Klavierlehrer Wilmanns, der Domorganist Nylke, ein Schüler des Erfinder Theoretikers Gebhardt, sowie der Kapellmeister Schramm den Jüngling für die pianistische, theoretische und kompositorische Seite seiner Kunst vor. Den eigentlichen Anstoß für Wilmns Eintritt in die tonkünstlerische Laufbahn gab aber Kapellmeister Konradin Krenker, der bekanntlich den Abend seines vielbewegten Lebens in Misa verbrachte und, nachdem ihm der Unfall einige Arbeiten Wilmns in die Hände gespielt, den Vater überredete, er solle Nikolai nicht dem ursprünglichen Plan gemäß ein wissenschaftliches Studium ergreifen, sondern ihn Musiker werden lassen, wozu ihn Gott geschaffen habe. So beschloß man denn 1851, den jungen Mann im Leipziger Konservatorium unterzubringen. Für den russischen Unterthanen war es nach den Revolutionsjahren 1848 und 1849 unter Kaiser Nikolaus I. Regierung keineswegs leicht, eine längere Reise ins Ausland anzutreten. Nur der Intervention des Fürsten Suworoff, damaligen Generalgouverneurs der Pripetprovinzen, verbannte es Wilm, daß er aus Petersburg einen freilich mit 500 Rubel Jahressteuer belasteten Paß erhielt, welcher überdies nicht nach Leipzig, sondern für die Wälder von Maden lautete. So langte der Jünger der heiligen Cecilia, von seinem treuen Mentor Marx-Martin begleitet, Herbst 1851 nach achtjähriger Woffahrt mit geschwollenen Beinen kaum bewegungsfähig in der Stadt seiner Sehnsucht an. Bald gab er hier die zunächst einschlagende Virtuosenkarriere auf und widmete sich namentlich der Theorie und Komposition. Seine Hauptlehrer waren Hauptmann, Richter, Wieb, David, Drenschodt, Wabdy und Brendel, während gleichzeitig eine Anzahl bedeutender Professoren der Leipziger Universität wohlthätig auf des Jünglings allgemeine wissenschaftliche Ausbildung einwirkten und sich freundschaftliche Beziehungen zu hochbegabten Mitbürgern, wie Fink, Kräfte, Tottmann, Brüning, gestatteten. In Wilmns lebhaften Erinnerungen aus dieser Zeit hoffnungsvollen Emporklimms gehört ein Besuch bei Liszt's Spöhr in Staffel, dem er verschiedene seiner Kompositionen vorspielte und bei den jungen Kollegen aus herzlichste zu weiteren Schaffen ermunterte. In Leipzig selbst erlitten sich mehrere seiner Grillingsarbeiten, die bei Anstaltsprüfungen an die Öffentlichkeit traten, günstiger Beurteilung seitens der Kritik. Nachdem Wilm den Kursus vollständig absolviert und ein weiteres Jahr den Privatunterricht Moritz Hauptmanns genossen hatte, trat er eine längere Reise durch Deutschland, Belgien und Frankreich an, um die Welt kennen zu lernen und möglichst viel Schönes zu sehen und zu hören. Besonders ausregend wirkte Paris auf ihn, wo er zwar nichts komponierte, dafür aber unter dem Eindruck der großartigen Stadt und ihrer Kunstschätze zu so mehr Verse niederrieb. — In die Heimat zurückgekehrt, übernahm Wilm 1857 die zweite Kapellmeisterstelle am Mgaer Stadttheater, gab dieselbe jedoch schon nach Jahresfrist wieder auf. War doch die Blüthezeit, welche die Wühne unter Fran von Tschernewsky und Carl von Soltes Leitung erlebt, längst vorüber. Das Bestreben der rasch wechselnden Direktoren ging lediglich dahin, das Institut als lohnende Einnahmequelle auszubilden und das heimliche Intriguenwesen, das hinter den Coulissen spielte, mußte unseren Künstler um so mehr abstoßen, als er sich vermöge seiner Erziehung und gesellschaftlichen Stellung den Gewohnheiten und dem oberflächlich leichtfertigen Ton der Theaterleute überhaupt nicht zu accommodieren verstand. Auf Zureden des bekannten Reichthum-Biographen W. von Reuz wandte er sich 1858 nach Petersburg, wo Rubinstein, Henselt, C. Schubert, Graf Mathias Willschorsky, General Woff, dem Komponisten aufs liebenswürdigste entgegenkamen und ihn in die musikalischen Zirkel der nordischen Reibung einführten. 1860 wurde ihm auf Empfehlung W. Henselt als Musikinspektor der Staatskapellanstalten die Stelle eines Lehrers für Theorie und Klavierpiel am Kaiserl. Nikolai-Institut übertragen, in der er bis 1875 mit Erfolg wirkte. So hoch Wilm übrigens die nordische Gastlichkeit, den ungezwungenen feinen Ton schätzen lernte, welcher die gebildete Gesellschaft Petersburger kennzeichnet, so wenig konnte er sich auf die Dauer der Ueberzeugung verschließen, daß dieselbe nur das vollkommene unbedingt anerkannt und gefördert, daß es ihm, dem Deutschen, daher nie gelingen werde, als Komponist festen Fuß zu fassen. Da seine Name weder Zwanoff, noch Michailoff, sondern Wilm hieß, brach er 1875 unmittelbar nach

seiner Emeritierung und Verehrung mit einer Tochter des Staatsrates Dr. Kessig seine Zelte in Petersburg ab und wählte als neue Heimat das Land, dem er seine Studien, sowie die ganze Entwicklung seines inneren Lebens und Charakters verdankte. Er setzte sich zunächst in Dresden fest, um 3 Jahre später, 1878, nach Wiesbaden zu überziehen, wo er noch heute, ohne eine musikalische Berufstellung einzunehmen, lediglich seiner Kunst lebt. Während des Petersburger Aufenthaltes waren bei seinem ersten Verleger A. Witter (D. Mahler) die Klavierwerke op. 2, 3, 6, 8, 9, 11, 12, sowie das Streichquartett op. 4 erschienen. Fast alle späteren Kompositionen — dieselben erreichen gegenwärtig die Opus-Zahl 68 — sind in Wiesbaden entstanden 1881 hat der Mgaer Verleger M. Stieba eine Sammlung von tyrphischen Gedichten Wilmns veröffentlicht, welche den Titel „Ein Gruß aus der Ferne“ trägt und die Wärme und Zartheit seiner Empfindung, aber auch sein feines Formtalent auf ähnliche Weise widerpiegelt, wie es in seinen Liedgedichten geschieht.

Ueberblicken wir letztere in ihrer Gesamtheit, so sind die im Druck erschienenen Werke mit wenigen Ausnahmen lediglich Klavierkompositionen und ein- oder mehrstimmige Gesänge. Das originale Gebiet hat Wilm nicht betreten und auch dasjenige der Kammermusik gleichsam nur gestreift. Ein Streichquartett op. 4, das wir nicht kennen, fällt noch in die Leipziger Zeit. Dagegen beweist das später entstandene Sextett op. 27 für 2 Geigen, 2 Bratschen und 2 Celli, daß sich der Komponist auch in diesen weiträumigen Formen sicher bewegt und sie mit selbständigem Gehalt zu erfüllen versteht. Die Musikstücke des Werkes zeichnen sich durch frische Erfindung und tüchtige thematische Arbeit, das Adagio, sonst gewöhnlich die Achillesverse unserer Epigonen, durch einen breiten, lebendigen Gesang aus und das ebenso lebendige wie melodische Scherzo fest dem Ganzen die Krone auf. Sehr zahlreich sind Wilmns Klavierarbeiten, und zwar sowohl die 2- als die 4händigen. Für das anmutig gefällige Genre der Musik à quatre mains besitzt unser Künstler besondere Vorliebe und hervorragendes Talent. In dem Geschick, mit dem er den Stoff auf die beiden Spieler verteilt, aber auch in der Schönheit und dem Reiztum des Klavierspiels berührt er sich mit W. Jensen, wie denn die Munnit und poetische Zartheit der Wilmfchen Ausdrucksweise vielfach an diesen Liebhaber der Grazien erinnern. In jüngster Zeit hat unser Lieddichter auch die keineswegs übermäßig besetzte Literatur für 2 Pianoforte um eine Reihe sehr beachtenswerter Kompositionen bereichert, von denen wir die phantastischen und wohlklingenden Variationen op. 64 hervorheben. Was die äußere Gestalt seiner Klavierarbeiten betrifft, so pflegt Wilm ähnlich wie Stephen Heller, Wd. Jensen, Theod. Kirchner und die meisten Nernern nicht die klassischen Stilformen der Sonate, sondern hält sich an das knapper gegliederte Lied ohne Worte, das Scherzo, Rondo &c. Seine Technik erweitert sich allerdings als eine maßvolle, schlichte natürliche. Wilmns behängt er seine Gebilde mit virtuosom Glitzer, nicht er den Hörer durch ängere Effekte, glänzenden Passagenwerk, reiche Koloratur, impulsive Klangmassen zu betören. Wilmns Klavierwerke verlangen daher keine hochgradige Fingerfertigkeit. Wohl aber poetischen Sinn, Geschmack im Vortrag, eine den melodischen Umriß, wie die dynamischen Abstufungen feinfühlig wiedergebende Hand, und gerade hierfür dürfen ihm unsere gebildeten Dilettanten besonders dankbar sein, während die Fachpianisten für ihre Konzertzwecke bei unserm Meister freilich wenig Ausbeute finden. — Daß die Form des stillierten Tanzes, welche seit Chopins musterhaftem Vorgang eine Menge von Komponisten beschäftigt hat, besondere Anziehungskraft auf Wilm ausübte, versteht sich bei dem Frohsinnigen, von sehr mehr der heiteren als der Nachstete des Lebens zugewandten Naturell des Künstlers fast von selbst. In der That hat er eine Menge von Tanzstücken geschrieben und nicht bloß den modernen Tanz zum künstlerischen Gebilde verklärt, sondern auch den Tanzweisen vergangener Zeiten mit liebevollem Verständnis nachgebildet. Zeitelt sich doch eines seiner reichhaltigsten und anmutigsten Werke (op. 31), das 2- und 4händig vorliegt, „Böcker und Zeiten im Spiegel ihrer Tänze.“ Und wie sich hier dem provençalischen Rigaudon von erst holländischer Lebenshaftigkeit ein gemütlich deutscher Ländler, dem herbstlichen norddeutschen Springtanz, ein aufreizendes Gawotte voll toter Grazie, der gewaltig einherstreichenden spanischen Sarabande ein ungarischer Szardas jäh ausbreitend wie Steppentänzer gefellt, so fast Wilm in seinen trefflichen 4händigen Sätzen (op. 25, 30, 44) Tanzgebilde verschiedenartiger

Epochen zusammen und versteht es ebenso gut eine energische Courante à la Sänbel zu schreiben, als in einer Menuett das zierliche Pasodé der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts widerzuspiegeln. Dem beschränkten Genus des Walzers hat Wilm in mehreren seiner Sonette geschickt, von denen beispielsweise die „Valse brillante“ op. 13 Nr. 2 und das Valse impromptu op. 45 mit ihrer phantastischen Grazie die Gesellschaft Chopinischer Walzer nicht zu scheuen brauchen. Vielleicht das stillichste Tanzgedicht, das der Komponist geschaffen, enthält übrigens der Gtus „Im russischen Dorfe“ op. 37, wo er uns als Nr. 2 einen „Prantanz der Dorfmadchen“ von bezauberndem Liebreiz vorführt. Noch zahlreicher finden wir in Wilmns Klaviermusik, das sagen. Charakteristik vertreten, welches nach Schumanns Vorbild in knappen Mähen meist mit erlindernder Heberschrift irgend eine Stimmung oder auch ein äußeres Darstellungsobjekt prägnant zu illustrieren sucht. Gerade auf diesem Boden gibt uns der Künstler sein Eigenes und Bestes. An das einfachste Bild, den scheinbar unbedeutendsten Vorgang knüpft seine Phantasie die Fäden an, aus der sie die reizvollsten Gebilde schafft. So bietet ihm in op. 61 („Sechs Charakterstücke“) Nr. 4 die hallplendende Jugend den Stoff zu einem Scherzsaß, dessen flüssige Klarheit jeder Beschreibung spottet. Das buntbewegte Getriebe der Kunst gestaltet sich in seinem „Randelarum“ op. 39 Nr. 8 zu einem musikalischen Geruchbild von Zenterscherzhaft und sogar das „schlechte Wetter“ des Aprils regt ihn zu einer Caprice voll feder Raue an (op. 39 Nr. 4). Wie sich landschaftliche Eindrücke bei Wilm unmittelbar zu farbenartigen Tongemäßen umwandeln, zeigen die schöne Suite zu 4 Händen „Eine Harlandsfahrt“ (op. 53), die Frucht des Sommeraufgangs, den der Komponist 1885 zur Beobachtung der Mitternachtssonne nach Finnland machte, oder die „Reisebilder aus Schlesien“ (op. 18), welche einer Sommerfrische in Warmbrunn ihre Entstehung verdanken. Daß Wilm aber auch romantisch gefärbten Vorwürfen gewachsen ist, daß er auch lebendig zu erzählen versteht, beweist sein überaus vittorestes Tongebicht zum Märchen von der schönen Magelone“ für Pianoforte zu 4 Händen op. 32. Die Erwähnung der reichhaltigen und wertvollen Sammlung russischer Monazien und Volkslieder, welche der Komponist in op. 5, 11, 15, 42, teils 2-, teils 4händig für Pianoforte bearbeitet hat, leitet uns zu seinen Gesangswerken hinüber.

Versteht es sich doch gewissermaßen von selbst, daß eine so melodienreiche, lyrische Natur, wie sie Wilmns Klavierwerke offenbaren, auch auf dem Gebiete des vokalen Liebes heimlich sein muß. In der That besteht etwa ein Drittel der Wilmfchen Arbeiten aus Gesängen für eine oder mehrere Stimmen, welche die nützlichen Vorzüge aufweisen, wie seine Instrumentalkompositionen, Frische der Erfindung, Schlichtheit und Munnit des Ausdrucks, überflüssige Dramatik gegliederte Form. Auch hier geht unser Künstler dem natürlich blühenden, weltkennlichen aus dem Wege, bevorzugt dagegen Texte, deren Grundton ein heiterer, hoffnungsfroher ist. Seine Lieblingspoeten sind dementsprechend der Rheinländer Otto Noquet, der frohsinnige Sänger von „Waldbühnen Braut“, ferner der lebenswürdigste, formgewandte Schweizer Friedr. Oer, denen sich Uhländ, Hofmann von Fallersleben, Geibel n. f. w. anreihen. Der Schwerpunkt liegt bei Wilmns Lieber überall in schönbewegter Kontur der Singstimme, während der Klavierpart diskret behandelt ist, ohne dürftig zu werden. Manches nähert sich unmittelbar dem Volkston, wie die reizende Liedweise (op. 10 Nr. 3), die der Komponist zu Goethes „Weidenröslein“ gesetzt hat. Durch leichten Fluß und ebenso praktischen wie klangvollen Satz zeichnen sich des Komponisten mehrfache preisgekrönte Männerchöre aus, wenn sie auch von einzelnen etwas verbrauchten Wendungen nicht völlig freizusprechen sind. Unter Wilmns mannigfaltigen, nicht weniger sangbaren und nobel gehaltenen Arbeiten für gemischten Chor a capella bilden eine besondere Gruppe die 3- bis 8stimmigen Motetten op. 40, denen lateinische Kirchengänge zu Grunde liegen. Eht religiöse Empfindung, weichevolle Schönheit des Ausdrucks verbindet sich hier mit einer Kunst der Stimmführung, einer Meisterhaftigkeit des polyphonen Aufbaus, welche die Kompositionen dem Besten anreicht, was in den letzten Decennien des Kirchenmusik geschrieben wurde.

So stellt sich uns Nikolai von Wilm, mag man diese oder jene Seite seines Kunstschaffens ins Auge fassen, als eine durchaus einheitliche, hergewinnende Persönlichkeit dar, deren Schöpfungen durch ihre maßvolle Schlichtheit, ihr völliges Freisein von Affek-

festhalten und zugleich die Vibration der Zähne ungehindert zu lassen. Diese Vibrationen aber werden vom Sänger an den knochigen Teilen des ganzen Vorderkopfes deutlich gefühlt. Sie geben dem Tone, wie schon früher erwähnt, jenen metallischen Glanz, jenes Silberglänzen, welches ihn, sei er stark oder schwach, durch den weichen Raum trägt. Denn die Vibration der Zähne verleiht den tieferen umgebenden Luftström in Wellenbewegung, die sich durch den Saal bis an die Wände in gleicher Weise fortplant, wie es bei den Wellen des Meeres geschieht, wenn man einen Stein hineinwirft. Ein durch falsche Zungenlage oder durch Druck im Halse an diesem Anschlag veränderter Ton wird dieses Vorteils entbehren, auch wenn er mit aller Kraft hervorgebracht würde. Daher die an Naturfängern oft wahrzunehmende Anstrengung bei Gesangsaufgaben, die dem kunstgebildeten Sänger nur Kleinigkeiten bedeuten. Die ersten belästen eben den Kehlkopf mit Luftmassen, die der Kunstfänger vor an die Resonatoren schiebt, wo sie den Ton bereichern, ohne den Tonzerzeuger auszunutzen.

Alle diese Vorteile werden desto leichter erreicht, je kürzer der Weg des Schwingen ist. Die Verstärkung aber des letzteren geschieht durch ein geringes Zurückweichen der Unterkinnlade gegen den Hals. Dies wird durch ein kräftiges Anziehen der Unterlippe gegen das Zahnfleisch bewirkt, ähnlich dem Vorgange, wie er sich von selbst beim Gähnen vollzieht. Man kann dabei beobachten, daß durch das Zurückweichen der Kinnlade der Schlund sich erweitert, die Zungenwurzel mit dem Kehlkopf in die Tiefe steigt, während Rachen und Gaumensegel sich heben und hierdurch also — wenn die Zunge gleichzeitig nach im Maßen der Unterzähne liegt — in der Mundhöhle jener schon erwähnte weite, akustische Raum entsteht, der für den großen Ton notwendig ist. Der so geformte Gesangston verhält sich zum gewöhnlichen Sprechton etwa wie der Klang des modernen Konzertflügels zu dem des alten Spinett. Wir verlangen also vom Gesangston, daß er frei von jeder Spitze und Schärfe, in jeder Tonstärke weich und von edler Rundung sei, ohne dabei jener deutlich abgegrenzten Kontur zu entbehren, die ihn metallisch, also tragfähig macht.

Somit waren denn die Hauptbedingungen des edlen Gesangstones klar gelegt. Wie sich nun die Einordnung der Stimme vollzieht in Hinsicht des Umfangs nach Höhe und Tiefe, ihrer Ausgleichung in den Registern, ihren Anlagen in der Kraft- und Farbengebung, nach ihrer technischen Beweglichkeit, ihrer Einleitung als einheitlicher Kontinuum in die Formen der Sprache, endlich in ihrer individuellen Eigenart der Stimmgattung als Sopran, Mezzosopran, Alt, Tenor, Bariton und Bass — alles das ist Gegenstand der Darstellung jeder guten Gesangslehre. So verziehen hierin um die Methoden sind: seine wird der Grundbedingungen für die Bildung des schönen und großen Tones entbehren können, in welchem wir allezeit den Grund- und Geistes jedes künstlerischen Gesanges erblicken müssen.



Künstler-Silhouetten.

Musikalische Erinnerungen von Max Ring.

Dagegen ich in der Musik, wie ich geistig muß, nur Late bin, habe ich mich stets für die edle Tonkunst lebhaft interessiert, wogegen wohl der Kunststand beitragen möchte, daß mich ein günstiges Glück auf meinem Lebenswege vielfach mit verschiedenen bedeutenden Komponisten, Virtuosen und Sängern zusammenführte. — Als ich 1836 in Breslau Medizin studierte, war ich Hauslehrer in einer angesehenen, gebildeten Familie, in der damals die vorzüglichsten einheimischen und fremden Künstler freundschaftlich verkehrten. Unter den ersten ragte besonders der verdienstvolle Mosewius als musikalischer Charakterkopf hervor.

Derselbe war in Königsberg geboren, aber mit Breslau innig verwachsen. Begabt mit einer schönen und kräftigen Stimme, ging er zur Oper, nachdem er eine sorgfältige akademische Bildung und im Gesang den Unterricht des Italiensers Cartallieri und Hillers in Leipzig genossen hatte. Im Jahre 1816

nahm Mosewius ein Engagement bei dem Theater in Breslau an, wo er als Dämon in der „Entführung aus dem Serail“, als Raspar im „Freischütz“, Leporello im „Don Juan“ und Figaro in „Figaros Hochzeit“ große Anerkennung und Beifall fand. Auch als Schauspieler trat er als Kent im „König Lear“, als Lorenzo in „Romeo und Julia“ und als Kottwitz in „Prinz Friedrich von Homburg“ mit vielem Erfolg auf.

Da aber Mosewius sich mit dem Theaterdirektor Viech überwarf, so verließ er die Bühne und gründete mit Unterstützung seiner zahlreichen Gönner 1825 die „Breslauer Singakademie“, nachdem er schon früher im Verein mit Schall die „große Liebertafel“ gestiftet hatte. Bald wurde er die Seele des neuen Instituts und der Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Breslau. Seine Begeisterung für die Kunst, seine ungewöhnliche allgemeine Bildung, sein seltenes Talent als Lehrer und Dirigent, sowie seine alle Schwierigkeiten und Hindernisse beziehende Energie erhoben ihn zu einer Autorität ersten Ranges auf musikalischem Gebiete. Als Begründer und Direktor der Singakademie gab er im wörtlichen Sinne den Ton an, — ihm verdankte Breslau hauptsächlich durch die vollendete Aufführung der bedeutendsten Meisterwerke den daselbst herrschenden Geschmack für klassische Musik, die Bedeung und Bedeutung des künstlerischen Sinnes.

Wie in seiner Kunst nahm Mosewius auch in der Gesellschaft vermöge seines Geistes und seiner vielseitigen Begabung eine hochgeachtete Stellung ein und erfreute sich einer ungemessenen Beliebtheit. Schon seine äußere Erscheinung, die unterste kräftige Figur, das stark gebaute, geistreiche Gesicht mit der hohen Stirn, den hellen, klugen Augen, mit dem breiten, fast immer lachenden Mund und der jovialen, beweglichen Physiognomie verrieten auf den ersten Blick eine kerngesunde, frische und echte Künstlernatur, eine glückliche Mischung von Geist und Herz, von Verstand und Gemüt, von kindlicher Gutmütigkeit und feiner Lebensklugheit. Mit diesen Eigenschaften verband er noch einen hurendenden Humor und eine unverwundliche gute Laune, welche selbst mancher harter Schicksalsschlag nicht zu trüben vermochte. Sein schallhafter Blick, sein helles, schimmerndes Lachen waren unübersehblich und gewannen ihm alle Herzen. Man mußte von ihm eine feiner Buffpartie oder ein lustiges Lied im Fremdenkreise hören, um die außerordentliche Popularität dieses Mannes zu begreifen, der, ohne selbst ein bedeutender Komponist und Virtuoso zu sein, den größten Einfluß auf die musikalische Welt übte und durch seine persönliche Liebenswürdigkeit der Kunst unvergleichliche Dienste leistete.

Eine verwandte, aber weitgehendere Künstlernatur war der ursprüngliche Freund Mosewius in Breslau, dessen interessante und höchst lehrreiche Selbstbiographie der mit ihm befreundete Dr. Wöl herausgegeben hat. Wenn man in diese Mitteilungen einen Blick wirft, glaubt man bald ein Kapitel von Jean Paul, bald eine Seite aus den romantischen Novellen von Eichendorff oder aus Goethes lustigen „Wanderjahren“ zu lesen; bald den kindlichen „Quintus Fingel“, bald den liebenswürdigen „Taugenichts“ auf ihren abenteuerlichen Fahrten zu begleiten. Freudenbergs Wanderungen durch ganz Italien, mit 150 Thälern in der Tasche, seine Erlebnisse in Rom und Triest, seine wunderliche Brautwerbung, seine Geliebtenfreuden und -leiden sind die köstlichsten, humoristischen Gesehilder aus dem Leben eines wahren Künstlers und mehr wert, als manche vierbändige Romane.

Ebenso originell wie seine Biographie war die Person ihres Verfassers. Geistesreich und phantastisch gleich dem toten „Kreisler“ in Hoffmanns Erzählungen, blickte in seinen Ansichten und Urteilen, voll scharfer Geistes und Kantens, starr eigenartig, rücksichtslos bis zur klassischen Grobheit, aber wahr, ehrlich und uneigennützig bis zur höchsten Selbsterleugnung, anspruchslos und bescheiden, heiter und sorglos, begeistert für die Kunst und ihr alles opfernd, erlitten der „lange Meisantenator“, wie ihn sein Freund Schall zu nennen pflegte, als der treue Typus eines jener alten Organisten, deren Religion die Musik war und die ihrem Herrn dienten, ohne sich um den Lohn und die Anerkennung der Welt zu kümmern. Das Gegenstück Freudenbergs bot sein Kollege, der berühmte Orgelspieler Hesse, der ebenso die wie der Meisantenator niager, ebenso materiell wie dieser ideal gesinnt war und wegen seiner Korporulenz und seines plumpen Wesens nur der „Bär auf der Orgel“ hieß. Aber wenn Hesse an seinem Instrument saß und seine plumpen Hände die Tasten bewegte, dann ergriß er die Seelen der Hörer mit überirdischer Gewalt und erfüllte alle Herzen mit Andacht und Bewunderung.

Von fremden Virtuosen lernte ich in meiner

damaligen Stellung den ausgezeichneten Violinspieler Ernst kennen, der sich längere Zeit in Breslau aufhielt und als Mensch und Künstler eine hohe Anerkennung genoss. Besonders schätzte die Damen für den ebenso schönen als genialen Virtuosen, dessen interessantes Gesicht mit den schwärzlichen bunten Augen und den langen, geschweiften Haaren an den Johanniskopf von Domenico erinnerten. Ein Schüler Meyers in Wien und später von Beriot in Paris ausgebildet, fesselte Ernst weniger durch den Glanz seines Spieles als durch einen eigenständlichen melancholischen Zauber, der besonders in der von ihm komponierten „Elegie“ eine ergreifende Wirkung übte, während er durch den „Karnaval von Venedig“, einer Nachahmung der gleichnamigen Variationen von Paganini, einen der größten Heiterkeitsfolge erzeugte und der an sich unbedeutenden Komposition eine ungemeine Popularität verschaffte. Allerdings wußte Ernst durch sein geniales Spiel die bekannten italienischen Mästen so zu verführen, daß man das laute, tolle Lachen Garlins, das neckische Flüstern und klügeren Kolombinens, das Brummen und Grinsen Pantalons zu hören und die Sprünge und Grinsen der närrischen Gesellen, das ganze lustige Treiben des Karnivals zu sehen glaubte. Wie sehr Paganini selbst das Talent des jungen Künstlers schätzte, bewies er durch sein Testament, worin er Ernst eine seiner kostbaren Geigen vermachte, welche dieser wie eine heilige Reliquie bewahrte und auf allen seinen Reisen mit sich führte. Im persönlichen Verkehr war Ernst einer der liebenswürdigsten Menschen, einfach, natürlich und bescheiden, frei von allem Virtuosenfinstern und jede Reflexion verdrängend, dabei fein gebildet, eine wahrhaft vornehme Natur. Leider zwang ihn ein unheilbares Leiden, dem er 1864 in Vizza erlag, noch im besten Mannesalter seine glänzende Laufbahn aufzugeben und sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Nachdem ich im Jahre 1838 Breslau verlassen hatte, um meine Studien in Berlin fortzusetzen, schloß ich mich daselbst einem Kreise talentvoller junger Männer an, welche mit der berühmten Bettina von Arnim verkehrten. Die geniale Dichterin schwärmte nicht nur für Musik, sondern komponierte auch wunderbare Lieder, Symphonien mit Dithyramben, unter denen besonders ein Geistergesang auf uns einen tiefen Eindruck machte. Gern und oft erzählte sie auch von Beethoven, mit dem sie intim befreundet war, die tiefsten und interessantesten Geschichten, wobei sie Wahrheit und Dichtung miteinander vermischte. Zuweilen überließ sie sich wie eine gottbegnadete Pythia ihren eigentümlichen Inspirationen und erging sich in originellen Offenbarungen über das Wesen der Kunst, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Aufschauungen Wagners über die Zukunftsmusik hatten und gewissermaßen der Zeit voranstellten.

Unter den zahlreichen jungen Dichtern und Musikern, welche sich wie die Jüngerschaft um die außerordentliche Frau sammelten, gefesselte von ihrem dämonischen Geist, besand sich auch der norwegische Violinvirtuose Ole Bull, der ebenso sehr durch sein großes Talent und seine interessante Erscheinung, wie durch sein bizarres Wesen auffiel. Schon als Student erregte er in seiner Heimat durch seine musikalische Begabung ein ungewöhnliches Aufsehen. Zu seiner ferneren Ausbildung ging er zu Sophr nach Kassel, bei dem er jedoch nicht die gewünschte Aufnahme und Unterstützung fand, weshalb er sich nach Paris wendete, wo er längere Zeit in den dürftigsten Verhältnissen lebte und mit Mangel und Not kämpfen mußte. Hier hörte er Paganini, dessen genialer dämonischer Spiel er sich zum Muster nahm und nach zu überbieten suchte, ohne jedoch den genialen Meister zu erreichen. Mit der Zeit verließ Ole Bull in eine unwürdige Charakteranlage und überließ sich einem unruhigen Virtuosenleben, das ihn durch ganz Europa und mehreremale nach Amerika führte, wo er mit Hilfe der illsichen Bekannte große Triumphe feierte und auch bedeutende Einnahmen erzielte. Durch seine raffinierten glänzenden Kunststücke, geschickte Anwendung von Flageolettönen, Doppelgriffen und Arpeggien gelang es ihm besser die große Menge zu blenden, als die wahren Kenner zu befriedigen, obgleich ihm auch edle feierliche Töne zu Gebote standen, besonders wenn er die originellen Melodien seiner nordeichen Heimat spielte. Um so mehr war es zu bedauern, daß Ole Bull als Künstler immer mehr entartete und im Fahren nach Effekten unterlag. Da er nach seiner letzten Niederlage aus Amerika nirgendwo den geföhrten Beifall fand und auch einen Teil seines erworbenen Vermögens in verfehlten Länderspekulationen verlor, übernahm er die Leitung

eines von ihm gegründeten Theaters in seiner Vaterstadt Bergen, wo er in der ihm gehörigen Villa fast oergessen starb.

Einem meiner Freunde verkaufte ich auch in jener Zeit die Bekanntschaft des interessanten gelehrten Musiktheoretikers und Komponisten Bernhard Marx, der in seiner Stellung als akademischer Lehrer durch seine anregenden, auf den Anschauungen der damals herrschenden Hegelschen Weltanschauung beruhenden Vorlesungen die studentische Jugend fesselte und durch seine Schriften auch auf weitere Kreise einen bedeutenden Einfluß übte. — Nachdem Marx, der ursprünglich die Rechte studiert, seinen Abschied als Kammergerichtsreferendar genommen hatte, widmete er sich ausschließlich der Musik, obgleich er als Komponist seinen durchschlagenden Erfolg zu erringen vermochte. Um so mehr wirkte er als gelehrter Theoretiker und scharfsinniger Kritiker durch die Herausgabe einer musikalischen Zeitung. Lange Jahre mit Felix Mendelssohn intim befreundet, stand er ihm den jüngeren, ihm aber produktiv überlegenem und schöpferischen Künstler mit seiner Gültigkeit und Erfahrung besonders bei der Komposition der Opernwerke zum Sommerakademie rathend zur Seite, bis die Verschwendung ihrer Charaktere und Ansichten einen unheilbaren Bruch zwischen beiden herbeiführte.

Im persönlichen Umgang zeichnete sich der kleine, höchst bewegliche Marx durch heitere Laune, scharfen Witz, dialektische Schlagfertigkeit und durch einen Schatz interessanter Erinnerungen aus, die er später gesammelt, in zwei Bänden herausgab. Das noch immer wertvolle Buch enthält eine Reihe charakteristischer Schilderungen und Bilder von Spontini, Bizet, Wilhelm Meyer, G. L. H. Hoffmann, Heinrich und Charlotte Stiess, Adolf Straß, Johann Sena und besonders der Mendelssohnschen Familie, mit der Marx lange Zeit im vertrauten Verkehr stand. Ein Freund des Scherzes, verstand und ertrug er auch Scherz, ohne empfindlich zu werden. So nahm er es auch nicht übel, als ich bei der Aufführung seines Dramas Moses in Breslau im Verein mit dem witzigen Doktor Hermann Wolke, dem Verfasser des bekannten Studentenliedes: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“ ein parabolisches „Loboratorium“ zum besten gab, worin der Referendar Moses den grausamen Oberlandesgerichtspräsidenten Baraam um Urlaub bat und mit Hilfe seines Bruders, des schlauen Theologen Kron durch allerlei Intrigen und listige Studentenreize die verweigerte Erlaubnis erzwang, wobei es nicht an scherzhaften Anspielungen auf die juristische Laufbahn des früheren Kammergerichtsreferendar Marx fehlte. — Zu den Eigenschaften des gelehrten Musikers zählte auch seine Vorliebe für — Strategie. Er selbst ließ sich für ein militärisches Genie und entwarf unablässig Feldzugspläne oder unterzog die Schlachten Friedrich des Großen und Napoleons des Ersten einer strengen Kritik, indem er beiden die von ihnen begangenen Fehler mit vielem Scharfsinn nachzuweisen suchte, wodurch Marx seinen Freunden die Veranlassung zu manchen Scherzen und Neckereien gab. Diese lebhafte, fast ihre Idee hing damit zusammen, daß Marx ein vorzüglicher Schachspieler war und sich deshalb die Fähigkeit zurante, ebenso gut wie seine Schachfiguren ein großes Heer zu führen und seinen Gegner auch auf dem blutigen Schlachtfelde zu schlagen.

Nachdem ich fast zehn Jahre als praktischer Arzt in Oberschlesien verweilt hatte, wo ich nur selten Gelegenheit fand, mich an musikalischen Genüssen zu erfreuen oder interessante Künstler kennen zu lernen, führten mich meine schriftstellerischen Neigungen nach Berlin zurück, wo ich bei der Vossischen Zeitung eine Anstellung als Theaterkritiker erhielt und mit dem Redakteur derselben, Dr. Otto Lindner, einem durch Geist, vielseitiges Wissen und besonders durch musikalische Bildung ausgezeichneten Schriftsteller, in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Lindner war ein geborner Breslauer und hatte in seiner Vaterstadt Philosophie und Philologie studiert. Auf der Universität schloß er sich dem berühmten freisinnigen Botaniker Rees von Genöben an, der einen Kreis strebsamer junger Männer um sich sammelte, aber später wegen seiner politisch gefärbten Lehren von der Regierung aus seinem Amt entlassen wurde.

Nachdem Lindner sein Doktorexamen rühmlichst bestanden, ging er nach Berlin, wo er zuerst Mitarbeiter und nach einiger Zeit Chef-Redakteur der Vossischen Zeitung wurde. Angeborner Haug und unglückliche Familienverhältnisse machten ihn nur zu sehr empfänglich für die pessimistische Weltanschauung Schopenhauers, dessen eifrigster Schüler und Verehrer er war. Als solcher wirkte er besonders für

die Verbreitung und Anerkennung des originellen Frankfurter Philosophen, der zum Dank in seinem Testamente die höchste Achtung für Lindner bezeugte und diesem die von ihm getragene wertvolle Taschenuhr hinterließ.

Ebenso bedeutend als Musiker wie als Philosoph und Politiker, machte sich Lindner weniger durch seine Kompositionen als durch seine Schriften „Geschichte des deutschen Singspiels“, „Beiträge zur Tonkunst“ u. s. w. bekannt. Anglich übte er durch seine Stellung einen großen Einfluß auf die musikalischen Kreise der Hauptstadt aus. Hauptsächlich durch seine Vermittlungen und Anregungen trat der „Vocalverein“ ins Leben, und wurde von ihm die Herausgabe der Vossischen Werke weitestgehend gefördert und unterstützt. Vorzugsweise aber schenkte er seine Teilnahme den lebenden jüngeren Talenten, die bei ihm stets Rat und Hilfe fanden. So veranlaßte er mich, für den hochbegabten Komponisten Hugo Illich einen Operntrakt zu dichten, für den sich Lindner lebhaft interessierte.

Illich selbst war in Doppel geboren, Sohn eines geachteten Gymnasiallehrers und hatte eine klassische Bildung erhalten. Neigung und ungewöhnliche Begabung veranlaßten ihn, seine Studien anzugehen und sich ganz der Musik zu widmen. Nachdem er einige Jahre den Unterricht der besten Lehrer in Breslau und Berlin genossen, komponierte er die Symphonie triumphe, welche in Brüssel mit dem ersten Preis gekrönt wurde und bei der daselbst stattgefundenen Aufführung einen ungewöhnlichen Beifall fand. Nicht minder günstig wurde seine H-moll-Symphonie in den klassischen Konzerten der berühmten Berliner Kapelle aufgenommen und von der Kritik beurteilt, so daß Illich zu den höchsten Hoffnungen berechtigte.

Durch sein Talent und seine persönliche Lebenswürdigkeit erwarb sich der junge Komponist zahlreiche Freunde, unter denen sich besonders der geniale Augenarzt Albrecht von Graefe so sehr für ihn interessierte, daß er ihn auf seine Kosten nach Italien reisen ließ, wo Illich unter Verdis Leitung die dramatische Musik, besonders aber die italienische Technik des Gesangs studieren und seine Oper schreiben wollte. Nach einem Jahre kehrte er nach Berlin zurück und brachte zwei Akte seiner Oper mit, die in Graefes Wohnung nach vor einem befreundeten kunstverständigen Hörerkreis aufgeführt wurden und die größte Anerkennung der anwesenden Kunstkenner fanden. Leider erkrankte Illich bald darauf an einem unheilbaren Nierenerkrank und starb, bevor er den dritten Akt vollenden konnte, unter traurigen Verhältnissen, die er zum Teil selbst durch Leichsin und extravagantes Leben verschuldet hatte. Die Partitur der beiden Akte war verschwunden und wurde trotz aller Nachforschungen in dem Nachlaß des Verstorbenen nicht aufgefunden.

(Fortsetzung folgt.)



La Barberina.

Der Roman einer Künstlerin.

Von T. Erbach.

(Schluß.)

Der König vernahm mit Befriedigung den Bericht des Intendanten, unterbrach aber dessen begeisterte Schilderung der schönen Tänzerin mit den Worten: „Werden ja selbst sehen, was an ihr ist. Ich bin curious. Treut mir, daß sie traitabel ist. Ihm scheint sie übrigens den Kopf gründlich verdröht zu haben. Sollte er lieber die Augen offen, daß sie uns nicht erschappiert. Habe schon gehört, daß ihr so ein Narr von Engländer von Venedig nachgelaufen ist. Werde ihm das Handwerk schon legen. — Also aufpassen, hört er! Aber sie soll nichts merken.“

Was war indeffen aus Mr. Algernon Burghers geworden? — Zunächst war er in einem der Wohnungen seiner Angebeteten möglichst nahe gelegenen Gasthof abgetrieben. Am anderen Tage gelang es ihm, da der Verberner Webberlopp verschwunden war, zu seiner Liebertragung, ohne Schwierigkeiten zur Bar-

berina zu bringen, welche ihm nicht ohne Nührung für seine Anhänglichkeit dankte, aber dabei äußerte, daß er Berlin doch wohl mit so schwarzen Farben geschildert habe. Was sie bis jetzt gesehen und erfahren, erschien ihr durchaus nicht abbrechend.

Dies letztere war zwar Mr. Burghers nicht recht augenchein, aber dennoch ging er beileig und hoffnungsvoll von hinnen, ohne zu ahnen, wie bald seinen Träumen die rauhe Wirklichkeit ein Ende machen würde.

Wenn es schon großes Mißvergnügen hervorgerufen hatte, daß er der Barberina nach Berlin gefolgt war, so wurde daselbe durch seinen beständigen Verkehr mit ihr noch vermehrt, den man jedoch nicht hindern wollte, um die Tänzerin nicht zu verlieren und ihr, obgleich sie in Wirklichkeit beständig bewacht wurde, den Anschein völliger Freiheit zu geben.

Man besagte Mr. Burghers auslich über den Zweck seines Aufenthaltes in Berlin. Unerbittlich antwortete er, daß er der Signora Barberina gefolgt, welche zu Lady Burghers zu machen sein höchster Wunsch sei.

Der König war darüber sehr ungehalten und gab dem Minister des Auswärtigen den Befehl, den englischen Gesandten in Berlin vertraulich von der Sachlage zu unterrichten. Dieser war zufällig ein guter Bekannter des Vaters von Mr. Algernon, des alten Lord Burghers, welchen er auf den möglichst schnellsten Wege von den Vorfällen seines Sohnes in Kenntnis setzte, in der richtigen Voraussetzung, daß Lord Burghers dieselben nicht billigen würde.

Bald kam denn auch die Antwort des erzürnten Vaters an. Sein einziger Sohn und Erbe eine italienische Tänzerin heiraten! Nimmermehr! Er beschwor den Gesandten jedes Mittel anzuwenden, um den betörten Sohn aus der Nähe der gefährlichen Siree zu bringen, wenn derselbe dem perentorischen väterlichen Befehl, unverzüglich in seine Heimat zurückzukehren, nicht freiwillig Folge leisten sollte.

Mr. Algernon aber erklärte eben perentorisch, Berlin nicht ohne Signora Barberina verlassen zu wollen.

Man glaubte der Gesandte das äußerste Mittel anzuwenden zu müssen. Er ersuchte die preussische Regierung, den minorirenden Mr. Algernon Burghers zwangsweise nach Hamburg und dort auf ein englisches Schiff bringen zu lassen.

Weiter hatte man nichts gewollt, und war sehr besorgt, dem Ansinnen des Gesandten zu entsprechen. Der arme Mr. Burghers wurde ungeduldet seiner Proteste in seinen Absichten gelockt, und bei Nacht und Nebel entführt. Hoffen wir, daß er sich getrieben und in den Armen einer schönen Witb seinen Jugendtraum vergessen hat. — Wenigstens ist er der Barberina nie wieder nahe getreten.

Und diese? — Welchen Eindruck machte das plötzliche Verschwinden ihres getreuen Verehrers auf sie? Man hatte ihr gesagt, Mr. Burghers sei infolge einer Nachricht aus seiner Heimat sofort dahin abgereist.

Ob sie nun daran glaubte, oder die Wahrheit ahnte, — jedenfalls war sie nicht sehr betrübt, ja sie fühlte sich fast erleichtert, von diesem allzugetreuen Verehrer, den sie doch einmal nicht lieben konnte, erlöst zu sein, zumal ihr Leben inzwischen eine buntere, glänzendere Gestaltung angenommen hatte. — Nach einiger Zeit hatte ihr der Intendant eröffnet, daß Seine Majestät das Auftreten der Signora zunächst auf seiner Privatbühne in Sanssouci wünsche.

Der Abend der Vorstellung war herangekommen. Es war nur eine kleine Gesellschaft, vor welcher die Barberina zuerst auftreten sollte, eigentlich nur der intime Kreis geistvoller Männer, in welchem von anstrengender Arbeit sich zu erholen, dem König ein Bedürfnis war. Da umgaben ihn, welcher vorn in der Mitte des Parterres saß, d'Alembert Montpertuis, der eine Italiener Marquis Ruchessini, und — last not least — Voltaire mit seinem päpstlichen Offizier, in welchem die kleinen Augen von Geist, Witz und Bosheit funkelten.

Auch die tapferen Generale und die oerienten Staatsmänner Friedrichs fehlten nicht, obgleich sie in diesen Zirkeln, wo die geistreiche Unterhaltung vorherrschte, mehr zurücktraten. Vor dieser, von vorne herein wenig wohlwollenen Gesellschaft — war die Barberina doch gewissermaßen eine Nebenbuhlerin um die Gunst des Königs — trat sie also zuerst auf. Um so größer war der vollständige Sieg, welchen sie errang. Schon in ihrer ganzen Persönlichkeit lag ein hinreißender Zauber, welchem sich zu entziehen sehr schwer war. Ebenso bot ihr Tanz nicht bloß eine Reihe tadelloser Praxen vor, sondern die edelste Virtuosität war bei ihr nur die Dienerin der be-

iechten Grazie und der hütheifendsten minlich-plastischen Ausdrucksfähigkeit.

So war denn ihr Triumv ein vollständiger. Die auf die Gmst des Königs eierfichtigen Künstler konnten trogdem ihre Bewunderung nicht verbergen, die alten hieheren Generale schmunzelten und brumten wofit in den Wart: „Ein ganz verfeinertes Französin“, und der König sah betriebliger und heiterer aus, als seit langer Zeit.

Nach beendeter Vorstellung begab sich Friedrich selbst auf die Bühne, um die Barberina zu begrüßen. „Bon soir, Mademoiselle“, redete er die ihm von dem Intendanten vorgestellte Künstlerin an, „ich freue mich, Sie kennen zu lernen, nachdem Ihre Kunst mich schon zu Ihrem Slaven gemacht hat.“

„Gw. Majestät besuchen zu schenken. Ich bin die heimliche Sklavin Gw. Majestät, welche Sie ihrem Vaterlande entführt haben.“

„Gebenfalls sind Sie, Mademoiselle, die schönste meiner Gröbungen.“ — Warum liehen Sie sich aber auch in einen Kampf mit mir ein?“

„Ich hätte allerdings bedenken sollen, daß Gw. Majestät niemand widerstehen kann.“ —

„So lassen Sie uns jetzt einen ehrlichen Frieden schließen.“

„Mit Freuden, Majestät;“ und mit tiefer Vereignung legte sie einen Augenblick ihre kleine Hand in die dargebotene des Königs.

Darauf testete der König das Gespräch, welches in französischer Sprache geführt wurde, auf Italien und seine großen Dichter und Künstler. Die Bildung, der Geist und der vollendete Taft, welchen die schöne Künstlerin in dieser Unterhaltung zeigte, nahmen Friedrich, der geistige Grazie über alles schätzte, wölly und im besten Sinne ein, während die Barberina wiederum in dem großen Selben und Regenten den geistreichsten, liebenswürdigen Menschen bewundern mußte.

Wald darauf fand das Debit der Barberina in dem von Knodsdorf neu erbauten, in seiner äußeren Gestalt noch jetzt erhaltenen Opernhause statt, dessen Devise über dem Hauptportale „Apollini et musis“ ein faustlicher Prediger seiner Zeit mit „dem Teufel und seinen Gefellen“ verbrüht hatte.

Und hier, vor dem großen Publikum, war ihr Erfolg ebenso glänzend, in seinen Kundgebungen aber viel stürmischer. Ganz Berlin schwärmte fortan für die Barberina. In der vornehmen, sonst so erküßten Gesellschaft wurde es förmlich Mode, sie als Gast einzuladen, damit der König Gelegenheit fand, sich ihrer geistreichen Unterhaltung zu erfreuen, da die Etikette es nicht gestattete, daß die Tänzerin bei den offiziellen Hoffesten erschien. Die Achtung, welche der König ihr bei allen Gelegenheiten erwies, hob sie hoch empor, und ihr eigenes taktsvolles Benehmen, ebenso weit entfernt von Annäherung, wie von Unterwürfigkeit, machte sie auch gesellschaftlich zum allgemeinen Liebling. Natürlich war sie der Gegenstand vieler Huldigungen seitens der jungen Herrenwelt. Doch hielt sie alle in einer gewissen Entfernung. Nur einer von den jungen Kavaliern hatte sich eines Vorzuges bei der schönen Künstlerin in ähnlicher Weise, wie einst Mr. Burgberg, zu erfreuen, und auch aus derselben Ursache. Seine Neigung war, wenn auch feuriger, doch ebenso ehrlich und aufrichtig, wie die des jungen Engländers, welchem er jedoch an körperlichen und geistigen Gaben weit überlegen war. Es war dies der junge Kammerassessor Franz von Coceji, ein Sohn des vom König hochgeschätzten Großkanzlers von Coceji. Seine geistvolle Unterhaltung fesselte die Barberina, sowie die unverfälschte Bewunderung und Verehrung, welche er auf die glänzendste und zugleich achtungsvollste Weise zu zeigen wußte, ihr schmeichelte. Den Frauen gefält ein kühner, feuriger Bewerber immer viel besser, als ein schüchtern und zurückhaltender, und so machte denn auch der schöne, lebhafte und bedeutende junge Mann einen gewissen Eindruck auf sie. Doch zeigte und verbergte sie ihre eigenen Empfindungen, in der Erkenntnis, daß die gefeierte Tänzerin immerhin durch einen großen Abstand von dem Sohn des Großkanzlers, welchem eine glänzende Zukunft sicher war, geschieden sei. Sie wußte wohl, daß weder die Eltern des jungen Mannes, noch selbst der ihr sonst so gnädig gefünte König ihre Verbindung mit ihm zugeben würden. Ein anderes Verhältnis aber einzugehen, gestatteten ihre Selbstachtung und ihr Stolz nicht.

Da gab ein Vorfall, den das Unglück des jungen Coceji herbeiführte, der Sache eine andere Wendung.

Man gab im Opernhause das Ballet „Daphnis und Chloë“, in welchem die Barberina die Chloë darstellte, und, wie gewöhnlich, alles zur lebhaftesten

Bewunderung hinriß, welche sich nach dem ersten Akte in brandenden Applaus Luft machte.

Dem jungen Coceji genigte dies jedoch nicht. Er war wie trunken, und mußte der Himmelfischen selbst sein Entzücken ansprechen. Er eilte blindlings durch die kleine Thür im Orchester hinter die Kisten, und dort auf die Bühne, auf welcher sich die Barberina, nach dem eben erfolgten Hervortritt, gerade allein befand. Von seinen Empfindungen fortgerissen, küßte er der Erstrockenen zu Füßen, ergüßte ihre Hände, die er mit Küßen bedeckte, und stammelte dabei glühende Liebesworte.

Da slog plötzlich, sei es aus Versehen, sei es weil der Applaus noch immer fortdauerte, der Vorhang in die Höhe, und zeigte dem Publikum das überreichende Tableau: den Kammerassessor von Coceji als Daphnis vor Chloë knieend.

Lachen und ironische Bravo- und Docaporse erklangen, bis der Vorhang vor der Gruppe fiel.

Es war ein vollständiger Standart, welcher auch ernste Folgen haben sollte. Vergebens suchte Coceji die tief empörte und beschämte Barberina zu versöhnen. Sie hörte ihn nicht an, und wies seine Besuche ab. Als er ihr brieflich, als einzige Bittgesuchung, welche er ihr bieten konnte, seine Hand eintrug, erhielt er gar keine Antwort.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem Vorgange mit Windeseile und unter mannigfachen Anzügen und Uebertreibungen in der ganzen Stadt verbreitet, und war auch zum Großkanzler, sowie zum König gebrungen. Der erstere stellte sofort seinen Sohn entzückt zur Rede, und verlangte, daß derselbe jede Beziehung zur Barberina abbrechen sollte. Dieser antwortete eberbüßig aber fest, daß er die Signora Barberina liebe, ihr Genußgung schuldig und daß es sein höchster Wunsch sei, sie zu seiner Gemahlin zu machen.

Alle Vorstellungen des Vaters, alle Bitten und Thränen der Mutter vermochten es nicht, seinen Entschluß zu beugen.

Da sagte sich der Großkanzler kurz und schrie an den König. Er bat ihn um Verzeihung für das Vergernis, welches sein Sohn erregt hatte, und zugleich um die Entfernung desselben durch dienstliche Verlegung aus der Nähe der gefürstlichen Circe.

Die Antwort des Königs lautete folgendermaßen: „Mein lieber Großkanzler von Coceji! Ich hatte schon, bevor sein Schreiben arrivirte, von der standhaften extravagance seines Sohnes connaissance erhalten. Da derselbe sonst bisher im Dienst und im Leben eine gute Conduite bewiesen, so will ich, um seines Vaters meriten willen, seine dwarderie pardonniren, ihn aber, auf daß sich sein Wut in der distance abfühle, als Rath an meine Kammer in Kistren versetzen. Die p. Barberini ist nach Allem, was in Erfahrung gebracht, innoceente an der manvaisen Affaire und hat sich überhaupt immer als ein honnêtes Französinne angeführt. Im Uebrigen verbleibe ich

sein wohlaffectionirter
Friedrich rex.“

Indessen hatte sich die unschuldige Urheberin dieser Wirren selbst in sehr widerspruchsvoller Stimmung befunden. Troß aller Beschämung und Empörung über den ihr coram publicis zugefügten Affront, welche sie veranlaßt hatten, von dem König ihre Entlassung zu erbitten, sprach dennoch eine Stimme in ihrem Herzen für den von dem Unglück seiner Leidenschaft fortgerissenen jungen Mann. Das in ehrlichen, warmen Worten ausgesprochene Anerkennen seiner Hand rührte und überzeugte sie von der Lauterkeit seiner Gesinnung.

Do erhielt sie ein Schreiben aus dem Kabinett des Königs des Inhalts, daß Seine Majestät sowohl aus dem Verthe der Signora Barberini als nach dem Anstalt anderweitiger Entschuldigungen, die Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit der Dame gewonnen habe, und daß ihr durch Entfernung des unwilligen jungen Mannes Genußgung werden solle. Uebriens bleibe ihr Seine Majestät gnädig gewogen, könne aber in ihr Entlassungsgesuch nicht willigen. — Zugleich erschien in der „Ganze- und Speener'schen Zeitung von Staats- und Gelekreten Sachen“, damals der einzigen Zeitung in Berlin, folgender Artikel:

„Es haben sich über einen Vorfall, der im königl. Opernhause bei Aufführung des Balletes: „Daphnis und Chloë“ arrivirt ist, verschiedne curieuse Gerüchte verbreitet. Man kann mit völliger assurance behaupten, daß dieselben zumeist auf Unkenntniß, oder auf böswilliger Invention beruhen, vorzüglich soweit sie eine beliebte und estimirte Actrice betreffen, welche zu dem événement occasion gegeben hat.“

Man glaubte, daß der König, welcher öfters Artikel aus seiner Feder in die Zeitung rücken ließ, auch diese Kundgebung selbst verfaßt habe. Die Folge davon war, daß die Barberina, als sie zum ersten Male nach jenem Abend wieder auftrat, ganz besonders herzlich empfangen wurde.

Je mehr so ihr gekränktes Gefühl beruhigt wurde, desto mehr schwand ihr Groll gegen den Urheber dieser Begebenheit, ja sie empfand im tiefsten Herzen Mitleid über die Strafe, die ihn getroffen, und die ihn von ihr entfernte. Jetzt erst sah sie, was er ihr gewesen, wie sehr seine Huldigungen von denen der anderen sich unterschieden hatten.

In dieser Stimmung befand sie sich am Abend nach ihrem ersten Wiederauftreten, als ihr Mädchen ihr ein Billet brachte. Sie erkannte die Hand Coceji's, und hatte nicht den Mut, es unerbrochen zurückzusenden. Es enthielt nur die wenigen Worte: „Gönnen Sie einem Unglücklichen, der aus Ihrer Nähe verbannt wird, wenigstens den Trost Ihrer Verzeihung und eines Abschiedswortes.“

Die Barberina fühlte eine tiefe Bewegung. Sie konnte derselben nicht widerstehen und befaß, den Ueberbringer des Billets vorzulassen. — Jedenfalls mußte ihm Verzeihung und vielleicht noch beglückende Hoffnung zu teil geworden sein, denn mit strahlenden Augen verließ er das Haus, welches er so zaghaft und betriibt vor kaum einer Stunde betreten hatte. So begab sich denn der Erstrockte, in beruhigter, ja freudiger Stimmung, am andern Morgen auf den Weg nach Kistren, wohin so auch einst Friedrich von seinem strengen Vater verbannt worden war. War doch Kistren von Berlin nicht allzuweit entfernt, und Zeit und fester Wille würden ja die schwersten Hindernisse hinwegzuräumen vermögen, die seiner, nun nicht mehr hoffnungslosen Liebe entgegenstanden.

Wald mußte man denn auch in Berlin davon, daß die Barberina von Zeit zu Zeit einen geheimnißvollen Besuch empfangen, unter welchem man, troß sorgfältigster Vermuthung, den verbannten Regierungsrath von Coceji erkannt haben wollte. Schließlich verbreitete sich sogar das Gerücht, daß derselbe heimlich mit der schönen Künstlerin vermaht sei. Dies Gerücht drang auch zum König, der zwar daran nicht recht glauben, aber doch Gewißheit haben wollte. Er befaß daher dem Präsidenten des Kammergerichts, sich persönlich bei der Signora Barberini zu erkundigen, wie es mit der Wahrheit oder Unwahrheit jenes Gerüchtes stände.

Die Barberina bekannte offen, daß sie mit dem Regierungsrath von Coceji verheiratet sei.

Der König war in hohem Grade erzürnt, ganz anker sich aber waren die Eltern des jungen Coceji. In seinem ersten Zorn wollte der König die Ehe für null und nichtig erklären, und die Barberina des Landes verwiesen. Der junge Gemann aber erklärte unwillig, er werde dann seiner Frau folgen. Die Ehe zu trennen habe selbst Seine Majestät nicht die Macht, da sowohl er als seine Frau der katholischen Kirche angehörten, und nach deren Ritus getraut seien. Nur der Papst könne die Ehe lösen.

Der König wußte, so zornig er war und so gern er das Geseheene ungeschehen gemacht hätte, nicht recht, was er hier thun sollte. Einerseits hielt ihn die Rücksicht für den von ihm hochgeschätzten Großkanzler von äußerster Maßregeln ab, andererseits war das Wohlwollen, welches er der schönen, gefürsteten Künstlerin geschenkt, troß allem noch nicht ganz erloschen.

Obgleich in den Vorurteilen seiner Zeit befangen, mußte er sich doch selbst sagen, daß die Barberina ihren Platz als vornehme Dame viel besser ausfüllen würde, als manche andere von vornehmer Geburt. Einem Schwanke machte folgendes Schreiben der Barberina ein Ende:

„Gw. Majestät

haben mir bisher so vielfache Beweise Ihrer Gnade zu theil werden lassen, daß ich es wage, auch jetzt an bietebe zu appelliren, und Verzeihung für einen Schritt zu ersuchen, ohne welchen zwei für einander bestimmte Menschen für immer getrennt und für immer unglücklich geblieben sein würden. Gw. Majestät werden Diejenige, welche Sie bisher Ihrer Achtung, ja Ihres Ungnades gewürdigt haben, nicht für unwürdig halten, die Gattin eines braven Mannes zu sein, nur weil sie bisher so unglücklich — oder so glücklich — gewesen, eine Künstlerin zu sein. Dazu denken Gw. Majestät zu ebel und frei.

Nicht als eine Bettlerin würde ich in die Familie meines Gemahls treten. Wollten Gw. Majestät meinem Gemahl und mir Ihre Verzeihung gewähren, so würde ich mein Vermögen in liegenden Gütern in

Erw. Majestät Staaten anlegen, welche nie verlassen zu dürfen mein Gemahl und ich nur zu glücklich sein würden.

In dieser Hoffnung wage ich zu verharren,

Erw. Majestät
unterthänigste
Ginkletta, Freitrau von Cocceji
geb. Barberini."

Der freimüthige Ton dieses Schreibens, welches nur aus sprach, was der König im Grunde selbst dachte und empfand, stimmte denselben vollständig an. Nicht wenig trug hierzu auch der Nachsatz bezüglich des Vermögens der Barberina bei. Es war Friedrich nichts unangenehmer, als wenn ein Vermögen aus dem Lande gebracht, nichts erwünschter als wenn es daselbst fixirt wurde. Er beschloß daher, dem jungen Paare nicht nur selbst zu versichern, sondern demselben auch die Verzeihung der Eltern des Gatten zu erwirken, was ihm natürlich unschwer gelang. War etwa noch ein Groll gegen die octroierte Schwiegertochter übrig geblieben, so gelang es deren tatvoller Liebeshandlung sehr bald, denselben in die aufrichtige Zuneigung umzuwandeln.

Der König, der eine Krisisveränderung doch für besser hielt, ernannte, um das Maß seiner Gnade voll zu machen, den Kammerat von Cocceji zum Präsidenten der königlichen Kammer in Gr. Vlogau in Schleien, in der Nähe welcher Stadt dessen Gattin einen Gütercomplex erwarb. In dieser Stellung verlebte das Paar, obgleich ihre Ehe kinderlos blieb, fast dreißig Jahre in ungetrübtem Glück, und der allgemeinsten Achtung und Verehrtheit sich erfreuend.

Nach dem Tode ihres Gemahls zog die Frau von Cocceji auf ihre Güter zurück, und meldete von dort aus dem nunmehr hochbetagten König ihre Absicht, ihre vier Mitternachts als Donation für ein Damenstift zu bestimmen, wozu sie die Genehmigung Sr. Majestät erbat. Der König erteilte diese unter den gnädigsten Ausdrücken der Anerkennung des edlen Zwecks, und ernannte zugleich die Stifterin, die er zur Gräfin von Campanini erhob, zur ersten Abtissin des Stiftes Varschau, welches noch heute besteht und zwölf mittellose Damen eine ausübende Erziehung sichert. Die unermüdete Gräfin von Campanini überlebte den großen König noch lange. Erst in dem hohen Alter von fast neunzig Jahren erbigte ein sanfter Tod das Leben der immerhin bewundernswürdigen Frau, deren Lebensbahn — von der Tüchtigkeit zur Abtissin — die größten Kontraste bietet, und von deren Schönheit und Muth nur noch einige verbläute Bilder von Wesen in den Schloßern von Berlin und Potsdam eine schwache Kunde geben.



Wie weiland der Kurfürst von Sachsen seinen Sänger erzog.

Ein Stücklein aus der guten alten Zeit.

Von C. Haack.

Ihren Misanther, vulgo Johann Samuel Wami, hat 1691 in seiner Zeitschrift „Delicias Biblicae oder biblische Geleglichkeiten“, worinnen er alle kuren merkwürdige, zweifelhafte Wörter, Sprüche und Fragen nach der Richtschnur göttlichen Wortes aus bewährten Theologien zu erörtern unternahm — auch den Sängern und Sängern, deren „Engelstimmen mit Bekürzung angehört werden“, seine Aufmerksamkeit zugewandt und dieselben „vernünftige Nachtigallen“ genannt. Inwiefern der Mann Recht hat, kann hier nicht in Betracht kommen, denn es fallen in der Kunst wie im Leben Ausnahmen von allen Regeln vor.

Zu dieser Species Singvögel gehörte dazumal — was die Engelstimme anlangt, die ja bekanntlich die Vernunft salve honore manducal in den Schatten stellen soll — der Primo Uomo der kurfürstlichen Oper, Signor Bartholomäus de Sorlisi.

Er stand hoch in der Gnade des Landesherren und war der erklärte Liebhaber der kunstbegierigsten Dresdener. In gleicher Zeit befand sich noch ein anderer Italiener, Dominico de Melani, an der kurfürstlichen Oper, der in Kunst und Kunst ein wür-

diger Nebenbuhler des großen Sorlisi zu werden versprach. Nichts auf der Welt aber scheint so leicht verkehrbar zu sein, als der Farbenmisch auf Schmetterlingsflügeln und falscher Ehre. — Das hatte Macstro Bontempi, der einflussreiche kurfürstliche Hofkapellmeister nicht bedacht, da er im heiligen Kunst-eifer eines schönen Tages auf den unglückseligen Einfall kam, die unglückseligen Tugenden seiner beiden Sängemeister in Kompanie poetisch zu verherrlichen. Das nach Mitanter, über alle Maßen schön gemachte Ausbunungsionett war hier in den Händen, von dem derzeitigen harten Hofpoeten herrührender Hebersekung ein Plätschen finden unbeschadet des Sprichworts „Ein Schelm gibt's besser als er's hat.“

Wenn ich Sorlisi hör' und auch Melani singen, Bild' ich mir ein, es sei ein Engländer Gesang. Wie Aeolus die Wind', Orpheus die Hölle zwingt: Also kann ihre Stimm' auch Wind und Hölle zwingen.

Der zwei Ehren den Laut will mir Erkennung bringen: Ich sage dieses nur: Ihr überflüssig Klang Verdient gleich des Lob und unzertheilten Dank, Den Himmel selbst erfreuet hoch ihr wunderbares Singen.

Weil ihre Harmonie demnach so sehr ergetzt, Wird ihnen beyden einst noch werden aufgetzt, Zum Lohn ein schöner Kranz, der ihnen auch dort oben,

Wo aller Säng' Chor sich stets beschäftigt find' In himmlischer Musit, bereits ist aufgehoben: Der Schluß ist: daß wie sie nicht viel zu finden sind.

Das wohlgemeinte Poem war gewiß ehrenvoll genug für beide Säng' Melani, der sich plötzlich auf ein und dieselbe Anglistie mit dem bisher unahbaren, hochoffiziellen Primo Uomo gestellt sah, hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden. Sorlisi aber aus demselben Grunde desto mehr. Er sagte von Stund' an einen unüberwindlichen Groll gegen den nivellierungssüchtigen Dichter, der ohnehin als spezieller Freund und Förderer Melanis galt. So tüchtig und brav Sorlisi als Künstler und Mensch sein mochte, so schrankenlos waren seine Annahmen und sein Eigenbist, da wo er sich in seinem Rechte verlor, so schrankenlos waren seine Annahmen und sein Wunder, daß der Hofkapellmeister und sein Primo uomo bald auf dem allerbedenklichsten Kriegsfuß standen. Nun wollte es das Glück, daß bald darauf Bontempi's Oper „Il Paride“, zu welcher der hochbegabte Tonbildner das Libretto selbst geschrieben hatte, auf Befehl des kurfürstlichen Hofkapellmeisters aufgeführt werden sollte. Alle Welt war gespannt auf das interessante Werk. Der Dichterkomponist, der wohl wußte, wie das Gelingen des Ganzen nicht wenig vom guten Willen des Primo Uomo abhing, suchte allmählich einzulenken, um im Interesse der Sache Sorlisi so rasch wie möglich zu verjähren. Er wappnete sich zu den Proben mit einer engelwichtigen Sanftmut und der christlichsten Langmut. Sorlisi aber blieb unerschütterlich. Ja, seiner Macht bewußt, trat er um so anmaßender auf. Der Geduldsfaden der sanftmüthigen Hofkapellmeisterei ließ nun schließlich doch kein patentiertes Kabeltau. Die unaussprechliche Katastrophe brach aus und zwar vor Thorichluß, in der Generalprobe.

„It denn die Oper des Sängers wegen oder der Säng' der Oper wegen da?“ fragte Bontempi in heller Verzweiflung.

„Die Antwort werde ich dem Gnaden bei der morgigen Aufführung nicht schuldig bleiben!“ entgegnete hochlachend Sorlisi. Und richtig! er hielt über Erwarten und Befürchten Wort, sang und spielte so auffallend schlecht, daß er die übrigen Mitwirkenden vollständig aus aller Fassung brachte, und der erste Akt mit einem kläglichen Nisio endete. Zitternd vor Empörung stürzte der unglückliche Komponist auf die Bühne, um Sorlisi zur Rede zu stellen. Der Adjutant des kurfürstlichen, der sämtliche Mitwirkende vom allerhöchsten Mißfallen in Kenntnis zu setzen hatte, war ihm bereits zuvorgekommen. Auch eine Deputation aus dem Auditorium erschien, um den übermüthigen Säng' im Namen des Publikums anzufordern, nunmehr seine Schuldigkeit zu thun. Sorlisi erwiderte kaltblütig: „Meine Stimme steht unter seiner Leibesgenossenschaft. Keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, das zu thun, was ich nicht freiwillig, aus eigenem Antrieb zu thun gewillt bin.“ Der zweite Akt ging womöglich noch schlechter wie der erste, denn so tapfer sich auch die übrigen Künstler hielten, Sorlisi's Getöse verdrängte alles. Der Kurfürst verließ

vor dem Schluß der Oper seine Loge. Bontempi war vollständig niedergeschmettert. Der Primo — zu seiner Ehre sei's gesagt — machte sich nicht ohne ein gewisses schuldbeunruhigtes Unbehagen auf den Heimweg; doch die Neue kam zu spät. — Kaum hatte er das Theaterportal verlassen, da überschien ihn der Vermummte, schleppte ihn im Umschlen in eine bereitstehende Kutsche, und fort ging's in lausendem Galopp. Ehe er recht zur Bestimmung kommen konnte, befand er sich hinter Schloß und Riegel mitternachts allein in einer weiten entleerten fahlen Gasse. Durch die hoch oben angebrachten stark vergitterten Fenster blühte der Sternenhimmel der Mitternacht umhüllt in den ideo finstern Raum herein. Der Mondschein glitt an den nackten Wänden hernieder und huschte über die Steinfliesen des Bodens fort, gespenstische Schatten hier und dort aus den dunkeln Mauernischen hervorleuchtend.

Es war bitterkalt. Sorlisi schüttelte sich wie im Fieber. Den Mantel fester um die Schultern schlagend, ließ er sich auf einer der plumpen Steinbänke nieder, die längs der Mauer herliefen. Grabesstille herrschte ringsumher. — Die Zeit schien Meilengewichte an ihren sonst so leicht beschwingten Sohlen zu haben. Jede träge dahinschleichende Stunde beachte dem armen Gesangenen eine trostlose Ewigkeit. Endlich — es mochte gegen Mitternacht sein — regte sich's dranhin. Stimmengewirr und Schritte näherten sich der Pforte. Jetzt drehte sich der Schlüssel in dem rothigen Schloß, die schwere, innen mit Eisenblech beschlagene Thür wurde aufgeschoben, und herein strömte eine Schaar Vermummter mit mächtigen Holzschreien beladen, die sie in unheimlicher Geduldigkeit in dem riesigen Stamine aufstellten.

„Per daccio!“ murmelte Sorlisi, der mindestens an Holzer- und Scheiterhaufen-Vorbereitungen denken mochte, und umfachte mit energischem Griff seinen Damascener Dolch, fest entschlossen sein Leben so teuer als möglich in die Schanze zu schlagen. — Jedoch die räthelhafte Gesellschaft wirkte Alles nicht in Schilde führen. Ja, sie stimmte sich aneinander gar nicht an den gesungenen Singvogel. — Jetzt prallte und knackte lustig der brennende Holzstoß im Kamine; hoch auf flogen die Flammengungen, allmählich Licht und belebende Wärme in dem unwirklichen Räume verbreitend. Stühle wurden herbeigekleppt, verdeckte Schiffseln und mächtige Weinrüge herangezogen. Inletz schob man eine mit folkbarem Gerät gedeckte Tafel durch die breite Pforte, und lautlos wie Schenen festen sich die Vermummten zu Tische. Der Hunger und Durst, den sie jedoch entwickelt, hatte durchaus nichts Gespensterhaftes an sich. Ein kräftiger, nicht weniger als überirdischer Duft von Wein und Braten flog verlockend in Sorlisi's Nase, der das Adamserbe seiner irdischen Hülle in gewaltige Anregung brachte. Inletz konnte er den Anforderungen seines leeren Magens nicht länger widerstehen; er stand auf und näherte sich dem Tische, an dem ohnehin ein unbelustigter Stuhl und ein nicht benutztes Gedeck auf ihn zu warten schien. Schon wollte er lautlos wie die übrige Lügengesellschaft zulangen, da legte sich eine Hand schwer auf seinen bereits ausgestreckten Arm, und eine der Masken rief ihm zu: „Halt, Macstro! nicht eher einen Bissen, nicht eher einen Schluck, als bis ihr gesungen habt, wie sich's gehört.“ — Sorlisi drehte dem Sprecher und der reichbesteckten Tafel in stiller Verachtung den Rücken und zog sich in seinen Winkel zurück ohne ein Wort der Erwiderung. — Die Tafel wurde aufgehoben; Licht und Stühle, Schiffseln und Kamine saub, wie sie gekommen waren. Der störrische Singvogel, der nicht singen wollte, sah da mit leerem Magen an dem allmählich verödenen Kaminfeuer und mußte fasten. — Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Scene. Sorlisi beharrte — wenn auch nicht ohne geheimen Kampf — bei seiner Weigerung zu singen und fastete weiter. Am dritten Abend aber machte der quälende Hunger, der ihn angesichts der ausgedehnten besteckten Tafel um so mehr peinigte, seiner Standhaftigkeit und dem grausamen Spiel ein Ende. — Er sang und agierte so wunderbar wie noch nie in seinem Leben. Unbändig, atemlos lauteten rings im Kreise die Vermummten. Als er geendet hatte, wies ihm eine Maske von imponierender Gestalt, die von den andern abgeordnet sah und bisher das Wort geführt hatte, einen Platz am Tische an und wünschte ihm eine geeignete Mahlzeit.

Nach aufgehobener Tafel begann der Wortführer: „Mein lieber, unfreiwilliger Gastfreund, gestatten Sie mir, daß ich in schuldigem Respekt Ihrem ehrenwerten — Wagen meine tiefste Reverenz mache. Er allein hat Sie zu dem gezwungen, was Ihrer Musit nach

* Von Matthieson in seiner Crit. musicae I. S. 20 eingehend besprochen.

seiner Macht auf Erden möglich war: zum Singen gegen Ihren Willen. — Doch es ist nun auch an der Zeit, daß Sie erfahren, vor wem Sie die Ehre hatten Ihre schone Kunst zu produzieren. — Erstlich erhob sich in ehrsüchtvollster Haltung, „Vielleicht gar vor seiner Hoheit, meinem gnädigsten Herrn, dem Kürfürsten?“ fragte er bekommen. „Gehorsamer Diener!“ tachte der andere und nahm die Mäxte ab, „vor niemand weniger und mehr als dem — Scharfrichter und seinen Heutenknechten!“ Die ganze Gesellschaft demaskierte sich; Erstlich änderte die Kosthaut bis unter die Haarwurzeln im unheimlichen Kreise dieser Dienerschaft der heiligen Justitia. Der Scharfrichter fuhr fort: „Genugthuung war der Landesheer sich und der beleidigten Gesellschaft schuldig. Möge Ihnen diese gelinde Nacht in alle Zukunft Lehre und Warnung sein; Mißfälle könnten Ihren Hochmutsstempel teurer zu stehen kommen.“

Erstlich suchte die Demütigung zu verschmerzen, und als bald darauf Montempris Wert wiederholt wurde, setzte er seine ganze Kraft ein, der Welt zu zeigen, daß seine Kunst es reichlich vermöge, die schändlich gefallene Oper in der glänzendsten Weise wieder anzuführen. — Er sang und spielte mit einer solchen Hingabe und Jungheit, daß er sich selbst übertraf und im Fluge die Gnade des Kürfürsten und die Gunst des Publikums zurück eroberte. Montempris war so gerührt und erregt über die Meisterleistung, daß er nach dem Schluß des letzten Aktes auf die Bühne eilte, um den Primo Uomo förmlich zu umarmen. Sie blieben von der Zeit an gute Freunde, denn der Dichterkomponist hütete sich wohlweislich fernherin „zwischenwände“ Singsangsonette zu verfassen, wagen er zur Einsicht und Erkenntnis gelangt war, daß die „vernünftigen Nachsichtigen“ wie die vernünftigen — ich meine die gelehrten — am liebsten alleine gehört und gelobt sein wollen



Ein Jahr des Glückes.

(Aus der Mappe eines alten Musikers.)
Von Franz Heitschel.

Es war eine wunderschöne Mondnacht, als ich mit einem der größten Organisten unserer Zeit aus einem Verein kommend, „Unter den Linden“ in Berlin entlang ging.

Wir sprachen über Kirchenmusik und den betreffenden Komponisten derselben. Wiber Erwartenehrte mein Begleiter um und schlug vor, noch eine Promenade durch den Tiergarten zu machen. Das war mir erwünscht, um so mehr, da wir über Mendelssohn sprachen, mit dem der Organist befreundet gewesen.

„Schade“, sagte ich, „daß dieser so begabte Mann, den das Schicksal zugleich mit großem Reichtum gesegnet, dennoch so früh sterben mußte.“

„Ihm bleibt doch der Ruhm“, entgegnete mein Begleiter. Er und seine Werke werden nicht vergessen werden. Zu bedauern sind andere, die trotz ihrer großen Bedeutung sehr bald vergessen worden sind, zum Beispiel Bernhard Klein.“

„Auch er starb im besten Mannesalter und reich an Glücksgütern wie Mendelssohn“, sagte ich hinzu. „Klein ist noch mehr zu bedauern“, fuhr der Organist fort, „denn sein verhängnisvolles Schicksal gab ihm den frühen Tod.“

Da alle mir bekannten Biographien über Klein seinen Tod nur kurz erwähnen, drückte ich meine Verwunderung über diesen Ausbruch aus und hörte zu meinem Erstaunen das Folgende.

Bernhard Klein war 1819 von Köln nach Berlin gekommen, um hier die Musikverhältnisse kennen zu lernen und dann wieder nach Köln zurückzukehren, um die Musikdirektorstelle am Dom anzunehmen.

Der junge strebsame Künstler zog es jedoch vor, in Berlin zu bleiben, er wollte sich hier seine Heimat gründen. Bald war es ihm gelungen, trotz der damals noch nicht „graffierenden Klavierepidemie“, in den besten Häusern Unterricht zu erteilen. Und ein hübsches Mädchen, die Tochter des sehr reichen Herrn M., zählte zu seinen Schülern.

Bald hatten sich beide Herzen in inniger Zuneigung gefunden und Klein süßte sich unendlich glücklich.

Als Schrenmann hielt er es für seine Pflicht, dem Vater seiner Geliebten ein Geständnis zu machen, und das liebende Mädchen glaubte nicht, daß ihr

Vater dem geachteten Künstler eine abschlägige Antwort geben würde.

Der alte Herr jedoch, ein echter Geldmann, war außer sich vor Entrüstung, daß ein „Musikflehner“ es wagen könne, Ratt zu unterrichten, seiner Tochter Liebesgedanken in den Kopf zu setzen und sogar den Mut habe, nur ihre Hand anzuhängen.

Da Klein sich zu rechtfertigen suchte, wurde Herr M. immer bestiger und wies dem Lehrer die Thür mit dem Bemerkung, sich nicht wieder blicken zu lassen, denn niemals würde er die Hand seiner Tochter erhalten.

Klein raffte alle Kraft zusammen, um seine Liebe zu vergessen. Er arbeitete fleißig, und in nicht langer Zeit erhielt er die Stelle als Musikdirektor in dem neu errichteten „Institut für Orgelpiet und Kirchenmusik“. Seine Rant jedoch fand keinen Trost. Sie wurde mit jedem Tage stiller und bleicher, trotz der vielen Meditaumente, die ihr von ihrem Hausarzt gereicht wurden. „Unser Doktor hat Ihnen Lust und Zerstreuung anempfohlen, liebes Fräulein!“ sagte Friedrich, der treue Diener des Hauses zu seiner jungen Herrin, „Sie sollten eine Promenade durch den Tiergarten machen. Das Wetter ist sehr schön und die Bäume sind alle herrlich grün, da bekommt der frante Kopf bessere Gedanken.“

Das Fräulein besorgte den Rat, nahm Hut und Mantille und ging nach dem Tiergarten.

Nicht lange war sie hier umhergewandelt, als sie sich ermattet auf eine Bank setzte, um zu ruhen. Der Spazierweg schien sie wenig erquickt zu haben, tiefe Seufzer entströmten ihrer Brust.

„Sie sind wohl krank, Fräulein?“ fragte eine Stimme.

„Nein!“ erwiderte kurz das junge Mädchen und wandte sich zur Seite, woher die Stimme kam.

Eine alte, dürftig gekleidete Frau, die neben ihr saß, hatte gefragt und zugleich ihren eleganten Anzug anmerkensam betrachtet.

„So schön und so jung und auch nicht krank“, verlegte ihre Nachbarin, „wie kann man da solch schwere Seufzer ausstoßen?“

Da keine Antwort erfolgte, fuhr die Frau fort: „Sie müssen mir nicht böse sein, liebes Fräulein! Aber es ist eine große Sünde, wenn reiche Leute, bloß aus Langeweile unnützerweise faulen. Die Seufzer sind nur für uns Arme.“

„Ich verstehe!“ sagte die junge Dame, zog ihre Borse und reichte der nistebenen Sprecherin mehrere Geldstücke. Die Alte lächelte, nahm das Geld, hielt aber die Hand des jungen Mädchens fest und die innere Fläche ihrer Hand betrachtend, verlegte sie: „Eine schöne, weiße Hand! — Und Sie verzagen?“

„Ihnen wird ein Jahr des höchsten Glückes erblihen — — doch — —“

„Doch erst müssen die Menschen und ihre Ansichten andere werden“, fügte das Fräulein hinzu und entzog der Alten ihr Hand.

„Das liebste Geld!“ sagte sie dann halbleise und seufzte den Kopf. „Hierdurch wird sogar dem Menschen die Zukunft entzogen. Wie lächerlich!“

Als sie wieder aufstah, war die Alte verschwunden.

Monate vergingen, der Zustand des jungen Mädchens verschlimmerte sich mehr und mehr, und da die Verordnungen des Hausarztes ohne jeden Erfolg blieben, wandte sich Herr M. an den berühmten Heilm.

Die, der wie allgemein bekannt, in kurzen Worten seine Meinung aussprach, erklärte Herrn M. kurzweg: „Ihre Tochter ist krank am Herzen. Da helfen keine Arzneien. Sie wird sterben, wenn sie nicht den Mut und die Kraft hat, vergessen zu lernen.“

Herrn M., dem doch baugte, sein einziges Kind zu verlieren, entschloß sich daher, sein gegebenes Wort zu brechen und sich dem Willen seiner Tochter zu fügen.

Hierzu wurde der Geburtstag derselben erwählt. Reiche Geschenke bedekten an diesem Tage den Tisch. Abgeräumt und schmerzlich lächelnd betrachtete die Tochter alle diese Sachen, ohne ein Wort des Dankes zu sagen.

„Du siehst alles so starr und kalt an, liebes Kind! Machst dir denn nichts mehr Freude?“ fragte der Vater, dem die Thränen in den Augen standen.

„Nein, Vater!“

„Stellst du nicht einen Wunsch haben?“

„Sprich ihn aus und sei überzeugt — wenn möglich — erfülle ich ihn.“

Friedrich, der in der Nähe des Fräuleins stand, zupfte diese am Kleide und flüsterte ihr zu:

„Hassen Sie Mut! Die Gelegenheit ist da.“

„Ich habe nur einen Wunsch“, begann die Tochter mit leiser Stimme zum Vater, „der dir ja bekannt ist. Du wüßtest ihn nicht erfüllen. Weshalb vergeblich bitten!“

„Wer weiß! Sprich doch!“

„Nun denn! — Vereine mich mit dem Manne meiner Liebe.“

„Gut! Du sollst ihn haben, und Friedrich soll dir sogleich den Bräutigam ins Haus bringen.“

Mit einem hellen Anbruch der Freude hing die Tochter am Halse des Vaters; Friedrich mußte anspannen, um den Bräutigam herbeizuholen.

Klein sah in erstem Nachdenken in seinem Zimmer, als Friedrich mit den Worten hereinströmte:

„Geschwind, Herr Klein, sein häußlich geschmückt, heute ist ja der Geburtstag Ihrer Frau, da muß doch der Bräutigam ins Haus kommen!“

„Ich bin sehr totenig zu solchen Späßen geneigt“, verlegte Klein mürrisch. „Was wünschen Sie, lieber Friedrich?“

„Herr Gott, ich sage Ihnen ja“, erklärte der Diener, „daß Sie sich möglichst rasch aufleben sollen. Der Alte hat nachgegeben, und das Fräulein erwartet Sie mit großer Sehnsucht. Unten steht der Wagen.“

Unbeschreiblich war die Freude, als sich die beiden Liebenden nach langer Trennung vereint wieder sahen. Noch an demselben Tage war Verlobung, und bald darauf folgte die Hochzeit.

Ein Jahr des unendlichen Glückes verlebte das junge Paar. Da nahen trübe Wolken, die dieses Glück zu zerstören drohten.

Frau Klein hatte eine schwere unglückliche Entbindung gehabt, und der Tod des Kindes war zu fürchten.

„Was bringen Sie mir für Nachrichten? Was macht mein Kind, Herr Geheimrat?“

So redete in feierhafter Aufregung Klein den aus dem Krankenzimmer kommenden Arzt heim an.

„Seien Sie ein Mann und suchen Sie sich zu fassen!“ erwiderte dieser mit tiefem Ernst. „Sie müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten.“

„Sprechen Sie es aus! Diese Ungewissheit macht mich wahnsinnig. Ich will alles wissen!“

Heim sah in das totenbleiche Gesicht Kleins und antwortete tief aufseufzend: „In einer Stunde ist Ihr Kind tot. Auch der Zustand Ihrer Frau hat sich sehr verschlimmert.“

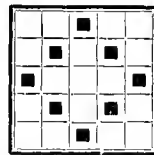
„Nun ich noch mehr hören!“ stöhnte Klein.

„Morgen ist Ihre Frau eine Leiche“, verlegte Heim.

Am nächsten Tage waren zwei Leichen im Hause Kleins.

Diesen jähen Wechsel des Geschicks vermochte Klein nicht zu ertragen. Erst suchte er seine Sinne in Wein zu betäuben, dann trank er — Brantwein. Das Leben war ihm verhasst, er wünschte den Tod, der ihn am 9. September 1832 erteilte.

Quadrat-Aufgabe.



Mit Verwendung der Buchstaben, welche in den Wörtern Dumas, Hauch, Hulm, Lange und Norma enthalten sind, sollen fünf neue, ebenfalls fünf-silbige Wörter gebildet werden. Diese sind:

- 1) ein französischer Opernkomponist,
- 2) ein Kleidungsstück,
- 3) ein giftiger Wind,
- 4) ein Bewohner der österreichischen Monarchie,
- 5) ein europäischer Strom.

Werden diese Wörter in die senkrechten Reihen des obigen Quadrats von oben nach unten eingetragen, so erscheint an den mit Punkten bezeichneten Stellen der Name eines deutschen Komponisten.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

Meisterfinger.



Drei Tage waren verstrichen. Bei verschlossenen Fenstern (natürlich nur leitens der Klavierdynamik) — aber was half der hermetischste Versuch gegen ein Papageienorgel? — tobte der Tonkampf zwischen den beiden „Geistlichen“ in ohrzerreißender Heftigkeit. Toto hatte sich während dieser kurzen Zeit schon so „eingenernt“, daß ein Blick von mir auf die Thür genügte, um ihn zu den außerordentlichsten Schreileistungen zu spornen.

Am vierten Nachmittag — es hatte sich schon Webers „Leise, leise, fromme Weise“ mit einem dem Charakter des Liedes nicht völlig entsprechenden Gewaltthätigkeit „zum Sterbentriebe“ aufgeschwungen — riß es, nach plötzlichen jähem Abbruch des Spiels, an der Klingel meiner Wohnung.

Wenn Oeffnen sah ich den „Vierhänder“ vor mir stehen, der zugleich ein Vierschröter war — lang, breitshoulderig, ein Saiten-Viertel mit doppelstauspannigen Säulen. „Er“ schien seelisch erregt und sein Antlitz durchdrachte eine Art von Kognat oder beides; ich war allein, und in familiärer Beziehung für Thätigkeiten nicht eben veranlagt; „ihn“ hinderte nichts, mein Hausrecht zu üben, mir also blieb nur der Visaboteiler der Höflichkeit.

Ins Zimmer zu nötigen braucht ich ihn nicht — er war, an mir vorüber, schon vorher hereingetreten; doch freut' ich mich, ihm wenigstens noch einen Stuhl bieten zu können, den er auf dankend ablehnen zu wollen schien, da er auf meine Einladung nicht erwachte, sondern nur mit einigen großen Schritten schweigend das Zimmer durchmaß.

„Guten Abend, mein Herr!“ ertönte es plötzlich anwortend, klar und deutlich vom Bauer her; Toto ist eben ein wohlgerathenes Geschöpf und weiß, was sich gegen Fremde ziemt.

Uebrigens bemerkte ich hier nochmals ausdrücklich, daß dieser Papagei keine „Gute“ ist! Ich mache gelegentlich der Wiedergabe seiner Vorträge an meinem Gespräch dem Realismus unmissende Konzeptionen, und kam unter jede der nachfolgenden Aeußerungen wahrheitsgemäß die Marklose gewissenhafter Chronisten setzen: „Des Vogels eigene Worte.“

„Guten Abend!“ entfuhr es mit unwillkürlicher Höflichkeit auch dem musikalischen Pläner; dann aber, sich eines schlechteren besinnend, trat dieser, die Stirn gerunzelt, dicht vor mich hin und sagte im Tone schärfsten Vorwurfs:

„Mein Herr, Sie haben einen Vogel....“

„O, wer hat den heutzutage nicht, mein Herr?“ unterbrach ich mit der ganzen mir angeborenen Fülle der Sanftmut, „..... einen Vogel, der freilich, daß man's bis — bis — bis an den Äquator hören könnte, wenn man — wenn man....“ sprudelte der Groll aus ihm.

„Wenn man verhältnismäßige Ohren besitzt,“ ergänzte ich freundlich; aber die des Künstlers überhöhten es, und er erwiderte weiter:

„Einen Vogel, der brüllt, wie — wie — wie....“

„Ei, der artige Toto!“ äußerte hier, nicht ohne einen gewissen Grad von Selbstbewußtsein, mein Käfigbewohner.

„Artig — ha-ha!“ lacht grünnig der Vierhänder auf, der in der Innruhe des Auf- und Niederhaltens, und durch die sinkende Dämmerung beirrt, die Spendung dieses Kospruches in mir Rechnung brachte; artig? „Eine Bestie ist's, der Sie den Hals umdrehen sollten, je eher, je lieber!“

Ueber diese allerdings etwas radikalen Vorschläge ging der Papagei selber mit dem schärfsten Wink: „Gefegnete Mahizeit!“ zur Tagesordnung über, während ich dem Klavier-Versorger die Versicherung gab, daß in jenen Naturlauten nur die übergewinnliche Begeisterung des Tieres für die Musik zum Ausdruck gelange.

„So —?“ meinte milder der Musiker, und Toto warf ein betrübendes, beides, „Ja“ dazwischen. „Aber diese Begeisterung wirkt störend, sie regt auf.“ fuhr der Vierhänder fort: „Fräulein Nuttig — Ihre Nachbarin — Fräulein Nuttig ist meine Braut....“

„Ach Gott! ach Gott! ach Gott!“ rief der gestillte Sprecher im Tone tiefsten Bedauerns. „Wie sagten Sie?“ wandte der glückliche Bräutigam sich hastig zu mir.

„Es war nur der Vogel,“ bemerkte ich entschuldigend.

„Eine Braut hält das nicht aus — sie ist schon gänzlich nervös davon —“

„Was macht denn das gute, alte Kerlschen?“ erkundigte Toto sich teilnehmend, wenn schon nicht ganz sachgemäß.

„Verboten Sie doch dem Vieh den Schnabel!“ eiferte, unangenehm berührt, der Musiker. „Man versteht ja sein eigenes Wort kaum, wenn das immer dazwischen schwatzt! Im übrigen will ich Ihnen nur eins sagen....“

„Na, was ist denn los?“ fragte in der lässigen Sprechweise meiner berlinischen Dienstdiener der im Bauer.

„Was los ist?“ wiederholte der Vierhänder hitzig; „daß es mit diesem Geschrei hier nicht länger so weitergeht, — daß ist los!“

„So leben wir, so leben wir, — das ist los!“

„So leben wir alle Tage!“

„Das ist nicht der Wirt werden —“

„August, sollst mal runterkommen!“

„Nicht, ich bin mit einer beliebigen vollständigen Redensart ein, die er wohl ebenfalls von „dienstlicher“ Seite erfahren hatte.

„— an die Polizei!“ schrie der Künstler.

„Nanon, zu dir ist mein liebster Gang!“

„Schaltete Granatendring singend dazwischen.

„Sie sollen von mir hören, mein Herr!“

„Ich bin der Herr von Toto!“ rief er dann gegen der Papagei, dessen Abel — noch etwas grünem Stammhans — ihm erst kürzlich von meinem Barbier verliehen worden war.

Zum Zimmer hinaus stürmt der Pianist; ich schickte mich an, dem lieben Versuch das Geleite zu geben, wobei natürlich sofort und im höchsten Distanz des Vogels nervöses Abfischgegetreusch mir nachschallte.

„Das ist ja rein um verrückt zu werden!“ tobte auf dem Flur noch der wütende Künstler; doch Toto behält des Zwiesgesprächs letztes Wort mit einem kraftvollen „Nun aber raus!“

Im Gefühl der Befriedigung, ob meinem redewandten Freund die Erregungen dieser Stunde nicht etwa geschadet, kehrte ich, ba die Eingangstür tragend ins Schloß gefahren, zum Käfig Totos zurück. Er saß erst auf der Stange — eine gefiederte Ephyng, nicht ein paar mal stumm mit dem würdigen Ganpfe, und starrte dann halbblau vor sich hin: „Quatschtopf!“

Die Klavierorgane hat, wie ich schon erfahren, zum nächsten Quartal ihre Wohnung gekündigt.

Der Himmel erhalte mir meinen Papagei, und ihm — seine Nerven!



Die großen Töten in Bayreuth.

Zu unserem Bilde.

In der Schwelle einer neuen Wahrentheer That ist das schöne Bild des Berliner Künstlers Melchior Lechters entstanden. Zu Lebzeiten Meister Wagners waren die durch Unkenntnis, wie durch bösen Willen genährten und unterhaltenen Vorurteile, die dem Wesen und Wollen des großen dramatischen Schöpfers sich entgegen stellten, an Zahl und Einfluß bekanntlich nicht gering. Der tiefbetruernte, die ganze Kunstwelt erschütternde Meinungsstreit geschlichtet — der Tod gleicht ja alles aus, und zudem trägt ja, des ist jeder bewußt geworden, jede Genialität ihre Freisprechung in sich. An derselben Stätte, an der uns aus den gewaltigen Klängen des Nibelungen-Ringes das verführte Bild germanischen Heldentums entgegen getreten, wo die prauende Götterburg, das Symbol der weltbeherrschenden Macht sich in die geweihte Gralsbasilika des deutschen Idealismus gewandelt, ist das, was an dem Meister sterblich war, unter den feierlichen Friedensklängen der Gralsklänge in tiefe Erde versenkt worden; das gleiche Schicksal hat mir nun wenige später sein väterlicher Freund Franz Liszt geteilt. Trauer ist damals durch die Welt gezogen und erschütternd standen wir diesen Ereignissen gegenüber. Eine Welt voll Schmerz liegt ja in dem kleinen Worte „Tod“ — es verbirgt alles um uns her — wenn auch die Sonne auf Millionen Glücklich scheint. Unter solchen Gefühlen hat der Künstler sichtlich das, den beiden Heroen gewidmete Bild gemalt; düstere Todes- trauigkeit spricht aus demselben, es überkommt und ergreift uns so recht das Gefühl der Verlassenheit,

der Vergänglichkeit. Doch ist es uns auch zugleich ein Bild der Erinnerung an die großen Töten; sind ja doch — wie Feuchterleben sagt — Erinnerungen der Stoff, woraus unser Gemüt die Bestie unseres Lebens gestaltet. Gatten wir diese fest!

Kunst und Künstler.

— Anlässlich des Geburtsfestes J. M. der Königin von Württemberg haben Mitglieder des k. Hoftheaters in Stuttgart nachstehende Aufzeichnungen erhalten: Dem Musikdirektor Steinhart wurde das Ritterkreuz I. Klasse des Friedrichsordens verliehen, Kammermusikdirektor Wehrle wurde zum Musikdirektor ernannt, Maschinenmeister Georges erhielt den Titel eines Obermaschinenmeisters, Kammermusikdirektor Wien den Titel eines Kammermusikdirektors, Hofmusikdirektor Schoch den Titel eines Kammermusikdirektors, Chorführer Müller wurde zum Inspektoren des k. Hoftheaters ernannt.

— Aus Weimar wird uns geschrieben, daß Fräulein Irma Sentrah nunmehr für immer dem öffentlichen Künstlerleben entzogen habe. Die treffliche Geigerin vermählte sich mit dem Rechtsanwalt Hoffmann vor dem hiesigen Standesamt.

— Der frühere Opernfänger Gerhard Brassin, Vater des bekannten, ebenfalls verstorbenen Brüsseler Pianisten, ist kürzlich in Brühl gestorben.

— Lieberfüllung in allen Branchen. Der königliche Musikdirektor Carl aus Stuttgart ist unter 81 Bewerbern an Stelle des verstorbenen Barlow zum Leiter der im Hofsaale zu Hamburg stattfindenden Konzerte gewählt worden.

— Richard Seuff, der Dirigent des Seuffschen Gesangvereins, hat einem Rufe nach Darmstadt als Dirigent des dortigen Mozartvereins Folge geleistet. An seiner Stelle wurde zum Dirigenten des Seuffschen gemischten Chores Fr. Goldach, Lehrer am kgl. akademischen Institut für Kirchenmusik und Dirigent der akademischen Liedertafel, gewählt.

— Der Musikschaffsteller Dr. Max Schütz, Musikreferent des „Bayerischen“, ist in Graz an einem Gehirnschlag gestorben.

— Im Monnaie-Theater zu Brüssel soll in dieser Spielzeit „Fidelio“ in französischer Sprache zur Aufführung gelangen. Dieses künstlerische Ereignis verdient ein allgemeineres Interesse, da der belgische Komponist Gaevert, der Leiter des Brüsseler Konservatoriums, zu der Beethovenischen Oper neue Negatividee geschrieben hat, welche zum erstenmale bei diesem Anlaß zu Gehör gebracht werden sollen.

— Der Generalintendant Baron zu Puttk in Karlsruhe hat auf den Wunsch des Großherzogs seine Verehrwürdigkeit erklärt, die Leitung des Hoftheaters bis zum Beginn der nächsten Sommerferien weiterzuführen.

— In Mailand ist Tito Ricordi, einer der größten Musikverleger Europas, gestorben. Er war Verleger und intimer Freund Verdis und hat es verdankt, durch Verdi sich und den Maestro zu bereichern. Aber Ricordi war nicht nur Musikverleger, sondern auch Musikkenner und Virtuose. Der ihm ebenfalls befreundete Thalberg pflegte ihn, den „König der Violanten“ zu nennen und in manchem Hauskonzert sah man Ricordi und Liszt zusammen vierhändig spielen. Die Stadt Mailand beklagt in dem Verstorbenen einen ihrer populärsten Bürger.

— Die Mäzger Liedertafel beschäftigt im Sommer des nächsten Jahres ein mitteltechnisches Musikfest zu veranstalten und damit zugleich das Jubiläum ihres Dirigenten, des Musikdirektors F. Luz, zu verbinden, der bis dahin 25 Jahre der musikalische Leiter des Vereins ist.

— Musikdirektor Herm. Mohr in Berlin hat eine Professur am Konservatorium zu Philadelphien angenommen.

— Auch in Prag hat H. Böllner „Faust“ überaus gefallen.

— Die Berliner Generalintendant plant für den Monat Dezember die erste cyklische Wiedergabe von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen“ im künftigen Opernhaus.

— Die von der Berliner Hofoper zur Aufführung angenommene Oper „Lorelei“ des unterdessen verstorbenen Dresdener Prof. Emil Naumann ist in ihrem letzten Akte noch nicht instrumentiert. Der Fertigstellung dieses Teils wird sich nun Herr Hofkapellmeister Albert Dietrich in Oldenburg unterziehen.



Jeremisches.

Das neue, sehr schöne Stadttheater in Elberfeld wurde jüngst mit Köhlers glänzendem aufzunehmendem Festspiel eröffnet, welches den vollen Beifall des Publikums fand. Für den hervorragenden Dichter und Komponisten, Herrn Butts, dankte Direktor Gellie. Dann folgte in abgerundeter und guter Darstellung die „Iphigene“.

Die Normalstimmung im Heere. Nachdem die Pariser Stimmung bei den Musikinstrumenten der Militärkapellen eingeführt worden, sollen nun, nach einem neuerlichen Erlass des Kriegsministers, auch die Signaltrompeten der Kavallerie, Feldartillerie und des Trains auf den neuen Normalton umgestimmt werden.

In der Hinterlassenschaft Biszitz wurde ein Oratorium gefunden mit der Aufschrift „Via crucis“, welches angeblich bald veröffentlicht werden soll.

Die treffliche, seit 1885 in Paris erscheinende „Revue Wagnerienne“ stellt ihr Erscheinen ein.

Das Lessing-Theater in Berlin wurde am 11. September unter dem Zeichen seines Schutzpatrons mit „Nathan der Weise“ eröffnet. Das neue Schauspielhaus befindet sich im Herzen von Neu-Berlin und scheint sich auch schon räumlich mit Glück und Zufunft der Hauptstadt vernünftig zu wollen. Es ist nicht zu groß, hat nur zwei Galerien und etwa 1200 Sitze, läßt aber mit seinem heiteren Barockschmuck im Innern des Hauses an und für sich schon eine wohlthuende Anziehungskraft aus. Eingeleitet wurde der Abend durch einen frischen und schwingvollen Prolog, gedichtet von dem Begründer und Direktor des Theaters, Oskar Blumenthal, meisterlich gesprochen von Frau Clara-Delia. Die Vorstellung selbst war eine trefflich abgerundete. Vossart als Nathan und Klein als Derwisch fanden den meisten Beifall. Auch die herrlichen Dekorationen wurden nicht übersehen. Der Abend war ein Fest für Berlin, und der vollkommene Applaus, der fast nie aussetzte, bewies nicht allein die kräftige Musik des neuen Hauses, sondern ist auch eine unabweisbar gute Vorbedeutung für ein Unternehmen, welches, vor Jahresfrist begonnen, heute schon einen großen Erfolg zu verzeichnen hat.

Aus Wiesbaden wird uns geschrieben: Angehts der bevorstehenden Umwandlung der hiesigen Hofbühne in ein unter städtischer Verwaltung stehendes Theater ist von der Wiederbegehung der durch den Miktitt von Karl Schultes freigeordneten Stelle eines artistischen Leiters Abstand genommen worden. Die Funktionen eines Regisseurs für das Schauspiel werden Max Köchy, jene eines Opernregisseurs Otto Dornowald übertragen.

Ein Desamone des Wiener Burgtheaters findet sich a dem Leben des jüngst verstorbenen Karl Meiner neben anderen folgenden Geschichte, die in das Gewand des Humors eine bittere Wahrheit kleidet. „Im Jahre 1848 — so erzählt der Künstler — war ich als Igl. württembergischer Hofschauspieler von Leipzig aus durch das große Bankierhaus Frege an den damals in Stuttgart hochmächigen Hofrat Hackländer, welcher als Privatsekretär des Kronprinzen tätig war, empfohlen. Er nahm mich unbeschreiblich liebenswürdig auf — und wir sind herzliche Freunde geblieben. Er bewohnte das zweite Stockwerk eines Flügels im Igl. Schloß und versammelte allmählich an einem Abend Freunde zu einer Whistpartie. Seine Stellung war eine höchst angenehme — darum traf uns die Kunde von seiner plötzlichen Pensionierung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich saß im Café Marquardt beim Whist, als Bichel mit der Nachricht hereinströmte. Anderen Morgens früh 10 Uhr eile ich zu Hackländer. Ich war gewohnt, in einem seiner Vorzimmer ein oder zwei königliche Kavalieren in ihrer roten Uniform zu finden, welche auf seine Befehle warteten. Ich finde nirgends einen — alles still und leer — endlich treffe ich seinen Kammerdiener, der mich lächelnd anblickt und mich auffordert, nur unangemeldet hineingehen zum Herrn Hofrat. Letzterer habe das für seine Freunde so angeordnet — es sei aber noch niemand dazugekommen. Ich trete ein. Hackländer's Arbeitszimmer war reizend eingerichtet und mit Andenken an seine Orientreise sehr geschmackvoll ausgestattet. Es war ein kleiner Tisch — Hackländer lag auf einer türkischen Ottomane — eingehüllt in einen

Bärenpelz. „Bravo, Meiner, daß Sie kommen,“ ruft er mir entgegen, „nehmen Sie sich nur geschwind einen Pelz, da hängt einer!“ Ich schaue ihn über diese verwunderliche Einladung fragend an. Er versteht die stumme Frage und gibt mir die Erklärung: „Spüren Sie denn nicht, daß es hier eifig kalt ist? Gestern bin ich pensioniert worden, heute haben die Kerle nicht mehr eingehängt!“

In Chicago soll ein Opernhaus gebaut werden, welches alle übrigen an Größe übertrifft. Dasselbe soll den Namen „Chicago-Auditorium“ führen und 8000 Sitzplätze enthalten. Zum Direktor des neuen Theaters ist der Impresario Oberst J. S. Macielson ausgerufen.



Nur und Noll.

Glück als Dirigent. Ueber Glück's außerordentliches Direktions-talent und die Art seines Dirigierens, auch darüber wie es bei den Proben zugeht, haben uns namentlich die Memoiren der Gräfin Genlis, der Freundin des Meisters, aus der Zeit seines Aufenthaltes in Paris, anziehende Schilderungen hinterlassen, von denen hier einiges mitgeteilt sei.

Die von Glück geleiteten Proben, in denen man sah und hörte, wie der Meister, zugleich geduldig und eifrig, rang, seine Werke in die Erscheinung treten zu lassen, wie er aus mechanisch abgerichteten Künstlern, solche von Gefühl und Verständnis machte, die fähig waren seine erhabenen Gestalten darzustellen, hatten einen hohen Preis für die Franzosen und der Andrang dazu war so groß, daß sie fast öffentlichen Vorstellungen glichen.

Trat der berühmte Meister in das Orchester auf den Dirigentenplatz, so legte er, der sonst viel auf Formen hielt, jeden einengen und überden Zwang ab, denn er fügte sich hier gewissermaßen im Schicksal seiner Familie, deren Mitglieder alle eines Winkes gewärtig waren. Nicht nur Hut und Stock legte er ab, sondern auch, um sich frei bewegen zu können, den Ueberrock, ja er nahm auch die schwere, heiße Mantelette ab und ersetzte sie durch ein schwarzes Leinwandhemd.

Nun war er gerüstet zum Werke und machte sich an daselbe mit voller Hingabe und unermüdlicher Ausdauer, die den Mitwirkenden oft harte Proben auferlegte. Seinen Augen entging nichts, er beobachtete den letzten Choristen so gut wie den ersten Solisten, nicht weniger jede Gebärde und Miene der Sängerin, die genau mit dem Tonfall des Recitativs stimmen mußte, wie das Zusammenstoßen des Orchesters. Ueberall hin leuchteten Blinde, flogen Winke, ertönten Befehle, erlangen lautmächtige Worte oder auch heftiges Schelten.

Anfänglich freilich wollten sich die verwöhnten Pariser Sänger und Sängerinnen dem Nachtgebot des deutschen Meisters nicht fügen, und es ging dabei nicht ohne Kämpfe ab. Hatte so eine stolze, an Weirauch gewöhnte Primadonna ihre Art gesungen und Glück sagte anstatt der erwarteten Worte des Beifalls: „Mademoiselle, il faut bien recommencer,“ so gab es entrüstete Mienen und Blide, Sträuben und Drohen. Dann erklärte der Meister ganz kalt: „Gut, Mademoiselle, wenn Sie nicht singen wollen, so kann die Zuhigene nicht aufgeführt werden, und ich werde es Ihrer Majestät der Königin, welche die Gnade hat, sich sehr dafür zu interessieren, sagen. Das wirkte denn sogleich und machte die Spröde geschmeidig, wie denn überhaupt die Königin Maria Antoinette sich als wahrer Schutzherrin für ihren Laubmann und alten Lehrer erwies. Ohne ihren mächtigen Beistand wären wahrscheinlich die gegen Glück angezeigten Kavalieren sogleich gelassen und seine Werke in Paris gar nicht zur Aufführung gekommen.

So waren diese Proben ein merkwürdiges Schauspiel, fast noch anziehender wie die Vorstellung selbst. Man sah Geist und Intelligenz im Kampfe mit Trägheit und gewohnheitsmäßigem Schlenker, das Kunstwerk zum Leben erwecken und die Bewunderung der Zuschauer und Zuhörer teile sich schließlich auch den Mitwirkenden mit, weil sie sich der Einsicht nicht verschließen konnten, daß sie außerordentlich viel bei dem deutschen Meister lernten.

Auch der bekannte Kapellmeister Reichardt, der Glück 1783 in Wien besuchte, erzählt einige ergötzliche Beispiele von Glück's Art sein Orchester zu regeln. Der selbe einst, als die Trompeten nicht stark genug

bliesen, mit Dounerstimme: „Mehr Blech, mehr Blech!“ Ein andermal, da der Kontrabaßist durchsah nicht auf seinen Wind achten wollte, taugte Glück an seinem Hint unter, troß bis zu dem Schinder und kniff ihn so heftig ins Bein, daß er laut aufschrie und vor Schreck sein Instrument fallen ließ. Von nun an packte er besser auf.

Eines Tages kam Glück dazu, wie der Kaiser Joseph, sein großer Gönner, mit seinem Bruder, dem Erzherzog Maximilian Franz, einzelne Kriegen in Iphigene in Tauris am Klavier sang. Glück schaltete mit dem Kopf, räusperte sich wiederholt und gab allerlei Zeichen von Ungebulb und Mißvergnügen. Endlich bemerkte es der Kaiser und fragte: „Sie sind wohl nicht mit uns zufrieden?“ — „Ei, da wollt' ich doch lieber drei Meilen Post laufen, als meine Musik so aufführen hören!“ rief der Meister, welcher kein guter Fußgänger war, mehr aufrichtig als höflich. Der Kaiser aber nahm es nicht übel, sagte vielmehr lächelnd: „Sein's ruhig, Sie sollen Ihre Musik nicht länger vernutzen hören. Da, sehen's sich selbst aus Klavier und geben Sie uns Besseres, als wir Ihnen bieten können.“

F. R. Salieri und Mozart. Man weiß, wie sehr Mozart in Wien durch die Kadetten der Italiener zu leiden hatte, an deren Spitze der einflußreiche Hofkapellmeister Antonio Salieri stand. Dieser konnte es nicht erwinden, daß die Opern des genialen Salzburger Meisters seine eigenen Werke so ganz in den Schatten stellten, und spann daher gegen diesen unwillkürliche Ränke, leider nicht ohne Erfolg. Daraus entstand nach Mozarts Tode das Gerede, Salieri habe ihn vergiftet, und es heißt, daß der Komponist der „Zauberflöte“ selbst seinen bitteren Argwohn gehegt und gegen vertraute Freunde geäußert habe. Es kam dies später auch zu Salieri's Ohren, und der sonst liebenswürdige, wohlwollende und ehrenhafte Mann fühlte sich sehr schmerzlich davon betroffen, vielleicht um so mehr, weil sein Gewissen ihm vorwarf, daß er gegen den so jung der Kunst entziffenen Mozart in bildlichem Sinn allerdings Gift gespritzt hatte. Daß er ihn aber wirklich vergiftet haben sollte, das erregte ihn über die Mahnen, und noch auf seinem Totenbette vernahm er sich feierlich gegen jene Vorlage. Als Mozarts, sein Schüler, anfangs 1825 nach längerer Abwesenheit nach Wien zurückkehrte, vernahm er, daß der Komponist des „Zarars“ schwer krank im Hospital liege, und besuchte sich, ihn aufzusuchen. Das Wibersehen war, wie Mozales später erzählte, höchst ergreifend. Salieri sprach zuerst in abgerissenen Worten von seinem nahen Ende, plötzlich richtete er sich auf und rief: „Es ist nicht das Geringste an jenem unsamen Gerüchte wahr! Sie wissen, man erzählt sich, daß ich Mozart vergiftet hätte. Verleumdung, nichts als schändliche Verleumdung! Gehen Sie hin, mein teurer Mozales, und sagen Sie es der ganzen Welt, daß der alte Salieri es Ihnen versichert, daß er es Ihnen auf seinem Totenbette zugeschworen hat!“ — Mozales hatte Mitleid, seine Thränen zu verbergen. Am 7. Mai starb Salieri, dessen Angeben heute längst von jenem Flecken gereinigt ist, da über Mozarts wirkliche Krankheit und Todesursache keinerlei Zweifel bestehen kann.

M. H. Richard Wagners erste Liebe. Die Mutter der berühmten Sängerin Billi Lehmann, die Harfenpielerin Marie Lehmann, war es, welche zu Wagners den an dortigen Theater angestellten jugendlichen Kapellmeister R. Wagner mächtig fesselte. Der Meister war damals noch „Gefelle“, und die Leidenschaft für die in seinem Orchester wirkende Künstlerin schlug eines Abends bei Aufführung des „Hoffmann'schen Othello“ so mächtig über ihn zusammen, daß er einen „Sprung“ in seiner Partitur überließ und Soli, Chor und Musiker darüber in die Brüche zu gehen drohten. Da rief die gefällige Harfenpielerin dem „Kopfloser“ Oberhaupt ein energisches „Weiter!“ zu; das Publikum aber verstand „Feuer!“ und drängte in wilder Eile nach den Ausgängen. Erst ein kräftiger Zuruf von der Bühne vermochte Ordnung in das Chaos zu bringen. — Marie Lehmann war es auch, die später dem zu Tücht in großer Geldnot lebenden Freunde einen merkwürdigen „Zufuß“ verschaffte. Am Prager Landesesthete engagiert, überredete sie den Direktor Stöger, sich beifalls Ankaufs Wagnerscher Opern an den Komponisten selbst zu wenden. Nach längerem Schwanken geschah dies; der Direktor griff mit tiefem Seufzer in die Tasche und erstand den „Tanzmäuser“ und „Lohengrin“ für die herrliche Summe von — — fünfzig Gulden!

P. Pabsts

Musikalien-Handlung in Leipzig
versendet ihre Kataloge gratis u. frko.
Bei Musikalien-Ankauf coulanteste
Bedingungen. — Nicht Konvenien-
tendes wird bereitwilligst gegen
tauscht. — Metronome (nach Maß) zu
billigst.

Ein neues Chorwerk mit Deklamation.
In meinem Verlage erschien soeben
mit Eigentumsrecht für alle Länder
und ist durch die Musikalien- und
Buchhandlung, sowie durch mich
direkt zu beziehen.

Grossmütterchens Traum.
Melodramatische Dichtung mit Chören
und Pianofortebegleitung.
Text von Dr. Hermann Unscheld.

Musik von Otto Müller.
Klavier-Auszug 4 Mk. netto. Einzelne
Stimmen in beliebiger Anzahl 1 Mk.
Deklamation und Text 50 Pf. netto.
Text der Gesänge apart 10 Pf. netto.

Das Werk ist in ästhetischer
herausragender Weise komponiert,
wie z. B. Herrings Weihnachtslied.
Anekdoten Bergmannsgruss, Beckers
Columbus etc. und dürfte, die ein-
stimmigen Mangel an gefälligen,
leicht durchführbaren Gesangswerken
mit Deklamation vorhanden ist, wegen
dieser Vorzüge allen grossen und
kleinen Gesangsvereinen (gemischten
Chören), insbesondere aber seiner
leichten Ausführbarkeit wegen höherer
Schulen zu Gesangsführungen eine
eher willkommene Gabe sein. —
Verlag von Adolph Brauer, Dresden.

Musik-Instrumenten-Fabrik
und Saitenspinnerei

Robert Barth
in Stuttgart

empfiehlt in anerkannt
Vorzüglichster Qual, alle
Gitarren, Mandolinen, Instr. nach eig.
verhess. Konstr. unter Garantie. Grosse
Auswahl in Violinen, Zithern, Flöten,
Mees. Spielwerke, Harpachen, Symphonien etc.
etc. Zeichn. u. Preiskurant gratis.

Das beste u. billigste
Harmonium der Welt.

Ein Schnuck für
jedes Zimmer.

Solidität, Schönheit,
Wohlklang.

franko.

Köln.

Untere Gold-
schmied Nr. 38.

Barmen.

40 Neuerweg 40.

Rudolf Ihach.

Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Für Violinkünstler.

Eine vorzügliche Violine ist billig zu
haben. Bei kl. Kautionsstellung wird
8 Tage Probe gewährt. Offerten unter
C. J. P. 100 an die Exped. des Gubener
Tagblatt — Düben.

Salon-Pianos,

neue Instrumente, schön von Ton, in drei
Größen unter Garantie zu verkaufen:
a) Mk. 500. — b) Mk. 600. — c) Mk. 700. —
Adalbert Heekel, Kapellmeister,
Mannheim, B. 4 15.

STREICHINSTR. u. ZITHERN

ohne Nachschub
od. Voranschubung u. unter
Gestattung der Rückzahlung

Violinen mit Ebenholzgriffen
von 9 Mk. an; mit
Ebenholzgriffen 7 Mk. 50 Pf. Ordinare
von 2-4 Mk. 50 Pf. Brasilholzbo. von
85 Pf. an. (1. gef. schwarzelb. Kästen
v. 2 Mk. 50 Pf. an.) Imballoren mit
ital. Meister-Violinen v. 12 Mk. an.

Cellis
mit Ebenholzgriffen v. 24 Mk. an.
Ordinare v. 12 Mk. an.

Zithern von 10 Mk. an.
Reparaturen unter Garantie.
Saiten halber und rein.
Preisverzeichnis m. vielen An-
erkennungsschreib. gratis u. frko.

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

OTTO JAGER, FRANKFURT

Preis pro Band
50 Pf.

Engelhorn's
Allgemeine

Gebunden
75 Pf.

Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

— Fünfter Jahrgang. —

Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Billiger als die Leihbibliothek.

Der erste Band

Robert Leichtfuss von Hans Hopfen

ist soeben erschienen.

Man abonniert in allen Buchhandlungen.

J. Engelhorn in Stuttgart.

PEDAL-INSTRUMENT

(für Orgel-Übungen)
patentiert, selbständig klingend, zu jeder Art von Klavier-Instrumenten ver-
wendbar, von Fach-Autoritäten für Musik-Institute, Lehrbildungs-Anstalten
sowie zum Selbst-Studium bestens empfohlen, fertigen
J. A. Pfeiffer & Co., Pianofortefabrikanten, Stuttgart.
NB. Zeichnung, Beschreibung und Zeugnisse gratis und franko.

Reich illustriert. — Schön ausgestattet.

Musikalische Jugendpost.

6 Nummern vierteljährlich 1 Mark

(mit zahlreichen Gratisbeilagen).

Bestellungen nehmen alle Buch- und Musikalien-
handlungen, sowie sämtliche Postanstalten jederzeit
entgegen.

Die „Köln. Ztg.“ nennt die „M. J.“ eine
„vortreffliche Musikzeitung für die Jugend“.

Das „Berl. Tagebl.“ schreibt:

„Der Inhalt ist ein so frischer und anmutender, dass
wir diese eigenartige Zeitschrift auf das allerwärmste
empfehlen können.“

Flügel, Pianos, Harmonium.

Niederlage in Berlin bei
Carl Simon, Markgrafen-
strasse 21.

Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart

vormale J. & P. Schiedmayer.
Seiner Majestät des Königs von Würt-
temberg, Ihrer Majestät der Königin von England.

Carl Simon, Musikverlag,

Berlin SW., Markgrafenstr. 21.

Spezialist

für das

Harmonium

und Generalagent für Schiedmayer,
Stuttgart, verwendet die Preislisten
der berühmten Harmoniums, sowie
den Verlagskatalog über

Harmonium-Musikalien gratis.
Auswahl-Sendungen, die ich als Fach-
kenner praktisch wähle, stehen billigt
zu Diensten.

Jacob Lorenz, Neuss am Rhein.
Durch grossen Umsatz billigste Bezugs-
quelle von

amerikan. Cottage-Organen,
sowie kreuzzeitiger Pianos. Amerikan.
Muster-Organ, 5 Oktav., 2 Zungenreihen,
8 Reg. zu nur 330 Mk. inkl. Kiets und
Fracht gegen Bäcknetto.

Sämtliche Instrumente sind wiederholt
mit den ersten Preisen gekrönt.
— Illustrierte Preislisten franko. —

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

Rebateur Wug. Reifer. Druck und Verlag von Carl Gröninger, beide in Stuttgart.

A. E. Fischer,

Bremen, Katharinenstr. 30/31.

Pfeiff-Instrumentenfabrik
und Saitenspinnerei

empfehlen von echtem, altem Holze
gearbeitete

Violinen, 5 Jahre
Violoncelli, Garantie.

Zithern, Flöten,
Klarinetten, Oboen.

Trompeten,
Trompetinen, Kornett
u. Pistolen, Waldhörner,
Posaunen etc. etc.

Sämtliche Blasinstrumente sind vom
besten Material gefertigt und sehr
sorgfältig abgestimmt; ich liefere
dieselben sowohl in der alten hohen,
als auch in der neuen tiefen Stimmung.

Meine selbstverfertigten Instru-
mente finden nicht allein in Deutsch-
land, sondern auch im Ausland (Russ-
land, Schweden, Dänemark, England,
Amerika etc.)

wegen ihrer Güte und verhältnismässig
billigen Preise

grosse Anerkennung, und bin ich im
Besitze von Hunderten lobender Zeug-
nisse etc.

Preislisten gratis und franko.
Alle vorkommenden Reparaturen werden
schnell und billigst ausgeführt.

Eine zweimanualige
Pedel-Estey-Orgel,

die 1 Jahr gebraucht worden und deraus
tadellos ist, wüchste zu verkaufen
Hugo Becher, Förderstedt.

Eine alte italienische Geige
tadellos erhalten, von allerbesten Ton-
werte, verkaufe ich zu civilen Preise.
Sende franko zur Prüfung.

F. Hamma, Padua (italien).

Ein Amati-Cello
ist zu verkaufen. Preis 250 Mk. Gef.
Offerten unter H. H. 78999 bef.
Rudolf Mosse, Halle a. S.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Ein Amati-Cello
ist zu verkaufen. Preis 250 Mk. Gef.
Offerten unter H. H. 78999 bef.
Rudolf Mosse, Halle a. S.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Violoncelli
von Iwanne Udairica Eberle,
dem berühmten alten Prager Meister,
ausgezeichnetes Instrument, mit gutem
Bogen und Kasten für 40 Mk. zu ver-
kaufen, ferner eine pralle, gut erhaltene
Viola (Caspar da Salo), sehr hübsches
Quartett-Instrument für 200 Mk. Gef.
Offert. unter 85.50 befördert Rudolf
Mosse, Berlin.

Klassiker-Gesamtwerte

zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Goethe, 45 Bde. 19 Mk. Goethe (Auszug)
16 Bde. 6 Mk. Hauff, 6 Bde. 3.80 Mk. Heine,
12 Bde. 6 Mk. Kleist, 1 Bd. 1.75 Mk. Körner,
2 Bde. 1.60 Mk. Lessing, 2 Bde. 1.75 Mk. Lessing,
eBde. 5.35 Mk. Schiller, 12 Bde. 6 Mk. Shak-
speare, 12 Bde. 6 Mk. Zuebkoke (hum. Nov.
9 Bde. 3 Mk. u. a. liefert neu u. fehlerfrei
in prachtvollen Einbänden von
Emil Lange Buchhandlung, Leipzig 20.
Bücher und Musikalien werden neu u. antiqu.
zu billigen Preisen geliefert.

Harmonium-

Musikalien. Spezialist.
E. Simon, Staffa.
Auswahlsendungen bereitwillig.

Illustr. Twilades von
Harmoniums gratis.
Musikalien-Katalog 1 Mark.

Infolge Ablebens unseres bisherigen
Direktors ist die hiesige erste Musik-
direktorenstelle vakant geworden. Mit
diesem ist vornehmlich als feste
Einkommen von 2000 Mk. verbunden;
ausserdem bietet sich Gelegenheit zu
erweitelter Löhntätigkeit. Bewerber,
welche beste Zeugnisse über ihre Be-
fähigung im Klavier- und Orgelspiel vor-
legen können, wollen sich wenden an
die Direktion d. Gesangsvereins „Orpheus“
(gemeiner Chor), Solingen.

Geschäfts-Verkauf.

Wegen eingetretener Todesfälle steht
die C. Schiller'sche Musikalien-
Saiten- und Instrumenten-Handlung
zu Coburg unter sehr günstigen
Bedingungen zum Verkauf. Das vor. 30
Jahre begründete Geschäft hat kom-
pletten Warenbestand und geniesst einen
weitverbreiteten Ruf.
Nähere Auskunft erteilt
Friedrich Schiller,
Coburg, Steinweg Nr. 25.

Tragbare Öfen

mit Carbocarbon-Heizung. Die
Öfen haben eine Stahl-
stahl, rauch- u. gasdichte
werden behördlich auch da
gestattet, wo sonst Feuer-
anlagen verboten sind. Ist
vielfach anerkannt u. preis-
würdig. Diese Öfen funktionieren
ohne Benutzungsungabe. In Be-
dienung Tag u. Nacht voll-
ständig gefahrlos. Öfen eleg.
vermehrt. Preis 1 u. 2 Mark.
Heizung für ca. 2 Meists 20 Mk.
Prospekt gratis.
C. Carbocarbon-Heiz-Ges. A. Nieske Dresden.

Apotheker
Salziens Pflanzen-

(Ephensaft n. a. w.) und
säfte andere Heilmittel;

an besondere Art bereitet, alle
schon von den berühmtesten
Aerzten des Altertums empfoh-
len. Veraltete, selbst die ver-
weirtesten Krankheiten heilbar.
Prospekt gratis. Man wende sich
an Apotheker Salzien,
Cannstatt, Karlsruhe 54.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von 20. 30 Versende
mit Fass ab hier 60 Liter salzalkalischer
gutes und Weisswein, für dessen
abgelagerten, absolute
Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederbach, Ober-Ingolstadt a. Rh.

* SEKT *

von O. H. Graeger in Hechheim a. M.
Schaumweinbrennerei, gegründet 1868.
Anerkann bewährte Bezugs-Quelle.

I. Sorte (Kabinett) pr. Dtlz. Mk. 86. —
II. „ (Riesling) „ „ 24.80 „
III. „ (Hochkabinett) „ „ 24.80 „
IV. „ Rhein-od. Mosel-Moselle (18.80 „
Versandt v. 12 Pf. ab, auf Wunsch eortiert.

Ein tägliches Sub erhält bei Selbstabst.
Wohlfeilste Preise
stetig. Obenstehende in
warmen Wein. Unver-
schämte für jeden
Bottel. Preis 12 Pf.
K. H. Graeger, W. 42.
Seitiger Nr. 134.

Francophonie. Musikalienhandlung.

Katalog musikalischer Humorstika
versandt franko gegen M. 0.40 in Briefen.
Emil Lange, Buchhandlung, Leipzig.

Einbanddecken a. 1. —
Prachtdecken a. 1.50
zu allen Jahrgängen der
„Neuen Musik-Zeitung“

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.

komplette Jahrgänge a. M. 3.30, sowie
einzelne Quartale a. 80 Pf. sind durch alle
Buch- u. Musikalienhandl. zu beziehen.
Carl Reisinger, Stuttgart.



← Auflage 51 000. →

Stetsjährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals J. F. Zenger in Köln).
Inserate die halbespaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Wpl. Mark 5.—
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostkreises 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachbänden à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Wolfgang Amadäus Mozart.

Wie hat er eigentlich ausgesehen?

von

Professor Dr. v. Schachtli.

Diese Frage ist jetzt, nachdem in drei Jahren ein Jahrhundert nach Mozarts Tode verfloßen ist, nichts weniger als eine müßige. Ich sah vor kurzem bei einem unserer musikalischen Matadore in München über seinem Arbeitstisch eine Photographie, welche uns einen Mann zeigt über einen Arbeitstisch geneigt, mit zurückgeklämmten stiefen, buschigen Haaren und ein Paar hervorstehenden messerscharfen Lippen.

„Wer ist denn dieser sonderbare Herr?“

„Das ist Mozart.“

„Was? Mozart?“ „Ja, das beste Bildnis Mozarts nach dem Zeugnisse seines eigenen Sohnes.“

Ich habe ein halbes Duzend Photographien vor mir liegen, die alle Mozart vorstellen sollen — von denen keine der andern auch nur ähnlich ist, bis zur Mozart-Photographie in Kabinettformat, wo der gute Mozart einem pfiffigen Schneidermeister gleicht, und bis zur letzten Photographie Ganzkörperlängs in Lebensgröße, wo wir einen sentimental Candidaten lib. artium vor uns haben.

Auch in Wüste haben wir unsern guten Mozart in Lebensgröße, wo er mit seinem feinen, zierlichen Oval mehr einem Kaulbachschen Engel als unserm Heros gleicht, der des Mozogens mit seinem Freunde Schikaneder vor einer Flasche Champagner über eine populäre Arie in der Rauberküste disputierte, und des Abends vor einem Glas Punsch über die Qualifikation und Adaptabilität seiner Sängerrinnen verhandelte.

Da unter dem Fittig der Photographie zuletzt ein Bataillon von Mozartischen Porträten erscheint, von denen keine Abbildung der andern gleicht, so ist die Frage: Wie ist es möglich dahinter zu kommen, wie der wirkliche Genius eigentlich ausgesehen hat, da keine Seele mehr lebt, die den großen Geist gesehen, oder die sich bei einem überlebenden Zeitgenossen erkundigen könnte, wie Mozart eigentlich ausgesehen habe.

Selbstfalls ist anzunehmen, daß zu Mozarts Lebzeiten, oder kurz vor oder nach seinem Tode es wohl kein Künstler von Bedeutung gewagt haben würde, statt eines Porträts des allbekannten Genius eine Karikatur dem Publikum vorzulegen.

Wir sehen in den Abbildungen aus Mozarts Zeit unsern Meister immer in Profil, weil gerade



dieses die charakteristischen Merkmale, und den sogleich zu erkennenden Charakter seines Kopfes wiedergibt.

So hat uns der ausgezeichnete Kupferstecher Kohl in Wien als Titelbild zur Biographie Mozarts, Graz 1793, ein Profil von Mozarts Kopf in Ovale geliefert, wovon wir bald sehen werden, daß er die Eigentümlichkeiten des Mozartischen Kopfes am getreuesten wiedergibt. Die Haare Mozarts erscheinen da nicht steif, sondern weich gewellt, und die Locke, die uns die Witwe Mozarts nach München brachte, von schöner glänzender brauner Farbe, war in allen ihren Teilen geringelt.

Der über die Ovalelinie von der Stirn aus gezogen von der Nasenwurzel an hervortretende untere Teil des Gesichtes, die beinahe vertikal herabsteigende Oberlippe, die geschlossenen Lippen, der weiche Umriss, namentlich der Oberlippe, sind überall leicht zu erkennende charakteristische Merkmale des Mozartischen Profils.

Indessen über die Ähnlichkeit des angeführten Profils Mozarts haben wir noch bessere, eigentlich die letzten Beweise.

Als Schwanthaler den Auftrag erhielt, eine Statue Mozarts zum Standbilde in Salzburg zu formen, war es ihm natürlich die erste Aufgabe, das Antlitz Mozarts in größtmöglicher Ähnlichkeit zu bilden.

Man veranlaßte deshalb die Witwe Mozarts, Constanze Nissen, die ihren Mann gewiß besser kennen mußte als sein Sohn, der damals, als sein Vater starb, 7 Jahre alt war, nach München zu kommen, um unsern Schwanthaler die bestmöglichen Anhaltspunkte zu verschaffen. Constanze Nissen übergab Schwanthaler ein Medaillon, auf welchem Mozarts Profil in halb Relief geschnitten war, mit der ausdrücklichen Versicherung: „Dies sei das ähnlichste Profil Mozarts.“

Schwanthaler nahm sich eine Gipsform des Medaillons und von diesem erhielt auch ich einen Abguss, der nach photographischer Aufnahme hier vergrößert folgt, von Freiherr von Wranca gezeichnet, der durch seine schönen Zeichnungen seit geraumer Zeit den Lesern dieses Blattes bekannt ist. Das abgebildete Profil ist dem Köpflchen Kupferstiche vollkommen ähnlich und vielleicht hat auch Kohl seinen Kupferstich nach diesem Medaillon hergestellt.

Was die Zeichnung des Mozartischen Kopfes an facs betrifft, so hat Constanze unsern Schwanthaler ebenfalls Gemälde zur Disposition gestellt und dieser das Standbild unter der Beratung der Witwe Mozarts hergestellt. Constanze hatte schließlich nichts mehr gegen die Ähnlichkeit einzuwenden, und so wurde endlich das Standbild zum Guffe fertig gestellt.

Im Salzburger Mozarteum befindet sich ein Gemälde, den sechsjährigen Mozart darstellend in der Gala Kleidung, welche ihm die Kaiserin Marie Theresie von Österreich an ihrem Namenstage den 15. October 1762 durch ihren Hofschaffmeister übersandte, das keine Karikatur oder Schmiererei ist.

Des Knaben Züge en face sind charakteristisch und lassen recht gut auf das Aussehen des zum Manne gewordenen Kindes schließen.

Schwanthalde Mozart läßt sich recht gut aus dem Knabengesichte entwickeln. „Die körperliche Entwicklung scheint hinter der gewaltigen geistigen Entwicklung des genialen Knaben sehr zurückgeblieben zu sein. Hinter dem kleinen unscheinbaren Männchen hätte wohl kein Mensch den gewaltigen Schöpfer des Don Juan gesucht.“

Bei dem Jubiläum im August v. J. in Salzburg, dem hundertjährigen Geburtstage des Don Juan, der größten dramatischen musikalischen Schöpfung seines und vielleicht aller Jahrhunderte, fand sich unter andern Photographien Mozart in schlanker hoher Gestalt



und war mehr z. B. dem Violavirtuosen Ole Bull, als unserm zarten Männchen Mozart ähnlich. Das Jubiläum in Salzburg war eigentlich eine Vorfeier, denn Mozart hatte erst am 28. October seine Oper, inebellens ohne Duvertüre, vollendet und erst am 4. November trat sie zum ersten Male auf der Bühne ins Leben.

Auch die physische Charakteristik Mozarts endlich in seinen letzten Jahren in Wien liegt noch sehr im Dunkeln und wird es bleiben. Mozart komponierte meistens bis Morgens früh, noch im Bette liegend, und versuchte die Wirkung seiner Kompositionen, wenn er aufgestanden war, am Klaviere, wobei ihm seine Freunde Schach und Süßmeier mit ihren Singstimmen beistanden. Der große Musiker traute selbst seinem



wohl kaum fehlbaren Gefühle nie ganz — er mußte die Wirkungen der Schöpfungen seines Geistes erst in ihren wirklichen Klängen vernehmen. Mozart entfernte sich dann von Hause, gab Unterricht, verlebte die übrige Zeit mit seinen Freunden und kam abends spät wieder nach Hause, so daß, um von Mozarts Leben und Denken eine richtige Idee zu bekommen, sein eigentlicher Lebenslauf außerhalb des Hauses aufgesucht werden muß.

Darüber konnten und mußten seine Freunde Aufschluß geben, deren Mund längst verstummt ist. Unter allen seinen Freunden, selbst Schützener nicht ausgenommen, war der Intimus nicht, wie man gewöhnlich sagt, Süßmeier, sondern der Tenorist Benediktus Schach, eigentlich (böhmisch) Giazal geschrieben, für welchen Mozart den Tamius in der Zauberflöte kom-

ponierte, den Schach auch über 116 mal sang. Schach war ein sehr gebildeter Mann, und wurde aus dem Studium der Medizin nur herausgerissen durch eine gute Vorstellung als Kapellmeister in Schlessien, die ihn auf einmal seinen drückenden Verhältnissen entzog.

Schach war der eigentliche Hausfreund Mozarts, der auch sekundär helfend der Familie zur Seite stand, und als Mozart gestorben war, fand sich der augenblickliche Mangel an Geld so groß, daß Schach schnell seine goldene Repetieruhr ins Verpfändhaus trug, um die ersten augenblicklichen Ausgaben für solchen Sterbefälle betreiben zu können. Mehrere Anekdoten, die man von Süßmeier erzählt, beziehen sich auf Schach.

Schach verließ nach Mozarts Tode das Schifanederische Theater in Wien, ging nach Graz und wurde 1796 von dem damaligen Intendanten des Mündener Hoftheaters, Grafen von Serrau, an das Mündener Hoftheater eingeladen, wo er bis zu seinem Tode 1826 als Sänger und Komponist wirkte.

Als Nissen seine Biographie Mozarts zusammen schreiben wollte, fehlte ihm eine eigentliche charakteristische geistige physische Darstellung aus dem Leben Mozarts, namentlich aus seinen letzten Jahren in Wien. Mozarts ehemalige Frau wußte wohl, daß der gebildete und innige Freund Mozarts, Schach, am besten dazu geeignet wäre, diesen fehlenden Teil der Biographie Mozarts auszufüllen. Sie schrieb deshalb, oder vielmehr ihr Mann Nissen schrieb mit Constanzens Unterschrift den folgenden Brief, der durch den Hof-Organisten Heller in Altdorf, der mit Nissen immer in brieflicher Verbindung stand, an Schach übergeben werden sollte.

Der Brief war am 16. Februar 1826 geschrieben an Schach, aber dieser war bereits mit 1. Dezember 1825 gestorben, so daß der Brief nicht mehr an seine Adresse gelangen konnte.

Der Brief, in meinem Besitze, lautet wie folgt:

Salzburg 16. Febr. 1826.

Hochstgeehrter lieber Freund meines seligen Mannes und der meineige gute,

Sie sollen sich nicht lange wundern, diesen Eingang nicht mit der Unterschrift vereinigen zu wissen: ich esse, Sie zu unterrichten, daß es Mozarts Witwe ist, die sich das Vergnügen macht, Ihnen zu schreiben. Ich hoffe, daß Sie sich meiner, wenn auch nur als eines Appendix's von Ihrem herrlichen Freunde, noch ein wenig erinnern. Ich erinnere mich recht sehr Ihres als eines talent- und genievollen heitern und gefälligen Mannes, als welchen Sie sich auch zuletzt in München gegen mich bewiesen haben; und es wird mir bestätigt, daß Sie nicht aufgehört haben, Ihrem liebenswürdigen Charakter treu zu bleiben. Gewiß würden Sie mir also erlauben, darans Vorthell zu ziehen und Ihre Eigenschaften und Gesinnungen wieder in Anspruch zu nehmen, wenn es auch nicht der Fall wäre, daß ich, wie ich, gewiß nie darf, daß mein Zweck an sich so viel Anziehendes für Sie selbst hat, daß Sie mir am Ende gar dankbar sein werden, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre Empfindungen für M. wiederholt auszusprechen und zu seiner Ehre öffentlich noch mehr beizutragen, als Sie es bisher schon gethan haben.

Nicht nicht mit den lückenhaften Skeletts von Lebensbeschreibungen meines seligen Mannes begnügend, beschäftigte ich mich, in Vereinigung mit einem izigen Lebensgefährten, alle Hilfsmittel zu einer umfassernden zu sammeln. Die meisten seiner Zeitgenossen, die mir deren reichen könnten, sind dahin: Einige sind träge; Andere nicht Beobachter gewesen. Ich sehe Sie für denjenigen an, der mir besser und befriedigender wie irgend Jemand beistehen kann. Ich muß mich daher an Sie wenden. Sie verbinden das Vermögen mit reinem Willen. Ich wüßte durchaus Niemanden, der in einer solchen Vertraulichkeit und so viel mit ihm gelebt hat, Niemanden, der ihn mehr gekannt oder dem er sich mehr hingeben hätte, als Sie, und das namentlich in seinen wichtigsten letzten Jahren bis an seinen Tod, und während des Aufstehens fast in Wien, von welchem wunderbarer Welle die Biographen fast nur die Namen einiger seiner Werke, Nichts von dem Menschen selbst zu berichten gewußt haben. Die größte der Lücken in seiner Biographie betrifft wirklich Wien.

Wenn ich mich nur nicht verlesen lasse, zu viel von Ihnen zu wünschen! Mein Wunsch geht weit: er geht dahin, daß Sie belieben möchten, sich vorzustellen, Sie hätten einen Bufenfreund, der Nichts von M. wüßte und Alles zu wissen begierig wäre, und dem Sie die Neigung hätten Alles mitzutheilen, was Sie selbst mit ihm erlebt, was Sie an ihm be-

merkt, und was Sie durch Andere erfahren hätten, nicht allein in musikalischer Hinsicht, sondern auch überhaupt, beides was den Menschen insbesondere und was den Künstler betraf, alles charakteristische, kleine und große Ereignisse, Anekdoten, kurz was immer die Geschichte seiner Person, seines Umganges, seines Charakters, und die Geschichte seiner Werke im mindesten berührt, seine häufigsten und liebsten Gespräche, seine Art zu sein in Ernst und Munterkeit u. s. v. u. s. v. und daß Sie dieses niederschreiben, sei es in Prosa- und muskel-loser, die wenigste Zeit Ihnen kostender, Briefform oder wie Sie es in freundschaftlichem Gespräche ungezwungen, je nachdem es Ihnen eben in den Sinn fiel, ohne mühselige Anstrengung erzählen würden. Alles, auch geringfügig Scheinendes, schätze ich, weil Alles charakteristisch ist, und weil Manches, was geringfügig scheint, oft dient, Anderes zu erläutern.

Wie kommt Ihnen diese Bitte vor? Nehme ich mir nicht zu viele Freiheit? Begehe ich keinen Mißbrauch? Würde dieses nicht Ihrer wenigen Mühe zu großen Eintrag thun? Ich sage, Ihrer wenigen Mühe; denn wie ich daran zu zweifeln, daß ein Mann von so seltenen Talenten und so ungemeiner Thätigkeit, von welcher Gerber und Lipowski mir das Detail auf's Neue in das Gedächtnis gerufen haben, sich je der Mühe bingee?

Meinestück glücklich würde es für mein Unternehmen sein, wenn Umstände Ihnen gestatteten bald Hand an das Werk zu legen, und mich von Zeit zu Zeit mit halben oder ganzen Bogen, gleich nachdem sie beschreiben wären, durch die Postpost zu schicken.

Ich fühle die Größe der Probe, auf welche mein Zutrauen Sie stellt; Sie werden Sie aber bestehn, und sofern es thunlich ist, denn, wie mein Mann spricht, ultra posse nemo obligatur. Sie werden die beiden Namen, die in gedruckten Schriften und auch noch immer im Munde vieler vereinigt sind, auch fernhin und dauern über zu vereinigen einwilligen, und so fern es Ihnen thunlich ist. Habe ich aber in meiner Bitte diese Grenze überschritten, so wählen Sie unter Einzelheiten, theilen mir isolirte Vorfälle und Bemerkungen mit, Anekdoten, und was Ihnen etwa die werthtesten Erinnerungen sind. Alles und Jedes, auch noch so Wenige, auch noch so kleine Animosen werde ich mit Erkenntlichkeit empfangen.

Haben Sie keine Briefe, Briefchen, Billets oder irgend andere Handschrift (außer in Ihren Partituren) von M.? In Ermangelung der Originale für meinen Zweck würden mich auch die bloßen Abschriften verpflichten. — Wissen Sie sonst Jemand, der einen Papierstempel hat? Von einem so großen als allgemeinen Interesse wird sein, was Sie etwa von M.s Paar Compositionen in Ihren Opern anführen können? — Erinnern Sie sich wohl noch, welche Bücher über Musik (nicht Partituren, die ich meine Lipowski) M. Ihnen ließ? Das möchte ich auch gar gerne wissen.

Einer vollständigen Biographie v. M. M. müßte, dünkt mich, die seines Vaters und Ansehens vorgehen, und ich habe auch dazu zu sammeln gesucht. Dieses braven Mannes Bekanntschaft haben Sie auch gehabt: was würde Ihr imaginärer Freund über ihn von Ihnen erfahren? Ich werfe mir vor, daß es mir hier erst einfällt, Ihnen zu melden, was mich zu meinem Unternehmen ermuntert hat. Erfahren Sie es ist. Meine Schwägerin, die in ihrem 75 Jahre, seit kurzem leider! in ganzlicher Blindheit, lebt, hat uns vor ein Paar Jahren mit ungefähr 400 Briefen beschenkt, die die vieljährige aber nur bis 1781 gehende Correspondenz zwischen Vater und Sohn ausmachen, und um die keiner der bisherigen Biographen das Geringste gewußt hat. Sie macht dem Leopold M. außerordentliche Ehre.

Wo ich auch in allem Gedruckten luche (nicht nur was ein professo von M. handelt, seinen Namen an der Stirn trägt, sondern auch wo er im Vorbeigehen genannt wird, oder wo ich auch nur denken kann, daß er genannt wird) sind vielfache unerledigte Verläufe, mir folgende Büchlein zu verschaffen, vergeltend geblieben. Das erste scheint gar der Verfasser nicht mehr zu haben. Von dem zweiten sind beim Verleger alle Exemplare vergriffen: man müßte also glauben, es sei von einigem Werth; und doch weiß ich Niemanden, der es gelesen hat, auch kann ich den Namen des Verfassers nicht erfahren. O könnten Sie mir beides zuweisen!

1. Wiener Theater Almanach für 1794, von Sonnenlechner junior, der in derselben „Mozarts Leben“ liest.

2. Mozarts Biographie in musikalischer Hinsicht von H** Prag (bei Widman) 1797.

Wenn ich nun nur noch hinzufüge, daß meine Wohnung auf der hiesigen Post bekannt ist und daß ich Sie um die Angabe der Zeit erlaube, damit ich Ihnen directer schreiben kann und unser Briefwechsel schneller gehe, so kommt es mir zu, zu erwidern und Sie für die Länge meiner Zuschrift um Vergebung zu bitten. Ungehindert bin ich auf die Antwort, mit der Sie mich ertheilen werden. Sie wird mich belehren, in wie fern ich Hoffnung habe, einen Briefwechsel mit Ihnen von Zeit zu Zeit unterhalten und nach meinem jezeitigen Bedarf, Mozart und seine Werke betreffende Fragen Ihnen stellen zu dürfen. Mein erster Mann war ja Collega in Apoll und zuweilen Ihr Mitarbeiter; mein zweiter weiß, daß er nicht solche Ansprüche zu machen hat. Demüthigen Sie ihn daher nicht noch mehr, sondern bleiben Sie unser, also auch sein Mitarbeiter. Es gehört Ihnen so schon in Mozarts Lebensbeschreibung ein eigenes recht interessantes Capitel: Mit gar Niemandem scheint M. in solchem Grade, wie mit Ihnen intim gewesen zu sein. Ich vertraue, daß Sie uns in den Stand setzen werden, auch in dieser Hinsicht, Ihnen so volle als öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wie gesagt, die Vereinigung Ihrer beider Namen zu erhalten.

Meinem Schribenten gebe ich noch den Befehl, die kleinern Gegenstände, die ich Ihnen an das Herz gelegt habe, zu untersuchen, damit Sie sie nicht lange zu suchen haben, wenn Sie zu gütig sein wollen sich damit zu beschäftigen.

Ich bin mit aufrichtiger Freundschaft
und gelehrter Hochachtung

Ihre ergebenste
Constance Nissen.

Schad mich auch allen früheren Anforderungen eine Biographie Mozarts zu schreiben aus und antwortete auf derartiges Andringen bloß: Man wisse genug von Mozart; höchstens erzählte er in Gesellschaft guter Freunde einige Momente aus Mozarts Leben und seinem Zusammenleben mit der Mozartschen Familie.

Das gerechte Urteil über so außerordentliche Erscheinungen im menschlichen Leben, über Menschen die mit ihren Genies die Welt beherrschen, ist überaus schwierig.

Dieser die Welt beherrschende Genius ist kein Bireamann, der in ungetrübter Ruhe in seinem Amtszimmer unter seinen Akten wohnt und dessen Ruhe höchstens bei Ankunft zu Hause durch seine Frau oder seine Familie gestört wird.

Der Maklab, der bei Beurteilung des Wesens und Wirkens allgütiger Geister angelegt wird, verläßt uns in seinen Resultaten, verläßt uns in seinen Angaben, sobald wir ihn an das Leben und Wirken außerordentlicher, einziger Erscheinungen in der Welt anlegen wollen.

Der eigentliche Genius im Menschen, als Erbgut, geboren, lebt immer in zwei Welten, der irdischen Welt, von der Schwere beherrscht und der unendlichen Welt, der Geister und Ideale; da wir aber im Gängelium leben, daß niemand zwei Herren dienen kann, so wird auch bei den eigentlichen Genies die eine Welt immer zu kurz kommen. Das eigentliche Leben unserer Genies ist die zweite Welt, die Welt des Geistes und der Geister.

Schiller beleuchtet dieses poetische geniale Leben in recht poetischer Weise:

Wo warst du denn, als man die Welt geteilt?
Ich war, sprach der Poet, bei dir!
Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deinen Himmelsharmonien mein Ohr!
Verzeih! wenn ich von deinem Lichte
Herausfich das Irdische verlor.
Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Markt, die Jagd, der Fischfang nicht mehr mein;
Wißt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, der soll dir offen sein!

Aber, dieser Himmel ist unsern Genies denn doch zu weit entfernt, sie bleiben also versetzt an der Erdböden hängen, und was von ihnen der Schwere angehört, zerfällt mit der Erbscholle, die sie getragen.

Die Welt findet oft leider, wie sie selbst betrauert, zu spät das Unsterbliche, das aus dieser zerfallenden Hülle hervorborgt.

Die lebendige Erläuterung gibt unser Mozart.

Als Mozart starb, war ganz Wien in der gemüthlichen Beschäftigung, nur wenige seiner nächsten Freunde folgten dem Sarge des großen Toten; er wurde als ein armer und verkommenes Individuum in die gemeinlichste Grube geworfen, in welcher alles, was arm und elend in Wien aus der Welt ging, der allgemeinen Aufrichtung harret. Seine Gebeine modern, den berechneten Zeitgenossen für immer verloren, und die allgemein verbreitete Sage von dem gereinigten Schicksal Mozarts ist eine Mythe.

Der erste unarmherzig strengste Biograph Mozarts, der dessen Mitte so sehr empörte, schließt seine Biographie mit folgenden, sehr wahren Worten:

„Dieser immer zerrissene und tadelnde Mann (wenn er sich nicht in ungenauer Gesellschaft befand, hätte der Biograph hinzuzufügen sollen) war plötzlich ein anderes Wesen, wenn er sich als Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungeeilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonien der Töne.“

So glänzend als musikalischer Genius seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Man war er 36 Jahre alt, als er (am 3ten December 1791 zu Wien) starb. Aber er hat sich einen Namen gemacht, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird, und oft noch wird von gefühlvollen Seelen, sanft bewegt durch den Reiz und die Schönheit seiner Harmonien seinem Andenken ein begeistertes, dankbares Lob gewidmet werden.



Dichter und Denkmäler.

Skizze von Joh. Peter.

In vorigen Jahre waren es hundert Jahre, daß ein heute beinahe vergessener und doch in der Reihe der Klaffler glänzender deutscher Dichter, einer der feurigsten Freiheitskämpfer, gleichsam zum zweitenmale das Licht der Welt erblickte. Nach zehnjähriger Haft auf dem Höhenasperg wurde der mannhafteste Schubart, einer der marantesten Vertreter der Sturm- und Drangperiode, aus dem Gefängnis entlassen und mit diesem Zeitpunkt schließt auch so ziemlich sein an Wirrungen und Drangsalen reiches Leben — denn vier Jahre danach verstummte sein lieberer Mund für immer.

Man wird den viel verlebten genialen Schubart erst recht verstehen, wenn man sich klar ist über den faulen Geist seiner Zeit, über seine dichterische Ursprünglichkeit und über das eigenartige Wesen und Gebaren der sogenannten „Original- oder Kraftgenies“, denen er angehört.

Durch Klopstock, Wieland und Lessing waren der freisinnigen deutschen Jugend neue Bahnen gebrochen worden — eine gewaltige Klärung machte sich besonders in der Literatur bemerkbar. — Alles drängte zurück auf die Ursprünge der menschlichen Gesellschaft. Rousseau gab in seinem Emil den Anstoß zu dieser literarischen Umwälzung, in Deutschland hatten die Abenteuerromane, insbesondere der „Simplicissimus“ des Christoph v. Grimmelshausen und die Robinsonaden, deren man 1760 vierzig zählte, schon diesen Ideen vorgearbeitet und auch Klopstock und die Barden hatten auf das urdeutsche Helmentum der Mythen zurückgewiesen. Das „Naturerangelium“ Rousseaus war nach Heitner die eigentliche Wurzel der Sturm- und Drangperiode, welche in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Ausbruch gelangte und in Goethe, Schiller, Herder, Kluge, Schubart, Müller, Kenz und Baschow energische Vertreter fand. Manche davon gingen zu Grunde, andere wieder arbeiteten sich aus dem Sumpfe der Verirrungen „zu geläuterter Kunstausfassung, zu vollendeten Dichtungen empor“. Genialität und Originalität war der Stürmer Selbstgeheimnis — und genial und original war unser Schubart, ein Klaffler im wahren Sinne des Wortes, und hätte er auch sonst nichts geschrieben als die „Fürstengruft“, das „Kapitel“ und den Symphonie „An die Tonkunst“.

Dieser vom Schicksal so hart geschlagene Mann verdiente es, daß sein Andenken wieder aufgerichtet werde, gerade heute, wo der Deutsche Grund hat, auf seine erlauchten Geister und Vorkämpfer mit Bewunderung zu blicken und bei ihnen Trost und Er-

mutigung im heißen Kampf ums heilige Volksthum zu suchen.

Hr. Fr. Dan. Schubart wurde im Jahre 1739 in der Grafschaft Limburg geboren. Anfangs zeigte er wenig Fähigkeiten, doch bald regte sich in ihm das gewaltige Talent und namentlich zeigte er große musikalische Anlagen. 1753 kam er auf das Gymnasium zu Nordlingen, wo er die alten Griechen und Römer las, Klopstocks Messias studierte und Volkslieder dichtete, die er selbst komponierte. Drei Jahre darauf ging er auf die Schule zum hl. Geist nach Nürnberg, 1758 nach Jena, wo er Theologie studieren sollte. Allein ein ausschweifendes Leben verwickelte ihn in Schulden und zerrüttete seine Gesundheit, daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als ins Vaterhaus zurückzukehren. Darauf ward er Hauslehrer, jedoch nur kurze Zeit. Man- und thatenlos irrte er umher, durch Vorlesungen in Gesellschaftsreisen und allen möglichen gelegentlichen Dienstleistungen den fargen Kreuzer erwerbend. 1764 erhielt er den Schullehrer- und Organistenposten zu Weisingen, verheiratete sich in dieser Eigenschaft mit einer herzensbraven Frau, die seine Verirrungen und Ausschweifungen mit beispielloser Liebe und Nachsicht vergalt. 1765 ward er zum Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt, wo er sich in lotharischer Gesellschaft dem zügellosen Leben ergab, so zwar, daß sich sein Schwiegervater bemüht sah, die schwerwiegend gewordene Frau samt ihren Kindern zu sich zu nehmen. Seines ausschweifigen Benehmens wegen kam er auf Befehl des Herzogs einige Zeit in Haft, welche Schmach er mit der ägenden Länge der Satyre vergalt, indem er ein höhnendes Trugbild auf die Dörlinge verfaßte. Dieses Beginnen kostete ihn seine Stellung und brachte ihm Landesverweisung. Mit einem Thaler in der Tasche verließ er Stuttgart, um sich nach Heilbronn zu wenden, wo er sich durch Musikunterricht kümmerlich ernährte; von hier ging er zu dem menschenfreundlichen Grafen Hesselrode, der ihm Gelegenheit verschaffte, sich vor dem kaiserlichen Hof zu produzieren. Schon wollte ihn der Kaiser anstellen, als er sich durch eine unvorsichtige Bemerkung über die Mannheimer Akademie auch den Mißgunst dieses Fürsten zuzog. Jetzt wandte sich der Dichternomade nach München, mußte sich aber auch dort seiner freisinnigen Aeusserungen wegen aus dem Stände machen. In Augsburg wurde er nun — Journalist, indem er das erste gediegene deutsche Volksblatt, die „Deutsche Chronik“ (1774 bis 1778) gründete und leitete, welche außerordentlichen Erfolg fand. Diese wichtige Zeitung behandelte mit viel Feinheit, Fröhlichkeit und Volkstümlichkeit, Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, und Schubart brachte es bald zu einer Art Volksfreund, so daß er jetzt hätte ein sorgenloses Leben führen können. Doch seine Verschwendung kannte auch in dieser neuen Sphäre keine Grenzen; auch verschonte seine heizende Satyre und sein strecher Witz niemand. Magistrat und Geistlichkeit hatten viel von seiner Angriffe zu dulden, und so kam es, daß ihm der Magistrat den Aufenthalt in Augsburg verbot. Schubart ging nun nach Ulm, setzte dort sein Blatt und seine Ausfälle namentlich gegen den württembergischen Hof fort, vereinigte sich mit seiner Familie wieder, machte sich aber durch seine maßlosen Spottreien zahllose Feinde. Karl Eugen sann auf Rache: Er ludte den unglücklichen Freiheitskämpfer auf freilich unwürdige Art auf württembergisches Gebiet, ließ ihn gefangen nehmen und auf den Höhenasperg in Gewahrsam bringen, wo er ihn in Ketten legen und bei Wasser und Brot zehn ganze Jahre lang schmachten ließ. In dieser jammervollen Lage lernte ihn der jugendliche, für Schubart hochbegeisterte Schiller kennen.

1787 schlug die Stunde seiner Erlösung. Der unmenlichke Fürst wollte sein Verbrechen an Schubart sühnen: er ernannte ihn zum Direktor der herzoglichen Kapelle und des Stuttgarter Theaters. Auch nahm der nun in den Haken des Friedens gelangene — freilich nun halbgebrochene Dichter die Herausgabe der „Deutschen Chronik“ wieder auf, komponierte verschiedene Musikwerke und arbeitete an seiner Lebensbeschreibung, während welcher ihn 1791 der erste Tod überraschte.

Dies in kurzen Strichen der originelle Lebensgang des allerdings viel durch eigene Schuld unglücklichen deutschen Dichters.

Was nun Schubart als Dichter anbelangt, so wollen wir darüber Meyer sprechen lassen, der sich in der „Familienbibliothek der deutschen Klaffler“ (Hildburghausen und Amsterdamm: Verlag des bibliographischen Instituts 1841) folgendermaßen äußert: „Als Dichter streift Schubart hoch an unserm literarischen Himmel. Nur darf man ihn nicht nach

der Gesamtheit seiner dichterischen Leistungen beurteilen, wenn man ihn zu unsern Klassikern zählen will. Die Hälfte seiner Arbeiten sind durch Noheiten und Schicksal entstellt und haben auf einen Platz in der Bibliothek der Klassiker keinen Anspruch. Dagegen wird man einer Auswahl seiner Gedichte einen solchen gern gönnen. Man wird in keiner der ausgewählten Hefen den genialen, feurigen Dichter verkennen, wofür, den Heroen der goldenen Zeit unserer Literatur zur Seite zu stehen."

Wir beifügen dieses kraftvolle Urteil aus innerer Ueberzeugung.

Schubarts Gedichte erschienen während seiner Gefangenhaft und sie fanden begeisterte Aufnahme. Je mehr sein trauriges Geschick in Deutschland bekannt wurde, desto mehr steigerte sich das Interesse für den mutigen Poeten und allerorts erhoben sich gewichtige Stimmen für ihn und Schmähungen wider den harten Person, der ihn so unmenslich seines Lebensquells, der goldenen Freiheit, beraubte.

Hätte Schubart sonst nichts geschrieben, als die Fürstengruft, das Klostertal, das Winterherz, Aberlässe, Frohtritt, Märchen, Friedrich der Große, An die Freiheit, An die Zukunft und Phasos — er hätte sich mit diesen Perlen der Weltliteratur den Nachruhm, die Unsterblichkeit erworben.

Was Schubarts ausgewählte Gedichte insbesondere auszeichnet, das ist die feurige Begeisterung für alles Wahre und Gute, vorzugsweise aber für die Freiheit, die gewaltige, oft donnerähnliche Dichtersprache voll Schwung und Widerreichtum und der persönlichen Mut, womit er dem faulen Geist seiner Zeit entgegentritt. Fast alle seine Gedichte tragen das Gepräge des Freiheitsgedankens.

Kann Schubarts Sprache, "schäumen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, lachen, grübeln, kirmeln, lachen, wie wir es in „Winterherz“ und „Märchen“ finden. Der Hymnuston ist meisterhaft getroffen in „Friedrich der Große“ und „An die Zukunft“, wofür letztere er folgendermaßen apostrophiert:

„Göttin der Zukunft, auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Zion aus den Himmeln herab;
Lehrtest sie sitzen und spielen und singen,
Griff in die Harfe, die Jova dir gab.
Tiere und Pflanzen
Streben zu tanzen;
Nummer und Schwermut mit wolkigen Bild
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.“

Das deutsche Volk wird eine heilige Pflicht erfüllen, wenn es diesem gottbegnadeten Lyriker, der mit beispiellosem Mut für die hehren Güter der Freiheit und Wahrheit in Wort und Schrift eingetreten, ein freundliches Gedenken bewahrt. Als Dichter war Schubart auch ein Seher und mit Prophetenstimme sagt er seinen „Deutschen Spruch“, mit welchem wir diese Skizze schließen wollen:

„Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Eitel und Art
Zu Wort und Wandel treu bewahrt;
Den Christenglauben nie verläßt,
Und Wahrheit über alles schätzt;
Nicht Irnwischheit Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt;
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit.
Wenn Deutschland all dies thut und hält:
So wird's das erste Land der Welt.“

Dies Dichtermot hat sich glänzend bewährt! —



Künstler-Gilbonellen.

Musikalische Erinnerungen von Max Ring.
(Schluß.)

Ein freundschaftlicher Verkehr mit Lindner verdankte ich auch die Bekanntschaft des berühmten belgischen Violinpielers Vieuxtemps, in dessen anregender Gesellschaft ich manche angenehme Stunde verlebte. Als Virtuose und Kompo-

nist zeichnete sich Vieuxtemps durch seine Gebiegenheit und den großen Ton aus. Frei von jeder Effekthascherei, versiel er nicht selten in den entgegengeetzten Fehler einer allzuflüchtigen Objektivität und Leidenschaftslosigkeit. Auch in seiner äußeren Erscheinung verriet er bei oberflächlicher Betrachtung nicht den bedeutenden Künstler, und sein ausdruckloses, durch einen leichten Hautausschlag entstelltes Gesicht hatte nichts Anziehendes und gab ihm ein gewöhnliches, fast phlegmatisches Aussehen, das man jedoch bald vergaß, wenn er sprach oder musizierte. Dieser Umstand war auch die Veranlassung zu einer lustigen Geschichte, welche Herr Professor Dirichlet, geborene Mendelssohn, die Mutter des bekannten Reichstagsabgeordneten, mit Vieuxtemps erlebte. Die selbst musikalisch hochgebildete Dame bedauerte es sehr, daß keines ihrer Kinder die geringste Neigung oder Talent für Musik besaß. Eines Tages jedoch, als Vieuxtemps in der Mendelssohnschen Familie durch sein Violinpiel allgemeine Bewunderung erregte, bemerkte sie zu ihrer großen Freude, daß ihr ältester dreizehnjähriger Sohn den berühmten Virtuosen mit stummenden Blicken zu verstohlenen Schauen und kein Auge von ihm wendete. Als Vieuxtemps geendet hatte, fragte sie in der Voraussetzung, daß das musikalische Interesse des Knaben erwacht sei, diesen: „Du möchtest wohl auch so schön Violine spielen können, wie Herr Vieuxtemps?“ — „O nein!“ erwiderte der Sohn zu ihrer großen Enttäuschung, „das fällt mir nicht ein.“ — „Aber du hast ihn ja so aufmerksam betrachtet und ihn immerwährend angesehen. Was interessiert dich denn so sehr an ihm?“ — Die roten Backeln in seinem Gesicht; ich habe sie gezählt; er hat vierzehn Backeln auf der Stirn.“

Eine noch komischer Geschichte erlebte ich selbst mit Lindner und dem berühmten Schweizer Didakt Gottfried Keller, der, durch seine große Gutmütigkeit und strenges Gerechtigkeitsgefühl verführt, Lindner und mich eines Tages anforderte, eine fremde Sängerin, welche zufällig mit ihm in denselben Hause wohnte, gegen den ihr angeblich feindselig gesinnten Generalintendanten Herrn von Hülken in Schutz zu nehmen. Die gekränkte Dame, welche Fanny Ubi, née de Bryans hieß, hatte nach ihren Mitteilungen die Aufmerksamkeit des damaligen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten in hohem Grade auf sich gezogen. Wie der verstorbene Geheimsekreter und Vortrager Louis Schneider in seinen hinterlassenen Memoiren erzählt, wurde dem König in einer dunklen Sommernacht bei seinem Aufenthalt in Stolzenfels von einer Dame eine Serenade gebracht. Der seltsame Vorgang reizte die Neugierde des romantischen Herrn, welcher der vermeintlichen Lorelei durch Schneider nachforschen ließ. Erst nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es diesem, die mysteriöse Sängerin mit Hilfe eines Theateragenten ausfindig zu machen. Nach den erfolgten Ermittlungen hatte dieselbe in Mailand und Neapel vor vielen Jahren, aber immer nur kurze Zeit mit großem Beifall gesungen; augenblicklich lebte sie, von der Bühne zurückgezogen, in München unter ansehnlich günstigen Verhältnissen, da sie bei Rothschild in Frankfurt a. M. akkreditiert war.

Auf diesen Bericht fand sich der König bezogen, der ihn interessierenden Dame zum Dank für die Serenade eine kostbare Brosche in Form einer Lyra von blauer Emaille, über der ein Stern von Brillanten schwebte, zukommen zu lassen. In ihrem Dankschreiben gab sie dem Geheimen Hofrat Schneider die gewünschte Auskunft über ihre persönlichen Verhältnisse. Danach hatte sie früher ein bedeutendes Vermögen besessen, aber infolge großer Geldverluste sich gezwungen gesehen, zum Theater zu gehen. Mit einer wunderbaren Stimme und einem ungewöhnlichen Talent von der Natur ausgestattet, habe sie von dem Theatre français in Paris den Auftrag erhalten, die Stelle der berühmten Schauspielerin Mademoiselle Mars zu ersetzen, aber auf den Rat Rossinis und ihres Lehrers Donizetti ein Engagement an der Oper in Neapel angenommen, das sie aber wegen der Intriguen und Skandalen ihrer Kollegen bald wieder aufgegeben. Zugleich sprach sie den Wunsch aus, in Zukunft nur noch ausschließlich für Seine Majestät, den von ihr abgetretenen König, singen zu dürfen.

Bald darauf kam die Signora selbst nach Berlin, wo Herr von Hülken aus Mitleid auf den sich für sie interessierenden König sie sogleich aufforderte, in einem Hofkonzert mitzuwirken. Obgleich die alte Primadonna ein vollständiges Fiasko ertit und mit ihrer falterten Stimme und wunderlichen Allüren ausgelacht wurde, verlangte sie nichts weniger als den Titel einer „promière cantatrice honorifique de Leurs Majestés le Roi et la Reine de Prusse“ und daß Herr von Hülken sie in der Oper als Gast

auftreten lassen sollte. Da dieser unter solchen Umständen ihr Gesuch abschlagen müßte, hoffte sie durch die Presse einen Druck auf die Generalintendanten auszuüben und auf diesem Wege ihr Ziel zu erreichen, zu welchem Zweck sie den in der musikalischen Welt hoch angesehenen Doktor Lindner und mich durch den arglosen Dichter einladen ließ, um vor uns eine Probe ihres Talentes abzulegen und uns für ihre Person zu interessieren.

Zur bestimmten Stunde begaben wir uns in die Wohnung der Signora, deren äußere Erscheinung vollkommen dem Bilde einer abgedankten Primadonna entsprach und uns nicht wenig enttäuschte. Die verblühte, längst die Linde pallierte Dame zeigte eine kleine, fette Figur und ein volles geschminktes Gesicht mit stechenden Augen und stereotyp fülligem Lächeln. Auf ihrem à l'enfant frisierem Tüllklopp trug sie einen Fegen roten Samts, mit goldenen Tressen besetzt, welche um den gelben Nacken und die biden Ohren wie die Schellen eines geschminkten Schlittepferdes fortwährend bannelten. Ihre sonstige wunderliche Toilette bestand in einer blauebenen, bis zu den Knien reichenden griechischen Tunika mit weiten Ärmeln und tiefem Ausschnitt, die königliche Brosche wurde natürlich nicht fehlen. Zu ihrer Gesellschaft befand sich ein schwächlicher junger Mann, mit einem blonden Bärtchen, in einem schwarzen abgetragenen Velbrod, der die Sonnenbrille und den sie uns als ihren Freund und Accompanateur vorstellte. Nachdem wir uns auf ihre Einladung niedergelassen und eine Tasse Thee mit einigem Geduld genossen hatten, beklagte sich die Signora unter heißen Thränen über das ihr widerfahrene Unrecht und die Rabalen des Herrn von Hülken, der sie aus Vorliebe für seine Sängerinnen verstoßen wollte, einen großen Triumph in Berlin zu feiern und la première cantatrice honorifique zu werden. Nun wolle sie uns zeigen, daß sie eine solche Behandlung nicht verdiene und daß sie des Beifalls aller Kenner und unseres Schutzes würdig sei.

Auf einen Wink der Primadonna setzte sich der schwächliche Begleiter an das in dem Zimmer befindliche Pianino, worauf sie sich mit majestätischer Miene erhob und eine große Arie von ihrem Lehrer, dem divino maestro Donizetti mit tremulierender Stimme und halbschmerzlichen Trillern vortrug. Obgleich ihr Gesang eine gute Schale verriet und einzelne Passagen eine große Wohlkult der Stimme bekundeten, wirkten ihre theatralischen Gesten, die rollenden Augen, die schmerzhaften Blicke, die sie uns fortwährend zuwarf, und die unnatürlichen Bewegungen und Anstrengungen der feilen Gestalt so komisch, daß wir beide nur mit Mühe unser Lachen zu unterdrücken vermochten. Unsere unwillkürliche Heiterkeit wurde noch dadurch erhöht, daß der gute Keller mit dem ernstesten Gesicht von der Welt voll Andacht aufborte und an den Lippen der alten Sängerin mit bewundernden Blicken zu hängen schien.

Nachdem die Signora noch einige Lieder in derselben Weise zum besten gegeben hatte, verabschiedete wir uns so rasch als möglich, um nicht vor Lachen ersticken zu müssen. Erst vor der Thür machten wir unserer unterdrückten Heiterkeit Luft und brachen in ein schallendes Gelächter zur großen Ueberraschung Kellers aus, der uns anfänglich verblüfft anstarrte, aber von uns angestekt, mit einstimmt. Trotzdem blieb er dabei, daß der Dame ein solches Unrecht geschehen und daß Herr von Hülken verpflichtet sei, sie auftreten zu lassen. Von innigem Mitleid erfüllt, verteidigte er die arme heruntergekommene Sängerin so eifrig, daß wir uns fast unserer Heiterkeit schämten. Diese selbst verließ darauf Berlin, nachdem sie sich als eine überlappante Abenteuerin entpuppt und ein Gesuch um Unterstützung zur Bezahlung ihrer Schulden und um ein Reisegeld eingereicht hatte, das sie auch in anbrach der eigentümlichen Verhältnisse und um sie los zu werden, aus der königlichen Kasse bewilligt erhielt.

Interessanter als die unglückliche Primadonna war mir die Begegnung mit der berühmten Sou-tag, welche ich eines Abends zugleich mit der nicht minder berühmten Tänzerin Fanny Elster in einer Gesellschaft bei Barnhagen antrat. Nachdem die gefeierte Sängerin die Bühne verlassen und sich mit dem italienischen Gesanden, Grafen Rossi, verheiratet hatte, sah dieselbe sich durch die Verhältnisse gezwungen, zur Oper zurückzukehren und wieder öffentlich aufzutreten. Im Begriff die für sie so verhängnisvolle Kunstreise nach Amerika anzutreten, erkundigte sie die Sonntage bei der mit den dortigen Zuständen genau bekannten Tänzerin nach den amerikanischen Theaterverhältnissen, über die ihr Fanny Elster bereitwillig die gewünschte Auskunft erteilte. Als die

liebenswürdige Tänzerin bei dieser Gelegenheit die seltsamen Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner erwähnte, wie unter andern die Künstler an ihren Besessenen die Wille in ihrer Wohnung dem Publikum verkaufen, sich von demselben auflucken und beschämen lassen mußten, rief Graf Wolff empört: „Das verb' ich niemals meiner Frau gestatten, nicht um alles Geld der Welt.“

„Mit der Zeit“, versetzte lächelnd die Tänzerin, „gewöhnt man sich daran und findet die Sitte gar nicht so übel, da die Amerikaner trotz ihrer schlechten Manieren sehr galant und nobel sind, wie ich das an einem Pfänger aus den Südstaaten erlebte, der mir zu meinem Besessenen ein Kistchen mit Cigarren bereichte.“ „Und Sie haben ein solches Geschenk angenommen“, fragte der Graf, „und dem Kerl nicht die Thüre gewiesen!“ — „Im Gegentheil ich schüttelte dem eben Yante dankbar die Hand; denn die hundert Cigarren waren ebenso viele echte Goldbarren, mit einem Tabaksblatt bebedt.“ — „Das nenn' ich wirklich nobel und galant“, entgegnete die Sontag. „Und wie viel haben Sie zu Ihrem Besessenen eingenommen?“ — „Nach Abzug aller Kosten zwanzigtausend Dollars!“ — „Wirklich!“ rief Graf Wolff überaus zu seiner Gemahlin gewendet. „Das lohnt sich schon der Mühe und nun habe ich freilich nichts mehr dagegen, daß du auch Wille verkaufst und mit den Amerikanern Hände schüttelst.“

In dem Hause der mir befreundeten, ebenso liebenswürdigen als talentvollen Hofkapellmeisterin Goppé hatte ich auch das Glück die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient, Deutschlands größte dramatische Sängerin, kennen zu lernen, welche damals nur gezwungen in Berlin verweilte, weil ihr wegen ihrer demokratischen Gesinnung und ihrer Beteiligung an dem Maiaufstande in Dresden der Aufenthalt bei ihrem dritten Gatten, einem jungen geistreichen südbairischen Gelehrten, Herrn von Wed, von der russischen Regierung nicht erlaubt wurde. Die geniale Frau, welche sich schon vor mehreren Jahren von der Bühne zurückgezogen hatte, bezauberte uns alle durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, ihren Geist und Humor. Treffende Bemerkungen über das Theater, pikante Erzählungen aus ihrem eigenen bewegten Leben und glänzende Einfälle entzückten die ganze Gesellschaft. Selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung verrieth sich ihr großes dramatisches Talent und die unbedeutende Geschichte erhielt durch ihren lebendigen Vortrag und ihr bewegtes Mienenspiel einen besondern Reiz.

Man glaubte in der That, die Menschen, von denen sie sprach, zu hören und zu sehen, indem ihr eine wunderbare Wiegbarkeit der Sprache, ein seltenes Nachahmungstalent und eine Kenntnis der verschiedensten Dialekte zu Gebote standen. Ofters hatte ich den Genuß, sie in kleineren, intimen Kreisen, in ihrem eigenen Hause und in den Konzerten des Stern-Vereins als Sängerin zu hören. Obgleich ihre Stimme, welche ich noch in ihrer Glanzzeit bewundern konnte, durch das Alter gelitten hatte, so blieb sie in der Kunst des dramatischen Vortrags noch immer unübertroffen und unvergleichlich. So war ich in einer Privatgesellschaft Zeuge eines wunderbaren Triumphs, den die damals fünfzigjährige Schröder-Devrient über die jugendliche, noch in der vollsten Kraft stehende Johanna Wagner feierte, welche sie leblich durch ihren seelenvollen Ausdruck und dramatische Leidenschaft besiegte und zur Anerkennung ihrer geistigen Ueberlegenheit zwang.

Noch immer ergriß sie die Herzen der Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt und konnte durch ein Lieb von Schubert oder Schumann entzückt, begeistern und bis zu Thränen rühren. Wenn sie den Erlkönig, Rasstose Liebe, den Wanderer, Am Meer, Frauenthe und Leben, Trödler Blumen sang, dann strahlte sie in ewiger Jugend und in der unwertvollsten Schönheit des Genies, dann glückte es einem jener antiken Götterbilder, welche trotz aller Verwundungen und Verwundungen der Zeit die höchste Bewunderung erregen. Noch als Torso und Ruine stand sie groß, unerreichbar und einzig da.

Mit ihr und ihrem feingebildeten Gatten bald befreundet, verlebte ich mit beiden mir unergiebliche Stunden. Gewöhnlich besuchten wir zusammen die verschiedenen Theater und genossen den von der genialen Frau trefflich bereiteten Thee und ein frugales Abendbrot, das durch ihre bald scherzhaften, bald ernsten Urtheile über die eben gesehene Aufführung gewürzt wurde. Sie selbst war von der höchsten Begisterung für die Kunst erfüllt und besaß das feinste dramatische Verständnis. Wie sie mir einmal mittheilte, beschäftigte sie ihre Gedanken und Erfahrungen über die Hauptrollen ihres reichen Repertoires zum

besten ihrer Kollegen zu veröffentlichen, was sie selber unterließ. Auch gedachte sie ihre Memoiren zu schreiben; öfters teilte sie mir derartige Bruchstücke aus ihrem interessanten Leben mit, welche die mit ihr befreundete Schriftstellerin Claire von Glümer in Dresden sammelte und später herausgab.

Am liebsten und häufigsten gedachte sie ihrer Jugend; besonders ausführlich erzählte sie ihr erstes Debüt in Wien als Fideleio am Namensstage des Kaisers, wobei der bereits vollkommen taube Beethoven seine Oper selbst dirigirte. Vor natürlicher Angst und Aufregung zitternd, vor den durchbohrenden, auf sie gerichteten Blicken des großen Komponisten bebend, versagte der damals sechzehnjährigen Debütantin in der ergreifenden Akerkense die Stimme. Nur mit der höchsten Anstrengung ließ sie, von einem plötzlichen Krampf erfaßt, einen unartikulierten Schrei aus, der jedoch so wunderbar der erschütternden Situation entsprach, daß das tief ergriffene Publikum in einen Beifallsturm ausbrach und die kleine Sängerin einen unerwarteten Triumph feierte. Mehr aber als dieser Erfolg freute sie das freundschaftliche Lächeln des tauben Beethoven, dem der Jubel des Publikums nicht verborgen blieb. Er lächelte sie nach der Vorstellung und versprach, eine Oper für sie zu schreiben. — Auch über ihr späteres Gastspiel in London und Paris berichtete sie viele interessante Einzelheiten. Mit größter Anerkennung sprach sie neils von ihrer berühmten Rivalin, der Malibran, und von ihrem Wettkampf mit dieser Sängerin, welche am ersten Abend in der Rolle der Desdemona die Schröder zwar besiegte, aber dafür die der nächsten Aufführung als Othello eine um so größere Niederlage erlitt. Nichtsdestoweniger wurden beide innige Freundinnen, und ein Albumblatt von der Hand der Malibran bezeugte in reizenden französischen Versen ihre hohe Verehrung für die deutsche Kollegin. Gleiche Anerkennung zollte die Schröder-Devrient der genialen Tänzerin Marie Taglioni, welche sie bewunderte. Wie veräurte sie eine Vorstellung der ausgezeichneten Künstlerin, von der sie mich versicherte, viel gelernt zu haben.

Gewöhnlich ließ sie auf diese interessanten Mitteilungen einige der schönsten Lieber folgen, so daß ich nach und nach fast den ganzen Schubert und Schumann von ihr zu hören bekam. Ganz besonders liebte sie Schubert, von dem sie einmal sagte: „Seine, Schubert und mich hat der Himmel für einander geschaffen.“ — Als ich ihr an einem solchen gemüthlichen Abend von dem tiefen Eindruck sprach, den sie in meiner Jugend als Romeo und Fideleio auf mich gemacht hatte, und ich hinzusetzte, daß ich als achtzehnjähriger Student mich überglücklich gefühlt hätte, ihr so nahe wie jetzt zu stehen, erwiderte sie lachend: „Sie dummer Mensch! Warum haben Sie mich nicht aufgesucht; damals wären Sie mir auch lieber als heute gewesen.“ — Gern überließ sich die geniale Frau in Männergesellschaft einer zwanglosen Heiterkeit, frei von jeder Bräuberie, obgleich selbst die gewagtesten Scherze in dem Munde der geistreichen Künstlerin nicht verletzten. Als sie in einer größeren Gesellschaft eine derb komische Geschichte äußerst drastisch erzählte und die anwesenden Herren laut darüber lachten, fragte die berühmte Hofkapellmeisterin Crelinger nach dem Grunde unserer Fröhlichkeit. Da wir verlegen schwiegen, antwortete die Schröder-Devrient ihrer älteren und nichts weniger als pruden Kollegin: „Nichts für Damen, liebe Crelinger!“

Dagegen verstand die Schröder-Devrient in der Kunst keinen Scherz; diese war ihr heilig, und wenn sie davon sprach, glühte sie von wahrer Begeisterung. Alle Gerüchte, daß sie auf der Bühne mit anderen Künstlern während der Vorstellung Späße gemacht und als Romeo die im Sarge liegende Julia zum Leben erweckt, erklärte sie mit höchster Entrüstung für eine niederträchtige Verleumdung. „Gehorsamt“, sagte sie bei einer solchen Gelegenheit, „kann man von mir behaupten, daß ich eine Hofie gestohlen habe.“ — Aus ihrer demokratischen Gesinnung machte sie kein Geheiß, obgleich sie dadurch in den reaktionären Kreisen Berlins häufig anstieß. Zwar widersprach sie der in den konservativen Zeitungen abgedruckten verbreiteten Nachricht, daß sie in Dresden auf der Varieté gastanden und das Volk zum Kampfe angehetzt habe, aber sie verleugnete ebensoviele ihre Liebe für die Freiheit und ihren Haß gegen jede Unterdrückung.

Den innigsten Anteil nahm sie an der Noth der Armen, und jeder Bedürftige durfte auf ihre Unterstützung rechnen. Sie war eine Sozialistin im besten Sinne des Wortes, besorgte für das Wohl der unteren Klassen und stets bereit, ihnen zu helfen. Mir sind zahlreiche Beweise ihrer fast verschwenderischen Großmuth und einer schrankenlosen Wohlthätigkeit bekannt.

Einem talentvollen Musiker, der zu arm war, sich ein ihm nöthiges Instrument anzuschaffen, ließ sie heimlich in seiner Abwesenheit ihr eigenes Klavier in die Wohnung stellen. Bei ihrer Abreise von Berlin empfahl sie mir die Kinder ihrer Wäscherin, für die sie mir eine für ihre Verhältnisse ansehnliche Summe zurückließ, um auch in ihrer Abwesenheit für die Erziehung und Bekleidung derselben zu sorgen. Mit Recht konnte man von der genialen Frau sagen: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr auch viel vergeben werden.“



Der Mut der Einsamkeit.

Episde aus der Bühnengeschichte erzählt von Arth. Keller.

So betrübend sie ist, so unseglar muß die Thaliade zugefanden werden, daß die Bühnenschaft ihren Sängern — insbesondere denen vom weiblichen Geschlecht und zu der Zeit, da unsere Erzählung spielt, eine Art Zeichen auf die Stirn drückte. Gewahrte man doch überall in der sogenannten „besseren“ Gesellschaft unwillkürlich gleich die hochmüthigen Mädchen sich rümpfen, wenn — als interessante Neugierde — erzählt wurde, das talentvolle Mädchen dieser oder jener wohlhabenden Familie habe sich — der Bühne gewidmet! Der Sohn des Herrn Bankier, Doktor oder Geheimrath X. sei — Schauspieler geworden! Wiederholt ist sogar der Fall vorgekommen, daß Bühnenschauspielerinnen die unerbürdliche Schmach jenes Klauzeichens, das ihnen vielleicht durch eine außergewöhnliche Vertiefung der Umstände besonders fühlbar wurde, nicht mehr zu ertragen vermochten und kurzerhand den ungerechten Anfeindungen ihres Daseins ein jähes Ende bereiteten. Verstießen sie damit auch gegen Säkung und Gebot, so wird doch jeder, der irgend des Lebens Widersprüche an sich selbst erfährt, den Vermuthen ein herzliches Mitgefühl nimmer wohl versagen können.

Nichtsdestoweniger wird man die Gelbin der nachfolgenden Zeiten höher schätzen müssen, welche in ähnlicher Lage wie jene, noch ehe sie der tragischen Schuld verfiel, es über sich vermochte, mit dem Mute der Entsagung den Gefahren zu begegnen. Signora Telli hieß die Gottbegnadete, welche — im zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts — sich rühmen konnte, nicht nur der Lieblichkeit der Mufen und Grazien, sondern auch der Abgott des ganzen, vom Kaiserthron bis zur Bettlerstube allezeit muskelfröhlichen Wien zu sein. Feineswegs waren es allein die wunderbaren Gaben der Künstlerin, das feurige Temperament, Schönheit und Anmut der radschwarz gelockten, heißblütigen Italienerin, wodurch eben diese die Gunst der Menge so ohne Maß sich tributpflichtig gemacht, mehr vielleicht noch veranlaßte sie der Reinheit ihres Wandels, ihren hohen jugendlichen Tugenden jene allgemeine Bewunderung und Achtung und zugleich eine gesellschaftliche Stellung, wie sie uns für eine „Kondamiantin“ damaliger Zeiten schier einzig und ungleichartig erscheint. Unbedenklich, ja mit Herzlichkeit öffneten sich ihr die höchsten Pforten und selbst des Kaisers Tochterlein, obwohl von Kindesbeinen an in feste spanische Mäntel gewickelt, entblößte sich nicht, eines engsten, beinahe freundschaftlichen Umganges sie zu würdigen.

Dieser Verkehr bei Hofe brachte die Künstlerin — öfter als nach dem Verlaufe der vorliegenden Geschichte ihr gut war — in nähere Beziehung zu einem jungen Kavaller, dem die knappe Hofbedienstung der Jugend heikleren, heftigeren Herzschlag noch nicht so unwiderstehlich fest einzubändigen vermochte. Vom ersten Augenblicke an, da der junge Graf Adolf Sternberg die Sängerin kennen lernte, lobte er sich für sie in seinem Mufen und das Feuer, das durch die Blitze sich unaufhaltend dem Auszuge suchte, fand in dem unergreiflich tiefen, dunkelglühenden Auge der heißblütigen Südländerin Bindstoff genug, sich auf diese alsobald zu übertragen. Noch hatten die Lippen jedoch nichts davon einander zu vertrauen genügt; ein Hofball erst, auf welchem der Graf die Sängerin zum Mennet führen durfte, bot die erste Gelegenheit dazu. Hinter den Vorhängen einer eiaamen

darken Fensterräume, wo die Sängerin Kühlung suchte, stand ihr der Graf, was ihm die Brust längst schon zu sprunzen gedroht. Auch in der Jungfrau'sen Wunden lag es unwiderstehlich, so daß sie ihn nicht, hochschäme, auch vielleicht mehr als dies. Doch schon im nächsten Augenblicke kam es wie Fieberfrost über die aus einer selbstredenden Umhüllung sanft, doch bestimmt sich freimachende, holdjugendliche Gestalt. Mit der süßen Stimme lieblichsten Wohlklang beschwor die Künstlerin den Geliebten sich loszureißen, ihrer zu vergehen, ewig von ihr abzulassen, da die Kunst, wenn auch der reiste, unzweideutige Gottesadel, in den Augen der Welt neben dem der Geburt so wenig auf gleicher Höhe gelte. Mit heilhem Drängen mahnte sie den Tenor, ihres Standes zu gedenken, die Hoffnungen nicht zu übersehen, welche die Seinen, das Vaterland, der Kaiser auf ihn gesetzt und die durch eine Verbindung mit ihr zweifellos bereichert werden müßten. Sie erinnerte ihn an den Ehrgeiz des Vaters, den Stolz der Mutter, Spott und Verger seiner hochgehehlten Verwandten, die durch eine solche Verbindung sich beschimpft und entehrt fühlen würden. — umsonst! Des jugendlichen Startkopfes hochherziger Entschluß, unbekümmert um alle Hemmnisse nur des Herzens Stimme zu folgen, blieb unerschütterlich. Drauf mit einem letzten Kuß schieden die beiden voneinander, der Graf in der freudvollen Zuversicht, das erzwungene Glück morgen bei der Geliebten wiederzufinden, diese mit dem festen Vorsatz: — auf immer!

Alles Bestreben Wolffs, in den folgenden Tagen der Trennung sich zu nähern, blieb erfolglos; mit Milde und Schonung, jedoch bestimmt, wurden fernherhin seine Schwermüden von ihr abgelehnt. Um so eifriger nur — auf Schritt und Tritt — mußte die Sängerin nun von dem Unglücksfelsen sich verfolgt sehen, dessen blühende Gesundheit mehr und mehr dem stillen, vergehenden Gram zum Opfer fiel. Bei aller Zurückhaltung entging ihr das letztere keineswegs und immer tiefer von so unabweisbar ausdauernder Anhänglichkeit und Treue gerührt, schien es ihr, als ob auch sie, trotz des ergebenden Bewußtseins ihrer freiwilligen Entsagung, auf die Dauer sich ihre hochherzigen Grundzüge nicht werde erhalten können. Immer öfter, selbst wenn der Verstand ihrer Sinne völlig Herr war, ertappte sie sich auf Anknäueln, nach welchen der junge Graf mit seinen Wünschen und Beteuerungen ihr gar nicht mehr so ganz auf unrechtem Wege schien. Andererseits wiederum mußte sie ohne Aufheben von dem Jüngling, den Luthriken der gräflichen Familie sich nähernden, welcher die Neigung des Jünglings leider nicht verborgen geblieben war. Einen Abgrund von Mißlichkeiten sah sie vor sich entstehen, in den sie den jungen Grafen, erhornte sie ihn, unsehlbar stützen mußte. So litt die Verurtheilte unendlich schwer und mit ihr — ihre Kunst, der sie nicht zum mindesten um bezahlten so hehre Dienste bisher geleistet, weil allseitig sie derselben ungeteilt ihr ganzes Wollen und Können hatte widmen dürfen.

Eines hellen Mattages, mehr als je von all diesen widerstrebenden Leidenschaften bedrängt, schloß sie sich zu enge in ihrem Heim, ließ daher ihren Wagen kommen und fuhr alsbald durch die Vorstädte Wiens unter die in düstiger Hölle stehenden, dichten Baumanlagen immer weiter und weiter in die Einsamkeit hinaus. Da ertönte plötzlich aus dem Buschwerk des nahen Gehölzes glodenhell und weich eine volle, klare Männerstimme; mit einer ihrer schönsten Stimmen wird die Signora aus den sie umflüsternden Baumkronen aufgeweckt. „Ah misera io sono!“ schallt es über die Heide hin, wie noch vor laienigen Tagen von ihren eigenen Lippen auf der kaiserlichen Bühne es erklingen hatte, als sie im Gefühl des sie selbst bedrückenden Leides der tiefempfindenden Weise Jonellis so übergewiegende Wahrheit gesehen, daß sie nie zuvor die Hörer davon sich übermäßig und hingezogen zeigten. Nun selbst mächtig ergriffen, heißt sie den Kutscher die Pferde anhalten, um, hinter Buschwerk verborgen, nichts von dem Wohlklinge der ihr so eigenmächtig sympathischen, keineswegs ungeschulten Stimme, den innig weiblichen Tönen einzubüßen, die ihrer eigenen Sangesweise in Fiorituren und Ornamenten so anfallend ähnlich klingen, — ganz unverkennbar, als sei der Sänger sie nachzunehmen bemüht. Bei den Schlußworten der Arie entseigt die Signora ihrem Wagen und nähert sich der Stelle, wo der so selten sie fesselnde Gesang mit einem wohlgerungenen „Morendo“ eben verhallt. Dort gewahrt sie einen gar einfachen, fast dürftig und zwar fremdlich gezeichneten Jüngling mit edelgeschmittenen, treuherzigen

Jügen, einen blassen, schlanken Burschen, der den schmalen Brustkorb auf ein schlichtes Kniegestühl, träumerisch vor sich hinstellend, lang ausgebreitet im Grase ruht. Dichter in ihre Schleiern sich hüllend, tritt die Sängerin plötzlich dem überrascht aufspringenden Jüngling näher, befragt ihn um woher und wohin und sieht in denselben einen Landsmann nicht allein auch einem Kunstgenossen sich gegenüber — einem aus Italien mit einer wandernden Operntroupe herübergekommenen Sänger — der alsbald in ansehnlicher freimüthiger Gepländer gleich seine ganze Lebensgeschichte ihr kundgibt, welche darin gipfelt, daß, von den Fremden verlassen, von Mißgeschick verfolgt, in Wien just den letzten Gulden er geopfert habe, nur ein einzigesmal seine gefeierte Landsmännin, die weltberühmte Vittoria Tesi, zu hören, worauf hungernd und darbennd sich nach der Heimat zurückzubetten, sein nichts weniger als nebensächliches Los nun sei.

„Und die Tesi gehst dir, Landsmann?“ fragt die noch immer Verheilte wie belläufig weiter. „Bei allen Seligen, — das ist kein Fleck und Blut, kein irdisch Wesen, Signora! Wo blieben die Beschreibungen, die man zuvor mir gemacht, meine höchsten Erwartungen, da ich dem Himmelswohlklang ihrer Töne lauschte, an dem holden Genuß ihrer Erscheinung entzückt mich weiden durfte. Kennt Ihr den Liebreiz der Madonna della sedia in der Galerie Pitti zu Firenze? Nur ihn ist der ihre vergleichbar, und nicht ansehen würde ich, wie vor jenem Madonnenbilde, so vor meiner sortan mir heiligsten Göttin, der holdseligen Tesi, wenn je ich ihr nahe kommen könnte, vergebend niederzuknien.“ Und wie in Verzückung starre der Jüngling träumerisch wieder in die weinende Ferne hinaus.

Da dümmerte der auf's tiefste Erschütterten, deren Blick teilnahmsvoll an des schmalen Burschen verklärten Jügen hing, plötzlich ein Gedanke auf. Sorgfältig erforste sie, ob der Bedauerndwerte von jeglichem Zwange frei, durch kein Geliebte oder sonst irgendwie hinsichtlich seiner ferneren Lebenswege gebunden sei, und als seine Antworten durchweg nach Wunsch und Erwartung ausfielen, da schloß die Tesi den Schleier zurück und gab sich dem Jüngling zu erkennen, der erst wie versteinert zu ihr hinüberstarrte und dann in der That einem verzückten Peter gleich in stummer Verehrung knieend vor ihr am Boden lag. Die Tesi aber fuhr fort, ihm zu erklären, wie er ihr gut gefiele, so daß sie seiner sich annehmen, in der Kunst des Gesanges ihn weiter noch ausbilden, aufs beste für ihn sorgen, ja ganz sich ihm widmen wolle, falls er sich entschließen könne. — — — ihr Gatte zu werden, und zwar unverzüglich, am selben Tage noch mit ihr vor den Priester zu treten bereit sei.

Wie vom Blitz getroffen, sank der Jüngling vollends zur Erde nieder, doch nur, um mit dem forschenden Blick eines an der Wirklichkeit Irrenden den so gleich stark wieder sich aufrichtenden. Als aber sein Auge unverändert noch denselben Jügen bescheidener Sanftmut und ungoedentlicher Aufrichtigkeit begegnete, da schwanden die Zweifel, wie der Frühjahrs-Nachtreif, wenn er die Morgenrothe gewahrt; hastig griff er nach der ihm freundlich dargereichten Hand und bedeckte dieselbe in wilder Leidenschaftlichkeit, so innig als ungehört, mit Thränen wie mit glühenden Küssen. Den vor Entsetzen immer noch Sprachlosen ermunterte die Tesi, sich aufzuraffen, der Heberauslösung Meister zu werden, in den Schicksalswechsel sich zu finden, wie es einem Manne gezieme. Dann geleitete sie ihn zu ihrem Wagen und fuhr mit dem auf so seltsame Art gemorbenen Bräutigam kürzesten Weges ihrer Wohnung zu. Dort erläuterte sie dem seinem Glück immer noch nicht Trauenden den vollen, wahren Grund der so rasch von ihr gemüthlichen Vermählung, indem sie nur so allein der Hand eines andern sich zu entscheiden vermöchte, dem zu entsagen das Pflichtgefühl unabwieslich von ihr fordere. An denselben Abend noch ward dem so kurzerhand geschlossenen Ehepaar der priesterliche Segen, dem glücklicherweise auf keiner Seite geistliche Hindernisse im Wege standen.

Graf Wolff raste, als am darauffolgenden Tage die Heißgeliebte eigener Hand von der Vermählung ihm Kunde gab. In miden, schonenden Worten that sie ihn in'ständig, gleich ihr den Mut der Entsagung zu bekräftigen, ins Unabänderliche sich zu fügen, freundliches Gedenken ihr zu bewahren, wie er des übrigen wohl sich versichert halten könne, — doch den Frieden des Hauses ihr nicht zu verstümmern. Der Graf, so schwer es ihm fiel, bemühte sich mit Aufbietung aller Willenskraft, ihrem Wunsch zu willfahren. Unter dem tapfern Bräutigam Eugen nahm er Kriegsdienste, und im Kampfgetümmel mit den Türken

verlegte sein Gram nach und nach, so daß es ihn bald gelang, durch eine glänzende Laufbahn die hohen Erwartungen des Kaisers wie die Hoffnungen der Seinen zu rechtfertigen. Die Tesi blieb lebenslänglich seinem Auge fortan entrikt, da er Wien nicht eher wieder anstahle, als bis er zuerlässlich wußte, daß jene, die an der Seite ihres Gemahls ein glückliches Familienleben führte, mit eben diesem nach Italien in die gemeinschaftliche Heimat für immer zurückgeführt war.



Zwei Spaziergänge nach Neuilly, 1842.

I. Ein improvisiertes Konzert und die Pastetchen Ludwig Philipps. — II. Eine Tragödie.

Ein weiterer und ein ernstes Erlebnis des Erzählers Ernst Pasqué.

Schon mehrfach habe ich an dieser Stelle von fünf jungen Musikern erzählt, die zu Anfang der vierziger Jahre in damals recht freundlichen Manier den Rue des Mathurs zu Paris ein zwischen mühseligen Arbeiten und frischem Geistesgeistes Leben führten: arm an Geld, doch reich an Hoffnungen und überreich an jugendlichem Frohsinn, der sich sehr oft bis zum vollen Liebesrausch steigerte. Und immer wieder führt die Erinnerung mich zurück in die schönen sonnenigen Tage meiner glücklichen, sorglos verlebten Jugend — denn ich war ja einer der Fünf, und ein angegebener Sänger. Die in letzter Zeit oft genannte Fürstin Clementine von Koburg-Gohary rief mir eine Episode aus diesem frühlichen Pariser Leben, bei der ich sie als junge Bräutigam, wie auch ihren Vater, den Bürgerkönig Ludwig Philipp, gesehen und gesprochen, ins Gedächtnis zurück, und zwar so lebendig, als ob sie sich erst in jüngster Zeit zugetragen hätte. Von ihr will ich erzählen.

Die letzte Woche des Monats Juni jenes oben genannten Jahres 1842 war herangekommen und ein Schmalhaus schlimmerer Sorte unserer Künstler. Zwei von uns, Gold und Molberg, gelassen, ersterer Chef d'Orchestre eines Balls der Barrière, der andere Dirigent des Konzerts in Wien, das schon seit Monaten weder leben noch sterben konnte, erwarteten ihre schmale Monatsbezahlung — wenn eine solche für den Konzert-Dirigenten überhaupt erfolgen sollte! — erst anfangs des nächsten Monats Juli; Dapper, der Geiger, und Heinrich Lütgen, der Cellist, hatten nicht die geringste Aussicht auf Stunden-gelder, aus dem einfachen Grunde, weil das Stübchen ihrer Instrumente — richtiger: das süße Nichtsthum, sie nicht zum Stunden geben konnten ließ; und ich, der Sänger, lebte überhaupt nur von den Honoraren, welche die anderen erwarben, oder auch nicht erwarben, und im übrigen wie sie — fast von der Luft!

Es war ein herrlicher Sommertag, die Sonne schien so golden herab aus das ewig stehende Paris und sein Häusermeer; sie lodte übermächtig ins Freie, ins frische Grün, und wir saßen trübselig, weil mit nur zum geringsten Teil betriebligen Mägen, in unserer Manier. Da rief plötzlich Gold, der älteste, dabei der längste von uns und somit unser natürliches Oberhaupt: „Kinder, die Tassen geleert, damit wir zusammenrechnen, was wir noch an Fonds besitzen. Dann mache ich euch einen Vorschlag, wie wir diesen wunderbar schönen Tag herrlich und in Freuden — und unserer würdig verleben können. Heraus mit den Sous, Pfennigresten, die besser sind wie die Danks!“

Die Tassen waren nur zu rasch umgelegt, doch kamen leider nur einige dicke kupferne Sous, nicht einmal einwärts, geschweige denn wirkliches Silber, zum Vorschein, es waren im ganzen — 25 Sous. „O weh!“ meinte Gold mit einem Seufzer in Moll, „damit können wir mehr so schön erachtete Landpartie nicht ausführen.“ Der Seufzer hatte einen Widerhall in unserer Brust geweckt und schon gestakete er sich zu einem Quartett in verschiedenen Tonarten, das bald zu einem Choriardi werden mußte. „Still! und Hui

über auch, Verächter!" schrie Gold abwehrend, doch nahm er auch sein Pistol zur Hand, natürlich nur um seiner gräßlichen Feinde zu verabschieden.

Da erkündete plötzlich die Stimme Lütgens, der in seiner ruhigen Weise sagte: "Spiele uns doch lieber deine Pastoral-Symphonie auf, vielleicht finden sich dann die noch etwas fehlenden kuppelnen Noten."

Das Geschehen ging jetzt in einen lauten Jubel über, denn wir wußten nur zu gut, daß der stille Geläst auch in der schwersten Zeit der Not einige Franks im Verborgenen hütete.

"Hört!" rief Gold, den Ruf dann durch eine heile Fanfare seines Pistols verstärkend. "Wir spazieren über Neuilly nach Bougival, wo es die beste und billigste Friturre gibt; hierauf erkeinen wir Conventienns, besuchen den Pavillon der Dubarry und finden im Garten vielleicht einen von den vielen Schönen, die die arme, gleich leichsinnige, wie unmoralische Courtesane dort vergraben hat, bringen dem Grafen Monte-Christo, Alexander Dumas, in seinem Insel-Pavillon bei Marly ein Ständchen, der uns natürlich zum Diner einladen wird, und kehren über St. Germain mit der Eisenbahn heim."

Ein helles Gelächter begrüßte dieses unumgliche Programm, doch Lütgen sprach gleich ruhig, wie früher: "Nur wie viel verlangt du dafür für uns Fünf?"

"Nur fünf Franks, pro Mann einen Frank! Williger kann ich's nicht thun," entgegnete Gold mit dem Stolz eines — Don Quixote.

Schon wollte das tolle Lachen von neuem losbrechen, als Lütgen plötzlich die Arme ausstreckte und in jeder Hand ein blankes Zweifrankstück hoch emporhielt: "Hier sind vier Franks — meine letzten, ich schwör's bei Mozart! Dort liegen 25 Sous, also für jeden noch einen Sou als Supplement."

Jetzt war kein Salter mehr, die allgemeine Freude äußerte sich in einer bedenklichen, geradezu furchtbaren Weise, wenn wir auch sehr wohl wußten, daß wir mit diesen Kapitalien höchstens bis Bougival kommen würden. Gold hatte sein Pistol an die Lippen gesetzt, die übrigen ergriffen ihre Geigen, ich turtelte stehend in ein Badhorn — denn alle diese Instrumente waren in unserer Manfarge vertreten — und die entsehligen Danklieder blasend, geigend und singend, drangen wir auf den armen Gelästten ein, der sich die Ohren zupflicht und aus einer Ecke unseres schiefen Dachlons in die andere flüchtete. "Gnug!" schrie plötzlich Gold, "und auf nach Balencia! Eben hat's Jehu gefangen — in 10 Minuten müssen wir in den Champs-Élysées, um elf Uhr in Bougival sein. Ein jeder von euch steckt einen Band Orpheus ein für unser Diner beim Grafen Monte-Christo und ich — ich stecke das Geld ein. En avant!" —

Gegen elf Uhr hatten wir mit Not zwar die Champs-Élysées über Neuilly, Bougival erst noch recht nicht erreicht. Dazu schien die Sonne wohl sehr schön, doch auch gleich heiß auf das in fröhlicher Laune dahinwandernde Künstler-Quintett nieder. Wir waren froh, in den Schatten der Bäume der elysäischen Felder, die damals ganz anders wie heute, größtenteils in einer natürlichen Mädchenpracht sich darstellten, zu gelangen. Ein halbes Stündchen später passierten wir den Arc de Triomphe, der damals noch lange nicht die heutigen prachtvollen Avenuen zeigte, sondern frei dastand, nur von kleinen Restaurants und Marchands de Vin in respektvoller Ferne umgeben. Immer weiter, gerade aus ging es, in noch immer gleich guter Laune. Die Fortifikationen, damals kaum im Werden, wurden durchschritten, an der Porte Maillot zogen wir ohne Aufenthalt vorüber, und nach einem Spaziergang, der mehr einem Marsch gleich, langten wir in Neuilly und im Angeficht der großen Brücke an, dort, wo 1608 Henri IV. und Maria von Medici das ertrunnen waren, wo etwa 50 Jahre später der berühmte Schriftsteller Pascal seine Betrachtung fand, die aus dem tiefsinnigen Philosophen einen Theologen und Einsiedler machte.

Wir waren müde, das Plaudern begann zu verflummen und Andeutungen in einen der vielen Cabarets Neuillys einzuführen, dort unser Festmahl zu halten, wurden anfangs schüchtern, dann immer bedenkllicher laut; "hier ist ein offenes Thor," sagte Gold, einen Mittelweg findend, "es führt zum königlichen Schloß. Wir wollen uns den Park ansehen, an hübscher Stelle ausruhen, was uns der Bürgerkönig Ludwig Philipp gewiß nicht wehren wird, als zweites Dejeuner den Orpheus verschlucken — das heißt: einige Quartette singen und dann einen männlichen Entschluß fassen,

entweder kühn weiter voran in das Paradies der Umgegend von Paris dringen, oder vorerst in Neuilly stehen bleiben."

Gesagt, gethan! Wir traten hochgehobenen Hauptes in den königlichen Park, als ob wir dort zu Hause wären, ein und der erste Weg, den wir einschlugen, führte uns zu einem allerliebsten, schattigen Ruheplätzchen, mit eleganten Gartenumkleidungen versehen. Da saßen wir nun, erleichtert aufatmend, und wie auf einen Zauberstrich war die fröhliche Stimmung wiedererkehrt. Auf und lachend besprachen wir nochmals unseren Vergnügungszug nach Bougival zu der köstlichen Friturre und zwar mit den drohlichsten, übermütigsten Variationen. Da rief der stille Lütgen, welcher sich undemerklich entfernt hatte, mit geheimnisvoller Stimme: "Hierher kommt! und ihr werdet ein Wunder sehen." Rasch und nicht wenig erwartungsvoll legten wir die wenigen Schritte zurück und befanden uns nun auf einer Terrasse, deren Ausblick allen einen lauten Aufreger der Bewunderung entlockte. Vor uns ausgebreitet lagen die entzückend schönen, "Environ de Paris," die mit vollem Recht ein Eden-Paradies genannt werden dürfen. Wie durch einen riesigen Wäldergarten, mit bunten Städtechen, Villen und Wäldchen überzogen, zog die Seine in breiten Windungen der Ferne zu, die von dem Mont Valérien, den höchsten Höhen von Conventienns, Marly und St. Germain mit seinem Walde abgeschlossen wurde. Das herrliche, sonnen Landscap bild, welches sich so überaus schön unseren Blicken zeigte; die friedliche Ruhe, welche darüber gebreitet lag, stimmte uns feierlich und ohne Aufzuredung, wie etwas Selbstverständliches, zogen wir unsere kleinen Orpheus-Partituren aus der Tasche. Ein nur leise geküßtes Wort Golds, als ob dieser sich scheute, in solchem Augenblick laut zu reden, ein Wink seiner erhobenen Hand und — das herrliche Quartett unseres Kreizers: "Das ist der Tag des Herrn," stieg leise in seinen ergreifenden Klängen und Aeorden aus dem Grün der Terrasse empor, in die reine, sonnige Luft. Wir sangen uns in eine so anhängliche Stimmung hinein, daß ein jeder sich wahrhaft und mächtig davon ergreifen fühlte.

Als wir zu Ende, vernahmen wir plötzlich ein mehrstimmiges lautes Brabornen und Gabelklatschen, und als wir erschrocken uns umwenden, erblickten wir an der Stelle, wo wir die Terrasse betreten hatten, vier Herren, die nun auf uns zuschritten. Es war ein alter Herr mit drei jüngeren Begleitern, zwei von ihnen gingen in Zivilanzügen, die beiden Anderen, von denen der jüngste etwa 18 Jahre zählen mochte, trugen Uniformen. Die hohe, spitze zulaufende Stirn, die dicken Sängerbäden, die dem Gesicht des alten Herrn in der That Nähekeit mit einer Wirtin gaben, waren nicht zu verkennen, ebensowenig die Züge eines seiner Begleiter; wir standen vor dem König der Franzosen Ludwig Philipp und seinem präsumtiven Thronfolger, dem Herzog Ferdinand von Orleans; die beiden Anderen konnten nur die Herzoge von Anjou und Montpensier sein. Mit tiefer Verehrung und nicht wenig verwirrt erkannten wir dies, doch schon sprach der König uns in deutscher Sprache an:

"Ich danke Ihnen, meine Herren, in meinem Namen und in dem meiner Damen, für Ihren schönen Gesang," so sagte er äußerst freundlich, "und wir sind abgesehen worden, Sie zu Madame Amélie und meinen Töchtern zu geleiten, die Sie gerne sehen und sprechen und erst recht noch einmal hören möchten. Sie finden dort eine Landsmännin, die Gemahlin meines Sohnes Nemours, eine Prinzessin von Koburg."

"Sie werden gewiß die Güte haben, uns noch eines Ihrer schönen Lieder zu singen," fügte der Herzog von Orleans, die Worte des Königs gleichsam ergänzend, mit ritterlicher Höflichkeit hinzu, "wenn auch ich Sie im Namen unserer Damen darum ersuche."

"Geben Sie Ihre köstliche Friturre in Bougival immerhin Preis!" lachte der kleine, runde Herzog von Montpensier in jugendlichem Freimut. — "Oh! wir haben alles gehört," fuhr er noch lustiger fort, ohne sich an unserer diesmal wirklichen Verlegenheit zu fügen. "Warum sprachen und lachten Sie auch so laut — und warum mühten wir alle auch dicht neben Ihnen weilen, nur durch eine Tagesswand voneinander getrennt?"

Der König und der Herzog von Orleans lachten hell auf, nur der von Anjou schwieg, doch lächelte auch er. Ersterer sagte dann: "Unsere aufreimliche Indiskretion werden Sie somit entschuldigen müssen, wie Sie auch Ihren Plan, in Bougival zu dejeuner, nicht zur Ausführung bringen können, es würde viel zu spät dazu werden! Für heute müssen Sie

schon mit einem Dejeuner in Neuilly vorlieb nehmen, wo es auch ganz passable Restaurants gibt." Hierauf wendete er sich zum Gehen.

Wie zum Beispiel — der Restaurant du Gâteau! — nur dürfte es dort keine Friturre Genre Bougival geben! — führte der junge Herzog von Montpensier uns im Vorbeigehen mit schelmlichem Lächeln zu, und wir wußten nun, daß die hohen Herrschaften unser früheres, übermütig-lustiges Gespräch nicht allein Wort für Wort gehört, sondern auch verstanden hatten.

Nur wenige Schritte brachten uns zu den Damen der königlichen Familie. — Wir hatten in der That vorhin nur durch ein dichtes Tagessbüsch von der ganzen hohen Gesellschaft getrennt, uns ausgerichtet und geplaudert. — Die Königin, Madame Amélie, noch immer eine stattliche Dame, sah in einfachem Kleide, mit einem breiten Schürhüt auf den ergrauten Waden, zwischen zwei Prinzessinnen. Die eine davon war, wie wir wußten, die Herzogin von Nemours, ein deutsches Fürstentum; die andere, wie wir später erriethen, die Prinzessin Clementine (heute durch ihren Sohn Prinz Ferdinand, weit und breit bekannt geworden, damals ein hübsches, schlankes Mädchen von etwa zwanzig und einigen Jahren). Die drei Damen, besonders die Königin, grüßten uns durch Neigen des Hauptes äußerst hübsch und mit freundschaftlichem Lächeln. Der König stellte uns als deutsche Musiker vor, die in Paris lebten und studierten und die Güte haben würden, den Damen noch einige ihrer schönen deutschen Lieder zu singen. Nun kamen auch wir zum Wort; vorerst jedoch nur der lange Gold, wie sich dies ja auch für ihn, als unseren eigentlichen An- und Vorführer ziemte, während wir übrigen so etwas wie: "große Ehre" — "mit vielem Vergnügen!" n. s. w. in den mehr oder minder spitzenden Bart murmelten. Dann sangen wir. Zuerst die Kreuzerische "Kapelle", dann, hohem Wunsch nach einem Volksliede entsprechend, das hübsche Wernerische Quartett: "Sah ein Knab' ein Mädelchen stehn!" Jetzt erhoben sich auch die Damen. Gatten sie nach dem eindringlichen Gesang der unvergänglich schönen Komposition unseres Kreizers, weit sichtlich ergriffen, nur scheinbar mit den Fingern tippen applaudiert, so klatschten sie nun lauter, wie die Herren, in die Hände. Dabei näherten sie sich uns und nun erst kamen auch wir zum Reden. Wir ward die Ehre, von der Prinzessin Clementine angesprochen zu werden. Ob heute die Fürstin Clementine von Koburg-Cohary sich jenes improvisierten Konzerts im Park von Neuilly noch erinnert? Ich glaube kaum. Aber ich habe die junge Prinzessin Clementine nicht vergessen, und noch steht sie lebhaft vor mir, wie damals, mit ihren hübschen, doch etwas strengen Zügen. Auch sprach sie nur französisch mit mir, obgleich sie der deutschen Sprache wohl ebenso mächtig war, wie ihr Vater und ihre Brüder. Nur kurze Zeit dauerte diese Konversation. Ein Lakai erschien und machte dem Herzog von Orleans seine kurze Meldung; da verabschiedete uns der König durch eine hübsche Gebärde und die Worte: "Nochmals Dank, meine Herren, für Ihren Gesang, und lassen Sie wiederum den Park von Neuilly zu besuchen wünschen, steht er Ihnen jederzeit offen." Auch die Königin und die beiden Prinzessinnen grüßten freundlich und nach tiefen Wäflungen traten wir, unwillkürlich aufatmend, unsern Rückzug an.

Der Herzog von Orleans und der von Montpensier begleiteten uns, doch langsam! — nicht nach dem Ausgangsthor glug der Weg, dafür wahr und wahrhaft schnurgerade auf das Schloß Los. Hier wurden wir einem Lakai übergeben und nachdem der Herzog von Orleans einem jeden von uns die Hand zum Abschied gereicht, sprach er noch mit freundschaftlichem Lächeln: "Nehmen Sie vorlieb, meine Herren Künstler, mit dem, was wir Ihnen bieten können, und thun Sie, als ob Sie zu Hause wären."

"Oder im Restaurant zu Bougival!" setzte der junge Herzog von Montpensier lachend hinzu. Noch eine gegenseitige Verbeugung und die beiden Herren kehrten zu ihrer Gesellschaft auf der Terrasse zurück, während wir dem Lakai höchst freudig Abschied und nicht wenig erwartungsvoll folgten.

Welch ein Anblick wurde uns, als wir von dem Manne in einen kleinen, reizend und einladend ausgestatteten Speisefaal, im Batteree des Schlosses geleitet, hineincomplimentiert wurden. Eine Tafel fanden wir, so überreich mit den köstlichsten köstlichen Speisen bedeckt, mit so vielen Weinflaschen in verschiedensten Formen bestellt, daß wir bei größtem Geismutger mindestens acht Tage daran genug gehabt haben würden! Und dazu noch einen königlichen galonierten Lakai als Bedienung! denn der Mann rückte die

Stühle zurecht und begann sein Amt als unser „Gargon“. Ohne uns weder an seine bestreute Gegenwart, noch an den vornehmen Ort zu stören, ließen wir unserer Freude, die bald in eine tolle Lust aufkamm, freien Lauf, um uns dann wie echte Grands-Étiqués bedienen und zugleich wie mit ungewöhnlichem Appetit gelegene Kränze es uns schmecken zu lassen. Das war ein Dejeuner, wie es nur wenige Male durch profane Götter an uns herangetreten war. Und diese Weine! Chablis und Chabertin, sogar echter Wein vom Rheine! Wie klangen die Gläser wider einander! wie leuchteten die Augen und wie schliffen die Lippen den köstlichen langentbehrten heimischen Trank! Und diese Trinksprüche! launig ernst und übermütig lustig: auf den König Ludwig Philipp den Großmütigen und seine Familie! auf die deutsche Heimat — auf unsere jähne Kunst — auf die Weintalchen-Schatzkammer des Glases, auf des Geigers Dapper vorstigen Bart, der stets mit dejeuner wollte. Es drohte zu arg zu werden und vergebens gebrauchte Holz in drolliger Weise das Wort Ludwigs XV., das dieser bei ähnlichen Gelegenheiten so wirksam hören ließ: „Messieurs, le Roi!“ Endlich ging das Spreizen und Trinken zu Ende — es ging überhaupt nicht mehr: wir hatten dejeuner, dinert und sogar soupiert und nuckten fort, hatten schon zu lange in dem königlichen Speisesaal gewohnt und gerhan — wie der Herzog von Orleans gesagt — als ob wir zu Hause, daheim in unseren Manfarden gewesen wären!

Ein lustiges Vieh zum Abschied — und zugleich als Dank dem Gargon, dem wir lieber nur das Gold unserer Zähne als Douceur hinterlassen können! — rief Holz, die Tafel aufhebend, und Mollberg setzte rasch hinzu: „Ihr singt unser Quartett. Ich hör' meinen Schatz, wie den Hammer er schwinget, und ich spiele auf meinem Holz- und Strohinstrument den Hammer, den Amboss und das Glöckchengläute dazu. Voran!“ Es war kein Halten mehr: der Wein war uns zu Kopf gelegen und der tolle Einfall mußte ausgeführt werden. Daß dies so anständig als möglich geschah, dafür sorgte der Vermittligte von uns, der gute, lange Holz.

Unbarmherzig wurden die Stühle einer auf den andern gestülpt, die vorhandenen Stühle noch hinzugegeben, so daß die oben liegenden Sitzgelegenheiten alle vier Beine in die Luft streckten. Mollberg probierte mit dem Heft der großen Tranchiergabel die Stuhlbeine, mit der Klinge eines Dessertmessers leise die verschiedenen leeren Flaschen und Gläser, und stellte die ausgewählten dann zwischen die in einer Reihe aufgestellten Stuhlbeine. — Mollberg war nämlich nebenbei ein ganzer Virtuose auf dem Holz- und Strohinstrument, und schon mehrfach hatten wir diesen musikalischen Scherz zum größten Gaudium unserer Zuhörer ausgeführt. Hier sollte er seine Wirkung ebenfalls nicht versäuen. Wir begannen in fröhlicher Lust unser Quartett:

„Ich hör' meinen Schatz,
Wie den Hammer er schwinget,
Das rauscht, das klinget,
Das dringt in die Beite
Wie Glöckchengläute
Durch Wägen und Blat.“ —

Und während wir sangen, sprang Mollberg, seine Messer- und Gabelstiele schwingend, mit einer drolligen Behendigkeit von einem Stuhl zum andern — gerade wie der falsche Wille im Keller der Aluden im Palais royal — und vollführte dabei auf Stühlen und Stuhlbeinen, auf Flaschen und Gläsern eine beständige Musik, die einestalls gar nicht so übel zu dem Vieh stimmte und doch auch wieder im Verein mit der Persönlichkeit des Virtuosen zum Totlachen war. Nach der ersten Strophe konnten wir selbst uns eines tollen Lachens nicht erwehren — und jetzt! — dort, hinter der Thür eines Nebenraumes lachte es ebenfalls hell auf und wehmütig. Es konnte doch kein Echo sein? Nein! nein! es waren die Stimmen der Herzoge von Orleans und Montpensier und auch eine Frauenstimme war dabei; wir hatten sie nur zu gut wiedererkannt, denn es lachte echt deutsch, aus voller Brust. — „Nach die zweite Strophe“, flüsterte Holz uns zu, „und dann hinaus!“ wir mußten hinst beäugeln, aus diesen königlichen Paradiesen hinaus — befördert zu werden.“

So geschah es; und schon wollten wir uns rasch und unhörbar ins Freie stellen, als wir hinter uns die Stimme des Lakaien hörten, der da rief: „Un instant, Messieurs! Einen Augenblick, meine Herren!“ Ergröden, wie auf einer bösen That erkappt, hielten wir inne, wendeten uns zagend um und sahen — eine neue Überraschung!

Der Lakai hielt eine große, silberne Platte, auf der fünf Plätzchen, sauber in weiß Papier gepackt, und mit roten Bändchen übers Kreuz verschürt, lagen. „Für morgen, zum Dejeuner“, sagte er. „Die hohen Herrschaften lassen bitten!“ — Damit präsentierten er uns die Platte, und — wir griffen zu, natürlich mit Stauern, doch auch mit aufrichtig wohlgemeintem Dank.

Das improvisierte Konzert im königlichen Park, das unerwartete königliche Dejeuner im Schloß zu Neuilly, sie waren vorüber, und nun ging es mit frischer Lust hinaus ins Freie, neuen Vergnügen und wohl auch neuen Abenteuern entgegen.

(Schluß folgt.)



Berliner Saison.

IX.

Berlin, im Oktober.

Wie lange währt, wird gut — und es hat wirklich recht lange gewährt, bis die Berliner Soper sich entschloß, den Nibelungen-Epik durch die Einführung des Schlußgottes, der Götterdämmerung, abzurunden. Eine wahre Weltwanderung hat dies Musikdrama zurückgelegt, bevor es bei uns ein festes Heim fand, und wenn man die Zeitintervalle berechnen will, in denen das Werk aus seiner Uranlage in „Siegfrieds Tod“ seine endliche Gestalt annahm, um erst in Bayreuth, dann auf verschiedenen deutschen Opernbühnen zu erklingen und schließlich auf dem Umweg über Amerika in die deutsche Reichshauptstadt zu gelangen, so hat man als Wogenheit nicht das Jahr, sondern das Jahrzehnt zu wählen. Genau genommen mußte erst eine Art von Kapellmeister- und Verwaltungsdämmerung vorhergehen, bevor die Götterdämmerung bei uns zur Wahrheit werden konnte. Mehr als eine der alten Gattungen vom Dirigentenpuls und von der Regie sank dahin, und eine schwere Krise war zu überleben, ehe das Scepter in die Hand eines Meisters glitt, welcher voll und ganz der neuen Ära angehört. Nun ist das Schwanen- und Bauen, das Kalkieren mit der Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit verübert: Joseph Sacher, der Orchesterchef, um den wir Hamburg zu hoch beneideten, ist der unsere geworden, und ihm verdanken wir eine Einführung des Nibelungenwerks, welche getraut als die vornehmste Großthat der Berliner Opernbühne bezeichnet werden darf.

Es wäre Unrecht, heute in der Freude über das Gelingen des Mannes und der Troupe zu vergessen, die uns zuerst vor sechs Jahren die ganze Wagnerische Trilogie erschlossen haben. Wenn heute das Berliner Publikum fast vorbehaltlos aus alle fertigen und musikalischen Schwierigkeiten des Nibelungenringes eingeht, so gehört der Dank hierfür noch immer zum Teil dem kühnen Angelo Neumann, der mit seinem ambulanten Wagnertheater hier wie anderswo den Boden des Verständnisses so freilich vorbereitet hat. Auch daran wollen wir uns erinnern, daß in einzelnen gelungenen Leistungen die Neumannschen Vorstellungen den gegenwärtigen überlegen waren. Noch immer will das Bild der Brünnhilde Reichers-Rindermann, der früh dahingekündete, in unserer Erinnerung nicht verblasen, ebenso wenig wie das des Necken Siegfried, der damals in dem noch stimmfrischen Heinrich Vogl eine unübertreffliche Vertretung fand. Aber das Lob des Vergangenen darf auch nicht die Anerkennung für das Gegenwärtige unterdrücken; die Totalwirkung des Werkes gründet sich nicht auf einzelne Stimmen, sondern auf das Zusammenwirken zahlreicher Faktoren, und in dieser Hinsicht, das heißt in der Ausstattung eines ohne Fehl und Tadel arbeitenden Gesamtapparats hat unser Opernhaus die enorme Aufgabe ohne Mißstand gelöst.

Ich muß es mir hier selbstverständlich versagen, kritische Streifzüge in die Partitur zu unternehmen. Nur die Aufführung ist zu erörtern, und diese bildet, wie ohne Uebertreibung behauptet werden darf, einen Markstein in der Entwicklung des Berliner Operninstituts. Von dem Ernst, mit welchem die neue Aufgabe ergriffen wurde, gibt schon die Thafache Kunde, daß man es unternommen hatte, die Götter-

dämmerung unverkürzt zu Gehör zu bringen. Die Berliner Oper galt ebendam, ein Wort Wagners anzuwenden, als eines der „bestreichenden“ Häuser, wobei man sich unter den Streichinstrumenten die Hofkapelle der Regie vorzustellen hat. Hier sollte zunächst an einem überzeugenden Beispiel dargestellt werden, daß die Leitung des Theaters entschlossen ist, mit einem System zu brechen, welches nur allzuoft an die Thätigkeit des Höflichen Protokolls erinnert hat. Wer wollte es leugnen, daß dieses System gerade in den Kreisen des Publikums die allereifrigsten Förderer findet? So hätte sich auch diesmal zum mindesten kein Protest erhoben, wenn die Götterdämmerung, die sich nach Ausweis ihrer Schicksale ganz vorzüglich zum Streichen eignet, um die beiden großen Szenen der Nornen und der Waltraute entlastet worden wäre. Selbst unter den unbedingten Wagnerianern gibt es nicht wenige, welche diese Szenen als tote Anhängsel erachten und sie im Interesse der theatralischen Wirkung geopfert zu sehen wünschen. Wenn nun der gegenwärtige Dirigent selbst an diesen Längen festhält, so ersehen wir, daß jetzt endlich ein neues Moment als ausschlaggebend in den Vordergrund tritt: der Respekt vor dem Willen des Meisters, dessen Absichten unter allen Umständen verwirklicht werden sollen.

Es fragt sich nun aber, ob diese Absichten richtig erraten werden, wenn man die Götterdämmerung auch fernerhin, nämlich sobald sie als Glied der vollständig aufgeführten Tetralogie erschienen wird, unverkürzt bestehen läßt. Manche Eigenschaften des Dramas dienen doch zweifellos nur zur Orientierung für diejenigen, welche sich mit dem Inhalt der vorangehenden Dramen noch nicht recht vertraut gemacht haben. Wie nun aber, wenn diese Vertrautheit mit allen Motiven des Werkes im großen Publikum als Regel vorausgesetzt werden darf? Dann wäre es gewiss an der Zeit, eine Revision des Textes im Sinne der Verkürzung vorzunehmen, einfach aus dem Grunde, weil Wagner selbst vermutlich manche Wiederholung des längst Bekannten unter jener Voraussetzung bestanden hätte. Die Thafache, daß das gesamte Bühnenfestspiel in das Repertoire der großen Opernhäuser aufgeführt, gehört der Neuzeit an; mit dieser Thafache konnte Wagner nicht rechnen, wir aber haben sie in Betracht zu ziehen, nicht im Interesse des Normalarbeitstages in der Oper, d. h. der dreistündigen Spielzeit, sondern um die Wirkung des Gesamtwerks nicht zu beeinträchtigen.

Als Träger der Hauptrollen excellierten Rosa Sacher und Heinrich Ernst, die erstere namentlich in ihrer Eigenschaft einer imposanten Darstellerin, welche jeder Stellung ein statuarisches Ansehen zu verleihen wußte. Die Bewegungen der Chormassen gerieten in den Meinerer Stil, alles Dekorativ rührte von Meisterhand her, und über dem Ganzen waltete Sachers Wunderthat, welcher dem Orchester bald seraphische Klänge, bald titanische Braulen entlockte und alle Schätze des unermesslichen Werkes als klingende Offenbarungen zu Tage förderte.

R. Muszkowski.



Schiebrässel.

Sammerabendrot, Donauwörth, Persepolis, Sebernheim, Philisterland, Harmoniegesellschaft, Feteringsoper.

Obige Wörter sind genau, Buchstabe unter Buchstabe, untereinander zu schreiben und so lange seitlich zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe einen Kompositionen nennt. Ist dies der Fall, so erscheinen in zwei anderen senkrechten Reihen ohne weitere Verschiebung zwei Werte derselben.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer:

M	S	S	U	D
E	O	A	N	O
H	H	M	G	N
U	U	U	A	A
L	H	M	R	U

—*

Kunst und Künstler.

— **Stuttgart.** Die frühere so berühmte Primadonna unserer Hoper, Kammerfängerin Mathilde v. Marlow, ist am 22. v. Mts. im Theater, wo sie der Aufführung von Wagners „Rheingold“ bewohnen wollte, infolge eines Lungenschlages plötzlich gestorben. Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß sie in demselben Hause, in dem sie einst ihre höchsten Triumphe feierte, ihren Geist aufgab. Kurz nach 7 Uhr hatte sie das Hoftheater betreten, um der Aufführung von Rheingold beizuwohnen. Während des Aufstiegs auf der Treppe zu den ersten Ranglogen überkam sie plötzlich eine starke Atemnot. Frau Leonore Wählmann, die bekannte ausgezeichnete Heroine unserer Hofbühnen, begabte zufällig der so unerwartet schwer erkrankten Sängerin und führte sie in ein Garbierzimmer, wo sie nach wenigen Minuten verschied. Ein junger Militärarzt, der zufällig im Theater anwesend und schnell zur Hilfe gerufen war, konsolidierte ihren Tod als Folge einer Lähmung des Herzens. Mathilde v. Marlow, wie sie sich nannte (ihr Geburtsname war v. Wolfram, verheiratet war sie mit Herrn v. Homolatsch), stammte aus Kroatien; sie war in Agram geboren und erreichte ein Alter von etwa 64 Jahren. Ende der 40er Jahre wirkte sie in Darmstadt, kurz nachher in Hamburg, 1863 wurde sie Mitglied der Wiener Hoper, seit April 1864 gehörte sie unter lebenslänglichem Vertragsverhältnis der Stuttgarter Bühne an. Unter glänzenden Ovationen feierte sie hier im Jahre 1879 das Jubiläum ihrer 25jährigen Thätigkeit. In den letzten Jahren trat sie nur noch in Konzerten auf, zum letzten Male vor etwa 8 Monaten. Ueber ihren Gesang spricht sich Adolf Palm in seinen „Briefen aus der Bretterwelt“ folgendermaßen aus: „Zur Zeit ihrer Blüte besaß sie einen wunderbaren Glanz und Wohlklang der Stimme; frischhell, süß und innig war der Ton, der Vortrag besaß, sinnlich warm, und das trodene Fortwirken des kolorierten Gesanges eigenwillig und sehr belebt von genialen Flügen.“ Der Name Marlow wird hier ungenügend bleiben, denn mit der Glanzzeit unserer Bühne ist er auf das innigste verbunden.

— Dem Vorstande des Stuttgarter Liederkranzes, Herrn Oberpostmeister Sieble, wurde von dem deutschen Kaiser der kgl. preussische Kronorden III. Klasse verliehen.

— An Stelle des im Mai d. J. verstorbenen Musikdirektors Selmar Müller wurde der Domorganist Alfred Michaeis aus Halle a. S. zum Seminar-Musiklehrer und Organisten an der Hauptkirche „Beatae Mariae Virginis“ in Wolfenbüttel ernannt.

— In Bernburg hat ein durch den dortigen „Gesangverein“ aufgeführtes Oratorium „Aders Tob“, Text und Musik von Otto Weständig, sehr gefallen.

— Eugen Böning (der Dirigent des dortigen Musikvereins) hat in Wilkauver (Pils.) ein Konservatorium gegründet, welches seinen Namen führen wird. — Alfred Meisner, einer der jüngsten, aber bedeutendsten Pilszähler, konzertierte in den letzten Monaten in Russland, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn vor ihm kaum ein deutscher Künstler in Russland zu erringen wußte.

— Der Direktor des Cäcilienvereins und der Akademischen Musikschule Musikdirektor Alexis Holländer in Berlin ist zum künftigen Professor ernannt worden.

— Franz Schuberts Gebeine wurden den 23. v. Mts. vom Währinger Friedhofe in Wien nach dem von der Kommune gewidmeten Ehrengrabe auf dem Zentralfriedhofe feierlich übertragen. Die Beisetzung des Publikums war großartig. Zahllose Kränze aus Oesterreich und auch aus Deutschland schmückten den Sarg. Die Straßenlaternen brannten auf dem ganzen Wege. Die erste Einsegnung nahm Vater Schubert, der Bruder des Tonkünstlers, vor. 1500 Sänger erschienen, geleitet vom ältesten Chorleiter Wair, auf dem Schillerplatz Schuberts Nachlass mit passendem Texte. Auf dem Zentralfriedhof nahm Bischof von Angerer mit vier Domherren die Einsegnung vor. Der Männergesangsverein sang hier zwei Lieder. Hofkapellmeister Gabilon sprach Ludwig August Frankels Festgedicht. Die Gemeinde übernahm von dem Männergesangsvereine das Grabdenkmal. Schubert liegt neben Beethoven.

— Fritz Basell in Nürnberg, der Komponist der mit Erfolg gegebenen Operette „Der Fürst von Sevilla“, arbeitet gegenwärtig an einer Oper im

volkstümlichen Stile, die den Titel „Der Dessauer“ hat und welcher die Liebesepilode des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau mit der Apothekerstochter Anna Köhle zu Grunde liegt.

— Mannheim. Ferd. Langers Oper „Muriilo“ erlebte am 16. September der ihrer im Grunde ersten Aufführung in Mannheim (die Oper erschien in der ursprünglichen Form, wie Frau G. Heule sie gebichtet, in 3 Akten) einen großen und seltenen Erfolg. Alle Stimmen, die über das Werk und die Aufführung laut wurden, einigten sich dahin, daß Langer in „Muriilo“ eine Oper geschaffen, die eine hochwillkommene Bereicherung des Repertoires einer jeden Bühne bilden wird. Eine interessante und spannende, rasch sich entwickelnde Handlung, dankbare künstlerische Aufgaben nebst einer Fülle zum Herzen sprechender Melodien und wirksame Ensemblestücke jeder Art, welche die Zuschauer zu höchstem Beifall hinrissen, bürgen für einen Erfolg überall, wo das Werk nur einigermaßen entsprechend zur Aufführung gelangen kann.

— Kapellmeister Dr. Schletterer, Direktor der Musikschule in Augsburg, hat einen Ruf nach Jedd o als Direktor des dortigen Konservatoriums erhalten, über die Annahme desselben sich jedoch bis jetzt noch nicht schlüssig gemacht.

— „Der Schelm von Bergen“, die neue Operette von Delsälegel, Text von Löwe und E. Lindau, hat am Samstag am Theater an der Wien einen außerordentlichen Erfolg davon getragen; das Libretto und die nicht gerade originelle, aber gefällige und melodische Musik werden von der Presse hervorgehoben.

— „Der Barbier von Bagdad“ von Corneliuss ist in Prag am deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt worden und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Auch die Kritik begünstigt sich für die „reizend seine und geistreiche“ Oper. Darsteller, Dirigent und Regisseur wurden wiederholt gerufen.

— Fräulein Gabrielle Tobis, eine Schülerin der Gesangsmeisterin Granchätschen, aus Wien hat ihre Künstlerlaufbahn in Opernhäusern in Frankfurt a. M. als „Gilda“ in „Rigoletto“ mit einem außerordentlichen Erfolge begonnen.

*

Hermisches.

— Das Schwäbische Sängerbundsfest 1889 wird am 7. und 8. Juli in Göttingen stattfinden. In Anwesenheit des engeren Sängerbundsausschusses werden die ersten Vorträge bereits an Ort und Stelle erliegt. Die Direktion hat Altmeister Prof. Dr. Falk übernommen. Das Fest besteht in Wettgefang, Hauptausführung und Preisverteilung u. s. w. Für die Hauptausführung sind bestimmt: Choral: „Nun danket alle Gott“, „Württembergelied“ von Vinpantier, „Nähe der Geliebten“ von Reimhater, „Wunderstrom“ von Seibel, „Nun leb wohl“ von Söder, „Deutsches Land, du schönes Land“ von Otto, „Abendruhe“ von Hauptmann, „Jetzt reiset wir zum Thor hinaus“ von Feysl, „D mein Heimatland“ von Baumgartner, „Liedwächterlied“ von Kreuzer, „Am schwarz und blauen Bunde“, Volkslied, „Frühlingsgruß an das Vaterland“ von V. Lachner. Von einer Anzahl auserehrer Vereine kommt die Pilsische Kantate „Des Sängers Wiederkehr“ zur Ausführung, ein glänzendes Opus, das f. z. von dem Meister zur Einweihung des Upland-Denkmal komponiert wurde. Außerdem ist ein großer Chor (von Fr. Schubert) in Aussicht genommen. Den Schluß bilden die gemeinschaftlichen Chöre „Deutsches Lied“ von Rallimoda, „Hoch Deutschland, hoch“ von Abt, und Mendelssohns „Nun zu guter Vast“.

— In Greifeld fand unlängst die Versteigerung des Schreibstills statt, an dem Karl Wilhelm die „Nacht am Rhein“ komponiert hat. Die Greifelder Liebertafel, deren Leiter Wilhelm einst gewesen ist, erstand denselben zum Preise von 335 M.

— In Hamburg ist für die neuen Abonnementskonzerte unter Hans v. Bülow's Leitung die Orchesterfrage, welche so viel Staub aufwirbelte, glänzend gelöst, und zwar hat sich das Orchester aus Hamburger Musikern gebildet. Damit ist das Beschieden dieser Konzerte auf vorläufig drei Jahre gesichert, auch eine erhöhte Anzahl von Konzerten (und zwar zehn) für nächsten Winter in Aussicht genommen. In welcher Weise das Hamburger Publikum diesem Unternehmen seine Teilnahme zuwendet, zeigt die nahezu Tausend betragende Zahl der Abonnenten. Eugen d'Albert, Prof. Joachim, Professor Hausmann, van Dyk, Professor Radloff, Emil Sauer und andere

haben ihre solistische Mitwirkung zugesagt, und Johannes Brahms hat ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, daß sein neues Doppelkonzert in Hamburg unter Bülow's Leitung zum ersten Male zur Ausführung gelange.

— Eine kürzlich am Theater Quirino zu Rom stattgehabte Aufführung des „Tondador“ nahm einen eigentümlichen Verlauf. Nicht nur, daß nach den vorliegenden Berichten die Primadonna Giultani entschieden falsch sang, verfehlte die Azucena (de Nicola) im Terzett des letzten Aktes den Gesang, welchen statt ihrer — das Publikum intonierte, zerbrach zu Beginn des „Miserere“ die Glocke und mußten während der Vorstellung mehrere Ständchen hinausgeworfen werden. Graf Luna jedoch gefiel darin, daß er einen Korbeertranz und — sechs Gläser Cenzano-wein erhielt!

— Freiherr Karl von Cotta, Chef des J. G. Cotta'schen Verlags in Stuttgart, ist auf seinem Schloß Strach bei Göttingen infolge eines Schlaganfalls verstorben. Bekanntlich hat Cotta u. a. auch eine vorzügliche Ausgabe unserer musikalischen Klassiker verlegt.

— In Waldbirch fand jüngst die Hauptversammlung des „Pilsischen Sängerbundes“ statt. Nach Mitteilung des Berichtes über die Geschäftsführung und über den Bestand der Bundesrechnung wurde für den erkrankten Musikdirektor Jemmann aus Mannheim, Mitglied des Musiksausschusses, eine Ehrengebe bewilligt und für Fortsetzung der 7. Lieferung der Bundesliederammlung ein Kredit von 4000 Mark genehmigt, sowie als Ort der Hauptversammlung des nächsten Jahres Karlsruhe gewählt. Für die Dauer der Erkrankung Jemmanns, der sich auf dem Wege der Besserung befinden soll, wurde Hofkapellmeister Langer in Mannheim als Stellvertreter in den Musiksausschuß berufen.

— Wir sind noch mit der Bescheinigung über den Empfang der Jahresberichte verschiedener Musikschulen im Rückstande. Es betrifft dies die königl. Musikschulen in München und Würzburg, das Hochschule Konservatorium, sowie das Konservatorium in Frankfurt a. M. Die hohe Zahl der Lieben dieser Anstalten sowie die sonstigen Ausführungen erweisen, wie sehr dieselben im Kreise der Interessenten gewürdigt und in ihrem Aufblühen begriffen sind. Es beleuchten im abgelaufenen Studienjahr die königl. Musikschule in München 229 Schüler und 48 Hospitanten, die königl. Musikschule in Würzburg 213 Schüler und 22 Hospitanten; außerdem erhielten durch die Lehrkräfte dieser Schule (welche bekanntlich die einzige Fachschule ist, an welcher die Mitterliche Viola alt gelehrt wird) Unterricht die Angehörigen folgender Staatsanstalten: der Universität 56, des alten Gymnasiums 162, des neuen Gymnasiums 173, des Lehrerseminars 94; das Dr. Hochschule Konservatorium in Frankfurt a. M. 204 Schüler; ferner zählt die Vorkule 26 und die Seminarische 37 Zöglinge. Das Raff-Konservatorium in Frankfurt a. M. 130 Schüler, zu welchen die Elementar-Musikklasse mit 13 Lieben zu rechnen ist. Das neue Unterrichtsjahr hat allseits bereits begonnen.

*

Jur und Noth.

F. R. Historische Ragenmusik. Karl V. ließ schon 1549 in den Niederlanden seinem Sohne Philipp huldigen, aber der flüster, in spanischer Gemessenheit erzogene Prinz fand keinen Gefallen an den lustigen Feiern; die bei dieser Gelegenheit gegeben wurden. Da erlangen die Brüder ein Stück, das selbst Philipp Ernst zum Wanken brachte. Auf einem der Wagen in dem zu Philipps Ehren veranstalteten Festzuge befand sich eine Orgel, deren Pfeifen aus Behältern bestanden, worin Ragen von verschiedenem Alter und verschiedener Stimme eingesperrt waren. Ihre Schwingen waren so mit den Fäden der Klaviatur verbunden, daß wenn der als Vär verumminte Organist darauf spielte, sofort eine unbegreifliche Ragenmusik erschall, zu der Jungen, als Affen, Hunde und kleine Vögel verkleidet, tanzten. Die Menge wälzte sich bei diesem Schauspiel vor tollem Lachen, und selbst der finstere Philipp konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Es sei das einzige gewesen, erzählte man später, das die Niederländer jemals auf seinem Gesichte gewahrt hätten.

*

Musestunden.

50

der schönsten u. beliebtesten
Melodien, Volkslieder
und
Volkshymnen
der verschiedensten Nationen,
für Cello

allein und mit Klavier.

Leicht bearbeitet, in progressiver Ordnung zusammengestellt, mit Fingersatz und Bogenstrichen versehen

von
Jos. Werner.

Jos. Werner, Verfasser der rühmlichst bekannten Cellochule, bietet hier ein Werk, welches neben jeder Schule zu gebrauchen, vielen Lehrern und Schülern eine willkommene Erscheinung sein dürfte.

Inhalt.

1. Beethoven, Freude, schöner Götterfunken
2. Mendelssohn, Es ist bestimmt in Gottes Rat
3. Löffel, Russische Volkshymnen
4. Handel, Gebet
5. Niederländische Volkshymne
6. Sizilianisches Volkslied
7. Glück, Iphigenie in Aulis
8. Grétry, Richard Löwenherz
9. Lang, lang ist's her
10. Paisiello, La Mol nara
11. Bach, Was Gott thut, das ist wohlgethan
12. Mendelssohn, Lieblingsplätzchen
13. Glück, Iphigenie auf Tauris
14. Reichardt, Was ist des Deutschen Vaterland
15. Schubert, Sehnsuchtswalzer
16. Himmel, Ewiger Wechsel
17. Schier dreissig Jahre hist du alt
18. Craun, Odet
19. Glück, Iphigenie in Aulis
20. Wilhelm, Die Wacht am Rhein
21. Schubert, Ecossaise
22. Auber, Die Stumme von Portici
23. Donizetti, Die Regimentstochter
24. Cherubini, Der Wasserträger
25. Händel, Rinaldo
26. Paisiello, Quant à piti hello
27. König, Gustav I., Schwed. Volkslied
28. Weber, Du Schwert an meiner Linken
29. Glück, Arme
30. Weber, Aufforderung zum Tanz
31. Weber, Letzter Gedenk
32. Méhul, Arie aus Joseph
33. Méhul, Romanze aus Joseph
34. Wagner, Heldenreien
35. Donizetti, Lucie
36. Haydn, Oesterreichische Nationelhymne
37. Kreutzer, Das Kirchlein
38. Schubert, Wanderers Nachtlied
39. Schubert, Arie Maria
40. Mendelssohn, Grasse
41. Schubert, Am Meer
42. Boieldieu, Die weisse Dame
43. Beethoven, A dur-Quartett
44. Manzoni, Griechische Nationelhymne.
45. Mozart, Don Juan
46. Campenhaus, La Brehançonne
47. Mozart, Don Juan
48. Sardinische Nationelhymnen
49. Mozart, Die Zerberhöte
50. Carey, Heil dir im Siegerkranz.

Nr. 1—50 zusammen in 1 Bande
für Cello allein . . . Mk. 1.—
„ „ mit Klavier . . . „ 3.—

Gustav Jensen

5 melodische Porträte
für
Cello oder Violine und Klavier,

Noeturne, Rondoletto, Arioso,
Barcarole, Sarabande.
op. 8. Preis Mk. 2.50.

„Diese an mehreren Konservatorien eingeführten leichteren Vortragsstücke sind allen Freunden guter Musik bestens empfohlen.“

2. Sonate
für Cello und Klavier

von
J. W. Harmston
op. 222. Preis M. 4.50.

S. de Lange

Andante für Cello mit Klavier.
Op. 36. Preis Mark 1.50.
Ein ansprechendes mittelschweres Vortragsstück

Divertissemento all'ongarese
für Cello und Klavier

von
Ferd. Thieriot, op. 10.
Preis Mark 3.—

Rondo

für Cello und Klavier
bearbeitet von
Ludw. Hoffmann, op. 19.
Preis Mark 3.—

Cello-Schule

systematischer Unterricht in allen Ton- u. Stricharten

durch entsprechende Uebungen in allen Positionen,

von

Jos. Werner.

Ausgabe in vier Heften à 1 Mark.

Komplett in 1 Bande 3 Mark. — Klavierbegleitung (2. Cellostimme)
in 4 Heften à 1 Mk., komplett in 1 Bande 3 Mk.

Heft I 1. Position. — Heft II 2.—7. Position. — Heft III Vortragsstücke. — Heft IV Daumenaufsatz etc.

„Wir müssen der Wahrheit gemäss sagen, dass die uns bisher bekannt gewordenen **Violoncell-Schulen**, auch die berühmtesten mit eingeschlossen, nicht den Stoff, die weise Anordnung und die echte Lehrhaftigkeit zeigen, wie die **Schule von Jos. Werner.**“

Signale Leipzig.

Prof. Louis Köhler.

Petersburg, 1./13. April 1882.

Hochverehrter Meister.

Ich habe die mir von Ihnen zugesandte Violoncell-Schule von Josef Werner mit grossem Interesse durchgesehen, und freue mich in der Lage zu sein, dem Werke das beste Zeugnis geben zu können.

Die Schule ist mit grosser Sachkenntnis zusammengestellt, sehr progressiv durchgeführt, und somit auch ein nicht gewöhnliches pädagogisches Talent des Autors; meiner Ansicht nach kann die Schule allen Violoncell-Studierenden mit bestem Gewissen empfohlen werden.

Sehr hochachtend

C. Dardor.

Der Unterzeichnete nahm genaue Einsicht von der vom kgl. Kammermusiker Herrn Jos. Werner verfassten Violoncell-Schule, und freut sich, diesem mit seltenem Fleisse, musikalisch-pädagogischem Geiste und konsequenter Durchführung angelegtem Werke das beste Zeugnis geben zu können. Eins langjährige, erfolgreiche Lehrthätigkeit kam dem Autor zu statten, und jeder, der sich dem Studium des Violoncells hingeben will, nehme getrost die Wernersche Schule zur Hand.

Josef Rheinberger,
k. h. Hofkapellmeister, Professor und Inspektor
der kgl. Musikschule in München.

Die von dem kgl. Kammermusiker Herrn Jos. Werner neu verfasste Violoncell-Schule kann vom Unterzeichneten als ein Werk bezeichnet und empfohlen werden, welches gewiss geeignet sein dürfte, dem Schüler die Erlernung dieses Instruments durch den passenden, beim Unterricht schon mit grossem Vorteil erprobten Übungsstoff ungemein zu erleichtern und ihm durch die beigelegte Klavierbegleitung (ausser der begleitenden Cellostimme) ein Mittel an die Hand zu geben, die Töne besser unterscheiden und das Gehör bilden zu lernen. Ein so wohlgeordnetes und den ganzen Bildungsgang in sich begreifendes Werk ist mit grosser Freude zu begrüßen.

Ludwig Abel,
k. b. Konzertmeister, Inspektor und Professor
an der kgl. Musikschule in München.

Von dem Gedanken ausgehend, dass gerade bei diesem seelenvollen Instrumente es angemessen erscheint, den Schüler für geistvolle Ausführung zu gewinnen und zu erwecken, hat der Verfasser den rein technischen Studien auf allen Stufen eine gute Anzahl Vortragsstücke beigegeben, denen eine einfache, gewählte Klavierbegleitung als harmonische Unterlage dient.

Rhein-Weitz, Schulzeitung.

La Consolation

für Cello (oder Violine)
und Klavier

von

Jul. Sachs, op. 38.

Preis Mark 1.50.

Largo von Beethoven

(s. d. Sonate op. 2 Nr. 2)

für Cello und Klavier

übertragen von

K. Mats, op. 4.

Preis Mark 1.—

E. Weissenborn

2 Lieder ohne Worte op. 68, 69 à 75 Pf.

Ein Schiummerlied

op. 71 Mk. 1.—

für Violine oder Cello und Klavier.

„Allerliebste Vortragsstücke, welche ebenso gerne gespielt wie gehört werden.“

Carl Grammann, op. 47.

Albumblatt

für Cello und Klavier.

Preis Mk. 1.—

(Auch für Violine und Klavier (M. 1.—) erschienen.)

24 mittelschwere Etüden und Uebungsstücke

für Cello

von

Ferd. Büchler, op. 21.

2 Hefte à Mk. 2.50.

„In 14 verschiedenen Tonarten wird hier ein überaus reicher Übungsstoff geboten; das Werk ist dem Cellisten ganz besonders zu empfehlen, welcher bereits eine gewisse Kunstfertigkeit besitzt.“
„Deutsche Musikzeitung.“

„Diese Kompositionen sind reich an Melodie und dabei doch recht instruktiv, so dass sie Cello-Spielern, welche über den Anfänger-Standpunkt hinweg sind, warm empfohlen werden können.“
„Deutsche Schulzeitung.“

Schuberts

Lieder-Cyklus

für Cello oder Violine mit Klavier oder Harmonium

bearbeitet von

Louis Köhler.

- | | |
|--------------------------------|--------------------------------------|
| 1. Ständchen . . . 1.75 | 7. Der Lindenbaum . . . 2.25 |
| 2. Ave Maria . . . 2.25 | 8. Lob der Thäner . . . 1.75 |
| 3. Am Meer . . . 1.— | 9. Des Mädchens Klage . . . 1.75 |
| 4. Nacht und Träume . . . 1.50 | 10. Du bist die Ruh . . . 1.75 |
| 5. Sei mit mir gütig . . . 2.— | 11. Morgengrauen . . . 1.50 |
| 6. Der Nussknacker . . . 1.75 | 12. Des Müllers Blumelied . . . 1.75 |
- Die besten Schubertschen Lieder liegen hier in einer musterghütigen Bearbeitung vor uns. Die Litteratur in diesem Genre ist sehr eng beschränkt, und darf daher dieses Werk, das besonders kleinen Hauskonzerten vorzügliche Programme bietet, um so mehr begrüsst und empfohlen werden.

5 melodische Vortragsstücke

für Cello

(oder Violine) und Klavier.

von

J. W. Harmston.

Preis à 50 Pf.

- op. 223. Serenade.
„ 224. Chant du soir.
„ 225. Meditation religieuse.
„ 226. La Complainte.
„ 227. Sur le iac.

Diese gefälligen Kompositionen eignen sich ganz besonders zum Vortrag, denn sie verbinden mit entsprechenden u. warm empfundenen Melodien eine angenehme Spielart und bieten dem Ausführenden nur geringe Schwierigkeiten.

2 Stücke für Cello u. Klavier

von

Karl Matys, op. 19.

Nr. 1 Preis Mk. 1.— Nr. 2 Preis Mk. 1.25.

Traumleben

Notturmo für Cello u. Klavier

von

L. Friedr. Witt, op. 64.

Preis Mk. 1.25.

(Auch für Violine und Klavier (1.25) erschienen.)

3 Adagios von J. Haydn

für Cello (oder Violine) und Klavier

von

C. M. Kudelski.

Preis Mark 2.—

Impromptu von Schubert

(op. 90 Nr. 3)

für Cello und Klavier

von

A. Schultz.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Verlag von **Carl Rühle** (vorm. P. J. Tonger), **Leipzig-Reudnitz.**

IX. Jahrgang Nr. 21.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grünninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals F. A. Bongers in Köln)

Inserate die längstezeitige Nonpareille-Beile 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expt. Markt 5.—
Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Kudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Preussland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direct von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 60 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbänden à Mk. 1.—, Prachtbänden à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Teresa Tosti.

Die treffliche Künstlerin, deren Bild wir heute unsern Lesern vorführen, ist, wie die berühmtesten Koryphäen auf dem Gebiete der Musik und Gesangs-kunde, als Gounod, Bizet, Madame Wardot-Garcia, Madame Marchesi in Paris u. a. anerkannt, eine Gesangsgröße vornehmsten Ranges! Teresa Tosti ist am 28. Juli 1865 in Paris geboren. Ihr Vater lebte als hochangesehener Arzt in Berlin, ihre Mutter entstammte einer alten holländischen Patrizierfamilie. Ihre Jugend verlebte sie teilweise in Berlin, teilweise in Paris. Das Elternhaus, in welchem die Kunst stets eine wohlgepflegte Stätte fand, bot dem intelligenten Kinde mancherlei Anregung. Der Vater selbst ließ es an Belehrungen und Unterweisungen nicht fehlen, so daß die kleine Teresa schon als zehnjähriges Mädchen in Berlin öffentlich als Pianistin auftrat. Es war natürlich nun ausgemacht, daß sie sich ganz dem Klavierspiel widmen sollte. Inzwischen beherrschte diese Kunst die Sinne des aufgeweckten Kindes nicht ausschließlich. Was ihre lebhafteste Seele empfand und sie in Tönen noch nicht deutlich genug offenbaren konnte, ließ sie mittels des Stiffes und später des Violins zu Tage treten. Ein bedeutendes Talent zur Malerei entwickelte sich in dem Kinde und rief schon in frühen Jahren bewundernswürdige Blüten. Bevor die seltene Stimme Teresas sich Geltung verschaffte und sie der Kunst endgültig als Sängerin zuführte, kam sie mit dem berühmten Maler Kaulbach zusammen, der, über ihre Leistungen aufrichtig erfreut, ihr ernstlich riet, sich seiner Kunst zu widmen. Während dieser von so kühnlicher Hand in die Seele des empfänglichen Kindes geschleuderte Funke zur hellen Flamme sich zu entzünden suchte, kam das seelische Feuer unermutet in ganz anderer Weise zum Ausbruch. Teresa war 14 Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter eine Reise durch Tirols herrliche Berge und



Teresa Tosti

Thäler machte. Auf ihren einsamen Spaziergängen, entzückt von den gewaltigen Schönheiten der Natur, ließ die noch fast in den Kinderschuhen stehende Jungfrau in freier Improvisation ihre Stimme erschallen. Das hörte der damalige k. k. Opernkapellmeister Broch aus Wien, der unweit von den Wanderern dieselbe Tour einschlug. Wir lassen diese Begegnung, sowie weitere Begegnisse ihres Lebens Teresia am besten selbst erzählen: „Ich sehe ihn noch vor mir, atemlos von der Anstrengung, das gewisse Jemand zu erreichen, welches eben gelungen hatte. Mein Kind, sagte er zu mir, wo ist die Dame hingekommen, die da so schön gesungen, weißt du's nicht? Meine Nachsichtigkeit entpörte das „Du“ mit dem er mich anredete, andererseits wollte mich meine Schlichterheit nicht gestehen lassen, daß ich selbst die Sängerin war, doch erkannte mich natürlich das große Lob. Ich gab ihm erst recht trostlos Antwort, dann aber gestand ich unwillkürlich. Nun drang er gewaltig in mich und meine Mutter, mich ausbilden zu lassen. Davon wollte diese aber absolut nichts wissen, da — wie sie sagte — über die Zukunft bereits bestimmt sei, und so reisten wir schließlich ab. War die Entfernung zwischen Tirol und dem Riesengebirge auch eine ziemlich große, so legten wir diese doch zurück, um nur den von Broch angeregten Mäusen aus dem Wege zu gehen — und doch sollte und konnte selbst diese Entfernung nichts daran hindern. Wir waren in Johannisbad i. B., als mir unwillkürlich vom Zufall die Gelegenheit ausgebrungen wurde, auf offener Landstrasse unter freiem Himmel ein Konzert zu geben. Ein invalider, bedeutendswertiger Leiterkastenmann stand an der Promenade des hübschen Gebirgsbades und blickte unermüdlich die sturzel seiner Orgel. Die zahlreichen Passanten hatten indes andere Dinge in dem Kopfe, als den bettelnden Musikanten zu beachten. Sein alter Hut blieb leer. Ich stand unweit von dem ehrwürdigen Mann und hatte noch das ganze herrliche Mitgefühl, das in solcher Nacht nur ein Kind empfinden kann. Da ich sah, wie er un-

droffen spielte und spielte und kein Kreuzer in seinen Sack fiel, tief ich, von einer inneren Gewalt angepornt, auf den Mann zu, entwand ihm ohne weiteres das Drehholz und spielte selbst für ihn. Unwillkürlich fing ich auch die bekannte Melodie zu singen an, erst leise, zaghaft, dann lauter, munterer und zum Schluss so innig und ausdrucksvoll, daß ich mich kaum selbst erkannte. Bald war das Klagen der Bromenade, wo wir, der invalide Leiermann und ich, das 14-jährige Mädchen in kurzen Röcken, Händen, gedrängt voll Menschen. Lautlos lauschten die Leute und griffen in die Taschen, um dem erst jetzt durch meine Intervention von ihnen beachteten bejaunerten Werthen Anwalten eine Gabe zu spenden. Ich sang weiter und weiter, und als ich schließlich inne hielt, hatte der überglückliche Mann die ungefähre Summe von 100 Gulden in seinem Güte. Welch ein Kapital für ihn!

Immer aber lief ich so schnell es ging von bannen, zu meiner Mutter, welche durch den eben erzählten Vorgang Johannisbad reich fast bekam. Immerhin hatte dieses erste improvisierte Konzert für mich den Vorteil, daß meine Mutter, welche nur erst so recht auf meine Stimme aufmerksam geworden war, nun rüstig an die Ausbildung meiner Stimme dachte. Hovelsfeld in Berlin und Paris studierte ich bei Prof. Stöckhausen, dem Meister des deutschen Liedes, bei Frau Désirée Altöt und besonders bei Frau Wardot-Garcia und Frau Marchesi in Paris. Die Zeit meiner Studien ist eine so schöne gewesen, daß sie zu den herrlichsten Erinnerungen meines Lebens zählt. Mit welcher berühmten Namen, großen Geistern, bedeutenden Künstlern und Gesäften bin ich doch in jenen und den nächstfolgenden Jahren zusammen gekommen! Ich lernte Paul Senje, Alphonse Daudet, die Königin von Hannover, Baron Haukebusch — den „Erbauer“ von Neu-Paris, Gounod, Richard Wagner, Franz Liszt, Berthold Auerbach, Hans Makart, Gustav von Moirer, Klugabbe, Fischer, Künstler und Diplomaten in großer Zahl kennen. Welch reiche Gemeinschaft und welche Anregung für Geist und Gemüt! Wie werde ich meiner ersten Begegnung mit Franz Liszt vergessen, bei welchem ich durch einen bedeutenden Musikschaffsteller eingeführt wurde. Zitternd präsentierte ich mich dem großen Meister, der mich mitgrüßend betrachtete und nicht zum Probegelingen aufforderte. Frau Jacell begleitete mich. Ich sang eine Arie aus Saint-Saëns „Camion und Dakota“. Als ich geendet, sprang der Altmeister begeistert auf, umarmte und küßte mich, voll überprüfenden Lobes. Natürlich war ich ob dieser unerwarteten Anzeichnung in höchster Ergriffenheit und konnte kein Wort über meine Lippen bringen. Nun sang ich Kompositionen von Liszt, die er selbst begleitete. Beim Abschied überreichte mir der lebenswichtige, ehrwürdige Greis einen Strauß Noten und küßte mich abendmal. Er besuchte mich später mit Frau Jacell und stellte mir das günstigste Prognostikon als Künstlerin. Was ich heute erreicht habe, kommt nicht zum Unweilentlichen auf das schmeichelhafte Zeugnis des Altmeisters Liszt, das mich stetig aneiferte — ich wollte mich seiner Prophezei würdig zeigen.“ — Soweit Teresa Tofti selbst. Fügen wir diesen interessanten kurzen Notizen der Signora Teresa Tofti noch hinzu, daß sie in den wenigen Jahren, die sie als Konzertsängerin der Öffentlichkeit angehört, ihre Kunst oft und fruchtbar in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hat. Sie gab im Frühjahr dieses Jahres 10 Konzerte zum besten der Ueberfluthenden, sie sang in Altenburg zum besten des Pensionsfonds von Witwen und Waisen des Hoforchesters, veranstaltete 6 Konzerte zum besten armer Musiker, davon 2 in Paris, ferner ein Konzert in Paris zum Vorteil der Opfer der Opéra comique und verschiedene Musikaufführungen für Krankenpflegewerke etc. Sie konzertierte mit den bedeutendsten Virtuosen der Kunst und sang in Berlin, Wien, Paris, London, Karlsruhe, Dresden, Hamburg, Frankfurt a. M., Stettin, Stuttgart etc. Ihre erste Tournee führte sie auch nach Südrussland. Überall wurde Teresa Tofti vom Publikum und der Presse gefeiert.

Ihre Stimme ist ein prächtiger sonorer, aber bis in die Höhe des Soprans reichender Alt. Er besitzt fast 3 Oktaven Umfang, in allen Lagen gleich wohlklingend. Eine Spezialität der Künstlerin ist die vollendete Melodik und in dieser Beziehung ist sie unter den lebenden Sängerinnen ohne Rivalin, weshalb Gesangsmeister sie mit dem bezeichnenden Namen einer „Melodica-Artistin“ belegt haben. Ihr Vortrag ist ein so seelenvoller und doch des dramatischen Ausdrucks nicht entbehrender, so daß Teresa Tofti sowohl im Liebe (besonders in das Gebiet des Volksliedes in allen Sprachen ihre Domäne), wie im

Dratorium, als auch in der italienischen Bravourarie, gleich Vollenbetes leistet. Ihr Repertoire ist außerordentlich umfangreich.

Teresa Tofti hat vieles errichtet und die Leiter des Antheims bereits ziemlich hoch erklimmt; sie ist aber noch nicht an ihrem Jubiläumspunkt angelangt, — die nächste Zeit aber wird ihre Kunst voll und ganz krönen. In Paris wurde die Künstlerin, die in ihrer Erziehung und Charakterbildung sehr deutlich geblieben ist, schon jetzt in Lobeshymnen angefangen und als ein star allerersten Ranges gefeiert. Die Kritik nennt sie eine „gottbegnadete Sängerin“, wie sie seit der Trebelli, Albani und Pasta nicht mehr dagesewen sei. Auch in Deutschland, der eigentlichen Heimat der im übrigen internationalen Künstlerin, wird man sie sehr bald als das Erkennen, was sie in der That ist, als eine jener Auserwählten, welche der Genius des Gesanges die Stimme geküßt.



Lenau und die Musik.

Nach seinen Gedichten und Briefen.

Von
Dr. Wilh. Kahl.

Wenige Tage, bevor Lenau durch den Tod den Qualen des Jesuismus entrückt wurde, jagte er zu einem seiner Freunde: „Es geschehen noch Wunder! Ich bin ganz gesund! Die Musik hat mich geheilt. Die Töne sind wie Tau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt.“ Lenau hatte früher einmal zu M. v. Schwind das schauartige Wort gesprochen: „Das Licht geht aus!“ Jetzt glaubte er wieder an eine Errettung aus der Nacht des Wahnsinns, in der er schon 6 Jahre schmachtete. Und wer hatte es vermocht, in Lenau solche tröstliche Gedanken zu einer Zeit zu wecken, da ihm fast niemand mehr rechten Trost einzusprechen wollte? Die Musik! Gerade in den letzten Lebensjahren und -tagen hat Lenau, wie uns berichtet wird, viel nuzisiert; seiner Geige entlockte er zauberliche Töne, die ihn — auf kurze Zeit wenigstens! — über das Leid hinwegtäuschten, das so schwer auf ihm lastete.

Schon früh verriet Lenau eine nicht ungewöhnliche Begabung für Musik; er empfing sorgfältigen Unterricht im Spiel der Gitarre und der Violine; im Weissen besaß er eine besondere Virtuosität; sein Schwager Schurz schreibt: „Ich habe nie ein so schönes, nie ein rundes und flüchtigeres, gedemmerteres wie auch gehauchteres Gitarrespiel gehört als das Lenaus. Sein Weissen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall.“

Während eines Aufenthaltes in Wien, 1820, wurde Lenau der Schüler eines der berühmtesten Geiger Wiens: Jos. v. Mumenthal.

Seit ungefähr 1830 können wir die ersten Spuren des Einflusses verfolgen, den Beethoven auf Lenau gewann: unter allen Komponisten stand für Lenau Beethoven am höchsten. Seine Freunde mochten ihm die Einseitigkeit zum Vorwurfe machen, mit der er andere Tonbildner, so auch Mozart, unterschätzte: Lenau fuhr fort, Beethoven mit dem Chimborazo, Mozart mit dem Popier (einem kleinen Berg bei Stuttgart) zu vergleichen. 1830 wohnte Lenau in dem Hause, in dem Beethoven seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte. Am 20. Juli 1830 hatte er das Glück, in Karlsruhe eine Aufführung des Fidelio beizuwohnen zu können, die auf ihn einen tiefen Eindruck machte; er schreibt: „Da war ich wieder von einem Sturm der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glückseligkeit auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückdenke, so vergeht mir der Mut, mit dem Schicksal zu rechten.“

Auch in das Liebesverhältnis, welches Lenau 1831 mit Lotte Gmelin verknüpfte, spielt Beethoven hinein: mit Beethovens Abscheide sang sich Lotte in des Dichters Herz. Unter den Liedern, in denen Lenau die Geliebte feierte, sind vor allem die Schiffslieder voll Musik; tiefe Gedanken und herrliche poetische Bilder

schwebeln sich mit einem bezaubernden Wohlklang der Sprache in unser Ohr; sie sind eine würdige Gegengabe für die musikalischen Genüsse, welche Lottes Spiel und Gesang dem Dichter bereitet. Durch Lenaus Myth nicht überhand an stark musikalischen Element — wir erinnern hier nur an den „Postillon“ — das überall den musikalisch feingebildeten Dichter erkennen läßt, der in der Musik eine Ergänzung des poetischen Ausdrucks erblickte. — Nicht lange sollte jene heitere Stimmung andauern, in die Lenau durch das Glück seiner Liebe versetzt war. Die Beziehungen zu Lotte lösten sich; Hypochondrie und Melancholie bemächtigten sich Lenaus und schufen in ihm jene trübe Gemütsstimmung, die ihn immer des Lebens froh werden ließ. Die Dichtkunst und die Musik waren es fast einzig, welche in dieser schweren Zeit Lenau zu trösten vermochten. Es wird berichtet, daß Lenau in jener Zeit sich oft zu unheimlichen Melodien, die er meist improvisierte, begleitete: oft erließen Thränen seinen Gesang und sein Spiel. Seine „düstere Wude“, wie er sie selbst nannte, schmückte eine Biste Beethovens „mit erstem, fast zornigem Ausdruck“, welche den Dichter zu einem herrlichen Gebilde über Beethoven begeisterte.

Noch einmal schien Lenaus wahres Liebesglück erlöschen zu sollen, und wieder war es die Musik, welche zwei liebende Seelen aneinander ketzte. Lenau hatte die berühmte Sängerin Karoline Linger* Schuberts „Wanderer“ und „Gretchen“ vortragen hören; er selbst beschrieb den Eindruck, den ihr Gesang auf ihn machte, mit folgenden begeisterten Worten: „Karoline sang vor Tisch den „Wanderer“ und das „Gretchen“ von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie liegt in ihrem Gesang ein süßendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einem Sturm gerate; ich kämpfte und rang gegen die Macht der Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. Da sagte mich, als sie angingen, ein Jörn gegen das sieghafte Weib, und ich trat ins Fenster zurück, sie aber folgte mir nach und zeigte mir beiseite ihre zitternde Hand, und wie sie selbst im Sturm gebet. Das versöhnte mich.“ Am 5. Juli 1839 schreibt Lenau: „Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarg meiner Mutter — an der Lenau mit rührender Liebe gehangen hatte — hab' ich so geschluchzt, wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin im „Bellario“ gehört hatte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glückes auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerschellen. Mich ergriß ein namenloser, ungeheurer Schmerz. — Ich war viel mit Karoline zusammen, sie küßte ich viel verwardt, wie eine Bettendorle der andern... Sie sagte mir, meine Ergriffenheit in genannter Oper sei ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt... Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben.“ (H. a. D. p. LVIII.) Man mag aus diesen begeisterten, fast überbeweglichen Worten entnehmen, wie tief nachhaltigen Eindruck Musik auf Lenau machen konnte. Das, was Lenau voll Sehnsucht erhofft hatte: den Rest seiner Tage an der Seite der heiß geliebten Künstlerin zu verbringen, ward ihm nicht beschieden; er mußte entgehen, bevor er noch recht seines Glückes inne geworden war; Karoline folgte einem andern. Seit jener Trennung gewannen die düsteren Geister, die „wie melancholisches Gumpfflügel ihn umflatterten“, wieder Macht über Lenau.

Damals auch nahm Lenau mit erneutem Eifer seine musikalischen Studien auf; Groß, ein berühmter Beethoven-Spieler, ward sein Lehrer und bald brachte es Lenau zu großer Gewandtheit im Violinspiel. Der Komponist Karl Gers (1819–1875) schreibt sein Spiel als wild und unregelmäßig, aber ergreifend und genial im höchsten Grade. Mit besonderer Vorliebe spielte Lenau Beethovens Kreutzer-Sonate (op. 47). „Die Accorde zu Anfang des Musikstückes wurden ihm sehr schwer, er mußte nun manchen Tag acht Stunden hindurch mit solcher Leidenschaft, daß die gefährliche Stelle endlich so ziemlich klappte, seine Gewandtheit aber darunter litt. Besser gelangten

* Bgl. Lenaus sämtl. Werke. Herausg. v. G. Kurz I, IX; auf die einleitende Biographie Lenaus sei hier ein für allemal verwiesen.

** Bgl. a. a. D. I, p. LXVI. Kreutzers Nachfolger nannte er „musikalische Schneur“.

* Karoline Linger, geb. 1820, Schülerin Ronconis, war von 1828–1830 Primadonna in Wien. Dem Geringen und Nagel, Lenau lernte sie in Wien kennen. 1840 betrat sie den Frankosen Sabatier; sie starb 1877 in ihrer Villa bei Florenz.

ihm die Variationen, bisweilen sogar sehr gut; in dem letzten feurigen Satz ging freilich seine Phantasie in der Regel mit der Geige durch, er hätte gar nicht mehr auf den Klavierspieler, und hielt endlich, wenn ihm die Stimme hellen Schachstropfen stand, erschöpfte inne. Seinen Fehler sah er wohl ein, war aber nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Am besten führte er die heiligen und aberhörenden Ländler aus, überließ bei dieser Musik auch niemals das Tempo, sondern tanzte vielmehr zu seinem Spiel in ruhiger Heiterkeit im Zimmer auf und ab." (M. a. D. p. LXVI.) Seine Geige war eine echte Gnarnert, die er für 300 Gulden erstanden hatte; der Gitarre, der er früher ein eigenes Gedicht gewidmet hatte, war er in seinen späteren Lebensjahren ganz entfremdet. Wir wollen an dieser Stelle noch den Bericht eines anderen Musikers mitteilen, Schmidt, da er uns ein außerordentlich lebendiges Bild von Lenau's Spiel gibt. "Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau vom Kaffeehaus heim begleitete. In sein Zimmer eingetreten, hat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinen zu. Ich mochte wohl schon mehrere Bassan und Finken gespielt haben und wollte, daß die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriß und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hinstehend, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächsten Dunkel, denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden, herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmütig und tief ergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Los und das Schicksal seines Volks malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt fagte, und das Herz mit schmerzlicher Nüchternung erfüllte. In jedem Ton lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmütigen Klängen des Bassan wie im stillen Jammer fortweinte, bald wieder im raschen Finken wild aufschrie. Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstumten die Klänge, eine Totenstille trat darauf ein. — — — Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt." (M. a. D. p. LXXII.)

Der ungarischen Volksweisen, welche Lenau schon früh in seiner Heimat kennen lernte, hat er in manchem seiner Gedichte gelehrt; so in den „drei Zigeunern“, in der „Hebelschnecke“, wo er sagt:

„Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermütig süße Weisen.“

Das Wilde und Regellose der Form, die in den ungarischen Nationalmelodien zumeist den Ausdruck wehmütiger Trauer und herben Schmerzes dient, paßte so recht zu Lenau's Charakter, der bei allem Wild-Krausfischen von einer tief elegischen Grundstimmung beherrscht war.

Ein besonderes Interesse bieten die mannigfachen Äußerungen Lenau's über Beethoven, die uns gerade aus den letzten Lebensjahren reichlich erhalten sind. Wir erwähnten schon oben, wie sehr Lenau Beethoven schätzte. Wie tief er den Geist der Beethoven'schen Musik erfasst hatte und wie lebhaft er nachsüßte, was Beethoven in Tönen aussprach, beweisen folgende Strophen des Gedichtes „Beethoven's Büste“:

„Da! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.
Kämpfen lern' ich ohne Waffen,
Stehend lieben und entsagen,
Und des Todes Donnenschauer,
Wenn Beethoven's Wieder klagen.
Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klaffen,
Und ein diemüßig Tausend
Rauschet über allen Gräbern.
Horch! noch leiser dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder find es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;
Die er spielt auf Mondstrahlsteinen,
Ob dem Abgrund ausgepannten,
Deren Rhythmen in der Erbnacht
Sterren zu Korymbenklängen,
Und nach deren Zaubertakten
Nose läßt die Kniee springen,
Kraus aus des Herbstes Wehmüt
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach Coriolan! * variirer
Ist das Klingen, wilde Pochen,
Möglich sind's die letzten Töne,
Dummp verhallend und gebrochen.
Wie der Held im schönen Frevell
Ueberstürmt alle Schranken,
Dann — der tragisch Liebeswunde
Stehn geblieben in Geboten.
Horch! im Zweipfahl der Töne
Klingt der Zeiten Vetterischeide,
Jede ranstehen die Verhöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.
In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Bewundern,
Zeh' ich Zens auf Wolken nah und
Christi blut'ge Stürze fließen;
Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige gestehen. —

Und in einem Gedichte, in dem er den Tod einer „junges, edlen Freundin und tüchtigen Beethoven'spielerin“ bejingt, deren Namen nicht bekannt ist, sagt er:

„Ich schau' wie dich der große Geist umranzt,
Den sie Beethoven nannten die,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;
Der Geist, dem seliges Herberben
Das Erdenleben sich entläßt,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes ranzt.
Sein Herz, von Schmachtsignal zerflüßt,
Nicht dich himal in seinen Brand,
Und deine trauende Seele lüßt
Der Erdenhülle leichtes Band.
Mir ist das Scherz nicht verflungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich mitgerungen,
In träumerischer Anbeile:
So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Brant, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch lächelnd mit dem Lodenhaare,
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Die Werke aus Beethoven's dritter „regellaster“ — wie man sie zu nennen pflegt — Periode fanden bei Lenau volles Verständnis und geradezu begeisterte Aufnahme. Von den letzten Quartetten sagte er einmal: „Neulich habe ich einige von den sogenannten „verrückt“ Quartetten Beethoven's gehört. Das eine nennen lahm Philister gar „Teufelsquartett“. Wenn das der Teufel gemacht, ja bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre.“

Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stük Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. D. es ist ein süßliches Gefühl, wenn einem so das Leben verfliehet!

Ueber die neunte Symphonie äußerte er sich in folgenden Worten: „Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der neunten Symphonie von Beethoven jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, ewige Formen, in denen er sich bewegt.“ Die Ausführung — das war vielleicht die größte, die ich je gehört habe — diese neunte Symphonie ist das Größte vielleicht, was in der Musik vorhanden. Sie fand in Wien geteilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist sonstiges Zeug!“ Was das Beste von Beethoven's so ersucht, ist, daß man zu große Massen umfassen mag, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Kenntnisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen — im Spektakel ihrer Phantasie.“ (M. a. D. I, 346.) Man wird erstaunt sein, bei Lenau eine so verständige, zutreffende Beurteilung von Beethoven's IX. Symphonie, der letzten Symphonie, wie sie R. Wagner zu nennen pflegte, zu finden. Lenau ist mit seinem Urteil über Beethoven seiner Zeit weit vorausgeleitet; denn die „Philister“, denen Beethoven's letzte Sonaten, Quartette und Symphonien, in welchen der große Meister die tiefsten Gedanken, wenn auch zum Teil in neuen, noch wenig gekannten Formen ausgesprochen hatte, als „Teufelswerk“ erschienen, waren zu Lenau's Zeiten in der Mehrzahl denen gegenüber, welche den hohen musikalischen Wert auch dieser Werke zu schätzen wußten.

Erst unseren Tagen ist eine allseitige gerechte Würdigung dieser herrlichen Schöpfungen auf Grund einbringenden Verständnisses vorbehalten geblieben. —

Die ausgesprochene, schier unbegrenzte Vorliebe, welche Lenau für Beethoven hatte, bewachte ihm nicht immer die nötige Objektivität anderen Komponisten gegenüber. Von Mozart sagte Lenau: „Mir ist Mozart's „Figaro“ lieber als Mozart's „Requiem“. Für die andere Musik tangte er nicht; es ist auch in diesem „Requiem“ keine Verhöhnung, sondern alle Schreden des Gerichts. Mozart ist viel zu lustig zu einem Requiem und deshalb hat er darin solche Gesichter schreiben müssen.“ Lenau hatte Schubert anfangs sehr hochgeschätzt und hatte seinen Namen nach Schwaben getragen, wo Schubert noch wenig bekannt war; ja er schätzte einmal seinem Freunde Frankl gegenüber: „Wie Alexander klagte, daß er seinen Homer habe, so schmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist.“ Später aber sagte er: „Ich entfremde mich immer mehr von Schubert. Nicht — daß dieser keinen Eindruck auf mich machte; er erregt sehr, aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöst; er ist zu wortwüßig, er wühlt zu viel auf, es ist eine sentimentale Verliebtheit in ihm; in Beethoven dagegen alles, Liebe und Schmerz, idealisiert.“

In Wendelsohn'st Lenau mehrfach in persönliche Beziehungen getreten; seiner Musik konnte er anfangs keinen rechten Geschmack abgewinnen. * Nur langsam lernte er sie würdigen; zuletzt versprach er Wendelsohn sogar einen Dratorientiert, mit dessen Ausarbeitung er sich lange beschäftigt hat. Zuerst gedachte er die gefallenen Engel in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen; er versprach sich von dem Studium der Gnostiker manchen fruchtbaren Gedanken für diesen Plan. Später wollte er die Geschichte des Judas Ischariot dramatisieren; endlich ging er von dem Vorhaben, einen Dratorientiert zu schreiben, ganz ab. Er sagt: „Vielleicht ist die Zeit der Dratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang. Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neueren Kunst zu verehren haben, wie ich meine.“ **

Unter den Gedichten Lenau's befindet sich eines, Herd, Hölle gewidmet, dem Lenau wegen der Komposition seiner „drei Zigeuner“ schägen gelernt hatte. Es lautet:

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Ans der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Klang?

Dies Gedicht, das Lenau am 20. Juli 1844, von Hüllers Klavierpiel begeistert, in dessen Album schrieb, ist eine der letzten poetischen Außenbewegungen Lenau's. Mehr und mehr unzufrieden sich sein Geist und nur in seltenen lichten Augenblicken vermochte er sich noch zu geistiger Tätigkeit aufzuspannen. Daß Lenau in diesen Tagen des Traummens von der Musik das Heil erwartete, das er von der ärztlichen Kunst vergebens erhoffte, haben wir schon oben erwähnt. Er mußte eilig und äußerte sich öfters seinen Freunden, so auch Dr. Schelling, dem Bruder des Philosophen, gegenüber, welch heilsame Wirkung die Musik, namentlich das Violinspiel, auf ihn ausübe. Ja, er machte sich sogar daran, in einem Aufsatze, der für die „Augsburger Allg. Ztg.“ bestimmt war, den wohlthunenden Einfluss der Musik auf seine Krankheit auseinander zu legen. Während sind auch die Worte, die er einmal in den Tagen des Irrsinn's zu seinem Freunde Wiser sprach: „Ja, die Ärzte, sie haben lang an mir herumkurirt. Da hab' ich doch meine Violine angehehen und bin davon gesund geworden.“

Am 22. August 1850 starb Lenau.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, wie die Musik den unglücklichen Dichter durch sein Leben hindurch als lieblich tröstende Freundin begleitet hat.

Fröhliche Weisen singend, lustige Lieder pfeifend, „wie eine Nachtigall“, zog der junge Dichter ins Leben hinaus; in schwermütigen, wild erregenden Tönen klagte er am Abende seines Lebens all das Leid aus,

* Ueber Wendelsohn'st Paulus urteilte er: „M. Paulus ist schön, aber es ist zu wenig Feuer und Kraft darin, er ist kein Paulus.“ — 1838 vermochte er einer Aufführung des Paulus nicht bis zu Ende beizuwohnen.

** Daß Wendelsohn eine Reihe der Lenau'schen Lieder komponiert hat, dürfte bekannt sein, z. B. Herbsttage, Primula veris u. a. m.

das ihm in fast allzu reicher Fülle zugewiesen war. Genau durfte sich glückselig schägen, daß sich ihm das Verständnis der Beethovenischen Kunst voll erschlossen hatte. Zwei verwandte Geister berührten sich hier: was Beethoven in den Zeiten entlassungsvoller Einsamkeit geschaffen hatte, das fand einen begeisterten Widerhall im Herzen des Mannes, den das Schicksal von den Bahnen abgedrängt hatte, in denen sonst der Mensch zu wandeln pflegt, der in den Offenbarungen des Beethovenischen Genies den vollkommeneren Ausdruck, das vollendetste Widerbild dessen erlebte, was er in sich, in einem schmerzgedrängten Gemüte, erlebte, nur selten „himmelhoch jauchzend“, meist „zum Tode betrübt“.



Verdi „Othello“ in Frankfurt a. M.

Auch auf dem Gebiete der Kunst gilt das Gesetz der Wechselwirkungen. Deutsche, Franzosen und Italiener, sie alle besitzen eine fast ausgeprägte nationale Eigenart, die sich bis zu einem gewissen Punkte in uneingeschränkter Selbständigkeit künstlerisch entwickelte, dann aber fremden Einflüssen zugänglich wurde und durch den Austausch der anscheinend Kraft gewonnenen künstlerischen Errungenschaften die Formen der Schönheit erweiterte und die Schönheit selbst zu einem Gemeingut in der nationalen Natur gestalten half. Länger als ein Jahrhundert galt Italien als das Heimatland der Musik; von seinen himmlischen Gestirnen nahm jedwede Kunst ihren Ausgang und wenn der deutsche Maler, Bildhauer oder Musiker den Quellen der Schönheit zustrebte, so suchte und fand er dieselben unter italienischem Himmel. Das ist heute anders geworden auf allen Gebieten der Kunst, insbesondere auf dem der Musik: das Gesetz der Wechselwirkungen tritt in seine Rechte. Die allgemeine Strömung, die eben den Siden flutete und den deutschen Musiker über die Alpen trug, hat eine ungetrübte Richtung eingeschlagen; der Zug nach dem Süden ist in einen Zug nach dem Norden gewandelt. Und so mächtig ist der Einfluß, den die deutsche Musik auf die Kunstströmungen der Gegenwart ausübt, daß sie selbst einen Meister, der seine glänzendsten Erfolge im Dienste der weltlichen Muse gefunden, der deutschen Kunst in die Arme führt. Mein geringerer als der hervorragendste Vertreter des modernen italienischen Opernstils, Giuseppe Verdi, hat diesen künstlerischen Entwicklungsgang zurückgelegt und wir begleiten ihn vor wenigen Tagen an das Ziel seines Strebens, zum letzten und einhelligsten Werke des großen Meisters: zu seinem „Othello“, der im Frankfurter Opernhaus seine erste Aufführung für Mitteldeutschland erlebte.

Der Weg von Italien nach Deutschland ist nicht weit, aber für Verdi bedeutet er ein ganzes Künstlerleben. Und das ist es, was uns gerade dieser Oper mit einem Gefühl der Ehrfurcht begegnen läßt, der Sänger des „Donabador“ und der „Traviata“ spricht in „Othello“ sein letztes Wort; er spricht es mit besonderem Nachdruck und mit einer dramatischen Akzentuierung, wie wir sie aus seinem Munde noch nicht vernommen haben. Wir tauschen ihm daher mit gesteigertem Interesse, um nachher der Frage gegenüber zu stehen, ob dieses letzte Wort auch sein letztes gewesen. Man wird diese Frage keineswegs mit einem unbedingten Ja beantworten können. Beim jungen Verdi dominiert das Gefühl, beim alten Verdi der Verstand. Damit ist in wenigen Worten der Gegensatz zwischen dem „Othello“ und den früheren Schöpfungen des Meisters gekennzeichnet. Aber trotz alledem ist die Oper ein Werk von höchster künstlerischer Bedeutung, weniger durch ihren inneren Wert, wie als als Beispiel eines kompositorischen Schaffens, das sich auf der Hand einer leicht gestalteten melodischen Erfindung durch die abgelebten Formen des italienischen Opernstils zu den Idealen der musikalisch-dramatischen Kunst hindurchgerungen. Man könnte „Othello“ das Schulbekenntnis eines verfehlten Lebens nennen, wenn die Verfehlungen des jungen Verdi gegen die Forderungen eines streng-dramatischen Stiles nicht durch ebensoviele Schönheiten melodischer Art längst entfielen wären. Der Verdi von ebenem opferte die Wahrheit der Schönheit des Ausdrucks, der Verdi von heute sucht beides

miteinander zu vereinigen, und wo ihm dies nicht gelingen will, schlägt er sich auf die Seite der Wahrheit.

Damit bekundet er sich frank und frei als Anhänger jener großen Fortdrittbewegung, welche durch Richard Wagner ins Leben gerufen wurde und in den Formen seines Musikdramas ihren vollendeten künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Was aber bei Wagner als logische Folge des Entwicklungsganges der deutschen Oper erscheint, steht bei Verdi unter dem Einflusse eines künstlerischen Zwanges, welcher dem Ausdruck des angeborenen Empfindens Fesseln anlegt und durch die Gewaltmittel einer reflektierenden Kunst der italienischen Oper neue Bahnen zu weisen sucht. Schon in „Aida“ hatte der Meister dem Stile der alten italienischen Oper den Rücken gekehrt, aber er nimmt dort doch noch einen ganz anderen Standpunkt ein, als er ihn heute im „Othello“ bekennt. In „Aida“ verhielt er sich in den Formen einer orientalistischen Kunst und bringt so durch das nationale Motiv die Oper in Gegensatz zu den früheren Hervorbringungen seines Schaffens. Anders im „Othello“, der Stoff fordert kein Verleugern der bisher von ihm befolgten Kunstprinzipien; ein Landsmann und älterer Kunstgenosse, Rossini, hat denselben bereits vor Jahren genau nach den Regeln des italienischen Opernstils bearbeitet und der mit Akkordanten und Trillern in den Tod gehenden Desdemona mindestens ebensoviele Verfall gesichert, wie heute Verdi seiner dem Formen des musikalischen Dramas anhaften Verfaultheit. Es ist also lediglich die veränderte Anschauungsweise über die Forderungen der Oper, welche den Komponisten des „Othello“ zu seiner ganzen künstlerischen Vergangenheit in Widerspruch treten und die bisher begangenen Schaffenspfade verlassen läßt. „Othello“ ist demnach nicht das Produkt eines langsam in ununterbrochener Entwicklung herangereiften Talents, sondern das Resultat eines Denkprozesses, der im Gegensatz zu den Schönheitsformen der italienischen Oper in den Wahrheitsformen des deutschen Musikdramas die künstlerischen Ideale gefunden. Diese auf kritischen Wege gewonnene Erkenntnis läßt die Schaffenskraft des italienischen Meisters, drängt die nach Ausdruck ringende melodische Erfindung zurück und zwingt in der scharfen Betonung des charakterisierenden Elements den Künstler zu einer minimalistischen Gestaltung, in der er uns bei aller technischen Meisterschaft doch ewig fremd bleiben wird. Die Schatten der Meister haben die Unmittelbarkeit des Empfindens verneinend und damit dem Werke jene ursprünglichen Reize genommen, welche die älteren Opern Verdis in so hohem Grade ausgezeichneten. Wir wollen den Dualitäten des Stiles, wie sie uns dort entgegen traten, gewiß nicht das Wort reden, aber neben ihnen strömt in breiter Melodie eine Sprache der Leidenschaft, deren zündende Kraft wir im „Othello“ vergeblich suchen. Der Komponist des „Othello“ arbeitet in einer Zwangslage, in welche er durch seine kunsthilosophischen Studien getrieben worden; er ist nicht nur älter, sondern auch ernster, gründlicher, gediegener geworden — die Naivität, die warme Empfindung der Jugend aber ist ihm verloren gegangen.

Das erklärt die merkwürdige Zurückhaltung, mit welcher man aufzutreten, auch bei der Premiere im Frankfurter Opernhaus, der Novität begegnet. Das Werk besitzt eine ganze Reihe musikalischer Schönheiten ersten Ranges, es ist dramatisch konzentriert und genießt den Vorzug eines vorzüglichen Librettos — doch der zündende Funke, der Begeisterung weckend ins Publikum überspringt, ist ihm nur an vereinzelter Stellen gegeben. Ein Meisterwerk musikalischer Stimmungsmalerei bietet der erste Akt; die denselben einleitende Sturmscene gehört zu den charakteristischsten, was die moderne Oper aufzuweisen hat, das Orchester malt mit den Farben eines packenden Realismus, während ein dramatisch bewegtes Ensemble die Handlung einleitet. Wir befinden uns an der Küste von Cypern. Mitternacht, Donner rollen, ein heftiger Sturm peitscht die Wogen des Meeres, die Brandung gróllt, die entsetzten Cypriten erkennen die Hilfe des Himmels gegen das Wüten der Elemente — eine Introduction von prächtiger Wirkung. Da der Librettodichter die in Venedig spielende Scene des Schatzparades Originals nicht in das Textbuch aufgenommen, treten wir sofort auf dem Schauplatz der Tragödie in medias res. Othello erscheint, imitten des Sturmes hat er das Ufer erreicht. Der sich anschließende, reizend instrumentierte Freundschor, das Trübsaliges Jago und das den Akt bezeichnende Duett zwischen Othello und Desdemona bezeichnen die schönsten Nummern des ersten Aufzuges.

Ganz wunderbar ist der von einer innigen Kantilene der Celi eingeleitete Zweigang zwischen Othello und Desdemona, der in einzelnen Partien — wir erinnern an Othello: „Du liebst mich um meiner Abenteuer“ u. i. w. und sein späteres „Stiff mich wieder“ — den früheren Verbi mit seiner ganzen vor himmlischer Glut durchzitterten Wärme des Ausdrucks zum Worte gelangen läßt.

Der zweite Akt bietet mit seinen die Leidenschaft- und Intrigue exponierenden Szenen der musikalischen Behandlung einen großen Stoff, der durch die Einschaltung eines lyrischen Intermezzos in Gestalt einer Fuldigungs- und Desdemona den Formen der Oper zugänglicher gemacht ist. Neben diesen, wenn auch melodisch nicht bedeutenden, aber doch recht anmuthigen und durch die Instrumentation national gefärbten Tonsätzen gipfelt der Akt in dem „Crebo“ Jago, einem charakteristisch gestaffelten pessimistischen Glaubensbekenntnis, sowie der rhythmisch eigenartig wirkenden Erzählung Jago von Cossio Traum. Der sich anschließende und den Akt zu Ende führende Mutansbruch des Jago malt mit den Farben der Leidenschaft al fresco — eine jener einen breiten Boden einnehmenden Stellen der Partitur, welche die reine Schönheit dem charakteristischen Ausdruck zum Opfer bringt. Den dritten Akt eröffnet ein Duett voll zu Herzen gehender Melodie zwischen Othello und Desdemona, welchem sich ein scharf accentuierter, kräftiger Monolog Othellos anschließt. Die musikalisch wiederum schwer zu behandelnde Schlußszene leitet dann zu dem in großem Stile gehaltenen Finale über: der Ansturm der venezianischen Geblenden und der schimpflichen Verleumdung Desdemonas durch den Jago. Das letztere schließt mit seiner wirkungsvollen Verwendung der Mäffen und seinem breiten, mächtig ausklingenden musikalischen Aufbaue zu den Glanznummern der Oper.

Mit dem vierten Akte treten wir vor die Pforte der Partitur. Vollen bebenden Thränen — und wie der Schmerz verhaltener Thränen fließt es uns aus dem wunderbaren Vorbilde des Aktes entgegen, welcher das Martyrium Desdemonas in sich schließt. Hier hat Verdi für das rührende Geschick der schönen Dulderin Töne gefunden, wie er sie ergreifender selbst in den Jahren seines fröhlichen Schaffens nicht befehlen; in dem Lied: „O Weide, grüne Weide“ liegt der Ausdruck eines tiefen, bezerrlichenden Wehs; bangt laut er aus, wie Ahnung des kommenden Verhängnisses, nur sich in dem einfachen, palmodierend gehaltenen „Ave Maria“, dem Gebete zur Himmelskönigin, in laute Resignation aufzulösen. Das Auftreten des zum Morde entschlossenen Jago ist wiederum von jenen instrumentalen Tonsätzen begleitet, welche den Stimmungsgang der Scene so trefflich wieder zu geben wissen und an welchen die Partitur der Oper so reich ist. Dann folgt im Geschwindschritt der vom fürchterlichsten Grauen gehegten Tragödie die erschütternde Morbscene, welche die Musik in keiner Weise durch den beschränkten Rauber der Töne zu mildern sucht, sondern in ihrem ganzen brutalen Realismus vor uns hinreißt. Nur noch einmal schwingt sie sich auf den Ausbruch eines ehleren Empfindens: als Othello läßt über die schlummernde Desdemona zum Kusse beugen und aus dem Orchester die Reuigkeit aus jenes begebende und verheißungsvolle „Kiss mich wieder!“ aus dem Liebesduette des ersten Aktes in eindringlicher Melodie emporsteigt. Und diese melodische Phrase ist es denn auch, welche, nachdem das Fürchtbare geschehen, noch einmal von den Stimmen des Orchesters getragen, zu uns herüber klingt, sich verklärend über die Scene breitet und die erschütternde Tragödie der Leidenschaft mit einem Worte der Liebe zum Abschlusse bringt. Ein feiner Zug, mit welchem der Komponist dem im Grauen erstarren Dichter zu Hilfe kommt.

Wir haben das von Max Kalbe überfeste Textbuch bereits als eine vorzügliche Arbeit bezeichnet. Arrigo Boito hat sich mit Hingebung das erste Aktes streng an das Schatzparades Original gehalten und in der Gestaltung der Szenen sich an den Formen der älteren Oper vollständig angeschlossen. Die gelösten musikalischen festeln oder treten nur vereinzelt auf; die Handlung bleibt in fortgesetzter Entwicklung und fordert vom Komponisten einen Gesangstil, der in dem beklamatorischen Arioso der Wagnerischen Oper sein Vorbild gefunden hat. Und hier ist der Berührungspunkt zwischen Verdi und Wagner. Von den sonstigen Forderungen des Wagnerischen Stiles, namentlich den Leitmotiven, hat der Komponist des „Othello“ nichts angenommen, wir müßten denn die durch die Entwicklung der modernen musikalischen Technik bedingten instrumentalen Klangkombinationen, die rhythmischen und harmonischen

Verdrängungen, den häufigen Wechsel der Tonarten u. s. w. als wesentliche Wagnerische Eigenschaften betrachtet, so erscheint denn die letzte Verdrängung Oper als eine Schöpfung hoch bedeutender Art: bedeutend nach Seiten des Inhaltes wie der Form, am bedeutendsten aber als Abzählung eines Schöpfens, das sich von den abgefahrenen Formen der weltlichen Oper auf den Boden deutscher Kunst gestellt und hier am Spätstadium eines arbeitstüchtigen Lebens die künstlerischen Ideale gefunden. Mit den glänzenden Gaben, die ihm früher gegeben, mit der vollen Individualität und Frische der Empfindung, hat Verdi freilich diesen Idealen als Dreihundertjähriger nicht mehr zu huldigen vermocht — aber vielleicht demährt sich auch hier das Wort des Dichters:

„Was klagt, ist für den Augenblick geboren,
Das Gute bleibt der Nachwelt unverloren.“
Die Zukunft hat das Wort. Sie wird ein unbefangener Richter sein, als die Gegenwart. — —

Es erübrigt noch, mit einigen Worten der Darstellung zu gedenken. Dieselbe gestaltete sich unter der Leitung von Kapellmeister Dessoff zu einer fein abgeordneten, durchweg abgemessenen. Von den Einzelheiten verdrängt der Jago des Herrn Heine in erster Linie genannt zu werden; eine geradezu vollendete Leistung, welche die reiche dramatische Gestaltungskraft dieses Künstlers in die vorzüglichste Beleuchtung treten ließ. Neben ihm rangiert Fränkelin Jäger, in dem dieselbe den poetischen Stimmungsgelbst der Desdemona-Partie aus glücklicher zur Geltung brachte. Weit weniger auf der Höhe der Situation stand Herr de la Grac als Otello, obgleich auch ihm für die Hingabe, mit welcher er sich der Bewältigung der überaus schwierigen Partie widmete, unsere Anerkennung nicht vorzuenthalten sei. Der Sänger konnte befriedigen, de la Grac befiel ein prächtiges Material — aber der Schauspielers blieb uns noch manches schuldig. Dem Darsteller dieser Partie ist freilich schier übermenschliches zugemutet und so dürfte ein idealer Otello wohl nur unter den günstigsten Verhältnissen zu finden sein.

Mag von Flotow.



Blondel.

Von Emil Mario Vacano.

Es gibt wohl unter den Minncängern (deren Lebenslauf fast der romantischen Sagenwelt oder der Legende angeschlossen scheint) keinen, der so sympathisch und leicht uns annimmt, wie Blondel, der getreue Troubadour des wilden, edelbergigen Königs Richard Löwenherz. Wenn uns der deutsche Zauber durch Wagner erst so recht aus dem Bewusstsein der Vergessenheit erloschen wurde, Heinrich von Ofterdingen (eigentlich von Ofterding in Oesterreich) durch Novalis' prophetisch-heiligen Roman, der französische bel frangais durch die Geistesfreiheit der romantischen Neu-Litteratur, so ist uns auch Blondel wohl erst wieder erweckt worden, im eigentlichen Sinne durch die liebliche Oper Grétry's. Wie rührend ist da die Scene, wo Blondel unter dem Gitterfenster des gefangenen Königs sitzend, das süße, schwermüthige Lied singt:

O Richard, ô mon roi,
L'univers t'abandonne
Sur la terre il n'y a que moi,
Qui s'intéresse à ta personne . . .

Unsere Großeltern hatten dieses Lied in ihr Herz geschlossen, die Royalisten fangen es in den Tagen, wo noch Hoffnung war, Ludwig XVI. zu retten, und gar manche Minnen es auf dem Wege zur Guillotine an, wie ein mitwundernd Glaubensbekenntnis der Sache, für die sie starben; und vielleicht kannte der arme Märtyrer für die Sünden seines Vorgängers keinen schmerzlicheren Trost, als wenn er diese Melodie von irgend einem Nachfolger herüberhören hörte, als Gruß der Liebe und Treue. Und zur Napoleonzeit erlube es in Deutschland auf jedem Spinnet, zur Guirlande, zur Harfe — gesungen von den starken Frauen ihrer Königin Louise, oder von Studenten und Soldaten — denn damals war alles Student oder Soldat. Das brachte auch uns Deutschen die Gestalt Blondels nah. Aber es war eine nebelhafte, verpoetisierte Gestalt,

und der historische Blondel wurde darüber fast vergessen.

Der, welcher diese Zeiten durchlief, hatte — selber ein alter Fährer und Wanderritter — von jeher sein eigenartiges Interesse an Blondel, seinem Kollegen aus uralter Zeit.

So hat stand von Jugend an dessen Bild vor meiner Seele, wie uns ein altes Miniaturbild anschauen kann aus einem auf Pergament geschriebenen Manuscripte. Hinter ihm reicher Goldgrund. Er selber in langem, mit weißem Fellschurz verbräuntem Talare, unter dem in hieser Tuschschlechte gehüllte Füße hervorragen. Auf dem jugendlichen, lächelnden Gampie trägt er ein Barett, von welchem ihm eine hellbeine Draperie amnützig über die Schultern niederhängt. In der einen Hand hält er die Harfe, die andere trägt in zierlich gezeichneten Fingern eine Blume, die Blüte der Treue.

So grüßte er mich in Träumen, und nicht mich an, als wollte er sagen: „Du suchst mein eigenes Wesen finden? Frage die Steine, und sie werden dir antworten, und frage die Fußspuren der Wege, auf denen ich gewandert; und lade an heißen Sonnenrückenlagen in den blauschattigen Kammern der Klosterbüchereien nach jenseitig geschriebenen oder wunderbar gedruckten, mächtigen Büchern, und du wirst erfahren, was du wissen möchtest vom treuen Sänger!“

Und so betheilt ich auf meinen Wanderwegen stets den Sängern der Treue und der Freundschaft im Herzen, und wo ich Spuren fand von ihm oder seinem königlichen Freunde, da verweilte ich und sann über denselben; an windigen Herbsttagen, wo die bürren Blätter auf den Gartenwegen raschelten und das Schmelz mein Herz ergriß, da sprachten sie am denklichen zu mir.

In den Hallen der alten, alten Abtei von Fontevrault im schönen Frankreich, da sah ich das verwitterte Steinbildnis vom Grabsteine des Königs, die faulen Farben noch sichtbar auf den Falten und Formen der verstaubten Figur ohne Hand, die Füße defekt, die Krone zerbrochen. Aber männliche Schönheit und eine königliche Majestät lebte noch über der Gestalt dessen, den ein Täfelchen an der Wand also bezeichnete: „Hic jacet cor Ricardi regis Angliae, cor leonis vocat.“ Dann fand ich an einem sonnigen Sommermittage, wo die Fliegen durch die Höfe summt und die Blumen in der Gartenschwelle träumten, in einer blauschattigen Klosterbücherei ein wunderbares Leberbuchchen, und auf dem wunderbar gedruckten Titelblatt stand: „La Tour ténébreuse et les Tours lumineuses.“ Chronique, composée par Richard, surnommé Cœur de Lion, roy d'Angleterre. A Amsterdam. 1708.“ Darinnen fand ich neben der Erzählung von Richards Gefangenenschaft „dans un château près de Liérs“ auch noch manches Lied Blondels und des Königs mit altmodischen Noten, und eine Haubergschichte Richard's, die der König erfunden haben soll; und außerdem erlah man aus dem Inhalte deutlich, daß es zweierlei Blondel am Hofe Richards gegeben habe. Der eine, Blondel oder Blondiau de Nesles, war Ritter, Kollher und Freund des Königs, der andere Blondel war nur ein Musikant — ein Spielmann; zu entscheiden, welcher von den beiden der Blondel der Legende sei, oder ob in dieser Figur diese beiden Blondels: Der Künstlerling und der Spielmann aneinander fließen, das zu entscheiden dürfte heutzutage wohl schwer sein, wäre aber, wie ich meine, keine undankbare Aufgabe für einen Gelehrten.

Endlich existiert auch noch eine Folge von uralten Manuscriptblättern, welche zumest die Minnelieder des Königs und des Spielmanns enthält, und deren Titel lautet: „Chronique et fabliaux de la composition de Richard Roy d'Angleterre, recueillis tout de nouvel en l'an 1308, et joints ensemblement par le labour de Jehan de Sores.“

Endlich an einem regenbittern Herbsttage, als ich die grünen Weingelände der Donauufer durchwanderte, weilte ich auch in der ungeheuren Trümmernburg Dürrenstein bei Weiskirchen, Hoflag gegenüber — in dieser Ruine alter Ruinen mit ihren Thürmen, Kerkern, Gängen, Gewölben, Kapellen, engen Gassen im Innern des Burgfriedens und Ringmauern, die fast bis zum Ufer herabreichten. Und auf einem Steine unter dem Verbleibene (den die Tradition als Richards Kerk bezeichnet), vielleicht auf demselben, von dem Jüngling-Blondel sein Lied hinaus sandte zum Gitterfenster, hinter dem sein königlicher Herr schmachtete, da habe ich zusammengeführt in meinen Gedanken, was ich zerstreut gefunden vom Leben und Streben Blondels des Spielmanns.

Am Schloß zu Nesles, in der Provence, da lebte ein zupferneinheitsvoller Rittersmann, der von seiner ersten Frau ein kleines Wiegengedächtnis übernommen hatte, und weil das Kindlein so schön häßlich hatte wie gezeichnetes Gold, so ward es von alten nur Blondiau genannt oder Blondel. Das Kindlein bewachte aber eine Pflanze, und so entschloß sich Sir Richard (so hieß der alte Herr von Nesles) zum zweitenmal zu freien. Traf aber wie alle älteren Männer pflegen, eine schlechte Wahl, denn er heiratete eine bisherige Witwenherrscherin, Dame Annetie, die bislang ein gar süßes Weibchen für alle Welt, heimliche gute Pflanze für das Gewand und Unterplätzchen für das Knäblein gehabt hatte. Sobald sie aber mit dem alten Ritter Hauus zusammengegeben worden war in der Schloßkapelle durch den alten Schloßprieister und Schreiber Gualterius, ei, wie war da gleich ihr Wesen verwandelt, und aus dem süßen Weibchen wurde eine feinde Frau, aus dem heimlichen Futter für die Knechte schamlose Gemeinheit und verschimmeltes Brot, und für den kleinen Blondel gab es statt der Pflänzchen nur Kopfnüsse und eine Aute, die stets geschmeichelt blieb, da sie über Nacht stets in Essig und Salzwafler lag.

Wohl sah sehr Ritter Hauus ein, daß er ein Giel gewen, aber diese Erkenntnis kommt dem Menschen immer erst, sobald er den Sack auf dem Rücken hat; und er durfte nicht nucken, da Dame Annetie ihm wohlweislich die hüßlichen Büchlein weggewonnen und sich selber angezogen, dafür aber dem Ritter den Knäbelschapel in den Arm gegeben. Und so tröstete sich denn der Alte damit, daß er von früh bis abends bedachte — freigte freilich nur den faulen Wein, den er sonst den Knechten vergütet hatte, so sehr helles Wasser trinken mußten.

Und hätte der kleine Blondel nicht drei Freunde gehabt in der so veränderten Burg seines Vaters, er wäre wohl schon als kleiner Junge eienblich verkommen. Der eine Weichiger, das war der alte Knappe Landolin, der lehrte ihn die Knabenstücken, den Speer schleudern und im Sattel halten; der zweite war der alte wunderliche Burggeistliche Gualterius, der nahm ihn in sein Turmkammerlein und lehrte ihn lesen in alten Büchern, Buchstaben malen, wohl auch auf der Laute klümpen und Viehlein fangen — geistliche und weltliche; der dritte Weichiger aber war der große kühne Heinrich, der trug den Ruben willig auf seinem zottigen Rücken im Hofe umher, und wenn Dame Annetie gar zu feind wurde, da wies ihr Heinrich kühnend die Zähne, daß sie schlenkelt aus seinem Verdrache nicht mit flürenden Schließelbunde und klappernden Wappenstein. So ging's, bis Blondelin in die Jahre kam, daß ihm ein Wärtlein sproßte unter der Nase und am runden Kinn. Da ward aber der treue Knecht Landolin bei einer Balgerei zu Boden gehat, daß er nimmer wieder aufstund, Gualterius kam in sein Kloster zurück, da er verkränkt wurde, und den zottigen Heinrich fand man eines Tags verendet an einem Knechtchen, das ihm sicher die alte Annetie gedreht hatte in ihrer Kerkkammer. So stand denn Blondelin allein, und mochte es nicht mehr ertragen auf der väterlichen Burg. Und an einem solchen Frühlingstage, wo der Flieder blühte, die Vögel lobt und Hühner lünten durch den fernem Fort von Caravall, da feste sich der Junfer die Schande aufs Ohr, ergriff seine liebe Laute, wartete, bis alles die Mittagruhe genoh, sogar die Pferde im Stall und die Vögel in den Türken, schlich durch das Gartensporelein den Berg hinab, und verschwand im dinstenden Tannenwald, wo derselbe am dichtesten war.

Und wanderte, wanderte, wanderte ohne Raß, ohne Raß, und als die Sonne zu Miste ging, da war's ihm, als liege schon die ganze Welt zwischen ihm und dem Schloße seines Vaters, und als lie er ganz allein auf der weiten Erde.

Im Walde, da kam er an einer Kapelle vorbei, in welcher vor einem Altäre unserer lieben Frauen ein vorties Vampeln glühte. Dort betete er seinen Abendgebet, spielte auch ein auf der Laute, als ein einziges Opfer, das er zu bringen hatte, kauerte sich dann in eine Ecke des kleinen offenen Baues, und dachte nach.

Die Welt lag ihm offen vor ihm, was suchte aber der dumme Ruhe da? — Wohl fühlte er's lange schon im Gemüte, aber in Worten hatte er's noch nicht fassen können. Die Welt, seine Amme, hatte ihm oft erzählt von einem Wäldlein, das drei Wäldlein habe: ein goldenes, ein silbernes und ein grünes.

Ich kenn' eine schöne Blume,
Drei Blättlein stehn um ihr Herz,
Die Blättlein bringen viel Sonne,
Die Blättlein bringen viel Schmerz.
Das Goldene, das ist die Liebe,
Das Silberne Freudebrennen,
Der Rubin ist grün wie Smaragden,
Ertrag' sie dir alle drei.

Dies Blümlein nun wollte er suchen, bergan
bergab, thalain thalain. Am kostbarsten wohl er-
schien ihm das Blättlein der Liebe mit dem goldrothigen
Schein; und es war ihm, als könne er ganz gut die
beiden anderen müssen, hätt' er sich nur erst das ans
Herz gesetzt.

So dachte er, und empfahl sich dem Schutze der
lieben Sonnenmutter, und entschlief in seiner Ede
so ruhig, als läge er warm im weichen Lotter-
bettlein.

So wanderte er weiter durchs schöne Franken-
land, und kloperte und sang vor allen Thüren, und
die Gaben floßen nicht spärlich dem schmunden Jungen
mit den heißen Augen und den goldenen Haaren.

Dann kam er in die Normandie, in König Richard
Corlions Reich.

Ein Lenztag war's, so frisch wie der Wald, der
voll junger Blätter hing; und Blondelin blühte auf
durch dieses Blüthenlicht zum Himmel und sah dabei
einen Jägermann nicht, der mit Pfeil und Bogen
daherkam auf moosigem Wege. Er ramte an den
riesigen Maut, und der sagte mit einem kräftigen
Stich den schlanken Jungen und legte ihm flugs ins
Gras. So hat nun aber auch der Jäger war,
der Blondelin war stink und geschmeibig, und im
Aufstrafen unterließ er dem Schützen, und da lagen
sie und bläuten aufeinander los, daß der Waldboden
dröhnte und rafften sich dann wieder auf und glockten
einander kuckend an, bereit zu neuem Anlauf. Ver-
schrieb sich aber das grüne Wamms des Jägers auf
der Brust, und farbenhaft eingekant in das Unterleib
sicht der Blondelin ein Wappen, das er gar wohl
kannte, hatte ihm's doch der gute Qualterius oft und
genau erklärt im Wappenbuche auf Niesles. Der
Junge stunte und schaute dann dem Jägermann ins
Augelicht, das breit und lustig, von braunglühendem
Bart umdrängt und von himmelsfarbenen Augen er-
hell war.

„Oho, wer seid ihr?“ — rief der Sänger.
„Was kummt's dich?“ sprach der Hirschbedränger.
„Doch heiß ich Sangot, der Rubensjäger, will dich
gleich wieder zur Erde strecken!“

„Und heißt Ihr, wie Ihr auch mögt, ein Diener
seid Ihr vom Corlion, dem tapferen König auf Eng-
lands Thron, was ich gehört, will ich nimmer be-
feigen, und könnt' ich auch zehnmal gewinnen und
siegen!“

„Ei, sag' mir, du Gant, wo ehrt du den König?“

„Ihn ehren? Das sagt mir wahrhaftig wenig.
Ich liebe den Tapfern, den Löwenmut,
und möcht' ihm wohl dienen mit Lieb oder Blut.“

„Und willst du ihm dienen, so laß es geschehn —
Nimm auf deine Laute, und laß mich sehn,
Was dir in der Brust für ein Lieblein just blüht,
Und ob's mir wohl bringet in Seel und Gemüt.“

„So lagerten sich die beiden ins Moos,
Und Blondelin sang, die Laute im Schoß,
Vom König Richard stolz und kühn,
Vom Löwenhergen voll Gellinn.

Von der Sangeskunst, die der König ehrt,
Von seinen Diensten bei Frauen wert.
Da schlang seine Arme um ihn der Mann
Und zog ihn an sein Herz heran,
Und küßt ihn auf den Niederrind,
Und sagte: „Wir schließen den Bruderbund!“

Und gingen beide zum murrenden Quell,
Der lustig plätschert von Schwell' zu Schwell',
Traut einer dort ans des andern Hand,
Das ist das feste Freundschaftband.

Dann sagte mit fröhlichem Lachen der Mann:
„Jetzt bist du König Richards Kumpan!“

Ein gar lanter, lustiger Hof war's, den dan 's
der englische König auf seinem Erbe auf französischem
Boden hielt. Nur die Frau Königin Berengaria
selber schickte jetzt, da sie aus einer frommen Wallfahrt
begriffen war. Aber das that der Lust keinen Ein-
trag. Herrliche Degen und schöne Frauen waren
da, zarte junge Bagen und lächelnde Mägde, Hof-
narren, Fasteniere, Sänger und Dichter. „Ei, ist
das die Welt!“ — meinte der Blondelin und machte
große Augen. Aber er fand Gefallen daran, besonders

an dem Reigen auf blumigen Ager. Da suchte er
das goldene Blättlein der Wunderblume, konnte's aber
nicht finden.

Er war des Königs Liebling geworden und
munkte mit ihm singen und lachen.

Eines Tages aber ritt Blondelin, die Laute
über der Achsel, auf munterem Nöcklein querfeldein,
und merkte nicht, daß finstere Wetterwolken aufstiegen.

Kam ihm aber da eine kleine Schar entgegen zu
Fieße — Tamen und Mitter zu ihrem Schutze. Die
eine voran in goldgesticktem Kleid und mit hellem
getöstem Haar, war gar herrlich und stolz und aus-
gesehen. Fuhr's dem Blondelin durch den Sinn: „Das
ist wohl gar die Königin!“

Seinwärts aber, die
Augen stumm auf den Sattelknopf gelenkt, ritt ein
schlichtes Frauenbild, fast ärmlich gekleidet, in dunklen
Schleier, wie's Pilgerinnen ziemt. Da ward's dem
Blondelin zum erstenmal im Leben, als sei er nicht
mehr auf Erden sondern hier im Himmel.

Wie lieblich ihr Schauen, wie rosig ihr Mund,
O schönste der Frauen, o schmerzliche Mund!

Da wandte er sein Pferd, und sprengte zurück,
und der Regen strömte, und die Wägel züngelten, und
das war ihm redt.

Daheim warf er sich ganz durchnäßt auf sein Lager
im Stämmerlein und dachte, und dachte, und dachte
nichts als sie! Als aber der Abend kam, da ließ der
König ihn suchen und in den Saal holen, wo der
zurückgekehrte Königin ein Fest gefeiert wurde. Und
als der Sänger eintrat mit seiner Laute, da winkte
ihm der König, und führte ihn zum Hochsitz, wo
die Königin thronete in hellem Kleide, durchzogen von
goldenen Mogensgeranken. „Da ist er, der Sänger,
von dem ich dir erzähl!“ — sagte der König, und der
Jüngling sah dann eine zarte Hand, die sich ihm
freundlich bot, und ergriß dieselbe und berührte sie
mit seinen Lippen, und schaute dann auf, und — o
Himmel! Die Frau, die ihm die Liebe, die erste und
endlose, ins Herz geendet an diesem Nachmittage,
war Berengaria!

So hatte er das erste, das goldene Blättlein der
Wunderblume: Die Liebe gefunden, aber sie war
ihm verwickelt bei der Berührung, wie Herzengold zu
dürrer Blattwerk wird. O der schrecklichen Liebe!
Der Liebe ohne Hoffnung, die doch nicht lassen kann
von dem Gegenstande ihres Schmerzes, und die nur
mit dem Tode enden mag.

In dieser Zeit war's, wo Blondelin sang:

Und bist du auch gramam,
Und denkst nicht mein,
Will ich doch geduldig
Ergeben dir sein!

Nur mög'st du auch andern
So gramam stets sein,
Denn leichter erragt sich
Gemeinsame Pein!

Ferner folgendes Liedchen:

Ah, wäre Amor nur gerecht
Und strafe alle Lieb' die schlecht,
Und lohnte alle treue Gint,
Wie ging es da mit Arnen gut!

Doch ach, die Lieb' kennt kein Gebot,
Und quält und lobnet ohne Grund —
Und gönnt mir weder raschen Tod,
Noch läßt sie jemals mich gesund!

Und noch das folgende:

O süße Herrin, wie so schön
Sind deine Augen anzusehn,
Wie lieblich ist dein Lächeln mir,
Wie herrlich deiner Locken Zier!

Doch alles das sind Fesseln schwer,
Die lösen sich mir nimmermehr,
In ihnen ich verkommen muß,
Befreit mich nicht dein Liebesgruß!

Dann zog der König gegen das heilige Land
mit den Kreuzfahrern, und ließ seinen Sänger daheim
als Schutz der Gattin.

Im Lager der Kreuzritter jedoch hatte er einen
heftigen Streit mit dem jähzornigen und rachgierigen
Fürsten Leopold von Oesterreich, und der ließ ihm
auf der Rückreise durch sein Land auslauern, nahm
ihn gefangen und schleppte ihn auf die Feste Dürren-
stein an der Donau; dort ließ er ihn in einen Ge-
fängnisturm setzen und niemandem kund werden, wo-
hin er den König gebracht.

Berengaria war nun verlassen als eine Witwe,
und jeder andere Liebende als Blondelin hätte nun
Hoffnung geschöpft für seine Liebe.

Da zeigte sich aber so recht, was treue Freunds-
chaft vermag über die Liebe. Wohl lange stritt seine
Lebenskraft für die nun wehrlose und verlassene,
von ihrem Schwager Johann verachtete Frau, und
seine Treue für seinen König und Sangesgenossen,
der sein Herz, sein Lieb und sein Lager mit ihm ge-
teilt hatte. Aber die Freundschaft und die Ehre
blieben Sieger. Und eines Tages trat er in das
Gemach der angebeteten Herrin, ließ sich auf ein
Knie vor ihr nieder, und schwn ihr, den Gatten
heimzubringen, oder zu sterben beim Versuche.

Heberkam die trauernde Königin eine Ahnung
— zum erstenmal — von der stillen unbesiegbaren
Liebe des Sängers? Vielleicht. Denn sie neigte sich
über ihn, daß ihre hellen Haare an ihr herabfloßen
wie goldene Tränen, und küßte ihn auf seine Stirne
und sagte:

„Blondelin, du lieber Knabe,
Du ziehst mich wieder ans dem Grabe,
Du suchst wieder mir das Leben —
Mögt' Gott dir sein Gelingen geben.“

Und so zog er nach Oesterreich und durchirrte
das Land von Ort zu Ort, von Burg zu Burg,
liberal singend, überall forschend und fragend. Er
bettelte sich sein Brot vor den Thüren und sein Lager
im Stalle in den Herbergen und ward nimmer müde.

So kam er einst im Herbst, wo der kalte Regen
über den grauen langsam dahinstrollenden Felsen rauschte
und die Nebel sich an den Höhen zerrissen, in das
Städtchen Dürrenstein, über welchem die trübsige Feste
liegt mit ihren Ringmauern, Bastionen und Zinnen.

In der Scheut im Städtchen, wo er vorpfach, da
hörte er sprechen von einem geheimnisvollen Gesaugen,
der namenlos sei und im höchsten Turm schwebte,
wohnbewohnt. Und eine innere Stimme sagte dem
Spielmann: „Das ist der Geliebte, das ist der König
deines Herzens.“

Und in den ziehenden Regennebeln kletterte er
hinan die verschlungenen Stiege, und hielt sich dann
stills auf einem gebühmten Steine unter dem
Gitterfenster des höchsten Turmes. Und als die Nacht
herabgesunken, die Lichter des Städtchens unten und
der Burggebäude oben erloschen waren und alles still
geworden, da stimmte der durchnäßte, frierende,
Blondelin mit verhaltener Stimme ein Lied an aus
bessrer Zeit. Er wußte, daß der Gesangene es
hören würde, denn das Unglück hat einen so leisen
Schlaf wie die Schuld. Und siehe da — da er-
schallte aus dem Turme, gesungen von einer in Hoff-
nung, Nahrung und Entzücken bedenden Stimme die
zweite Strophe des Liedes.

„O Richard, mein Herr!“ rief nun Blondelin,
der mit beiden Armen den Turm umspann und seine
brennende Wangen an die nassen Steine des Fensters
drückte, wie er sie in glücklichen Stunden an die
männlichen Wangen des Freundes gedrückt, und die
Thürnen mischten sich ihm mit den Regenthränen;
„O Herr mein!“

Wie es dann der treue Mann dahingebacht,
daß er zum Wächter des Turmes ernannt wurde,
wie er dann alles aufwachte um den Gesungenen zu
besuchen — würde zu lang zu erzählen sein. Genau,
es gelang ihm. Und ein Blättlein der Glückseligkeit
hatte er gefunden, das schöne, silberreife, tugend-
hafte: das der Freundschaft!

Und als er den König zurückgebracht hatte zu
seinem Volke und zu seiner hohen Frau, da wußte
er, daß er den Gipfel seines Lebens erreicht habe:
er hatte geliebt und entsagt, und er hatte Treue ge-
halten.

Und die Historie vom guten Blondelin lebt bis
heute noch im Herzen der Menschen und in den
Bildern der Erzähler. Und hatte er die Liebe ge-
opfert und hatte er die Freundschaft gehalten,
so hatten ihm diese beiden Blättlein auch das dritte
gebracht, den ewiggrünen Ruhm.

Wer hat mir von alledem Knabenschaft gebracht?
Das Böglein, das in den Hirschen laßt,
Der Sonnenstein, der auf den Bergen glüht,
Das Nöcklein, das an der Feste blüht.



Am Allerheiligenfest.

Von Eugen Sinsou.

In einem Allerheiligenfest war's. Von dem Schottenthore Wiens, durch alle Vorstädte bis zum Dorfe Währing, und an diesem vorbei bis zum großen Währinger Friedhofe, dem belebtesten und beschäftigsten der Kaiserstadt, drängte sich zu Fuß und zu Wagen die ansehnliche oder — schaulustige Menge; für das immer fröhliche Wien wird alles zum Fest — warum nicht auch der Gang „nach der stillen Stadt, wo alles Leben ein Ende hat?“

Der kleine Währinger Friedhof, weitab von der großen Heerstraße in einem fremdbildigen Versteck gelegen, hatte zwar schon sein vergoldetes Gitterthor geöffnet, aber noch hatten sich nicht viele Besucher eingefunden. Die Wenigen, die sich letzten Schrittes den Gräbern ihrer Lieben näherten, mochten es wissen, daß der große Strom der Menschen erst in späterer Stunde hier vorbeiziehen würde. Wenigstens wußte es die Dame, unter deren Föhrung sechs junge Mädchen, nicht rechts, nicht links ansehend, wie es bei den Zöglingen eines Erziehungsinstitutes Sitte ist, auf eines der schönsten Grabmonumente zuschritten.

Dort angelangt trat eines der jungen Mädchen aus dem Kreise der Gefährtinnen, und legte einen dichtgewundenen Kranz von blühenden Rosen und Immortellen auf die Stufen des Denkmals.

„Deine Freundin schickt ihn dir! Sie hofft dich bald wiederzusehen,“ sagte das Mädchen und machte das Zeichen des Kreuzes. Die andern tauchten die Finger in den Weihwasserkeßel, der neben dem Grab stand und besprengten dasselbe. Dann sprach die Vorsteherin des Instituts — denn sie war's, die ihren Zöglingen das Geheiß gegeben hatte — „Friede seiner Asche!“ worauf ein andächtiges „Amen!“ von den jugendlichen Lippen der Zöglinge der kleinen Feier den Abschluß gab, und die kleine Gesellschaft sich zum Gehen wendete.

Aber ein ältlicher Herr von schlichtem Ansehen, der unweit des Grabes gestanden und den Vorgang mitangehen hatte, trat jetzt grüßend heran.

Die Vorsteherin kannte ihn und reichte ihm freundlich die Hand.

„Sie hier, Baron Spanu?“ sagte die Dame, folgte aber sogleich hinzu: „Ach das darf mich nicht Wunder nehmen. Gesehen Sie doch zu den Wenigen, die Beethoven noch zeitweise empfing, als er schon in ausgeprobenem Menschenfeindlichkeit alle adwies, die sich ihm nähern wollten.“

„Armer, armer Freund!“ entgegnete Baron Spanu. „Aber sagen Sie doch, gnädige Frau, was die kleine Feier zu bedeuten hat, die ich nicht ohne Föhrung mitangehen habe. Sind diese junge Damen so musikalisch? oder —“

Der gutmüthige Blick des ältlichen Herrn ruhte auf der Kranzpendlerin, die es auch sogleich übernahm, ihm unbedungen Antwort zu geben.

„Ich lege an diesem Allerheiligenfest einen Kranz von Rosen und Immortellen auf Beethovens Grab. Heute geschah's zum letztenmal, da ich in diesem Jahre das Elst verlaßt. Ich thue es im Auftrage meiner mütterlichen Freundin, Gräfin Therese Brunszoid, die Beethovens Schülerin war.“

„Therese Brunszoid!“ wiederholte Baron Spanu, während die gutmüthigen Augen sich umflorten. Und nach einer Pause folgte er gedankenvoll und leise vor sich himmelnd hinzu: „Und da heißt es: dem Verdienste seine Krone! — Dornenkrone sollte man sagen!“

Viele — viele Jahre waren seitdem vergangen! — Da führten liebe Freunde mich eines Tages zu Peter Cornelius. Wir trafen den Meister in geistig frischer Stimmung, doch achtete er nicht sehr darauf, als sie mich ihm vorstellten. Als sie mir hinzusetzten, ich sei eine Ungarin, wendete er sich mir sogleich mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Eine Ungarin!“ sagte er lebhaft. „Schönes Land! Schöne, gute Menschen, die Ungarn! O, ich habe viele liebe Bekannte und Freunde dort!“ Darauf hatte ich gewartet.

„Gräfin Therese Brunszoid —“ sagte ich. Er ließ mich nicht weiter reden, sondern nahm mir mit beinahe jugendlichem Feuer den Namen von den Lippen.

„Therese Brunszoid! Merkwürdige Frau! —

Hätte sie in Berlin gelebt, die Rente hätten Bücher über sie geschrieben! — Ich habe sie in Italien kennen gelernt; dann in Wien und zuletzt in München wiedergesehen. — Denken Sie sich,“ fuhr er zu einer Freundin gewendet fort, „eine Frau, die bei den Griechen und Lateinern, wie in der Bibel und in den modernen Sprachen zu Hause ist; eine Frau, die mit ausgeprobenem Talent bichtet, malt und meißelt, und wenn sie sich aus Klavier setzt, so spielt sie, wie ich nie eine andere spielen hörte! Hat jemand Beethovens Geist erfasst, so ist sie es — seine beste, seine bedeutendste Schülerin. Haydn — Beethoven — Mozart sind die drei Sterne, die über ihrem Leben geleuchtet haben! Es war eine Frau, der — nur die Schönheit fehlte, um vollkommen und unübersteiglich zu sein.“

Gräfin Therese ist längst heimgegangen! Auch Meister Cornelius ist tot; und die Welt hat Beethovens Gedächtnisfeier begangen.

O, wie mich das an jene Stunden mahnt, wo ich — ein halbes Kind — dieser merkwürdigen Frau zu Füßen saß, sie ihre Hände liebend auf meinen Scheitel legte und mir von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend, von ihrem geliebten Lehrer erzählte.

Auf Martonwärd, dem Schloß ihrer Eltern, ging es hoch her. Aber das Hauptangewandte war und blieb die Erziehung der Kinder. Die Vorfahren der Familie stammten nicht umsonst aus dem Reich. Der Drang nach Wissen, der Zug zum Schönen, der die germanischen Rassen auszeichnet, hatte sich in dem Hause Brunszoid erhalten, obgleich es seinen Stolz darin setzte, ein echt magyarisches zu sein.

Gräfin Therese zeichnete sich schon als Kind durch die reichsten geistigen Anlagen wie durch eine beinahe übergroße Bescheidenheit und Herzengüte aus. „Um die Musik zu pflegen,“ so erzählte sie mir eines Abends, als ich neben ihr saß und alles still und langsam um uns war, „brachten wir gerne den Winter in Wien zu. Joseph Haydn vertehrte viel in dem Hause meiner Eltern, und an ihn wandte ich meine Mutter, um einen Klavierlehrer für mich. Es erschien denn auch eines Tages ein junger Mensch mit einem Brief von dem alten Maestro, der ihn meiner Mutter, als für diese Stelle tauglich, recht warm empfahl.“

Der sieht ja aus, wie ein Wilder!“ flüsterte meine Mutter mir zu. Und wahrlich, wie er dasaß auf dem Stuhle, der ihm geboten worden war, die schenen Augen auf den Teppich des Fußbodens geheftet, die Haare borstig aufwärts stehend, die Stirne in Falten, den Mund in böse Winkel gezogen, hatte man das Gefühl, als sollte er gleich wieder aufspringen und zur Thür hinausstürzen, zu der er eben heringekommen war. Ich fing schon an, in den Zügen meiner Mutter, die den Aufstand und die Gesälligkeit des Benehmens sehr hochschätzte, eine abweisende Antwort auf die Empfehlung Haydns zu lesen, als der Lieblingshund meines Vaters unter dem Sofa hervorlief, wozu er sich bei der Ankunft des Fremden krummend zurückgezogen hatte. Ich dachte nun nichts anderes, als der alte Bullenbeißer wolle auch sein Veto gegen den unheimlichen jungen Patron durch einen Angriff mit seinen noch sehr scharfen Zähnen einlegen.

„Hektor!“ wollte ich rufen, aber die Angst schnürte mir die Kehle zu. Und das war gut, denn — Hektor war klüger und besser, als wir alle. Mit dem Schwauze wedelnd gab er das Zeichen des Friedens und schritt gravitätisch auf den Fremden zu, der ihn — lächelnd — (Gott sei Dank! dachte ich, er kann also lächeln) empfing. Das schöne Tier legte den großen Kopf auf die Kniee des jungen Mannes, und dieser fuhr mit den langen Fingern der rechten Hand zärtlich drüber hin, während er mit der linken die Vorderpfoten des Thiers anfaßte. — Ehe ich noch denken konnte, daß dies ein Bild zum Malen wäre, wurde es vor meinen Augen doppelt und dreifach malerisch. Denn auch mein kleiner Bruder kam hinter dem hohen Armstuhle hervor, in dem meine Mutter wie zu Gerichte saß, und ging — zum Freunde über. Der hübsche, zierlich gekleidete Knabe wurde zwar von diesem nicht ganz so gut wie Hektor empfangen, aber er wich doch nicht mehr von seiner Seite. — Ich blieb schüchtern neben meiner Mutter stehen, aber mein Herz war schon bei dem Bilde, das meine Augen so fesselten, daß ich es nach Jahren aus dem Gedächtnis malen konnte.*

Noch hatte kein Mensch ein Wort gesprochen, und ich ersahst beinahe, als meine Mutter, die schönen, stolzen Augen von dem Briele Haydns auf den jungen Mann befehend, fragte:

* Wenn ich nicht irre, ist das Bild noch im Besitze der Familie und befindet sich jetzt auf Martonwärd.

„Aber — wie ist denn Ihr Name? Der Maestro vergaß ihn zu nennen.“

„Das ist — weil ich noch keinen habe!“ antwortete eine tiefe, aber wohlklingende Stimme.

„Wie sagten Sie? Ich habe wohl nicht recht verstanden.“

„Ach — so — ja wohl — nein, gnädige Frau — Excellenz Gräfin wollte ich sagen — ich heiße — Beethoven.“

Fastig durcheinander sagte er das alles. Er war dabei aufgesprungen, hatte den Hund und den Knaben abgeseht, und war nur wirklich im Begriff zur Thür hinauszuflühen. — Wie ich es wagte, ihm in den Weg zu treten, weiß ich heute noch nicht. Daß ich es aber that, daß ich laut, vielleicht überlaut rief:

„Der Beethoven, ich will von Ihnen Klavier spielen lernen! Das steht fest.“

Als meine Mutter dann dem Vater, der eben verzeiht gewesen war, diese Scene erzählte, fügte sie hinzu:

„Hektor und die Kinder haben sich für ihn entschieden. Aber aber von Kindern und Hunden geliebt wird, ist ein guter Mensch. Für den guten Lehrer bürgt Maestro Haydn.“

So war also der Pakt geschlossen, und — einen Fall ausgenommen, wo es beinahe zum Bruche zwischen meiner kuren Mutter und meinem geliebten Lehrer gekommen wäre — lebten wir von dem Tage an, durch viele schöne Jahre — die schönsten meines Lebens! — in Frieden und Einigkeit mit ihm, wie er mit uns. Den einen Fall will ich dir auch erzählen, Kind!

Ich war sechzehn Jahre alt geworden. Gäste, Verwandte und Freunde lobten mein Klavierspiel über die Maßen. Beethoven lobte nicht, aber er tabelte seltener, und das war mir das liebste Lob! — Eines Tages — lag es in seiner Stimmung oder lag es an meinem Spiel — konnte ich es ihm gar nicht recht machen. Er war aufgestanden und ging mit ungleichen Schritten, bald langsam, bald häufig im Zimmer auf und ab. Mein Spiel ward dadurch nicht besser — und — bis zum Weinen erregt, ungeduldig und unglücklich zugleich, griff ich statt des Schlußaccordes eine Dissonanz. Zu nächsten Augenblick fühlte ich einen wütenden Schlag auf meiner Hand, und eine zornige Stimme rief:

„Der Teufel höre ein solches Klavierspiel an!“

Ich hatte aufgeschrien und war aufgesprungen, und ich weiß doch deutlich, daß ich wieder das Eine noch das Andere ihm wollte. Zu nächsten Augenblick stand meine Mutter in der Thür.

„Was geht hier vor?“

„Mama!“ stammelte ich, „mein schlechtes Spiel hat — meinen — lieben Lehrer geärgert!“

„Die Comtesse hat Eins auf die Finger bekommen!“

„Der Beethoven!“

O wie mir die bebende Stimme meiner Mutter dange machte!

„Mama!“ rief ich, „es that nicht weh!“

„Nicht weh?“ grölle er. „Wohl thut's weh! Aber gewiß nicht mehr weh, als mir die Dissonanz!“

„Der Beethoven!“ sagte meine Mutter noch einmal. Aber er war nicht mehr da. Ohne Hut war er zur Thür hinaus, und, seinen Mantel im Vorzimmer vergebend, die Treppe hinaufgestürzt. Und ich? Ich packte seinen Hut und ließ ihm nach. Und hinter mir her rannte der Diener mit seinem Mantel; und oben auf der Treppe stand meine Mutter und rief — zum erstenmal in ihrem Leben vergebens:

„Therese!“ Ihre gehorsame Tochter hörte nicht und seufzte nicht um. Zu meinem Glück erreichten wir den Fliehenden im Thorweg des Hauses. Der Diener gab ihm den Mantel um; ich reichte ihm den Hut. Einen Augenblick sah er mich nur verwundert an; dann aber besam sein Blick einen leuchtigen Glanz.

„Sie sind ein Engel! und ich war ein Teufel! Verzeihen Sie mir!“ sagte er und küßte meine Hand.

Schwer hielt es, meine Mutter zu besänftigen. Erst als Beethoven an einem Abend bei der Fürstin Esterhazy so hinreichend spielte, daß alle Anwesenden wie ausgelöst in rauschendem Entzücken den Wunderthönen lauschten, trat auch sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Therese hat recht!“ sprach sie bewegt, „Sie darf man nicht mit dem Maßstab aller messen. Sie sind ein Bote Gottes auf der Erde!“

Arme Gräfin Therese! „Ihr fehlte, um unübersteiglich zu sein, nur die Schönheit.“ Daß Meister Cornelius der Maler so fühlte, ist gut und recht. Ihm mußte Schönheit das Haupterfordernis

sein. Aber o wie traurig ist's, daß auch der größte Meister im Reich der Töne so fühlte. Und darum legte er die Krone seiner Liebe der Hören Gni-ein rdi zu Füßen, die sie ihm als Dornenkrone zurückgab. Darum lebte Gräfin Theresie ein einsames Leben, Schätze von Kunst und Wissen häufend, als fargen Ertrag für das Herz, das sich ihr nicht erschloß. Und in der öden Wohnung des menschenfeindlichen Verhofen blieb dann sein liebendes Wesen zurück, als sie ihn hinausstrungen auf den Friedhof von Währing, um ihn fürstlich zu bestatten. Nur die Spinnen, die ihre Nese vom Stand der lahlen Wände bis an die Staubdecke des alten Flügels niedersogen, lauften den letzten Duct, die seine Welle, im Todesstift erstarrenden Finger den stocden Seilen entlockten. Hätte er sie wiedergeliebt, die bis über das Grab hinaus in treuer Liebe zu ihm hing — sein Leben wäre ein glücklicheres geworden!

„Stille, stille stund!“ sagte die Gräfin einmal, als ich es wagte, diese Saite anzuschlagen. „Wenn Gott so hoch stellen will, wie mein edler Meister stand, dem gibt er das nicht, was wir andern Erden- glück nennen. Erdenklammer ist die beste Nahrung der Unsterblichen im Reiche des Geistes.“



Oper in Köln.

Mit schreiben schon Mitte Oktober und noch in unser Opernpersonal noch nicht ganz aus der Prüfungszeit heraus, mit welcher jedes Stadttheater, das nicht das ganze Jahr hindurch den Heupisfarren schickt, seine Saison eröffnet. Die Tenorfrage, die viele Mäxlerseife aller Musiktempel der ganzen musikalischen Welt, harzt immer noch der letzten Klärung. Emil Göde, unser Meistersinger, hat nun schon seit dreiviertel Jahren unterer Bühne mit einem Urlaub auf ungewisse Zeit den Rücken gekehrt. Ueber seine Krankheit verlautet durchaus nichts Zuverlässiges. Auf einer Postkarte, welche er von Langer in Afrika aus hierher schrieb und in welcher er von Stiergehehen, „Carman“ in Madrid und anderen sensationellen Dingen meheres in seiner scherzhaften Weise zu berichten wußte, hat er wieder von dem Besinden seiner Stimme noch von dem Zeitpunkt seines Wiederer- trittens in Köln Andeutungen zu geben für nötig erachtet. Wie ich aber aus sicherer Quelle erfahre, werden in der Wohnung einer ihm befreundeten Familie mehrere Gemächer für ihn hergerichtet, und der 1. Januar dürfte ihn entweder schon in Köln oder nicht weit davon finden.

Wenn er nun kommt, wird er dann auch singen?

Wenn er singt, wird er dann auch — Neue Verlegenheit! Sie werden ahnen, geschätzte Leser, was ich meine. In jeder Oper sind stets zwei, die sich lieben, genau wie im Roman. Gault hat seine Margarete, Don José seine Carmen. Nun ist be- kanntlich Göde im vorigen Winter etwas aus der Rolle gefallen und hat seiner Margarete, seiner Carmen Herz und Hand auch über die Bühne hinaus angeboten, ohne daß dieses Anerbieten jedoch eine größere Dauerhaftigkeit zur Folge gehabt hätte, als es in den Opern zu sein pflegt. Da bleibt nun die Haupt- und Kardinalfrage zu erledigen, wird er wieder mit ihr singen? Wird sie mit ihm singen?

Als Griaß für Göde hat sich Dr. Seidel zu- sehends eine größere Beherrschung seiner Rollen und die steigende Gunst des Publikums zu erringen ver- mocht. Namentlich für Rollen, welche zwischen dem Weib- und dem Irdischen Fache stehen, ist der junge, mit angenehmer Stimme und sehr schöner Göde be- gabte Sänger mit der höchsten Erscheinung und dem eritterlichen Anstande recht geeignet. Wir werden uns seiner noch zwei Jahre zu erfreuen haben, dann wird er seinem Prädicat „Opernführer“ das „Kgl. Hof-“ vorziehen und den „Berliner“, die ihn gelegentlich seiner Gastrollen sehr in ihr Herz geschlossen haben, zählen.

Für Feldpartien haben wir uns den Wiener Hoperführer Leo Grisinger, der hier schon früher gastierte, „ausgeliehen“. Wie ich höre, ist er in Wien als Meierverleger tätig, d. h. er springt bei vor- handenen Wäfen, eintretenden Krankheiten der ersten Sterne, ein. Er verbindet mit großer, nur manch-

mal zu heller Stimme, große Lebhaftigkeit der Dar- stellung. Ein anderer Feldentworfner galoppiert eben jetzt, ein dritter aus Karlsruhe, ein Anfänger mit schöner Stimme, ein Göde redivivus, wenigstens in bezug auf seine äußere Erscheinung, ist für später engagiert. Für kleinere Rollen ist Herr Bürger, für komische Herr Staps ein trefflicher Vertreter.

Zu Vorlesung ist Herr Karl Mayer nach wie vor erfolgreich tätig. Der sehr tüchtige Herr Schaß- ganz wird einzelne Rollen, wie den Tell, Hans Sachs, auch ferner übernehmen. In kleineren Rollen und in den größeren des Jägers im „Nachtlager“ von Strenzer, des Wolftrau von Giesebach im „Taus- händler“, des „fliegenden Holländer“ hat sich mit durchschlagendem Erfolg der 24jährige Baptiste Hoff- mann aus Graz hören lassen, der Besitzer einer der schönsten Stimmen, die man wohl hören kann, eine selbst für unser nicht gerade ähnlichen Theatermann- machtwortvolle Stimme, die trotzdem des weichen Schmelzes fähig ist, vereinigt sich bei ihm mit einem angeborenen Gefühl für das Spiel. Als erster Bass wirkt nach wie vor Herr Ritter, in leichten und Spielpartien Herr v. Schmid.

Wichtige Veränderungen, als die bisher be- sprochene, sind im Damenpersonal erfolgt. Die Damen Pelsäa-Verrier, Mörtgen und Bandiola haben uns verlassen. Geliebte sind die Damen Kallman für Soubretten-, Sandow für Mezzosopran-, Richter für Solopratur- und andere Partien, Donita für ihre Partien, Alles für die Rollen höherer Jahrgänge. Hr. Richter besitzt eine solche Beherrschung des weib- lichen Repertoires, daß es kaum eine Rolle außer dem hochdramatischen Fach gibt, die sie nicht in ge- wohnter Weise darzustellen vermöchte. Hr. Sandow, befonnlich eine selten hübsche Erscheinung, hat sich in diesem Jahre dazu verstanden, auch einzelne „Mitter“, die eben mehr genügen, als gespielt werden müssen, zu übernehmen; Hr. Donita singt nach wie vor Carmen, Mignon, Margarete, Mädchen (in Göde), „Widerpentinger“, Mädchen, Margarete, Mi- gnon, Carmen, allerdings in reißvoller Weise. Welchen Schas Herr Julius Hofmann, unser Direktor, hob, als er Frau Miele für dramatische Rollen enga- gierte, ließ sich schon am Ende der vorigen Saison feststellen, sowie es jetzt immer mehr zu Tage tritt. Eine Sängerin mit höchst sauberer Solopratur ist uns in Hr. Gieser und eine begabte Sopranistin mit weicher, schöner Stimme in Hr. Kollar zu teil ge- worden. Auch bei der Besetzung der kleineren Fächer hat diesmal ein glänzender Stern geleuchtet, wovon ein andermal.



Aus den Memoiren eines Impresario.

— Schauspieler, Primadonnen und Sänger haben der Welt ihre Erinnerungen im Druck mitge- teilt und dabei von ihren Impresari nicht immer Ähnliches ausgegagt. Diesmal kommt ein Impre- sario an die Reihe und erzählt dem Publikum, was er von den Primadonnen und den Sängern denkt, mit denen er geschäftlichen Verkehr hatte. Oberst Mapleson, der seit etwa 40 Jahren als Impre- sario tätig ist, hat in London zwei Bände Memoiren herausgegeben, in denen viel Unterhaltendes zu lesen ist über Leute, die zum Teil noch den Lebenden leb- den. Da hören wir von dem nicht minder berühmten Impre- sario Smith, der immer eine Banknote für 1000 in der Tasche führte, für deren Weis er einem Wucherer ein Pfund täglich bezahlte, um sich in kritischen Augenblicken Kredit zu verschaffen; wir treffen Sir Julius Wenech und Signor Ardiati an, beide schlaftrig, welche sorgfältig die Haare in ver- schiedener Richtung büsteln, um nicht miteinander verwechselt zu werden. Mapleson ist der Ansicht, daß viele Kontinenter eigentlich Kinder sind, wie Kinder behandelt und gehandelt werden müssen. Nichts entzückte Singlins mehr als Stadeten loszubrengen und Drogen steigen zu lassen. Unter seiner Leitung trat auch die Griaß zum letztenmal auf; es war ein schreckliches Fausto; über Mario berichtet er, daß er nie ohne die Cigarre sein konnte; spielte er Faust, so pflegte er während der Liebes- scene im Garten regelmäßig hinter den die Büsche vorstellenden Coulissen zu verschwinden und an dem dort versteckten Glühfingel ein paar Züge zu thun.

Er vergendete ein Vermögen für Tabak. Die Pri- madonna hat gewöhnlich irgend ein Tier, einen Papagei, Hund, Affen oder dergl., mit dem sie sich ab- gibt. Zima de Mursfa aber reiste mit einer ganzen Menagerie. Ihr Meienhund Pluto, ein Neufund- länder, dinierte mit ihr jeden Tag und war so abge- richtet, daß er ohne den Teppich oder das Tisch- deck zu befeuchten von einem Teller neben der Pri- madonna essen konnte. Die besterle Musikbode ist die, welche Mapleson von Madame Nilsson und dem Schach von Berlin erzählt. Der letztere sollte 1873 in Trun Lane einer Aufführung beinwohnen. Das Programm enthielt den 3. Akt der „La Favorita“, mit Frau Titens als Leonora; den 1. Akt der „La Tra- viata“, ein kurzes Ballett und den 1. Akt der „Mignon“, mit Frau Nilsson in der Titelrolle der beiden Opern. Der Prinz von Wales war erschienen, um den Schach zu empfangen, aber der Orientale blieb aus. „La Traviata“ war von der leeren königlichen Loge schon zu Ende gespielt und „La Favorita“ bereits begon- nen, als der Schach endlich anlangte. Frau Nilsson war bitter enttäuscht. Der Prinz von Wales machte dem Vorschlag, die schwedische Primadonna als Griaß dem Schach in ihrem Anzug als Violetta sofort vor- zustellen. Mapleson, froh, aus der Verlegenheit ge- zogen zu werden, in welche ihn das plötzliche Erscheinen des Fürsten verlegt hatte, ging zu ihr und fand sie bereits in die Logen geführt für die Rolle der Mignon. Sie weigerte sich zu kommen. Mapleson rückte ihr vor, daß es sich um einen Verfehl hand- le, den sie erfüllen müsse. Sie willigte ein. Er beglei- tete sie zu der königlichen Loge; ohne jedoch die Vor- stellung abzuwarten, trat die Schmeichel frads auf den erkannten Monarchen zu, der in einer Ecke sah und Wirsche aus der hohlen Hand aß, und sagte in bestem Französisch: „Vous êtes un très mauvais Shah, tout à l'heure j'étais très riche, avec des costumes superbes, exprès pour votre Majesté; à présent je me trouve très pauvre et sans souliers“ und strich ihm mit diesen Worten ihren rechten Fuß bis nahe unter die Nase. Der Schach blinzelte ihn durch seine Brille erkannt an, war aber von der originellen Erscheinung und der noch originelleren Anrede der Sängerin so erfreut, daß er sich entschloß, sie spielen zu sehen, und den Lord Mayor, den Prime Warben und die Gimmagnaten, welche in der Gold- smiths Halle ein Paukett für ihn bereitet hatten, bis Mitternacht warten ließ.

Auch von Adeline Patti erzählt Mapleson ein großes Erlebnis, welches so recht die „Accura- tesse“ der Primadonna illustriert. „Ich war“ — so beginnt er — „kontraktlich verpflichtet, ihr vor Beginn jeder Vorstellung 1000 Pfund einzuhändigen. Eines abends konnte ich nur 800 Pfund geben, deren An- nahme sie verweigerte. Der Agent, Signor Franchi, kündigte mir an, daß damit unser Kontrakt förmlich aufgelöst sei. Ich schickte mich in das Unvermeidliche mit dem tröstlichen Gedanken, daß ich noch andere gute Kräfte zur Verfügung und außerdem die 800 Pfund in der Tasche hätte. Zwei Stunden später erschien jedoch Signor Franchi abermals bei mir und teilte mir mit, Madame Patti habe sich besonnen und wolle unsere Verbindung nicht abbrechen, er sei ermächtigt, die 800 Pfund Sterling entgegenzunehmen und zu erklären, Madame Patti werde sich rechtzeitig zur Aufführung der Traviata und vollständig im Kostüm der Violetta angeliefert einfinden — bis auf die Schuhe. Sobald die Kasse geöffnet würde, ginge ja Geld ein, soovon ich den Rest begahlen könnte; und sobald sie es in den Händen hätte, würde sie die Schuhe anziehen und auf ihr Stichwort auftreten. Ich gab ihm die 800 Pfund Sterling und erhielt einen zweiten Besuch von ihm nach Eröffnung der Kasse. Es waren jetzt 160 Pfund eingegangen, die ich ihm übergab mit der Bitte, sie unverzüglich der gefälligen Primadonna einzuhändigen, die, so hoffte ich, im Besitze von 960 sich wohl veranlaßt sehen würde, bis zum Eintreffen der letzten 40 ihre Toilette zu vervollständigen. Diese hoffungsvolle Erwartung wurde auch teilweise erfüllt. Mit strahlendem Ge- sichte kam Signor Franchi zurück und überbrachte mir die freudige Botschaft, daß Madame Patti jetzt einen Schuh angezogen habe. „Schicken Sie ihr die 40 Pfund“, fügte er hinzu, „und sie wird auch den anderen anlegen.“ Und richtig zog Madame Patti den zweiten Schuh nicht eher an, als bis sie ihre letzten 40 Pfund erhalten hatte; dann erschien sie strahlend vor Vergnügen auf der Bühne und die schon angefangene Oper wurde glänzend bis zu Ende durchgeführt.

Schluß von „Zwei Spaziergänge nach Neuilly von E. Pasqué“ folgt in nächster Nummer.

Kunst und Künstler.

— Stuttgart. Schon neulich wurde an dieser Stelle von dem Hingehen der einst so gefeierten L. württ. Kammerfängerin Mathilde Marlow berichtet. Die Teilnahme war eine außerordentliche und allgemeine, sie betendete sich beim Lebendbegräbnis, in der Tagespresse, in der Gesellschaft. Die Theaterfreunde älterer Generation erinnerten sich wieder lebhaft der guten alten Zeit, der Glanz-Epoche unserer Oper, einer Marlow, eines Heinrich Seehausen, des seinerzeit phänomenalen Tenors, der als rüstiger Kunstveteran noch unter uns weilte, der trefflichen Schröder-Hanffängin und anderer Sterne erster Größe, die früher an unserer Kunsthimmel strahlend geleuchtet, für die wir Epigonen keinen vollen Ersatz erhalten haben. In gewissem Sinne genannt allerdings unsere Oper an jene gute alte Zeit, namentlich was die vorherrschend konervative Richtung des Repertoires betrifft. Musikalische Novitäten zeigt man sich hier mehr als künnstlerisch unzugänglich und wenn die heutige Opern-Produktion auch keine reiche Auswahl wirklich einbildungs- und aufführungswürdiger Werke zulässt, so gibt es deren doch mehrere, die ein Muredt haben, in das ständige Programm einer größeren Hofbühne aufgenommen zu werden: Weber's nachgelassene Oper „Die drei Hutos“, Heinrich Böllner's Musikdrama „Gauß“, Adolf Geuens nachgelassene einzige Oper „Turandot“, Verbis „Djello“, Goldmar's „Merlin“, Peter Cornelius' wiedererweckter „Barbier von Bagdad“ u. s. w., Werke, die man aufzuführen und würdigen wird, wenn der lebige, sentimentale „Trompeter“ längst ausgedient haben wird. Selbst — Müllers, Sieben Schwaben“, („in Hause Schwabe“, wie's im Volksmunde heißt), die hier übrigens mit ihren wenig originellen, aber recht gefälligen Melodien und den reich eingestreuten, perfekten Anspielungen lokalen Charakters anhaltend gut aufgenommen werden, können uns über dergleichen Reflexionen und fromme Wünsche nicht hinwegtrösten. Dagegen sind wir stets gerne dabei, das wirklich Gebotene nach Kräften anzuerkennen, so die Pflege, die in letzter Zeit die heilige Hofbühne Wagner's Werken angedeihen läßt. Wie im Frühjahr die „Meistersinger“, so erfahren jetzt „Hiegengold“ und „Walsire“, „Lamhäuser“, letztere in dankenswerter jenseitiger und förmlicher Hingeblichkeit wiederholt eine zwar nicht in allen Stücken mittergültige, doch durchweg würdige Wiebergabe und erfreuen sich des lebhaftesten Interesses von Seiten des Publikums. Unter Künstlerpersonal ist das alte geblieben — davon, da ja auch die Künstlerinnen darunter genannt sind, forgiere ich diesen Ausdruck: ist das nämliche wie früher, und damit geben wir uns im großen und ganzen zufrieden, denn hatten wir so seinen Grund, mit aussergewöhnlichen dieser Theaterjahren entgegenzusehen, so bleiben uns andererseits auch die vielfachen Enttäuschungen erspart, die früher oder später neu engagierte Kräfte doch häufig dem Theaterbesucher bereiten. Die eben erwähnten Wagner-Musikführungen erbrachten den Beweis für die geistliche wie darsellerische Leistungsfähigkeit unserer Operntuppe, die unter der neuen, rührigen Leitung des Hofkapellmeisters Dr. Paul Kengel und des Regisseurs Gronaba allem Anschein nach sich zu lebhafterer, höherer Kunstbetheiligung aufschwingen wird. Viele beiden Künstler teilten sich auch vornehmlich in die Ehren, die das erste Abonnements-Konzert unserer trefflich gekulten königl. Hofkapelle im Königsbau allen an der Aufführung Beteiligten erbrachte. Die mächtigen Orgelwerke des Programms bildeten Mozarts Symphonie (D-dur, ohne Menuett) und Beethovens C-dur-Symphonie, beide mit minutiöser Sorgfalt einstudiert und von Dr. Kengel schwingend dirigiert. Herrn Kammerfänger Gronaba war eine große Aufgabe zugefallen, die er glänzend löste, er erreichte mit Schubert's „Dem Unendlichen“ (Hartenbegleitung Kammerorchester G. Krüger) und Schumann's Lieber-Gylius „Dichterliebe“. Die allgemeinen Sympathien, die Herr Gronaba als Bühnenfänger sich hier längst erworben, gelten ihm nicht minder als feinsinnigem Konzertfänger. — Hoffentlich geben uns die folgenden Konzerte immer Gelegenheit, die Betanuschung wenigstens einer neuen Nummer eines modernen Meisters zu machen. — Ein ganzes Füllhorn interessanter musikalischer Gaben schüttete das erste populäre Konzert unseres Lieberfranzes in der Wiederhalle vor uns aus. — d'Albert entzückte uns schon so oft — durch den Vortrag von Beethovens Es-dur-Konzert. Man unterschätzt den Künstler und man verkennet das gerade an ihm Charakteristische, wenn man in erster Linie seine virtuose Seite betont, gerade als

Beethoven-Spieler zeigt sich d'Albert in seiner höchsten Künstlerkraft. Die durchgängige Tiefe seiner Auffassung, seine geniale Wiebergabe einer genialen Schöpfung sind das Bewundernswürdigste; da wächst das kleine Männchen vor unserm geistigen Auge ins Riesenhafte. Daß die übrigen durchweg ansprechenden Nummern, Nocturne und Ballade von Chopin, Abi-podie von Brahms, Zarantella von Liszt und eine hümmig verlangte Jagade (Tausig's brillante Walzer-Paraphrase) die Hörer vollends hinreißten, wird jeder begreifen, der d'Albert je gehört. Neben einem solchen hervorragenden und durch die Gnußt des Publikums besonders ausgezeichneten Künstler hat eine hier zum ersten Male auftretende Sängerin keinen leichten Stand. Daß es Fräulein Teresa Tosti doch gelungen, durch ihre Gesangs-Vorträge das Eis der Reserve zu brechen und dem Auditorium einen von Lied zu Lied sich steigenden Beifall abzurufen, gereicht der Künstlerin zum gerechten Lobe. Eine eingehende Charakteristik ihrer künstlerischen Individualität bringt unser heutiger Zeitarbeiter. Ich kann dem Artikel über ihre stimmliche Begabung und Vortragsweise nur beifügen: Wohl laut, fast völlige Ausgeglichenheit aller Register — nur die Mitteltöne erschienen mir etwas schwächer —, prächtige, ionore Tiefe der Stimme, geschmackvoller, geistvoller Vortrag, frei von jeder Empfindlichkeit und Maniertheit, unfehlbare Bravour in den Koloraturen, über die selten eine Aulistik so souverän verfügt, das sind die rühmlichen Eigenschaften, die wir in einer Kossifischen Arië aus dem „Barbier von Sevilla“ und in Liedern von Beethoven, Schubert und Schubert an Frä. Tosti zu bewundern Gelegenheit hatten. Die verschiedenen Chorvorträge des Eintagigen Lieberfranz, der kürzlich bei seinem 65. Stiftungsfeste vom König von Württemberg durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst besonders geehrt worden, zeichneten sich durch Frische und Fröhlichkeit aus und fanden wie immer beifällige Aufnahme. — Unsere populären Konzerte stellen noch eine große Anzahl musikalischer Genüsse für diesen Winter in Aussicht, unter Herausziehung berühmter Gäste, wie Frä. Clotilde Kleeberg (Paris), Frä. Elisabeth Leisinger (Berlin), Charles Davidoff (Petersburg), Ylaj (Brüssel) u. a. Eine great attraction bilden, wie überall in der Welt, so auch hier, die von Pauline Lucca in den nächsten Tagen (nach vor Ausgabe dieser Nummer), sowie von dem ritterlichen Polen Wierzinski im nächsten Monat hier zu veranstaltenden Konzerte. Die erstere, die noch vor wenigen Monaten als „Garmen“ hier gastierte und durch Spiel wie Gesang allgemeine Begeisterung hervorrief, ist und bleibt der verdohnte Liebling der Grazien und des Publikums, sie bleibt ewig jung — nur die Konzert-Eintrittspreise sind von ihrer früheren, nur den oberen Zehntausend erschwinglichen Höhe wesentlich heruntergegangen.

L. Heilborn.

— Julius Schulhoff, der berühmte Klaviermeister, wird sich nach seiner in der Umgebung von Dresden verbrachten Sommer-Billegatur für diesen Winter in Berlin niederlassen und im nächsten Jahre bauernd nach Dresden überfiedeln.

— Der „Sängerverein“ zu Meerane feierte sein 50jähriges Stiftungsfest mit dreitägigen, außerordentlich gut gelungenen Veranstaltungen.

— Einen sehr bedeutenden Erfolg hatte in London Sullivan's neue Operette „The Yeoman“. Der Dialog des einem Viktor Hugo'schen Stoffe entlehnten Libretto ist witzig und Sir Sullivan's Musik ungewöhnlich melodisch und pikant. Die Ans-kartung ist glänzend.

— Der Intendant des Frankfurter Stadttheaters, Emil Claar, hat den Vertrag mit der bisherigen Theatergesellschaft bis zum Jahre 1899 verlängert.

— Kapellmeister Herr Ludwig Deppe in Berlin hat nicht nur die Leitung der Symphonie-konzerte der königlichen Kapelle einwillig niedergelegt, sondern nunmehr überhaupt um Entlassung von seinem Posten als Kapellmeister und Mitglied der königlichen Oper gebeten und die nachgehende Entlassung sogleich erhalten.

— Minnie Hand hat für die Saison 1889 unter glänzenden Bedingungen eine Konzert-Aus-fahrt durch Süd-Amerika vereinbart. Die Künstlerin wird in sechs Monaten an 90 Abenden singen, und erhält für jedes Auftreten nicht weniger als 8000 Mk.

— Die Vorliebe Kaiser Wilhelm II. für Richard Wagner ist bei Gelegenheit des Sal-zon-Konzerts in der Wiener Hofburg wiederum stark hervorgetreten. Das offiziöse „Wiener Fremdenblatt“ berichtete darüber: „Mit Rücksicht auf die bekannte

Vorliebe des deutschen Kaisers für Wagner'sche Musik waren die Hauptnummern des Programms aus Wagner'schen Opern bestritten worden. . . . Der deutsche Kaiser kam in seinen Gesprächen mit den Künstlern immer wieder auf Wagner's zurück.“ Hieran knüpfen die „Hamb. Nachr.“ folgende Mitteilung: „Die für die edle Sinesart und Geschmackrichtung des deutschen Kaisers charakteristische Bevorzugung des Wagner'schen Kunstwerkes dürfte dem Vernehmen nach im nächsten Jahre eine bemerkenswerte ängere Betundung erfahren, welche hoffentlich als der erste Schritt zu dem längst im Interesse der nationalen Kunst erforderlichen offiziellen Eintreten des Reiches für das „Deutsche Olympia“ (Bayreuth) — um einen kaiserlichen Ausdruck zu gebrauchen — anzusehen sein wird.“

Fermisches.

— Schon ist er herabgekommen, der erste Schnee, in schicklichen Flocken nur, bestial, zaghaft, als schäme er sich seines vorzeitigen Eintreffens. Noch war es nicht jener dauerhafte Winter Schnee, der den Dächern, Brunnen und Laternen solette weiche Schichten aufsetzt, den marmornen Musiksteinen und Böden, den bronzernen Gelehrten und Potentaten auf hohen Sockel Pflücken überstreut, einen weichen Teppich über die Straßen ausbreitet und den Passanten das Gesicht bedepnt, sondern ein ganz vorzeitiger, simpler Klotzschnee, der kaum den Boden berührend zerfließen und sich in eitel Wasser aufgelöst. Nur hier und da blieben die winzigen Krystalle in einem städtischen Volkort, oder — o der Füll! — auf den Flechten einer jungen Schönen haften und stützten ein etwas längeres Dasein, als seine Kameraden, die zwischen den Pflastersteinen oder in der Gasse rasch ein nasses Grab fanden. Der erste Schnee pflegt übrigens auch dem bebauenen Wertes Schicksal des hohen Leuzes nicht zu entgehen, — wie dieser wird er aufs erbarungslosigste angegriffen. Hat ihn doch einmal ein Dachstuhlpoet mit den schönen Worten besungen:

„Was kommt dort von der Höh?“

Der erste, weisse Schnee! u. s. w.

Uns aber summen die ersten Schneeflocken ein gar anheimelndes Lied ins Ohr: Sie küssen von der Hohe der Weihnachtzeit, von Knechtgob, von düstigem Tannengrün, von frischwangigen Kleinen und von der Beschlagheit des wohlbutwärmten Heims. Sie küssen aber auch von dem Reiche der göttlichen Musik, in dem die hohe Herrlichkeit mit ihrem großen, mächtigen Hofstaat bereits die ersten Vorbereitungen zur Reise auf unsere profanische Erde trifft, um da wieder ihr Winterfest aufzuschlagen und uns mit zauberhaften Weisen Kopf und Sinne zu be-rücken — und darum, erster Schnee, magst du willkommen sein!

— Das Marschner-Denkmal, welches die Stadt Bittan ihrem Sohne Heinrich Marschner errichtet hat, ist am 1. Oktober feierlich enthüllt worden. Seinen Platz hat das Denkmal an einem der schönsten Teile der Promenade erhalten.

— Der Kölner Männer-Gesangverein wird im kommenden Frühjahr eine Kunstreise nach Italien unternehmen. Von Mailand beginnend, soll Rom den ästhetischen Punkt der Reise bilden. Jedem-falls ist das Unternehmen ein großartiges zu nennen und es steht zu hoffen, daß die geschehenen eintretenden Schritte zu einem Resultate führen, welches nicht nur den berühmten Kölner Männergesangsverein neue Ehren einbringen, sondern bei den Teilnehmern auch unvergeßliche Eindrücke hinterlassen wird.

— Die Väter der Stadt Düsseldorf haben den Umbau der dortigen städtischen Tonhalle mit einem Kostenanschlag von 700 000 Mk. beschlossen.

— Das Trektorium des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hat an Stelle des verstorbenen Professor Dr. Karl Siebel den Generals-Intendanten Herrn Hans v. Bronsart in Weimar als Vorsitzenden des Vereins gewählt und Herr von Bronsart hat die Wahl unumwunden angenommen. An seine Stelle ist Herr Hofkapellmeister Dr. Lassen in den Gesamtvorstand berufen worden.

— Mainz. Bei der Preisverteilung für die besten Pläne zu einem Vereinshaus der „Lieder-tafel“ entfiel der erste Preis auf den Architekten Bruno Schmitz in Berlin; der zweite Preis wurde vom Preisgericht dem Architekten Hecker in Düsseldorf zuerkannt.

Neue Klavier-Musik.

- 24 hübsche Salonstücke für 3 Mk.
 26 berühmte Märsche „...“
 28 Tänze (leicht) „...“
 30 Opernphantasien „...“
 32 Lieder berühmter Meister „...“
 34 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 36 Opern- u. Volksmelod. „...“
 38 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 40 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 42 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 44 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 46 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 48 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 50 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 52 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 54 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 56 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 58 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 60 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 62 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 64 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 66 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 68 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 70 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 72 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 74 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 76 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 78 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 80 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 82 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 84 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 86 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 88 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 90 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 92 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 94 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 96 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 98 Volks- u. Tenzelmelod. „...“
 100 Volks- u. Tenzelmelod. „...“

Operntext:

„Die letzten Tage von Pompeji“ über-
 gebe ich renommirten Tonchirten. Briefe
 befördert Rudolf Mosse, Wien, anb. „D. 1471“.

A. E. Fischer,

Bremen, Katharinenstr. 30/31.

Musik-Instrumentenfabrik und Saitenspieler

(gegründet 1864)
 empfiehlt von echtem, altem Holz
 gearbeitete

Violinen, Violas,
 Violoncelli, 5 Jahre
 Garantie.

Zithern, Flöten,
 Klarinetten, Oboen.

Trompeten,
 Trompeten, Kornett
 u. Pistons, Waldhörner,
 Posaunen etc. etc.

Sämtliche Blasinstrumente sind von
 besten Material angefertigt und sehr
 sorgfältig abgestimmt; ich liefere
 dieselben sowohl in der alten hohen,
 als auch in der neuen tiefen Stimmung.

Meine selbstverfertigten Instru-
 mente fanden nicht allein in Deutsch-
 land, sondern auch im Auslande (Russ-
 land, Schweden, Dänemark, England,
 Amerika etc.)

wegen ihrer Güte und vorzüglichem
 billigen Preise

große Anerkennung, und bin ich im
 Besitze von Hunderten lobender Zeug-
 nisse etc.

Preiskurante gratis und franko.
 Alle vorkommenden Reparaturen werden
 schnell und billigst ausgeführt.

W. Ed. Voigt jr.
 Markneukirchen i. S.
 Gebründet 1856.
 Musik-Instrumenten-
 und Saiten-Fabrik.
 Einzel-Verwand
 ausserer Hand-
 Ankerantwortlich.
 u. billige Bezugs-
 quelle. Illustrierte
 Preisverzeichnisse
 gratis und franko.

Schul-Violine,
 vorz. i. Ton, Ebenh. Garn. u. f. Bogen,
 stark gefüttert, Holz., best. Bezug 15 Mk.

Schul-Zither vorz. i. Ton, 31sait.,
 best. Bez. u. Schlüss-
 el, Ring u. stark gefüttert, Holz., 26 Mk.
 liefert franko P. Ed. Hones, Trier, i. bayr.
 Hoflieferant.

Salon-Pianos,
 neue Instrumente, schön von Ton, in drei
 Größen unter Garantie zu verkaufen.
 a) Mk. 500. — b) Mk. 600. — c) Mk. 700. —
 Adalbert Heckl, Kapellmeister,
 Mannheim, B. 4 15.

Beste Bezugsquelle für echte
 römische Saiten aller Instru-
 mente. Versand franko nach
 allen Ländern. — Fabrikpreise.
 — Preiskurante franko.
 E. Tellert, Rom, Ripetta 57.

Violinen
 Zithern

u. alle anderen Streich-
 instrumente, sowie auch alte
 bräunliche u. italienische
 Meistergeigen,
 Cellos etc. für
 Dilettanten u. Amateu-
 ren liefern unter den
 billigsten Bedingungen
 auf gegenwärtige

Raten
 ohne Preisverhöhung.
 Garantie.
 Umsonst gefaltet
 Preiskurante franko.
 Hamma & Co.

Saiten-Instrumenten-Fabrik
 Stuttgart, Eugenstr. 4.

Franz Teubner in Magdeburg. Atelier für Streichinstrumente

Konzert-Violen, Meister-Instrumente
 nach echten Originalen wie Stradivarius,
 Amati etc. etc. Preis von M. 50.— bis 150.—

Alle Violinen stets vorrätig.
 Schüler-Violen in Eibis, Garnit. v. M. 10 an.
 Violonbass in Solisten Mod. Bausch od. Tourt.
 Größtes Lager v. sämtl. Musikinstrum. und
 deren Bestandteile.

Lieferung pünktlich! Preise streng reell!
 Preislisten gratis und franko.

Edmund Paulus Musik-Instrumenten-Fabrik

Markneukirchen i. Sachsen.
 Preislisten auf Wunsch frei.

G. & A. Klemm, Rich. Schuster

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik.
 Gebründet 1817.
 Markneukirchen (Sachsen).
 Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen,
 Celli, Böden, Zithern, Blasinstrumente aller
 Art, Saiten etc. Preiskur. grat. u. franko.

Violinen, Zithern etc. Instrumente am vortheilhaftesten

direkt von der Instrumentenfabrik
 C. G. Schnitzer jun.
 255/56, Elbacher-Strasse,
 Markneukirchen, Sachs.
 Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Das beste u. billigste Harmonium der Welt.

Ein Schmuck für
 jedes Zimmer.
 Solidität, Schönheit,
 Wohlklang.

franko.
 Kataloge gratis.
 Köln, Unter Gold-
 schmied Nr. 38.
 Barmen, 40 Neuerweg 40.
 Rudolf Bach,
 Orgel- u. Harmonium-Magazin.

Ein zweimanualiges
 Pedal-Estey-Orgel,
 die 1 Jahr gebraucht worden und durch-
 aus tadellos ist, wünscht zu verkaufen
 Hugo Becherer, Förderstedt.

Violinen, unübertr. Meisterwerke

der heutigen Gegenwart.
 Kunst, diese Saiten u. die
 andern Instrumente empfängt
 unter absoluter Garantie
 Ginesel & Herwig
 in Markneukirchen i. S.
 Preisliste gratis u. franko.

6 echt ital. Violinen

darunter vorzügliche Soloinstrumente,
 aus Privatband zu verkaufen. Gef. An-
 fragen an L. 681 bef. Rudolf Mosse, Dürftz.

Musikwaren-Fabrik Aug. Kessler jr.

Markneukirchen in Sachsen.

HARMONIUMS Cottage-Orgeln

Illustrirter Preiskourant
 gratis u. franco
 Gebrüder Hug
 LEIPZIG.

Verkaufe v. Zithern mit Schnie.

Näheres bei G. Gart, Lehrer in Deibow
 b. Lenzen a. E.

Zur Probe

ohne Nachnahme oder Vorans-
 bezahlung

Violinen, Celli und Zithern

Bogen, Futterale Saiten etc.
 Reparaturen unter Garantie.
 Otto Jäger, Frankfurt a. O.
 Illustr. Preisliste gratis u. franko.

Das Instrumentieren

der Musikalien f. jede Orchesterbesetzung
 sowie Werke angeheuer. Komponisten
 draufkreuz zu bearbeiten übernimmt
 Musikdirektor L. Gärtner, Gredsen.

Echt ital. Instrumente.

Violinen.
 Carlo Bergonzi, Cremona 1740.
 Lauretino Storioni „ 1557.
 Jacobus Stainer „ 1697.
 Jo. Bapt. Rogerius „ 1697.

Antonie Amati, Cremona. Petrus Guar-

nerius 1700. 1 Cello Sol. Bapt. Guedagnini,
 Parme. Sämtl. Instr. preisw. u. u. tedol-
 lo-erhalt., darunter 1 fanges. Gelegen-
 heitskauf. Ansichtsg. nur geg. Sicher-
 heit. E. Tellert, Rom, Ripetta 54.

Métrone (Mälz).

Amerikan. Instrument-Fabrik.
 Ohne Uhrwerk, Mahng. M. 8.—
 11. Qual. m. Uhrw. „ 8.5
 1. „ prima „ 11.—
 1. „ mit Glocke mehr „ 3.—
 Versandung nur gegen vorh.
 Einsend. od. Nachn. d. Betr.
 A. Mastroph, Berlin S.W.
 Friedrichstrasse 37a.

Kassetten mit Papierfüllung

zu Geschenken, mit u. ohne Monogr.
 Bogen u. Couv. Billetp. M. 1.50 u. 2.70
 Carte de Couv. u. Couv. 1.50 u. 2.95
 Bogen u. Couv. Billetp. 1.10, 1.20, 1.50
 Visite v. M. Grat. Kart. M. 1.20 an
 Illustrirte Preisliste frei.
 H. MEYER'S Buchdruckerei
 Lithogr. Anstalt. Halberstadt.

Tragbare Oefen

mit Carpatronen-Heizung. Die
 Oefen brennen ohne Schorn-
 stein, rauch- u. geruchlos und
 werden behördlich auch als
 gestattet, wo sonst Feuer-
 versorgungsanlag. untersagt ist.
 Vielfach anerkannt u. prämiert.
 Diese Oefen funktionieren
 ohne Bedienung Tag u. Nacht voll-
 ständig gefahrlos. Ofen, eleg.
 vernick., ca. 1 m hoch, inkl.
 Heizung für ca. 2 Monate 30 Mk.
 Prospekt gratis.
 C. Natron-Heiz-Öle. A. Nieske, Dresden.

Verophon

Musikinstrument aus Glasglocken, leicht
 erlernbar, sehr reicher Ton, welcher durch
 Reiben der mit einer Essenz benetzten
 Finger hervorgebracht wird. Preise von
 M. 20.— bis M. 60.— illust. Preisl. f. k.
 Holz- u. Streichinstrumente
 mit Schüle z. Selbstlernen von M. 9.—
 bis M. 30.— franko Adolf Klinger,
 Instrument-Fabr. Reichenberg i. Böhmen.

Mitte Oktober erscheint folgende hervorragende Neuigkeit:

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyklus von 16 Phantasiepiücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.
 Neue Komposition von Carl Reinecke, op. 202.

Inhalt:

- | | | | |
|---|-----------------|---------------------------------|-----------------|
| 1) Kindesträume | Preis 2 h. 4 h. | 8) Hochzeitszug | Preis 2 h. 4 h. |
| 2) Spiel und Tanz | M. 1.— 1.30 | 9) Des Hases Weibe | M. —80 1.— |
| 3) In Grossmutter's Stüb-
chen | „ 1.— 1.30 | 10) Stilles Glück | „ 1.— 1.30 |
| 4) Rustiges Schaffen | „ 1.— 1.30 | 11) Trübe Tage | „ —80 1.— |
| 5) In der Kirche | „ —80 1.— | 12) Trost | „ —80 1.— |
| 6) Im Haus in die Welt | „ —80 1.30 | 13) Geburtstagsmarsch | „ —80 1.— |
| 7) „Schöne Maennacht“,
wo die Liebe wacht! | „ —80 1.— | 14) Im Silberkranz | „ —80 1.— |
| | | 15) Abendsonne | „ —80 1.— |
| | | 16) Ad astra | „ —80 1.— |

zähnd. komplett 8 Mk., eleg. geb. 8 Mk.; 4händ. kompl. 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.
 Ich empfehle diese hinreichend schönen Stücke dieses berühmten Meisters
 Carl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben sind ein Schatz
 für jede Familie. Verbindender Text hierzu gratis.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikhandlung oder direkt franko
 vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, St. Petersburg u. Moskau.

Unter Goldschmied 38 KOELN 38 Unter Goldschmied.

KK Hof- Piano- u. Fabrik

Stylvolle Flügel und Pianinos

RUD. I BACH SOHN

Neuerweg 40 BARMEN 40 Neuerweg.

Welches sind die besten, billigsten und lusterweckendsten
 Schulen?

Antwort:

Beim Klavier-Unterricht: Reisers
 Universalklavier-Schule 3 Mk.

Beim Violin-Unterricht: Schröders
 Preis-Violin-Schule 3 Mk.

die auf 150 Seiten (grösstes Noten-
 quartformat) vom ersten Anfang
 an bis zum Schlusse die Lust am
 Klavierspiel stärkt und den Schüler
 in angenehmer Weise bei erstem
 Studium nach streng pädagogi-
 schen Grundsätzen zum tüchtigen
 Klavierspieler macht.

Die Schule kostet trotz ihres
 grossen Umfanges nur 3 Mk. Sie
 ist in des Wortes wahrster Be-
 deutung eine Universalschule, eine
 Schule ersten Ranges!

Verlag von Carl Rühle, Leipzig-Reudnitz
 (vormals P. J. Tonger).

Ziehung am 19. u. 20. November 1888.

Kunst-Ausstellungs-Lotterie

zu Berlin.

Gewinne: 80,000 Mk. Werth
 darunter 2500 goldene u. silberne

Drei Kaiser-Medaillen

20,000 Mk., gefert. von der Kgl. Münze zu Berlin

Original-Loose à eine Mark

empfehlend und versendend der General-Debitur

Carl Heintze, Berlin W.

Unter den Linden 3

Telegramm-Adresse: Lotteriebank Berlin.

IX. Jahrgang Nr. 22.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Werkeltjährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Pianomusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, Musiker-Lexikon, Illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig
(vormals P. J. Zenger in Köln).
Inserate die fünfgehaltene Revuezeitung 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 ZpL. Mark 5.—
Allgemeine Anzeigen von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. vielen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland,
Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen
Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; direkt von
Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins
1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu ausgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtdecken à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Zwei denkwürdige Theaterabende.

Von R. Rippelt.

Mochl kaum je haben die Pariser Freunde des Théâtre Italien in der Salle Favart, welche damals den Platz der späteren Opéra-Comique einnahm, dem Aufgehen des Vorhangs mit größerer Spannung entgegen, als am Abend des 14. November 1831. Auf dem Theater stand als Benefiz-Vorstellung von Maria Felicitä Malibran Rossini's Othello. Die berühmte Sängerin hatte, nachdem sie als Desdemona alle Welt entzückt, diesmal die Rolle des eifersüchtigen Weibens übernommen, um das unerfättliche Publikum durch ein neues Reizmittel zu fesseln. Dagegen trat ihr als Gattin des Tithelhelben die deutsche Wilhelmine Schröder-Devrient zur Seite, während die Partien des Iago und Brabantio in den Händen Rubinis, des wohlklingendsten Tenors derzeit und des nicht weniger herrlichen Bassisten Lablache lagen. Also nicht bloß ein Zusammenwirken unvergleichlicher Kräfte, sondern eine Art Wettstreit zwischen den beiden Künstlerinnen, die man, was lebensschaffende Dramatik, bis zum Dämonischen gesteigerte Gewalt der Darstellung betrifft, als die größten dieses Jahrhunderts bezeichnet kann. In der Technik des Gesanges übertrug die buntfarbige Spanierin, deren Stimme von ihrem Vater Manuel Garcia, dem vollendeten Vertreter des Bel canto, mit eiserner Strenge gelehrt worden war, ihre blutige deutsche Nebenbuhlerin freilich ebenso sehr wie in der wunderbaren Verfaßtheit des Talentes. Auch fühlte sich die Malibran auf dem Boden der italienischen Oper vollkommen heimisch, während das edle, leuchtvolle Organ der Schröder-Devrient in seinem Ertrag durch die Passifanten-Koloraturen stets etwas gehemmt wurde. Zugleich und obgleich Frau Schröder bisher als Mitglied der Rödelschen Gesellschaft den Pariser nur deutsche Rollen in ihrer Muttersprache vorgespielt hatte, trug sie am Abend einen entzückenden Sieg über ihre große Kollegin davon. Während sie in ihrem Kleid von sanftblauer Farbe, geschmückt mit der Perle mildem Glanz schon äußerlich die unglückliche Dulderin aufs schärfste verkörperte, paßte die Gestalt des

raisenen Mohren durchaus nicht für den zarten Gliederbau der Malibran. Friedrich Chapin, sonst ein glühender Verehrer der „in ihrer Art einzigen“ Altistin, welcher der Vorstellung für den teuren Preis von 24 Fr. beizumachen, schrieb den 16. Dezember 1831 darüber an seinen palatinischen Freund Titus Boncicowski: „Die Malibran ist klein, die Deutsche größer. Man dachte manchmal, die Desdemona würde den Othello ertränken.“ Und ganz ähnlich äußert sich der Referent des Journal des Débats unterm 22. November 1831: „Im letzten Duett hatte Desdemona stets die Liebermacht und jedermann bewunderte die Gütmütigkeit dieses Opfers, das sich durch einen Othello ermordet ließ, dem sie ohne Anstrengung durch einen einzigen Griff den Hals hätte umbrechen können.“ Dazu kam, daß Maria Malibran, obgleich ihr Kontra-Alt drei Oktaven umfaßte, sich genötigt fand, die Partie des Selben wesentlich zu fügen, ja den ganzen ersten Akt wegzulassen und daß die hohen Tenoranten trotzdem ihre Stimme sichtlich ermüdeten. Deshalb hält denn auch der oben erwähnte Berichtserstatter der exzentrischen Frau eine harte Strafpredigt, weil sie zu Paris eine Rossini's Wert profanierende Maskerade gewagt, die in London gefallen hätte. Weit besser kommt Frau Schröder-Devrient weg, obgleich auch sie bei der Othello-Ausführung ihre kolossalen Pariser Erfolge als Fidelity, Agathe, Gurrantke bei weitem nicht erreichte. Sie spielte die Desdemona gut, heißt es von ihr und hatte schöne Momente der Inspiration, lairte aber weit besser than, wenn sie sich entschließen konnte, sich in den Grenzen ihres Talentes zu halten. Eine vereinfachte, aber selbst bis auf die Hauptnoten reduzierte, aber mit Kraft artikulierte und mit dem ganzen Reiz ihres Organs, mit der Gewalt ihres Ausdrucks vorgetragene Koloratur wurde von ganz anderer Wirkung sein als eine schleppende und in der Höhe noch mit ganzer Stimme gegebene Roulade.“ Die Vorstellung, bei welcher Rubinis meisterhaft sang, Lablache als Senator „außerordentlich nabel aus sah“, sollte übrigens nicht ohne einen Vorfall eiden, welcher der Tragödie einen bagatellhaften Beigeschmack verlieh und die Veranstaltung einer amüsanten Anekdote wurde. „Nachdem“, so lesen wir wiederum im Journal des Débats, „beide Personen (Othello und Desdemona) tat zur Erde lagen, schen alles zu Ende; allein die Damen, an dergleichen Expeditionen wenig

gewöhnt und ohne männliche Hilfe, die ihren Fall hätte dirigieren können, waren zu nahe an den Lampen niedergefallen. Der Vorhang ließ sich dessen ungeachtet herab und Desdemona, welche den Dolchstoß mit der Standhaftigkeit einer Spartanerin empfangen, erbeute, als sie die Gardine auf sich zukommen sah. Ein Unfall mußte gefast werden. Madame Devrient hat sich also lebend aufgerichtet und ihren Wörder am Rockärmel gezwängt, als wollte sie zu ihm sagen: „Bruder Jakob, schläfst du?“ — Aus diesen humoristischen Thatsachen, deren Wahrheit urkundlich erhärtet ist, entwickelte sich die durch Claire von Glümer erzählte Sage: die Malibran habe erbittert darüber, daß sie ihre Rivalin nicht in Grund und Boden zu fügen vermochte, am Ende der Vorstellung noch einen Coup de Théâtre ausgeführt, um Madame Schröder in eine lächerliche Situation zu bringen und so ihren Triumph zu vernichten. Deshalb habe sie nach Desdemona's Tod das Opfer ihrer eifersüchtigen Wut so dicht an die vordere Lampenreihe geschleppt, daß der fallende schwere Vorhang Frau Schröder hätte erschlagen müssen. Letztere habe in ihrer Todesangst schließlich den Kopf so verflüchtigt als möglich zurückgezogen, worauf das Publikum in schallendes Gelächter auszubrochen und der Zweck der Malibran erreicht worden sei. — Daß eine derartige Verächtlichmachung der letzteren vollständig unbegründet ist, dafür bürgt uns ebenso sehr der durch und durch edle, neidlose Charakter der großen Sängerin, als die liebevolle Bewunderung, die ihr Wilhelmine Schröder-Devrient zeitweilen gezollt hat. „Die Pato“, schrieb sie während ihres Pariser Aufenthalts von 1830 an Ed. Gesselt, „die Pato ist bei weitem nicht so groß als ihr Auf, aber die Malibran tausendmal größer. Das ist eine Künstlerin, vor der man niederstürzen muß.“ Und wie die berühmte französische Schauspielerin Madame Dorval der Sängerin nach einer Vorstellung des Othello mit Thränen der Rührung im Auge für das, was sie von ihr als Desdemona gelernt, dankte, so versicherte Frau Schröder wiederholt, ihre großartigen Erfolge in der genannten Rolle erklärten sich nur dadurch, daß sie ausschließlich dem Vorbild von Maria Malibran gefolgt sei.

Das kurze Dasein der letzteren sollte übrigens nicht zu Ende gehen, ohne daß die beiden Künstlerinnen noch einmal in nämlichen Stück nebeneinander auf den weltbedeutenden Brettern erschienen wären. Diesmal gab Wilhelmine Schröder die Veranlassung,

indem sie während ihres Londoner Aufenthaltes vom Sommer 1833 die gleichfalls in der englischen Hauptstadt weilende Wallbrun bat, bei ihrer Abschiedsvorstellung vom 3. Juli mitzuwirken und sofort eine freudige Zusage erhielt. Das Programm war ein reichhaltiges, denn die deutsche Künstlerin sang an dem Abend im Covent-Garden-Theater den ganzen Heliolo, sowie die ersten Akte der Eurypantos deulich, außerdem aber noch den dritten Akt des Othello, wobei sie den Mord, die Wallbrun die Desdemona gab. Diesmal übertrafen die Stimm- und Spielgewaltigen sich selbst und entzückten Stille begeisterten Beifalls. Wenn Frau Schröder je den ihr als Leonore vom Londoner Publikum beigelegten Namen der „Thränenkönigin“ verdiente, war es bei diesem Anlaß, wo der Geist Beethoven mit all seinen erhabenen Schauern über sie gekommen zu sein schien und selbst ihr stammes Spiel jedes Herz erbeben machte. „Die Spanierin“ schrieb Henri Chorley, unsere Sängerin mit der Wallbrun verglichen, „war wie Schiller in die Kerkerteile, aber die Deutsche steht vor mir, wie sie in der Introduction des Chors der Gefangenen, da diese aus ihren Fesseln hervortraten, ein totenbildes Gesicht nach dem andern mit der herzerbrechenden Frage einer lange zurückgebliebenen Hoffnung anblickte. Nichts Hehlliches hat man jemals auf der unitalischen Bühne gesehen.“ Und auf der nämlichen Höhe standen beide Künstlerinnen in 3. Akt des Othello. Hier vereinigte sich Moßmüthiger Melodienreichtum mit der vollen Ausdrucksgehalt Schopenhauers und als die beiden leidenschafts-durchglühten Stimmen das letzte Duett vollendet hatten, Mut, Schmerz und Todesangst ineinander wirkend, da vermodte niemand zu jagen, wenn in dem einzigartigen Werkausgang die Pulse gebührte, ob der in männlichen Rollen herrlich ansiehenden Deutschen mit dem Plamenbild, dem fast übermächtig angeschauten Hinterkopf, der kraftvollen, hochragenden Gestalt, oder dem zartglühenden Mund des Mädchens mit dem schwarzen Seidenhaar, den Taubenaugen, dem schwermüthigen Lächeln ihrer aus tiefer Seele quellenden Töne. Es war das letzte Mal, daß sich die Frauen auf der Bühne begegneten. Schon am 23. September 1836 endete Marie Wallbrun infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde zu Wanderschaft ihrer mehrerlei Leiden, während Wilhelmine Schröder-Devrient erst den 26. Januar 1860 ein Leben beschloß, eben so reich an Thaten und Ruhm, wie an Unglück und leidenschaftlichen Schmerzen. — Auf dem Gebiete der dramatischen Musik haben die beiden Sängerinnen ähnlich wirkende Wirkungen hervorgebracht, aber auch die Fehler und Ausstellungen übermächtiger Naturen miteinander geteilt. Ihre Namen gehören daher in der Geschichte der Tonkunst zusammen und es ist nicht bloß ein anmutiges Spiel des Zufalls, sondern gewissermaßen von symbolischer Bedeutung, daß sich wiederholt ihre Wege trennten.



Erinnerungen an Carl Taubig.

Von
Carl Graf von Kroschitz.

Gegen Ende der fünfziger Jahre lebte ich mit meiner jetzt verstorbenen Frau in Dresden. Bei einer uns besuchenden Familie, welche Männer der Wissenschaft, Künstler und andere Berühmtheiten von nah und fern in ihrem gastlichen Hause zu sehen pflegte, lernten wir in einer kleinen Abendgesellschaft Carl Taubig kennen.

Der damals noch sehr junge Mann, welcher sich den geistlichen Formen gemäß allezeit vorstellte, ließ, war damals etwa achtzehn Jahre alt. Der erste Eindruck, den mir jener Jüngling machte, war ein sehr günstiger; neben freundlicher Bescheidenheit und recht bemerkbar schlichter Befangenheit in fremden geselligen Kreisen, wurde es mir doch bald klar, was ich bei späterer Bekanntschaft befähigt fand, daß bei ihm ein eifriges Bemühen nach Vervollkommenheit seines Charakters und das Enden nach Recht und Wahrheit, in allen Dingen die Grundzüge seines Wesens ausmachten.

Für diejenigen Leser dieser Mittheilungen, welche damals den jungen, mit der Welt und den Mühen des Lebens noch nicht erfahrenen Taubig gekannt

haben, werden die hier nach meinem Tagebuche wiedergegebenen ersten frühen Eindrücke, welche ich nach meiner ersten Begegnung mit dem leider so früh Verstorbenen zu Papier brachte, jetzt wohl von großem Interesse sein. Für diejenigen, welche ihn nicht persönlich gekannt haben, verleihe ich hier eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit. — Von kleiner unterster Gestalt, hatte Taubig damals eine gute Körperhaltung und ein rosig frisches Gesicht, welches später sehr blaß wurde und aus welchem ein paar Augen leuchteten, die etwas kurzichtig, doch in steter Beobachtung der Umgebung, ruhig und heiter um sich schauten.

Der große Kopf war dicht von dunkeln, schlächten Haaren bedeckt und à la Visz getrimmt. Der Kinn der Hals-Schädellehre fand an Taubigs Kopie den an beiden Schläfen stark hervortretenden Musculus bemerkbar. — In schlichterer Weise sich zurückhaltend und wohl in die Beobachtung der fremden Gesellschaft vertieft, folgte Taubig dann einer Aufforderung unserer Wirtin, seine Kunst hören zu lassen. Ich weiß nicht mehr was er vortrug; aber das weiß ich noch, daß der Eindruck ein bedeutender und allgemeiner war, und ich ihm gegenüber mit den Ausdrücken meines Beifalls nicht zurückhielt. — Nach dieser ersten Begegnung machte der junge Künstler uns bald seinen Besuch, und wir luden nach und nach in immer nähere Beziehungen getreten.

Im Sommer 1860 waren wir eine längere Zeit in Leipzig, als uns Taubig dort besuchte und wir damals ihm den Vorschlag machten, in dem alten Kurtheater sein erstes öffentliches Konzert zu geben. Wegen zu kurz bemessener Zeit wurde diese Angelegenheit etwas überreist, auch war die heiße Jahreszeit für ein Konzert nicht ganz günstig und geeignet. Dennoch hatte der junge Virtuose vielen Erfolg und fand eine nicht ganz unbedeutende Zuhörerschaft. Die damals in Leipzig wohnende, allen Badegästen bekannte Fürstin Co. . . einige Musikreunde, Offiziere, Badegäste und Bewohner der Stadt hatten sich zu dem Konzerte eingefunden, um die noch nicht bekannte, jugendlich frische Musikkraft kennen und würdigen zu lernen. Der Beifall war ein allgemeiner und wohlwollender. Hiermit in die Öffentlichkeit einsetzend, verbreitete sich sein Ruf bald mit großer Schnelligkeit, zuerst in den österrheischen Kreisen, welche es Taubig hoch anrechneten, daß er in seinem Heimatlande Bühnen sein erstes öffentliches Konzert gegeben hatte. In der Nähe von Warschau 1841 geboren, hatte Taubig seine Jugend in Böhmen verlebte und zählte sich selbst zu der dortigen deutschen Bevölkerung. Mit großer Bescheidenheit sprach der Künstler über seine Leistungen, welche sich zu den besten Leistungen berechtigten und daß diese in wenigen Jahren sich in vollem Maße erfüllten und dem Künstler noch in sehr jugendlichem Alter zu einem wahren Weltbühnen verhalfen, brauche ich hier nicht erst zu sagen. — Den darauf folgenden Winter hatte die Winternacht bald Veranlassung, den auf seiner ersten Kunstreise beschäftigten Virtuosen in mehreren deutschen und österrheischen Städten und in Warschau zu hören und sein unübertrefflich sein durchdachte und zu dem Herzen des Zuhörers sprechendes Spiel zu bewundern. Die Instrumente von Reichen in Berlin wurden meist von dem jungen Künstler in seinen Konzerten benützt. — Es liegt hier nicht in meiner Absicht, dem jungen Manne auf seinen verschiedenen Kunstreisen zu folgen und die im Vertrauen uns damals gemachten Mittheilungen, Ausichten und Meinungen des jugendlichen Hausfreundes an die Öffentlichkeit zu bringen. Nur über manche Begebenheiten und Ereignisse jener Zeit, soweit der genannte Künstler dabei mitbetheiligt war, soll hier von mir in einfacher Weise erzählt werden.

Es wird wohl nicht oder weniger bei allen jungen Musikern vorkommen, daß sie über ihrer künstlerischen Ausbildung, die viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt, in der außerhalb ihres Berufes liegenden Bildung Mängel zeigen oder diese fühlen. Um nun diesem von ihm selbst erkannten Mangel aufzuhelfen, hatte Taubig neben Sprachstunden auch das Studium der Philosophie betrieben, und war dabei unglücklicherweise an den damals noch weniger bekannten, ihm sehr ansprechenden Schopenhauer geraten. Er betrieb dieses Studium sehr ernsthaft und jenes Philosophen Beispiels hat er sich denn auch für sein ganzes Leben angeeignet. In wenigen Jahren wurde aus dem heiteren und fröhlichen jungen Manne ein ernster, nach den tieferen Gründen dieses Daseins forschender Jüngling, welcher kämpfte und strebte, um zu einer klaren und richtigen Weltanschauung zu gelangen. Dabei blieb er der bescheidene, eifrigen Studien stets ergebene Künstler. Neben der Fertigkeit im Klavierspiel betrieb er aber damals auch eifrig

eine andere, damit sehr wenig verwandte — das Violoncellen. Trotz seiner Kurzsichtigkeit eignete er sich einige Fertigkeit darin bald an.

Als ich ihn einst fragte, warum er so manche Stunde dem Violoncellen opferte, antwortete er mir: „Man muß auch im Waffengebrauch seinen Mann stellen.“ Als ich darauf lachend erwiderte: „Sie sind mit Ihrer Figur einem Gegner gegenüber schon im Vorteil“, antwortete Taubig mir darauf: „Die Waffenübung macht mir Vergnügen und sollte ich auch nie ernsthaften Gebrauch davon machen müssen, so ist es doch gut für meine Ehre, auch an diesen Ton sich zu gewöhnen.“ Soviel ich weiß, hatte Taubig nie ein Duell in seinem kurzen Leben anzusehen, obgleich er einst nahe daran gewesen war. —

Wie ich eines Tages in Dresden aus meiner Wohnung trat, begegnete mir ein Herr v. R., dem ich sagte, zu Taubig gehen zu wollen, um mit diesem zu spielen. „Was“, rief v. R. gelehrt im höchsten Erstaunen, „Sie spielen mit Taubig? Da müssen Sie eine große Fertigkeit haben, welche ich gar nicht bei Ihnen vermutete. Spielen Sie vielleicht?“ „Ja“, antwortete ich und ging zu Taubig, um ihn in der Kunst des — Violoncellen zu unterrichten. Mit Taubig habe ich manchen Scherz über unser vierhändiges Spiel gehabt und Herr v. R. gegenüber dies keine Geheimnis erst nach einigen Jahren, bei gelegentlichen Bemerkungen über Musik, ganz zufällig verraten und mitgeteilt. Nachdem Taubig als berühmter Künstler schon recht bekannt und an verschiedenen Orten gehört worden war, wurde er von einem Teil der Damennwelt in Schug genommen, oder richtiger gesagt — so arg belästigt, daß er sich vor deren Zudringlichkeit verbergen mußte, und deshalb Wohnung und Wohnort oft wechselte. In jener Zeit sprach sich Taubig meiner Frau und mir gegenüber in trefflichen und scharfen Bemerkungen hierüber aus, so daß meine Frau ihm sagte: „Lassen Sie die tollsten Franzenszimmer laufen, beantworten Sie keine Briefe und gehen Sie Ihren Studien nach.“ Dieser Rat muß von Taubig auch befolgt worden sein, denn nach mehreren Wochen kam er ganz vergnügt und heiter, wie er es lange nicht gewesen war, zu uns mit der Nachricht: „Die Schmach habe ich gewonnen; über dreißig, meist ungleiche Briefe, von zarten Händen geschrieben, habe ich verbannt und hoffe nun nicht weiter belästigt zu werden.“ — Immerhin hat Taubig bis zu seinem Tode einen kleinen Abgang von Frauen nicht abhätten können, doch seine Studien und Arbeitskraft haben später mehr unter seinen philosophischen Mittheilungen, als durch seine geselligen Beziehungen gelitten; während er seine Zeit für Arbeit, Unterhaltung und einige farberliche Liebungen verwendete. Eine eigentümliche Schüchternheit und Scheu vor einer Begegnung mit weiblichen Wesen konnte Taubig lange Zeit nicht ablegen. Ob dies aus selbst Erfahrung herflamme oder seine Kurzsichtigkeit diese Schüchternheit hervorrief, weiß ich nicht ausgedrückt, erinnere mich aber einer höchst komischen Scene, welche durch seine ängstliche Bescheidenheit, den Damen aus dem Wege zu geben, hervorgerufen wurde. In einem dreiseitigen Hause wollte er einen Besuch machen, da trat aus der Thüre eine ihm bekannte Dame. Sofort eilte unter junger Künstler nach der Treppe zurück und erst als erstere ihm nachrief: „Herr Taubig, Sie werden von meiner Mutter und Schwester erwartet“ zog er befangen seinen Hut und schlüpfte schnell ohne ein Wort zu sagen, an der Dame vorbei durch die offene Thüre in die Wohnung hinein. Ich habe damals auch bemerkt, daß der junge Künstler gegen alle ihm fremden Menschen eine gewisse Befangenheit und etwas finklich erscheinende Zurückhaltung noch in einem höheren Grade angenommen hatte. War er, wie man so sagt, erst angezogen und hatte die Leute sich recht angesehen, trat er bald in den geselligen Verkehr ein, in dem er sich unter Umständen sehr angenehm machen konnte und einen guten Eindruck hinterließ. Mit einem bemerkenswerten Feingefühle oder einer Art von Instinkt verstand Taubig die ihm zulaufenden Menschen bald herauszufinden, um danach unter Umständen eine feste Freundschaft zu schließen. Hierzu hatte er die besten Anlagen, er war zu Gefälligkeiten und Scherzen bereit, konnte Opfer bringen und gut unterhalten, nicht krankehaft empfindlich suchte er die Gesellschaft auf, doch am besten gefiel es ihm im engsten Freundeskreise.

(Schluß folgt.)



Das Tutti.

Ein Supplement zur Musikgeschichte.

Unser Künstlerbiographien haben sämtlich zwei Fehler: sie sind zu sehr geschmeichelt und sie enthalten zu wenig Tatsachen. Nach ihnen zu urteilen, sind die Künstler gar keine Menschen mehr, ihr Haupt schwebt in den Wolken, der Fuß wandelt auf Rosen, kaum daß sie sich herablassen, auch einmal einem Glase Bier oder einem „Nachschuß“ die Ehre der Verzeigerung angedeihen zu lassen. Viel zweckmäßiger wäre es, zu beschreiben, wie sich die Künstler als Alltagsmenschen ausnehmen, was sie in Mühestunden treiben, welches ihre Lieblingsgerichte sind u. dgl. m. Einen erschütternden Ausfall haben schon mehrere bewährte Musikschrittkeller gemacht, indem sie in ihren Erinnerungen an große Künstler nicht das Bemerkenswerte, sondern das, was nicht der Liebe wert ist, der hocherfreuten Mitwelt erschlossen. Wir erfahren auf diese Weise, daß die Künstler auch unbedeutende Augenblicke haben, wie z. B. Homer ja auch bisweilen schlief, und das ist doch für die Musikanten und Nichtgenossen sehr trostreich, denn wenn die Künstler nur zu gewissen Stunden Geistes sind, zu andern aber gewöhnliche Menschen, so ist es doch auch möglich, daß wir, die wir sonst gewöhnliche Menschen sind, ausnahmsweise einmal geniale Stunden haben können. Wie lobend ist es gar, mit der Fackel der Forschung einmal die jenseitigen Winkel des geistigen Lebens unserer Helden zu beleuchten, die sonst ganz verunkelt bleiben. So hat man schon angefangen, die Wälschgettel der großen Meister der Kontinuität zu sammeln; wir können den Lesern verraten, daß eine solche Sammlung unter dem hübschen und bezeichnenden Namen „Gewöhnliche großer Meister“ demnächst die Presse verläßt. Heute wollen wir ein anderes, nicht minder eigenartiges Kapitel aus Tageslicht ziehen, das ein interessantes Streiflicht in das innerste Gedankenleben einiger Virtuosen wirft. Gewiß hat sich schon mancher Konzertbesucher, wenn er einem Virtuosen zugehört hat, den Kopf darüber zerbrochen, warum das Orchester so lange Zeit allein spielt, bevor der Virtuose sein Solo beginnt. Eine Antwort darauf zu geben, liegt außer dem Bereich unseres Interesses, ihm auch nichts zur Sache. Aber einen schätzbaren oder auch unschätzbaren Dienst glauben wir der Wahrheit zu leisten durch die Beantwortung der Frage: An was denken die Virtuosen während des langen Orchestervorspiels, Tutti genannt? Denn es ist doch klar, daß wenn sie nicht spielen, sie an irgendwas denken müssen. Es ist uns nun gelungen, unter Zuhilfenahme strengster Anonymität, von dreien der hervorragendsten Klaviervirtuosen, von einer angehenden Violonistin und einem berühmten Violoncellvirtuosen eine wahrheitsgetreue Aufzeichnung dieser Gedanken erlangen zu haben, die wir in Form von Selbstgesprächen den Lesern an die Hand geben wollen. Mit laßala bezeichnen wir die Stellen, an denen die Virtuosen auf die Musik hörten.

I.

„Da wären wir wieder! Starke mich nur an, als ob mein Gesicht voll Hieroglyphen wäre, und ihr müßt sie enträtseln. Es ist doch was Unbegabtes um eine richtige Künstlerfrage. Ich weite, die Hälfte kommt nur, um mich zu sehen, ein Viertel, um den andern zu ergötzen, sie hätten mich gehen, und ein Viertel um mich zu hören. Da reden sie von Kunstsinne und schwärmen mir die Ohren voll. Nun, mir ist's recht. Ob ich diese Rolle spiele oder eine andere in diesem Leben, gleichviel! Welch allerhöchster Wackel hat da mir gegenüber Blas genommen. Sie sieht mich an, wie Centa den Holländer. Nein, mein Kind, bin ich gleich ein Etid Holländer, du laust mir auch nicht helfen. Allein gehe ich erhaben durch das Leben, habe! diese Eingebildeten, die sich an meine Ferien heften und denken, ich erschließe ihnen mein Inneres, wenn ich mit ihnen Witz spiele, — laube Müße, Vaganten ohne Gefühl, Hummer ohne Remouladen-Sauce! ja, auf meiner gleichgültigen Höhe weht ein Wind, der die Bygones niederweht. Allein trage ich das unnenbare Wehe, das durch meine Töne weht, allein läge ich, stöhne ich, es bekommt mir ja soweit auch ganz gut; darum — in den Staub — — — — — den Offenbarungen — — — — — des Titaneu — — — — — Die Gedanken sammeln sich zu einem furchtbaren Fortissimo, mit welchem die Löwenfralle des Virtuosen auf die Tasten saust.

II.

„Was ist denn das heute mit meinem Haar, es steht, als ob Pomade drin wäre; es muß doch bei dem Starinnetenfoto ins Gesicht fallen! Da wäre der ganze Effekt futsch, wenn es das nicht täte. Ja ja, traurig, aber wahr. Die Damen lieben so was. Sie finden es entzückend, wenn man um den Kopf herum so ansieht wie König Lear im fünften Akt. Netter Mann, der Schafspeare. Guten Tag, lieber Freund, — lieber Mensch, der X. und Y. Accensionen schreibt er! Für ihn gibt es nur einen vollkommenen, das bin ich. Wenn ich schlecht spiele, für ihn ist es gut. Die Leute schwören auf ihn. Es ist doch recht bequem, ein berühmter Mann zu sein. Die Leute sind alle so nett zu einem. Lalala! Das Orchester spielt doch recht schön, überhaupt recht schöne Stadt, recht schöner Saal, und der Kapellmeister — ein recht netter Mann. Er engagiert mich schon zum dritten Male. Macht jedesmal 1000 Mark. Wenn doch die dummen Prosente an den Agenten nicht wären; er schlacht von mir jetzt schon den ... ten Tantiememarktein. Das macht also nur noch 100 Mark. Dies sage ich wieder an. Der soll ich die Miete davon bezahlen? Nein, der Wirt wartet noch, er ist ein lieber Mann. Ihr Diener, Frau Gräfin; dahin soll ich nach dem Konzert kommen, reisende Frau, aber hingehen werde ich nicht, das stört mir meine Nachtruhe, ich muß ja morgen früh um 6 Uhr schon aufstehen und bis 8 Uhr noch 62 und einen halben Takt von meiner neuen Symphonie vollenden; ich habe meine Grundzüge. Was liegt schließlich dran. Sie wartet ein halbes Stündchen mit ihrer Gesellschaft, dann schide ich ihr meine Waage, und der Fasan schmeckt ihnen auch ohne mich. Sprechen werden sie von mir doch, und das ist immer die Hauptfrage. Bei nächster Gelegenheit mache ich ihr ein so harmloses, antimitigisches Gedicht, daß sie entzückt ist. Daß ich doch niemandem abgeben laust! Ich bin zu gut, ach sie sind alle so gut, alles ist gut, die ganze Welt ist gut. — holla! da hätte ich beinahe meinen Einsatz vergessen!“

III.

„Tam — pam — pam! Der Hornist bläst ja falsch wie ein Körnerkünstler. Warum entläßt man ihn nicht! Standal! Fritsch, Herr Ketthammel, das ist kein Wiegelnich, sonst schlafen schon alle in der ersten Viertelstunde ein. Schöner Saal, viel Publikum, was sehe ich, die letzte Bank leer! Ja, die Drehorgeln machen mir Konkurrenz, natürlich! anhängende Tutti sieht niedrig wie der Nubel. Nein, es ist nicht möglich — doch! — nein! Hätte ich nur meinen Kneifer auf, ja er ist es dennoch, welche Freiheit, mit seiner hügelgleichen Fritze in meinen Klavier Vortrag zu kommen; er legt sich auf die erste Bank; Portier! ist kein Portier da? Ja so, ich lüge am Flügel. Niedertracht des Schicksals, meine Lanne ist hin, mein Vagans ist flüchtig; es ist unmöglich! — Diesen Türsticher am Tempel der Tutti, was sage ich, dieses Prototypas, diesen Konsonanzschwengel — — — anheben und dabei spielen zu müssen, das ist noch schlimmer, als wenn ich — — — den Trompeter von Saffingen zum zweitenmal hören müßte; sofort lasse ich das Klavier umlegen.“ Er springt auf und läßt den Flügel umdrehen.

IV.

„Ich habe eine Totenangst, mir zittern die Hände; wenn das so weitergeht — ach warum bin ich doch nur Violoncellisten geworden, o meine Eltern, was habt ihr angestiftet! Was gäbe ich drum, wenn das Konzert zu Ende wäre; und nun noch dies eublose Tutti! Sekunden werden zu Minuten, mir ist, als ob mir fortwährend ein Zahn ausgegossen würde, was — ein Zahn! zehn, zwanzig. Da kommt er, der Kritiker, wie alle auf ihn sehen, wie streng er aussieht — da ist schon das Thema in Es-dur, jetzt noch 45 Takte — wird der mich herunterreißen, ich bekomme'swerte, und diese bestemmende Menge von neuerigen Geschichten, soeben war mir kalt, jetzt ist mir heiß, diese Operngläser, die sie auf mich richten, gerade als ob's Strahlenschüsse wären und ich eine Komete. Jetzt wird die Min-hühnchen! ist immer ist — eier, a — alles schweigt til — il — il, noch zwei Takte, je — e — gl — — — fürchterlich — — — mir wird schwarz vor den Augen — — — — — Die Kritik bezeichnete sie trotz anfänglicher Befangenheit als ein „aufmerksames Talent.“ Er reichte bald darauf einem braven Mann ihre Hand und legte sich später auf das Studium von Wiegelniedern.

V.

„Maria Joseph, der halbe Saal ist leer! Doch die Lanne nicht verloren, lächeln, lächeln, lächeln! Ja, ihr lieben Leuten, lieb, weil ihr in mein Konzert kommt, lieb, soweit ihr keine Freikarten habt, ja, ich will mich nur an, ich bin es, der lächelnde, reizende, wiegende, schmeichelnde, hüpfende, schlüpfende, bibbernde, schwibbernde, tänzelnde, schwängelnde, schwanzelnde, glänzende Stern an dem Himmel der Violoncellisten. Die Thier geht, drei Personen, macht neun Mark mehr; sollte ich vielleicht zu früh angefangen — lächeln, lächeln, lächeln! Ja bald hängt ihr wieder an meinem Wogen, und ihr schweigt in Tücheln und Gefächeln und ich schicke allerliebste kleine Wurzelbäumchen, und das Stück liegt vorüber wie ein Meteorchen. Da sind ja auch meine Kunstgenossen, die — — — es war ein glänzender Sonner, das sie mir gaben; ich müßte mich verwandern — Gott, bei die Zeiten! Lalala; die spielen wieder, als ob sie die Planeten von Jericho umwerfen wollten. Meine Herren, die Herrschaften sind keine Kritiker, die sich an das Tröbren der Kanonen gewöhnen wollen, sie sind auch nicht gekommen, um sich die Verdickung des Trommelfells zu holen. Erbarmen! sie lassen nicht nach, das reine Orchesterorgel mit Violoncellbegleitung — lächeln, lächeln, lächeln! Zwei Personen, macht 6 Mark, zusammen 15 Mark, mit dem Vorverkauf 345 Mark, guttob, die Kosten sind gedeckt; es kommt noch einer, macht 3 Mark Ueberflüssig — was sehe ich, der zweite Kronleuchter ist angezündet, das letzte noch, die Gasrechnung, bei die Zeiten.“ Er erhebt sich und klistert dem Orchesterdiener zu, er möchte den hinteren Kronleuchter auslöschen, verläßt dabei seinen Einlaß, lächelt dem Publikum zu, das ihm ebenfalls zulächelt, und bittet den Kapellmeister, vom Budhisten C noch einmal zu beginnen.

* * *

Schon längst sehen wir im Geiste, wie ein verknüpptes Lächeln die Gesichter unserer Leser und Leserinnen überleitet, als wenn sie sagen wollen: Ja, das ist freilich ganz was anders als die end- und maßlosen, Wellenlinie erzeugenden Lobreden auf unsere Künstler. Gewiß hat sich mancher inzwischen die Frage vorgelegt, wer denn eigentlich die geschickten Virtuosen sind. Darauf können wir nur erwidern: „Diskretion Ehrenlade!“ „Ah,“ meinen viele unter ihnen, „wofür ist denn der Briefkasten der „M. M. Z.“ da! den werden wir fragen.“ — Seien Sie Ihrer Sache nicht zu gewiß, meine Damen und Herren, auch der Briefkasten ehrt Geheimnisse; doch wird er für diejenigen, die ihm die richtige Lösung einreichen, vielleicht ein Ja in Bereitschaft halten.



Van Dyck als Schwanenritter.*

Von E. M. Barano.

Auf den Affischen der Hofoper in Wien war „Lohengrin“ angekündigt mit Van Dyck in der Titelpartie. „Van Dyck!“ — sagte eine mir befreundete Pianistin: „Ob er wohl ein Abkömmling meines Van Dyck ist, des großen Malers?“ „Vielleicht, aber jedenfalls ein sehr entfernter,“ sagte ein anwesender Musikkritiker mit seinem hochartigen skeptischen Lächeln, das mehr aus seinem scharfen a' invisible gefassten Winkel leuchtete, als um seine Lippen. Es gibt Vinotels, die einen „poshaften Bild“ haben, und das des Kritikers war ein solches. Ich stand mit den beiden vor einem Ausbundungsgelock an der Oper, wo wir die Zeit verblühten. „Verderben Sie mir mit Ihren sogenannten Witten den Eindruck nicht!“ sagte die Pianistin mit einer ungeschuldben Penetration ihres Talentes, und als wollte sie den gefährlichen Kritiker wegweisen wie eine tätige Fliege. „Seine Künstlergehalt und sein Malertypus ist mir so sympathisch, wie der

* Wir sind — vielleicht auch unter Einwirkung der Tradition — zwar nicht durchaus mit unsern sehr geschätzten Mitarbeiter einverstanden, seine Ansicht ist aber so interessant, neu und geistreich, in der Hauptfrage vielleicht auch wahr, daß wir unsere Leser der Rethik freier mit Interesse hingehen.

Die Red.

wunderbare Porträtist der brillanten lebenslustigen Renaissance-Höfe. So angenehm, so hübsch lacht seine Erscheinung bis in unsere Tage hinein. Er war der Maler der Eleganz. Niemand hat außer ihm so schön malen können. Seine Dentelles sind wahre Feingewebe, luftig und spinnwebenartig — die edelsten Prüssler Feingewebe. Seine Frauenhände sind wie Lilienblätter, und die Haare, die er malte, duften förmlich. Er hat die Haarputzmode gemalt wie Demeter die Ähren. Und wie übermäßig und milde lächeln seine Männer, wie so oft seine Damen. Man hört die Leute — die Hofleute, die er gemalt hat, beinahe französisch sprechen. Sein Atlas raschelt förmlich, und der Duft der Nase, welche Königin Henriette in den Händen hält, betäubt. — Ich muß heute ins Theater, und wir diesen Van Dyck anhören und ansehen — schon aus Pietät für seinen Ahnherrn. . . .

„Ah-Du! Ah-Du!“ grinst der Winofel des Kritikers.

„Sie sind ein Narr.“

„Aber ein Narr, der für heute ein Zogenbiller hat.“ glüht das Winofel.

„Das sind die Lufschädlichen!“ sagte ich. Und es ward verabredet, daß wir uns abends in der Loge treffen. Tagsüber hörte ich hier und da von Leuten, die die Theater besuchten, noch eine Menge Bemerkungen über den neuen Sänger.

„Er ist eine wunderbare Erscheinung. Elegant, distinguiert.“

Es ist derselbe, der in Paris den Lohengrin sang bei der verunglückten Wagner-Entreprise des Herrn Lamoureux, wo der Lohengrin nur ein einziges Mal nacheinander aufgeführt werden konnte, weil der politische Zankhagel das Theater zu stürmen drohte, in dem man die Musik eines Prussian aufzuführen wagte.

„Glauben Sie wirklich, daß die die Politik im Spiel war? Der Tannhäuser wurde lange vor dem Jahre 1870 aufgeführt in Paris — und sogar mit Niemann und der Fürstin Metternich, die in einer Loge „den Chor“ machte, und wurde doch ausgeführt. Damals konnte doch von nationaler Feindschaft keine Rede sein. Wagner ist eben für die Franzosen unverwundlich.“

„Unverständlich, wollen Sie sagen? . . .“

„Was sagt man denn von der Stimme dieses Van Dyck?“

„Sie ist frisch, stark, kraftvoll, martig, blendend.“

„Aber er ist doch kein Wagner-Sänger. Es fehlt ihm etwas dafür, oder hat etwas zu viel dafür. . . . Man weiß nicht recht, was es ist.“

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß er nicht so ist, wie alle diejenigen, welche man Wagner-Sänger par excellence zu nennen pflegt, so ist das ein Lob für den jungen Mann. Diese Lohengrins Wagner-Sänger sind zum Teil stark und dick wie die — versehen Sie den Ausdruck — Felsblöcke. Jeder Tenorist, der Gladiatorenähnlichkeit hat und nicht den bel canto der Italiener besitzt, heißt heutzutage Wagner-Sänger. Ich finde, es ist das eine Veleibigung für unsern Nationalkomponisten. Weil Niemann eine Klarfagel mißt, glaubt jeder, der gleichmäßig ist und zu wenig Sangesdrang besitzt, um Nissini singen zu können, er sei ein Wagner-Sänger, und das Publikum ist naiv genug, sich dies einreden zu lassen. Dichtete war voll Nimm, hat nie geschrieben, und war doch ein Tannhäuser, der bis heute unverändert ist.“

Ich hörte mir das alles an, und abends sah ich in der Loge zwischen der Pianistin und dem Kritiker, und die Oper begann.

Bei den ersten Szenen war ich mit den Gedanken faun auf der Bühne. Ich dachte unwillkürlich an alle Lohengrins, die ich gehört hatte: an Niemann den fränkischen Geros mit der lauten Stimme und dem zwingenden Wesen, dem „man alles glaubte“, weil er alles schloß, an Alois Ander den poetischen Märchenhelden mit dem Goldhaare, den Bergfäulnis-acht-Augen und der süßhübschen Liebe im Herzen, an tutti quanti. Dann an die Elsa der Dufmann, so voll Andacht und Reinheit — eine heilige Gestalt, welche an ein Madonna-Bild gemahnte, an die der schönen Emilie Schmidt, die schlanke Doppelgängerin der Kaiserin Eugenie mit den, wie von Sonnenbecken verklärten Augen; an die der Gabriele Kraus und dem siegreichen Wesen und der klarstillernden Stimme; an die Virrad der Anguste Stöger, die echt diabolische, unerreichbare, vor der selbst die Dufmann-Wagner zahn erschien. . . .

Jetzt kam Bewegung in die Massen auf der Bühne, und ich erwachte gleichsam. Der vom Schwan gezogene Mägen naht sich dem Ufer.

In dem Mägen stand ein strahlender Ritter. Und das sollte Lohengrin sein? Der Lohengrin,

an den wir gewöhnt sind? Nein. Das war das geistvolle, lächelnde, französische Gesicht eines echten Van Dyck, aber kein deutlicher Graalsritter. So scharf sah es aus, so weltlich hübsch, gar nicht träumerisch, sondern fröhlich, lebenslustig; der ganze Mann so gar nicht märchenhaft, sondern elegant ausgemalt, fast sinnlich. Und dieses Auge, so lachend, — um die Mundwinkel zuckte das heineische Schlinglein.

„Und das soll ein Lohengrin sein?“ sagte der Kritiker. „Der Mann weiß ja gar nicht, wen er vorstellen soll! Er muß keinen Begriff vom Inhalte der Oper haben!“ — In der That, er nimmt nicht die verklärte, fromme Miene aller Lohengrinsänger an, — murmelt die Pianistin. „Aber warten wir auf die Stimme.“ — Und die Stimme erkundete. Das war nicht die klagende, platinobierende Stimme der Lohengrins, wenn sie den Schwan verabschiedeten. Es war eine silberhelle, jugendliche, gebietende Stimme, eine fröhliche Stimme fast. — Es ist, als ob er keinen Komfortable verabschiedete!“ höhnte das Winofel.

Ich sagte nichts. Aber ich war selber ganz verblüfft über diesen merkwürdigen Mangel an Pietät für die Tradition. Verstand dieser Mann wirklich nicht, was er sang? Dabei aber war mir, als schloß ich, wie die Morgenröthe über die Schelde strahlte, wie die Wogen glänzten, wie die Erde, unter der der Hücker lag, lustig rauschte. . . . Und merkwürdig, das alles fand ich auch zum erstenmal in der farbenprächtigsten Musik dieser Szene! . . . Dann kam die Heranforderung, der Zweikampf. Van Dyck sang das fast ohne Nachdruck, medianisch, wie rannbefangen, fast wie man eine eingelegte Rolle abhört.

Dann kam der Sieg, Telramund lag am Boden. Lohengrin schenkt ihm das Leben. Ganz ohne Pathos. Aber mit weich übermüthiger Siegeslust! Dann kam das Verbot:

„Nein, das ist nicht anzuhören!“ blühte das Winofel. „Gar keine Würde! Jeder Lohengrin hebt und droht fast dabei. Das Publikum soll ja doch erfahren, daß die ganze Handlung in dem Verbot wurzelt!“

In der That, dieser Lohengrin wich von allen Traditionen ab. Sein Verbot sang er fast, wie man eine Verpflichtung abhört, aber kaum weiter. Dagegen blühte förmlich sein ganzes Wesen auf in dem Anblick seiner hohen Braut. Seine Augen umflossen sie wie Sonnenlicht, seine Worte umwallten sie wie Weihrauch; jetzt, da er erfüllt, was ihm geboten, gab er sich ganz dem Zauber seiner ersten aufleuchtenden Liebe hin. . . . Sein Leben hing an zu blühen, er lachte ihm entgegen, er gab sich der süßen Freude seines Maintages hin. . . . Das Schlinglein zuckte um seine Lippen. . . . „Der Mensch weiß nicht, was er singt!“ — jammerte das Winofel blühend.

„Und ich sage Ihnen, ich weiß zum erstenmal, was die Musik Wagners sagt!“ sagte die Pianistin hochatmend, das Auge auf die Bühne gebannt.

Und so erging es mir. Das war das Erste! Das war das, was mir noch kein anderer Lohengrin erschlösse hatte! Wie klar war mir nun alles: Lohengrin kommt gleichsam erst auf die Welt in dieser Szene, weil er zum erstenmal in die Welt kommt. . . . Er hat sein ganzes Innenleben in dem phantastischen, märchen-dämmerigen, mystisch-dunpigen Zaubertempel Monstard verbracht. Er ist wie Eckhard, der aus der Klosterkühle und der Bücherei in den fröhlichen frauenbüchlerischen Hofganz des Hohentwiel tritt. Er ist kein idealer Askete mehr, sondern ein Jüngling, ein Mensch! Er atmet, sieht, liebt zum erstenmal — alle Fröhlichkeit, alle Lust der herrlichen Welt überkommt ihn! Kein Lohengrin-Darsteller hat das begriffen vor Van Dyck! Das ist jetzt nicht mehr der mystische, erkannte, heile, gedankenlose Ritter des Nachens, der sich freut, ein wenig hinauszukommen ins Dasein, es ist der Sieger, welcher die Liebe empfindet, jauchzend, und welcher den schönsten Preis errang! Er liebt und lächelt. Das Glück, die Liebe, das Leben umgängen, umdunkeln, nurausen ihn, darin ist all das unburchsichtige Gewölz, zerissen von der Sonne des Lebensfrühlings! Er lacht! . . .

Dann kam die Nachtszene zwischen Elsa und Ortrud, dann der Hochzeitsmarsch, dann die Szene vor der Kirche. „Elsa, mit wem verheirathet du dich?“ — das wird immer so schmerzhaft ermahnd gelungen, selbst Ander that das, aber Van Dyck singt das wie erkannt, leichtlich, seiner Geliebten so sicher. . . . Die Pianistin und ich, wir hatten schon unzähligen Lohengrin-Vorstellungen beigegeben, — aber ich neigte mich jetzt hinter den Rücken des Kritikers zu ihr und sagte: „Ich sehe heute den Lohengrin zum erstenmal.“

„Ich auch,“ sagte sie leise. Nun kommt die Liebeszene in der Mondnacht. Fast alle Lohengrin-Darsteller sind da einander gleich. Sie haben alle dieselben Mienen seit der ersten Aufführung. In seinen Opern die Engländer und Faust vielleicht ausgenommen) wird so nach der Schablone gearbeitet von den besten Künstlern selbst, wie im Lohengrin. Sie schieben's auf die Tradition. Van Dyck kümmert sich nicht um mindesten um die Tradition. Er singt das Liebesduett wie etwa der Rossignol Ricciardo seine Liebesklage, der Ernesto Donizettis sein Schulungstüdel singt, und jetzt erst begriff ich, wie viel Musik, Herz, Gefühl, Jugend in Wagners „gelehrter“ Musik liegt! — „Ihrer Wagner — du mit Gewalt zum urbarischen drakonischen Gefühlsverklärer gemachter Genius! Jetzt erst weiß ich, warum du deine letzte Zeit am liebsten in Italien verbrachte, wie du dirstend feig warst in italienischen Musik, Opern- und Pöbel-Darstellungen, daß du alle Couverts nachsahst, wie du durchaus die Emilia Clioni für deine Elsa haben wolltest!“ — Du bist so ganz Musik gewesen, daß du vergeblich für deine süßesten Szenen Sänger träumtest, die auch des bel canto fähig wären! Van Dyck Singen in der Liebeszene ist unbeschreiblich dämmerig, jasmindüftig, glühend und blühend. Es ist das Lieb der Nachtigall, das Wagner in dieser Szene singt — sucht es nur! Ich habe vor diesem Sänger noch nie eine Nachtigall auf der Bühne singen hören.

Telramund mit den Banditen stürzt herein. Diese Szene wird nicht wie eine Balgerei behandelt. Wie anders Van Dyck! Im Nu hat er Telramund unter der Felle, ohne großes Pathos. Er kommt ihn zertreten, diehen Wurm! Er hat dabei eine Stellung, die unbeschreiblich materisch ist. Wo sah ich dergleichen? — Ah, das ist Michael, der Erzengel, wie er den Fuß auf den Drachen fest! . . .

Diese Siegesmajestät zerfällt aber plötzlich in Thränen. „Weh, nun ist all unser Glück dahin!“ — kann man meined singen? Van Dyck kann es.

Von diesem Augenblick aber ist er auch tot. Alles Lächeln, alles Leben, ja ich möchte sagen, alle Liebe ist von ihm wie weggekehrt. Er ist verloren für die Welt, für das Glück.

Die Szene der großen Erzählung und des Abschieds kommt. Selbst die besten Lohengrinsänger machen eine Deklamation daraus. Van Dyck ist da wie einer, der nur noch schreien auf Leben weiß.

Er klammert nicht, er hat kein Pathos, keinen Nachdruck, fast kein Leben. Seine Liebe ist tot! Er hat keine Klamm, keine Plastik mehr. Starr steht er da, joggat die Stimme ist tonlos, felsam monoton. Er ist kein Mensch mehr, sondern ein sprechendes Gespenst. Er weilt noch zwischen den glücklichen Menschen, aber er ist wieder ein Mönchsritter geworden. Alles Leben ist abgefallen von ihm. Er selber ist wieder ein Asket. Er nimmt Abschied mit verhaltener Stimme. Wie er in den Nachen steigt, ist gleichsam alles entblättert, er steht da, kein eigenes Manfoumen. . . .

Nein, — Van Dyck ist kein Wagner-Sänger in dem leider laubläufig gewordenen Sinne des Wortes. Dazu ist er zu elegant, zu gracios, zu geistreich, zu liebenswürdig, Augen und Lippen sind zu lebensvoll. Er ist kein Lohengrin im hergebrachten Sinne, aber er ist die Verkörperung alles dessen, das Wagner sich im Lohengrin gedacht haben muß. So träumte ihn sicher der Meister, würden sonst seine Noten erst durch Van Dyck zur echten, lebensvollen, liebestunden Melodie?

Van Dycks Lohengrin ist die Lösung dieses musikalischen Räthsels, das man bisher als „Sagenfigur“ abhört wollte. Er ist der Richter, der seines Glückes entbunden, ein frohglücklicher Mensch wird, und dann durch einen Zauberspruch wieder das wird, was er war: ein Schatten.



Der Sieblingschüler Giovanni Annini.

Von Johs. Glantwell.

In Jahre 1872 stand in der Via Nuova, der Straße, welche den oberen Teil, das Patrizierviertel des römischen Ghetto abschließt, ein hohes, schmales Haus, über dessen Wände der sieben-armige Leuchter in den Stein gemeißelt war. Dies Haus bewohnte Samuele PIANO, den seine Glaubens-

genossen den „glücklichen Samuele“ nannten, denn er war mit Weichheit geeignet und besaß eine Tochter, deren Schönheit alle Korbarten in ihres Vaters Schatzkammer weit übertraf. Mancher junge Römer durchschritt an Tage die Via Nova, um die schöne Nibin am Fenster zu sehen, — aber vergebens, denn Samuele hüllte seine Tochter wohl und erst nach dem Mitternacht, wenn die Thore des Ghetto geperlt und alle Späher entfernt waren, durfte sie die Abendluft im Freien genießen. Auf den Vater wartend, lehnte Esther eines Abends am Fenster und spähte hinaus, um das Geräusch seiner nahenden Schritte nicht zu überhören. Aber nur das Seufzen des Nachwindes ließ sich vernehmen und angstvoll sah das Mädchen, wie spät es schon sein müsse, denn der Mond stand hoch am Himmel und sandte in immer volleren Straßen sein zauberliches Licht herab. Da kante plötzlich durch die Stille ein leiser, mehrstimmiger Gesang, dessen süße Töne das ganze Herz der Jungfrau gefangen nahmen und sie ließ Angst um den Vater vergessen. Esther lauschte mit Entzücken und mit einer Art von bewunderndem Staunen, denn niemals hatte sie etwas Ähnliches gehört — dieses Sengen und Binden der verschlungenen Melodien dünkte ihr ein hohes Wunder aus Veritas Zaubergarten zu sein. Jetzt schienen sich die Stimmen zu entzweien, flogen ihr wie im neckischen Spiele, um gleich darauf in vollen Accord ineinander zu klagen; und dies süße Gewirr von Tönen kam dem Mädchen wie ein schöner Strauß vor, den eine kunstfertige Hand aus vielen verschieden farbigen Blumen zu einem lieblichen Bouquet zusammengefügt hat. Esthers Lebensfreude war aber fast noch größer als ihr Entzücken über dies Neue, Mithörte, — denn bei dem Gesänge, den ihre Glaubensgenossen in Ehren Gottes anstimmten, bewegten sich alle Stimmen vereint, langsam und feierlich von Ton zu Ton, und wenn sie selbst zur Laute sang, so klang ihre tiefe Stimme so traurig in dem einsamen Gemache, daß ihr jeder Laut fast in der Kehle erstarb. Doch dieses Liebeslied, das da so lieblich verloschen herüberklingte, ließ Esthers Herz freudiger schlagen und unwillkürlich öffnete sie ihre Lippen, um in den Gesang mit einzustimmen. Doch welcher der verschiedenen Stimmen sollte sie folgen? Kein Zweifel — der schönsten, und diese schöne Stimme selbst so kräftig und langsam als dem Chöre heraus, daß es für Esther ein neues Entzücken war, sich ihr einigermaßen im Gesänge anzuschließen. Von dem Wunsche befeuert, die Sängin zu sehen, bog sich die schöne Nibin weit aus dem Fenster und blickte die stille Straße hinauf, — doch niemand war zu entdecken — der Gesang mochte aus einem Garten kommen, der durch eine hohe Mauer vom Ghetto getrennt war und damit auch die Via Nova abschloß. Mithörte öffnete sich ein Fächlein in dieser Mauer und Esther sah mit Staunen ihren Vater aus demselben treten. Mit wankenden Schritten kam Samuele auf sein Haus zu, schob den schweren Riegel zurück und lag bald darauf in den Armen der Tochter, welche ängstlich fragend in sein bleiches Gesicht blickte. Die traurigste Gestalt gegen das Herz preßend, schloß sie endlich der Mitternacht. „Neu Schmach müssen wir dulden, — doppelte Schmach, weil einer unserer Stammes sie erlitten hat. Du weißt, mein ich meine, — Andreas, der Abtrünnige, der den Glauben unserer Väter verließ, schlug dem Papst vor, jeden Sabbat dreihundert der Unseren zu zwingen, der Messe in San Benedetto alla Regola anzuwohnen und er fand für diesen Vorschlag nur zu williges Gehör. Fluch ihm, der unserm gemäßen Volke diese neue Marter ersann, der Friede fliehe sein Herz, das selbst voller Gramfalten, auch gramfam von Jehova gerichtet werden möge!“ — Das Auge voller Tränen, blickte Samuele wie rachefordernd empor und ein schweres Seufzen hob seine haßerfüllte Brust. Als die lebensschaffend erregte Stimme Samueles schwieg, klang wieder deutlich der Gesang in das stille Gemach, der früher Esther so entzückt hatte, und die süße Liebesweise rief den Allen aus seinem finsternen Sinn. Er trat zum Fenster, deutete hinaus und sprach bitter: „Da höre! Dieser Gesang begleitet mein Fieber, als ich dort meine Kniee beugte vor Francesco Ferrabosco, dem Neffen des Papstes, um Gnade zu erlangen und Erlösung von dem harten Gefesse. Meine Stimme hörte wohl seine Freude an dem Lied, denn der Graf hielt mich schweigen und hatte als Antwort auf meine Bitte nur die ärgerlichen Worte: es war thöricht von mir, Euch gerade heute hergerufen zu haben, heute, wo wir Giovanni Nannini neuestes Madrigal hören wollen. Kommt nächste Woche wieder, Samuele — oder sagt dem Nanni Euer Anliegen, er will morgen zu Euch, glaube ich!“ — und damit war ich entlassen, und zwar in Gnaden entlassen.“ — Höhnisch anlachend wandte

sich Samuele seiner Tochter zu, die bleich vor ihm stand und sagte müde, als er den Schrecken in ihren Augen sah: „Nichts mehr davon — ich bin müde von all den Aufregungen und will ruhen. Schläfe auch du wohl, mein Kind!“ — Damit drückte er ihre Hand zum Abschiede und ging hinaus in sein Zimmer, die Jungfrau in einem Sinn verwirrter Gedanken und neuer Empfindungen zurücklassend.

Am anderen Morgen wurde früh schon der Klopfer an Samueles Thüre und ein Mann begehrte Einlaß, dessen Stimme die junge Nibin zusammenzucken ließ, denn dieser volle schöne Klang hatte die ganze schlaflose Nacht hindurch in ihrem Herzen nachgedeut. Hinter dem Thürvorhang versteckt, lauschte Esther in das Nebenzimmer, wohin ihr Vater soeben den Fremden führte. Dieser antwortete, den Eis verschmelzend, dem Samuele ihm anbot, auf die Fragen nach seinem Begehren: „Unser Geschäft wird hoffentlich bald zu Ende sein und dadurch erledigt werden, daß ich Euch meinen Namen nenne. — Ich bin Giovanni Nannini und darf mich den Freund Pierluigi Palestrinas nennen. Wir beide waren Schüler des großen Claudio Monteverdi, dessen Nachlaß nach seinem Tode in Eure Hände kam, Nanno. Auch seine Laute befindet sich dabei, von der ich hoffe, daß sie noch in Eurem Besitze ist — fordert, was Ihr wollt dafür, nur gebt sie mir wieder.“ — Samuele zauderte und bat um Verzug; die Laute gehörte seiner Tochter und die müsse er erst fragen, ob sie in den Handel einwillige, oder nicht. Der Alte trat ins Nebenzimmer, wo Esther, die Laute in der Hand, ihm schon entgegen trat und mit leise zitternder Stimme bat: „Schenkt sie dem Meister, a Vater, mir zuliebe?“ — „Noch betrosien von Esthers seltsamem Gebahren, überreichte Samuele das Instrument dem jungen Mann, der es gefordert hatte und sagte: „Meine Tochter scheint Euch die Laute gerne, da Ihr ja ein Recht darauf zu haben scheint.“ — Ein Recht? Ja — das der Liebe und Verehrung für ein Ding, das von teurer Hand geweiht wurde. Diese Laute wird Pierluigi und mir Glück bringen und uns stets unseres großen Meisters und seiner Lehren eingedenk sein lassen, wenn wir selbst unsere Schüler lehren!“ rief Nannini mit begeistert Stimme aus. „Sagt Eurer Tochter meinen besten Dank für ihre Güte und Freundschaft, Nanno. Vielleicht kann ich ihr übrigens diesen Dank schon morgen selbst abzahlen, morgen ist ja Sabbat und die erste Messe, die Ihr in San Benedetto alla Regola besuchet werdet. Palestrinas feinstimmige Messe wird da geklungen und es ist möglich, daß ich Euch nach der Kirche sehen werde. Lebt wohl für heute, Nanno, und nochmals meinen Dank!“

Mit finsternen Blicken sah Samuele dem Scheidenden nach und ein wilder Wind entrang sich seinen Lippen, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte. Mithörte aber stand Esther vor dem Vater und sagte mit bebender Stimme: „Warum fluchst du Dem? Was hat er dir gethan?“ — „Er ist ein Christ, darum haße ich ihn; und er dient dem Papst, darum haße ich ihn wieder!“ — „Nein! er dient niemandem, er ist geweiht durch die Kunst, die ihm im Herzen wohnt und die ihn hoch über die anderen erhebt!“ — „Erhebt? O, über die Thier! Frage ihn doch, wie sie seinen Freunde, dem Palestrina, mitgespielt haben — seine Kunst hat ihn nicht davon gelöst, daß sie ihn von Amt und Brut jagten, weil er als „verheiratet“ nicht im päpstlichen Sängerkorps bleiben durfte. Jetzt freilich überhäuft ihn der neue Papst mit Güte — aber nur, um Palestrina an sich zu fesseln, dessen Kunst der Kirche neuen Glanz verleihen soll. Und die Ehren und Würden, die er Palestrina verleiht, sind um die päpstlichen Zinsen für das kostbare Gut, das er wie ein sklavener Kaufmann dem Künstler abgewinnt.“ — „Dein Paß macht dich blind.“ — rief Esther empört. „Kannst du nicht glauben, daß die reine Freude am Schönen und Erhabenen auch den Papst, das Haupt der Christenheit, zwingt, sich vor dem durch die Kunst begabtesten Menschen zu beugen, gerade so wie sie mich, das arme Judenmädchen, dazu zwingt? Wor der Kunst wird mir alle gleich und in ihrer wunderbaren Allmacht schlägt die Kunst uns alle in ihre Bauen, läßt uns ihr willig gehorchen!“ — „Du hast nur Jehovas zu gehorchen, Abtrünnige — nicht nach irdischen Erbschaften zu trachten — und hörst ich je wieder solche Worte von dir, wie vorhin, so —“ Entsetzt sah Esther dem Allen in die Augen und seine zornige Stimme brach läß ab — er wandte sich, machte noch eine drohende Bewegung mit der Hand und verließ das Gemach.

Lange harrete ihn Esther wie betäubt nach, dann begann sie mit fieberhafter Hast ein Bündel zu schnüren, in das sie alles warf, was sie an Schmuckstücken und Geld besaß. Nachdem dies gethan war, ging

das Mädchen hinüber in das Zimmer der Mutter, das seit deren Tode unverändert geblieben war, öffnete eine große Truhe, die dort stand und begann darin zu suchen. Bald hatte Esther gefunden, was sie wollte, ein schwarzes Gewand aus ihres Vaters jungen Jahren, wo noch kein barbarischer Zwang den Verbrechern eigene Kleidung vorgezeichnet hatte. Ein Paarett und ein Mantel lag dabei und am Grunde der Truhe fand sich auch noch ein Dolch, den Esther entschloß sich zu stecken. Ein leises Geräusch ließ sie plötzlich auffahren, aber gleich darauf überflog ein Lächeln des Triumphes ihre schönen Züge, denn jetzt hörte sie deutlich, wie ihr Vater mit schweren Schritten die Stiege hinabging, das Hausthor öffnete und hinaus trat. Ein schneller Blick durch das Fenster überzeugte das Mädchen, daß sich Samuele nach der Stadt hin entfernte, ein günstiger Umstand für das Vorhaben der jungen Nibin. Bald umhüllte die Männerkleidung ihren zierlichen Körper, der in der dunklen Tracht doppelt schärflich erschien, die schwarzen Locken fielen, zwei ihrer Fesseln, bis auf die Schultern herab und die schönen Augen Esthers blickten so feurig und so voll Energie unter den kühnen Augenbrauen hervor, daß man einen Jüngling zu sehen glaubte, der trotz der knabenhaften Gestalt schon die gereifte, geistige Kraft des Mannes zu besitzen schien. Das Bündel unter dem Mantel verborgen, gelangte Esther unbemerkt auf die Straße und stand zwei Stunden später am Thier, vor dem Hause Nanninis, das sie nach vielen Fragen endlich gefunden hatte. — Nachdem und plaudernd kam eben eine Schaar junger Leute die Treppe herab und einer von ihnen, mit übermüthig blickenden Augen, trat an Esther heran, schlug ihr leise auf die Schulter und rief mutwillig: „Heranz mit deiner Vollkraft, schöner Page, welche von den Tönen Roms schließt dich an Meister Nannini mit einem süß dinstenden Weichen, das ihm sagt, wie sehr er geliebt sei? Glücklichen Giovanni, wie ich muß die Herrin sein, die einen solchen Bogen hat!“ — Während der jungen Mann noch sprach, erschien Nannini auf dem oberen Treppen und ein ziehender Junge gebot dem übermüthigen Sprecher Schweigen. Lachend machte dieser eine Gebärde, die um Verzeihung flehen sollte, blickte aber dann mit unvorstellbarem Staunen der schärfsten Gestalt Esthers nach, welche die Treppe hinaufgeht war und sich oben zu Nanninis Füßen hinwarf. Der Musiker richtete sie liebevoll auf und führte die Schwankende in sein Gemach, wo sie von neuem vor ihm in die Knie sank. Die Aufregung schloß ihre die Knie zusammen und sein Arm kam über ihre Lippen; nur die Augen schienen um Mitleid, sprachen von all der Angst, von allen den Wünschen und Hoffnungen, die in des Mädchens jungem Herzen kämpften. Nannini blickte zuerst verwundert, dann mit immer Teilnahme auf die vor ihm knieende Gestalt — endlich rief er sanft mit der Hand über die dunklen Locken Esthers und sagte müde: „Armer Knabe! Was mag dir wohl geschehen sein, das ich kande war, deine junge Seele in solchen Auftrieb zu bringen? Sprich getrost — wenn ich dir helfen kann, soll es gewiß geschehen.“ — Die freundlichen Augen und die gütige Stimme Nanninis gaben Esther den verlorenen Mut wieder und zuerst bebend, dann in immer leidenschaftlicheren Worten sprach sie zu dem Meister: „Denn Ihr Euch vorstellen, wie es dem Armen zu Mute ist, der, in Sklaverei geboren, nichts anderes als die öden Kerkermauern sieht, nichts anderes als Zimmern und Wechlagen hört, der keinen freundlichen Sonnenstrahl, keine Blume, keine Freude des Lebens kennt? Daß er all dies Schöne nicht kennt, ist vielleicht sein einziger Trost, denn er kann nicht erweisen, was er entbehren muß. Da bricht ein Tag an, der ihm diese nie gekannte Herrlichkeit der Erde enthüllt, der Moment, wo sich vor seinen erstarrten Blicken eine Welt öffnet, die er nie geahnt, nie geträumt hat. Die blendende Lichtfülle, die ihm da überwältigend entgegenstrahlt, zeigt ihm aber auch zugleich die finsternen Schrecken seines bisherigen Lebens, gibt ihm gramfame Erkenntnis, gibt ihm erst den Maßstab für seine Leiden. Nach diesem Momente dem Armen wieder zurückstoßen in das frühere Gdnd, heißt ihn töten — in Wahnsinn und Verzweiflung treiben! Unfluthend verbarb Esther ihr Gesicht in den Händen, wie um das Bild dieses Jammers nicht zu sehen, dann aber ankam merte sie die Rechte Nanninis mit ihren zarten Fingern und rief: „Diese Hand, die eine Hand war, die den Schüler von meinen Augen riß, die mir zeigte, was ich verloren hatte, ohne es je befehlen zu haben — deine Hand soll mich auch retten aus meinem Gdnd. Verbere durch deine Güte die Qualen, welche mein armes Herz zerreißen, oder — töte mich!“ — Erschöpft, nach Atem ringend, hielt Esther inne und ihr Kopf sank herab, als erwartete sie das tödliche Nicht-

beil. Da hob Nanini seine ihr Sinn in die Höhe und zwang sie so, ihm in die Augen zu sehen, dann sagte er kopfschüttelnd: „Wunderliches Kind, wie kann ich dich in solche Verzweiflung gestürzt haben — ich, der dich niemals sah, der nicht einmal weiß, wie du heißest?“ — „Nennt mich Felice, den Glücklichen, wenn Ihr mich aufnehmt in die Schar Eurer Schüler — wenn nicht, — so brandt ich keinen Namen mehr!“ — „Sieh den Hektopf — er macht mich zum Mörder, wenn ich nein sage. Da muß ich dich ja annehmen als Schüler, denn deiner Art zu bitten, kann niemand widerstehen. Laß meine Hand, Felice und sag mir deinen Dank erst später. Jetzt wollen wir sehen, was du schon kannst, dann erst darf ich dich mit Fug und Recht in die Zahl meiner Schüler aufnehmen. Da — nimm die Laute und zeige, was du weisst!“ — Nanini nahm Gondimels Laute vom Tische und gab sie dem freudestrahelnden Mädchen, das erst einen dankbaren Kuß auf die Hand drückte, die ihr das Instrument reichte und dann mit einem schalkhaften Anblicken der schwarzen Augen die Melodie jenes Madrigals zu spielen begann, das sie am Abend vorher gehört hatte. Erstaunt blickte Nanini auf, als er die ihm so wohlbekannten Klänge hörte und jetzt erst gekandt ihm Ethier, daß bei den Tönen dieser süßen Melodie es wie eine Offenbarung über sie gekommen sei und sie von nun an ihre ganze Kraft einer Kunst weihen wolle, die so wunderbare Wandlungen im Menschenherzen hervorbringen könne. Lächelnd hörte Nanini der Begeisterten zu und als sie ihr ganzes Herz vor ihm angeschlossen hatte, versprach er nochmals, Felice als Schüler anzunehmen und schon am nächsten Morgen mit dem Unterrichte beginnen zu wollen.

Glückselig, die Hand auf die befreit ansatzende Brust gedrückt, stieg Ethier die Treppe hinauf, auf deren untersten Stufen eine lange Gestalt wie schlafend ausgebreitet lag. Als Ethier sich nahte, sprang der Ansehende empor und sie erkannte den jungen Mann, der sie vorher angeprochen hatte, wie sie zu Nanini wollte. „Kommt Ihr endlich, ichener Paga? Die Vorlesung war lang, die Ihr Giovanni überbrachte und meine Ungeduld wurde hart auf die Probe gestellt. Meine Neugier, Euch nochmals zu sehen, war aber doch noch größer als meine Ungeduld.“ — „Ich bin Paolo Ethier, der faulste Schüler und dabei der begierigste Anhänger Naninis — damit wisset Ihr alles, was wünschenswert von mir ist! Nun kommt Ihr mir auch getrost Eure Geheimnisse anvertrauen, bleiben uns doch für die übrigen Genüsse des Tages noch ganze vier Franken und fünf Sous! Es war vier Uhr, als wir dort anlangten und bald darauf in einem der Cabarets am Ufer der Seine saßen, vor uns große braune Kistbüchse mit dem leichten, roten Landwein, der wohl lange nicht so gut schmeckte, wie die Weine aus dem Keller Ludwig Philipp's, doch bei der glühenden Hitze immerhin angenehm trank und den Durst stillte. Unter heiter geführtet Gepräch drehte sich um und das erlebte hübsche Auentenor und den gewiß köstlichen Inhalt der weißen Pastetchen, welche wir in der Tasche trugen. Die allgemeine Neugierde auf dessen eigentliche Beschaffenheit war keine geringe, und ich wagte fast den Vorschlag, eines der so sorgfältig verschlossenen Büchsen zu öffnen, seinen Kern zu untersuchen und natürlich auch, zu verurtheilen. „Unterstich' dich!“ drohte Hold mit drohlendem Grinsen, als der kleine vorläufige Geiger Dapper, der bis dahin still und unbeachtet in einer Ecke gesessen, als ob er schliefte, plötzlich mit seinem Stuhl emporprang und wie ein Vielesener umherlief, dabei den bekannten Chor aus „Robert der Teufel“ in einer so tollen Lustigkeit parodierend, als ob er in der That verrückt geworden sei. Er sang, oder vielmehr, er grüßte: „Was! das Gold ist nicht Chimäre.“ —

Wir alle waren aufgesprungen und schon hatte Gold ihn an der Kehle gefaßt. „Was — als?“ schrie er den tollgeordneten Geiger an, „du hast Gold im Sack?“ — „Gerads damit! befenne, wo du den Raub ausgeführt hast, — wohl gar in einen Raubmord unter erdverwundenen Umständen.“ — „In die Seine mit ihm, seine Unthat abzuwaschen! Doch vorher unterricht' ihn! — plündert ihn!“ So rief es durcheinander; denn auch wir übrigen hatten den armen Dapper, der sich lachend, wie ein dem Tollhaus Entpinnender wehrte, gefaßt. Blödsinn riß er sich los und freckte seine beiden Hände hoch empor; in der einen Hand hielt er den vorzeitig und so rücksichtslos enthüllten Inhalt seines Patechens: eine kleine, goldgelbe leuchtende Ethier drohte Paolo mit dem Finger und sagte scherzend: „Man muß sich hüten vor Euch und Eurer Zunge, Felice, aber überzeugt hat mich Eure Beweisführung noch lange nicht. Kommt morgen mit mir nach San Benedetto alla Negola, dort die neueste Messe Palestrinas zu hören. Vergleiche sie dann mit Dem, was Ihr von Giovanni's Melodien kennt und Ihr werdet sehen, wie sich Euch aus diesen Tönen auch zwei verschiedene Gestalten entschlüpfen werden.“ — Uebrigens wird es morgen doppelt interessant, denn Papst Gregor XIII. hat angeordnet, daß an jedem Sabbat — Doch was habt Ihr? — Ihr schwankt? — Oh, es war thöricht von mir, Euch so lange anzuhalten mit meinem Geschwätz, Ihr müßt ja müde sein, Felice!“ — Kräftigen Arms stützte Ethier die halbhochmüthige Ethier, vor deren Augen plötzlich wieder das Bild ihrer Vergangenheit aufgetaucht war. Mit mühsam gefestigter Stimme bat sie Ethier endlich, er möge ihr ein Unterkommen verschaffen, sie sei zu fremd in Rom und wisse nicht, wohin sich wenden. Paolo drang lange in sie, daß sie doch sein Anbieten, bei ihm zu wohnen, annehmen sollte — aber erst ihr energischer Widerstand hielt ihn von seinem Willen absehen. So brachte er sie zu einer alten Frau, die nicht weit von der Peterskirche eine Osteria besaß, und von der er wußte, daß sie ab und zu auch Fremde beherberge.

(Schluß folgt.)



Zwei Spaziergänge nach Neuilly, 1842.

I. Ein improvisiertes Konzert und die Pastetchen

Ludwig Philipp. — II. Eine Tragödie.

Ein heiteres und ein ernstes Erlebnis des Erzählers

Ernst Pasqué.

(Schluß.)

In der Brücke von Neuilly trafen wir auf einen leeren Conco, * der sich nach langem Unterhandeln dazu verstand, uns für einen Franken nach Boulogne zu fahren. Nach einem solchen Dejeuner konnten wir uns diesen Luxus schon erlauben, blieben uns doch für die übrigen Genüsse des Tages noch ganze vier Franken und fünf Sous! Es war vier Uhr, als wir dort anlangten und bald darauf in einem der Cabarets am Ufer der Seine saßen, vor uns große braune Kistbüchse mit dem leichten, roten Landwein, der wohl lange nicht so gut schmeckte, wie die Weine aus dem Keller Ludwig Philipp's, doch bei der glühenden Hitze immerhin angenehm trank und den Durst stillte. Unter heiter geführtet Gepräch drehte sich um und das erlebte hübsche Auentenor und den gewiß köstlichen Inhalt der weißen Pastetchen, welche wir in der Tasche trugen. Die allgemeine Neugierde auf dessen eigentliche Beschaffenheit war keine geringe, und ich wagte fast den Vorschlag, eines der so sorgfältig verschlossenen Büchsen zu öffnen, seinen Kern zu untersuchen und natürlich auch, zu verurtheilen. „Unterstich' dich!“ drohte Hold mit drohlendem Grinsen, als der kleine vorläufige Geiger Dapper, der bis dahin still und unbeachtet in einer Ecke gesessen, als ob er schliefte, plötzlich mit seinem Stuhl emporprang und wie ein Vielesener umherlief, dabei den bekannten Chor aus „Robert der Teufel“ in einer so tollen Lustigkeit parodierend, als ob er in der That verrückt geworden sei. Er sang, oder vielmehr, er grüßte: „Was! das Gold ist nicht Chimäre.“ —

Wir alle waren aufgesprungen und schon hatte Gold ihn an der Kehle gefaßt. „Was — als?“ schrie er den tollgeordneten Geiger an, „du hast Gold im Sack?“ — „Gerads damit! befenne, wo du den Raub ausgeführt hast, — wohl gar in einen Raubmord unter erdverwundenen Umständen.“ — „In die Seine mit ihm, seine Unthat abzuwaschen! Doch vorher unterricht' ihn! — plündert ihn!“ So rief es durcheinander; denn auch wir übrigen hatten den armen Dapper, der sich lachend, wie ein dem Tollhaus Entpinnender wehrte, gefaßt. Blödsinn riß er sich los und freckte seine beiden Hände hoch empor; in der einen Hand hielt er den vorzeitig und so rücksichtslos enthüllten Inhalt seines Patechens: eine kleine, goldgelbe leuchtende Ethier drohte Paolo mit dem Finger und sagte scherzend: „Man muß sich hüten vor Euch und Eurer Zunge, Felice, aber überzeugt hat mich Eure Beweisführung noch lange nicht. Kommt morgen mit mir nach San Benedetto alla Negola, dort die neueste Messe Palestrinas zu hören. Vergleiche sie dann mit Dem, was Ihr von Giovanni's Melodien kennt und Ihr werdet sehen, wie sich Euch aus diesen Tönen auch zwei verschiedene Gestalten entschlüpfen werden.“ — Uebrigens wird es morgen doppelt interessant, denn Papst Gregor XIII. hat angeordnet, daß an jedem Sabbat — Doch was habt Ihr? — Ihr schwankt? — Oh, es war thöricht von mir, Euch so lange anzuhalten mit meinem Geschwätz, Ihr müßt ja müde sein, Felice!“ — Kräftigen Arms stützte Ethier die halbhochmüthige Ethier, vor deren Augen plötzlich wieder das Bild ihrer Vergangenheit aufgetaucht war. Mit mühsam gefestigter Stimme bat sie Ethier endlich, er möge ihr ein Unterkommen verschaffen, sie sei zu fremd in Rom und wisse nicht, wohin sich wenden. Paolo drang lange in sie, daß sie doch sein Anbieten, bei ihm zu wohnen, annehmen sollte — aber erst ihr energischer Widerstand hielt ihn von seinem Willen absehen. So brachte er sie zu einer alten Frau, die nicht weit von der Peterskirche eine Osteria besaß, und von der er wußte, daß sie ab und zu auch Fremde beherberge.

* Zweirädriger Wagen ohne Federn, von außen bunt angestrichen, mit zwei Rädern an den Enden, damals die Hauptfahrgelegenheit nach Versailles und der sonntäglichen Umgegend von Paris, und bei den Steinbürgen, den Kommiss und Sciretten sehr beliebt.

tende Pastete, und zwischen den Fingern der anderen — ein wahr und wahrhaftiges goldenes Franzisgrantenstück. „In der Pastete hab ich's gefunden — in der Pastete!“ so schrie und sang er dabei, da capo, ad infinitum!

Das wieder wie ein Zauber! Im Nu waren wir alle wieder am Tische und unsere Pastetchen aus den Taschen. In einer Eile, die zerschanden hätte wirken können, wurden sie entbunden, aufgewickelt und frische, goldgelb gebackene Pastetchen kamen zum Vorschein, und unter den Deckeln, auf dem Fleischhals lag in jeder Pastete — ein Wunder und dennoch goldene Wirklichkeit! — sauber in Papier eingewickelt, ein funkelndes goldenes Franzisgrantenstück!

Das war zu viel — überwältigend! Stumm, wie niedergeschmettert von solchem goldenen Regen und Segen und seines Wortes fähig, sanken wir auf unsere harten Holzstühle zurück, und Hold, den langen Arm mit den noch längeren hageren Fingern ausstreckend, sprach mit der zitternden, Mitleid erregenden Stimme eines alten, der Aufzucht nahen Greises: „Kinder, — gebt her! damit ich untersuche, ob sie echt und nicht verjagt oder gar nur Spielmarken sind.“

Vertrauensvoll legten wir die Goldstücke in seine verlangende Hand und nachdem er sie eine ganze Weile stumm, mit zärtlichem Blicke — wahrhaftig! gar mit nassen Augen betrachtet, sagte er, anfänglich gerührt, dann in seiner natürlichen trockenen Weise: „Hinst funkelndes goldenes Franzisgrantenstück — sie tragen kein edles Anterkeil! macht genau hundert Franken. — Ich stehe sie ein und gebe sie uns auf das nächste clebte Monatsende. Nun die Weinbüchse geleert auf des wackeren Bürgerknigs Wohl! und dann hinaus und hinauf nach St. Germain, dem Ziel unserer herrlichen Ausfahrt.“

Herrlich, wie die Ausfahrt begonnen, endete sie also dabei mit einem Abenteuer, das uns in der Folge wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ dünken wollte. —

Ganz anders, als ein entsehnvolles Gegenstück zu diesem sonnigen Fremdentage, sollte sich ein baldiger zweiter Spaziergang nach Neuilly gestalten.

Es war nicht ganz drei Wochen später, am 13. des folgenden Monats Juli — ich habe den verhängnisvollen Tag nicht vergessen! — da hatten wir wieder einmal viel freie Zeit, was übrigens ungefahr dreihundertmal im Monat der Fall war, und führten abermals Lust, sogar einen unwiderstehlichen Drang zu einer Ausfahrt ins Grüne, ins Boulogner Holzchen, oder — warum es verschweigen? — nach Neuilly und dem bewußten königlichen Park. Wie damals brachen wir alle fünf gegen zehn Uhr auf und langten flüchtig etwas vor zwölf in der Nähe der Porte Maillot an, wo wir uns entscheiden mußten: entweder links ins Bois de Boulogne und etwa nach Auteuil, oder gerade aus nach Neuilly. Noch waren wir zu keinem Entschluß gelangt, als hinter uns eine offene Meistele, mit zwei Pferden bespannt und einem Postillon in Gala, heranströmte. Ein höherer Offizier in Generaluniform fußte darin: es war der Herzog von Orleans. Die Pferde waren durchgegangen, vergebens bemühte sich der Postillon sie zu zügeln, und entsetzt wichen die Leute, die Wagen und Karren, welche die Avenne nach beiden Richtungen hin durchzogen, so viel als nur möglich zur Seite. Plötzlich — in der Nähe der Porte du Mailot und nicht weit von der Stelle, wo wir unwillkürlich und berathschlagend standen, ertönte ein marktschreiernder Schrei. Der Herzog war entweder aus dem Gefährt gestiegen, oder ein gewaltiger Stoß des auf ein Hindernis gekohenen Wagens hatte ihn hinausgeschleudert; mit dem Kopf war er zur Erde gestürzt, der fürchterliche Schlag hatte einen Bruch der hinteren Schädelbedeckung zur Folge gehabt, und wie leblos lag er auf dem Boden der Straße. Der Unglückliche!

Das war ein Schrecken, ein Entsetzen ringsum! ein Schreien und Sammern. Alles stürzte hinzu — wir waren natürlich nicht die letzten, doch als wir an der Unglücksstätte anlangten, da hatten bereits näherstehende Leute den armen, allgemein geliebten und verehrten Prinzen, die Hoffnung Frankreichs — emporgehoben. Nun wurde der schändlich entsetzte Körper in das gegenüberliegende Haus eines Speisereichthums namens Corbier getragen und dort in der Wohnstube auf eine reich herbeigeklepte Matratze gelegt. Wenige Augenblicke später umstanden Tausende von Menschen das Haus und zur Ehre der damaligen Barriere Bevölkerung sei es gesagt: kein Auge blieb trocken, eine Ergriffenheit hatte sich der Menge bemächtigt, die seine lauten Klagen, nur

leises, weiches Murren, Flüstern und Seufzen zugleich. Ueberraschend schnell waren die „Municipals“, welche damals den öffentlichen polizeilichen Sicherheitsdienst verhielten, zur Stelle. Reitende Boten gingen nach Neuilly, wo der König und die Königin noch immer weilten, nach Paris ab und kurze Zeit darauf langten von beiden Seiten, in rascher Eile die Wagen mit der königlichen Familie, mit den Ärzten und Ministern an. In stummem Schmerz ließ die Menge das greise Königspaar in das Unglückshaus zu ihrem hoffnungslosen — sterbenden Sohne eintreten. Wir sahen sie nach und nach alle wieder, die wir kurze Zeit vorher so heiter und zufrieden gesehen — und heute? — welch ein Unterschied! Und doch schien die Sonne heute so golden, wie damals den Glücklichen, Hoffnungsreichen!

Der arme Herzog atmete noch, alle mir möglichen Mittel, ihn dem Leben zu erhalten, wurden angewendet — vergebens! Um vier Uhr und wenige Minuten drangen plötzlich aus dem Inneren des Hauses herzerregte Schreie und das jammervolle Aufstöhnen weiblicher Stimmen und kündeten nur zu deutlich, daß alles vorüber sei.

Der Herzog von Orleans war tot, die Hoffnung Frankreichs unwiderrücklich dahin!

Am folgenden Tage erhob sich an der Stelle des Cordierischen Hauses zur Erinnerung an den unter so furchtbaren Umständen, in der Wüste seiner Mannesjahre Geschickenen, die Kapelle St. Ferdinand, Schuttpatron des Toten, ein erinnerungsschweres Denkmal, das die Revolutionen von 1848 und 1870, sogar die zerstückelteste Kommune von 1871 verschont haben.

Tief ergriffen, nur wenig und leise miteinander redend, legten wir gegen Abend nach Hause zurück. So schön und sonnig unser erster Spaziergang nach Neuilly gewesen war, so endete der zweite, wenn auch gleich wenig angestrengt, doch unter den schrecklichsten Eindrücken, die ich je erlebte. Die Tage folgen sich, doch gleichen sie sich nicht: auf Sonneneinstrahlung folgen Sturm und Regen, wie der Jugend das Alter folgt. Wohl dem, der sich dann die Erinnerung, diese, dem Menschen auf den Lebensweg mitgabene freundliche Fee, zu bewahren verstanden hat! Sie allein vermag uns die sonnige Jugend in mildem Glanze zurückzuführen. Der Erzähler glaubt sagen zu dürfen, daß ihm dies zu seinem Wohl, zu seiner Freude gelungen ist, und deshalb lautet sein einfacher Wahlspruch:

„Was erhält uns frisch und jung? —
Arbeit und Erinnerung!“



Berliner Saison.

X.

Seit einigen Wochen beschäftigt sich das musikalische Berlin mit Musik. Man spricht von Schwingungsverhältnissen, Resonanzen, Saal-Echos und andern Dingen, die zwar immer im Haus der Frau Musik eine beträchtliche Rolle gespielt haben, ohne indes bisher die tonkünstlerischen Gefühle sonderlich zu berühren.

Der musikalischen Debatte ist diese kleine Abwechslung sehr wohl zu gönnen; im Grunde genommen hören wir doch immer nur die nämlichen Orchester, die nämlichen Solisten und, soweit die gegenwärtige Spielzeit in Frage kommt, auch die nämlichen Stütze. Ueber den Taktschlag eines Violon, die Spielweise einer Flöte und die Melodie eines Chopinschen Konzerts läßt sich täglich nichts Ueberraschendes mehr sagen. Dafür haben wir eben gegenwärtig ganz andere Novitäten, nämlich unsere neuen Konzertsäle und die neuen Klangwirkungen, welche in ihnen erprobt werden sollen.

Da ist zunächst der neue Saal der Philharmonie, ein architektonisches Schönheitswunder, dem ich im Bereiche meiner Erfahrungen kein Ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Wie es in der kurzen Spanne der Sommerferien entstanden ist, das mögen die Heingeländeten wissen. Als wir am Schluß der vorigen Saison dem alten philharmonischen Gebäude Abien jagten, verliefen wir immerhin recht anständigen Musikraum, in dem sich's gut konzentrieren ließ, und der auch das Auge in keiner Weise beleidigte; freilich trug er an jeder Mauer das Kennzeichen des Provisoriums und in seiner speicherartigen Deckenwölbung sogar die Erinnerung an seinen früheren,

ganz und gar nicht künstlerischen Beruf eines Stating-Rinks. Wer hätte es vermuthen dürfen, daß sich dieser in den Dimensionen sehr ansehnliche, allein in der Bauart ebenso deßhalb Antikentempel während einer kurzen Ferienpause zu einem wahren Feenpalast umwandeln könnte? Hier hat sich in der That ein Mirakel vollzogen, und wenn unsere Zeit nur das mindeste Talent zur Legendensbildung besäße, so müßten wir bald von einem modernen Amphion hören, der durch die Macht seines Saitenpiels die Tragheit des Stoffes überwand und aus dem Rohmaterial über Nacht die prächtige Burg hervorzauberte.

Aber die Zeit ist preislich, und der Berliner vollends weiß sich von mythischen Umwandlungen durchaus frei. Anstatt nach einem Amphion zu forschen, erkundigt er sich nach der Anzahl der Arbeiter, die der Regierungsverwaltung Schrecken zur Verfügung gehabt hat, und wenn er etwas Ähnliches thun will, so räumt er ein, daß in den paar Monaten der Pangeit wirksam, „schönheid“ gearbeitet worden sei. Dann sendet er einen Blick nach dem fäulnisgeschwundenen, in der Anlage gewaltigen Orchesterpodium, einen zweiten nach der neuverordneten festsitzenden Konzertsäule, einen dritten und dem im übrigen Schmucke der Farben und Ornamente prägnanten Renaissance-Plafond und eifert sofort, es läme nun auf die Hauptfrage an, nämlich darauf, wie es klinge.

Und er hat Recht. Die beste Ovation, welche die Bananst der Musik darbringen kann, besteht in jenem unsichtbaren Geheimnis, welches die gute Musik des Saales einschließt; aber gerade bezüglich dieser Ovation sieht sich der Baumeister zumeist aus Geld verweisen, und wenn er auch ein Duzend Gelehrte vom Schlage Helmholtz als Gehilfen hätte. In seinem Gebiete der Kunst spielt der Zufall eine so allmächtige Rolle, nirgendes deckt sich die Theorie so wenig mit der Praxis, als hier, mit einem Worte, jenes Geheimnis läßt sich nicht berechnen und nicht erzwingen. Gewiß kann man den guten Klanggeist der Musik mit Gewalt verjagen, aber noch gibt es kein Mittel, um ihn mit Sicherheit einzufangen.

Garnier, der Erbauer des Pariser Opernhauses, hat erklärt, daß er sich fünfzehn Jahre lang vergeblich um die „bizarre Wissenschaft“ der Musik bemüht habe; er gelangte zu dem Endergebnisse, daß ein Saal, um gut zu klingen, entweder lang oder breit sein müsse, hoch oder niedrig, rund oder viereckig, von Holz oder von Stein und daß zwei Räume von vollkommen gleicher Bauart akustische Verhältnisse von grundsätzlicher Verschiedenheit ergeben. So überließ sich Garnier, der das einschlägige Material kannte, wie sein zweiter vor und neben ihm, schließlich ganz dem blinden Zufall, er baute ohne Rücksicht auf das akustische Endergebnis und ward vom Glück gekrönt: „ich selbst“, so bekannte Garnier, „habe kein Verdienst um die gute Klangwirkung des Hauses, ich trage bloß die Zeichenzeichen!“

Auf der anderen Seite gingen der Erdbauung des großen Trocadero-Saales in Paris die unerschöpflichen und genauesten Experimente voraus; der ganze Bau wurde unter dem Gesichtspunkte der Physik betrieben, man wollte den Genuß der Musik durch hundertfache List beschwören und durch das schlaueste System von Vorrichtungsmitteln am Entweichen verhindern. Und er ist doch entwischt. Der Trocadero-Saal ist in der Theorie ein akustisches Modell geworden und in der Praxis ein echoschwangerer, schalltrübender Raum geblieben.

Mit diesem Gelingen haben sich die Baumeister der neuen Berliner Philharmonie auf die Erfahrung gestützt. Zu den Raumverhältnissen schließt sich der Bruchsaal an andere Räume von bereits erprobter Akustik an, und hinter der reichen Felbergliederung der Wände und Deckenflächen birgt sich ein tiefer, auf die Klangwirkung bezüglicher Sinn. Diese zahlreichen kleinen Vorrichtungen, die in ihrer Gesamtheit so reizend auf das Auge wirken, zerstreuen hauptsächlich bis zu einem gewissen Grade das schädliche Echo, als dessen eigentlichen Erzeuger die glatte Fläche gelten kann. Trotzdem bedrängte das Einwirkungskonzert als Klangprobe nur sehr bedingungsweise. Der Fehler lag an der Aufstellung des Orchesters, dessen Mitglieder, der freien Anlage des Podiums gemäß, hoch übereinander geschichtet waren, so daß die Bläser ihre freischwebenden Kollegen gewaltig überhöhen. Im ersten Philharmonischen Abonnementsabend unter Hans von Bülow's Leitung hatte man das musizierende Bataillon, militärisch angeordnet, rechts und links deployieren lassen; die Bläser liegen aus ihrer ohnmächtigen Höhe herab, und das Klangresultat gestaltet sich dementsprechend zu einem ziemlich deßigenden, wenn auch noch nicht tabellösen. Vielleicht

wird der Orchesterboden selbst, der als ein enormer Resonanzkörper des Guten zu viel leistet, umgebaut oder mit einer dämpfenden Schalldecke überdacht werden müssen.

Auch unsere alterwürdige Sing-Akademie hat der neuen Zeit ihren Tribut gebracht. Sie ist durch einen hübschen Anbau erheblich in die Länge gewachsen, sie hat ebenfalls eine hatliche Orgel erworben und überdies mit der neueren Beleuchtungsanschauung ihren Frieden gemacht. Bis vor kurzem herrschte in der Singakademie der patriarchalische Schein der Öllampe; keine Petroleumlampe, kein Gasrohr hat jemals diese heilige Halle entweiht. Mit ihrem Dämmerlicht hielt sie bis in diesen Herbst hinein die Tradition der unästhetischen Vorzeit aufrecht; dahin, dahin! Edisons Glühlicht hat gesiegt, und den alten Lampen ist nicht einmal ein bescheidenes Requiem nachgeklungen worden. Wiederum fragte man bloß, wie klang es? — und da es gut klang, nahm man den schänen Erweiterungsbaustand den elektrischen Kronen als eine selbstverständliche Erfüllung neuerlicher Anforderungen mit Gelassenheit entgegen.

R. Rozzkowski.



Kunst und Künstler.

— Wie man uns aus Wien schreibt, gedient Frau Pauline Lucca ihre amerikanische Tournee nun dennoch auszuführen. Die Bedingungen sind derart verlockend, daß die Künstlerin ihre Absichten überwinden hat. Es werden ihr für 40 Vorstellungen 150,000 Gulden garantiert, von welchen 75,000 Gulden im vorhinein bar erlegt werden. Mit dem amerikanischen Gespielt will Frau Lucca ihre Bühnenkarriere schließen und dann in der Heimat eine Opernschule ins Leben rufen. „Nicht materielle, sondern reine künstlerische Interessen“, äußerte sich die Künstlerin, bestimmen mich, nach Abschluß meiner Bühnenkarriere mich dem Unterrichte von Gesangslehrenden zu widmen.“ Im Sommer will Frau Lucca ihre Gesangsschule in Gmunden weiter führen. Dasselbst hat die Künstlerin gemeinsam mit der Gräfin Widenbrud die Hofkapelle, welche früher Eigentum der Erzherzogin Elisabeth war, gekauft, und gleichzeitig einen Neubau in Angriff genommen, der eben den Zwecken der projektierten Opernschule dienen soll. Frau Lucca will mit ihren Schülern in Gmunden oft konzertieren, und zwar zu gunsten der Armen, die aus dem Luccafonds befreit werden.

— Das diesjährige Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stipendium für ausübende Tonkünstler im Betrage von 1500 Mk. ist dem früheren Schüler der Berliner königlichen Hochschule für Musik, Charles Gregorowitsch, das Stipendium für Komposition aber unverliehen geblieben. Außerdem sind Stipendien aus den Reservebeträgen der Stiftung den Schülern des Konservatoriums in Wien: Ewald Ströher und Mathias Neumann, dem früheren Schüler der genannten Berliner Hochschule für Musik, Ed. Behm, den Schülerinnen desselben Instituts: Elisabeth Richter und Luise Herbert Campbell, sowie dem Schüler des königl. sächsischen Konservatoriums in Dresden, Percy Sherwood zuerkannt worden. Das Konservatorium für die Verwaltung der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Staats-Stipendien besteht aus den Herren Joachim, Madete und Bargiel.

— In Eberfeld haben die beiden angesehensten Musiker, die Herren Butts und Raugeneder, eine Musikschule ins Leben gerufen.

— Drei Mitglieder der Wiener Hofoper, welche J. J. in dem zu Ehren der Anwesenheit des deutschen Kaisers im Ritterpale der Hofburg veranstalteten Hofkonzerte mitwirkten, nämlich den Herren Hermann Winkelmann und Theodor Reichmann, sowie Frau Rosa Papier, ist vom Kaiser von Österreich der Titel als Kammeränger bezw. Kammerkammerling verliehen worden. Die übrigen Mitwirkenden, die Damen Pauline Lucca und Amalie Materna, welche diese Auszeichnung bereits besaßen, erhielten solidare Geschenke.

— Das erste Neue Abonnements-Konzert in Hamburg unter H. v. Bülow's Leitung ist trotz des vollständigsten zusammengefügten Orchesters unter gewaltigen Beifall für den Dirigenten und für den Solisten Albert (der den letzten Satz des ideal schön gespielten Brahmschen B-dur-Konzertes auf stürmischen Verlangen sogar wiederholen mußte) verlaufen.

— Wie wir bereits vor einiger Zeit meldeten, ist Viktor Mehlher gegenwärtig mit einer neuen Oper beschäftigt, die in seiner Vaterstadt Stralburg spielt. Die Hoftheater-Intendantin in München hat schon jetzt mit dem Komponisten ein Liebesbündnis getroffen, wonach die Münchener Hofbühne sein neuestes Werk überhaupte zum erstenmal zur Aufführung bringen wird. Die Novität ist für den Herbst nächsten Jahres in Aussicht genommen.

— Der neuen Operetten Operette „Die Jagd nach dem Glück“, Libretto von Genée und Javert, welche erstmals im Wiener Hoftheater in Szene gegangen, wird viel gutes nachgelobt. Die Aufführung war von einem glänzenden und rauschenden Besuche begleitet, wie ihn Suppe und das Hoftheater seit „Boeacacio“ nicht zu verzeichnen gehabt. Das Libretto zeigle sich von ansehnlichem Inhalt; in der warmblütigen Musik scheint sich der Komponist völlig verflüchtigt zu haben, „Sie mußt wie ein musikalischer Johannisbrot sein“. Die reiche mise en scène wie die liebevolle Darstellung vereinigen sich zu einem trefflichen Bild. Der Komponist und die Mitwirkenden wurden stürmisch gerufen und mußten wiederholt vor dem begeisterten Hause erscheinen.

— Der langjährige vertriebene Leiter des musikalischen Vereins, Hofkapellmeister W. Tschirch in Gera, welcher bereits das siebzehnte Lebensjahr überschritten hat, ist von der Leitung der Konzerte zurückgetreten. An seiner Stelle wurde der Musikdirector Klemm in Dessau gewählt.

— In der Singakademie in Berlin hat ein junger Klavierkünstler, Max van der Saubt, beachtliches Aufsehen gemacht.

— Die neuere Festungsanführung der Militärschule in Leipzig, die in der Musikschule des k. Musikdirectors G. Buchholz in Berlin SW., Fernstudienfrage 9, hatte einen so sehr guten Erfolg, daß eine Erwähnung gerechtfertigt erscheint.

— Franziska Wierst, die Gattin des Professors Richard Wierst, ist am 22. ds. Mts. gestorben. Franziska Wierst war dereinst als Liedersängerin sehr beliebt und geacht, wie sie als Gesangslehrerin bis zu ihrem Lebensende stets sehr erfolgreich gewirkt hat. Sie hinterläßt einen Sohn, kgl. Baumeister, und eine Tochter, die als Sängerin und Lehrerin gleichfalls thätig ist.

— Aus Karlsruhe erfahren wir, daß an Stelle des Hoftheater-Intendanten zu Püßli, der mit Ende dieser Saison aus dem Hoftheaterverband tritt, Herr von Glatz, Verfasser des hübschen Gynäseums „Göttergilde“, in Aussicht genommen sei. Derselbe ist zur Zeit „Erster Staatsanwalt“.

— August Förster, der bisherige Societäts- und „Deutsches Theater“ in Berlin, ist zum Director des Wiener Burgtheaters ernannt worden und hat seine Funktionen dort bereits übernommen.

* Adalbert von Chamisso, der Dichter mit fremd klingendem Namen, aber echt deutscher Gesinnung, hat nun auch sein Denkmal in der deutschen Reichshauptstadt. In einer altglücklichen Stätte, auf dem Montbijouplatz, ist das jüngste Dichtendenkmal Berlins mündigst feierlich enthüllt worden.

— Die Feier des 60jährigen Künstlerjubiläums der Frau Dr. Clara Schumann. Das Hochsitz Konvulatorium in Frankfurt a. M. feierte diesen bedeutenden Ehrentag seines hervorragendsten Mitglieds durch eine am 21. v. Mts. im Konzerthaus des Instituts vor geladenem Publikum abgehaltenen Matinee. Nachdem der Orchesterchor verflungen, welcher im Vereine mit anhaltendem Applaus der Jubiläarin Erdröhnen im Saale begrüßte, trug die Orchesterklasse den ersten Satz aus Mozarts sogenannter Jupiter-Symphonie vor, welchem folgend seltene Liebesvorträge (Kompositionen von Frau Schumann) durch Herrn Dr. Gungz, der neugewählten Lehrkraft, folgten. Hierauf hielten Anreden, in herzlicher Weise den Künstlerin wie den reich verdienten hohen Verdiensten und Vorträgen der Jubiläarin huldigend: Senator v. Mumm im Namen des Kuratoriums, Director Scholz im Namen des Lehrerkollegiums, der Jubiläarin bei dieser Gelegenheit Adressen der Direction der Leipziger Gewandhauskonzerte und des Leipziger Konvulatoriums überreichend, und eine Schülerin im Namen der Böglinge, welche ihrer betagten Meisterin einen prächtigen Blumenkranz darbrachte. Beethovens „Feierlicher Marsch und Chor“ (aus den „Mänen von Athen“) beendete die schöne Feier zu Ehren der 60jährigen Wirkenszeit der Frau Dr. Schumann, einer Wirksamkeit, welche noch lange Jahre auszuüben ein gütiges Geschick der edlen Künstlerin vergönnen möge, zum Heile ihrer Böglinge, zum Frommen der Kunst, zur

Erhebung und Erbauung ihrer Mitmenschen. Von historischem Interesse ist ein Jubelgedicht, das vor einem halben Jahrhundert (1838) Grillparzer in Wien an die Jubiläarin richtete, als sie zuerst Beethovens F-moll-Sonate (Appassionata op. 57) spielte, welches lautet:

Clara Wied und Beethoven.
Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Hauber großem ein
Im fest verwahrten, demantarten Schrein,
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab,
Umsonst! Kein Sperrriegel löst das harte Schloß,
Und seine Hauber schlafen wie ein Meister.
Ein Schülerkind am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu, der hastig nachzudenken jagt.
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Zent sie die weißen Finger in die Flut,
Und sagt, und hebt, und daß's. — Es ist der Schlüssel!
Aufspringt sie, auf, mit höchsten Herzensschlägen,
Der Schlüssel blüht wie aus Auen ihr entgegen:
Der Schlüssel pflanzt, der Däsel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und setzen dienend sich
Der anmutlichen, unschuldvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

— Max Buch hat kürzlich eine dramatische Kantate für einen halben Konzertaabend: „Das Feuerkreuz“, vollendet, deren Stoff Walter Scotts romantischer Dichtung „The Lady of the Lake“ entnommen ist. Der Verfasser des Textbuchs ist Dr. Heinrich Vultaupt in Bremen, von dem auch die Dichtung zu „Achillens“ herrührt. Das neue Werk wird dem Vernehmen nach im Laufe dieses Winters in Breslau zur ersten Aufführung gelangen und im Frühjahr 1889 im Verlage von R. Simrock in Berlin erscheinen.

— Henry Schradiek hat seine Stellungen als Lehrer am College of music und als Dirigent des Symphonieorchesters in Cincinnati niedergelegt.

— In Syracuse, N. Y., ist Dr. Wm. Heinrich Schulte, ein bekannter und geachteter Musikprofessor an der Syracuse Universität, gestorben. Er war im Jahre 1827 in Celle (Hannover) geboren. Schulte ist öfters mit Jenny Lind, Mad. Contag und anderen Gesangsgrößen zusammen aufgetreten und war mehrere Jahre hindurch Dirigent des „Vostouer Chantet-Klub“ gewesen.

Permisches.

— Theodor Thomas in New York hat sein Orchester, einen der vornehmsten Musikkörper der Vereinigten Staaten, aufgelöst. Das Hinscheiden

dieser seit achtzehn Jahren bestehenden musikalischen Vereinigung reißt eine empfindliche Lücke in das Künstlerleben der amerikanischen Weltstadt, welche nicht leicht ausgefüllt werden dürfte. Die letzte Konzertsaison schloß mit einem Defizit von 20 000 Dollar, welches Thomas zu decken hatte. Neben den emporgeschraubten Preisen, welche die Orchestermitglieder laut Vorwissen der Musikunion zu erhalten hatten, ist der Mangel einer eigenen, für derartige vornehmte Konzert-Aufführungen geeigneten Halle der Hauptgrund des finanziellen Fehlschlages.

— Am Geburtstage Franz Liszt's (22. Oktober) fand in Weimar die fünfzehnte Versammlung der „Liszt-Stiftung“ statt. Diese Stiftung wurde von der Fürstin Marie Hohenhausen begründet, welche dem Fonds 80 000 Mark widmete. Zweck der Stiftung ist die Unterstützung talentvoller Musiker und Klaviervirtuosen und auch durch das Alter invalide gewordener Musiker. Als Kurator fungiert der Großherzog von Weimar. Der allgemeine deutsche Musikverein hat die Mitverwaltung. Nikolaus Dumba und Hofkapellmeister Hans Richter in Wien sind in das Kuratorium berufen. Die anderen Vorstandsmitglieder sind: Freiherr von

Bronfart, Dr. Gille, Martin Krause aus Leipzig, Hofkapellmeister Lassen aus Weimar und Oskar Schmalz aus Leipzig. Sitz der Stiftung ist jenes Haus in Weimar, in welchem Liszt lebte und worin auch zugleich das Liszt-Museum untergebracht ist.

— Kaiser Wilhelm und Lohengrin. Aus Rom schreibt man der „W. A. Z.“: „Während der Hofreise zu Ehren des Deutschen Kaisers wurde u. a. das Vorpil des dritten Aktes aus „Lohengrin“ gespielt. Gleich nach den ersten Tritten erob sich Kaiser Wilhelm, näherte sich der Kapelle und lehrte nicht eher auf seinen Platz zurück, bis der letzte Ton des Ständes verklungen war. Hierauf wandte er sich entschuldigend an seine Tischnachbarin, die Königin Margherita, und sagte: „Ich muß Eurer Majestät erzählen, daß dieses Tonstück mich bei den wichtigsten Augenblicken meines Lebens begleitete. Es erklang bei meiner Hochzeit, bei der Geburt meines ersten Sohnes, mal spielte es, als mich neuer Großvater zum letztenmal in unserem Salon weilete, und auch in der Stunde, in der mein guter Vater aus San Remo nach Berlin zurückkehrte. Es ergreift mich daher wunderbar, wenn ich diese Klänge höre, mit Allgewalt zieht es mich zur Stätte hin, von der sie ertönen.“

— Die Liederfabel in Elberfeld beging ihr goldenes Jubiläum mit glänzenden, über drei Tage sich erstreckenden Veranstaltungen. Besonders wurde bei dieser Gelegenheit auch der Dirigent des Vereins, der durch seine reizvollen Männerchöre weit bekannte Komponist Alfred Wegert gefeiert.

— Kdin. Unter Leitung des Prof. Dr. Franz Wüller werden im kommenden Winter elf Götter- und Heroen-Opern stattfinden, und zwar am 23. Oktober, 6. und 20. November, 4. und 18. Dezember 1888, 8. und 29. Januar, 12. und 26. Februar, 19. März und 14. April 1889 — das siebente zum Festen des Theaterorchesters-Pensionsfonds. In denselben sollen u. a. zur Aufführung kommen: Mathias-Passion von Bach, Deutsches Requiem von Brahms, Schöpfung von Haydn, Götter- und Heroen-Opern von Scholz, Psalm 114 von Mendelssohn, Te Deum von Wüller, Symphonien von Beethoven (IV., VI., VIII., IX.), Wertheim (III.), Mozart (A-dur), Schumann (II.), Strauß (II.), kleinere Chöre und Orchesterwerke von Beethoven, Berlioz, Hiller, Wagner, Mendelssohn, Schumann, Tchaikowsky, Wagner (Vorspiel zu Lohengrin und Meistersinger, Szenen aus Veritas). — Von Solisten haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt: die Damen Brandt-Böhr, Herzog, Koch-Wossenberg, Meier, von Eichler, Speiß, Wirth, die Herren Brodski, Davidoff, van Dyk, Dietrich, Halir, Holländer, G. Mayer, Seib, Westberg.

Rätselpung.

steht	mei	ter	.	.	das	ge	.	.	her	ge	ter
den	sei	den	voll	stich	vor	mit	auch	ta	win	de	wenn
ster	beer	große	ten	ten	jahr	ber	rauh	er	fort	ti	fän
.	berg	wohl	ten	si	dann	in	markt	ob	die	über	.
ist	schrit	ihrer	ger	des	sich	und	gleich	raft	so	ge	früh
bet	nen	sen	ten	herr	nicht	mer	die'n	chen	die	mat	me
th	ber	klei	früh	stern	zeit	zum	los	bei	sen	st	sen
ent	bern	re	sich	den	sem	da	hort	sil	schal	die	so
.	soß	sitz	und	lie	durch	wir	des	pfe	sen	sei	.
nite	ge	zunft	sei	nen	diest	der	der	ti	sen	der	de
die	blatt	nite	blatt	lang	epte	sich	gen	es	mit	gal	nen
wicht	dem	ist	.	.	und	ist	.	.	nach	her	hain

Auflösung der Charade in letzter Nummer:
Canthäuer.

Verlagshaus. Druck und Verlag von Carl Grüniger, beide in Stuttgart. (Kommissionsverlag in Leipzig: R. F. Köhler.)

IX. Jahrgang Nr. 23.

Stuttgart, 1888.



— Auflage 51 000. —

Wöchentlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Musiker-Texten, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals R. V. Zoeger in Leipzig).
Inserate die ständige Kantarische-Zeile 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.—
Alleinige Ausgabe von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg., — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à M. 1.—, Prachtbänden à M. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

An Mozart.

Zum 5. Dezember.

Von Sünden her, erbrauend fessellos,
Stürzt sich der Idhu mit argem Hebermut
In eines stillen Alpenhales Schoß,
Wo noch die Erd' in tiefem Schlafe ruht.

An ihrem Lager steht ein harter Mann,
Gehüllt in seinen Mantel dicht von Schnee;
Von blankem Eis hat er den Panzer an,
Und ruft dem Sturme fest entgegen: „Steh!“

„Was willst du schon, du kecker Mittagswind?
Laß ab! und spare die vergeb'ne Müß!
Der Frühling schläft, der Erde holdes Kind, —
Und Kind und Mutter weckst du nicht so früh!“

„Wau, Verweg'ner! ha'st noch lange Zeit —
Ich setze mich, das glaube nur, zur Wehr:
Die warme Sonn' ist wahrlich auch noch weit,
Und Wunder gibt es heut'zutag nicht mehr.“ —

Doch sieh! der Sturm in milden Hauch verweht,
In Rosenlicht der Alpen Krone glüht:
Dem Schnee entquilt ein frisches Blumenbeet,
Von Frühlingsgrün und Sommerdunst umblüht.

„Dein irdisch Glück sei dieses Seelenringen,
Der edle Kampf, der niemals dich gereut;
Nicht Lorbeerkränze nur wird er dir bringen,
Dir ist ein schönerer Triumph bereit:

Die Rose beugt sich darüber hin,
Maiglöck und Veilchen sprießen auf im Lu,
Die Myrte blüht und winkt mit kühnem Sinn
Dem Lorbeer ihre stille Beigung zu.

Und in der Mitte ruht, von Moos umschwellt,
Ein holder Knabe, lächelnd mild und lind:
Auf wunderbaren Wiege wird das Beck
Von Frühlingsabblumen für das Wunderkind.

Da öffnet an dem weissen Himmelraum
Von Sonnenstrahlen sich ein gold'nes Thor;
Und Wolken senken sich, — von ihrem Saum
Erlüht der Seraphstimmten voller Chor:

„Du sollst es schau'n, das Bild des ewig Schönen,
Deß' Anblick nur den Seligen gewährt:
Dein sei des Saubers Altnacht, der in Lünen
Das unaussprechlich Heilige verkündet!“

„Kühn mügeß du den Himmlischen vertrauen,
Die, deine Wiege weidend, du gesehn,
Und bei den Sternen dir die Wohnung bauen,
Wenn dich die Erdenkinder nicht verkeh'n! —

„Daß in Millionen Herzen wiederklingen
Die Lüne, die dein Genus geweilt,
Daß sie, getragen auf der Andacht Schwingen,
Erhaben schweben über Welt und Reich.

„So wird des Menschen höchster Lohn dir werden:
Ansterblichkeit im Himmel und auf Erden!“

„Allein das Leben wagt in Lust und Schmerzen:
Es darf dem Jüdischen kein Geist entflieh'n,
Deß' Sendung lauselt an der Menschen Herzen,
Um sie zum Göttlichen emporzugiehn.

„Die Menge weiß nichts von dem ew'gen Glühen
Der heil'gen Flammen in des Künstlers Brust:
Sie ist sich im Genuß der Harmonien
Ihr eigner Lust, nur eignen Weh's bewußt.

„Willst du des Menschen Seele tief erschüttern,
So fühle, was des Menschen Herz bewegt;
Des Schmerzes Weh, der Sehnsucht banges Doffern,
Die Leidenschaft, die alles Große hegt;

„Des Glaubens Kraft, den Mut in Ungewissern,
Der raschen That erhab'ne Freudigkeit,
Die Lebenslust, auch hinter Kerkergittern,
Der Freiheit Drang, der Liebe Seligkeit!

„Verachte jedes Wahnes enge Schranken,
Ob auch die Welt dir keinen Weh'rauch frent,
Und mit der Goffheit ewigen Gedanken
Durchmüß die Räume, die dein Himmel baut!

Die Pflege des mehrstimmigen Gesanges in Schule, Haus und Gesangsverein.

Von Dr. Aug. Reishmann.

Daß der mehrstimmige Gesang ungleich höher den Genuß gewährt als der einstimmige, noch dazu unbegleitete, das wissen unsere Kinder schon. Wie viel Freude es ihnen auch bereitet, dem Liebe der Mutter oder der Amme zu lauschen, und am Ende selbst einzustimmen, so wird diese doch ganz außerordentlich gesteigert, wenn sich noch eine zweite Stimme mit der ersten vereinigt und wenn am Ende wohl der kleine Liebling selbst an der Ausführung derselben sich beteiligen darf.

Schon deshalb sollte auch in der Kinderstube schon das zweistimmige Lied, so weit es die Umstände gestatten, gepflegt werden.

Die Melodien, zu welchen die Mutter oder die älteren Geschwister die zweite Stimme ausführen, sobald die kleinen Sänger sie fest inne haben, werden ihnen noch einmal so lieb und ganz ungenüßliches Vergnügen bereitet es ihnen meist, die Begleitungsstimme dann auch selbst ausführen zu können. Bei einer zweckmäßigen Behandlung sind aber selbst auf den unteren Stufen schon Übungen im zweistimmigen Gesange möglich und nicht ohne günstigen Erfolg vorzunehmen. Die nachstehenden Stimmübungen sind leicht durch einfache Nachahmung zweistimmig zu machen:



Die Kinder singen alle gemeinsam zunächst die betreffenden Übungen einstimmig und wenn sie dann sicher und rein von ihnen gesungen werden, übernimmt ein Teil die erste, der andere die zweite Stimme, indem jener mit der Übung beginnt und der andere erst beim zweiten oder dritten Takt, wie es oben bezeichnet ist (§), mit der betreffenden Stimmübung hinzutritt, und jede Stimme wiederholt sie so oft, als eben für nötig befunden wird.

Auf diesem Wege ist dann auch die Tonleiter zweistimmig zu machen:



Nur die Ausführung der beiden großen Terzen: wird den Kindern Schwierigkeiten bereiten; es ist das berückichtigte „Mi contra fa“, was schon den Singknaben des Mittelalters als der „Gotteseidenschaft“ in der Musik erschien.

Wir helfen uns einfach dadurch, daß wir bei der zweistimmigen Führung unserer Tonleiter an der betreffenden Stelle von der Terzenfortschreibung abgehen und für die zweite die Sexte eintreten lassen.



Wir raten übrigens, diese zweistimmige Tonleiter in einer höheren Lage — etwa von f' aus — singen zu lassen.

Die regelmäßig vor jeder Singstunde vorzunehmenden Stimmübungen müssen jetzt auch zweistimmig ausgeführt werden:



In der Schule muß der zweistimmige Gesang unbedingt beginnen, wenn die Kinder mit den Noten und der Tonleiter vertraut gemacht worden sind. Namentlich für die Erkenntnis der letzteren ist die Mehrstimmigkeit von großem Einfluß. Es ist absolut notwendig, daß die Kinder das Verhältnis der Ganz- zur Halbtöne mit dem Ohr erfassen lernen und nicht nur mechanisch mit dem Auge den Sitz in der Tonleiter. Dazu ist allerdings die nachstehende Übung schon von bedeutendem Nutzen:



Fordert man die Schüler, nachdem man ihnen den ersten Takt vorgesungen oder -gespielt hat, auf, diesen immer einen Ton tiefer zu wiederholen, so werden sie im zweiten, dritten und vierten, wie im sechsten und siebenten Takt immer nur eine Halbtöne (als — eis — fis — dis und eis) singen und es ist dann leicht, ihnen klar zu machen, daß nur im fünften Takt die Figur ganz tren nachgeahmt ist, während in den anderen Takt der zweite Ton immer eine Halbtöne tiefer genommen werden muß.

Noch entscheidender erweitern sich hier zweistimmige Übungen, wie etwa folgende:



Wie hier der erhöhte Ton als Leitton aufwärts drängt, so der vertiefte ebenso naturgemäß abwärts:



Nur durch solche mehrstimmige Übungen wird es auch den Schülern erst möglich, den Unterschied von Dur und Moll ganz zu erfassen.

Die Molltonleiter singen zu lassen, ist im Grunde nur eine Plage für die Kinder und bringt ihnen wenig Gewinn, während schon die zweistimmige Übung ihnen mehr Vergnügen macht und dabei die Möglichkeit gewährt, daß sie das Verhältnis von Dur und Moll mit dem Ohr erfassen, was für die Erkenntnis und vor allem für die Ausführung unerlässlich ist:



b) Moll.



c) Dur.



d) Moll.



Es wird den Schülern keinerlei Schwierigkeiten bereiten, diese zweistimmigen Übungen auszuführen und sie lernen die verschiedene Wirkung von Dur und Moll mit dem Ohr erfassen, was absolut notwendig erscheint, wenn sie befähigt werden sollen, mehrstimmige Tonsätze einigermaßen befriedigend auszuführen. Gerade unter den Volkliedern haben wir eine ganze Reihe der wundervollsten im Mollgeschlecht gehalten, zu deren entsprechender Ausführung und Auffassung die vollständigste Vertrautheit mit dem Charakter der Molltonarten als erste Voraussetzung gehört.

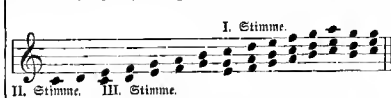
Durch derartige Übungen aber wird diese gewiß auf angenehme und bequeme Weise und ganz sicher erreicht. Daß nicht alle Schüler in den öffentlichen Schulen so weit zu führen sind, ist ja unbestritten; aber das dürfte doch wohl von jeder andern Disziplin ebenso gelten, und sowie man hier nicht danach das Ziel derselben bestimmt, so darf man es wohl auch nicht beim Gesange. Auch hier wohl angestrebt werden, was im allgemeinen erreichbar ist, und die Erkenntnis des Wesens des Mollgeschlechts gehört unbedingt dazu.

Bereits in den früher hier veröffentlichten Artikeln über den Kindergesang* stellten wir als Hauptziel für den Schulgesang: die Pflege des dreistimmigen Gesanges fest, schon aus dem Grunde, weil ein einfacher Kinderchor recht wohl im Stande ist, selbst in der Kirche zur Erhebung und Erbauung wesentlich mitzuwirken.

Dazu erweitert sich die Zweistimmigkeit, die für das leicht beschwingte Lied vollkommen ausreichend ist, zu dürrig, und darum nicht wenig genug, während der dreistimmige Kinderchor bei einigermaßen genügender Ausführung die würdigste Wirkung hervorbringen geeignet ist.

Der künftige Lehrer wird leicht seine Soprane in höhere und tiefere zu scheiden vermögen, und diese mit den Altisten verbunden, ergeben einen vollständig ausreichenden dreistimmigen Gesangschor.

Wieder ist es leicht, durch die Nachahmung die Tonleiter dreistimmig zu machen, in derselben Weise, wie wir sie zweistimmig werden ließen:



Es ist durchaus nicht zu weit gegangen, wenn die Schüler jetzt auch eine Einsicht erhalten in die eigentliche Organisation der Tonart, die auf der Tonleiter erbaut ist. Sie erfahren, daß die Angelpunkte der Tonleiter: der erste, vierte und fünfte Ton, als Tonika, Unterdominant und Dominant auch zu Angelpunkten der Tonart und ihrer harmonischen Konstruktion werden, indem die auf ihnen erbauten Dreifänge zugleich die Stützpunkte der Tonart bilden. Diese werden dann zunächst als Stimmübungen verwendet, mit welchen alle Chordirungen jetzt beginnen müssen:



Die Verknüpfung dieser Dreifangharmoniken ist wieder ganz systematisch geordnet vorzunehmen, so daß zuerst die natürlichsten Verbindungen geübt werden.

* Nr. 15, 16 und 17 dieses Jahrgangs.

Das läßt sich sehr leicht mit „Liturgischen Chören“ verbinden, wie sie in vielen Kirchen gebräuchlich werden, in dieser Weise:



Bei diesen ersten Übungen im mehrstimmigen Gesange ist zunächst hauptsächlich darauf zu halten, daß sie nur mit halben Stimmen gesungen werden, da nur so etwaige Trübungen der Reinheit dem Ohre leichter erkenntlich werden: das erweist sich mit der wachsenden Tonstärke allmählich immer weniger empfindlich dafür, stumpft schließlich ganz ab, wenn längere Zeit mit voller Kraft gesungen wird. Daß aber die Schüler hören lernen, ist die erste Hauptforderung, wenn sie im Gesange etwas leisten sollen. Eine gute Gehörübung ist es auch, wenn der Lehrer den Accord, der nicht rein intoniert worden ist, so lange halten läßt, indem er zugleich die betreffende Stimme, welche die Trübung der Reinheit verursacht, aufmerksam macht, bis die entsprechende gute Wirkung erzielt ist. Besondere Berücksichtigung erfordern hierbei zunächst die Terz und der Quint. Jene nehmen die Mittelstimmen gern zu tief, die Oberstimmen dagegen wie diesen gern zu hoch, namentlich wenn er im Stimmbruch liegt. Wenn in den ersten Übungen, die hier bezeichnet sind, die Oberstimme b- und d- wie die Mittelstimme e- und f- möglichst scharf intonieren, werden diese Sätze sehr leicht glücken zu erzielen sein. Bei den spätern ist dann eher darauf zu halten, daß die Oberstimmen, in dem Bestreben: e- f- scharf zu nehmen, nicht nach der Höhe streben. Achtet der Lehrer oder Dirigent frühzeitig hierauf, so sind die besten Erfolge auch nach dieser Seite leicht zu erzielen.

Auch in unsern Gesängen werden noch bedeutendere Resultate erzielt werden, wenn derartige Stimmübungen eintreten, wenn auch nur bescheidenen Teil der Übungsabende ausfüllen.

Selbst die bestgeübten Sänger unterlassen es nicht, mit Stimmübungen täglich die Stimme einzufügen; um so mehr müßte es bei den Gesangverehrn zur feststehenden Praxis werden, jede ihrer Proben mit solchen Accordstudien, wie die oben angegebenen, zu beginnen.

Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser bestätigen, daß sich die Sänger dagegen durchaus nicht kränken, sondern im Gegenteil sich eifrig und gern daran beteiligen. Dem Dirigenten bringen solche Studien aber noch den moralischen Vorteil, daß er entschieden in der Achtung bei den Mitgliedern steigt, wenn sie sehen, daß ihre Ausbildung ihm Ernst ist.

Die Mitglieder aber, welchen dies nicht angenehm ist, die nur fingen wollen, ohne daß ihnen das „Wie“ bedeuten mag, werden opponieren, aber sich doch schließlich fügen oder ausschließen und auch dies ist ein Gewinn für den Verein.

Diese Vereine sind ja meist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und die Zahl derer,

welche keinerlei tiefere Gesangsschulung erworben haben, wird immer die überwiegend große sein. Für diese aber sind solche Stimmübungen unerlässlich, wenn nicht das Einstimmen größerer Werke und selbst einigermaßen bedeutender und schwieriger Lieder fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten soll. Die Viertelstunde, welche auf solche Stimmübungen verwendet wird, erleichtert dem Dirigenten und den Mitgliedern ihre weiteren Aufgaben ganz bedeutend. Den rechten Genuß bereitet doch auch der Gesang den Anstehenden wie den Zuhörern nur dann, wenn er bis zu einem bestimmten Grade vollkommen ausgeübt wird; dieser aber ist nicht ohne ernste und früh angelegte Studien zu gewinnen.



Gedächtnis an Carl Taufsig.

Von
Carl Graf von Krochov.

(Schluß.)

Einige Jahre hatte ich Taufsig nicht gesehen und hörte, daß er verheiratet sei, doch scheint er in seiner Ehe nicht glücklich gewesen zu sein, sprach selten und ungern von seiner Zeit und mag diesen Schritt vielleicht bereut haben. Ueber jenen Lebensabschnitt und die Zeit der Handlung weiß ich wenig, doch sah und hörte man es dem schnell alt und grau gewordenen Manne an, daß er völlig enttäuscht sich in die unvermeidlichen Folgen mit philosophischem Gleichmut fügte. Von mancher Seite wurde damals die große Veränderung an Taufsig bemerkt und debattiert, daß seine Jugend und Geistesfrische ihm von da ab genommen war.

Mit den Worten: „Ich werde ein alter Mann,“ zeigte er mir damals seine beiden Schläfe, an denen das Haar völlig weiß war und oben am Scheitel den Anfang einer kahlen Stelle in dem sonst üppig langen Haare.

Wie in der äußeren Erscheinung, so hatte sich auch der innere Mensch in Anschauungen und Ansichten verändert, und so trieb der berühmte Künstler einem Pessimismus und zunehmender Gleichgültigkeit entgegen.

Es mochte zwei oder drei Jahre vor seinem Tode gewesen sein, als ich Taufsig in Berlin wieder sah, wo wir dann öfter Villard zusammen spielten und ich mich lobend über seine Fortschritte aussprach. Darauf antwortete er mir ganz ernsthaft: „Vergebliche Mühe, mit meinem Würfelspiele wird es auch bald zu Ende sein.“ Als ich hierauf nach einer näheren Aufklärung fragte, erhielt ich die Antwort: „Mein Leben wird in kurzer Zeit abgeschlossen, meine letzte Stunde bald da sein.“ Ich erwiderte ihm darauf, daß dies Ziel uns hier alles gefestigt habe, da sagte er, mich durch seine Angengläser voll anblickend, ganz fest und ernsthaft: „Sie, obgleich viel älter wie ich, werden mich noch lange überleben!“ — Wir kamen bei unsern fast täglichen Begegnungen öfter auf ernste Gespräche, die nach mancherlei Richtung dann ausgedehnt, mir die großen Veränderungen zeigten, welche Taufsig seit unserer damals etwa zehnjährigen Bekanntschaft in seinem Geistesleben gemacht hatte.

Es waren schon kräftige Anregungen von Seiten der genaueren Freunde und älteren Bekannten nötig, um den sich immer mehr abschließenden Mann zu Gesprächen und Handlungen zu veranlassen, welche ihn aus seiner grübelnden Lage herausreißen und heiter zu stimmen geeignet waren. Für fremde Leute hatte die kalte eigentümliche Zurückhaltung des Künstlers etwas sehr abstoßendes; aber man that ihm unrecht, wenn man diese als Stolz und Hochmut anrechnete. Ohne ein melancholischer Mensch zu sein, war über Taufsig seit der verhängnisvollen Zeit seiner Verheiratung, wie gesagt, eine Lebensverfinstung gekommen, welche in seinem Berufe und sonstigen Arbeiten nach und nach wie ein Dämmerlicht auf ihn wirkte. Dabei war ihm durch manche seiner Gewohnheiten und pessimistische Anschauungen eine gewisse Richtung gegeben, welche ihm nicht die Kraft übrig ließ, diese Hemmnisse zu besiegen. Vor der Zeit in seiner äußeren Erscheinung gealtert, hatte er die frühere rosigte Gesichtsfarbe schon lange verloren. Die Körperhaltung war nicht mehr so aufrecht; kurz sein Neugieriges machte den Eindruck eines jungen Greises. Mit diesen äußeren Merkmalen hatte sich aber auch eine Reizbarkeit eingestellt, welche vielleicht durch den

aufregenden Beruf verstärkt wurde und die Gesundheit von Taufsig bald untergraben hatte. Anmerken hatte er noch Zeiten, in denen eine heitere Stimmung über ihn kam, und ihm dann auch Gelegenheit gab, seine sonst fröhlich muntere, frühere Weise in engeren Kreisen zu zeigen. Es traf bei ihm die oft gehörte Ansicht zu, daß der Beruf eines Künstlers häufig eine der Nerven zerstörende Wirkung ausübe und den Menschen in den Zustand einer Aufregung verlese, der aus kleiner ärztlicher Veranlassung leicht ein schnelles Ende herbeiführen könne. Dieser Fall trat also auch hier ein, denn eine, während einer kurzen Reise vernachlässigte Erkältung war der Beginn eines Unterleibsstypus, dem der junge berühmte Künstler rasch erlag. Ueber jenes Ereignis und die damit zusammenhängenden Begebenheiten ist damals ausführlich berichtet worden. — Es war etwa ein Jahr vor seinem Ende, als ich Taufsig wieder öfter in Berlin sah, wo er mir die schon mitgeteilten trüben Neuigkeiten seines nahen Ablebens machte. Damals hätte ich nicht gedacht, daß ich ihn in diesem Leben nicht wiedersehen sollte und seine letzten Abschiedsworte „Auf Wiedersehen“, welche für uns beide eine andere, damals nicht geahnte Bedeutung erhielten, klingen mir noch in den Ohren.

Ueber seine musikalischen Leistungen und seinen Wert als Künstler lasse ich hier einen Auspruch seines genialen Lehrers Franz Liszt folgen. Dieser äußerte einst in kleinem Kreise, als das Gespräch auf seine Schule und Schüler kam: daß der größte Teil seiner Zöglinge nach abgelegter Probe keine Anforderungen meist entzogen haben. Ueber Taufsig sagte dann der geniale, nun auch verstorbene Tonmeister: „unter die besten meiner Schüler zählend, hat Taufsig in jedem vollen und das Gemüt ansprechenden Vortrage mich übertrroffen; denn in ihm liegt ein angeborenes großes musikalisches Talent.“ —

Die Erlebnisse, welche mich an jene Zeit erinnern, sind, so weit es meine persönlichen Beziehungen zu Taufsig betreffen, hier geschlossen. Ueber die letzten Wochen seines Lebens in dem Krankenhaus zu Leipzig, kann ich nach den mündlichen Mitteilungen meiner verstorbenen Frau berichten, welche von Taufsig brieflich ersucht wurde, an sein Krankenbett zu kommen und dieser Bitte folgend, ihn bis an sein Ende gepflegt hat. — Wie der damals an der Spitze des Krankenhauses stehende Professor dem Kranken den Vorschlag machte, seine Frau als Pflegerin kommen zu lassen, geriet Taufsig in die größte Aufregung und rief heftig: „Nur nicht Sie,“ und sank von der kurzen Aufregung erschöpft und in großer Mürbe auf seine Kissen zurück. In den späteren verschiedenen Gesprächen mit seinen Pflegerinnen, welche abwechselnd Tag und Nacht bei ihm wachten, zeigte er sich in den schmerzfreien Zeiten ganz heiter und debattierte, daß er seiner Umgebung so viel Mühe bereite und war dankbar wie ein Kind.

Nachdem eines Tages Frau v. M. eine ältere zünftige Dame, welche von Warchau ebenfalls zur Pflegerin an Taufsigs Krankenlager gerufen war, das Krankenzimmer verlassen hatte, kam meine Frau gerade herein und dazu, wie die von dem Hospital angestellte Pflegerin den sehr erregten Kranken zu beruhigen suchte. Mit verklärten Zügen und geschlossenen Augen lag der Kranke auf seinem Lager und als er den ermunternden Zuruf der ihm bekannten Stimme hörte, fragte er: „Sind wir allein?“ Wie ihm dies bestätigt wurde, sagte er: „Gott sei Dank! Lassen Sie, liebe Freundin, mich nie wieder allein mit Frau v. M., welche es mit mir wohl sehr gut meinen mag, mich aber mit ihren überflüssigen Befehrsbefehlen sehr genährt hat. Nachdem der Kranke sich etwas beruhigt hatte, streckte er meiner Frau seine Hand entgegen und sagte noch sehr ernst und gefaßt: „Sie sind mir eine wahre Freundin, trennen und verheizen meine Ansichten und Meinungen und ich bitte, verlassen Sie mich nicht!“ Nach diesen Worten sehr ermattet, dankte er mir schwachen Händedrucks, als die ihm ganz bekannte Stimme antwortete: „Ich bleibe bei Ihnen, doch jetzt müssen Sie sich stille verhalten, wie es der Professor angeordnet hat — nun seien Sie ruhig! Hierauf fiel der Kranke in einen leichten Schlaf und als er nach einiger Zeit erwachte, nahm er die verordnete Medizin, um damit in ernster Weise, in abgebrochenen Sätzen über sein nahes Ende zu sprechen. Darauf kam eine Zeit, wo er länger ohne Bewußtsein war, auch von Schmerzen und allerlei Gedanken in fieberhaftem Zustande gefoltert, in schnell wechselnder Stimmung sich befand, bis der Tod ihn am Morgen des 17. Juli 1871 von diesem Leben abrief.

In jener Zeit befand ich mich auf einer weiten Land- und Seereise in südlichen Zonen, wo die briefliche Nachricht, die mir die letzte Lebenszeit und den

Tod von Taubig mittheilte, mich erst nach mehreren Wochen erreichte.

Wenn ich mir jetzt, nach siebzehn Jahren, erst die Aufgabe gestellt habe, über Karl Taubigs beste Künstlerzeit, seine späteren Jahre und sein Ende zu berichten, glaube ich damit noch nicht zu spät zu kommen.

Wie die geehrten Leser schon bemerkt haben mögen, erscheint in meiner Erzählung Karl Taubig weniger als Künstler, sondern als Mensch, Gesellschaftler und Freund. Nach dem, was ich schon über seine eigene musikalische Befähigung gesagt habe, werden die Leser es erklärlich finden, daß ich mir kein eigenes musikalisches Urtheil über den großen Pianisten erlaube darzulegen. Es möge mir aber vergönnt sein, die persönlichen Empfindungen kurz anzudeuten, welche sein Spiel im Vergleich mit Gegenstand zu dem, der auch von mir gehört und bewundert wird, Musikern, von Wälow und Thalberg hervorrief. Sein Spiel konnte die Zuhörer schnell hinreißen und jenes unermessbare Erwas einbauchen, das die Sinne, Gemüth und Herz in spontaner Weise beschäftigt und anregt. Er hatte nicht das rauschende Ueberwältigende von Liszt, nicht das Verstandesmäßige von Wälow, nicht das Gefühlschwermüthige von Schubert — welchen er in der Technik übrigens zum mindesten ebenbürtig war — aber er übertraf sie alle besonders in dem unmittelbar zu Herzen gehenden Eindruck seines Spiels.

Es ist das frühzeitige Ende von Karl Taubig für die Welt tief zu beklagen, da wir nicht nur einen bedeutenden Musiker, sondern auch einen ausgezeichneten Menschen verloren haben.



Konzertsaal-Betrachtungen

eines Ammusalisten.

Die Konzertschwalben schwirren bereits dicht durch die Luft — an den Konzertsälen werden sich die bunten, vielversprechenden Anzeigen, in den Zeitungen häufen sich die Klekamenten für Herrn A. oder Fräulein B., die Konzertsäle haben ihre gastlichen Porten sämtlich geöffnet — die Saison ist in voller Blüte.

Ich bin unmusikalisch, absolut unmusikalisch, selbst das tiefste „Doch“ ist für mein musikalisches Verständnis noch viel zu hoch und sogar der Umstand, daß in meinen liebsten Arbeitsstunden rechts neben mir Klavier, links neben mir Violine, über mir Sarronion und unter mir Fiedel gespielt wird, vermocht nicht erhebend und bildend in musikalischer Richtung auf mich einzuwirken.

Allerdings will ich nicht verschweigen, daß man mich in den frühesten Knabenjahren einmal gelehrt hat, „Ach, du lieber Augustin“ mit dem rechten Zeigefinger zu spielen, aber ich habe auch dazu längst nicht mehr die nötige Technik. Es ist schmerzhaft! Und doch Konzertsaalbesucher? Wie geht das zu? Sehr einfach! Ich bin nämlich verflucht und mein Schatz besteht aus Konfektbäckerei. Nicht, Liebe und Freizeiten treiben mich in den Konzertsaal. Was würde einem alles Strauben helfen, — meine Nosa bekommt mich ja doch herum — „Spielend“ sozuzagen.

Da habe ich denn ein prächtiges Auskunftsmitel gefunden. Mein Platz ist nicht auf dem Präsenzbühnen der ersten Reihe, wo schwarzer Grad, weiße Glacees und unwürdige Verziertheilchen Ehrenplätze sind, nein — ganz hinten in den beschidenen, letzten Reihen habe ich mein Hauptquartier aufgeschlagen, wo die Vergessenen und die Originalen sitzen, die nicht gelangweilt das Konzert besuchen, weil es die Wode so will, sondern die sich in glücklicher Narkose die geistige Erquickung am Essen und Trinken absparen.

Gerade die Konfekt von allen anderen Künstlern begünstigt die Entwicklung solcher Originalen, welche oft durch jenen Ueberdruß, mitunter rührend-konfidenzen Zugrenzenloser Eingabe, sentimentaler Verhimmelung ihrer Kunst auffallen, die selbst dem beschidensten können eine gewisse künstlerische Weiße zu verleihen weiß.

Dort also, und nicht im glanzvollen Vordergrund des Saates findet mein Skizzenbuch seine reichste Ausbeute, dort mache ich an den Menschen meine Konzertsaalstudien und wenn mir der geehrte Leser einmal in die „kleinbürgerliche“ Atmosphäre der letzten Bänke und des Stelparterres folgen will, er kann versichert sein, es wird ein lohnender Spaziergang. Schon der erste Eindruck zeigt uns deutlich, wie vollkommen der größte Teil unserer Umgebung bei der Sache ist. Da ist keine Spur von Kälte oder Gleichgültigkeit. In den Byronien spiegelt sich überaus deutlich der Charakter des Konfides und ich glaube sicher, daß ein gewiegener Musikkenner, dem durch was immer für Umstände das Gehör verloren gegangen ist, von den Gesichtern seiner Umgebung den Namen des Meisters herablesen könnte, dessen Werk jedoch durch künstlerische Interpretation wird.

Ein unbeschreiblich fideles und spitziger Zug besteht die Verarmung, wenn der auftretende Künstler ein Scherzo bravours in den Saal hinauspründet, oder der Menge ein wenig Straßhagen Champagner kredenz, und ein Zug düsterer Melancholie verleiht dem Auditorium den Charakter einer veritablen Tränenversammlung, wenn er beispielsweise die wehmüthigen Klänge eines Chopinschen Nocturnos aus den Tasten hervorrandert.

Aber nicht genug daran, daß die Mienen unserer Umgebung uns deutlich Farbe und Stimmung des jeweiligen Musikstückes abspiegeln, auch über den Nymphen des Gesichts können wir bei einiger Beobachtungsgabe nicht lange im Dunkeln bleiben.

Als kleiner Junge hatte ich immer eine unbändige Freude an den winzigen Scherzfiguren mit den großen beweglichen Köpfen. Man gab den Köpfen einen leichten Stoß und sie begannen in einer anatomisch geradezu unmöglichen Weise auf den dünnen Stäben hin und her zu nicken. Unwillkürlich muß ich beim Anblick einer ganzen Schar von ständigen Besucherinnen unserer Konzertsäle immer an jene putzigen Figuren denken.

Jeder Takt gibt meinen Enthusiasmus gewissermaßen einen musikalischen Nervenüber, um ihre köpfigen in fester rhythmischer Bewegung zu erhalten, welcher erst der Schlußbaccard ein energisches „Halt“ gebietet. Armer Marius Nansen, der du durch eine einzige Bagode fast bis zur Narkose gebracht wurdest, was wäre hier aus deinem armen, gequälten Verstande geworden? — Bei den Männern findet das Taktgefühl durch eine instinktive Bewegung der Füße oder Fingerringen einen weit distinkteren Ausdruck.

Die aufmerksamsten Hörer rekrutieren sich aus jenen freiherrlichen, genialgeflochtenen Jünglingen und emancipierten jungen Damen, die — eine Frucht unserer zahlreichen Theater- und Musikschulen — die Kunsttempel größerer Städte in geradezu unglaublicher Menge bevölkern. Da sitzen sie mit geputzten Ohren, der Liss und der Sarafate, die Clara Schumann und die Bathi der Zukunft mit jener kammenden Begeisterung junger Herzen, die noch keine der schlimmen Enttäuschungen zu Verschieden haben, welche dem Künstler reicher als jedem anderen Erdensohne befohlen sind.

Unter dieser lustigen Gesellschaft finden wir eine Anzahl von Typen, die noch in keiner Konzertsaison gesucht haben und wohl auch nicht sobald aussterben werden. Hier nur einige Beispiele, die ich ohne lautes Seuchen aus der bunten Menge herausgreife. Da ist vor allem ein junger Mensch, der den ganzen lieben Abend lang seine benachbarten Kollegen durch wohlgezielte Stöße in die Seite auf jeden gelungenen Lauf, auf jede zarte Nuance aufmerksam macht, da sind ein paar bildhübsche Gewinnen, die es nicht unterlassen können, fortwährend dadurch Zeugnis von ihrem feingebildeten musikalischen Gehör zu geben, daß sie bei der geringsten Dissonanz, dem numerischsten Fehler die ganzen Gesichtchen in die schmerzhaftesten Falten legen. Mit innerlichem Groll schauen sie auf einen lästigen Geistes in ihrer Nähe, der seine Aufmerksamkeit dadurch dokumentieren will, daß er sich bei dem kleinsten Geräusch während unsichtbar, ein energisches „Sil!“ erheben läßt und so selbst die größte Unruhe veranlaßt. Und dieser enische Mensch ist es, der mich durch die ganze vorige Saison aus einer gelinden Unregung nicht herauskommen ließ. Meine Nosa haßt ihn nämlich und auf ihre Veranlassung mußte ich mich endlich entschließen — ganz gegen meine überaus friedliche Natur — den lästigen Störz zur Ruhe zu weisen. Darauf kam mir der Mann grob, und da er stärker gegen ihn als ich — verurtheilte ich, was mir aus Nosa's schönen Augen einen Blick tiefer Verachtung entging.

Das gute Mädchen meinte später, es wäre für mich überhaupt das Nichtigste gewesen, den Mann zu fordern,

aber ich überhörte diese Aeußerung und ließ mir bis zum Schluß der Saison die grimmigen Gesichter und das aufdringliche „Sil!“ des Störztriefes, der sich immer ostentativ in unsere Nähe setzte, ruhig gefallen.

Ich hab's überstanden, wie ich auch die Prüfungen der bevorstehenden Kampagne mit Gott überleben werde. Wenn dann die Nachtigallen zu schlagen anfangen, hören die Konzertgängerinnen — der Himmel sei gepriesen! — zu singen an. Zur Symphonie des Waldes schlagen unsere künftigen Herzen den Takt und um das Allegro des Frühlingswindes, das Scherzo einer plaudernden Quells und das Andante rauschender Bispel zu genießen, dazu reicht mein musikalisches Verständnis doch völlig aus.

Uebers Jahr bin ich hoffentlich verheiratet und im Stande, den musikalischen Geistes meiner Frau mit haus herrlicher Autorität ein wenig die Zügel anzulegen.

Wiss für meine Freunde: Klaviere als Hochzeitsgeschenke werden verboten.

Julius Freund.



Karl Philipp Emanuel Bach.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Todesstage von I. Erbach.

Es gibt Erscheinungen in der Kunstwelt, welche von den Zeitgenossen übersehen, von den nächsten Generationen fast vergessen und erst von der späteren Nachwelt nach ihrem wahren Werte gewürdigt werden. Zu diesen gehört Karl Philipp Emanuel Bach, der am 14. März 1714 zu Weimar geborene dritte Sohn des damals an der Schloßkirche daselbst angestellten großen Johann Sebastian.

Der Knabe zeigte von früh auf einen offenen Kopf, ein munteres, gewandtes Wesen und, wie alle Söhne Johann Sebastian's, bedeutendes musikalisches Talent, während sonderbarerweise die Töchter desselben gänzlich ermangelten. Hatte der Vater den ältesten Sohn, Friedemann, dessen hohe Begabung an höher Lebensführung scheitern sollte, der Musik gewidmet, so bestimmte er Philipp Emanuel „seines hellen Kopfes wegen“ für die Rechtswissenschaft, ohne daß jedoch die musikalische Ausbildung darüber vernachlässigt worden wäre. „Du sollst auch Musik lernen, und zwar gründlich und von mir selbst,“ tröstete er oft den Knaben, der die Konfinit als Lebensberuf ersuchte, „aber nur zu deiner Freude, denn es gibt keine höhere Freude, als in meiner Kunst.“

Als Johann Sebastian 1723 zum Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen Zeigigs und zugleich zum Kantor an der Thomasschule ernannt worden war, bereitete sich Philipp Emanuel auf der letzteren für seinen vermeintlichen künftigen Beruf vor, indem er den ganzen Kurus derselben durchmachte. Das ihm von dem strengen Direktor, Ernesti, erteilte sehr belobende Abgangszeugnis hielt er Zeit seines Lebens hoch und zeigte es gern. Daneben hatte ihn der Vater gründlich in der Theorie der Musik unterrichtet und zu einem meisterhaften Klavierpieler ausgebildet, ihn auch stets an den Gesangsübungen der Thomaner teilnehmen lassen. Da hierbei die Neigung zur Konfinit sich als durchaus vorherrschend in dem Jüngling erwies, so schickte ihn der Vater auf die Universität in dem musikalisch dünnen Frankfurt an der Oder, um hier die Rechtswissenschaft zu studieren, ohne durch die Musik zu sehr abgezogen zu werden.

Aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen und Umständen macht sich der Genius geltend und läßt sich dadurch nicht unterdrücken. Philipp Emanuel schickte sich selbst, was er in Frankfurt nicht vorfinden konnte, musikalisches Leben und die Gelegenheit, musikalisch zu wirken. Er sammelte diejenigen seiner Mitstudierenden, welche gute Stimmen oder vielleicht sonst einige musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten besaßen, zu gemeinsamen Übungen. Da er aber die Teilnehmenden erst selbst ausbilden mußte, so machte er auf diese Weise eine sehr nützliche Schule für den künftigen Musikfächer und Dirigenten durch. Auch gab er, um seine sehr schmalen Mittel zu vermehren, Klavierstunden. Bald war der junge Student der anerkannte Leiter aller vorkommenden kirchlichen und weltlichen öffentlichen musikalischen Aufführungen, in

welchen er auch bereits eigene Kompositionen mit Beifall vorführte.

Zu dieser Zeit trat eine verhängnisvolle Wendung im Leben des Künstlers ein. Nach absolvirten Studien in Frankfurt sollte er, dem väterlichen Willen gemäß, zunächst Hauslehrer und Reisebegleiter eines vornehmen jungen Wölbachers werden, als plötzlich die Aufforderung an ihn erging, als Cembalist in die Kapelle zu treten, welche der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich der Große, auf seinem Schlosse Rheinsberg hielt, und in welcher sich bedeutende Konstanten, wie Graun, die beiden Benda, Cuvang u. a. befanden. Bach begann sich keinen Augenblick, sondern sagte sofort hochfreut zu, konnte er doch nun, völlig unabhängig durch diese Anstellung, seinem launigen Wunsche folgen, der Tonkunst sein ganzes Leben zu widmen. Außerdem galt es für eine besondere Ehre in den Diensten des durch Geist, Charakter, Staubbastigkeit und lebhaftes Neigung für Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten und berühmten Kronprinzen zu stehen, obgleich derselbe, sehr knapp von seinem Vater gehalten, seine Diener nicht eben glänzend besoldete.

Bachs hauptsächlichstes Geschäft bestand darin, den Prinzen auf der Flöte zu begleiten. Dies war nicht ganz leicht, denn obgleich Friedrich einen sehr schönen Ton und sehr erhebliche Fertigkeit besaß und namentlich im Adagio ein Meister war, dem wenige Künstler seiner Zeit an die Seite gestellt werden konnten, so überließ er sich doch seiner Empfindung beim Vortrag zu sehr, um sich allzeit streng an den Takt zu halten. Dazu gehörte nun ein sehr nachgiebiger und sensibler Begleiter, und als solcher erwies sich Philipp Emanuel, der des prinziplichen Virtuosen vollkommene Zustimmung erwarb, so daß ihn dieser, als er 1740 den Thron bestieg, mit höchstem Gehalt als Kammermusikanten und ersten Cembalisten in die königliche Kapelle aufnahm. Seine Funktionen, obgleich erweitert, blieben im wesentlichen dieselben. Immer mehr hatte er sich in des Königs Vortragstakt eingelebt, immer freier und melodischer wurde seine Begleitung, in welcher er sogar kunstvolle Nachahmungen und Kontrapunktische Stellen eigener Erfindung anbrachte, was den König besonders erfreute und öfters zu dem Lobspruch: „Das hat Er gut gemacht,“ anregte.

So dauerte das Verhältnis bis zum siebenjährigen Kriege. Während der sorgenvollen langen Jahre desselben, wo der König meist abwesend von Berlin war, blieb die Kapelle fast unbeschäftigt, und Bach fand daher um so mehr Zeit zu kompositorischen Arbeiten verschiedener Art, von denen später eingehender die Rede sein wird. Nach Beendigung des Krieges war der König ein anderer, als vor demselben. Er hatte sehr gealtert, und mangelnder Atem, sowie der Verlust einiger Vorderzähne zwangen ihn, sich von seiner treuesten Freundin, der Flöte, zu trennen. Selbstständig nahm er daher an den Kammerkonzerten nicht mehr teil und als Zuhörer war er zerstreuter und gleichgültiger als früher, was seine Musiker sehr niederschlug. Namentlich Bach fand sich in Unthätigkeit verrieth und hielt sich für überflüssig. Als ihm daher die Stelle als Musikdirektor an der Hauptkirche in Hamburg 1767 angeboten wurde, bat er, obgleich ihm dies schwer fiel, den König um seine Entlassung. Dieser, der sich nicht gern von seinem langjährigen Diener und berühmten Künstler trennen wollte, lehnte dieselbe zuerst ab, gedachte sie aber dann auf Bachs Hinweisung, daß der König seiner Dienste nicht mehr bedürfte, mit den Worten: „Wenn Er glaubt, dort mehr Nutzen schaffen zu können, so geh' Er.“

Und Bach ging mit seiner Familie — er hatte in Berlin geheiratet — nach Hamburg, wo er in die Stelle des berühmten, kürzlich gestorbenen Telemann trat. Bald er auch in der reichen Hansestadt im allgemeinen den Sinn der Bewohner weniger künstlerischen, als vielmehr materiellen Geistes augenweckt, so entschloß sich ihm doch dafür der Umgang und die Freundschaft mit einigen Kunstmannen, wahrhaft gebildeten Familien, deren Häupter Wüsch, Gleding, Naimarus, Unger, Bode u. a. waren und in deren Kreise er durch sein frisches, heiteres Wesen das anregende und belebende Element bildete. Sogar der sonst sehr zurückhaltende und wenig gesellige Altpfaffen

schloß sich ihm innig an. Bachs eigenes Familienleben war ein sehr glückliches, wenn auch sein Lieblingssohn, den einen seiner beiden Söhne, welcher musikalisches Talent zeigte, der Tonkunst zu widmen, nach langen Kämpfen, an dessen größerer Neigung und Begabung zur Malerei scheitern mußte.

So floß Philipp Emanuel Lebensstrom ruhig und glücklich, ohne große Stürme, dahin, jeweilig unterbrochen durch Kunstreisen in nicht zu fern gelegene Hauptstädte und nur getrübt in den letzten Jahren seines Lebens durch schmerzhaftes gichtisches Leiden. Er starb am 14. Dezember 1788.

Dies ist der wenig Außerordentliche bleibende äußerliche Lebensgang des Meisters, dessen hohe Bedeutung für die Tonkunst sich in denselben nicht widerspiegelt. Diese Bedeutung liegt vielmehr in dem, was er als Virtuose sowohl, wie als Tonkünstler für die Entwicklung der Musik nach fast allen Richtungen hin, wenn auch vornehmlich für das Klavier, geleistet hat. Auf diesem Instrumente galt Philipp Emanuel unbestritten als der erste Meister seiner Zeit. Gebildet in der strengen Schule seines großen Vaters, brachte er in seinen Tonhöpungen sein eigenes heiteres, geistreich-humoristisches, obgleich keineswegs oberfläch-



Carl Philipp Emanuel Bach.

liches Naturell zu voller Geltung. Dies aber war etwas ganz Neues und ebenso Ueberraschendes wie Anziehendes für die damalige musikalische Welt, die an strengen Ernst und unabwehrbare Würde in den Schöpfungen der Tonkunst gewöhnt war. Nicht umsonst sagt man: „Qui fait rire est le maître des coeurs.“ Der heitere und dabei doch empfindungsvolle Geist in jener Meisters Werken rief jedermann hin. Ein klassischer Zeuge dafür ist Papa Haydn, welcher mehr als einmal beteuert hat, daß ihn in seiner Lehre nichts so angesprochen, nichts so gefördert, wie Philipp Emanuel's Klavierwerke, die ihn wieder und immer wieder in sorglosem und trüber Stimmung aufgereizt und aufgeliht hätten, ja seine Werthschätzung des ihm so sympathischen und kongenialen Tonkünstlers gipfelte in dem Ausspruch: daß er alles, was er wisse, dem Philipp Emanuel Bach zu verdanken habe. Nicht minder erkannte Mozart des Meisters hohes Verdienst an, wenn er sagte: „Er ist der Vater, wir sind die Söhne.“ Wer von uns was recht's kann, hat's oon ihm gelernt.“

Bach selbst spricht sich in seiner kurzen Selbstbiographie, indem er sagt, daß er sich bemühe, möglichst faugbar für das Klavier zu schreiben, bedenklich an: „Mich deucht, die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren, und dahin bringt es ein Klavierpieler nie durch bloßes Poltern, Trummeln und Hergejaggen, wenigstens bei mir nicht.“

Eine so erweiterte Fähigkeit des Ausdrucks erforderte auch eine Vernehrung der Formen und eine vielseitigere Ausbildung der Technik, gewissermaßen eine neue, durch Philipp Emanuel erfindene und eingeführte Spielart. So ist er wohl als der eigentliche Begründer des neueren Klavierpiels, als der Vermittler zwischen zwei wichtigen Perioden desselben zu betrachten. Dies ist auch von den hervorragenden neueren und neuesten Klavierpädagogen, wie namentlich von Clementi und Haas von Wilow anerkannt worden, welche Bachs vorzüglichere Saden — Wilow namentlich sechs Sonaten — als unergängliche Meisterwerke auf's neue herangezogen haben. Doch sind als solche nicht alle Klavierkompositionen des Meisters zu bezeichnen. Viele von ihnen tragen zu sehr den Stempel ihrer Zeit, vorzüglich diejenigen, welche auf Bestellung von Verlegern und nicht aus eigenem innerem Drange entstanden, sowie die, welche lediglich für Dilettanten oder auch für einzelne Virtuosen seiner Zeit geschrieben worden sind, um heute nicht veraltet zu erscheinen, während dagegen nicht wenigen eine unverwundliche Jugend innewohnt.

Im höchsten Grade epochemachend für seine und grundlegend für eine fernere Zeit wirkte Bachs großes Schwerk: Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen.“ Am daselbe richtig zu beurteilen, darf man natürlich den heutigen Standpunkt des Klavierpiels darauf nicht anwenden. Wie sehr allmählich aber dieser Standpunkt errichtet worden ist, geht aus der Hinweisung auf die Thatfache hervor, daß man vor Sebastian Bach das Klavier eigentlich nur mit den drei Mittelfingern jeder Hand spielte, den Daumen und den kleinen Finger aber lediglich bei Oraven benutzte. Ebenso ist bei der Beurteilung der Bach'schen Klavierwerke die große Verschiedenheit zwischen den damaligen und den jetzigen Tasteninstrumenten in Betracht zu ziehen. Der Meister bediente sich fast nur des Klavierchords und des Kienkügels mit zwei Manualen, zweiter von dem gegenwärtigen Klavier in Mechanik, Spielart und Toncharakter sehr abweichender Instrumente. Das letztere war zwar bereits erfunden, befand sich aber noch in so unvollkommenem Zustande, daß Bach es so unvollkommenem und ungenutzte benutzte. So sind denn auch seine schönsten Arbeiten, namentlich die „Sonaten und Phantasien für Kantor und Liebhaber“, seine großen Konzerte, recht eigentlich für das Klavierchord mit seinem schwachen Ton geschrieben.

Nicht viel geringer ist Bachs Verdienst auf dem Gebiete der Liebertonkomposition, auf welchem gar wenig bis dahin geleistet worden war. Stellten es doch die großen Tonsetzer vor ihm fast unter ihrer Würde, wieder in Musik zu legen. Geschah dies etwa, so erhielten alle Strophen ein und dieselbe Melodie, ohne Rücksicht auf den Inhalt. Unser Meister, dessen erste Lieder selbst noch in dieser Weise gefasst sind, fühlte das Mangelnde, ja oft geradezu Widerstrebende dieser Art von Textbehandlung, überstieg auch hier über die bisher heilig gehaltene Grenze, suchte die Musik durchgehend dem Texte anzupassen und wurde so der Vater des durchkomponierten, überhaupt des modernen Liebes. Dessenigen seiner Lieder, in welchen der Dichter das ausdrückte, was seinem eigenen Gefühl am meisten entsprach, sind die gelungensten und schönsten, während man in anderen Fällen den Zwang, welchen der Tonkünstler sich auferlegen mußte, oft deutlich merkt. Von Bachs zahlreichen Liebertonkompositionen bieten die „Melodien an Gellert's geistlichen Liedern“ und „Cramers Walmen“ das Beste, und noch heute eine reiche Ausbeute echter musikalischer Schönheit.

Unter des Meisters großen Gellertswerkenragt sein berühmtes doppelchöriges „Gellert“ als eine weise und wirkungsvolle kirchliche Tonbildung hervor, ebenso das höchst kunstreich gearbeitete, durch eine Fülle eigentümlicher Züge ausgezeichnete, im edelsten Stil gehaltene, große Oratorium: „Die Israeliten in der Wüste.“

Zu den hervorragenden Instrumentalkompositionen Philipp Emanuel's gehören seine vielen Orchester-Symphonien, namentlich die dem sehr musikalischen damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm II von Preußen, gewidmeten. Sie sind Meisterstücke in ihrer Art und für ihre Zeit.

Außerdem hat Bach, einer der vorzüglichsten

Orgelspieler seiner Periode, auch viele Kompositionen für die Orgel, sowie für andere Instrumente, namentlich für die Fäße und die Geige, und endlich eine Anzahl von Trios geschaffen, die immer vortrefflich gearbeitet, manches Schöne von bleibendem Wert bieten.

Alle Kompositionen Philipp Emanuel's waren ihrer Zeit außerordentlich beliebt und sind vielfach angelegt worden. Er war in hohem Grade, aber auch zugleich im besten Sinne populär und hat deshalb ungemein viel zur Verbreitung seiner Kunst, sowie zur Veredelung und Verfeinerung des Geschmacks in derselben beigetragen. Wenn der, welcher seiner Zeit, zugleich für alle Zeiten genug gethan, so hat Philipp Emanuel, als genialer Bahnbrecher auf verschiedenen wichtigen Gebieten der Tonkunst noch weit darüber hinausgewirkt und die dankbare Anerkennung und Venerierung der Nachwelt in reichstem Maße verdient. Ein hoher Ehrenplatz im Reiche der Kunstgeschichte wird ihm, dem größten der Söhne des großen Vaters, für immer gesichert sein, wenn auch von den Denkmälern, welche ihm in der Michaeliskirche in Hamburg und in seiner Geburtsstadt Weimar errichtet werden sollten, keines zur Ausführung gekommen ist.

Beethovens gute Fee.

Von
Ieropid von Sachter-Masch.

Es war um Weihnachten 1807. Beethoven war wohlhabender Kammerwirth in dem Fürstlichen Widnowski und weilte mit denselben in Grätz, einem Städtchen im österreichischen Schlesien unweit der Landeshauptstadt Troppan einerseits und der preussischen Grenze anderseits.

Beethoven war damals schon weithin bekannt und berühmte, seine „Croica“ und „Pastorale“ hatten europäischen Ansehen erregt, in Wien hatte man seinen „Christus am Oelberg“, sein „C-moll-Konzert“ und seine ersten Sonaten mit begeistertem Beifall aufgenommen.

Troddem war ihm der Gehalt von 600 Gulden bei dem Fürsten erwünscht, da er unter seinen reichlichen ähneren Verhältnissen litt. Mit dem Fürsten verstand sich der noch junge Meister nicht sonderlich. War der erstere hochfahrend und eingebildet, so zeigte sich Beethoven bald in sich gekehrt, bald aufbraunend und so blieben die Meinungen nicht aus. Die Fürstin, welche Beethoven großmütterlich liebte, fand aber alles an ihm originell und wunderbar, nahm ihn stets in Schutz und vermittelte Jahre hindurch glücklich zwischen ihrem Gemahl und ihm.

Sie hätte mich am liebsten unter eine Glasglocke gestellt,“ hat Beethoven später einmal geäußert. In Grätz hatte er noch einen Bewunderer und treuen Anhänger gefunden. Es war dies der Doktor Weiser in Troppan, ein gelehrter Arzt, welcher zugleich der Leibarzt des Fürsten und dessen Liebling war. Er kam dreimal in der Woche nach Grätz und genoß dann die seltene Gnuß den Meister in seiner Stube besuchend zu dürfen und auf dem Klavier phantasieren zu hören.

Daß der Fürst mitten im strengen Winter statt in dem süßlichen, glänzenden Wien, in dem einheimischen Grätz weilte, wo er ein stolzes Schloß besaß, hatte seine guten Gründe.

Der Friede zu Tisitz war zwar geschlossen, aber die Franzosen hatten Preußen noch bis zur Weichsel besetzt und sich auch in Preussisch-Schlesien eingenistet. Da Fürst Widnowski dort bedeutende Güter hatte, hielt er es für möglich in der Nähe zu bleiben und suchte die fremden Offiziere durch Aufmerksamkeit, die er ihnen erwies, zu gewinnen. Große Jagden und Feste wurden ihnen zu Ehren gegeben, und als alles verbracht schien, kam der Fürst auf die Idee, seinen Gästen einmal Beethoven in seinem vollen Glanze vorzuführen.

So sehr er das Weien eines Miniaturespoten an sich hatte, zog er es doch vor, diesmal die Fürstin eingreifen zu lassen.

Diese erklärte dem genialen Schöpfer die Sachlage, sagte zur berechneten Auseinandersetzung die lebenswürdigste Bitte, und Beethoven war bereit. Er versprach bei dem beabsichtigten Diner zu erscheinen und sogar nach Tisch auf dem Klavier zu phantasieren.

Der große Tag kam heran. Nach einer gelungenen Jagd verammelte sich die ganze Gesellschaft an der reichgebedeten Tafel. Auch Dr. Weiser befand sich unter den Geladenen. Ehe man sich zu Tisch setzte, stellte der Fürst Beethoven den Franzosen vor.

„Meine Herren,“ sagte er stolz, „Sie sehen hier den ersten Komponisten der Gegenwart, welcher bei Ihnen in Paris denselben Ruf geniest, wie bei uns in Wien, wie in ganz Europa. Einzig ist er in seinen freien Phantasien. Er wird uns später die seltene Gnuß bereiten, eine solche hören zu dürfen.“

Die französischen Offiziere ließen es an Courtoisie gegen Beethoven keineswegs fehlen, aber bei Tisch fragte ein General denselben, ohne jede böse Absicht: „Ob er auch Violon verstiehe.“

Nun war alles verordnet. Die Fürstin und Dr. Weiser saßen auf Beethovens Gesicht und haben das Unheil kommen.

Der Meister sah den General har an und gab ihm keine Antwort. Nach dem nächsten Gange erhob er sich und verließ den Saal, ohne daß Dr. Weiser, der plötzlich nach Troppan abberufen wurde, es bemerkte hatte.

Das Diner war vorüber, Beethoven sollte phantasieren, aber er war und blieb verschwunden. Vergebens suchte man ihn im ganzen Schloß. Endlich fand ihn einer der Diener in der Schloßkapelle; er ließ jedoch dem Fürsten sagen, daß er nicht spielen werde.

Nun kam Fürst Widnowski selbst: „Beethoven, Sie müssen spielen.“

„Nein, ich spiele nicht.“

„Warum? Was haben Sie?“

„Menschen, die mich fragen, ob ich Violon verstiehe, spiele ich nicht, ich werde nicht Perlen vor die Säue werfen.“

„Vergessen Sie nicht,“ brante der Fürst auf, „daß Sie in meinem Dienste sind, daß ich zu beschließen habe.“

„Bescheiden können Sie ja, Durchlaucht, aber ich werde nicht gehorchen.“

„Dann ziehe ich meine Hand von Ihnen zurück.“ „Meinetwegen, ich kam auf der Stelle gehor.“

erklärte Beethoven, packte seine Sachen und schickte seinen treuen Bedienten Johann aus, ihm einen Wagen zu suchen.

Doch niemand wollte zu so später Abendstunde und bei dem wilden Schneegestöber fahren, wahrscheinlich fürchtete man auch die Lüge des Fürsten. Doch Beethoven war ebensoviele der Mann, vor dem Clementen als vor dem Fürsten die Waffen zu strecken. Johann nahm seinen Koffer auf den Rücken, und beide machten sich zu Fuß auf den Weg nach Troppan.

Doktor Weiser war bereits zu Bett, als es an sein Fenster klopfte.

„Wer ist das?“ fragte er.

„Ich, Beethoven.“

Sofort öffnete sein Verehrer. „Was ist denn geschehen?“ fragte er eifrig.

„Das sollen Sie später hören,“ rief Beethoven, „aber vor allem möchte ich etwas essen. Ich bin erfroren und hungrig. Wenn Diner habe ich nichts verlohren. Der verdammte General mit seinem Violon hat mir den Appetit verborben.“

Da war guter Rat teuer. Doktor Weiser war unverheiratet und sah selbst außer dem Hause; er fand nichts, was er seinem Freunde hätte vorsehen können. Es blieb nichts übrig als sich anzuziehen und Beethoven zu dem Wirte Herrmann auf dem Niederberg zu führen, wo Doktor Weiser seine Mahlzeiten einnahm. Auch hier war alles in tiefem Schlafe. Aber es gelang endlich Wirt und Wirtin zu wecken, welche Doktor Weiser zutiefst alles Mögliche thaten um Beethoven und seinen nicht minder verhungerten Johann zu befriedigen. Nachdem der Meister gegessen und getrunken hatte, erzählte er Doktor Weiser was geschehen war. Vergebens suchte bei dieser seine Vermittelung an Beethoven blieb fest dabei, schon am folgenden Tage nach Wien abzureisen.

Nachdem er die Nacht bei Doktor Weiser zugebracht, galt es am nächsten Morgen vor allen Dingen einen Reisepaß zu erlangen. Doktor Weiser führte Beethoven zu dem ihm befreundeten Polizeibekommisär Richter.

Dieter war die Höflichkeit selbst, aber sagte, eine Brise zwischen den Fingern: „Den Paß kann ich nur dann ausstellen, wenn Herr Beethoven eine Versicherung des Fürsten Widnowski vorweist. Zuhalts, daß er aus dessen Dienst entlassen sei. So fordert es das Gesetz.“

„Ich bin doch kein Dienstkote,“ brante der junge Meister auf.

„Sie sind einmal in Diensten Seiner Durchlaucht

gestanden,“ erwiderte der Polizeibekommisär, und so muß ich mich an die Vorschriften halten, die mir gegeben sind. Ich bedauere sehr, aber Pflicht bleibt Pflicht in jedem Falle.“

„Berechter Kommisär,“ rief Doktor Weiser, „Beethoven braucht ja nur seinen Namen zu nennen, und man wird ihn ohne Paß aus den Händen nach Wien tragen.“

„Ich kann nicht,“ wiederholte Richter, „es hieße meine Pflicht verletzen.“

Da stand nun der Meister, und niemand fand einen Ausweg. Während Doktor Weiser seine tägliche Visite im Hospital machte, ging Beethoven, der nicht wenig angekratzt war, hinaus, um sich abzutreiben.

Nach dem geirren Schneckfall und Sinnen war ruhiges Wetter eingetreten. Die Sonne schien und die Luft war zwar frohlich, aber angenehm. Der Meister, von dem herrlichen Wintermorgen erquickt, schritt fast unbewußt immer weiter und befand sich plötzlich weit draußen vor der Stadt.

Als er sich umschah, entdeckte er noch einige hundert Schritte unter ein kleines Wirtshaus und bestellte sich, daselbst zu erreichen, denn seit dem geirren Marsche hatte er einen wahren Walschunger. Glücklicherweise unter dem Zeichen des dünnen Wälsches angelangt, schüttelte Beethoven den Schnee von den Füßen und trat in die leere Schenkstube. Welche Ueberraschung! Auch hier ein Klavier, ein alter Kasten zwar, aber doch immerhin ein Instrument und — sogar Notenhefte auf demselben, und was für Noten! Haydn, Gluck, Mozart und — auch Beethoven. Zwei seiner Sonaten.

Der Meister staunte und fragte die eintretende Wirtin, wer hier spiele.

„Mein Sohn hat ordentlich hier gespielt,“ erwiderte sie mit einem Seufzer, „jetzt ist er tot.“

Nachdem Beethoven sich ein tüchtiges Wiener Schnitzel mit gerösteten Kartoffeln und eine halbe guten Melchior Wein bestellt und alles verschlungen hatte, zog ihn das alte Klavier unwiderstehlich an. Er setzte sich vor daselbe, versuchte einige Accorde, und endlich begann er, ohne es selbst zu wissen, zu phantasieren. Er war bald so geirren von seinem eigenen Gemüth, so entrückt in die Welt, die er einem Gott gleich um sich her in Tönen erschuf, daß er gar nicht wahrnahm was um ihn vorging. Er bemerkte weder die Leute, die sich an der offenen Thür versammelt hatten um ihn anzuhören, noch vernahm er das silberne Schellengeklänge, mit dem ein prächtiger Schallten vor dem Wirtshaus ankam. Ebenso wenig bemerkte er, daß jemand eintrat, daß sich seine Zuhörer respektvoll zurücksogen und daß die Thüre geschlossen wurde. Er erwachte erst, als die letzten Accorde verklungen waren. Während er jetzt fast verwunderte die ichtliche Wand der Schenkstube musterte, an der ein Bild des Erzherzogs Karl hing, die geschnitzten Stühle mit runder Lehne, das Madonnenbild in der Nische, legte sie eine kleine Hand auf seine Schulter, und als er sich überirrt erhob, sah er sich einer kleinen zierlichen Dame gegenüber, welche dicht verschleiert und vom Kopf bis zu den Füßen in fürstliches Pelzwerk gehüllt war.

„Mit wem habe ich die Ehre, Madame?“ fragte er etwas betreten.

„Das brauchen Sie nicht zu wissen,“ erwiderte die Fremde halb schalkhaft, halb zurechtweisend, „aber soll ich Ihnen sagen, wer Sie sind?“

„Wer bin ich denn?“

„Beethoven.“

„Und wenn ich es wäre?“

„Oh! Sie sind es, ich kenne Sie ebenfogut, wie ich alle Ihre grandiosen Werke kenne. Es gibt nur einen Kopf wie diesen.“

Beethoven verneigte sich verlegen.

„Ich habe Sie phantasieren hören,“ fuhr die Dame fort, „während mein Schallten vor dem Hause hielt, und sofort wußte ich trotz des schlechten Piano-fortes: so spielt, so dichtet nur Beethoven, denn Sie dichten in Tönen.“

„Und ich soll wirklich nicht erfahren, wer meine geheimnißvolle Fremde ist?“ warf der Meister hin.

„Wozu auch?“

„Kenne ich Sie?“

„Nein.“

„Dann zeigen Sie mir wenigstens Ihr Gesicht. Ich bide mir ein, daß Sie schön sein müssen.“

„Mein Gesicht?“ lachte die Dame, „ich bin eine Fee, lassen Sie sich daran genügen. Die Feen sehen einander alle gleich.“

„Aber ich habe noch niemals eine gesehen,“ entgegnete Beethoven, „solches Glück vergrößert mir mein schweres Schicksal nicht.“

Die Fremde schlug langsam den Schleier zurück

und Beethoven blickte entzückt in ein wunderhohes Stündergicht, das von kleinen goldblonden Vöckchen eingerahmt war.

„Ja, Sie sind in der That eine Fee,“ sagte Beethoven.

„So ist es,“ rief die Fremde, „und da denüßen Sie doch rasch die Gelegenheit, Maestro, und verlangen Sie irgend etwas von mir. Ich bin mächtiger als Sie sich einbilden.“

„Na, wenn Sie so mächtig sind, holde Fee,“ rief Beethoven, „so verschaffen Sie mir heute noch einen Reisepaß nach Wien.“ „Sie wollen Gräs verlassen? und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?“

Beethoven schilderte seine Erlebnisse vom vorigen Tage und zwar in seiner Entrüstung mit einem so unwillkürlichen Humor, daß die Fremde wiederholt laut aufschrie.

„Sie hatten überhaupt unrecht die Stellung bei Vishnowski anzunehmen,“ sagte sie schließlich, „haben Sie jemals gehört, daß zwei Hirsken so nahe nebeneinander bestehen können, ohne daß es endlich Krieg zwischen ihnen gibt?“

„Sie verurteilen mich also nicht?“

„Nein, und Sie sollen heute noch Ihren Paß erhalten.“

„Wie soll ich Ihnen aber meine Dankbarkeit beweisen, gültige Fee?“

„Indem Sie mir Ihr Ehrenwort geben, mir nicht nachzuforschen.“

„Nein, das gebe ich nicht.“

„Dann bekommen Sie Ihren Paß nicht.“

Beethoven seufzte auf und ergab sich. „Aber die Hand meiner Fee darf ich wohl küssen.“

„Ja, das dürfen Sie.“

Beethoven schlug den Ärmel des Beizes zurück und preßte seine Lippen auf die Stelle, wo der schöne Arm zwischen Handschuh und Manschette hervorschnürte.

„Leben Sie wohl,“ sagte die Fremde und ließ den Schleier fallen.

Während Beethoven, die Arme wie ein Türl auf der Brust gekreuzt, sich tief vor ihr neigte, verließ sie rasch die Stube und wenige Sekunden darauf erklangen die Schellen, und die unbekannte Schöne flog im Schlitten davon.

Beethoven hielt Wort. Er zog weder bei den Wirtstischen Erkundigungen ein, noch erwähnte er Doktor Weiser gegenüber seines Abenteuers nur mit einem Worte.

Während die beiden Freunde eben bei Herrmann ihre Suppe mit Semmelknödeln aßen, erschien plötzlich der Polizeioberkommissar Richter in Person und brachte den Reisepaß für Beethoven.

„Ja, sagen Sie mir doch, Verehrtester,“ rief Doktor Weiser aus, „was bedeutet das? Wem haben wir das zu danken?“

Richter legte den Finger auf den Mund.

„Also ein Amtsgeheimnis?“

„Vielleicht noch mehr?“

„Wah! doch nicht ein Staatsgeheimnis?“

Richter suchte mit einem feinen Nicken die Achseln.

Beethoven reiste noch denselben Tag nach Wien ab.

Gie er den Postwagen bestieg, verlangte er von Doktor Weiser Feder, Tinte und Papier.

„Was haben Sie vor?“

„Ich muß dem Fürsten doch auch meine Meinung sagen,“ erwiderte er und schrieb: „Fürst, was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich; Fürsten hat es und wird es noch tausende geben, Beethoven gibt's nur Einen.“



Der Siebingschüler Giovanni Naninis.

Von Johs. Glanvill.

(Schluß.)

Raum war Esther in ihrem neuen Heim allein, als sich die Spannung ihrer Seele in einem heißen Thränenstrom löste. Die Ereignisse dieses Tages zogen in wirrer Hast an ihr vorbei; — sie verglich das wilde Drohen des Vaters mit der Milde Naninis, mit dem Frohsinn Estiras, die Pracht der Straßen, die sie heute durchschritten hatte, mit der engen Dede des Ghettos, und das Jubelgeräusch, welches jetzt ihre Brust erfüllte, mit dem traurigen Drude, der all die Zeit auf ihr gelastet hatte. Dabei sang und klang

fortwährend die Melodie von Naninis Liebeslied in ihrem Herzen, — der Zauberton, der sie aus ihrer Gefangenschaft befreit, der ihr den Mut gegeben hatte, die Fesseln abzuschütteln, in denen sie geschnachtet hatte. Glücklich lächelnd saß Esther endlich in einem erquickenden Schlaummer, dem Klang jener süßen Töne mit hinübernehmend in ihre Träume.

Des andern Tages kam Paolo Estira, um seinen jungen Freund zu Nanini zu geleiten. Freundlich begrüßte der Meister den neuen Schüler, der, als bald darauf der Unterricht begann, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen den Lehren Naninis lauschte. Estiras Kollegen blieben verwundert auf den Fremden, den Nanini so liebevoll behandelte, denn er auf's sorgfältigste jede Einzelheit noch einmal erklärte, wenn er glaubte nicht ganz verstanden worden zu sein und dem der Meister am Ende des Unterrichtes winkte, er solle noch bleiben. Als die beiden allein waren, sprach Nanini heiter zu Esther: „Weißt du, daß ich dir danken muß, Felice, daß du mein Schüler geworden bist? Nein, schüttle nicht deinen Kopf. Ich muß dir wirklich danken, denn noch nie habe ich mit solcher Freude gelehrt, wie heute, wo deine aufmerksamen Augen mich anblitzten, — noch nie war ich so glücklich darüber, daß ich mir manches Wissen angeeignet habe, als heute, wo ich dir von diesem Wissen geben konnte.“

Vielleicht wird dir manche von meinen Lehren trocken und überflüssig vorkommen, — doch siehst du auf diesen Baum, der meinen Hof beschattet. Der Schmuck seiner Blätter, die Pracht seiner Blüten erfreut dich, aber ohne das feste Gefüge von Stamm und Aesten würde diese ganze Herrlichkeit in sich zusammenfallen und verunstaltet sein. Daran mußt du denken, wenn du einst umgehuldet werden sollst, wie dein neuer Freund Paolo, den du dir darin nicht zum Muster nehmen darfst, — denn der will in raschem Lauf, mit süßen Sprüngen, ein Ziel erreichen, was sich nur durch langsames Vorwärtstreben gewinnen läßt. Wie weit bin ich noch auf dieser Bahn zurück, wie weit entfernt von dem Augenblicke erreichtest Wünsche, verwirklichter Hoffnungen! Wie glücklich kam Palestrina sein, der schon so nahe dem Gipfel dieser Glückseligkeit ist, — trotzdem dies seine Bescheidenheit nie eingeleitet will. Den mußt du dir zum Vorbild nehmen, Felice, und nicht mich, denn auch ich bin mehr sein Schüler als sein Freund. Heute noch werde ich dich dem Meister zuführen und ihn bitten, dich in die Schule der päpstlichen Sängerknaben aufzunehmen, der er vorsteht. Dort, unter seiner Leitung wirst du mehr lernen, als ich dich je werden lehren können. Du Felice, und Paolo, ihr müßt mich begleiten, wenn ich später zur Messe nach San Benedetto gehe. Holt mich aber rechtzeitig ab, denn es wird großes Gedränge dort geben. Gehabt dich wohl, mein lieber Junge, auf Wiedersehen!“

Zweifelnd, was sie thun solle, ging Esther nach Hause, denn die Furcht, erkannt und entbedt zu werden, stritt mit dem Verlangen in ihrem Herzen, Palestrinas Messe zu hören. Aber als Estiras frohe Stimme nach ihr rief, siegte der Mut über die Angst und tapfer schritt Esther neben dem Freunde durch die Straßen der ewigen Stadt, dem Tiber, Naninis Hause zu. Der Meister war bereit und als sie bei der Kirche angelangt waren, führte er die beiden durch einen dunklen Gang in eine Seitenkapelle der Kirche, links von dem Hauptaltare, also dem Chore fast ganz gegenüber. Estiras Herz erzitterte, als sie in die weiträumigere Kirche eintrat, die reichgeschmückten Wände, alle die Bilder und Statuen sah, welche, nur schwach vom Tageslichte beleuchtet, einen eigentümlichen Eindruck machten und sie leben schienen.

Mechanisch hatte Esther die Kniee gebeugt, als vor einem der Altäre Nanini und Estira dasselbe thaten, aber jetzt schauerte sie ankommen, wie sie das Bild auf diesem Altare betrachtete. Der arme Gefrenzte, dessen sterbendes Auge so milde auf seine Reinger herabsah, schien ihr Nanini zu gleichen und ein stehender Schmerz durchzuckte das Mädchen, welches plötzlich des Meisters Hand ergriff, wie um sich zu vergewissern, daß er noch lebe, bei ihr sei.

Ein unruhiges Flüstern ließ sich in diesem Momente vernehmen und aller Augen richteten sich nach dem Hauptportale der Kirche, welches weit geöffnet wurde, um den Zug der heranrückenden Gebräde einzulassen. Die Frauen dicht versammelt, die Männer den zornigen Wind frohig zu Boden gerichtet, traten sie langsam und zögernd über die Schwelle — strenge beobachtet und gezögert von den Dienern der päpstlichen Leibgarde, die am Portale Wache hielten. Unter den letzten, welche die Kirche betraten, erkannte Esther ihren Vater und forschte mit Herz klopfen in seinen Zügen, ob nicht Trauer und Gram

sie beschatteten, — aber nur Zorn loderte in seinen Augen und der festgetraffene Mund schien mit Wüthe einen Fluch zurückzuhalten, einen Fluch, der Gottes Rache aus Samuels Reinger, auf Esther, auf seine ganze Umgebung herabbeschwor.

Aber bald vergaß die junge Nidin alles um sich her und lauschte nur mit hochschlagendem Herzen den Tönen, die ihr wie aus dem Himmel selbst zu kommen schienen. Sie saß unwillkürlich in die Kniee und barg die Augen in der Hand, um, abgesclossen von der Außenwelt, sich ganz dem wohlwollen Eindruck der Musik hinzugeben, erst wie aus einem entzückenden Traume erwachend, als der letzte Ton in der hohen Kirche verhallt war. Da sah Esther auf und beglückte den Blicken Naninis, die leuchtend auf ihr geruht hatten. Als sie sich erheben wollte, legte ihr Giovanni die Rechte wie sanft auf die Kniee und sprach leise: „Diese Stube, Felice, hat dich gelehrt zu einem echten Jünger der eben Kunst, der auch ich mein ganzes Schaffen und Streben hingab. Erhalte dir die Begeisterung, die jetzt dein Herz durchglüht, so rein und ungetrübt durch dein ganzes Leben, denn die Götter, der du dienst, fordern dein volles, ungeteiltes Herz für sich allein!“

Entzückt, als jeder Schwur, sagte Estiras Blick und der Kuss, den sie auf seine Hand drückte, dem Meister, daß seine Worte sich tief in das Herz des Mädchens gegraben hatten.

Nur Paolo Estira sah mit kühlerer Miene diesem wortlosen Gelübde zu und seine Hand schloß rasch nach der Estiras, als ihre Lippen Naninis Rechte berührten. Dann schlang er hastig ihren Arm in den seinen und führte das Mädchen mit schnellen Schritten hinaus ins Freie, wo sich Esther vergebens nach Nanini umfah, den sie im Gedränge verloren hatten. Doch Estira eilte weiter und erst nach einiger Zeit blieb er plötzlich stehen, schlug sich vor die Stirne und rief: „Ah — ich vergaß! Giovanni wollte dich ja dem Palestrina vorstellen, damit er dich aufnimmt in den päpstlichen Sängerschlo. Komm schnell zurück, wir treffen die beiden Freunde sicher noch in der Kirche — und — verzög' mir, Felice!“

„Vah nicht, es ist besser so, daß ich Palestrina nicht sehe. Ich muß nicht das zu weit erwidern, wo ich nach dem höchsten Preise streben möchte! Ich kann dir's also nur danken, daß du mich aus dem Gewühl führtest, und was hätte ich dir sonst zu verzeihen?“

„Meine wilden, zornigen Gedanken, als ich dich so herzlich gegen Giovanni sah. Denn ich bin ein eifersüchtiger Freund, und wehe dir, wenn du einmal deinen Schwur brichst und dein Herz jemand anderem in Liebe weihst, als der Kunst!“

Es mochte etwa ein Vierteljahr später sein, als eines Tages Esther zu ungewohnter Stunde in Naninis Haus trat. Zaudernd blieb sie stehen, da einzelne Lautentöne, welche aus den geöffneten Fenstern drangen, ihr verrieten, daß der Meister komponierte. Ihn dabei zu stören, wäre Frevel gewesen und so ging Esther in den Hof und warf sich auf die Rasenbank, welche den dort stehenden Baum umgab, um zu warten.

Träumerisch blickte das Mädchen in das grüne Blättergewirr hinaus und verfolgte mit den Augen die starken Aeste aus ihrem Lichte, hochstrebenden Wege bis in das kleinste Zweiglein, in welches sie ausliefen. Naninis erste Lehren fielen dem Mädchen dabei wieder ein und wie recht der Meister damit gehabt hatte. Heute schon konnte Esther ihm beweisen, wie tren sie seine Worte befolgt und was für Früchte sie getragen hatten. Mit halb stolzem, halb ängstlichem Blicke überflog sie noch einmal die kleine Pergamentrolle, welche sie aus ihrem Nannins gezogen hatte und summierte leise die Melodie vor sich hin, welche da mit großen, ungesägten Notenköpfen aufgeschrieben stand. Dabei überhörte sie, daß jemand in den Hof getreten war, und konnte das Blatt in ihrer Hand erst zusammenrollen, als Paolo Estira schon neben ihr saß und ein schneller Blick ihm das Geheimnis verraten hatte. Estira widerholte scheinend die eben gelesten Worte: „Chi soffre per amor, non sente pena“ und schüttelte langsam den gesenkten Kopf, als bezeuge er die Wahrheit dieses alten Spruches. Dann blickte er auf nach den geöffneten Fenstern, aus denen noch immer die leisen Klänge der Laute herabdrönten und suchte seiner Stimme einen schmerzenden Ton zu geben, als er nach dem Hause deutend, zu Esther sagte: „Dieser Fleck von euch beiden! Ich könnte euch beneiden um eure Thakraft und Schaffensfreudigkeit. Nanini hat recht, ein ganzes ungeteiltes Herz muß man der Kunst weihen können, um großes zu erreichen! Aber in mir ist eine Leinrube, die ich nicht bezähmen kann, die mich von jeder

ersten Arbeit abgibt. Zuerst schien's mir die Freude zu sein, daß ich dich gefunden hatte, Felice, — aber dann kimmte auch deine Nähe mich noch trauriger und ich glaubte, es nicht ertragen zu können, wenn dich Naniini seinen Liebling, seinen Stolz nannte. Doch wußt ich genau, es sei nicht Missethats von mir, denn keiner gönnt dir des Meisters Lob mehr, als ich — und so konnte ich mir dies seltsame Gefühl nicht erklären. Jetzt aber glaube ich zu wissen, was in mir wühlte, als die Zeit her und was mich so verlorbte — es war die Ahnung künftigen Unheils, — und eines Unheils, das Naniini bedroht! Dir will ich's sagen, denn du liebst ihn, wie ich und wünschst wie ich, daß kein Schatten sein sonniges Gemüt verdrängte. Höre also — als ich heute früh zu dir wollte, um dich abzuholen, begegnete mir Palestrina, der eiligen Schrittes dem Basilika zuströmte. Wie ich dem alten Herrn noch verwundert in die verklärten Äuge blickte, winkt er mich heran und sagt hastig: „Naniini ist verlegt worden beim Papste. Schon das dritte Mal sei von unbekannter Hand eine Klageschrift gekommen, Naniini habe eine junge, schöne Jüdin, Gfähr mit Namen, entführt. Anfangs wurde die jämmerliche Anzage nicht beachtet, weil man böswillige Verleumdung dahinter vermutete, — aber jetzt wollte Gregor XIII. dennoch der Sache auf den Grund kommen und eine Untersuchung einleiten. Palestrina, der so großen Einfluß besitzt, eilte eben zum Papste, um noch einen Aufschub der Untersuchung zu erbiten und raunte mir zu, ich solle Giovanni warnen, damit, wenn nur ein Schatten von Wahrheit an der Klage ist, Naniini sich und das Mädchen retten könne. Du weißt ja, wie fürchterlich die Strafe denjenigen trifft, der eine Jüdin zu lieben wagt.“ — Totenbläß sank da Gfähr gegen den Mann zurück, der ihrer zusammenbrechenden Gestalt eine Stütze gewährte und nur ihre entsetzt umherblickenden Augen verriet, daß sie noch lebe. Auch Gifra fuhr auf, blickte starr in diese schönen, unerschütterlichen Augen und lag im nächsten Momente, wie vom Blitze getroffen, zu des Mädchens Füßen. Seine bleichen Lippen vermurmelte mir zu flammeln: „du — du — ein Weib?“ — und ein leises Zittern überlief seinen Körper. Dann aber raffte er sich auf und ergriff leidenschaftlich Gfährs Hände, mit mißsam beherrschter Stimme flüsternd: „Das war's! — Die Liebe zu dir ließ mich nicht ruhen — Liebe war dieses herzbeckennde Gefühl, für das ich keinen Namen suchte — Liebe! — Aber komm, komme mit mir — flüchte mit mir! Ich werde dich schützen gegen deine Verfolger — ich schone keine Gewalt der Erde, wenn du bei mir bist. Felice komm!“ — „Felice komm!“ rief gleich darauf auch Naniinis Stimme vom offenen Fenster herab, wohin ihn das Geräusch im Hofe gelockt haben mochte. Da wich der Mann des Schreckens von Gfähr, sie sprang auf, winkte Gifra noch einmal mit der Hand zu und eilte hinaus in des Meisters Gemach, wo sie freudestrahelnd eintrat. Vagelnd überreichte sie Naniini die Notizrolle, die er überrascht entfaltete, nahm Gondimers Kante vom Tische und begann mit ihrer tiefen, nur heute leise bebenden Stimme zu fagen. Es waren die Worte jenes ersten Madrigals, das sie von Naniini gehört hatte, welche auch von Gfähr in Musik gesetzt worden waren, — aber die heiter klingende, lieblich dahinströmende Weise Naniinis glück in keinem Tone diesem schwermütigen vollen Gesänge, der in verhaltener Leidenschaft aus dem tiefsten Herzensgrunde zu kommen schien. Mit Gutzügen lauschte Naniini den Klängen, dann brüskte er das Mädchen stürmisch an sein Herz, als der letzte Ton verhallt war und rief: „Wie kann ich dir danken für die Freude, welche du mir bereitet hast? Wie überreich hast du mich durch diesen Augenblick des reinsten Glückes belohnt für mein Bemühen um dich, für die Liebe, welche ich dir, meinem Lieblingskünstler schenkte! Aber du bist kein Schüler mehr! Sei mein Freund, mein Bruder, der mit mir den Lorbeer teilt, den wir in jedem Weltkreis erringen — denn du bist in Wahrheit Felice, der Glückliche!“ — „Nur glücklich durch die Liebe zur Kunst, die Liebe zu dir, Giovanni! du weißt ja, wie dein holdes Lieb endet: Chi soffre per amor, non sente pena!“ — Leidenschaftlich schlang Gfähr ihre Arme um Naniinis Nacken und drückte einen heißen Kuß auf seine Wippen. Dann rief sie sich los und eilte hinaus. Einen Moment lehnte sie sich dranh an den Thürpfosten, weil ihr die Frühe den Dienst versagten und dabei hörte sie, wie Naniini die Kante ergriff und von neuem ihr Madrigal zu fagen begann. Da umspiegelte ein glückliches Lächeln ihre Wippen, das auch nicht von ihnen wich, als sie gleich darauf, den Dolch der Mutter tief ins Herz bohrend, zusammenbrach. Paolo Gifra, der voll unruhiger Gedanken auf Gfährs

Wiederkehr gewartet hatte, eilte herzu und fing bebend die stehende Gestalt der Geliebten in seinen Armen auf. Schmerzlich aufstöhnend deutete er sich über Gfähr, die noch einmal die Augen öffnete und mit letzter Kraft flüsterte: „Nimm mich mit dir, Paolo! Nicht einmal meinen Leichnam sollen sie finden können, daß er wider Naniini zeugt. Sein Glück bleibe ungetrübt!“ Ein überirdisches Lächeln umschwebte den schönen Mund Gfährs, wie eine holde Erinnerung sang sie mit verklärter Stimme einige leise Töne vor sich hin und dann schloffen sich ihre Augen für immer. Paolo sank wankend neben der Toten zusammen, als stoße auch sein Herzblut. Dann aber sagte er sich gewaltiam, drückte einen langen Kuß auf die kalte Hand Gfährs, hob die schlaute Gestalt in seinen Armen empor und schritt mit der teuren Last langsam dem Tiber zu, dessen Wellen daß schäumend über den beiden zusammenstürzten. —



Nur und Moll.

M. H. Schöndorfer Lohu. Folgender aus dem Jahre 1824 datierender Brief des „Freischütz“ und „Oberon“-Komponisten beschreibt in anmutiger Weise eine ruhende Scene seiner Popularität: „Es sah ein Dr. Horn neben mir (in Wiesbaden), ein höchst gebildeter Mann und großer Musikfreund. Nachdem wir über Literatur und viele Dinge recht interessante Gespräche geführt hatten und er bemerkte, daß ich aus Sachfen sei, wo er früher studiert hatte, so frag er mich nach tausend Dingen. Die Tafelmusik brachte dann das Gespräch auch auf den Freischütz. Ich wuß auch künstlichste allen Fragen, die mich hätten verratzen können, aus, bis denn endlich der Mann, ganz erkannt, mich in allem zu zu Hause zu wuß, nach meinem Namen fragte. Nun, das ist ein erblinder Name und ich konnte also nicht verschweigen, daß ich Weber heiße. „Weber?“ rief er ganz gespannt, „Gottfried Weber?“ „Nein,“ sagte ich, „Möso aus Berlin?“ „Der ist lange tot.“ „Möso“ — mit einer Banse wie jemand, dem ein freudiger Schreck den Atem verhält, „doch nicht!“ — „Carl Maria von Weber,“ sagte ich ganz ruhig, indem ich mir einfügte.

Da hättest du sehen sollen, wie der Mann, wie vom Donner gerührt, fünf Minuten unbeweglich still und starr sah und endlich, indem ihm die Augen feucht wurden, ganz andächtig stille sprach: „Was hat mich Gott für ein Glück erleben lassen!“ Du weißt ... daß die größten, dicksten Wehrschwollen weder meine Nase ließen, noch meinen Sinn affizieren. Aber hier, ich gestehe es, mußte ich dem Schöpfer innig ergeben danken, daß er mir Macht gegeben, so tief eines guten Menschen Herz zu ergreifen und daß kein besserer Lohn mir je wieder geboten werden wird.“

F. R. Die hundert Louisd'or. Alexander Dumas (Vater) liebte es, den Mund mitunter etwas voll zu nehmen, und so äußerte er denn auch eines Abends in Gesellschaft: „Ich habe stets hundert Louisd'or für meine Freunde zur Verfügung!“ Gleich am nächsten Morgen erschien ein „guter Freund“, um diese hundert Goldstücke von ihm zu leihen, allein Dumas, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, meinte lachend: „Ja, mein Vetter, Sie haben mich nicht recht verstanden. Ich habe allerdings immer hundert Louisd'or zur Verfügung für meine Freunde, wenn ich Ihnen nun aber die Summe leihen wollte, so stände sie mir ja eben nicht mehr zur Disposition. Ich muß daher sehr bedauern!“

Zahlenrätsel.

1	4	7	18	19	9	7	8
4	2	12	3	4	10	4	16
9	10	14	14	1	7	14	10
9	6	7	3	1	15	14	2
3	3	7	13	12	10	3	2
11	14	4	3	1	15	18	10
11	4	17	15	1	7	3	14
10	3	1	15	10	1	9	11
4	2	10	10	4	5	11	3

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die sechsten Reihen von oben nach unten:

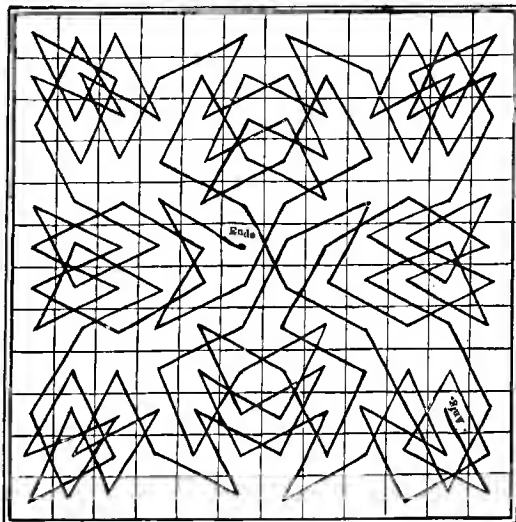
- 1) einen berühmten italienischen Maler,
- 2) ein Del,
- 3) ein dreifaches Königsschloß,
- 4) einen aus dem Jahre 1870 bekannten französischen Diplomaten,
- 5) einen italienischen Klassiker und zugleich den Helden einer komischen Operette,
- 6) einen irdischen Staatsmann der Gegenwart,
- 7) eine Stadt in Sachfen-Meiningen,
- 8) den Schöpfer eines berühmten deutschen Denkmals,
- 9) ein Sternbild und Zeichen des Tierkreises.

Ist alles richtig gefunden, so erscheint an den durch dickere Umrahmung hervorgehobenen Stellen der Name eines italienischen Künstlers, welcher der Held der bedeutendsten Oper eines französischen Komponisten ist.

C. L.

Schlüssel zum Rätselsprung in unserer letzten Nummer:

(Eingeleitet von Fr. J. da C. in E.)



Der Hain mit seinen Nachtigallen —
Da ist der echte Winterkorn,
Durch den und Sommer ruflos schallen
Die frühlichen Gesänge fort.
Wenn über winterlicher Erde
Die Tage rauh vorüberziehen,
Dann kuckten sich zum stillen Gerde
Die heimlichen Melodien.

Da fliegen wir den Dienst des Schönen
Und flut für flut in ihm geweiht:
Wie soll die Kunst dem Nerven schönen,
Entleitet ihrer Herrlichkeit!
Und ob auch in des Jahrmärts Mitte
Das Volk wahllosen Vorber steht:
Den Weg, den große Weiser schritten,
Verlassen ihre Jünger nicht.

Rudolf von Gottschall.

Moderne Opern.

I. Der Zaunkönig.

Komische Oper von Bernh. Tietzel.

Das Produkt jeder künstlerischen Uebergangsperiode ist die Halbheit: die alten Formen haben sich überlebt und für die neuen Gebilde ist der entsprechende künstlerische Ausdruck noch nicht gefunden. So geht es auch mit der Operette und dem ihr verwandten künstlerischen Genre. Von Offenbach ins Leben gerufen und zu erstaunlicher Blüte gebracht, ist sie seit dem Eingange des übermühten Jean Jacques einem unverbesserlichen Niedertum verfallen, und ja schließlich auch einzelne Nachahmer des großen musikalischen Kassenhebers sein mögen, im ganzen tragen doch die Gestaltungen ihrer Kunst den bekannten hypochondrischen Zug, der auf ein frühes Ende hinweist. Die Operette, in jenen tollen, ausgelassenen Formen, wie sie auf den Wust von Jean Jacques Offenbach aus den Verfassungen der bonapartistischen Hervorgehungen, sie ist tot und alle künstlichen Wiederbelebungsbemühungen vermögen sie nicht in ihr phosphoreszierendes Dasein zurückzurufen; unsere Komponisten und Librettisten thun daher gut, mit Grazie sich ins Unermessliche zu fügen und das heitere musikalische Wünschelröhrchen wieder in jenen Formen erheben zu lassen, welche die Kunst befehen, bevor sie durch Offenbach verführt und in den Strudel der Pariser Lebenswelt gerissen wurde. Wir meinen die Formen der komischen Oper. Was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt, es läßt unversehrbar das Bestreben zu Tage treten, jene leichtsinnigen Mäuren, die Offenbach mit dem Uebermühte des Genialitätsbewußtseins zur Schau trug und die ihm so gut zu Gesicht standen, zu vermeiden, um sich wiederum der strengeren künstlerischen Regeln anzubehalten, welche der heiteren Muse in dem gefälligen Aufbaue der komischen Oper wohlthätige Unterstützung geschaffen. Strauß, Cippé, Müller, W. Müller und wie die Vertreter des heiteren musikalischen Genres heißen mögen, sie alle haben in ihren neueren Werken der spezifisch französischen Operette die Gefolgschaft angeschlossen, um der durch jene in den Hintergrund gedrangenen komischen Oper neue Bahnen zu eröffnen.

Auch die jüngste musikalische Novität der Frankfurter Bühne — „Der Zaunkönig“ von Egidius Kling und Egidius Rode, Musik von Bernh. Tietzel —, welche dieser Tage zur überaus kritischen Aufführung gelangte, schließt sich diesem Zuge der Zeit an, ohne jedoch, ebenso wenig wie die vorgenannten im Dienste einer heiteren Muse stehenden Komponisten, das neue künstlerische Programm konsequent durchzuführen. Der leichtsinnige Schalk der Operette hilft dem Musiker doch noch immer auf Schritt und Tritt über den Weg und wo der Komponist einmal wirklich den künstlerischen Ernst zum Durchbruch gelangen lassen will, flücht er wieder da mit seinen tollkühnen Kapriolen. So gelingt es dem Autor nicht, einen einheitlichen künstlerischen Stil beizubehalten; mit dem einen Fuße in der Operette, mit dem andern sich für Exkursionen auf das Gebiet der komischen Oper, mangelt ihm hier wie dort die feste Stellungnahme und ein zielbewusstes Arbeiten wird ihm erschwert. Für die Operette zu wenig vital, zu arm an einem fest ins Schwarze treffenden Witz und doch für die komische Oper nicht fein und elegant genug — das sind die Mängel der Novität, die jedoch mehr den Librettisten als dem Musiker zur Last zu legen sind. Was Tietzel mit den gegebenen Faktoren machen konnte, das hat er in gefälliger, wenn auch nicht allenthalben origineller Arbeit zu Stande gebracht; aber den durch das Libretto gegebenen schwerfälligen und verworrenen Grundzug des Werkes hat er nicht umzugefassen vermocht.

Die Textdichter haben mit dem ihnen von der Historie in die Hand gegebenen Punkte nicht zu wahren genützt. Ein dialektischer Vorwurf, wie geschaffen für den Stilt des gräßlichen Karikaturenzeichners der Bühne, und doch eine Verarbeitung, so geistlos und nutzlos, daß alle die hundert pittoresken Punkte, welche die europäische Staatengeschichte um eines der amüsantersten Kapitel bereichern, fast ganz unverwertet bleiben. — Die Handlung verläuft uns in das Königreich Weiskalen, jenes Karnevalsland von Napoleons Gnaden, welches der damalige allmächtige Kaiser der Franzosen dem lebenslustigen Bruder Jérôme geschenkt. Und Jérôme ist der Held der Komödie und der ganze, von französischen Glücksrittern überschwemmte Hof von Kassel steht den Vi-

bretisten zur Verfügung, um die lustige Intrigue, um den „Zaunkönig“ als Mittelpunkt in Scene zu setzen. Sie halten nicht nötig, das Publikum zu einer Fahrt nach dem fingierten Großherzogtum von Weiskalen einzuladen, wie es die Librettisten Offenbachs gethan, sondern konnten ruhig den Daten der Geschichte folgen, um eine der übermühtesten Komödien ins Leben zu rufen, welche je die Bretter gesehen. Aber von allem dem haben sie nur den minimalsten Gebrauch gemacht und mit den ihnen gegebenen Karten die Partie seinem sehr glücklichen Ende entgegengeführt. Die Karten allein thun es nicht, man muß auch spielen können. Coeur war Mott, doch die besten Karten blieben gedeckt und der König fiel schließlich unter den Tisch, ohne als Trumpf ausgespielt worden zu sein. Von den vielen anekdotenhaften und historisch verbürgten Zügen aus dem Hofleben des Weiskalens Königs haben die Librettisten jenen Brief Jérômes an den allmächtigen Bruder in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, der als Antwort auf eine von Paris ergangene brüderliche Mahnung sich in so unehrenhafter Weise äußerte, daß der ernannte Franzosenkaiser dem forerwähnten Könige von Weiskalen einen vierundzwanzigstündigen Arrest zuschickte und den General Kapp mit der Ausführung dieses Strafbefehls betraute. Aber dieser Grundzug der Handlung tritt als solcher nicht in den Vordergrund, sondern wird verdrängt durch eine Reihe sich hintereinander folgenden Episoden, die wenig glücklich gewählt sind und dem Humor nicht jenen breiten Boden einräumen, wie er durch die Verhältnisse sich von selbst bietet. Ein Karnevalsstück, der den übermühten Refrain: „Ja! morgen wieder lustig!“ zum Inbegriff aller Lebens- und Regentenweisheit erheben, der muß auch diesem Festgeschehener einer tollen Laune auf den Brettern zum Siege verhelfen, sollen wir die augenfällige zur Schau getragene Lustigkeit nicht als eitel Schmeichelei ansehen.

Trotz dieses wenig geschickt gearbeiteten Librettos ist es dem Komponisten gelungen, für das Werk zu interessieren. Eine durchgehends gefällige Melodik, eine oft pikante Rhythmik, sowie eine Instrumentation von stellenweise überaus feiner Feinheit — sie nehmen den Hörer für die Novität an und sichern derselben auch bei der Frankfurter Premiere eine recht beifällige Aufnahme. Neben feinen und selbständig erfundenen Motiven wirft sich auch manches mit in den Kampf, welches der Originalität entbehrt und oft mit fataler Deutlichkeit auf bestimmte Muster hinweist. So begrüßt uns in dem Chor der Strahlenjungen des ersten Aktes ein Zug eines alten lieben Bekannten aus Garmen, in dem übrigens recht geschickt gemacht und sehr wirkungsvollen Ständchen des zweiten Aktes eine Reminiscenz aus der älteren Walzerliteratur u. s. w. u. s. w., doch diese An—empfindungen gelangen meist zu einem so lieblichen und leichtflüchtigen Ausdrucks, daß man dem Autor kaum gram sein darf; ist er doch nur der Märtyrer seines guten Gedächtnisses. Mit großem Talente und einer sonderbaren Beherrschung der musikalischen Ausdrucksmittel sind die Finales gearbeitet, welche den Uebergangsprolog von der Operette zur Oper am deutlichsten erkennen lassen. Am musikalisch wertvollsten erscheint der zweite Akt, der durch einen stimmungsvollen, in Meyerbeer'schem Colorit gehaltenen instrumentalen Satz eingeleitet wird, ferner ein häufig empfindendes, wenn auch etwas trivial ausfallendes Lied („Ja Liebe nur allein“), ein effektvolles Ensemble mit dem bereits erwähnten Mandolinenständchen, sowie ein schön durchgeführtes Finale mit einem ansprechenden Quartettsatz. Dem Entreebild Jérôme im ersten Akte mangelt die Originalität der Erfindung, während die sich anschließende Serenade durch einen gefälligen melodischen Zug ausgezeichnet ist. Der dritte Akt spielt in einer glücklichen gewählten Walzer — Reminiscenz, hier „Liebeswalzer“ genannt, sowie in einem reizend erfundenen und pitant durchgeführten Flöten-Terzettino. — „Der Zaunkönig“ ist das zweite größere Bühnenwerk Bernh. Tietzels, welches im Laufe eines Jahres in Frankfurt a. M. zur Aufführung gelangte; im vorigen Jahre debütierte der aus der Mainstadt gebürtige Komponist mit der dreiaktigen Operette „Der Entenprinz“. Und schon liegt außer dem „Zaunkönig“ ein neues umfangreiches Opus vor: die vieraktige romantische Oper „Lichtenstein“. Wahrscheinlich — das „Nonum prematur in annum“ des alten Horaz ist dem komponistischen Schaffen der Gegenwart aus den Augen geschwunden; auch das Talent sollte sich derselben erinnern, will es sich nicht in einer Reihe von Nichtigkeitkeiten verzeihen. Das gilt in ganz hervorragendem Maße für Bernh. Tietzel. Er arbeitet entschieden zu viel. Weniger wäre mehr. Max von Hlow.

Kunst und Künstler.

Stuttgart. Dem Kritiker, dem Konzertpublikum und dem Lesepublikum werden in dieser musikalisch überlachten Saison nicht leichte Aufgaben gestellt; es sind ja zwar einwörtlich in der Woche durchschnittlich nicht mehr als 7 Abende mit Konzerten besetzt, aber immerhin, alle diese zu kritisieren, zu besuchen oder gar alle die Berichte zu lesen — welche von den drei Parteien ist am meisten zu beklagen?! — Wir behalten uns vor, über die letzten bedeutendsten Konzerteberichte in einer unserer nächsten Nummern zu berichten; heute greifen wir ein solches heraus, das uns durch eine wohlgeordnete, zum Teil treffliche kritische Aufzählung mit interessanten musikalischen Notizen bekannt machte. Das erste Abonnementkonzert des Neuen Singvereins hat hier wieder mal das Sprichwort, daß der Prophet in eigenem Lande nicht gelte, zu Schaden gemacht, enthielt doch das Programm drei Werke heftiger Komponisten (Gottfried Lindner, Wily. Speidel, Joh. Krug-Walbes) und alle drei konnten mit dem Erfolge aufweisen sein. — Lindner's „Fest-Kantate“ (für gemischten Chor, Orchester, Sopran- und Tenor-Solo) wurde, wie aus dem Programm ersichtlich, vom Komponisten 1874 anlässlich einer Feierlichkeit bei Hofe geschrieben, zeigt jedoch keineswegs das Gepräge einer „Gelegenheitskomposition“, es ist vielmehr ein vornehm und echt empfundenes Werk, das sich mit einem prächtigen, imposanten Formbau einfügt, dem sich ein stimmungsvoller Chorlag mit Soli harmonisch anschließt. Wie nobel Konzipierung entbehrt die Fest-Kantate nicht einer tiefgehenden Wirkung. — Zwei kleine, außerst liebenswürdige Schöpfungen „Edelsteine Griselbis“ (französisches Volkslied aus dem 17. Jahrhundert) und „Mallisch“ von unserem Altmeister Wilhelm Speidel boten der Gremie des Singvereins Gelegenheit, ihre überaus schönen Leistungen in A capella-Gesang zu dokumentieren, der sein nuancierter Vortrag dieser beiden anmutenden Nummern fand mit Recht begeisterte Aufnahme. — Der Klaviersatz wurde der gebührende Tribut gezollt durch Vorführung von Beethoven's geistvollender „Chor-Bantale“ (op. 80), bei der die Igl. Hofkapellmeister Frau Johanna Kellner's ihren Klavierpart energisch und ausdrucksvoll durchführte. — Neben Beethoven kann auch, der neue ständige Kapellmeister aus der Igl. Hofoper zu Berlin, schwer bestehen. Seine Konzerte „Walbräutlein“ (für Soli, Chor und Orchester) illustriert das gleichnamige Gedicht Jodel's mit allen modernen Mitteln glänzender Instrumentierung, mit einer an Ueberrumpelbarkeit grenzenden Tonmalerei — kurz ein Witz, dessen feine Nuancen erdrückt werden durch überwiegend grelle Lichteffekte. — Den wirbigen Bechluss des fast überreichen Konzerts bildete eine fernere Novität (Manuskript) Krug-Walbes „Der Weiger zu Gmünd“, für Chor, Tenor-Solo und Orchester und Violin-Solo (Legende von Justinius Kerner). Krug-Walbes ist als Dirigent des Singvereins wie als Komponist eine gleich sympathische künstlerische Persönlichkeit; er betätigt in dieser doppelten reproduzierenden wie schöpferischen Eigenschaft ein instrumentales, freies der Auffassung, lebensvolle Gestaltungsgabe und ein ernstes, echt künstlerisches Streben. Auch in seinem neuesten Werke befindet sich seine entschiedene Begabung für wirkungsvolle, farbenreiche Instrumentierung und Chorbehandlung, vermittelt deren er Szenen und Personen treffend charakterisiert. Der Legendenton ist im allgemeinen glänzlich getroffen, mitunter thut vielleicht der Komponist im Verhältnis zur Schlichtheit des Inhalts der Dichtung des Guten zuviel und trägt die Farben etwas stark auf, desto fester erzielt er die reizvollsten Klangwirkungen, ganz innige Empfindungen steigert bis zur übermühten, ausgelassenen Stimmung finden unmittelbaren warmen Ausdruck. — Der Chor löste seine Aufgabe in allen Nummern des Abends durchaus korrekt und frisch, die Solisten Fr. M. Gerwenla und Herr A. Balluff fast durchweg ebenso; die Stimme des letzteren zeigte hier und da Spuren von Abspannung, während Fr. Gerwenla mitunter ein etwas mäßiger Gebrauch ihrer guten Stimm-mittel zu empfehlen wäre. Das Orchester leistete, was in seinen Kräften stand.

Sn. — Dresden. Hector Berlioz ist noch bis vor ganz kurzer Zeit der Gegenstand der Verehrung und des Spottes, der Verehrung und Verachtung, des Lobes und des Tadel's gewesen. Er gilt und gilt teilweise noch als ein Problem, an welchem schon viele ihren Witz und Scharfsinn verknüpften, ohne daß

damals gelungen wäre, das Mädel dieser Natur zu lösen und sein Wesen vollkommen zu ergreifen. Ein allerdings nicht annehmbarer Einschub in den Anstich und Urteilen Musikverständiger trat zwar schon gegen Mitte der dreißiger Jahre ein und kein anderer, als Rob. Schumann, der für alles Große und Schöne begeisterte Komponist und Kritiker, beidseitig die Lösung des dunklen Mädel dieser musikalischen Späure zu versuchen. Vielleicht reizte ihn dazu der merkwürdige Widerspruch, in welchem die Urteile der Kritiker standen; vielleicht sah er in dem Mädel, daß der junge französische Künstler in Deutschland so heftige Widersacher fand, ein Zeichen von ungewöhnlicher Genialität und Talentkraft; oder vielleicht drängte es ihn, den hohen Lebensarten der sogenannten Kunstverständigen und dem eifigen Geschwätz der Menge dadurch ein Ende zu machen, daß er sich in die Tiefen dieser noch unverschämten Musikernatur verlor und die Realität seiner Forschungen der Öffentlichkeit übergab. Dieses Urteil war mit Wärme und Anerkennung geschrieben, das selbst abtrotzt gegen das bisher verbreitete Vorurteil. So war nun der künstlerische Anerkennung Verloren! zwar Rahn gebrochen, allein trotzdem seine grandiosen Werke durch ihren phantastischen und farbenreichen Inhalt, durch ihren unerhörten Harmonien- und Melodien-Reichtum in der Folge mehr und mehr festsetzten, sie überwältigten, war es erst unserer neuesten Zeit — vielleicht unter Einwirkung von Rich. Wagner's Kunst-Schöpfungen — vorbehalten, seinen Wert als eminenten Tonmeister zu befestigen. Daß dies erst so spät geschehen, mag zum Teil auch in seiner Eigenart liegen: er wollte nicht für artig und elegant gelten und sich einschleimen; was er sagte, sagte er grümmelnd bei den Saaren, was er liebte, mochte er vor Jungfrauen zerbröckeln. Auch bezüglich seiner Harmonien kümmerte er sich um niemand, ohne nach rechts und links zu sehen, ging er vorwärts, da berast, daß er beispielsweise von G. nach Des ging, ohne Komplikationen zu machen. Schüttelte man den Kopf über solch Beginnen, — schließlich kommt man zu der Ueberzeugung, daß es gar nicht anders heißen könnte. Dieses Beginnen hat ihm wohl auch das Epigramm eingetragen: que cela est fort beau, quoique ce ne soit pas de la musique.

Was wir über Berlioz's Musik im allgemeinen gesagt, gilt insbesondere auch seiner Oper „Denise et Colino“. Diese Oper zieht sich durch den größten Teil seines Künstlerlebens hindurch. Schon frühzeitig begann er einiges daraus zu komponieren und als er sie beendet hatte, arbeitete er sie dreimal um und brachte sie doch nie zur Anerkennung. Bei der ersten Aufführung in Paris wurde sie angesetzt, in London fiel sie durch und erst Heinrich (später Karl) Schlegel, Hannover und Leipzig) hat den Ruhm, sie anfangs wenigstens mit Anerkennung und später mit steigendem Beifall aufgenommen zu haben. Kurzlich nun ist dieses herrliche Bühnenwerk auch im Hoftheater in Dresden zur Aufführung gekommen und erzielt, von einer glänzenden Aufführung getragen, den schättesten Beifall. Ueber die Aufnahme schreibt Lind. Hartmann in der „S. Vossz.“: „Die erste Dresdener Aufführung der Oper Denise et Colino von Hector Berlioz († 1869) in Paris, gestaltete sich zu einem Triumph für die erhabenen ersten Künstler des toten Meisters, dem die zeitgenössische Impotenz so schmerzhaft mitgespielt hat. Zugleich bedeutet der Sieg dieses Werkes eine vollkommene Krönung der neudeutschen weimarischen Kunstschichtung. An der Genialität Liszt's, auch des komponierten Liszt, zweifelt seit Jahren kein Gebildeter mehr. Richard Wagner steht so fest im Herzen der Nation, wie kann je ein Vorgänger. Nicht ist auch Hector Berlioz, der dritte schaffensfähige Meister der Zukunftsmusik! über allen Spott erhoben worden. Wie die weltliche Liebe nimmer aufhört, so ist auch der weltliche Geist nicht zu töten, und so feiert Liszt vierzig Jahre nach seiner Niederlage in Paris die stolze Aufsteherung in Dresden.“

In Stockhausen in Frankfurt a. M. veranstaltete jüngst ein Wohlthätigkeits-Konzert, dessen Hauptanziehungsfaktor die erstmalige Aufführung der neu erschienenen „Eigenen Werke“ für vier Stimmen und Klavier von Joh. S. Brahms bildeten, welche einen glänzenden Erfolg hatten. Brahms hat die teils elegischen, teils innigen, teils ausgelassenen Stimmungen der, das Vieleschen der Zigeuner schlummernden Vögel mit einer die verschiedensten Momente auf glückliche Illustrierenden musikalischen Inspiration komponiert. In allen Nummern ist weltliche Stimmung und in den meisten fand wahre Berle einer durch ihre ursprüngliche frische belebenden Melodie angehaucht. Unter den elf Gesängen die besten hervorzuheben, ist schwer, wenn nicht gar unmöglich; sie ge-

hören eben zusammen und wirken als Ganzes nicht zum geringsten Teil durch die in ihnen enthaltenen Kontraste. Die Ausführung der interessanten Novität war eine schwingvolle und technisch vorzügliche; es beteiligten sich an derselben auch der Konzertgeber Fräulein M. Füllinger (Soprano), Fräulein Fides Keller (Alt) und Herr Rob. Kaufmann.

Von der Preisonturgenz, welche die Direction des konzertantes in Berlin im Sommer vorigen Jahres für die besten symphonischen Werke, Saiten und Melodramen ausrichtete, ist die erste Abtheilung nimmer beendete. Es waren nicht weniger als 57 symphonische Kompositionen eingelaufen, über welche die Preisrichter wie folgt entschieden: den ersten Preis (1000 Mk.) erhielt Georg Schumann in Leipzig, den zweiten Preis (500 Mk.) Ferdinand Manns in Bremen, den dritten Preis (300 Mk.) Joseph Deute in Stockholm. Alle drei Werke werden demnächst im Konzertsaal zur Aufführung gelangen.

Eine heitere Oper — ein tragischer Ausgang! Bei der unlängsten Premiere von „Ali Baba“ im Gärtnerplatz-Theater in München traf den trefflichen Darsteller des Kasim, Eduard Brummer, in seiner Garderobe ein Verhängnis. Brummer wurde am 1. August 1878 engagiert und stand im 39. Lebensjahre. Er ist seit einem Jahr verheiratet und hinterläßt eine frohlockende junge Witwe. Franz Josef Brall schließt den dem Heimgegangenen in den „M. N.“ gewidmeten Nekrolog mit folgenden Worten: Brummers Gestalten, sein Kasim, Leopold Weigel, Valentin, sein gemachter Mann, seine zahllosen charakteristischen Figuren in der Operette, wie Kautschuk, Cleander, Froch, Jupiter etc., werden unvergesslich bleiben! Sein Aussehen ist menschlich, und ein volldringendes Witz in der Geschichte des Münchener Volkstheaters wird auch späteren Generationen verbleiben, daß neben den Altmeistern der Komik, Ferdinand Lang und Eduard Sigl auch Eduard Brummer gelebt, leider zu kurz gelebt hat und uns allen zu früh entzogen wurde.

Die Operette „Der Viebschhof“ von Wittmann und Oskar Wismethal, Musik von Adolf Müller, erzielte bei ihrer ersten Aufführung am Theater an der Wien durch die lebendige, amüsante Darstellung, die graziöse und melodische Musik einen sehr günstigen, mehrkritischen Erfolg. Der Komponist, der bereits im „Fohrnaner“ sich als musikalischer Charakteristiker erwiesen, hat auch mit der Partitur zum „Viebschhof“ ein liebenswürdiges Werk geschaffen, welches so eine Art Mittelring zwischen komischer Oper und Operette bildet. Neben Nummern von seinem melodischen Reiz und von glühendem Ausbruch schlängelt sich eine allerdings dane, auf den momentanen Effekt berechnete Melodie durch, doch in allen dokumentiert sich der gute Geschmack und die reiche musikalische Bildung des Komponisten. Der Text zeichnet sich durch nicht gewöhnlichen dichterischen Schwung aus.

Fritz de Swert, der bekannte Cellist, ist als Direktor der Musikakademie nach Ostende berufen worden.

Die Freunde Theodor Thomas' in New York beabsichtigen durch Subskription eine Summe aufzubringen, welche es dem verdienten Orchesterleiter möglich machen soll, sein Orchester wieder zusammen zu halten. Doch scheint es kaum möglich, die 70 000 Doll., welche für die Saison notwendig sind, zu erlangen.

Der Wiener Tenorist Adolf Brail vom Karl-Theater ist für drei Jahre an das Stadttheater in Frankfurt a. M. mit einer steigenden Gage von 13, 14 und 15 000 Mark engagiert worden.

Nobin's neue Oper heißt „Gorisscha“, der russische Text ist von Wieroff verfasst. Die erste Aufführung der Oper in St. Petersburg wird nächsten Herbst stattfinden.

Hdn. Gernsheim's 3. Symphonie in C-moll hatte unter der sehr prägnanten Leitung des Komponisten hier sehr guten Erfolg. Gernsheim, der sich immer auf dem Gebiete edler und vornehmer Musik bewegt, hat in diesem Werk den sonnenbeschienenen Weg, den er mit seinen früheren Symphonien wandelte, verlassen. Ein viel kräftiger, oft düsterer Geist tritt hervor, wovon nur das Scherzo, eine sehr formvollkommene Schöpfung voll Reize und packendem Reiz, eine Ausnahme macht. Die Instrumentation zeigt sich den besten der Kunst an. Im letzten Satz tritt eine kraftvoll feierliche Weise auf, welche dominierend wirkt. Die musikalische Arbeit zeigt den auf der Höhe der Zeit stehenden Meister.

Für das königliche Opernhaus in Berlin ist der Regisseur Tetzlaff vom Hoftheater in Wien als Operndirektor engagiert worden. Doch wird der-

selbe erst in zwei Jahren, bis zu welcher Zeit er noch an Wien gebunden ist, sein Amt antreten.

Der Städtische von Leipzig, Raimund Härtel, Senior der Firma Breitkopf & Härtel, ist kürzlich gestorben.

Eine im Anwesenheit des Komponisten am Sonnabend im Stadttheater in Hamburg zum erstenmale gegebene komische Oper von Siegfried Dohs: „Im Namen des Gesetzes“ hat daselbst eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Das Werk, viele geistliche Stellen enthaltend und auf ein recht glücklich gewähltes Buch sich stützend, fällt zwar zum Teil etwas hart ins Operettensche und schwächt sich in seiner Wirkung gegen Ende der Aufführung gegen die vorhergehenden Szenen nicht unerheblich ab, bietet aber immerhin der lebenswichtigen Unterhaltung genug. Einzelne Nummern, z. B. das komische Auftrittslied der Bürgermeister, eine Romange für Sopran und Alt, ein „Jugendlied“, ein Walzer für Tenor, „Längen nicht ich“, ein Brief-Duett für Sopran und Alt erwiesen sich als besonders wirksam, auch die Gesendebel und die Finale des zweiten und dritten Aktes sprachen recht an.

Hdn. Emil Göde ist von Afrika wieder zurückgekehrt, — ein öffentliches Auftreten in dieser Spielzeit ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Wir sind aber inzwischen mit seinem Doppelgänger bekannt geworden; es ist dies ein junger Tenorist namens Minner aus Karlsruhe, dessen Ähnlichkeit mit Göde eine so frappante ist, daß einige Augenblicke lang ein Füllhorn des Staunens den Zuschauertraum durchfließt, als er sich in der „Afrikanerin“ vorstellt. Als er indes zu singen begann, wurde man sich klar, daß er denn doch nicht Emil Göde war. Der erst 24 Jahre alte Sänger, der noch vor zwei Jahren als Weinläufer mit Fässern hantierte, hat zweifellos eine schöne Zukunft; ein Organ von welchem, horizontalen Klang und einer bis zum reichen vollkräftigen Höhe. Trotzdem der Sänger noch sehr wenig öffentlich aufgetreten, bewährt er schon ziemlich darstellerisches Geschick; sein Gesang wurde allerdings, zumal am Anfang, von einer leicht begrifflichen Befangenheit beeinträchtigt, namentlich machte sich das in offener Deklamation bemerkbar, doch wird ihn eine gute Schule bald auf die Höhe bringen; — an Aufmerksamkeit seitens des Publikums das es nicht gefehlt.

Professor Josef Joachim in Berlin wird anfangs nächsten Jahres sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feiern. Joachim, der jetzt im 57. Lebensjahre steht, ist bereits als siebenjähriger Knabe öffentlich aufgetreten.

Hofkapellmeister Levi vom Münchener Hoftheater ist von seinem langen, ziemlich ersten Leben nimmer völlig genesen. Er weilt wieder in München und hat seine Thätigkeit bereits aufgenommen.

Der General-Intendant der königlichen Schauspiele, Graf Kochberg, hat bei seiner Anwesenheit in Götting bestimmt, daß das X. Schiller'sche Musikfest am 2. und 4. Juni 1889 in Götting stattfinden soll. Die Leitung der Aufführungen liegt in den Händen des Musikdirektors Deppé. Vorläufig ist folgendes Programm festgesetzt worden: 1. Tag: Kaisermarck mit Chor von Richard Wagner. Magnifikation von Joh. Seb. Bach. Einleitung und 3. Akt aus „Parsifal“ von Richard Wagner. 2. Tag: Ouvertüre zu „Carnegie“ von G. M. von Weber. „Märga“-Räute von Th. Gouny. 3. Symphonie von Beethoven. 3. Tag: Tragische Ouvertüre von Brahms. Konzert für Violine und Basses von Mosart. Vorträge der Solisten. Chor aus Inbus Macabäus von Schöberl. — Sämtliche Gesangsvereine der Provinz Schlesien sind zur Mitwirkung aufgefordert worden.

H. Pollini, der Direktor der vereinigten Hamburg-Altonaer Stadttheater, ist von Kaiser Wilhelm durch Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet worden.

Kammerfänger Gudehus aus Dresden ist — wie man uns mitteilt — von der Berliner Generalintendant von der Spielzeit 1890 ab für das 1. Opernhaus verpflichtet worden. Der Künstler soll in erster Reihe der Berliner Hofoper künstlerischen Ersatz für Albert Niemann bieten, welcher, wie bekannt, in nicht allzu ferner Zeit seine fast 40jährige Künstlerlaufbahn beschließen wird.

Der mit der Leitung der Geschäfte der Intendantur des königlichen Theaters zu Hannover beauftragte Kammerherr von Lepel-Gutitz ist vom Kaiser zum Intendanten dieses Theaters ernannt worden.

Termisfles.

— Im Musikale der Firma Schiedmayer, Pianofortefabrik (vormals J. & P. Schiedmayer), in Stuttgart war kürzlich eine erfahrene Gesellschaft von Musikern und Musikfreunden versammelt, um ein neues Konzert-Harmonium zu prüfen, welches seinesgleichen bis jetzt noch nicht hat. Dasselbe umfaßt sechs, durch Verlegung der Register sieben Oktaven, mit nahezu 1100 Zungen, hat zwei Mammeln, 13 1/2 Spiele, 42 Register, 4 Klavierregister, Doppelprolongement und Perkussion (durch welche letztere die möglichst glückliche Kombination von Klavier und Harmonium hergestellt ist). Die Probe ist nun glänzend ausgefallen. Mächtig und voll klang das „Belle Werk“ durch den Saal und als der spielende Künstler (Direktor Buttschardt) die einzelnen Stimmen vorführte, war die Zuhörerschaft geradezu verblüfft über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Klangfarben. Von zartesten Aeolsgesängen bis zum vollen majestätischen Orgelton erstreckten sich die verschiedenartigsten Nuancen des interessantesten Kunstwerkes, das auch in seinem statischen Bauern von feinstem Geschmack genügt. Wir beglückwünschen den in Hamburg wohnenden Besitzer zu diesem einzigen Instrument, gleichwie auch die renommierte Schiedmayer'sche Fabrik, zu deren unübertroffenen Leistungsfähigkeit.

— Bezüglich der Sängerkunft, welche der Rönner Männergesangs-Verein nach Italien zu machen beabsichtigt, wird uns mitgeteilt, daß derselbe im Monat April angetreten werden soll. Von Ungern geht die Reise durch den St. Gotthard nach Mailand, von dort über Turin und Genua nach Rom. Die Rückreise würde über Florenz und Bologna über den Brenner nach München erfolgen. Die ganze Tour wird fast drei Wochen, vom 18. April bis 5. Mai, dauern.

— Das Brüsseler Konservatorium, welches eine bedeutende Sammlung alter musikalischer Instrumente besitzt, hat ein Meisterstück der Instrumentenmacherei aus dem 16. Jahrhundert erworben. Eine von dem berühmten Instrumentenmacher Dittfortinger für Franz I. angefertigte Baßgeige ist in seinen Besitz gekommen. Das ganze Instrument ist mit Inkrustationen und prächtiger, eingeleiteter Arbeit geschmückt. Auf der Rückseite ist auf dem aus Mahagoni gefertigten Boden der Plan von Paris angebracht und darüber die Gestalt des heiligen Christoph. Die Baßgeigenhals ist gänzlich geschnitten; in der Mitte des Schnitzwerks ist besonders der Gott Bau, der seine Hochsprünge ausführt, bemerkenswert.

— Emil Höfinghoff in Barmen hat eine Doppelflavölar erfunden, welche den allerdings nicht zu unterschätzenden Vorteil gegen andere Systeme hat, daß jeder Flavierpieler auf derselben sofort alle Tonstufen in derselben Weise wie auf der gewöhnlichen einfachen Flauto spielen kann, es aber gleichzeitig ermöglicht, mit einer Hand Spannungen bis zu zwei Oktaven auszuführen und bietet mithin, namentlich für kleine Hände, bedeutende Erleichterungen. Es hat bereits eine große Anzahl deutscher Musik-Autoritäten die Höfinghoff'sche Flauto in anerkennendster Weise begutachtet. Ob die Erfindung der Allgemeinheit angeeignet werden kann, wird die Zukunft erweisen.

— Die nächstjährige Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins wird in der ersten Woche des Juli in Wiesbaden stattfinden.

— Das unter dem Protektorate der Großherzogin von Baden stehende Konservatorium der Musik in Karlsruhe hat seinen 4. Jahresbericht herausgegeben, welcher der Prospekt der jungen Kunstler ein vortreffliches Zeugnis ausstellt. Die Anzahl der Teilnehmer am Unterricht belief sich auf 240. Die hohe Protektorin, sowie Prinz Wilhelm von Baden haben an unermittelte, begabte Schüler reiche Stipendien gewährt; auch hat eine dem Institut fremdbildig gefasste Persönlichkeit 5000 Mark gestiftet, deren Zinsen ebenfalls zu Stipendien verwendet werden sollen. So vereinigen sich äußere und innere Faktoren, welche dem Gedeihen der Kunst förderlich sind. Dem Jahresbericht ist ein Aufsatz: Vorarbeiten zum Bach-Spiel von Direktor G. Orbenstein, beigegeben.

— Unter dem Namen „Harmonia“ hat sich in Berlin eine „Annung der Musiker und Stadtmusiker“ gebildet, welche auch Charlottenburg und die Kreise Teltow und Niederbarnim umfaßt.

— O. Unger & W. Wismann in Mannheim haben sich einen Violindogenhalter patentieren lassen, welcher eine unbedingte richtige Haltung des Bogens erzielen soll. Es ist dies ein aus leichter Masse gebildeter Körper, welcher den Hohlraum zwischen dem Daumen einerseits und dem Zeige-, Mittel- und Ringfinger andererseits so anstellt, daß die vorbereiteten Fingerenden frei bleiben, um die Bogenstange zwanglos fassen zu können. Gummibänder legen sich um die Gelenke des Daumens, des Zeige- und des Mittelfingers und erhalten dieselben in ihrer Lage. Außerdem ist an dem Körper eine Klammer angebracht, in welcher die Bogenstange befestigt wird.

— Der Männer-Gesangsverein „Rheinland“ in Koblenz wird am 29. und 30. Juni u. J. das Fest seines 15jährigen Bestehens durch Veranstaltung eines Gesangs-Wettstreites feiern. Die Stadt hat bereits einen wertvollen Ehrenpreis bewilligt.



Literatur.

Verlag von Carl Kühle (vormals P. J. Zenger) in Leipzig-Neudamm.

— **Die Klavierstücke**, das sind die Sonatinen von M. Clementi, op. 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Ein ganz eigenartiger, vorzügliches Doppel. Dasselbe erläutert in Form eines Märchens in einer der Jugend angepaßten Art und Weise den poetischen Inhalt der oben genannten Sonatinen, das der Bearbeiter jeder Sonatine ein bejüngliches Kapitel des Märchens voraussetzt. Daß durch diese Behandlung der jugendliche Spieler dadurch in das Verständnis der Tonkünde eingeführt wird, liegt auf der Hand; es wird ihm aber auch Vergnügen machen, einen Zusammenhang zwischen Poesie und Musik zu finden. — Ein Umstand, der besonders geeignet, des Schülers Lust und Liebe für Musik, insbesondere für gute Musik zu wecken und zu fester. Jeder Lehrer gewinnt an diesem originellen Buch ein treues Bundesgenosse.

Beitrag, Franz: **Polke Polke** (1. Hft.).

Sehr klaviermäßig, wirksame Gesänge des fruchtbarsten Autors. Die (auch sehr hübsch ausgestattete) Polke hat — wie schon der Titel andeutet — zugleich auch einen instruktiven Zweck.

Ellenberg, H.: **Lehrbuch** (1. Hft. 50 Pf.). Ein hübsches, melodisches Stück leichter Art.

Balladen Band V (Hft. 1) als Fortsetzung der bereits früher erschienenen vier Hefte, die er aber an melodischem Reiz, frischem Rhythmus, überhaupt an sog. Epic überlegen dürfte.

Ossip Schubin: Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen. (Braunschweig, Georg Meiermann, 1898).

Die zu schneller Berühmtheit gelangte Verfasserin hat in dieser ergötzlichen Dichtung zwar kein neues Motiv behandelt: Die Geisteswelt schließt sich mit einer Dame und ihrem Geiste, den Konflikt zwischen der Unmöglichkeit des Genies und der ersten Lebensführung bürgerlicher Sitte; allein dieses alte Motiv ist in ein ganz neues Gewand gekleidet, in ein Gewand von so ergötzender Tragik, von so scharfer Charakteristik, physiologischer Vertiefung und markigem Stil, daß wir nicht anstehen, diesen ebenso lebenswahren als poetischen Roman als das Beste zu bezeichnen, was uns in dieser Gattung in jüngerer Zeit begegnete.

Unter den musikalischen Neuheiten, welche uns aus dem Verlage von Otto Junno in Leipzig (früher Barth's Verlag) zugehen, sind besonders hervorzuheben: **Drei neue Lieder**, op. 71, von Carl Meyer Schmidt, die das Gebiet der Gesangs-Literatur in vollkommener Weise bereichern. Allen Sängern und Sängerinnen seien diese Lieder warm empfohlen. Für die Klavier-Spieler besser Rechnung hat Josef Wienawski eine brillante „**Walse Caprice**“ voll Schwung und Eleganz, op. 40, erscheinen lassen. Und endlich für die Violoncellisten ist eine geeignete Komposition vom Komponisten Gustav Holländer, op. 34, „**Preislied**“ erschienen, die an musikalischem Gehalt den vorher genannten Werken nicht nachsteht.

Carl Eichhorn, Altschüler und Praktiker für das Harmonium, op. 1. (Leipzig Verlag in Lebnichburg. Preis M. 1.50.)

Für Liebhaber des Harmoniums mit oder ohne Pedal bietet diese Sammlung kleiner Vortragsstücke eine recht hübsche Auswahl. Der Komponist, ein ehemaliger Schüler des Stuttgarter Konservatoriums, kennt genau die Licht- und Schattenseiten dieses Instruments und hat mit Geschick seinen Charakterbildern die entsprechende Form und Farbe verliehen. Nicht alle der 12 Nummern sind von gleichem Wert, doch tragen manche seine Jünger einer gewissen Harmonie, wie sie in solchen Sammlungen sonst schwer zu finden sind.

Von Carl Reinecke, dem bekannten Professor am Leipziger Konservatorium und Kapellmeister der Gewandhauskapelle, ist ein größeres Werk erschienen, welches den Titel „**Von der Wiege bis zum Grabe**“ führt und 16 die verschiedensten Lebensabschnitte behandelnde Pianostücke zu 2 und 4 Händen enthält. Welches Interesse dieses Werk findet, beweißt der Umstand, daß die erste Auflage sehr rasch ausverkauft war. Ein

verbindender poetischer Text erhebt noch das Interesse an dieser Komposition und macht sie beiden Kreisen lieb und verständlich. Verfasser ist Prof. Geurt. Zimmermann in Leipzig.

Verlag von Gruber & Mayer, Chemnitz, Wiesenstraße 37 III.

Männerchöre:

Weder, S. C., op. 131 Nr. 2. **Fest- und Jubelchor.** Part. und Stimme M. 3. Ein Fest- und Jubelchor im wahren Sinne des Wortes.

Müller, S. C., op. 43. Jagdlied aus „Der wilde Jäger“. Part. und Stimme M. 1. Original, lang und langvoll.

Reichner, S. C., op. 1. **Die Nacht.** Part. und Stimme M. 1. Sehr leicht und einfach, aber wirkungsvoll.

Garg, Friedr., op. 40 Nr. 1. **Ich lasse die Augen wanken.** Part. und Stimme M. 1. Die Stimmung ist sehr gut getroffen. Bei entsprechendem Vortrag wird das Lied von bester Wirkung sein.

Weder, S. C., op. 131 Nr. 3. **An den Taunuswald.** Part. und Stimme M. 1. Diese Komposition zeigt von Wohlklang und poetischem Zauber.

Reichner, S. C., op. 1. **Anfang zum Gekrenzten.** Part. und Stimme M. 2. Jede Note atmet Aebung und Würde. Sehr empfehlenswerte und auch für kleinere Kirchenchöre zur Aufhebung geeignet.

Wetter, Franz. **Fran Schwalbe.** Part. und Stimme M. 2. Lied und Text gearbeitet, klug und effektiv.

Kowal, G. **Schneide nach der Heimat.** Part. und Stimme M. 3. Ein an Heiligkeit gehaltenes, einfaches, sehr melodisches Lied, das sich viele Herzen erobert haben wird.

Wetter, Franz. **Deutsche Kaiser-Hymne.** (Mit Musiknoten ad lib.) Diese Komposition ist der Frucht aus hiesigen Mehlern. Sie erfordert indes geduldige Sänger, ist aber ganz annehmlich, im Besonderen eine wertvolle Wirkung zu erzielen. Ist auch rein a capella auszuführen.

Wetter, Franz. **Die Klavierstücke**, das sind die Sonatinen von M. Clementi, op. 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Ein ganz eigenartiger, vorzügliches Doppel. Dasselbe erläutert in Form eines Märchens in einer der Jugend angepaßten Art und Weise den poetischen Inhalt der oben genannten Sonatinen, das der Bearbeiter jeder Sonatine ein bejüngliches Kapitel des Märchens voraussetzt. Daß durch diese Behandlung der jugendliche Spieler dadurch in das Verständnis der Tonkünde eingeführt wird, liegt auf der Hand; es wird ihm aber auch Vergnügen machen, einen Zusammenhang zwischen Poesie und Musik zu finden. — Ein Umstand, der besonders geeignet, des Schülers Lust und Liebe für Musik, insbesondere für gute Musik zu wecken und zu fester. Jeder Lehrer gewinnt an diesem originellen Buch ein treues Bundesgenosse.

Beitrag, Franz: **Polke Polke** (1. Hft.).

Sehr klaviermäßig, wirksame Gesänge des fruchtbarsten Autors. Die (auch sehr hübsch ausgestattete) Polke hat — wie schon der Titel andeutet — zugleich auch einen instruktiven Zweck.

Ellenberg, H.: **Lehrbuch** (1. Hft. 50 Pf.). Ein hübsches, melodisches Stück leichter Art.

Balladen Band V (Hft. 1) als Fortsetzung der bereits früher erschienenen vier Hefte, die er aber an melodischem Reiz, frischem Rhythmus, überhaupt an sog. Epic überlegen dürfte.

Ossip Schubin: Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen. (Braunschweig, Georg Meiermann, 1898).

Die zu schneller Berühmtheit gelangte Verfasserin hat in dieser ergötzlichen Dichtung zwar kein neues Motiv behandelt: Die Geisteswelt schließt sich mit einer Dame und ihrem Geiste, den Konflikt zwischen der Unmöglichkeit des Genies und der ersten Lebensführung bürgerlicher Sitte; allein dieses alte Motiv ist in ein ganz neues Gewand gekleidet, in ein Gewand von so ergötzender Tragik, von so scharfer Charakteristik, physiologischer Vertiefung und markigem Stil, daß wir nicht anstehen, diesen ebenso lebenswahren als poetischen Roman als das Beste zu bezeichnen, was uns in dieser Gattung in jüngerer Zeit begegnete.

Unter den musikalischen Neuheiten, welche uns aus dem Verlage von Otto Junno in Leipzig (früher Barth's Verlag) zugehen, sind besonders hervorzuheben: **Drei neue Lieder**, op. 71, von Carl Meyer Schmidt, die das Gebiet der Gesangs-Literatur in vollkommener Weise bereichern. Allen Sängern und Sängerinnen seien diese Lieder warm empfohlen. Für die Klavier-Spieler besser Rechnung hat Josef Wienawski eine brillante „**Walse Caprice**“ voll Schwung und Eleganz, op. 40, erscheinen lassen. Und endlich für die Violoncellisten ist eine geeignete Komposition vom Komponisten Gustav Holländer, op. 34, „**Preislied**“ erschienen, die an musikalischem Gehalt den vorher genannten Werken nicht nachsteht.

Carl Eichhorn, Altschüler und Praktiker für das Harmonium, op. 1. (Leipzig Verlag in Lebnichburg. Preis M. 1.50.)

Für Liebhaber des Harmoniums mit oder ohne Pedal bietet diese Sammlung kleiner Vortragsstücke eine recht hübsche Auswahl. Der Komponist, ein ehemaliger Schüler des Stuttgarter Konservatoriums, kennt genau die Licht- und Schattenseiten dieses Instruments und hat mit Geschick seinen Charakterbildern die entsprechende Form und Farbe verliehen. Nicht alle der 12 Nummern sind von gleichem Wert, doch tragen manche seine Jünger einer gewissen Harmonie, wie sie in solchen Sammlungen sonst schwer zu finden sind.

Von Carl Reinecke, dem bekannten Professor am Leipziger Konservatorium und Kapellmeister der Gewandhauskapelle, ist ein größeres Werk erschienen, welches den Titel „**Von der Wiege bis zum Grabe**“ führt und 16 die verschiedensten Lebensabschnitte behandelnde Pianostücke zu 2 und 4 Händen enthält. Welches Interesse dieses Werk findet, beweißt der Umstand, daß die erste Auflage sehr rasch ausverkauft war. Ein

verbindender poetischer Text erhebt noch das Interesse an dieser Komposition und macht sie beiden Kreisen lieb und verständlich. Verfasser ist Prof. Geurt. Zimmermann in Leipzig.

Verlag von Gruber & Mayer, Chemnitz, Wiesenstraße 37 III.

Männerchöre:

Weder, S. C., op. 131 Nr. 2. **Fest- und Jubelchor.** Part. und Stimme M. 3. Ein Fest- und Jubelchor im wahren Sinne des Wortes.

Müller, S. C., op. 43. Jagdlied aus „Der wilde Jäger“. Part. und Stimme M. 1. Original, lang und langvoll.

Reichner, S. C., op. 1. **Die Nacht.** Part. und Stimme M. 1. Sehr leicht und einfach, aber wirkungsvoll.

Garg, Friedr., op. 40 Nr. 1. **Ich lasse die Augen wanken.** Part. und Stimme M. 1. Die Stimmung ist sehr gut getroffen. Bei entsprechendem Vortrag wird das Lied von bester Wirkung sein.

Weder, S. C., op. 131 Nr. 3. **An den Taunuswald.** Part. und Stimme M. 1. Diese Komposition zeigt von Wohlklang und poetischem Zauber.

Reichner, S. C., op. 1. **Anfang zum Gekrenzten.** Part. und Stimme M. 2. Jede Note atmet Aebung und Würde. Sehr empfehlenswerte und auch für kleinere Kirchenchöre zur Aufhebung geeignet.

Wetter, Franz. **Fran Schwalbe.** Part. und Stimme M. 2. Lied und Text gearbeitet, klug und effektiv.

Kowal, G. **Schneide nach der Heimat.** Part. und Stimme M. 3. Ein an Heiligkeit gehaltenes, einfaches, sehr melodisches Lied, das sich viele Herzen erobert haben wird.

Wetter, Franz. **Deutsche Kaiser-Hymne.** (Mit Musiknoten ad lib.) Diese Komposition ist der Frucht aus hiesigen Mehlern. Sie erfordert indes geduldige Sänger, ist aber ganz annehmlich, im Besonderen eine wertvolle Wirkung zu erzielen. Ist auch rein a capella auszuführen.

Wetter, Franz. **Die Klavierstücke**, das sind die Sonatinen von M. Clementi, op. 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Ein ganz eigenartiger, vorzügliches Doppel. Dasselbe erläutert in Form eines Märchens in einer der Jugend angepaßten Art und Weise den poetischen Inhalt der oben genannten Sonatinen, das der Bearbeiter jeder Sonatine ein bejüngliches Kapitel des Märchens voraussetzt. Daß durch diese Behandlung der jugendliche Spieler dadurch in das Verständnis der Tonkünde eingeführt wird, liegt auf der Hand; es wird ihm aber auch Vergnügen machen, einen Zusammenhang zwischen Poesie und Musik zu finden. — Ein Umstand, der besonders geeignet, des Schülers Lust und Liebe für Musik, insbesondere für gute Musik zu wecken und zu fester. Jeder Lehrer gewinnt an diesem originellen Buch ein treues Bundesgenosse.

Beitrag, Franz: **Polke Polke** (1. Hft.).

Sehr klaviermäßig, wirksame Gesänge des fruchtbarsten Autors. Die (auch sehr hübsch ausgestattete) Polke hat — wie schon der Titel andeutet — zugleich auch einen instruktiven Zweck.

Ellenberg, H.: **Lehrbuch** (1. Hft. 50 Pf.). Ein hübsches, melodisches Stück leichter Art.

Balladen Band V (Hft. 1) als Fortsetzung der bereits früher erschienenen vier Hefte, die er aber an melodischem Reiz, frischem Rhythmus, überhaupt an sog. Epic überlegen dürfte.

Ossip Schubin: Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen. (Braunschweig, Georg Meiermann, 1898).

Die zu schneller Berühmtheit gelangte Verfasserin hat in dieser ergötzlichen Dichtung zwar kein neues Motiv behandelt: Die Geisteswelt schließt sich mit einer Dame und ihrem Geiste, den Konflikt zwischen der Unmöglichkeit des Genies und der ersten Lebensführung bürgerlicher Sitte; allein dieses alte Motiv ist in ein ganz neues Gewand gekleidet, in ein Gewand von so ergötzender Tragik, von so scharfer Charakteristik, physiologischer Vertiefung und markigem Stil, daß wir nicht anstehen, diesen ebenso lebenswahren als poetischen Roman als das Beste zu bezeichnen, was uns in dieser Gattung in jüngerer Zeit begegnete.

Unter den musikalischen Neuheiten, welche uns aus dem Verlage von Otto Junno in Leipzig (früher Barth's Verlag) zugehen, sind besonders hervorzuheben: **Drei neue Lieder**, op. 71, von Carl Meyer Schmidt, die das Gebiet der Gesangs-Literatur in vollkommener Weise bereichern. Allen Sängern und Sängerinnen seien diese Lieder warm empfohlen. Für die Klavier-Spieler besser Rechnung hat Josef Wienawski eine brillante „**Walse Caprice**“ voll Schwung und Eleganz, op. 40, erscheinen lassen. Und endlich für die Violoncellisten ist eine geeignete Komposition vom Komponisten Gustav Holländer, op. 34, „**Preislied**“ erschienen, die an musikalischem Gehalt den vorher genannten Werken nicht nachsteht.

Carl Eichhorn, Altschüler und Praktiker für das Harmonium, op. 1. (Leipzig Verlag in Lebnichburg. Preis M. 1.50.)

Für Liebhaber des Harmoniums mit oder ohne Pedal bietet diese Sammlung kleiner Vortragsstücke eine recht hübsche Auswahl. Der Komponist, ein ehemaliger Schüler des Stuttgarter Konservatoriums, kennt genau die Licht- und Schattenseiten dieses Instruments und hat mit Geschick seinen Charakterbildern die entsprechende Form und Farbe verliehen. Nicht alle der 12 Nummern sind von gleichem Wert, doch tragen manche seine Jünger einer gewissen Harmonie, wie sie in solchen Sammlungen sonst schwer zu finden sind.

Von Carl Reinecke, dem bekannten Professor am Leipziger Konservatorium und Kapellmeister der Gewandhauskapelle, ist ein größeres Werk erschienen, welches den Titel „**Von der Wiege bis zum Grabe**“ führt und 16 die verschiedensten Lebensabschnitte behandelnde Pianostücke zu 2 und 4 Händen enthält. Welches Interesse dieses Werk findet, beweißt der Umstand, daß die erste Auflage sehr rasch ausverkauft war. Ein

Passendstes Festgeschenk für jeden Musikschüler, für jeden jungen Musikfreund:

Musikalische

Jugendpost.

Jahrgang 1888.

Schön ausgestattet.

= Reich illustriert. =

Unterhaltend und belehrend.

... Die Musikalische Jugendpost verdient wegen ihres trefflichen Inhalts die weiteste Verbreitung. Deutscher Schulwart, München.

... vortreffliche Musik-Zeitung für die Jugend. Kölnische Zeitung.

Preis 5 Mark.

Durch jede Buch- oder Musikalien-Handlung schnellstens zu beziehen.

Probennummern und Inhaltsverzeichnisse gratis und franko.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart.

Billig aber trotzdem gut gewählt, melodios und von elektrisierender Wirkung sind einzelnen Nummern der **Tanz-Alben**s à 1 Mark, welche in *Carl Rühles Musik-Verlag* (vorm. P. J. Tong) in *Leipzig-Reudnitz*, Heinrichstrasse No. 7, unter dem Titel „**Ballabende**“ in 5 reich ausgestattete

Ballabende

s unbekannten Füllnummern zusammengesetzt

Ballabend,	Ballabend,	Ballabend,	Ballabend,	Ballabend,
Band I. 14 außerordentliche Tänze. 1 — Nr. 1. Jede. ev. 14. Nr. 1. Gung aus	Band II. 14 mittelschwere Tänze. 1 —	Band III. 14 neue Tänze. 1 —	Band IV. 14 neueste Tänze. 1 — Nr. 1. Jede. ev. 14. Nr. 1. Gung aus	Band V. 14 neueste Tänze. 1 — Nr. 1. Jede. ev. 14. Nr. 1. Gung aus

[illegible]

Frankenstrasse 19, Suisse & Grèce. In Stockholm am 27. Febr. 1933	N. O. D. No. 16367	Dantons eller i ändor
---	--------------------	-----------------------

Spezialität in Musik-Instrumenten für ernste und heitere Vorträge.

Bumbass, Stahlgeigen, Holzharfen, Verrophon (Glasophonium), Holz- u. Strohinstrumente.

Adolf Klinger, Reichenberg i. Böhmen.

The **FAITH ORIGIN**



Kataloge gratis!

Reiche Auswahl ist stets
vorrätig, Agenturen befinden
sich in allen grösseren Städten
Europas. Dauernde Garantie.
etwaige Reparaturen kostenfrei
durch Techniker der Fabrik.

**Beste Qualität!
Billige Preise!**

Estey-Cottage-Orgel.

Im August dieses Jahres verliess das

200 000^{ste} Instrument

aus der Fabrik, ein Ereigniss, welches in der Geschichte des Instrumentenbaues einzig dasteht!

in den Jahren 1849-73 wurden	43 000
1873-88	157 000

Orgel-„Harmoniums“ angefertigt und verkauft. Diese Thatsaachen erhellen uns jeder weiteren Anpreisung. Wer die Estey-Orgeln kennt, kauft kein anderes Fabrikat.

Louis Ritz & Cie., Hamburg,

General-Agenten für Europa.

Harmonium-
Musikalien. Spezialist.
E. Simon, Stuttgart.
Auswahlsendg. bereitwillig.
Illustrirte Prosalate von
Harmonium gratis.
Musikalien-Katalog 1 Mark.

Verkauf eines wertvollen
Violoncellos.
Am 29. November verkauft zur Verstei-

am 20. November 1944
g ein wertvolles Violoncello von C. G.
tore nebenst der Musikalienbibliothek Kemmen-
musik des Rentners und Stadtvor-
nsten Herrn Gerhard in Bonn. Kata-
s verwendet gratis M. Lemperts
ttiquariat (P. Hansteln).

Natur-Weine
von **Oswald Nier**
Hauptgeschäft
BERLIN

Christbaum-Untersatz
 mit Musik u. Mechanik,
 wodurch sich der
 Tausch und
 feierlicher Musik
 langum
 (Jeder 12 000
 im Preis)

Patentirt.

Garantie.

Wird von
 jedem
 Baum
 selbst
 bespielt

in eleg. Nische gehäuse M 81, ab Stutt
„ naturgetr. Felsgruppe M 32, art. incl.
„ stilv. Holzpostament M 97, Postkiste
je mit 2 Weihnachtskugeln.
Verandt geg. Einzlg. od. Nachnahme.
J. C. Eckardt, Stuttgart, Böblingerstr. 59.
Ausföhrl. Preisliste gratis & franco.



Tragbare Oefen
mit Carbonatnatron-Heizung. Die Oefen brennen ohne Schornstein, Rauch-, u. geruchlos und werden behördlich auch dort gestattet, wo sonst Feuerungsanlagen untersagt sind. Vielfach anerk. u. prämiirt. Diese Oefen funktionieren ohne Beaufsichtigung u. Bedienung Tag u. Nacht vollständig gefahrlos. Ofen, elegant vernick., ca. 1 m hoch, inkl. Heizung für ca. 2 Monate 30 Mk. Prospect gratis.

C.-Natron-Heiz-C. A. Nieske, Dresden.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-
wachsene abgeodr.
Eisenschmied.

gut beschl.
25 50 100 Kk. Tragfähigk.
7, 12, 18, — M. pr. St. blan.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Ausl.

Fahrer f. Wagen,
Kutnenbolzer
u. Holzkarren,
Glv. Arbeiter davor.

Ziegenbockwagen, Kinderschlitzen
Weihnachtsgeschenke für Kinder und Erwachsene. Illust. Preislisten gratis!

Sensationell! Neu!
MÜLLERs
inder-Nähmaschine
Preis: **3,50 Mark.**
Wirklich gnt. nühend. Leichteste Hand-
nähung. Jedermann verständlich. Bruch-
sicher! Genügend. Zu beziehen durch alle
Jalenterie-, Spiel-, Kurz- etc. Waren-Handlungen.

Für Decemalisten durch Carl W. Schmidt, Berlin S.O. 36

*
Fern-
Orgel.
Harmoniums.
Einfache solide Konstruktion.
* * * * * Exter Ton. * * * * * Mässige Preise.
Stille Ausatmung. * * * * * Mässige Preise.
Alleinige Repräsentanten für Europa
Schreiber, Piano & Organ Co.
(London und Hamburg).
Kehrwieder Nr. 5.
Freihafen-
gebiet.
*



Suche zu sofort
auf kürzer Zeit, eine junge in der
Musik ausgebildete Dame, die **guten**
Gesang-Unterricht erteilt! —
Gehaltsnach Übereinkunft! Empfeh-
lungen bitte einbringen an
Margarethe von Biel
geb. von Velthelm,
Stadt Doberan i. Mecklen-
burg-Schwerin.

Stimmer und Reparatuer
 kann in einer größeren Stadt Nord-
 deutschlands eine angenehme selbständige
 und unter Garantie lung nachge-
 wiesen werden. — Schriftliche Offerten
 an: **W. 5355 Endolf**
 Mosse, Berlin N.W.

Eine Gouvernante
wird in eine Familie, die den Sommer an der Nordküste Frankreichs, den Winter im Süden Österreichs zubringt, zu einem kleinen Mädchen, Mädchen, das wissenschaftlich gebildet und **sehr musikalisch** sein. Anträge mit Angabe der Referenzen an: **W. G. Pöste Postamt 2000 Bozen (Tirol).**

Hopfsche Geige
preiswürdig zu verkaufen. Gefl. Anfragen
an die Buchhandlung von Aug. Imgardt,
Laaspha.

von Carl Gröninger, beide in Stuttgart. (Kommissionsverlag in Leipzig: R. F. Schöler.)
berg (vormals Thieme's Verlag), Leipzig, und Carl Merseburger, Leipzig

IX. Jahrgang Nr. 24.

Stuttgart, 1888.



Neue Musik-Zeitung.

— Auflage 51 000. —

Vierteiljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je einer Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Musiker-Lexikon, illustrierte Musikgeschichte u. s. w.

Verlag Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig
(vormals H. J. Zenger in Köln).
Inserate die halbjährliche Renonciations-Beile 75 Pfennig.
Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.—
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei
Rudolf Mosse Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Alle früheren Jahrgänge sind neu aufgelegt in eleg. brosch. Bänden zu 80 Pfg. das Quartal, Einbanddecken à Mk. 1.—, Prachtdecken à Mk. 1.50 durch alle Buch- u. Musikalien-Handl. zu beziehen.

Festimmung.

Weihnachten!... Welch ein Zauber liegt in diesen Worten, welch ein Klang, der in den tiefsten Saiten unserer Seele nachklingt. Kein anderes Fest ist so weihnachtlich, so voll holden Reizes und so milden Geistes, — selbst das härteste Herz vermag nicht sich ihm zu verschließen. Wie freundlich, heimlich er uns anblickt, der gutmütige Geselle mit seinem frischen Walddaroma, der Tannenbaum, dessen Wipfel noch vor kurzem ein schimmerndes Diamant getragen und dessen Zweige, die unter den Küssen des Kusses erstarrten, noch glänzten wie eiserne Stäbe; ihn schlürfte; „mit weißer Decke umhüllten ihn Eis und Schnee“, bis die scharfe Axt seine Wurzel kraus und ihn zu Boden stieß. Und mit dem Verbluten erst ist er sich seiner heiligen Bestimmung so recht bewußt geworden, der Bestimmung, die dürrigste Hütte zum Palast umzugestalten. Allüberall wo Deutsche wohnen, bist du ein gar lieber, willkommener Gast, du grüner Wanderbursche des deutschen Waldes; selbst in die fernsten Gegenden der Erde richtest du deinen Weg. Und wie wird dort, in weiter Ferne dein Ehrenfest erst



Therese Walter

gefeiert! Schlangen sich doch deine Wurzeln in den Boden der Heimat und bringst du doch an deiner Kaserne ein Stückchen Vaterlandserde mit. Und wenn du dann auf dem Tische stehst, festlich gepußt, und wenn deine Nadeln im Goldschmuck zittern, dann ist es denen in der Fremde, als hörten sie Waldesrauschen, heimatisches Vogelgezwitscher und Liebesgeflüster aus dem Munde einer deutschen Maid. Und ein schlichtes, wehmütiges Volkslied kommt ihnen in den Sinn und auf die Lippen — „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter; du grünst nicht bloß zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit; o Tannenbaum, o Tanne — —“, — die Stimme versagt und heiße Thränen rinnen aus den guten treuen Augen, die für einen Augenblick wieder die Heimat mit all ihren treuen Erinnerungen geschaut! — Aber hochaufsend! wir werden ja sentimental und verlieren uns in jene jugendliche Zeit, in welcher uns selbst das Leben in seine tollen Stromschnellen hineingerissen. Und doch soll uns unser grüner Freund in erster Reihe nur an die schöne Gegenwart gemahnen. Und wie sehr erfüllt er auch diese schöne Aufgabe, denn wenn auch die Sorge mit ernster Hand ihre

Kunzeln in die Stirne gegraben, bei seinem Anblick wird es wieder licht in der Brust, — es ist ja Weihnacht! Der Frühling mit tausend brennendroten Blumrindeln schließt im Herzen über Nacht auf und sprengt die Eisrinde, die das Werktagsleben darum geschmiedet hat. W könnten wir zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ Aber wir wissen es nur zu gut: er wird vorübergehen und dann tritt wieder die nischtere Wirklichkeit in ihre Rechte mit all ihrer Not und Sorge, ihren drückenden Unterschieden und Gegensätzen, ihren Mühen und Kämpfen. Wir müssen der Endlichkeit unsern Tribut entrichten, können den Flug der Zeit nicht aufhalten. Glückselig, wenn es gelingt, von dem Schimmer und Rufe des Weihnachtstabaumes auch nur ein wenig in das Alltagsleben hinüberzureifen. Schon ein leiser Abganz würde genügen, um manche Kasse zu glätten. Welch ein Hülfsmittel diese Weihnachtstimmung zu festigen, ist aber in unsere Hände gelegt! Es ist die Pflege der Musik, der Kunst, welche dazu beiträgt, der Freude beflügelter Schwingung zu geben, das Leben behaglich zu gestalten und auszufüllen. Nichts wirkt so wohlthätig auf den inneren Menschen, nichts rührt und himmt die Herzen mehr zur Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, als die musikalische Kunst und das Interesse an dieser zu wecken, zu pflegen und zu stärken, war und ist unser heiliger Beruf, und wird es auch in Zukunft sein. Und daß wir keine materiellen Opfer scheuen, diese Aufgabe in steigender Vollkommenheit zu erfüllen, das erweist wieder die in unserer heutigen Nummer erlassene Preisausschreibung,* welcher demnächst eine solche für die besten Musikbeilagen folgen soll. Auch für zierenden Bilderschnitt liegt uns prächtiges Material vor, wie wir überhaupt bemüht sein werden, weitere angenehme Ueberraschungen für unsere Abonnenten vorzubereiten.

Mit dieser Versicherung rufen wir an der Schwelle einer neuen Breitereung unsern sehr geehrten Lesern ein herzlich

— Profist Neujahr! —

zu. Lassen Sie dasselbe aber nicht an Sie herantreten, ohne im Interesse vollständiger und rechtzeitiger Lieferung das Abonnement auf das nächste Quartal erneuert zu haben, — der beiliegende Belegheft möge Ihnen diese Aufgabe erleichtern.



Therese Watten.

Von Dr. Adolph Kohst.

Seit dem Tode der unvergeßlichen Reichers-Kinder-mann ist unstreitig die Primadonna assoluta der Dresdner Oper, Fräulein Therese Watten, die großartigste Brühilde der deutschen Bühne. Ein gewaltiges, allen fesselndes Mästen willig gehorchendes Organ, durchgeglühtes, dramatisch bewegtes Spiel, meisterhafte Auffassung — alle diese Umstände vereinigen sich, um die Heroine des Riesenerwerts Richard Wagners in musterhafter Verfertigung uns oor das Auge und die Seele zu führen. Doch nicht allein als Brühilde, sondern auch in allen Richard Wagnerischen Partien, wobei umfangreiche und glänzende Stimmmittel, leidenschaftliches Spiel, Gefühlswärme und hehrliche Auffassung

* Vido beiliegenden Prospekt, welchen wir gefälliger Beachtung und Weitergabe an Freunde und Bekannte an gelegentlich empfehlen.

eine Rolle spielen, gefährdet ihr eine volle Schale der höchsten Anerkennung. Sie ist die erste Sägerin nicht der Dresdner Bühne allein, sondern gehört überhaupt zu den begabtesten Primadonnen der Gegenwart und feiert nicht nur in den Partien ihres von ihr vergötterten Meisters, sondern auch in den Dvren Glucks, Beethoven's, Webers und Mozarts gleichfalls große Triumphe. Ihr sind nicht allein die alles mit sich fortstrebenden Accente der hochdramatischen Sägerin gegeben — sie ist zugleich eine jugendlich-dramatische Künstlerin, welche als schmachtende und schwärmerische Sägerin, als „Agathe“, oder als krännerliche „Senta“ nicht minder von ihrer außerordentlichen Künstlerkraft ein bereites Zeugnis ablegt. Sie wird daher mit Recht nicht bloß in der sächsischen Hauptstadt, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gefeiert; speziell in Dresden erfreut sie sich einer Volksliebe, wie seit der Schröder-Debutant und Würde-Rey keine zweite Primadonna. Es muß dem Statistiker vorbehalten bleiben, zu berechnen, wie viele Bouquets, Blumen und Lorbeerkränze ihr schon überreicht, wie viel Gedichte auf sie gewacht und wie oft sie gemalt und photographirt worden. — Thatsache ist, daß ihr Auftreten stets ein Ereignis ist und daß ihr allezeit die rauschenden Entzückungen hargebracht werden. Für sie schwärmen nicht allein die Herren, sondern auch die Damen — die Backische wie die Matronen, — ein Beweis dafür, daß Therese Watten nicht allein eine geniale Priesterin der Kunst, sondern auch eine liebenswürdige und vornehm denke und handelnde Persönlichkeit ist, denn während alte und junge Primadonnen in früherer Zeit und auch wohl in der Gegenwart — nomina odiosa sunt — ihre „Geschichte“ haben, lebt und weht sie nur für die Kunst, kennt sie nur den einen Gedanken: die Schöpfungen des Komponisten in vollendetester Gestalt zu verlebenigen.

Die Wahrheit der dramatischen Darstellung über alles ist das Lösungswort von Therese Watten; wie sehr untergebe sie sich darin von so manchen anderen Dvras in früherer — und einem dunklen Gerücht zufolge — auch jetziger Zeit. Ich erinnere nur daran, daß selbst noch die große Meisterin des Gesanges, Giuditta Pasta, so sehr von dem Grundsatze der Wahrheit und Schönheit abwich, daß sie in der „Sommambula“ über den andern Kleidungsstücke als „Nachgetraut“ eine Art Friseur-Mantel trug, der immer zu kurz war, auch blieb sie regungslos stehen, während die anderen sangen, beschäftigte sich mit dem Fellen ihrer Fingerringe; wenn sie nun singen sollte, trat sie an die Lampen vor mit nachlässig wiegendem Gange, aber ob sie aus Liebeslust oder Verzweiflung sang, war ihr ganz gleichgültig; immer streckte sie die Hand wie zum Grabe nach dem Parterre aus und zog die didaktischen schwarzen Augenbrauen in die Höhe, und war in jeder Rolle, als Semiramide sowohl, wie a. Somnambula, Bektalin und Armida.

Wie ganz anders Therese Watten! Jede Rolle gestaltet sie individuell. Bald erhebt und erschüttert sie, bald zwingt sie uns zur Bewunderung, bald erfüllt sie unser Herz mit Freude, bald mit Trauer; sie ist eben eine Darstellerin ersten Ranges, welche fühlt was sie singt; eine Komödiantin, sondern eine Künstlerin, ich möchte fast sagen, eine Denkerin, wie ich es bei der Disprekin, deren Heimat diejenige Kant's, des Schöpfers der „Kritik der reinen Vernunft“ ist, gar nicht absonderlich finde.

Therese Watten, die ursprünglich Kösschen Müller hieß und in der That wie früher eine blühendes Mädchen, so jetzt eine reife Rolle ist, wurde am 21. Juni 1855 geboren. Man darf bei ihr noch die Geburtszeit nennen, ohne daß die Dvra es läßt nimmt, wenn in den Zeitungen das Datum genau hervorgehoben wird, wie z. B. gelegentlich ihres letzten Geburtstages, als in einem Dresdner Blatte das nachstehende Gedicht stand:

Der Tag ist dal zu dreiundbreißig Malen
Ward er gefeiert, der in den Annalen
Der Kunstgeschichte steht in ehernen Lettern
Und tausendfach unrannt mit Blumenblättern.

Wie soll man nennen mit gewicht'gem Namen
Den hehren Stern in solchem Vorberahmen?
Welch' Namen auch die Lieb' mög' erfinden,
Fürwahr es wär' vergebliches Beginnen.

Den ganzen Umfang feierlicher Genüsse,
Den du uns gabst in deinen Kunstgestalten,
Den nicht begehnen alle Redekünste:
Zeigt nur dein Namen uns: Therese Watten!
Dafür nimm heute uns'res Dankes Grüße:
Gott möge dich noch lange uns erhalten!

Innherburg in Ostpreußen ist ihre Heimat, doch verlebte sie ihre Kinderjahre in Danzig, wogin ihr Vater, ein höherer Militärbeamter, bald nach ihrer Geburt verstarb. Ihre große musikalische Begabung zeigte sich frühzeitig, sie hatte dieses Talent von ihrer Mutter, welche häufig mit vielem Erfolg in Konzerten sang, gerbt.

Als ihre Eltern nach Berlin überfiedelten, nahm sie bei Gustav Engel, dem bekannten Lehrer an der dortigen Hochschule, Gesangsunterricht; sie studierte bei diesem mehrere Jahre, ebenso bei dem Hofchauspieler Kahle das dramatische Fach. Von der Hochschule kam sie direkt an die Dresdner Bühne. Sie trat 1873 zum erstenmale auf und zwar als „Pamina“ — „Bauberside“ — „Agathe“ — „Freischütz“ — „Elsa“ — „Lohengrin“; sie konnte von sich sagen: ich kam, ich sah, ich siegte. Die mit einer phänomenalen Stimme ausgestattete junge Dame wurde sofort auf mehrere Jahre engagiert. Sie sang zuvörderst die jugendlich-dramatischen Partien, wie Elsa, Elisabeth, Senta, Eva, Margarete, Zephyrie etc. Später als sich ihr dramatisches Spiel immer mehr entwickelte und sie mit ihren höheren Zwecken wuchs, sang sie auch die sog. hochdramatischen Partien, wie „Regia“ (Oberon), Fibello, Armida, Bibiane (Merlin), Fiolbe, Frieda (Phingolb), Brühilde (Walfüre), „Kundry“ (Parifal) u. s. w.

Natürlich richtete sich auf die außerordentliche Künstlerin mit der Zeit auch die Aufmerksamkeit des Auslandes; sie erhielt u. a. eine Einladung nach London, wo sie an der dortigen deutschen Operntheater Wagnerpartien und „Fibello“ mit großem Erfolge sang.

Die Wagnerlängerin par excellence, welche die Schöpfungen Wagners in Gesang und Spiel in gerader unübertrifflicher Weise verkörpert, mußte selbstverständlich auch dem Meister gefallen. Er hörte sie zum erstenmale 1881 in Dresden gelegentlich seiner dortigen Anwesenheit in der Oper und sie entzückte ihn dermaßen, daß er sie bat, die „Kundry“ in Bayreuth zu singen. Er wiederholte seine Bitte von Palermo aus in einem Briefe, den ich mitzutheilen in der Lage bin:

„Geehrtes Fräulein!

Der schöne Eindruck, den ich vor kurzem durch Ihre Leistung als „Senta“ im „Fliegenden Holländer“ erhielt, wirkt in mir fort, daß ich Ihnen jetzt den Wunsch ausdrücken muß, auch Sie bei einigen der nächstjährigen Aufführungen des Parifal mitwirken zu sehen. Schon hat mich die Vortrefflichkeit des Tenoristen, Herrn Gudehus,* bestimmt, Ihnen beiden „Tristan und Fiolbe“ zur Darstellung in Dresden anzuempfehlen, da ich die Bezeugung der übrigen Partien ebenfalls gut ausgeführt wissen kann.

Mir wäre es dann besonders recht, wenn Sie auch in London, wogin Sie sich ja engagiert haben, die Fiolbe darstellten.

Mit den besten Wünschen verbleibe ich

Ihr ergebenster

Palermo, Hotel des Richard Wagner.“

Palmas.

In der That sang Therese Watten in Bayreuth im Jahre 1882 und ihre „Kundry“ erweckte wirkliche Sensation. Nicht minder begeistert war Wagner selbst, der an sie u. a. die nachstehenden Bilets richtete.

„So ist es recht, so nach des Grabes Gnade,
So wandern wir des Heiles sich're Pfade.
So rufe ich Ihnen zu, liebes Kind, und erwarte Sie mit Stolz am nächsten Dienstag in unserer Loge, um für diesmal der letzten Aufführung des Parifal beizuwohnen, in welcher auch ich nicht singen werde.“

Bayreuth.

Ihr Richard Wagner.“

„Bestes Fräulein und liebste Kind!

Also Sonntag! Suchen Sie aber (mit Gudehus) auch den Dienstag Abend hier zu bleiben; ich habe etwas Hübliches vor, wobei Sie sich auch betheiligen müssen.

Tausend Dank für Ihren schönen Antheil an meinem Werke!

Ihr herzlichster ergebenster

Richard Wagner.

Bayreuth, 23. Aug. 1882.

Hier auch vorläufig und in Aussicht einer besseren — meine letzte Portrait-Aufnahme.“

* Der Heldentenor der Dresdner Oper.

Auch von Venedig aus, wohin sich Wagner einige Wochen später begeben hatte, sandte er an sie die liebenswürdigsten Briefe. Aus der Fülle derselben mag nur nachfolgendes längeres Schreiben mitgeteilt werden:

„Liebe, verehrte Freundin!

Ich schicke meinen Sohn zu Ihnen, um Ihnen meine Grüße zu übermitteln, da ich selbst befürchten mußte, sobald nach nicht so selbst so geringfügigen wenigen Zeilen schriftlich gelangen zu können, wie endlich diese heutigen es sind.

Sie sind mir zu einem schönen Gewinnst geworden und Vieles erhoffe ich noch von Ihrer Mitwirkung bei allen meinen ferneren Unternehmungen. Verzüglich bitte ich Sie, für Juli und August nächsten Jahres sich für uns frei zu halten, ich gedenke, 20 Aufführungen des Parsifal zu geben. . .

Den ersten halben Monat werden wohl wieder die Proben hinwegnehmen, da u. A. auch in den Dekorationen etwas hergerichtet werden soll.

In der Zeit gewinnen wir wohl auch Gelegenheit, Tristan und Isolde — gern auch mit Herrn Gubens — ernstlich vorzunehmen. Ob Sie nun in Dresden und anderwärts, Berlin, München, Wien, aufzutreten, das wird sich auch dann finden. Selbstfalls wünsche ich Sie vollkommen mit der Aufgabe vertraut zu wissen, wohl auch bereit für Vortreffliches.

Seien Sie immer und immer wieder aus freudigstem Herzen für sich, Ihre Liebenden würdigen, Ihre Leistung und Ihren schönen letzten Besuch im Festspielhause bedankt.

Angelegenheitlich empfehlen sich Ihnen meine Frau und alle Meinigen.

Der Ihrige

Richard Wagner.“

Venedig, 4. Okt. 1882.

Palazzo Vendramin,

Canal Grand.

Fünf Wochen vor seinem Tode, der bekanntlich am 14. Februar 1883 in Venedig erfolgte, beantwortete Richard Wagner ein Neujahrsgrüßschreiben Thereses Walters mit folgenden schönen Zeilen:

„Venedig, 6. Januar 1883.

Große herrliche Freude haben Sie, liebste, bestes Kind, mir durch Ihr schönes Neujahrsbriefchen gemacht! Ihre Wünsche sollten, da sie aus so freundlichem Herzen mit gewissem werden, gerechter Weise wohl in Erfüllung gehen, wollen wir es hoffen, wie nicht minder, daß das Gute, was ich, was wir Ihnen wünschen, Ihnen zum Gelingen geraten möge.

Die Einladung meines Verwaltungsraths werden Sie erhalten haben; diesem rein geschäftlichen Anlasse füge ich noch die Mitteilung hinzu, daß ich auf Ihre Mitwirkung stark rechne.

Da ich Ihrem letzten Besuche nach Sie für die Zeit des Juli und August frei wissen darf. . .

Ihr vortreffliches Benehmen im vergangenen Sommer hat mir bewiesen, daß Sie über jede Kleinlichkeit erhaben sind.

Lassen Sie dagegen nicht dafür sorgen, daß Ihnen keine Unmöglichkeit zugemutet werde!

Somit auf schönes, treues Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener

Palazzo Vendramin.

Richard Wagner.“

Auch nach dem Tode des Meisters sang Thereses Walters 1883, 1884, 1886 und zuletzt in diesem Jahre die „Kundry“ und die „Isolde“ unter stets rauschendem Beifalle in Bayreuth.

In den Jahren 1883–84 gab die Künstlerin die „Kundry“ auch mehrmals in Separatvorstellungen vor dem König Ludwig von Bayern, der sie durch prachtvolle Blumen, kostbaren Schmuck und die Ludwigsmédaille auszeichnete. Schon früher hatte sie der König von Sachsen in Anerkennung ihrer Verdienste zur Kammerlängerin ernannt; sie besitzt ferner zahlreiche Dekorationen, u. a. die königl. sächsische große goldene Medaille virtuti et ingenio am Bande des Albrechtsordens, die großh. oldenburgische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, das herzogl. meiningensche Verdienstkreuz und die herzogl. oldenburgische goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst mit der Krone.

Ihr Repertoire ist ein außerordentlich reiches, denn auch Fleiß zeichnet diese große Sängerin aus, die heute die Viviane und morgen die Elsa oder Agathe singt, fast nie heiser ist und die festeste Stille des Opern-Repertoires bildet.

Nicht unerwähnt darf ihr Sinn für die Schönheit der Stellungen und Bewegungen bleiben — ihre Kunstgebilde sind immer plastisch und anmutig.

Den größten Teil des Jahres lebt Thereses Walters, welche das Landleben sehr liebt, auf ihrer reizend an der Elbe in Klein-Zschadowitz bei Dresden gelegenen Besitzung. Wer kennt sie nicht, die Villa Walters? Wer kennt nicht die schöne und heroische Theresen-Hilde, die Schlossherrin, wenn sie „Grane“, ihr Hof, lenkt? Neben der Kunst füllen Pferdesport, Landwirtschaft und Photographie — sie ist eine perfekte Photographin — ihre freie Zeit aus.

In Konzerten läßt sie fast dieselbe faszinierende Wirkung wie auf der Bühne aus und so hat sie denn auch im Konzertsaale große und gerechte Erfolge zu erzielen gewußt, in Deutschland sowohl, wie in England und Holland. Anderswo außerhalb Deutschlands ist sie bis jetzt nicht aufgetreten, trotz der verlockenden Engagementsanträge aus England, Italien, namentlich aber aus Amerika — möge sie der Dämon des reisenden Virtuositentums nie ungetreu!

Ein Wort gehört auch dem Wohlthätigkeitsfinn der Künstlerin, welcher sich besonders anlässlich der traurigen Ueberfremdungen im Frühling dieses Jahres in erhebender Weise betheiligte. Als „wohlthätige Frau“ und patriotische Oppressin war sie ihrer notleidenden Landsleute in den überfremdeten Flußniederungen eingedenk und veräußerte in öffentlichen Annoncen, daß sie in ihrer Wohnung täglich von 2–3 Uhr persönlich Selbstenden für die Unglücklichen in Empfang nehmen werde. Zahlreiche sehr reiche Leute — Männlein und Weiblein, alt und jung, namentlich jung — strömten mit vollen Geldbörsen herbei, um die berühmte Primadonna von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es war dies eine originelle Art, im Dienste der Humanität sich für Geld sehen zu lassen — und namentlich die zahlreichen Amerikaner und Amerikanerinnen, sowie Engländer und Engländerinnen Dresdens fanden diese Schaustellung „gottvoll“. Die Ueber der Dame trug goldene Früchte, denn sie konnte den Ueberfremdungssomitee eine recht bedeutende Summe abliefern.

Mag die Künstlerin, welche jetzt in der Wüste ihres Lebens und auf dem Zenith ihres Ruhmes sich befindet, der Kunst, zu deren berufsmäßigen Pflichten sie gehört, noch viele Jahrzehnte erhalten bleiben!

Zum Schluß eine kleine Historie, welche am besten beweist, welche Stellung die Primadonna assolata beim Hofe und in der Gesellschaft einnimmt. Als im August d. J. der deutsche Kaiser den König von Sachsen in Pillnitz besuchte, hatte sich Fräulein Walters, deren Pavillon an die sogenannte Königsstraße stößt, beiläufig phantasiell auszusuchen. Sie hatte ihn mit Speeren decorirt, wie sie die Waltersüren führten, wenn sie durch die Pforte brachten. Von den Lanzen dieser Schildhüterinnen hingen Fahnen herab. Innerhalb dieses Aufbaues stand eine Art Altar, auf dem die Büsten von Kaiser und König prangten. Sobald sich nun die Majestäten naheten, trat Theresen-Hilde-Walters auf die Landstraße und winkte dem Kaiser zu, auf sie wenig zu halten, dann sagte sie: „Eine Oppressin bringt dem erhabenen Kaiser von Deutschland ihre Aufbahrung“, und überreichte den Majestäten zwei herrliche Bouquets von Marischall-Nelken, je eines mit schwarz-weißer und weiß-grüner Schleife. König Albert nahm die Bouquets und überreichte dem Kaiser das feine, dabei die Sängerin vorstellend. Kaiser Wilhelm wiederholte mehrmals: „Ich danke sehr“ . . .



Do. Seb. Bach als Violinspieler.

Von A. Schweikert.

Die Welt erblickt in Bach, außer dem genialen Tonsetzer, einen der größten Klavier- und Orgelvirtuosen, die je gelebt. Wenn auch des Meisters Zeitgenossen dessen Bedeutung als Komponist nicht in ihrem ganzen Umfang zu würdigen verstanden, seine Bedeutung als ausübender Künstler haben sie erkannt, das beweisen zahlreiche, aus uns gekommene Ausprüche aus jener Zeit. In ihnen ist der Bewunderung, welche das Spiel des tiefstimmigen alten Meisters hervorrief, nach jeder Richtung hin Ausdruck gegeben, nicht selten auf ebenso naive wie überschwengliche Weise.

Alle diese Ausdrücke der Bewunderung beziehen sich aber lediglich auf Bachs Klavier- und Orgelspiel. Wie wird seiner Kunstfertigkeit auf einem Streichinstrument erwähnt, obgleich wir wissen, daß er auch auf der Violine vollkommen heimisch war. Freilich diese hohe Meisterhaftigkeit, mit welcher er die Tasteninstrumente beherrschte, konnte ihm nicht auch auf der Geige eigen sein. Denn eine solche immense Technik, wie er sie auf der Orgel und dem Klavier besaß, auch noch auf der Violine zu erwerben und zu erhalten, dazu hätte selbst eine Riesennatur, wie die Bachs, nicht ausgereicht. Abgesehen davon, war jedoch des Meisters ganzes Wesen so bormiegend der Polyphonie zugeneigt, daß die homophone Geige unmöglich sein Interesse in höherem Grade in Anspruch nehmen konnte, da sie zur Darstellung seiner reichen und gewaltigen Gedankenwelt nicht ausreichte. Sein Hauptinteresse mußte sich naturgemäß den Tasteninstrumenten mit ihrer umfassenden harmonischen Ausdrucksfähigkeit zuwenden.

Das ist indessen kein Grund zu folgern, daß Bach sei deshalb ein Geiger von nur untergeordneter Bedeutung gewesen. So manches deutet im Gegentheile darauf hin, daß er mit der damaligen Technik der Violine durchaus vertraut war, und es darf wohl angenommen werden, daß das Können des genialen Mannes, der alles, was im Bereiche der Tonkunst lag, bis zu seinen Höhen und Tiefen erschöpfte, auch auf diesem Gebiete über das gewöhnliche Maß hinausging.

Wie Umstände sind bei einer Betrachtung J. S. Bachs als Geiger zunächst beachtenswert, nämlich: daß der spätere Orgelheld den Grund zu seinem musikalischen Wissen auf der Violine legte, und daß er in seinem ersten öffentlichen Amt als Musiker die Stelle eines Violinisten bekleidete. Sebastianus erster Lehrer im Violinspiel und sein erster Musikmeister überhaupt, ist sein Vater, Ambrósio Bach, geweiht, der Hofmusikus in Eisenach und ein tüchtiger Geiger war. Leider starb der Vater schon, kann hatte der Knabe das neunte Lebensjahr zurückgelegt, worauf dieser zu seinem älteren Bruder Johann Christoph kam, der als Organist in Ohrdruf wirkte. Von ihm soll Sebastian den ersten Unterricht im Klavierspiel erhalten haben. Inwiefern er sich während seines fünfjährigen Aufenthalts in Ohrdruf mit dem Violinspiel beschäftigte, ist nicht bekannt, doch hat er es jedenfalls nicht vernachlässigt, denn wir finden den 15-jährigen Jüngling, der inzwischen in die Michaelschule in Jülich eingetreten war, nicht nur als Sänger und Cembalist, sondern auch als Violinist im Instrumentalchor thätig. Gerade in Jülich scheint er sich der Geige eifrig gewidmet zu haben und sein Ruf als tüchtiger Spieler mußte auch weiter getragen sein, sonst hätte man den kaum 18-jährigen nicht von Weimar aus in die Kapelle des Herzogs Johann Ernst als Hofmusikus berufen. Hier lebte der nicht unbedeutende Violinvirtuose Paul Westhoff als Kammermusikus und Kammersekretär, was dafür spricht, daß man am Weimarer Hofe das Geigenpiel besonders schätzte. Wo aber solche hervorragende Vertreter eines Instrumentes wirken, werden auch an die Leistungen im allgemeinen höhere Anforderungen gestellt und es erweist deshalb die Berufung Sebastianus eine günstige Meinung für sein violinspielerisches Können.

Die Stellung in Weimar setzte ihn indes nicht lange. Bereits nach wenigen Monaten siedelte er nach Arnstadt über, wo man ihm das Organistenamt an der neuen Kirche übertragen hatte. So kurz jedoch auch dieser erste Aufenthalt in Weimar war, so ist er doch nicht ohne Bedeutung für Bachs musikalische Individualität gewesen. In seiner Eigenschaft als Kapellist wurde er hier mit einer Fülle von Instrumentalmusik, zumal der am Hofe sehr beliebten italienischen bekannt, welche ihm später als Musikhof für seine eigenen Instrumentalkompositionen diente.

Als Bach nach Verlust von 7 Jahren zum zweitenmal an den Hof nach Weimar kam, lebte Westhoff nicht mehr, das Interesse an der Instrumentalmusik hatte jedoch seine Abkühlung erfahren. Jedemals suchte man gerade in unserm Meister eine Stütze für dieselbe zu gewinnen, da der Leiter der Kapelle alt und krank, und sein Stellvertreter ein unbewunderter Musiker war. Eine zweifache Aufgabe wartete sein, als Kammermusikus am Violinpult zu sitzen und als Hoforganist die Orgel der Schlosskirche zu spielen. Der Vorweis, daß er den an ihn geknüpften Erwartungen entsprochen, und sich namentlich auch als Geiger bewährt haben mußte, liegt in seiner Nennung zum Konzertmeister. Trotz den Pflichten des doppelten Amtes, die zu erfüllen waren, ist der zweite Weimarer Aufenthalt reich an Kompositionen. Zumeist sind

diese kirchlichen Charakters, oder für die Tasteninstrumente berechnet; von Werken für die Violine werden keine aus dieser Zeit gemeldet. Tausende von Jahren entstammte auch die Bearbeitung von 16 Vivaldischen Violinsonaten für Klavier und 3 für Orgel, welche Arbeiten immerhin für Bachs Interesse sprechen, das er an den Violinisten anderer nahm, wenn auch sein eigener Schaffensdrang sich damals entgegengegesetzten Gebieten der Tonkunst zugewendet hatte. Desto reicher sollte seine schöpferische Tätigkeit für das Geschlecht der Streichinstrumente mit besonderer Berücksichtigung der Violine in der nächstfolgenden Stellung zu Cöthen werden.

Die Cöthener Periode bezeichnet den Höhepunkt von Bachs Bedeutung als Violinist, sowohl in bezug auf die persönliche Vethätigung als ausübender, wie hinsichtlich der geschaffenen Werke als produzierender Künstler; ja sie war für eine schöpferische Vethätigung auf dem Felde der Instrumentalmusik ganz besonders geeignet. Im Dienste eines Herrn, der ihn nicht als Diener ansah, sondern zum Freund erhob, an der Spitze einer, wenn auch kleinen, so doch trefflich geschnitten Kapelle, in deren Mitte als thätigstes Mitglied der kunstbegierigsten und kunstverständigsten jungen Fürst selbst wirkte, in einem ebenso unabhängigen wie verhältnismäßig gutdotierten Amte und in einer glücklichen, ganz vom Geist der Musik durchdrungenen Ehe lebend, somit in Verhältnissen, welche eine volle Hingabe an die erwählte Kunst gestatteten, gehören vielleicht die Jahre zwischen 1717 bis 1723, die Bach in der kleinen Anhaltischen Residenz verbrachte, zu den schönsten seines Lebens. Mit dem musikalischen Treiben der Stadt, das übrigens jeder Bedeutung entbehre, trat er höchstens in vorübergehende Beziehung; sein Wirkungskreis beschränkte sich fast ausschließlich auf des Fürsten oder sein eigenes Musikzimmer. Aber gerade die Enge dieses Wirkungskreises sollte die Ursache werden, daß Bach für ein Gebiet der Tonkunst von einer Wichtigkeit wurde, welche er unter andern Verhältnissen und bei seiner vorherrschenden Neigung zur Kirchenmusik niemals mehr erlangt hätte. Dieses Gebiet ist das der Kammer- und Konzertmusik.

Fürst Leopold von Anhalt-Cöthen liebte die Musik leidenschaftlich. Sein Hauptinstrument war die Violine, doch spielte er auch die Gambe und das Klavier. Die Musik war ihm so sehr zum Bedürfnis geworden, daß er sie niemals und nirgends missen mochte, weshalb ihn auch auf seinen Reisen stets einige Kapellmitglieder begleiteten mußten, unter denen sich gewöhnlich Bach befand. Bei einer so eifrigen Pflege der instrumentalen Kunst, wie sie an Cöthener Hofe stattfand, wurde unter Meister von selber auf den Weg gewiesen, sich auf diesem Felde schöpferisch zu betheiligen. So entstanden jene ebenso schönen, wie kunstvoll gestalteten Werke, welche als Vorläufer der gleichartigen Arbeiten von Haydn, Mozart und Beethoven zu betrachten sind. Und wie die Violine, als die erste ihres Geschlechts, unter den Streichinstrumenten den ersten Platz einnimmt, so war es wiederum sie, welche, wie von den späteren Meistern, auch von Bach besonderer Bevorzugung teilhaftig wurde. — Fast alle von denselben für die Geige speziell verfaßten Werke stammen aus der Cöthener Zeit. Zum Teil vielleicht für den Fürsten bestimmt, wurden sie wohl auch zum eigenen Gebrauche geschaffen, und geben deshalb bei den sonst so dürftigen Nachrichten über Bachs Violinspiel, die beste Handhabe zur Beurteilung desselben. Diese Werke sind dreifacher Art, nämlich: Konzerte für eine resp. zwei Violinen mit Orchesterbegleitung, Sonaten für Violine und Klavier und Sonaten für eine Violine allein.

Die Konzerte* unterziehen sich in der Form

nicht von den gleichzeitigen Erzeugnissen der italienischen Violinisten, die sowohl hinsichtlich der praktischen Uebung wie der Komposition und aller Gattungen, welche auf dem Zusammenspiel mehrerer Instrumente beruhen, noch immer das Uebergewicht behaupteten. Auch in der Technik schließt sich Bach den ihm als Vorbild dienenden Italienern an, die, abgesehen von Locatelli (1693–1764), der in seinen Capriccios die äußersten Grenzen der Violine aufsucht, über das dreigestrichene G nicht hinausgehen. Ihren geistigen Gehalte nach stehen freilich des deutschen Meisters Schöpfungen weit über denjenigen der Italiener. Sie gehören zu der kleinen Zahl von Geigenkonzerten, welche durch ihren inneren Wert sich dauernd erhalten, wenn sie auch dem modernen Virtuositentum weniger

Singig in der Violinliteratur und das Großartige, was der Meister für die Geige geschaffen hat, sind seine 6 Sonaten, oder richtiger 3 Sonaten und 3 Suiten in einem Bande vereinigt, für Violine ohne Begleitung. Nur ein Polypophon wie Bach dürfte es wagen, für ein Instrument von so ausgeprochen homophonem Charakter, wie die Geige es ist, Tonsätze von so vorwiegend harmonischer und kontrapunktischer Bildweise zu schreiben. In ihnen ist in der That der Sieg des Geistes über das beschränkte Material verkündigt. — Aber indem sie die Grenzen des Möglichen berührend, wahre Probleme der Violintechnik geben, geben sie zugleich ein Bild von dem technischen Können jener Zeit in der Richtung des mehrstimmigen Spiels. Dieses war damals keine Neuheit mehr, schon die Vorläufer Corellis hatten es angewendet und bis zu einem ziemlich hohen Grade war es von dem römischen Meister ausgebildet worden. Durchaus neu war indessen die Art und Weise, wie Bach die Geige für die Mehrstimmigkeit benutzte. Während der Italiener in seinen Sonaten die Violine in fugierten Sätzen, jedoch ohne tiefere Entwicklung sich ergehen läßt, bietet der Deutsche gleich vollständige, streng durchgeführte Fugen dar. Solcherart für die Violine zu schreiben, konnte nur dem gelingen, der den Kontrapunkt wie keiner mehr beherrschte, und nicht umsonst der Fugemeister heißt. Gerade dieses Werk beweist aber auch, wie bei Bach immer und überall der Orgelsatz zum Durchbruch kam, denn niemand wird sich beim Anhören der gewaltigen Accordfolgen und kontrapunktischen Verschlingungen des Eindruckes erwehren können, daß man es hier mit einem, dem eigentlichen Wesen der Geige fremden Element zu thun hat.

Ein vollendeter Vortrag dieser Solosonaten gehört zu den höchsten Leistungen unserer heutigen Technik in bezug auf das doppelgriffige Spiel. Es muß aber diese Seite der Technik des Violinspiels zu Bachs Zeiten kaum merklich geringer gewesen sein, da nicht anzunehmen ist, daß die Sonaten entstanden wären, wenn es an den erforderlichen Kräften zum Vortrag derselben gefehlt hätte. Ja! der Gedanke, daß Bach sie für den eigenen Gebrauch geschrieben hat, liegt nahe, da weder der Fürst noch einer der wenigen Violinisten der kleinen Cöthener Kapelle unseren Meister an Kunstfertigkeit auf der Geige übertreffen haben dürften. Damit aber wäre der beste Maßstab für Bachs Können als Violinist gewonnen. Wie dem jedoch auch immer sein mag, soviel ist sicher, daß nur derjenige Werte wie die vorgenannten erkunden konnte, der um die ängstlichen Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Instruments genau Bescheid weiß. Einen solchen Bescheid aber holt sich, wie H. Spitta, der hervorragende Bachkenner, sagt, „niemand bei der theoretischen Spekulation, sondern allein vom praktischen Proben.“

Nach Cöthen hat Bach kein öffentliches Amt als Violinist mehr bekleidet, diese Seite seiner Wirksamkeit trat fortan in den Hintergrund. Deshalb hat er jedoch dem Spiel der Streichinstrumente nicht entzagt; auch in späteren Jahren bemächtigte er es nicht, nur wählte er bei mehrstimmigen Instrumentalkompositionen die Brause statt der Geige, um gleichsam im Mittelpunkt der Harmonie zu sein. Mit dem Abschluß der Cöthener Periode schließt auch des Meisters schöpferische Tätigkeit für die Instrumentalmusik im engeren Sinn. Ein neuer Abschnitt in seinem Leben und Wirken beginnt mit der Uebnahme des Thomaskantorats zu Leipzig, jener Zeit der höchsten und reifsten, auf dem Gebiet der kirchlichen Tonkunst unerreichten Künstlerkraft, deren Erzeugnisse den Namen Johann Sebastian Bach durch alle Zeiten tragen werden.



*Der schönste Klang
Von all den tausend Klängen
Hat keiner solche Macht
Als wie der Klang der Glocke
In heiliger Weihnacht.*

*Die Erde schläft in Frieden
Still unter Eis und Schnee
Da dröhnt die ertz Stimm
Gewaltig aus der Höl'*

*Und wie von Engelschören
Klänge über Wald und Feld:
Dein Heiland ist geboren!
Nun freue Dich, o Welt!
Schulle vom Prühl*

Gelegenheit zur Entfaltung glänzender Kunstfertigkeit bieten.

Von großer Schönheit und ungemein interessanter Bildung sind die 6 Sonaten für Klavier und Violine. Der Klavierpart erfordert fast noch einen geübteren Spieler als die Geigenstimme, die im allgemeinen einfach gehalten ist, aber im Zusammenklang mit dem Tasteninstrument eine wunderbare Wirkung erzielt. Dieses Opus ist eines der wertvollsten musikalischen Denkmäler auf dem betreffenden Gebiet, an dessen Seite als gleichwertige Schöpfung nur noch Beethovens Violinsonaten gestellt werden können. Außer den 6 Sonaten mit obligatem Klavier besitzen wir von Bach 1 Sonate für Violine mit accompagnierendem Klavier, in der Art der italienischen Violinsonate, 1 Sonate für eine und 1 Sonate für zwei Geigen und Bass, endlich 1 Suite und 1 Fuge für Violine und Klavier, bezw. bezifferten Bass, wovon das letztere Stück als Vorläufer der gewaltigen Fugen für Violine solo gelten darf.

* Zwei weitere Violinsonaten sind im Original verloren gegangen und nur in Bachs Uebersetzung als Klavierkonzerte vorhanden. J. David hat eines derselben (G moll) wieder für Violine bearbeitet, herausgegeben.

Ein frühverwelktes Dichterleben.

(Zu Höltys 140. Geburtstag.)

Am 21. Dezember sind es 140 Jahre, daß einer der hervorragendsten deutschen Lyriker, der Traumbilddichter und geistvollste Sänger des Lenzes und der Liebe: Lnd. Heint. Christ. Höltz, dessen Wieder in das Volk übergingen, geboren wurde. Noch heute — 112 Jahre nach seinem Hinsange — werden in Schulen, Gesellschaften, in Konzerten manche seiner Lieder gesungen, so das ganz volkstümliche

„lieb' immer Tren und Neulichkeit,"
das von Reichardt in Musik gesetzte
Rheinweinlied

„Ein Leben, wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein —",
das von Mozart komponierte Quartett
„Wo bist du, Bild, das vor mir stand —"
u. s. w.

Bevor wir auf Höltys dichterisches Schaffen näher eingehen, sei es unsere Aufgabe, in wenigen Strichen seinen Lebenslauf zu skizzieren.

Höltz wurde als der Sohn eines biedereren Pfarrers zu Mariensee unweit Hannover am 21. Dezember 1748 geboren und zeigte schon in früher Jugend ungewöhnliche Talente, große Wissbegierde und außerordentlichen Fleiß. Er wird uns als sanft und lieblich, teilnehmend und gefällig geschildert, — Eigenschaften, die später die Hauptzügen seines Charakters bildeten.

Frühzeitig verlor er die Mutter, der er vorzugsweise seine reine und reiche Gemütsbildung verdankte; unmittelbar nach ihrem Tode warfen die Plattern den untröstlichen Knaben aufs Krankenlager und zwei Jahre lang schwebte er in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren. Als er endlich genesen, war sein schönes Gesicht durch unzählige Narben entstellt, des munteren Knaben demüthigte sich eine stille, ergebene Wehmut, die später in Schwermut überging, sein froher Sinn verwandelte sich „in eine ruhige Gemüthsheiter", die sein ganzes späteres Wesen charakterisierte.

Nach der Krankheit begann er mit übertriebener Hast zu lernen; Tage und Nächte saß er beim Buche, nur kurze Zeit wurde der Erholung gewidmet, und oft mußte ihn der liebevolle Vater mit sanfter Gewalt zu einem Gang ins Freie zwingen. Bis zwei Uhr in der Nacht dauerte oft das Studium der alten Sprachen, und, um ja nicht die kostbare Morgenstunden zu versäumen, band er sich mittels eines Fadens einen Stein an den Arm, der, auf einem vor seinem Bette stehenden Stuhl liegend, bei der leinsten Bewegung herabfiel und ihn durch sein Geräusch aufwachen mußte.

Dabei aber bewachte er sich denoch die schwärmerische Liebe zur Natur, zum schönen, poesisvollen Landleben; mit diesem Naturgefühl paarte sich ein seltsamer Hang zum Schauerlichen, und es machte ihm ein Vergnügen sondergleichen, der Zweiselt und Mondenschein an den verrufensten Orten der Gegend umherzugehen oder, als Gespenst verumumt, in der stillen Geisterstunde langamen Schrittes über die Gräber des Gottesackers hinzuwandeln. Auch sein Keuschen begann er zu vernachlässigen, ein Fehler, den er trotz des väterlichen Zurechtens bis an sein Lebensende nicht ablegte, wie er denn auch in den Göttinger Hörsälen nie anders, als im besessenen Harnroth erschien.

16 Jahre alt, besuchte er das Lyceum in Celle, dem Geburtsort des schicksalsverwandten Romantikers Ernst Schulze, wo er drei Jahre blieb und sich seiner Kenntnisse wegen allseits Achtung, Liebe und Wert-



Und das Lied.

Und ob das Leben weit und breit
Mit Wundern uns umspann,
Nichts reicht an deine Innigkeit,
Du schlichtes Lied, heran!

Beschenkt uns in der Wiege schon
Mit süßer Kindesruh,
Dich singt dem jungen Menschensohn
Die Mutterliebe zu.

Dem frischen, kecken Knabenmuth,
Des Jünglings wildem Drang,
Des Mannes kühner Thatenglut
Leihst du den rechten Klang.

Du bist's, das leise mit uns klagt,
Das mit uns jubelt laut;
Das kaum das Herz zu hoffen wagt,
Dem Liede wird's vertraut.

Und wie du mit uns lachst und weinst,
Dirst du auch mit uns alt,
Bis dieses Leben selber einst
Gleich einem Lied verhallt.

Aus Edw. Hermann. Lieberfort in Sang und Klang, in Wort und Bild

schätzung erwarb. 1768 kehrte er ins väterliche Haus zurück und zu Ostern darauf bezog er die Universität Göttingen, um auf des Vaters Wunsch Theologie zu studieren. Nebenbei aber betrieb er auch mit großer Vorliebe Aesthetik und Dichtkunst. Hier lernte er Bürger, Voss, die beiden Miller, die beiden Stolberg, Sahn, Voje, Lefelwitz und Gramer kennen, die bekannten Mitglieder des Hainbundes, den er mit Voss, Sahn und den beiden Miller in einer schönen Vollmondnacht in einem stillen Eichengrube unweit Göttingen gestiftet und der auf die vollständige

Ausbildung unserer Litteratur einen ebenso wohlthätigen, als gewaltigen Einfluß übte. Höltz war eines der thätigsten Glieder dieses für Klopstock begeisterten und gegen Wieland gerichteten Bundes, und seine schönsten Gedichte erschienen im „Bundesbuche“ und in Vosses, später Vossens „Musenalbumach“.

In Göttingen überkam ihn auch „die süße Macht der Liebe“; er hatte, wie einst Petrarca, eine Laura gefunden, die er jahrelang, ohne sich zu erklären, mit geistiger Leidenschaft anbetete. Deshalb verlängerte er trotz des Drängens seines Vaters seinen Aufent-

halt in Göttingen immer wieder, bewarb sich, um dem Vater nicht allzu große Lasten aufzubürden, um ein Stipendium und einen freitrich und erhielt auch beides; auch bekam er eine freitrich wenig einträgliche Stelle am philosophischen Seminar und erwarb sich das Lehramt durch Privatunterricht.

Im Herbst 1774 ging Miller, der Dichter des thränenreichen Romans „Sigwart“ und des schönen, echt volkstümlichen, von Mozart in Musik gesetzten Liedes: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?“ nach Leipzig und Götting gab ihm das Geleit. Auf seiner Reise holte er sich den Todeskeim, — einen schmerzhaften, überaus hartnäckigen Husten und Seitenstechen —, was er jedoch nicht beachtete, bis Woz eines Tages bemerkte, daß er Blut anwarf. Götting war sich seines bedenklichen Zustandes wohl bewußt, schwieg aber, bis die Freunde drängten, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Im Interesse seiner Gesundheit ging er 1775 zu seiner Stiefmutter und seinen Geschwistern nach Marienthal, wo er die sorgsamste Pflege erhielt und sich bald wieder so weit erholt, daß er die Hoffnung auf vollständige Genesung wieder nähren konnte. So schreibt er an Woz: „Seit 14 Tagen hat sich meine Gesundheit gebessert, ich kann wieder aus freier Brust Atmen holen, ohne Schmerz zu empfinden. . . . Der schöne May ist weggeglitten. Ich schlenderte den ganzen Morgen im Garten, oder im nahen Walde herum; oder lag im Gras und las den Vellus, oder im Schatzkeller. . . . Ans Ueberleben habe ich hier noch gar nicht gedacht. Es muß aber bald wieder angehen, wenn ich einen Zehnjährigen zur Hamburger Reise verbieten will.“

Mit der wachsenden Lebenshoffnung kehrte auch die Arbeitslust wieder; er überlegte aus dem Englischen, dichtete, machte kleine Erholungsreisen zu den Freunden nach Wandersbeck und 1775, im Spätherbst, nach Hannover, um hier unter des berühmten Zimmermann Aufsicht eine kleine Nachkur zu gebrauchen. Aber hier ereilte ihn wieder das alte Uebel. Zwischen Hoffen und Bangen vergingen nur wenige Tage, bis am 1. September 1776 einer der hervorragenden deutschen Lyriker zu früh aufgehört hatte, — im Frühlinge seines Wandels!

Götting war nach dem Zeugnisse seiner Göttinger Freunde der vorzüglichste Mensch, der beste Freund und der erträglichste Sonderling! Dem künftigen Beobachter stellte er sich dar als das Bild der kindlichen Einfachheit; nur das treuherzige, und doch etwas schaffhafte Bächlein, das in den beglücktesten Momenten seines Daseins aus den großen blauen Augen blühte, verriet den geistvollen Sänger des Mai und der Liebe. Wie bemerke man dieses mehr, als wenn ihn der Inhalt eines guten Buchs erfreute, eine schöne Gegend ihn entzückte, oder wenn er, in träumerischem Nachdenken verloren, unter schattenden Bäumen sich lagerte. In solchen Augenblicken machte sich wohl auch zuweilen ein süßes, tiefes Gefühl in dem Ausruf: „Das ist herrlich!“ Auf; gewöhnlicher aber ähnelte es sich durch stumme Gebärden, und oft auf eine recht seltsame Weise. Einst war er mit Freunden auf Göttinger Straße zusammen und wiegte sich, ein mächtiges Butterbrot in der Hand haltend, beglückt auf einem Stuhle. Da kam die Nachricht, Klopstock werde durch Göttingen reisen. Woz stand er auf und drehte sich langsam und stolpernd auf der linken Ferse herum. „Was machst du da, Götting?“ wurde er gefragt. „Ich freue mich,“ antwortete er lächelnd.

„Seine ganze Poesie,“ sagt Eichendorff, „ist eine wehmütige Todesahnung,“ und thatsächlich sind seine geistvollsten Elegien kurz vor seinem Tode erschienen, wie denn überhaupt diese Schwermut den Grundton seiner Gedichte bildet.

Götting war in den Dichtungsarten am glücklichsten, die mit seinem Wesen am meisten harmonisierten. Demgemäß pflegte er das reine, musikalische Lied, die stolze Ode, die traumweiche Elegie und die naturliebende Idylle mit besonderer Meisterschaft. Daß er als Lyriker in den Reihen unserer besten Dichter glänzt, haben wir bereits betont; die Wirkung seiner gefühlvollen, naturtunigen, musikalischen und wohlklingenden Lieder auf das menschliche Herz ist groß und nachhaltig. „Alle Verse Göttings,“ sagt Meyer, „fließen warm und wahr aus seinem zartfühlenden Herzen. Darum begegnet wir keiner mit kalter Ueberlegung geformten, kunstvollen Zusammenstellungen von Bildern, aber deren Schönheit man vorher mit sich einig geworden war; auch zeigen sie sich uns nie im Prunkgewande des Schillers, noch nehmen sie den Adlerflug Klopstocks; aber dafür entzückt uns ihre Kunst- und anspruchsvolle Grazie der Formen, dafür entzücken uns die Innigkeit, die Wahrheit, die Klarheit der Gedanken, in denen die liebenswürdige Individualität des Dichters

unsere ganze Teilnahme beherrschend, immer und immer wieder vor unsere Seele tritt. Alles, was uns Götting Gutes gab, trägt das Gepräge seines Jäh.“

Unter seinen Riechern sind die bekanntesten das früher so oft gesungene Volkslied: „Der alte Landmann an seinen Sohn,“ die „Aufmunterung zur Freude“ mit der herrlichen Strophe:

„O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wer, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Wache werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.“

die „Traumbilder“ und die „Lebenspflichten“ mit der für Götting sehr charakteristischen Strophe:

„Gute Hüpf! im Frühlingstanz
Nach der frohen Kneipe;
Morgen locht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.“

Unter seinen Oden geben wir dem „Dankeleben“ den Vorzug, weil in schmerz- und kunstvollen als-lebendigen Versen die Schönheit der ländlichen Natur und die Reinheit des ländlichen Lebens preist:

„Wunderföhrer Mann, welcher der Stadt entfloht!
Rebes Säufeln des Baums, jedes Geräusch des Wachs,
Jeder blühende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!“

Unter den Elegien, die zum meist der natürlichste Ausdruck fortwährender Todesahnungen, unmittelbar vor seinem Tode entstanden sind, glänzen besonders die „Elegie auf dem Grab eines Landmädchens“ und die „Elegie bei dem Grabe meines Vaters“. Und wer wird nicht die tiebliche Idylle „Das Feuer im Walde“ wieder und wieder lesen? Dieses Meisterwerk unserer Literatur reißt Götting den besten Idyllenbüchern aller Nationen an.

Götting, dessen Gedichte erst einzeln in den Musenalmanachen von Woz und Woz, im Wandersbeker Boten, im Leipziger Musenalmanach und in Chr. F. Schmidts Anthologie der Deutschen erschienen und von Schütz, Reichardt, Mozart, Junfermann u. a. in Musik gesetzt worden waren, hinterließ seinen Freunden den „Auftrag“:

„Ihr Freunde, hängt, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter mein Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkranze
Manches verstorbenen Mädchens schmimmern.“

Und der Küster zeigt sie den Fremden —
„Ost, sagt er kühnlich, thnen im Abendrot
Von selbst die Saiten leise, wie Bienen-ton.“

Und leise, wie Bienen-ton, tönt unseres Göttings Harfe noch heute und wird fortbilden bis in ferne Zeiten! Wir segnen Göttings Angehörigen — er bleibt eine Zierde unserer ruhmreichen Nation, ein Sänger von Gottes Gnaden! Das schönste Denkmal hat ihm Senan in seiner Ode „Am Grabe Göttings“ gesetzt:

„Götting! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagen irt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen können ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Weichens du dich, des ersten
Laubengestirres!

Woh, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnlichstoll: „Mein Sänger
Tot!“ so klagt sein kühnerer Sauch dahin durch
Säufelnde Blumen!“



Die Nachtigall von Hohensperg.

Eine Weihnachts-Erzählung von C. Haack.

I.

Der Himmel hatte seinen Vorrat allmählich erschöpft, die milde winterliche Erde verhüllte, die in süßem Frieden unter seiner reinen, weißen Schneedecke dem künftigen Lenz entgegenräumte. Die Sonne war gesunken; in Purgant kamte noch im Osten das Abendrot und warf einen Schein von Leben auf die totentstille weite

Ebene, aus der sich die Feste Hohensperg* stark und stolz erhob, wie ein riesenhafter Wächter, zum Schutz und Krieg weit in die württembergischen Länze hinaussehend. Das Gäß, welches die tiefen Wallgräben überbrückte, sprühte und funkelte in allen Farben, wenn der unruhige Schein der an den Thoren qualmenden Pfadeln darüber hinglitt. Führender Schnee lagerte auf den gewaltigen Ästen und Mauertönen, doch über den trotzig aufragenden finsternen Türmen stand die klare, stille Sternennacht, erhoben, groß, unergründlich schön, wie das Auge Woters.

Der scharfe Nordwind, welcher hier oben sonst so schneidig piff und tobte, rastete stumm in den Wipfeln der hohen schwärzlichen Tannen, die gebeugt unter ihrer Schneelast den Saum der Wälle umgaben. — Kein Laut regte sich; nicht einmal der leise Hitzel-schlag nachtschwärzender Raubvögel unterbrach die stille winterliche Abendruhe. Auch die Tritte der vorbeipatrouillierenden Wache verhallten im stillen, weichen Schnee. Geräuschlos wie ein Scherben glitt die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes längs der inneren Ringmauer hin, im Dunkel einer klaren Schutz suchend.

Jetzt war er geboren! Lebend, mit stocndem Atem, brückte er sich so tief wie möglich in seinen Versteck hinein, denn seine drei Schritte weit davon blieb der die Munde führende Offizier stehen, als über ihm aus einem der vergitterten Fenster des nächsten Turmes Gelang ertönte. Es war eine Arie aus Tomellis „Penelope“. Die einsame Melodie, eble Melodie, von einer vollen, weichen, künftigen Frauenstimme intoniert, kugte in dieser trübseligen Umgebung eine doppelt ergreifende Wirkung ausübend.

Der Kriegsmann lauschte andächtig bis zum letzten Ton. „Armer, gefangener Singvogel, schuldloses Opfer!“ murmelte er, dann sich plötzlich aufraufend entfernte er sich mit leisen, energischen Schritten, leicht um seine aus der Fassung gekommene militärische Contenance wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ein Laut, wie ein gewalttätiger unterdrückter Aufschrei, entrang sich der Brust des in der Mauernische verborgenen Mannes. In machtvoller Wut ballte er die Faust, doch wie ein zu Tode gekehrtes Bild brach er zusammen. Die dort oben nun schon im zehnten Jahre im Kerker schmachtete, sie war ja sein Weib! Himmel und Erde hatte er gelaubt in Bewegung setzen zu können zu ihrer Befreiung. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land war er gepilgert, bei Fürsten und Großen als Günst und Gnade erbittend, was er als sein gutes Recht fordern konnte. Und was hatte er erreicht? Nicht einmal das, was Menschenrechte dem schlimmsten Verbrecher gewähren: die strafgerichtliche Untersuchung des Thatbestandes! — Als er endlich, zu ratloser Verzweiflung getrieben, in Trost und Unwillen sich aufdramte, unbefremte Neugierigen wagte, da wurde er als gemeinlichlicher Aufwiegler verurteilt und auf die Landstraße hinausgeschoben. Verbittert, hoffnungslos, krank und elend an Leib und Seele war er heute hierhergekommen. Denn was ihm auch drohen mochte, es trieb ihn immer und immer wieder an den Ort zurück, wo seine Marianne weilte.

Marianne war, die staatsgefängene Nachtigall von Hohensperg, eine der gelehrtesten Sängerrinnen ihrer Zeit, hatte zuletzt in Stuttgart als Primadonna der herzoglichen Hofoper gewirkt und sich vermög ihrer Kunst und ihrer persönlichen Vorzüge zu einer ganz außergewöhnlichen Stellung aufgeschwungen. Nicht nur war sie der Wogst des Publikums, sie war auch das verhängnisvolle Schicksal des Hofes gewesen, und hatte sich durch ihre ungewöhnliche Geistesbildung, ihren vorzüglichen Charakter und ihr diskretes, bescheidenes Auftreten insbesondere die Gunst der Herzogin Friederike Sophie erworben. Sie wurde die Freundin und Vertraute dieser eblen, unglücklichen Fürstin, die vernachlässigt von ihrem dem Geschmack des Versailles Hofes bis ins kleinste hübsigenden Gemach, in der württembergischen Residenz ein freudloses Dasein fristete.

Im Jahre 1755, als Marianne auf einer Kunstreise nach Wien begriffen war, kam der längst gesuchte Entschluß der Herzogin, heimlich aus Stuttgart zu entfliehen, zur Ausführung. Während dem sich Karl Eugen auf einer Parforcejagd vergnügte, kehrte Friederike Sophie auf immer nach Bayreuth zurück, wo sie von ihrem Vater, dem Markgrafen von Brandenburg-Rulmbach mit offenen Armen empfangen wurde.

Der Herzog liebte zwar seine Gemahlin nicht, doch empfand er ihre Flucht als eine unaußschießliche

* Das bekannte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Schubarth, Moser u. a. Göttinger einer kulturellgeschichtlichen Verdrängung gewordene württembergische Staatsgefängnis.

Schmach für sich und sein Land. Da jedoch Friederike Sophie, die Nichte Friedrich des Großen von Preußen, aus politischen und persönlichen Gründen über seiner Rache stand, so wurde ihre Vertraute, Marianne Birker, für alles verantwortlich gemacht. Zurückgebliebene Briefe — welche zwar keineswegs die Künstlerin als Missethäterin kompromittierten, indem sie nur Beweise der Ergebenheit und Treue gegen ihre unglückliche Fürstin enthielten — wurden in den Händen intrigant, auf die Ausnahmestellung der Sängerin neidischer Ohrenbläser eine willkommene Handhabe, dieselbe gänzlich zu verderben.

Ahnungslos lebte Marianne von Wien zurück, wo sie eine überaus begeisterte Aufnahme gefunden und sich unzählige Freunde und Götter erworben hatte. Raum betrat sie ihre Wohnung, da wurde das Haus in aller Stille von Militär umstellt. Der Offizier, welcher den Haftbefehl zu vollziehen hatte, betrat daselbst allein, vielmehr um die allgemeine verehrte Künstlerin schonend auf das vorzubereiten, was ihrer harre. Ohne vorherige Anmeldung öffnete er bestimmt das Empfangszimmer. Die Thür nach dem Wohnraume stand offen. Er blieb zögernd stehen. Das Bild des reinsten häuslichen Friedens, des heiligsten menschlichen Glückes bot sich seinen Augen dar: Marianne, den Besessenen halb abgeworfen, hütete an der Wiege ihres Kindes. Jean Baptiste Birker, der glückliche Vater und noch glücklicherer Gatte neigte sich mit strahlenden, stolzfrendigen Blicken über seines Lebens besten Schätze. Jetzt hob er den zappelnden Kleinen aus den weißen Kissen, der sich jauchzend bald an des Vaters Boden entseufte, bald die rosigten kleinen Arme der Mutter entgegenstreckte.

Mittlerweile machte sich draußen eine steigende Unruhe bemerkbar. Neugierige Volksmassen strömten aus den nächsten Straßen herbei und stauten sich vor dem Hause, welches die Kriessleute mit gefälschtem Gemehr wie ein drohendes Verhängnis umfanden.

Eine Erbornnanz bahnte sich den Weg nach der Thür und betrat das Gebäude. Bald darauf führte man Marianne Birker gefesselt ab. Ohne gerichtliches Verhör und Urteil wurde sie nach dem Hohenasperg gebracht. Der jähe Wechsel von der sonnigen Höhe des Glückes in das Dunkel und die Schmach eines entsetzlichen Kerkers umnachtete ihr Gemüth; sie verfiel dem Wahnsinn. Doch die hehre, heilige Kunst verließ nicht ihre unglückliche, aus der menschlichen Gesellschaft ausgehobene Tochter; die gesungene Nachtigall von Hohenasperg sang, wie ein lebendiger Eingebild hinter den Stäben seines Käfigs im Winter jubelnd vom Frühling singt, den er einst gesehen und belesen hat, und im Singen noch zu belesen wohnt.

Die unausgesehten Bemühungen ihrer zahlreichen einkaufreichen Götter konnten zwar nicht ihre Freiheit erwirken, aber doch im Laufe der Zeit eine bessere Pflege und leichtere Haft. Es wurde ihr infolge dessen ein helles, luftiges Turmgemach zum Kerker angewiesen. Dort genoss sie bald vollständig und entwickelte nun noch ein zweites reiches Talent. Sie begann aus dem Stroh ihres Rogers Blumen anzufertigen und brachte es in dieser Kunst zu einer solchen Virtuosität, daß ihr die Kaiserin Maria Theresia für ein ihr zugewandtes Bouquet eine goldene Medaille verlieh. Auch die Zarin Katharina II. von Rußland sandte auf Mariannens Blumenpende ein wertvolles Gegengeld, welches an dem Christabend unserer Erzählung auf dem Hohenasperg eintraf. Es wurde ihr zu der Stunde überreicht, als Jean Baptiste Birker am Fünfe des Turmes zusammengefunten war. Nichts legte die Gesänge das blühende Gescheide bei Seite. „Gold, immer wieder Gold,“ murmelte sie, „und nicht die goldene Freiheit!“

Der Sektierer, ein rauchpöfziger Alter, der in seinem Amte grau, aber nicht hart geworden war, machte sich, um seine Bewegung zu verderben, an dem Kamin zu schaffen, wo er mit einem zu der traurigen Umgebung in sonderbarem Kontrast stehenden Dienstleifer Goldschmiede auf die flackernde Lohse warf. Wie mit der Abendsonnenstunde zerfließte Rosenfeine umspielt, so glug ein Zug menschenfreundlicher Zellnahme über sein durchsuchtes, eisernes Gesicht.

Die Gesänge, den ehlen Kopf vornüber gebeugt, sah da regungslos, ein Bild trostlosen Kleinmuths. Der Alte schien sprechen zu wollen, aber sein Wort des Mitteldeuts wollte den Weg finden über seine des Aufbrauchs ungenossenen Lippen.

Da öffnete sich langsam die angelehnte, schwere, eisenschlagene Kerkthür. Ein kleines Mädchen, einen grünen Tannenzweig in den Händen haltend, zapante sich durch die Spalte. Man würde es für ein Elstchen gehalten haben, wenn die freubergigen, faden Kleinglein nicht gar zu naiv, und die roten, von

Gesundheit strotzenden Wangen nicht gar zu lebensfrisch in die Welt hineingelacht hätten.

„Aber Diefeli!“ drohte der Alte, das Kind zurückhaltend.

„Aber Großpapa!“ entgegnete Diefeli und ließ sich nicht irre machen. Die wallenden Blondhaare zurückwerfend, entschlüpfte es wie ein Wöglein den heiß zutappenden Händen des Alten und hielt Marianne den Tannenzweig hin.

„Einen Gruß vom Christkindel!“ sagte es, die kindertrohen Blauaugen zu ihr aufschlagend, wie ein Stüchden Himmel.

Heller Freudenstimmer verklärte das Antlitz der Künstlerin. Sie breitete wie einer lichten Traumgestalt dem Kinde die Arme entgegen, das jedoch, dem Schließer voraussend, so schnell wie es gekommen war, wieder entwand.

Die Kerkthür drehte sich schwerfällig in ihren Angeln, der Schlüssel knirschte in dem rostigen Schloß, und Marianne war wieder allein.

Ein kalter Schauer überfiele ihre Glieder, schwankend lehnte sie sich an den Kamin Sims zurück. Der Tannenzweig entfaltete ihren Händen, gierig fielen die Knistern, hoch aufkackernden Flammen darüber her. Rote Lichtreflexe gaukelten an den nackten Kerkwänden, durch die vergitterten Bogenfenster grüßte still und mild die Sternennacht, und mit dem Tannenduft, der traulich den öden Raum erfüllte, zogen liebe, alte, unvergeßliche Wohnstübchen durch die Seele Mariannens.

Horch! — da erklang leise, leise wie Geisterhauch der Ton einer Geige heran, innig, zart, schuschuschvoll. Es war das Lieb, welches Jean Baptiste ihr einst in den sonnigen Tagen des Glückes gesungen hatte — das Wiegenlied ihres Kindes.

Marianne flog ihren Freudenstimer aus. Mit schrillem Klang brach plötzlich das Spiel ab; wie ein Wehruf hallte es durch das Schweigen der Nacht.

II.

O Nacht, du klare, stille,
Du bist ein heil'ges Buch,
Din Gottes Stundenfülle
Schrieb manchen Segenspruch.

Der Sternlein Silberzüge
Auf himmelblauem Grund,
Der Wolken Wetterfülle,
Welch schöner Gottesmund! —

Ich will mit frommem Herzen
Dich lesen fort und fort;
Vielleicht für meine Schmerzen
Find' ich das rechte Wort. —

Herzog Karl Eugen hatte sich großend nach Ludwigsburg zurückgezogen. Die Stände wollten kein Geld mehr bewilligen, um seiner tollen Verschwendungssucht, die das Land bereits an den Abgrund gebracht hatte, ein Ziel zu setzen. Verbraucht er doch beispielsweise, wie unordentlich festgestellt, in einer einzigen Woche so viel, als Friedrich des Großen Hofetat in einem ganzen Jahre erforderte. Ballett, Oper, Jagden, Wälle, Reisen und andere kostspielige Passionen verschlangen Unsummen Geldes. Die hervorragenden Musiker und Sänger waren unter den glänzendsten Bedingungen, mit für damalige Verhältnisse enormen Gehältern (10 000 fl. und mehr jährlich) für die pompös ausgestattete Hofoper gewonnen. An berühmten, ebenso teuren Tänzern, wie Noverre, die beiden Desvris und andern, fehlte es selbstverständlich auch nicht, und die Kapellmeister Jonelli, Rolli, Norbini bezogen Jahresgehälter von 6000 fl., 10 Eimer Ehrenwein und Foursage für zwei Pferde. Dazu wurden alle Künstler aus der Hofkapelle geliebt, und ein jeder hatte das Recht, noch 6 Gäste einzuladen. Dekorationen und Kostüme waren auf keiner andern Bühne Deutschlands so prächtig zu sehen, wie in der würtembergschen Residenz. An Galatagen brannten oft 4000 Kerzen, und war der Herzog mit der Aufführung zufrieden, so wurden den Künstlern Gratifikationen bis zu 1000 fl. zugeteilt.

Die daraus resultierenden schrecklichen Finanzverhältnisse führten nach und nach zu den bedenklichsten Hilfsmitteln, die das Volk, das unter dem schwersten Druck seufzte, allmählich zur offenkundigen Unzufriedenheit aufstachelte, was die Landstände schließlich veranlaßte, beim deutschen Kaiser und dem Könige von Preußen Schutz und Hilfe zu suchen.

In der Christnacht 1764, als sich die im ersten Abschnitt dieser Erzählung erwähnten Szenen auf dem Hohenasperg abspielten, ging Herzog Karl Eugen ruhelos in einem der Säle seines verschwenderisch

ausgestatteten Lustschloßes Solitude auf und ab. Schwere schwere Vorhänge verhängten die hohen Fenster, nur durch eines derselben sah noch ein Sternenschein des Nachthimmels fahl und matt in die Kerzenpracht des taghell erleuchteten Gemaches. Aus der Ferne erklang das feierliche Festgeläute der Weihnachtsglocken. Der Herzog hemmte seine Schritte und horchte auf den Friedensklang. Was mochte er seinem Herzen vernehmen? Durch eigene Schuld mit sich und der Welt zerfallen, war er ja ärmer als das ärmste seiner Landeskinde, dem Reichthumszauber „Liebe“ die geringste Gabe segnetel — Die Glocken draußen verhallten, und wie aus einem Traum erwachend fuhr der Herzog auf. Da fiel sein Blick auf den Schreißlich vor ihm. Dort lag, auf einem Gnadengestühl ausgebreitet, das Christkindel der Nachtigall von Hohenasperg, eine jener Blumenpenden aus Stroh, welche die Künstlerin so künig ausgeteilt verstand.

Karl Eugen überflog das Schreiben und betrachtete die kleine Gabe. Es war ein Rosenzweig von wunderbarer Schönheit und Naturtreue. In einem der Kelche hingen Kristallperlen wie Taurophen. — Ein eigentümlicher Widerwärt sprach aus des Fürsten Zügen. Schnell, ernst legte er den Zweig hin und trat zum nächsten Fenster.

Die stille, klare Sternennacht, in die er tiefbewegt hinausblühte, sie stand über dem Frieden der träumenden winterlichen Erde und den wilden Stürmen seines eigenen Herzens wie ein aufschlagentes heiliges Buch. Dort fand er zur rechten Zeit das „rechte Wort“.

Am nächsten Morgen verließ ein Courier das Schloß; er brachte der gefangenen Nachtigall von Hohenasperg die Freiheit. Das Begnadigungsdekret hatte dem vorfargen alten Schließer, der es wie ein Erlöster Marianne überbrachte, so sehr Herz und Mund geöffnet, daß Diefeli ganz verwundert meinte: „Was doch das Christkindel alles fertig bringt! Großpapa tant ja lachen!“

Die reiche Sorge der Befreiten galt ihren Angehörigen. Nach den Vorgängen der Christnacht hatte sie Jean Baptiste in ihrer Nähe zu finden gehofft, doch niemand wußte ihr Auskunft über seinen Verbleib zu geben.

Mariannens Lebenskraft für die Kunst war gebrochen. Sie trat nie mehr öffentlich auf und zog sich nach Heilbronn zurück, der Erziehung ihres Kindes lebend, wo sie durch Gesangsunterricht und Blumenmacherei sich eine bescheidene Existenz gründete.

Auf dem Friedhofe von Hohenasperg aber liegt ein vergessenes Grab. Kein Gedenkstein schmückt dasselbe, aber der Lenz in steter Wiederkehr streut seinen Blumenregen darüber aus, und die kleinen geliebtesten Sänger des Waldes singen dem hier von des Menschenloses Not und Wein ausruhenden Gefährten** süße Schlummerlieder.

Es ist die Hühselfatt Jean Baptiste Birkers, der dort am Christfestmorgen des Jahres 1764 im Schnee erfroren aufgefunden wurde.



Münchener Aushkbrief.

München bildet sich immer mehr zu einer Genossenschaft im besten Sinne des Wortes heraus. Das Hoftheater unter Persals trefflicher Oberleitung bietet erlesenen Operngenuß und auch das Schauspiel glänzt durch sein feinschmeckendes Repertoire. In bezug auf das Vorführen der Werke bildender Kunst in einem großen Rahmen wird bedeutendes geplant und wurde jüngst erst beschloffen, pro bemerke einen internationalen Salon hier schon im nächsten Jahre zu eröffnen. Die Opposition dagegen wurde zumeist durch Kunsthändler und durch jene Künstler erhoben, welche von einer etwaigen Schwächung kunstständlicher Kaufkraft für sich unangenehm befürchteten. Das gebildete Publikum ist jedoch durchaus für Einführung einer jähr-

* Karl Eugen hat späterhin die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen gesucht, teils durch weise Einschränkung seiner Bedürfnisse, teils durch nützliche Einrichtungen zur Erhebung des Volkswohl und zur geordneten Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften (Kunstschule), infolgedessen er sich die Liebe seines treuen Volkes zurückverdiene und seine letzten Lebensjahre hochgeehrt und beglückt auf seinem Schloße Solitude zubrachte, wo er am 24. Oktober 1793 starb.

** A. Birker war ein tüchtiger Violoncellist und ist bis zu der Gesangsannahme seiner Gemahlin an der Stuttgarter Hofoper als erster Violoncellist engagiert gewesen.

lich wiederkehrenden großen Kunstausstellung, wenn auch einige Fanatiker der Bequemlichkeit darunter leiden sollten.

Im Konzertgenusse ist in Bier-Wien auch kein Mangel; seit Mitte Oktober vergeht fast kein Tag ohne Konzert. Merkwürdigerweise hat der Wiener, klavier-, Gesangs- und Deklamations-Humorist D. L. M. b. g. hier drei hartbedrückte Konzerte abhalten können. Dieser Herr geht nicht darauf aus, das Publikum durch den Jambor der Töne in eine weisse Wolke Stimmung zu versetzen; das Gegenteil hiervon zu erzielen, ist sein Ehrgeiz; er will, daß in seinem Konzerte wie in einer lustigen Feste recht viel gelacht werde. Lamborg schildert u. a. die entseßlichen Leistungen einer musikalischen Familie, welche an dilettantischer Mittelmäßigkeit Grauensvolles bietet. Er persifliert auch einen eifrigen Klaviervirtuosen, der nach Art Alex. Dreischütz, „des Doktors beider Linsen“, mit der linken Hand allein das Klavier bearbeitet. Daß Lamborg seine geringe Fingerfertigkeit als Pianist bekennt, bewies er durch ein Votumpurri, welches er nach Angabe von Opern- und Komponistenamen geschickt improvisierte. Seine Parodie plattir belscher Opernmusik wurde reichlich durch Heffros überboten; auch die Verstopfung nichtsfagerer Tonmalerei („man hört in der Ferne einen blauen Frack ausfliegen“) wurde bereits von anderen Zeitgenossen mit mehr Geschmack und mit mehr Laune vollzogen. Der eigentliche Produktionsplatz für diesen munteren Parodisten ist der Vereins- und nicht der Konzertsaal.

Mühte man auf der Harfe nicht bloß Accorde sondern auch Weisheiten, so wäre das Konzert des vorzüglichen Aristifon August Sklerie ebenso voll gewesen, wie jenes O. Lamborgs. A. Sklerie ist ein Virtuoso gewöhnlichen Schlages; er ist ein künstlerisch durchgebildeter Musiker und sein Spiel nimmt nicht bloß durch blühende Technik, sondern vor allem durch einen seltenen poetischen Reiz unbedingte gefangen.

Das erste Konzert der heiligen „musikalischen Akademie“ machte uns mit einem neuen Tonwerk, einer Suite von B. Schtschauskij bekannt, — einem Werke in D moll, welches in der thematischen Durcharbeit und in der Deklination viel Geschick bezeugt; in ihrem phantasiehaften Charakter gemahnen zwei Sätze einigermaßen an Saint-Saëns. Das Tonwerk des russischen Komponisten wurde unter des Hofkapellmeisters Fischer trefflicher Leitung vorzüglich zu Gehör gebracht.

Die von dem Herren Bruno Walter, L. Wolfshals, R. Ziegler und Fr. Bennat veranstaltete Quartettstunde hat einen künftigen Vorleser und einen lebendigen Komponisten zu Gehör gebracht neben einem, der wenig Lob und in der Herabwürdigung, neben L. Westhofen, dessen Quartett in B dur op. 18 Nr. 6 aufgeführt wurde. Es entzückte darin besonders der dritte und vierte Satz, in welchen des Meisters Genialität besonders aufleuchtet. Das zuerst gebrauchte Streichquartett von Ditters von Dittersdorf weist seinen tieferen musikalischen Wert an. Es mag ein Akt der Bitterkeit gewesen sein, daß ein Tonwerk des Schöpfers der tomtischen Oper „Doktor und Apotheker“ (1786), des Dratoriums Hüb und der zwölf nach Anregungen aus Ovids Metamorphosen geschaffenen Symphonien gespielt wurde. Denselben weiter war die Aufführung eines Streichquartetts von Dvorak, welchen Joh. Brahms im deutschen Konzertsaal zuerst vorgestellt hat. Die große Begabung Dvoraks ist bekannt und glänzt besonders im Sphero des Sektetts, leider übergriffen er beim Kontrapunktierten oft die Grenzen des musikalischen Wohlstands und beim Durchspielen der Themen hält er nicht das richtige Maß. Er sagt immer wieder dasselbe und beteuert das Ost-geciagte mit einer Beharrlichkeit, welche die glückliche Wirkung beeinträchtigt. Gespielt wurden das Sektett ebenso wie die zwei Quartette unter der Führung des trefflichen Primgeigers Prof. B. Walter tadellos.

Um noch mit einigen Worten des vorzweites Abonnements-Konzertes zu gedenken, sei im voraus bemerkt, daß die Künstler des Hoforchesters unter der Führung des Hofkapellmeisters Fischer allen Anforderungen der aufgeführten Tonrichtungen voll entsprochen. Es waren dies A. dur-Symphonie von Mozart, Wolkmanns Ouvertüre zu „Richard III.“, eine hochbedeutende tiefgedachte Schöpfung und Gerstheims Symphonie Nr. 3 in C moll, deren Wert schon in Ihrer Nr. 23 gelegentlich der Aufführung in Köln gewürdigt wurde und welche der Komponist mit der ihm eigenen Umficht persönlich dirigierte. Auch mit Brahms neuen viergeklungen „Hegenerleben“ machten wir Bekanntschaft, welche durch die Herren Vogt und Fuchs und die Damen Wegner und Klum bestehend zum Vortrag gebracht wurden. — Mäße Ihnen mit dieser in großen Umrissen gezeichneten

Schilderung unseres Konzertlebens gebient sein! Bei Aufführung hervorragender Violinen oder bei sonstigen bemerkenswerten Vorkommnissen auf musikalischem Gebiete werden Sie sich wieder zur Stelle finden. S.

Litteratur und Neuheiten.

Rob. Schumanns Kinderscenen. 13 Musikstücke für das Pianoforte mit Dichtungen von A. B. Träger und Bildern von K. G. (Leipzig, Wolff 1891).

Ein Dichter von hohem Rufe und ein rechter, echter Zeichner Künstler haben herein die „Kinder-scenen“ unseres großen Schumann in ein reizendes Gewand gekleidet. A. B. Träger erzählt und erzählt in köstlichen Versen die verschiedenen, von Schumann gebachten Szenen, die hat zu denselben die Bilder gezeichnet, so voller Jannet und Humor, wie dies nur einem wirklichen Künstler zu eigen ist. Wie Träger seine Aufgabe erfüllt, davon möge nachstehende Behauptung von „Am Ramin“ bezeugen:

Wenn finster die Wolken am Himmel stehn,
Und wirbelnde Floden die Luft durchziehn,
Dann ist es so traulich,
So still und besänftlich,
Im friedlichen Zimmer am warmen Kamin.

Hell flodert das Feuer, die Kohlen glüh'n,
Die lustigen Tanten faulern und trüh'n,
Von draußen pfeift leicht
Der Sturm seine Weile,
Und eisse Blumen aus Fenster erblüh'n.

Da regt sich der Rinder liebliche Zahl
Und bittet brängen mit süßlicher Naal,
Und rüdet zusammen
Den Stuhl an die Plammen,
„Ach! Mütterchen komm doch: es waren einmal . . .“

Edwin Bernmann. Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort. (Leipzig, Selbstverlag.) Ein humoristisches Nachwort im wahren Sinne des Wortes! Eine Fülle von gesundem Humor, heiterer Laune und erfrischendem Lebensmut sprudelt den Lesern aus diesen Blättern entgegen, und zwar alles dies im Rahmen einer Ausstattung, welche dem originellen Inhalte entspricht. Aber auch sinniger Ernst — der gleichsam den oft tollen Ausführungen einen Dämpfer auflegt — durchschaut, wenn auch in kleineren Dosen, das reizende Buch. Der Ausdruck eines ganzen Volkes, färbt eines (im Originale mit Silhouetten gezeichnet) Gedichtes in unserer heutigen Nummer dürfte geeignet sein, die Art und Weise, sowie die Wertigkeit des schönen Werkes zu bezeugen und dazu beitragen, demselben die verdiente weite Verbreitung zu sichern. Außer der Haupt-Ausgabe (Preis Mk. 2.00) existiert auch eine separate Text-Ausgabe (Preis Mk. 2.50, bei Buchhändlern Mk. 2.-).

Oskar Eigberg. Allgemeiner Deutscher Musiker-Kalender für 1890. (Berlin, Raabe & Wollmann.) Dieser trefflich behandelte Taschenrechner hat nun bereits seinen 11. Jahrgang erreicht, seinen inhaltlichen Stoff von Jahr zu Jahr erweitert und vermehrt und ist nun ein fast unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Musiker geworden. Ausstattung und Anordnung des reichen Materials sind wie bisher, — Preis ebenfalls.

Max Heßes Deutscher Musiker-Kalender für 1890 (Leipzig) (Preis Mk. 1.20), der sich in der ganzen Einrichtung und Ausstattung an den eben erwähnten Kalender stark anlehnt, ist bei seiner Billigkeit sehr reichhaltig und sich sehr sammelt. Das Referentialmaterial in den einzelnen Orten, sowie die Zahl der berühmtesten Städte (selbst solcher im Auslande) wesentlich vermehrt. Der Hugo Mannmann lieferte dem Kalender eine interessante Konzertumschau, während kurze biographische Skizzen zu den wichtigsten Persönlichkeiten von W. B. Heßberg, Ch. Weß, Aug. Weßmann, Dr. Franz Wöllner, Joh. Heßberg, Prof. M. Speidel und Carl Heßel aus der genannten Stadt Bernhard Vogel kommen.

G. Haag. Lustige und ernste Musikanten-Gesellschaften. (Paderborn, Fern. Schöningh. Mk. 1.80.) Schon im vorigen Jahre haben wir auf dieses von Gemüt und Humor durchdrungene Büchlein aufmerksam gemacht. Heute bringen wir in unseren Spalten eine Ergänzung aus demselben: „Die Nachtigall von Sökenalperg“, welche wohl geeignet sein dürfte, die Begabung der Erzählerin mehr und mehr zu bezeugen und das Büchlein weiter zu empfehlen.

Wellnachts-Album. Band III enthält die verschiedenartigen Sagen für die heilige Zeit. Besonders zu betonen ist ein größeres Molekran „Des Festes Weihe“, das drei Kindern zugleich Gelegenheit bietet, ihren Eltern in musikalischer Form einen Weihnachtswunsch darzubringen. Die Nummer gliedert sich in Deklamationen mit Klavier- und Violinbegleitung (letzte beides) und ist mittelmäßig. Der Inhalt verbergt die Gütersätze und das Weihnachtsfest in feinen Worten. Der Band ist schon länger bekannt wegen besser Empfehlung wert. (Weinm.-Leipzig, Carl Wölke.)

Dr. Heinrich Simon (Berlin) hat begonnen, in W. Beckmanns Verlag Rob. Schumanns „Gesammelte Schriften“ herauszugeben, wozu der erste Band bereits erschienen ist. Es kann nur erwidert sein, daß diese bisher fast nur in engen Kreisen bekannten Schriften namentlich zu einem so geringfügigen Preise (40 Pf. dieser Doppelband) allen Musikfreunden zugänglich sind und ist nur zu wünschen, daß dieselben eine möglichst große Verbreitung finden, und in weiteren Schritten als dieser die Liebe zu einem der besten Schätze unseres deutschen Vaterlandes und die würdige Pflege der Kunst, die ihm alles wahr, fördern helfen.

„Deutsche Weihnachtstblätter.“ Eine Festschrift für die deutsche Familie 1888. Preis 3 Mark. (Verlag von R. Müdenberger, Berlin.) Dieses in prächtiger Ausstattung erschienene Heft ist geschmückt mit Beiträgen erster Künstler und Schriftsteller. Neben einer Musikbeilage bietet das Werk eine Reihe feiner Farbendrucke, Farbendrucke, Bilderdruck und Holzschneide, darunter einen nach Rafaela Madonna della Sedia, alles in wunderbarer tabellarischer Ausföhrung. Unter den Mitarbeitern beugen sich: Gericke, Kollmann, Seibel, Rint, Schö, Wöllner u. a. m., unter den Künstlern: Zerkow, Friedberg, Heßberg, G. G. Stahl u. a. m. Das Werk empfiehlt sich trotz seines billigen Preises als ein besonders vornehmes Geschenk für den Weihnachtsfest.

Die Firma Siegel & Schimmel in Berlin O., Königs-straße 41, hat Pianoforte-Reflektoren in den Handel gebracht, welche das bisher gebräuchliche Regelmäßig an Pianoforte befestigt erhöhen und eine Beleuchtung schaffen, wie sie bisher kaum gedacht und gewünscht werden kann. Die mehr oder minder schweren und gefährlichen Petroleumlampen werden vollständig erlegt und nach mit der Gasflamme ist das Auge selbst gegen das Blendende des Lichts geschützt und geschützt. Die Reflektoren sind an jedem Pianoforte ohne weiteres anbringen und kostet das Paar — in ausgebaut oder schwarz — 3 Mk. Wir machen Interessenten auf diese ebenso einfache, als zweckmäßige Einrichtung aufmerksam.

Die aus der bekannten Streichinstrumentenfabrik von Gebrüder Wolff in Kreuznach hervorgegangene und patentierte Erfindung die stumme Violine hat sich in der Praxis vorzüglich bewährt. Sie gibt dem Jüngling Bagamini das Mittel in die Hand, seinen Übungen zu jeder Tages- und Nachtzeit obzuliegen, ohne daß es seinen unwillkürlichen Zuhörern in der Nachbarschaft bei jedem Gegenstande eintreten oder den Mägen stört. „Stumme“ heißt in der That von der Natur den gewöhnlichen Tönen habhaft, daß sie nur auf einem Mechanismus beruhen und hoher Töne noch haben hat. Im übrigen ist sie der gewöhnlichen Weise ganz gleich. Die Violine der Erfindung besteht nun darin, daß eine solche stumme Violine noch nicht vollständig ist, sondern in gedämpfter Stimmung leise ertönt, der Art aber, daß der Spieler die Reinheit der Töne und den Effekt der Striche, wie nötig, vollkommen genau beurteilen kann, ohne im Nebenigen jenen zu fälschen. Die besten bekannten Autoritäten, unter diesen Wilhelm und Sarasate, haben sich über die Erfindung, die den ungeschickten Werte sei, eingehend ausgesprochen. Genauerer bietet die umfangreiche Broschüre über die Stumme.

Rästel-Sonett.

Ein heiliges Geschenk der seligen Götter,
Zog meine Erste ein, gleich Engelschören;
Des Märchens Paradies die zu beschreiben
Vermag kein Jambor, daß selbst still die Epöbter.

Es wählt mein zweites Wort die schwanken Dreier;
Des Lebens Ernst und Schmerz kannt du da hören
Und schauen auch im Spiel; dich soll befröhen
Kein Traumbild von des Lebens Sturm und Wetter.

Dem Ganzen wie dem Ersten gilt mein Lauschen;
Die heiligen Himmelskinder mir das Herz bewegen
Mehr als im stillen Wald der Blätter Rauschen.

Der Meister, der es schuf? hell strahlt sein Name,
Und allendern zeugt ein stilles Regen,
Daß Frucht wird bringen der gestreute Same.

Auflösung des Zahlenrätsels in letzter Nummer.

C	O	S	B	B	R	S	S	Z
O	L	A	E	O	I	O	O	W
R	I	N	N	C	S	N	H	I
R	V	S	E	O	T	N	E	L
E	E	S	D	A	I	E	L	L
G	N	O	E	C	T	B	L	I
G	O	U	T	C	S	E	I	N
I	E	C	T	I	C	R	N	G
O	L	I	I	O	H	G	G	E

Bonnyton Collini.
(Berlitz.)

Redakteur: Aug. Scherzer. Verlag und Druck von Carl Grunert, beide in Stuttgart. (Kommisshandlung in Leipzig: R. F. Köppler.)

Hierzu zwei Text- und eine Musik-Beilage; letztere enthält: Loop. Rietz, „Weihnachtsbotshat“, Klavierstück, und Gustav Böttger, „Wenn der Herr ein Kreuz spielt“, Duett für Sopran und Alt mit Klavier- oder Orgelbegleitung; sowie eine Prospektbeilage, die wir einer besonderen Beachtung empfehlen.

Zur Weihnachtszeit.

Skizze von Joh. Raff.

I.

Droben flimmern tausend Sterne
In geheimnisvoller Pracht,
Und aus goldenen Himmelsfernen
Tönt das Lied der Weihnachtsnacht.
Gelmund.

Im Schlosse zu Darmstadt wurde feierlich und fröhlich das Weihnachtsfest begangen. Die großen Riecherbäume brannten im Prunksaal und verbreiteten ihren köstlichen Tannenduft, und an ihrem Scheine erstrahlten sich fröhliche Menschen. Stättliche Männer, wunderschöne Frauen waren hier vereint; gelächelte, scherzhaft Unterhaltung flog wie ein geschickter geschleudelter Federball hin und her, Witz und Witze verbrühten ihre elektrischen Funken. Man verstand sich am Darmstädter Hofe darauf, Feste zu feiern! Dem Weihnachtsfeste aber hatte man vor jeder einen besondern Glanz verliehen. Nicht nur, daß man das Fest des Erntedankes, heiligend auf die Seelen wirken ließ, nicht nur, daß man sich einander überbot in liebevollen Ueberrassungen, zartfühlenden Geschenken, die der Christbaum mit seinen grünen Zweigen überdeckte — man sorgte auch dafür an höchster Stelle, daß irgend ein besonders freudiges Ereignis sich mit der Weihnachtsfeier verbinde, oder, daß man einen besonders gesegneten Gast am traulichen Herde willkommen heiße und heimlich mache. Vor einem Jahre hatte hier vor dem Tannenbaum ein schlanker blonden Jüngling gestanden, dem der Genius mit segnendem Kusse die Stirn gemeißelt — vor zwei Jahren hatte hier, durch Herzog Carl August, durch Dalberg eingeführt Friedrich Schiller den atemlos Laufenden seinen Don Carlos vorgelesen. In diesem Jahre nun huldigte man der Frau Musica, welche ohnehin am Hofe zu Darmstadt eine angehende Stellung einnahm.

Das später so berühmte Darmstädter Orchester und die Oper waren im Entstehen begriffen und zählten schon ganz vorzügliche Mitglieder. Die Theatertruppe aber war vorläufig aus Damen und Herren der landgräflichen Familie gebildet, welche sich einen Saal des Schlosses zur Bühne eingerichtet hatten und dort nach Herzenslust und mit ernstem Eifer sich dramatischen Studien widmeten. Wenn die Operetten und kleinen Opern bis zur möglichsten Vollkommenheit gediehen waren, so führten die Acteure dieselben im Darmstädter Opernhaus vor einem erlesenen Publikum auf. Kein Fest, kein Familiengebetstag ging vorüber, ohne eine solche musikalisch-dramatische Auführung.

Für den heiligen Abend hatte man, wie natürlich, vom Dramatischen abgesehen und im engen Familienkreise ein kleines Konzert vorbereitet. Der Gast des Abends aber war der zu damaliger Zeit berühmte, fast vergessene Tenorist Anton Raff. Die Jugend lag weit hinter ihm, aber seine Stimme hatte den wunderbaren Silberklang, den wir bei Vorträgen den befreundeten Jamben, der ihm alle Herzen gewann. Der Nimbus, der seine Lebensgeschichte ihm gewoben hatte, trug außerdem nicht wenig dazu bei, seine Anziehungskraft zu einer schier unvorstellbaren zu machen.

Anton Raff hatte sich früh mit einer lieblichen jungen Sängerin verheiratet und führte mit ihr das glücklichste Leben. Da traf er auf der Reise mit der Fürstin Belmonte zusammen, einer jener dämonisch schönen Frauen, deren Reize mit elementarer Gewalt die Menschen hinreißen und bestören. Auf der Schönheit der Fürstin aber lag ein festerer Trauerfleckel: sie litt an einer unheilbar scheinenden Schwermut. Seit Jahren schon hatte man alles versucht, um sie zu retten, ohne sie jedoch aus dem Banne des Unheils erlösen zu können.

Nun brachte es der Zufall, daß sie in einem Garten unter dem geöffneten Fenster des Saales saß, in welchem Anton sang. Auf weichen Abendblättern schwebten die Klänge einer Arie zu ihr hinaus, und wie der Schnee schmilzt beim ersten Frühlingswehen, so taute die starre Kinde, und die kranke Seele wurde gesund.

Die große Dankbarkeit, welche die Fürstin für ihren Retter empfand, war natürlich genug; doch diese wich mehr und mehr einer dämonischen Leidenschaft, welcher sich Raff mit seiner Maria nur durch die Flucht entziehen zu können glaubte. Umsonst — die Fürstin wollte ihn zu haben. Maria erkrankte; die Ärzte konstatierten eine Vergiftung. Durch des

Gatten unablässige Sorge und Pflege wurde die Kranke gerettet, aber sie blieb ihm und lebte nur noch einige Jahre, Anton verzweifelt zurücklassend. Die Fürstin Belmonte schloß neue Hoffnung, aber er, der in ihr die Urheberin von Marias Tode sahnte, verfluchte sie und blieb ungerührt, als sie drohte, sich selbst zu töten.

Diesen Plan führte sie nun zwar nicht aus, hingegen suchte sie sich als festeres Schicksal an Raffs Fesseln zu heften. Viel Unglück und schweres Leid brachte sie, deren Wollstücker er gewesen, über ihn, bis endlich eine neue Leidenschaft sie ergrasste und sie mit dem Gegenstande derselben, einem Ungarn, nach Australien auswanderte.

Dieses Netz von verwinkelten Lebensverhältnissen trug nur dazu bei, den Ruf des Sängers weiter zu verbreiten. Er wurde geliebt, vergöttert wie wenige, und Lorbeer und Rosen sprakten auf seinem Pfade in üppiger Fülle.

Wer ihn einmal hörte, vergaß es nimmer wieder! — Doch kehren wir zum Hofe zu Darmstadt zurück. Es war ein schimmernder Kreis, der sich, als die Lichter der Christbäume verflücht waren, im roten Saale zusammen fand. Den Mittelpunkt bildete eine ältere, stattliche Frau. Ihre dunkeln Augen strahlten hell, und um ihr gepudertes Haar schlang sich ein Gazefleier. * Dies war die Landgräfin George von Hessen. In die Falten ihres prächtigen Profatkleides schmiegte sich eine zarte Kindergestalt mit dem Antlitz eines Engels: ihre weißen Locken von Weidenbürg! — Mit edlen Anstande trat der Sänger herzu; schon glänzte Silber auf seinem Scheitel, aber die Augen flammten jugendlich, und jugendlich klang die Stimme, als er nun anhub zu singen. Niemals wohl ist Händels „Töne sanft mein lydisch Brautlieb“ lieblicher, mit süßem Tonzauber gesungen worden, als an diesem Weihnachtsabend; ein Schilling des Landgrafen Ludwig begleitete auf dem Cello, Prinzessin Carl spielte das Clavier und so war es wirklich ein himmlischer Dreiklang.

Nachdem er nach mit mehreren kunstvollen Arien das Publikum zu lauter Bewunderung hingerissen, erbat er sich die Erlaubnis, nun ein einfaches deutsches Lied singen zu dürfen.

War man vorher schon ergriffen gewesen, so bemächtigte sich jetzt aller eine theilhabende Furchung, denn schwebte nicht noch des Christfestes Tannenbaum durch den Raum? War es nicht Weihnachtsabend? Und Anton Raff sang:

Ihr Hirten, erwacht! **
In himmlischer Pracht
Erscheint auf der Weide
Ein Hote der Fremde,
Der Engel, der Tröstung vom Himmel gebracht!

Der Himmlische spricht:
O fürchtet Euch nicht!
Ihr waart verloren,
Nun ist Euch geboren
Im dunkeln Thale das göttliche Licht!

Aus himmlischem Saal
Klang wieder ins Thal
Die selige Märe:
Dem Herrn sei die Ehre!
Und Friede auf Erden den Menschen zumal!

Wie von Engelschwingen getragen, schwebte die einfache süße Melodie dahin und rief die Menschenherzen mit empor zu den flimmernden Sternen der Weihnachtsnacht. Man fühlte es, der Sänger legte seine ganze Seele in dieses Lied, umlebte es mit dem weichsten Schmelz seiner Wunderstimme. Man fühlte aber auch, hier trat die Musik als Dolmetscher in den Dienst des Himmels. Kein Auge blieb trocken,

* Das Bild, welches sie sich darstellt, befindet sich im Besitze des Großherzogs von Hessen.

** Dies Weihnachtslied stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert; es fand sich in der Bächer des Klosters Paradies und heißt im Original:

Ihr Hirten, erwacht!
In himmlischer Pracht
Erscheint auf der Weide
Ein Hote der Fremde,
Der Engel, der Tröstung vom Himmel gebracht.

Der himmlische spricht:
O fürchtet euch nicht!
Ihr waart verloren,
Ist ihr euch geboren
Im dunkeln Thale das göttliche Licht.

Aus himmlischem Saal
Klang wieder ins Thal
Die selige Märe:
Dem Herrn sei die Ehre
Und Friede auf Erden den Menschen zumal.

alle waren aufs Tiefste bewegt. Und siehe, — da sprang die kleine Prinzess Luise empor, sie schlang die Arme um den Hals des Sängers und ihr holdseliges, thränenüberströmtes Gesichtchen an seiner Schulter legend, drückte sie ihm ein Goldstückchen in die Hand, an dem ein kleines Korallenkreuz hing. Die liebste Gabe, die sie unter ihrem Weihnachtsbaum gefunden hatte! —

II.

Und niemand weiß im grünen Mai
Was Rose, noch was Mädchen sei,
Denn was da blüht ist Rose im Mai.
G. von Heyn.

Die grünen Hänge des Nuthales prangten im Maienschnude. Die jungen Blätter schaukelten sich im lauen Winde, die da stand noch ein Apfelbaum in wehrloser Blütenpracht, und in den Geden schlugen die Nachtigallen.

Auf dem Waldwege, der vom Schlosse Broich bei Mülheim an der Ruhr hinabführte, wandelte langsam ein junges Mädchen. Sie mochte fünfzehn Jahre zählen und war von entzückender, taufrischer Schönheit; ihr blondes Haar fiel, nur leicht gepudert, in lockigen Locken auf den weißen Hals, die dunkel-blauen, leuchtenden Augen nahmen mit ihrem feinsten Blick jeden Gefangenen, der hinein schaute.

Die Kleidung des Jünglings war sehr einfach und bestand aus einem weißgelben Linienkleide mit gestickten Säumchen, welches ein blauer Gürtel nach der Mode jener Tage dicht unter den Armen zusammenhielt. Der große Hut diente nicht als Bedeckung des reizenden Kopfchens, sondern vielmehr als Blumenkranz, in welchem Maiglöckchen und wilde Rosen lagen:

„Der Mai bringt Blumen aller Art!“

erlang es von einer leuchtendsten Mädchenstimme und dabei trippelte die kleinen schmalen Füßchen eilig den Weg hinab. Jetzt war die Ebene erreicht, die Ruhr schimmerte hell darüber.

Da unterbrach ein lauter Krach, ein unterdrückter Schrei das Lied des jungen Mädchens; mit wenigen Schritten stand sie vor einem umgestürzten Wagen, aus dem der Kutscher eben einen leblosen Mann hervorzog und auf das Gras niedergelegt ließ.

Dann wandte er sich ab, um sich mit den Pferden zu beschäfftigen, die sich im Geleirte verwickelt hatten, und der Verwundete lag verlassen und leise stöhnend da. Das Mädchen eilte ohne Verhüten auf ihn zu und hob den Kopf empor, von dem ein schmales Mädchen rotes Blut zerbröckelte; sie band ihr Tuch um die Wunde, da schlug der Fremde die Augen auf. „Prinzess Luise!“ murmelte er erschoffen und sich mühsam aufrichtend. „Sie kennen mich?“ fragte die junge Prinzessin, und leise, kaum hörbar kam die Antwort: „Ich sah Sie im Schlosse zu Darmstadt vor fünf Jahren und wer könnte Sie vergessen!“ Da ward es hell in Luises Erinnerung. „Der Sängler!“ rief sie verwundert. Er nickte; „Anton Raff!“ hauchte er, dann umfing tiefe Ohnmacht seine Sinne.

Indessen hatte der Kutscher seine Pferde beruhigt und näherte sich mit einem herbeigeleiteten Arbeiter dem Verunglückten, um ihn in den Wagen zu tragen. Aber die Prinzessin rief: „Nein, nicht nach Broich; tragt ihn hinauf zum Schlosse zu meiner Großmutter!“

Die Landgräfin George machte ein höchst verwundertes Gesicht, als der Krankenwagen ins Schloß kam; sie machte mit Fremden nicht viel Federlesens, und pflegte von Leuten, die ihr auf den ersten Anblick nicht sympathisch waren, in ihrem Pfälzer Deutsch zu sagen: „Gegen die werd ich nur ganz kalt heilig (höflich) sein!“

Mit dieser kalten „Seligkeit“ beabsichtigte sie auch vollständig den Verunglückten wieder hinaus zu komplimentieren, da er scheinlich unten in Broich gute Pflege finden würde, aber wer konnte Luises blickenden Augen widerstehen? Als sie nun aber auch den berühmten Sänger erkannte, der ihr mit seinem unaussprechlich süßen Gesange das Herz geschmolzen hatte, da ließ sie das beste Zimmer aus Schloß Broich für ihn herrichten und pflegte ihn selbst aus beste. Anton Raff erholte sich schnell; schon nach drei Tagen saß er mit den Damen auf dem Altan und blickte hinaus auf das blühende reiche Nuthal zu seinen Füßen. Die beste Arznei für ihn war Luises helles Lächeln, und er war glücklich, als ihm erlaubt wurde, mit ihr zu musizieren. Unter seiner Leitung bildete sich die Silberstimme der Prinzessin, und nach heute erzählt man sich in Broich von jenem Sommer, als zur Zeit der wilden Rosenblüte

Prinzessin Luise alles mit ihren einfachen Liebern bezaubert hatte.

Welch einen Dienst sie aber dem Sänger erwiesen hatte, das sagte er nicht ihr, sondern der Landgräfin George in der Stunde des Abschieds.

„Der Dienst der Engel hat sie mir erwiesen: sie hat mich gerettet! Mein böser Dämon, die Fürstin Belmonte, streckte wieder die Hände nach mir aus! Ich war im Begriffe ihren süßen Lockungen zu folgen, als Prinzessin Luise mich an jenem Morgen herüber tragen ließ, wo ich die reine Luft des Himmels atmen durfte. Seht hier, gnädigste Frau Landgräfin, das Kettlein, das sie mit einst gab; ich trage es als Talisman und so ist ich's anheft, erlebe ich den Segen des Himmels auf das blonde Haupt der Prinzessin Luise von Mecklenburg!“ —

III.

Im heiligen Ru ist Amor Hochgebeteter,
Die Liebe, wie die Geister warst er nieder,
Doch liegt nun fester er befestigt an Bösen —
Die Aeneas muß er geben — an Aulsen!
(Ebruch, der sich auf der Hochzeitstafel bei der Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Kronprinzen von Preußen befand.)

Und wieder war es Weihnachtsabend. Droben kammten die Sterne der Christnacht, drängen in der Stadt Berlin brannten die Kiefernämme, jandchte groß und klein in Wonne ob des Doppelfestes, und drinnen im Schlosse stand bräutlich geschmückt Luise von Mecklenburg! Zum letztenmale trug sie an diesem verewandlungsangstigen Dezember diesen Namen — noch wenige Stunden, und sie wird dem geliebten Mann angetraut, dem stolzen, schönen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der beim ersten Sehen sein Herz an die holde Mädchenblüte, welche ihre wunderbare Schönheit so begehrend trug, verloren hatte.

Schöner als heute aber war Luise nie gewesen! Silberner Protastoff floß in schweren Falten an ihrer herrlichen, ebenmäßigen Gestalt herab, der übergeglückte Brautkleider umschwebte sie wie eine Gloriewolke, und das schöne blonde Haupt krönte der frische dunkelgrüne Myrtenkranz.

Luise stand am Fenster. Sinnend blickte sie hinaus; hinauf auf die geschmückte Stadt, auf das fröhliche Treiben des Weihnachtsmarktes, auf den Wald von grünen Tannen, hinauf zu den Sternen, von welchen es einst niederlang: „Ghre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden die guten Willens sind!“ Fromme Gedanken durchzogen das reine Herz der jungen Brant.

Da öffnete sich die Thüre — Fräulein von Wieratz trat ein: „Verzeihen Sie, Prinzessin — aber dieses hat soeben ein alter Mann für Sie abgegeben. Ich weiß nicht, ob ich recht that, es anzunehmen, aber er hat gar so flehentlich!“ Luise nahm gedankenvoll den schlichten Strauß aus wilden Rosen und als sie seinen Duft einatmete, bemerkte sie ein weißes Blatt. Sie las:

Und wieder klingen Weihnachtslieder,
Wie einst in jener Winternacht.
Und wieder tönt's vom Himmel nieder:
Nun ist das Heil der Welt erwacht!

Du hast an einem Weihnachtsabend
Auch mich befreit von bitterm Schmerz
Und deine Thränen fielen laßend
Hinab in mein verdorrtes Herz!

Mir öffnet sich des Todes Worte,
Du stehst als jungfräuliche Braut,
So höre nun Prophetenworte,
Sieh, was mein sterbend Auge schaut!

Dich wird die Liebe tragen, heben,
Nicht, wie sie keinem ward zu teil!
Des Volkes Aen wird dich umschweben
Und Preußen nennt dich stolz sein Heil!

Nicht bleibst du fern das Leid der Erden,
Doch in des Unglücks harter Pein
Wirst du des Landes Engel werden
Und nimmermehr vergißt man dein!

Luises Thränen fielen auf das Blatt, das Anton Raff ihr als Hochzeitsgast gesendet. Daß er richtig prophete, hat uns die Weltgeschichte gelehrt. — Wenige Stunden darauf trug die holdselige Braut die Krone der Prinzessinnen von Preußen und wurde unlöslich mit dem Geliebten vereint. Wenige Stunden darauf starb Anton Raff, der berühmteste Sän-

ger des achtzehnten Jahrhunderts, dem man zugehelt hatte wie einem; auf seiner Brust fand man ein schmales Goldkettlein mit einem Korallenkreuzchen.

Und durch dieses ist sein Andenken verbunden mit dem der schönen Königin, mit Luise von Preußen.



Kunst und Künstler.

— In Wien starb der ausgezeichnete Violin-Pädagoge J. A. Dont im Alter von 74 Jahren. Der Verstorbenen war ein Schüler Josef Böhm's, seines Vorgängers in der Reihe der großen Violinlehrer, die am Wiener Konservatorium gelehrt haben. Im Jahre 1831 trat er als Orchesterdirigent in das Burgtheater und 1834 wurde er zum Mitgliede der Hofkapelle ernannt. Dont hatte seine Zeit, wo er als Violoncello und Komponist in Wien seinen wohlverdienten Ruf hatte; als seine Leistungen auf diesen Gebieten werden von seinem pädagogischen Wirken übertragen. Unter seinen Schülern haben manche, vor allen Auer, einen Weltruf erworben. In den Daghoferischen „Kunstlerportraits“ ist Dont mit folgender Strophe bedacht:

„Denkter Künstler, fest und sicher,
Ohne Scheu, niemand weichen,
Neun' ich ihn den Müßflüchler
Treffend wahrlich und begreifend.“

— Im Carltheater in Wien ging erstmals C. M. Ziehrer's Operette „Ein Deutschmeister“ — Text von Genée und Rappert — in Scene und hatte vollen Erfolg. Die Musik ist frisch, melodisch und trägt vielfach echt wienerische Gepräge, ein paar Walzer und Märsche haben Wiener Blut und Wiener Leben, aber der populäre Komponist hat sich doch nicht auf Tänze und Märsche allein beschränken wollen, er hat einige große Arien und Duette eingeflochten, die, wie fast alle neueren Operetten, über die Gänge hinausragen. Der Beifall für Ziehrer und alle Mitwirkenden war ein außerordentlicher. Nach allen Umständen gab es die stürmischsten Hervorrufe.

— Die neue Oper „Der alte Dessauer“, Text von Paul Rurth, Musik von Otto Keigel, ist von dem Stadttheater in Köln, sowie den Hoftheatern in Gassel und Wiesbaden zur Aufführung in diesem Winter angenommen worden. In Wiesbaden soll dieselbe zur Feier des Kaisergeburtstages am 27. Januar in Scene gehen.

— Das Meer, Symphonie-Ode von J. L. Nicod's. Breitkopf & Härtel in Leipzig publizieren soeben die Partitur dieses großen Werkes, das im kgl. Hoftheater in Dresden zu einem Pensionatskonzerte aufgeführt werden soll. Das neue Werk ist für Männerchor, Solo, großes Orchester und Orgel komponiert, die Dichtung von Karl Voormann. Letztere ist vorzüglich musikalisch gedacht. Es sind die Momente des Meereslebens in kurzen markanten Sätzen geschildert, ohne Redseligkeit und Phrase und geschickt steigend.

Der Komponist hat sich die Form des Werkes neu geschaffen. Felschen David hat die „Wüste“ eine Symphonie-Ode genannt. Aber dieses Werk ist mehr Musik-Epos, nicht traurig in der Form. Nicod's hingegen hat zwar keine Symphonie mit Chor geben wollen, er hat aber den Begriff Symphonie-Ode enger gefaßt. Franz Liszt in seiner (bedeutend schönen) Symphonie-Dichtung „Ce qu'on entend sur la montagne“ folgte einem ähnlichen Gedanken. Aber er verlagte sich die Götterwelt, er schuf eine meisterliche Orchestermalerei, ließ aber die Dichtworte Victor Hugos nur als Programm vorrücken. Unsere Stellung zur Programmmusik bleibt sich stets gleich. Die Musik ist so mächtig in Schilderung musikalischer (d. h. lyrischer oder phantastischer) Zustände und Vorgänge, daß sie sehr wohl ohne Worte „schildern“ kann. Beethoven's Pastoral-Symphonie wird niemand mit der Grotte verwechseln, auch wenn kein Titelwort die Tendenz verrät. Aber das „Ankleben“ ist etwas so allgemeines, daß mit dem Titelwort auszukommen war. Die Rhythmen und Verlorenen Symphonien Dichtungen dagegen sind meist kein allgemeines, sondern etwas besonderes an Schilderung. Mazepa, Harold, Dante etc. bedürfen den Titelworts. Und da dünkt uns besser, was Nicod's gethan hat: die symphonische Dichtung mit dem Worte direkt zu ver-

sehen, Ehre und Soli zur Verdeutlichung und gleichzeitig zur reicheren Wirkung heranzuziehen. Dies Werk, „Das Meer“, macht einen tiefen Eindruck und ist in der Form vollständig klar. Die Stimmung gibt die Musik, liegt sie nun beim Orchester oder im Chor. Das Meer gibt nur soviel an realen Bildern, daß die Stimmungen erklärt sind.

In J. L. Nicod's vereint sich zum Glück Geist und Empfindung. Vielleicht übertrug der Geist und darin liegt das Fesselnde seiner Musik. Sie ist genügend melodisch, um „gefallen“ zu können. Aber sie ist zugleich in den Rhythmen und kühnen Harmonisierungen eminent geistvoll. Aber neben diesem Geiste, den man auch Phantasie nennen könnte, besitzt der Komponist viel praktischen Verstand. Er läßt das Absondere nicht vorherrschen, sondern er vertheilt es zweckmäßig und ist nebenbei ein guter Architekt. Von den Neueren wählten wir nur wenige, die so große Massen organisch gliedern können, und immer klar und euphonisch erträglich bleiben, wie Nicod's. Das sind Felix Draeseke, A. Becker, F. Kiel und Grell. Phrasen dagegen gibt in Formellen nicht so absolut klar und besonnen. In dem ganzen Werk Nicod's ist kein Schwulst, aber auch keine Trockenheit. „Das Meer“ ist keine „wädrere Leistung“. Es ist eine grobe, präziseste und geistig überlegene Arbeit größten Stiles.

Deconomisch ist die Ode nicht. Auf kleine Verhältnisse ist die Ausführung nicht berechnet. Sie erfordert 16 und 14 Violinen, 10 Bratschen, 9 Celli und 8 Kontrabässe, reichlich Bläser, großes Contragott, 4 Posauern und 4 Tuben, Garne womöglich doppelt und (nicht obligate) Orgel. Den Chor wünschte der Autor 50, 40, 40, 60 Stimmen stark.

Gleich die Einleitung muß für die Streicher imponierend klingen, sowohl in der Choralform wie in der flüchtigen Bewegung vom tempo primo ab. Der zweite Satz a capella muß für einen großen Chor mit einem mächtigen Pianissimo gewaltig sich ausnehmen. Der dritte Satz (Wellenlag): „die wachenden Wellen jagen“ mit Tenorsolo macht sich schon mit der allmählich sich steigenden Apothose der Liebe. Der vierte Teil (Meerleuchten) ist ein entzückendes Scherzo, in welchem die Holzbläser, die Streicher und die subtil angewandten Schlaginstrumente virtuos zusammenwirken. Die Reife der Instrumentation (Nicod's ist noch jung) ist wirklich zu bewundern. In den nun folgenden Stücken tritt wieder die menschliche Stimme hinzu: solistisch in dem schlichten Idyll „Fata morgana“, choristisch in den beiden großen Schlusssätzen: Höhe und Flut, Sturm und Stille. Auch im Schlusssatz sind ganz herrliche Klangwirkungen erzeugt.

Das Werk entläßt uns mit einem hochpoetischen Eindruck. Es ist Musik, teils impulsiv, teils überaus geistvoll gemacht. Es freut uns, daß Dresden die erste Aufführung haben wird. Aber wir machen alle großen Vereine in Deutschland, England und Amerika (die Uebersetzung ist beigebracht) auf das ungewöhnliche Werk aufmerksam, das zu den wirkungsvollsten und interessantesten neuen Musikbüchern zählt und dem hohen Ernst und Talent des Autors Ehre macht. Ludwig Hartmann.

— Die Generalin Parmentier, geb. Theresie Milanollo, ehemals als Violinistin bekanntlich hochberühmt, war vor kurzem in ihrem Geburtsort Savignano zum Besuch und hat gelegentlich eines ihr zu Ehren veranstalteten Konzerts ihre Mitbürger durch ihr immer noch köstliches Spiel in Entzücken versetzt.

— Italienische Zeitungen erinnern daran, daß am 17. November 1889 fünfzig Jahre seit der ersten Aufführung von Verdis Erstlingsoper „Oberto di San Bonifacio“ verlossen sein werden, und geben den Anstoß, dieses Jubiläum des populären italienischen Meisters, des Stolz des musikalischen Italiens, würdig zu begehen. Es wird nun in Rom ein Komitee zusammenzutreten, um die Vorbereitungen zu einer würdigen Feier zu treffen.

— Frau Cosima Wagner verweilt in den letzten Wochen in Karlsruhe, um mit Kapellmeister Motz über die nächsten Bayreuther Aufführungen zu verhandeln. An den Beratungen gesellte sich noch Kommerzienrat Groß aus Bayreuth und das Ergebnis der gepflogenen Unterhandlungen war, daß im Jahre 1889 keine Aufführungen in Bayreuth stattfinden werden.

— Zum Direktor der Berner Musikschule ist an Stelle des wegen Altersschwäche von diesem Posten zurückgetretenen Hb. Reichel der um das dortige Musikleben sehr verdiente Musikdirektor C. Munzinger erwählt worden.

(Fortsetzung auf Seite 305.)

Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Um das Wiedererleben des Gounod'schen Bühnenwerkes „Mérope und Julia“ zu ermöglichen, hat die Direction der Großen Oper in Paris ihre Zukunft zu Melina Patti nehmen müssen. Zu der Aufführung drängte sich ganz Paris, als ob es sich um eine sunfelnagelne Novität gehandelt hätte und im Grunde genommen waren nur zwei, nebenbei bemerkt, recht unglückliche Günstlinge, welche wieder verschwinden dürften, sobald der Sensationsrummel verhaucht ist. Gounod bediente sich selbst. Was nun die Patti betrifft, so konnte sich das Publikum nicht verhehlen, daß die Jahre auch an dieser phänomenalen Erscheinung nicht spurlos vorüber gegliitten sind. Indessen, wenn ihre Kunst nicht mehr so hell und in so verblüthendem Glanze leuchtet, wie ehemals, so versteht sie heute um so intensiver zu erwärmen. Ja, man könnte behaupten, daß in dem Maße, als die natürlichen Mittel sich schwächen, ihr künstlerisches Wesen sich stärkte und steigerte. Ihre dramatische Gestaltungskraft hat entschieden gewonnen, ihre Vocalisation ist noch immer von entzückender Klarheit. So kommt es, daß die Patti — nach ihrem Entree — walzer allerdinge mit tosendem Beifall ausgetreten — diesen Abend vielleicht nicht in dem Maße der äußerlich brillanten, aber immerhin in jenem ihrer künstlerisch reinen Erfolge wird vergehen können. Der Domorganist E. J. Forchhammer in Magdeburg ist zum künftigen Musikdirektor ernannt worden.

— Paul v. Janó hat kürzlich wie in Darmstadt und Frankfurt a. M., so nun auch in Stuttgart mit seiner Neuklavatur, auf der er sich selbst als Pianist produzierte, das verdienteste Interesse erregt.

Das Schwedemannsche Quartett aus Köln ist zur Zeit wiederum auf einer größeren Kunstreise begriffen. Augenblicklich weilt es, neue Korbeeren sammelnd, in Schottland. Wie wir dem in Glasgow erscheinenden „Glasgow“ entnehmen, haben die vielgefeierten Künstler dort in einem Konzert des Hiffthead'schen Kammermusik-Bereichs einen großartigen Erfolg gehabt. Der Konzertsaal, die „Burg Hall“, war überfüllt, und viele Personen, die noch Einladungen bedurften, mußten auf die folgenden Konzerte betwungen werden. Geleitet wurde das Brahms'sche Klavierquintett in F moll, Präludium und Fuge für Klavier in E moll von Mendelssohn, das Quartett op. 162 von Schubert, ein Impromptu (op. 36) von Chopin und das Quartett (op. 132) in A moll von Beethoven. Am Klavier saß Frau Alma Haas aus London, eine treffliche Pianistin, deren besondere Vorzüge in einer vollendeten Technik, sowie in Eleganz und Reinheit ihres Stils gipfeln sollen.

Der um die Reform der Kirchenmusik und seine gelegenen Kompositionen verdiente Oberkaplan Emil Nikel in Jägeritz ist als künftiger Divisionspfeifer und Symphonie-Musikdirektor nach Thorn berufen worden.

— Kapellmeister Jos. Rheinberger in München wurde mit dem Maximiliansorden dekoriert.

— Stettin. Am Donnerstag den 29. November wurde hier ein neues dramatisch-musikalisches Werk, „Mifried“ (erschienen bei Schlesinger, Berlin) von Prof. Dr. Lorenz, Musikdirektor in Stettin, durch den Musikverein unter des Komponisten Leitung aufgeführt. Der Erfolg des Werkes war ein ungewöhnlich großer, so daß zu erwarten steht, das Werk werde bald wegen seiner Schönheit und seiner dramatischen Gewalt wie der Großartigkeit seiner Chöre von andern Vereinen zur Aufführung erwählt werden. Im Januar steht eine Aufführung des Wifried in Kassel unter Musikdirektor Spengler bevor. Lorenz hat bereits durch sein Werk „Otto der Große“ bedeutende Erfolge erzielt, seine Oper „Jrungen“ wurde bekanntlich von der Berliner Hofbühne zur Aufführung angenommen.

Jermischles.

— Wir machen unsere Leser auch an dieser Stelle auf das in der Extrabeilage unserer heutigen Nummer enthaltene Preisversteigerung für Gaststätten aufmerksam.

— Im Monat August des nächsten Jahres findet zu Austerlitz ein großer, von dem dortigen

Männergesangsverein „Oefning baar t'Kunst“ veranstalteter internationaler Gesangswettbewerb statt. — Im Januar kommenden Jahres werden es 50 Jahre, daß die „Dresdener Liebertafel“ gegründet wurde. Das eigentliche Jubiläum gedenkt der Verein aber erst im kommenden Sommer festlich zu begehen.

— Das Testament des kürzlich verstorbenen Pariser Musikalienverlegers Choudens ist nun eröffnet worden. Er hinterläßt jeder seiner drei Töchter eine Million und seinen beiden Söhnen sein Geschäft, das auf vier Millionen angeschlagen wird. „Faust“ und „Carmen“ haben fast allein die sieben Millionen eingetragen. Von Choudens und Gounod erzählt man folgende Anekdote. Choudens beluchte einst, mit einem prachtvollen Pelzmantel bekleidet, den Komponisten. „Faust!“ rief Gounod, indem er den Mantel anfaßte. „Tribut von Zamora!“ antwortete der Verleger, indem er einen sehr abgetragenen Gylinder vom Haupte nahm.

— Dr. Wilhelm Mahr, der bekannte langjährige Berichtshalter der „Kölnischen Zeitung“, ist in der Nervenklinik Obernigk in Schlesien gestorben. 1838 in Münsterfeld geboren, studierte er in Bonn zunächst Theologie, sodann Philologie, und wurde nach abgelaufenem Examen in Köln am Marzellenplatz als Lehrer angestellt. Seine musikalische und literarische Begabung bot den Anlaß zu einer näheren Verbindung mit der „Köln. Ztg.“, für welche er zunächst Konzert- und Theaterberichte schrieb. Allmählich knüpfte sich das Verhältnis fester, Mahr entlagte ganz seiner schulmännischen Laufbahn und trat 1869 ausschließlich in den Dienst der genannten Zeitung. In der Folgezeit war er nun für dieselbe teils als Redaktionsmitglied, teils als Berichtshalter in den verschiedensten Ländern thätig, so in Italien, in Spanien während der Karlistenkriege, in Nordafrika, in Amerika und schließlich in Berlin. Seine aufreibende Thätigkeit machte sich nach seiner letzten Reise in die sächsischen Industriegebiete leider in einer hochgradigen geistigen Abspannung geltend. Die Ruhe und geregelte Lebensweise in der sächsischen Heilanstalt vermochte nicht dauernd einzunehmen, und so beschloß allmählich ein Leben, das noch mangelnde reiche Früchte verrieth.

— Alessandro Nematello, ein italienischer Forscher, will eine noch vollständig unbekannte Komposition Gluck's aufgefunden haben, welche dieser zur Hochzeitfeier in einem italienischen Fürstenthum geschrieben hätte.

— Zum Andenken an Joh. Nepomuk Hummel ist an dessen Wohn- und Sterbehause in Weimar, Marienstraße Nr. 8, welches nach von dessen Sohn, Prof. Karl Hummel, dem trefflichen Landschaftsmaler, und dessen Familie bewohnt wird, auf Veranlassung der hiesigen großherzoglichen Hofkapelle und auf deren Kosten eine Gedenktafel am 14. November angebracht worden, welche in goldenen Lettern die Inschrift zeigt: „Hier wohnte und starb J. N. Hummel | 1819—1837 | In dankbarer Erinnerung | die großherz. sächs. Hofkapelle.“

Musikalische Liebesklage.

1. Laura, Laura, was sind Mädchenschwüre? Fragt mein fliehender Fuß dich vormurfsvoll. Ach, nach solcher Liebesanerkennung, — Welch ein mark- und beinerstückerndes Moll! ;

2. Grüßte nicht mit süßen Komfonamen Gleich dein erster Blick oerheißungstrotz, — Stieg mein Herz dir müßig entgegenzungen ; — Im Zwei-Viertel-Takt prestissima? ;

3. Als ich drauf im stillen Wiesenthale Dir das Jawort von der Lippe riß, — Stieg mein Busen auf der Freudenkale ; — Bis hinauf zum süßgefärdigten Eis. ;

4. End es sol ten Stunden, La, La, La, — Voller Babelungensüßheit ; — Sotto voce wurde viel gesprochen, — Dolos ruft! ich aus an deiner Brust. ;

5. Ritenito, nur mit bangem Stöhnen Melb' ich, wie das Weisere verlief — Laura! Weh! du ließe dich verlocken ; — Durch ein fremdes Liebesleitmotiv! ;

6. Aus dem Herzen rragt mit Hindernissen Sich ein leises Lamentoso nur . . . Werde keinem so wie mir zerissen ; — Seiner Liebe goldne Partitur. ;

Edwin Bormann.

Dur und Moll.

— An der Himmelstürze. Petrus: „Wer bist du und was willst du an der Himmelstürze?“ Fremder: „Schlechte, schlichter Schleiher, schleimig schnell, schlecht schlatterndes Schlag auf!“ Petrus: „Woll, Feder, der Richard Wagner!“

M. H. Grillparzer und Mozart. Es gibt wohl kaum einen Dichter, der sich so liebevoll ernt in die Musik versenkt, eine solche Fülle tiefer und origineller Gedanken über diese Kunst geknüpft hätte, als der Schöpfer der „Sappho“. Wir kennen seine Verehrung und Liebe für den Meister und Menschen Beethoven; aber höher stand ihm noch Mozart, dessen Opern schon in seine frühe Jugend mit dem Humor des Zufalls hineinfielen. Eines der ersten Bücher des Knaben war der Text der „Zauberflöte“ und seine erste Liebe hing mit der „Hochzeit des Figaro“ zusammen, indem eine in der Rolle des Cherubin auftretende Sängerin sich „seiner ganzen Einbildungskraft so bemächtigte“, daß er an sie eines seiner schönsten und leidenschaftlichsten Gedichte richtete. Der „Don Juan“ aber war für Grillparzer das Hohenlied aller Opernmusik und im Andenken an dieses Werk hauptsächlich schrieb er 1842 jene Verse, in denen die Bewunderung des Mozartschen Genius wohl den vollendetsten poetischen Ausdruck gefunden und von denen wir hier einige anführen:

„Nennst ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze: Was er gethan und was er sich versagt, — Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms, — Weil er nie mehr gewollt als Menschen sollen, — Tönt auch ein Maß aus allem, was er that.“

— Als Amerika. Ein großartiger Klavierspieler, dessen Fingerfertigkeit alles auf diesem Gebiete Erlebte weit in den Schatten stellt, ist in Minnesota (Vereinigte Staaten) aufgetaucht und wird demnächst unter Barons Leitung eine Tournee unternehmen. Derselbe spielte bei seinem ersten Auftreten mit sämtlichen Pianisten der Stadt gleichzeitig um die Wette, gab allen Konkurrenten hundertwärtig Takte vor und ging trotzdem mit einem Vorprung von anderthalb Sonatensätzen als erster durchs Ziel. Barman ist immer noch der alte!

M. H. Weltweisheit. Der große Tonmeister Hector Berlioz lag im Sterben. Die Marsstürme des Jahres 1869 umbrachten seine Wohnung und klangen hinein in die Melodien, welche unaufhörlich in der Seele des hinfühenden Künstlers aufstiegen. Lebhaft beschäftigte sich der Komponist noch in den letzten Stunden mit dem Schicksal seiner Werke. Einer seiner Freunde verlor sich auf seine Klagen mit den Worten zu trösten: „Gebuld, Meister, Ihre Opern werden bald an die Reihe kommen; demühen Sie sich nur, wieder gesund zu werden!“ Da lächelte der Kranke schmerzlich und sagte trübe: „Ich kenne die Welt nicht, Freund! Damit ich das bessere Schicksal meiner Kompositionen beschleunige, muß ich so rasch als möglich sterben; denn erst der Totenschein löst mein Einlaßbillet für unsere Opernhäuser werden!“ Er sollte recht behalten.

— Eine scharfe Zunge. Unter dem Besten Dingelkeits, die seiner Leitung unterstellten Künstler bei jeder Gelegenheit seine Macht fühlen zu lassen, hatte auch der kürzlich verlebte Burgschallspieler Weigner öfter zu leiden. Als dieser einmal, giftig über die Mäzen, bei dem Theatergewaltigen mit den Worten eintrat: „Herr Direktor, ich bin gekommen, Ihnen die Wahrheit zu sagen,“ lautete die trockene Antwort: „Thun Sie das, lieber Weigner, es wird in diesem Zimmer sonst ohnehin so viel gelogen,“ und auf die gereizte Gegengabe: „Herr Baron, Sie werden mich noch unter die Erde brin en!“ erwiderte Dingelkeits noch billiger: „Läugnen Sie mich nicht mit leeren Versprechungen, mein lieber Weigner!“

Hierzu ein Prospekt von Louis Welter, Ingenieur in Köln a. Rh.